SOCRATES · MENDELSSOHN

Moses Mendelssohn.

Sammlung

theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn.

Herausgegeben

von

J. Heinemann,
Dr. der Philosophie.

Mit einem Titelkupfer
(Mendelssohn und Sokrates im Medaillon).

Leipzig, 1831.
G. Wolbrecht'sche Buchhandlung.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Allen

Freunden und Verehrern

des

verewigten Weisen

die wie Er der Wahrheit huldigen.

Das Kriterium der Wahrheit hat jedermann in sich. Weder die Einbildung giebt es, noch die Spekulation; im Gemüth, im innersten Bewußtsein wohnt die Summe aller Wahrheit —.

Herder.

Das Titelkupfer.

„Vermuthlich kennst du diese Silhouette? Ich
„kann dir's kaum verhehlen! Sie ist mir gar zu
„lieb! gar zu sprechend!.... Kannst du sagen,
„kannst du einen Augenblick anstehen, ob du sa-
„gen wolltest: „„Vielleicht ein Dummkopf! Eine
„rohe geschmacklose Seele!"" „Der so was sagen
„könnte, ertragen könnte, daß ein anderer es sag-
„te, der schließe mein Buch zu, werf' es von sich
„— und erlaube mir, meinen Gedanken zu verweh-
„ren, daß ich nicht über ihn urtheile! Ich weide
„mich an diesem Umrisse! Mein Blick wälzt sich
„von diesem herrlichen Bogen der Stirne auf den
„scharfen Knochen des Auges herab... In dieser
„Tiefe des Auges sitzt eine sokratische Seele!
„Die Bestimmtheit der Nase — der herrliche
„Uebergang von der Nase zur Oberlippe — die
„Höhe beider Lippen, ohne daß eine über die an-
„dere hervorragt, o wie alles dieß zusammen-
„stimmt, mir die göttliche Wahrheit der Physi-
„ognomie fühlbar und anschaulich zu machen...„

Lavater, Physiognomische Fragmente.

Vorwort.

Der Zweck dieser Sammlung ist zunächst: den jungen Glaubensgenossen des verewigten Moses Mendelssohn, die sich den Studien widmen, Materialien zu einem ausführlichen Gemälde des Weisen zu liefern, der in jeder Beziehung ihr Muster und Vorbild sein soll. — Sein hellblickender Geist, seine Liebe zur Wahrheit, sein reger Trieb sie zu verbreiten, seine sittliche Güte, seine ächte Frömmigkeit, seine liebenswürdige Bescheidenheit, sein untadelhafter Wandel mit dem ganzen schönen Gefolge seiner übrigen Tugenden offenbaren und entfalten die vortrefflichste Harmonie und vollenden ein Bild menschlicher Vollkommenheiten, wie es keine Meisterhände getreu und wahr darzustellen vermögen.

„Bei der näheren Zergliederung der Eigenschaften „dieses großen Mannes" — sagt sein vieljähriger Freund

und Schüler, David Friedländer — *) „dürfen wir „auch das genaueste Detail nicht fürchten. Er ist keiner „von den Männern, bei welchen einige glänzende Eigen„schaften mehrere Schwachheiten vor den Augen der Welt „bedecken müssen; keiner von den Karakteren, die nur von „einer gewissen Seite betrachtet werden dürfen, wenn sie „Wohlgefallen erregen sollen: gleicht keiner von denjeni„gen kolossalen Figuren, die in einer gewissen Weite zwar „Bewunderung erwecken, aber in der Nähe voller Unebenheiten und Flecken sind. Nein, wir können mit Zuver„sicht sein öffentliches und sein Privatleben, seinen Karak„ter als Mensch und als Bürger, als Hausvater und „als Ehemann, als Lehrer und als Freund, der streng„sten Untersuchung unterwerfen: überall werden wir ihn „musterhaft, überall gleich groß, gleich liebenswürdig „finden. —"

Von diesem Zwecke ausgehend, dürfte diese Schrift auch den Besitzern der größeren Werke Mendelssohns, aus denen mancher Aufsatz ganz oder im Auszuge entlehnt werden mußte, nicht ohne Interesse sein; in so fern aber

*) Vorlesung, gehalten in der Gesellschaft zur Beförderung des Edlen und Schönen, am 9ten Januar 1794.

unentbehrlich werden, als sie Mehreres enthält, was theils in den Werken anderer Gelehrten und Zeitschriften zerstreut sich befindet, und daher nicht immer zur Kenntniß eines Jeden kommt, theils aber bisher noch nie im Druck erschienen war. — Auch die kleinsten Aufsätze, Briefe, Anekdoten, sinnreiche Worte von ihm sind des Aufbewahrens werth; denn auch das Mindeste trägt das Gepräge seines hellen Verstandes, seines liebevollen Herzens, seines brennenden Eifers für Wahrheit und Tugend. Nicht minder verdienet Alles, was seine Freunde in Beziehung auf ihn gesprochen und geschrieben haben, dankbar aufgenommen und der Vergessenheit entrissen zu werden, weil es auf ihn hinweiset, und weil es den jüngern Freunden Colorit und Manier darbietet, um die Zeichnung des verehrten Musters würdig auszuführen.

Berlin, am Geburtstage Moses Mendelssohns,
12. Elul 5590 (31. August 1830.)

Der Herausgeber.

Inhalt.

Vorwort.

Einleitung: Friedrich Nicolai. . . . . Seite 1

Moses Mendelssohns Leben. . . . . : 9

Andachtsübung. . . . . : 29

Schreiben an einen deutschen Erbprinzen. . . . . : 31

Aufsätze: Giebt es natürliche Anlagen zum Laster? . . . : 39

Von der Herrschaft über die Neigungen. . . : 48

Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit. . . . . : 57

Vorbericht zu den Morgenstunden. . . . . : 67

Vorrede zu Menasseh ben Israel's Rettung der Juden. . . . . : 71

Unterhaltungen mit Mendelssohn. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von David Friedländer. . . . . : 104

Ueber die Einrichtung einer Volkslehre. . . . . : 147

Mendelssohns Antwortschreiben an Charles Bonnet. Mit einem Vorworte von David Friedländer. . . . . : 155

Schreiben von Mendelssohn während seines Streits mit Lavater. : 172

Eine Anekdote aus dem Leben Moses Mendelssohns. . . . : 177

Ausgewählte Briefe von und an Lessing. . . . . : 182

Fragment aus einem Briefe von Mendelssohn an v. P. . . : 331

Mendelssohns Antwortschreiben an O*). . . . . : 334

Fragment eines Briefes von Mendelssohn an einen Staatsrath in O. . . . . : 336

Fragment eines Briefes von Mendelssohn an den Münzdirektor Lessing, wenige Wochen nach des großen Lessings Tode. . : 339

Ausgewählte Briefe von und an Abbt. . . . . : 344

Briefe von und an Hamann. . . . . : 414

Wieland an Mendelssohn. . . . . : 423

Mendelssohn an Nicolai. . . . . : 425

Ueber Mendelssohn, seinen Karakter, seinen Wirkungskreis und seine Verdienste um die Israeliten. . . . . : 430

Friedrich Nicolai

zeigt am 7. Januar 1786 der gelehrten Welt den Tod unsers Weltweisen an*).

Als Einleitung hier im Auszuge.

„Die gelehrte Welt hat einen unersetzlichen Verlust er-
„litten durch den Tod des berühmten Philosophen
„Moses Mendelssohn, welcher den 4ten Jänner
„1786 im 57sten Jahre seines Alters früh um 7 Uhr
„sanft entschlief. Er war zu Dessau 1729 geboren...**)
„Im Jahre 1754 ward Moses Mendelssohn mit
„Lessing bekannt, welches der größte Schritt zur Aus-
„bildung seines philosophischen Geistes und zur zweckmäßi-
„gen Anwendung seiner so seltenen Geistesgaben ward...
„Kurz nachdem beider Bekanntschaft vertraut zu werden

---

*) Allg. deutsche Bibliothek 65r Bd. 2s Stck. S. 624—31.

**) Hier erzählt Hr. Nicolai die Lebensgeschichte des M. bis zu dessen Bekanntschaft mit Lessing, die weiter unten ausführlicher erzählt ist.

„angefangen hatte, ward ich beiden bekannt. Was ich „diesen beiden Männern von so seltenen Talenten, welche „die ungeschminkteste Wahrheitsliebe besaßen, und beide „den edelsten Karakter hatten, verdanke, empfinde ich „im Innersten meines Herzens, und kann es Niemanden „deutlich darstellen, am wenigsten in dieser Stunde, wo „meinem Herzen der Schmerz der Trennung von einem „dreißigjährigen vertrauten Freunde noch so neu ist. Unser „Umgang war verschiedene Jahre lang so innig, so „lehrreich!"

„Lessing machte den Philosophen Moses zuerst „auf die Natur der neuern Sprachen und des Vortrags „in denselben aufmerksam. Die Briefe über die Em„pfindungen waren die erste Frucht der Uebung des „hebräischen Philosophen in der deutschen Sprache. „Wenn man überlegt, daß die deutsche Sprache ihm „eigentlich eine fremde Sprache war; wenn man zurück„denkt, in welchem Zustande die deutsche Prosa im „Jahre 1755 war, so sieht man die Größe des Ta„lents, und wie sein Geist dieses Talent zu bearbeiten „wußte."

„Als ich die Bibliothek der schönen Wissen„schaften anfing, war er es zuerst, und nach ihm

„Lessing, der mich in meinem Vorsatze, durch freimü-
„thige Beurtheilung neuer Schriften der deutschen Lite-
„ratur einen stärkern Schwung zu geben, befestigte.
„Moses lieferte so manchen thätigen Beitrag zu den
„ersten vier Bänden, die wir mit gemeinschaftlicher
„Bemühung herausgaben. Von seinem wichtigen An-
„theile an den Briefen die neueste Literatur be-
„treffend, habe ich schon an einem andern Orte etwas
„gesagt. Der Gedanke, die allgemeine deutsche
„Bibliothek herauszugeben, erschreckte ihn anfänglich
„wegen der Größe des Unternehmens, und wegen der
„Schwierigkeiten, die er damals beinahe für unübersteig-
„lich hielt. Da er mich aber entschlossen sah, so unter-
„stützte er mich freundschaftlich. Die ersten Bände die-
„ses Werkes, worin einige sehr vorzügliche Recensionen
„von ihm stehen, sind Zeugen davon."

„Seine vortrefflichen philosophischen Werke, die
„mit dem simpelsten Vortrage so viel Anmuth und mit
„der Anmuth so viel Deutlichkeit und Gründlichkeit ver-
„binden, hier nach Verdienst zu rühmen, ist wirklich in
„dieser Stunde meine Fassungskraft allzuschwach. Ich
„empfinde, welche Wohlthat sie unserm Zeitalter waren.
„Die Entwickelung ihrer unbeschreiblichen Verdienste und
„der außerordentlichen Verdienste ihres Verfassers sei einer

„ruhigern Zeit vorbehalten. Besonders hat Phädon „nicht wenig beigetragen, die Unsterblichkeit der „Seele, eine zum Glücke aller vernünftigen Menschen „so nöthige Wahrheit, näher ans Herz zu bringen. „Dieses Buch allein schon ist genug, daß mein Freund „der spätesten Nachwelt, so lange deutsche Sprache und „Philosophie noch Werth haben, verehrungswürdig blei„ben muß."

„Eine schwere Krankheit machte ihn verschiedene „Jahre lang, erst zu allen Arbeiten, nachher wenigstens „zu allen gelehrten Arbeiten ganz untüchtig. Ich ziehe „gern den Vorhang über die Veranlassung zu dieser „schweren Krankheit und überhaupt über diese traurige „Zeit, weil jetzt noch mein Herz allzuwund ist. Welche „heroische Philosophie, welche Besonnenheit und Hoffnung „er in diesen unglücklichen Umständen zeigte, da er alle „Stärke des Geistes behielt, und sie doch nicht Viertel„stunden lang brauchen durfte, ohne am Körper empfind„lich dafür zu leiden, kann ich nicht erzählen; eben so „wenig, wie wichtige psychologische Aufschlüsse die Ge„schichte seiner Krankheit selbst darbietet."

„Durch die strengste Diät genas er nach und nach, „und er benutzte beinahe jeden Augenblick, um Ideen zu

„fassen und aufzuschreiben. Endlich erwarb er neue
„Kräfte des Körpers, denn sein Geist hatte nie gelitten,
„vielmehr in dem stärksten körperlichen Leiden hatte er
„sich größer als je gezeigt. Er versuchte nun wieder
„ein zusammenhängendes Werk zu schreiben. Bei einer
„geringen Veranlassung legte er in seinem Jerusalem
„herrliche Ideen der Welt vor, die zum Theil deswegen
„so schief verstanden wurden, weil sie Vorurtheile, die
„seit Jahrhunderten befestigt waren, direkt angriffen.
„Er war dabei sehr gleichmüthig. Er wollte seinem Zeit-
„alter noch nützlicher werden. Er faßte den Gedanken,
„die Lehre vom Dasein Gottes, welche in unsern
„Zeiten so verkannt und verstellt wird, in ein neues Licht
„zu setzen. Ihm war es sehr angelegentlich gewesen,
„seinen ältesten Sohn Joseph, einen Jüngling von aus-
„gezeichneten Fähigkeiten, und den er mit der zärtlichsten
„Vaterliebe liebte, von dieser Seite sicher zu setzen. Er
„hatte ihm und einigen andern jungen hoffnungsvol-
„len Leuten seiner Nation in einigen Morgenstun-
„den die Anfangsgründe seines philosophischen Systems
„mündlich erklärt, und besonders auf Gott und auf die
„richtige Auseinandersetzung unsers Begriffs von ihm
„und von seinen Eigenschaften wichtige Wahrheiten ge-
„gründet. Schon vor anderthalb Jahren entdeckte er

„mir, zu meiner großen Freude, umständlich seine Idee,
„auf welche Art er darüber ein ausführliches Werk her-
„ausgeben wollte. Der erste Theil ist unter dem Titel
„Morgenstunden in der Michaelismesse vorigen Jah-
„res erschienen, und von allen unbefangenen Wahrheits-
„freunden gewiß mit Theilnehmung gelesen worden. —
„Hr. G. R. Jacobi in Düsseldorf hatte in einer zu-
„fälligen Unterredung mit Lessing etwas mit ihm über
„des Spinoza Begriff von Gott gesprochen, und
„Lessingen sicherlich nicht verstanden, welches ich am
„gewissesten sagen kann, da ich so oft mit Lessing und
„Moses zugleich über diese Materie disserirt habe. Er
„glaubte Lessings Meinung erschöpft zu haben, und
„darin, ich weiß nicht was, Gefährliches zu sehen. Er
„fand für gut, etwas hierüber an Moses, der Lessings
„vieljähriger Freund war, gelangen zu lassen. Mißver-
„ständnisse häuften sich immer mehr, und Hr. Jacobi
„schrieb, vielleicht ehe er die Materie genug durchge-
„dacht hatte, ein Buch über Lessing und Spinoza.
„Kann er wohl den Gegenstand recht durchgedacht haben,
„wenn er uns vorbilden will, alle Philosophie führe zum
„Atheismus, und wenn er den Glauben zum ersten
„Principium aller menschlichen Erkenntnisse machen will?
„Es scheint mir, wenn er vorher hätte den ersten

„Theil der Morgenstunden abwarten wollen, wür-
„de er es nicht geschrieben haben. Moses, der seinen
„Freund Lessing kannte, und gewiß doch besser als
„Hr. Jacobi, suchte diese Materie ein wenig näher
„auseinander zu setzen. Dieses Buch ward wenige Tage
„vor seinem Tode fertig, und wird in kurzem erschei-
„nen. Mit demselben wurden die letzten Kräfte seines
„schwachen Körpers erschöpft. Er entschlief nach einer
„leichten Unpäßlichkeit von wenigen Tagen, wie ein mü-
„der Wanderer nach wohl zurückgelegten Tagereisen sanft
„entschlummert."

„Der eigentliche zweite Theil der Morgen-
„stunden, in welchem er den im ersten Theile ent-
„wickelten Begriff von Gott auf die menschliche Gesell-
„schaft näher anwenden, und bis zu den ihm ganz
„eigenen festen Begriffen von Naturrecht und Sit-
„tenlehre fortführen, das heißt, die Rechte und die
„Pflichten eines jeden Menschen mit der göttlichen
„Vollkommenheit in der innigsten Verbindung zeigen
„wollte, ist leider noch nicht geschrieben. Welcher wich-
„tiger Verlust dies ist, kann ich mir am lebhaftesten
„vorstellen, da er von dem Plane so oft mit mir ge-
„redet, und die Anwendung auf einzelne Materien so
„oft der Gegenstand unsers Gesprächs gewesen ist."

„Soll ich etwas von dem großen Werthe sagen,
„den dieser große Gelehrte als Mensch hatte? Ich habe
„ihn seit 30 Jahren in so vielen Vorfällen des mensch-
„lichen Lebens thätig gesehen. Ich habe die außeror-
„dentlichsten Beispiele seines Edelmuths, seiner unerschüt-
„terlichen Redlichkeit, seiner Wohlthätigkeit, seiner Un-
„eigennützigkeit, seiner Menschenliebe, seiner Bereitwilligkeit,
„Feinden zu vergeben, seiner Sanftmuth, seiner Freund-
„schaft gesehen. Ach! das Herz bricht mir — — . . .

Berlin, den 7. Jänner 1786.

Friedrich Nicolai.

Moſes Mendelsſohn's Leben.

Mendelsſohn (Moſes) wurde zu Deſſau 1729 am 6. September (den 12. Elul 5489 nach jüdiſcher Zeitrechnung) von iſraelitiſchen Aeltern geboren. Sein Vater, Mendel, war öffentlicher Schreiber bei der dortigen jüdiſchen Gemeine, und ſchrieb die bibliſchen Bücher auf Pergamentrollen ab, deren man ſich in den Synagogen bedient. Er hatte zugleich eine Elementarſchule, und wandte die größte Sorgfalt auf die Erziehung ſeines Sohnes, der ausgezeichnete Anlagen zeigte. Die lyriſche Dichtkunſt der Hebräer begeiſterte den jungen Mendelsſohn ſo ſehr, daß er ſchon in ſeiner früheſten Jugend Verſe machte. Der dortige Rabbiner David Fränkel unterrichtete ihn im Talmud, und ließ ihn die Werke des Maimonides leſen, denen er ſeine Neigung zur Philoſophie verdankte. Sein anhaltender Fleiß zog ihm in ſeinem zehnten Jahre eine Nervenkrankheit zu, die nicht allein ſeinen Körper verunſtaltete, ſondern ihm auch eine Schwäche und Reizbarkeit zurückließ, deren Folgen er ſein ganzes Leben hindurch empfand. Nach zurückgelegtem dreizehnten Jahre, wo die jungen Iſraeliten eingeſegnet werden, und von wo an ſie ſelbſt für ihr religiöſes Betragen ſtehen, und nach damaliger Sitte, in der Regel auch ſelbſt für ihren Unterhalt ſorgen müſſen, trennte eine eiſerne Nothwendigkeit Mendelsſohn von ſeinem armen Vater. Er begab ſich 1745 nach Berlin, wo er

mehrere Jahre hindurch in der größten Dürftigkeit lebte. Einige mitleidige Menschen gaben ihm die Wohnung und freien Tisch an gewissen Tagen der Woche *), und der Rabbi Fränkel, der um diese Zeit als Oberlandrabbiner in Berlin aufgenommen wurde und unserm M. sehr gewogen war, gebrauchte ihn als Abschreiber. Hiedurch bekam er gründlichere Kenntnisse des Talmuds, der Gesetzgebung und der kirchlichen Gebräuche der Juden; zugleich machte er schnelle Fortschritte im Studium der Weltweisheit. Nur mit einem Glaubensgenossen aus Galizien, einem armen Schulmeister, aber einem eifrigen Anhänger der Wissenschaften gelang es ihm, in freundschaftliche Verhältnisse zu treten. Dieser gab ihm den Euclides in einer hebräischen Uebersetzung, wodurch er den Trieb desselben zur Mathematik erregte. Dieser geistvolle Mann (Israel Moses), der durch seinen durchdringenden Verstand sich bis zum Studium der Algebra emporschwang, oft aber der Ketzerei angeschuldigt wurde, war aus verschiedenen Städten vertrieben worden, wo er einen Zufluchtsort gegen die Verfolgungen seiner Feinde gesucht. In tiefe Schwermuth versunken fand er nirgends Ruhe, und starb in der bittersten Armuth. Mendelssohn machte späterhin Freundschaft mit einem Prager Juden, der in Berlin die Arzneikunde studirte, Kisch genannt, der ihn während eines halben Jahres im Lateinischen unterrichtete. Aber die Schwierigkeit, in seiner Armuth so viel zu sammeln, und sich davon eine Grammatik und ein Lexikon zu kaufen, hemmte seine Fortschritte. Locke's Werk über den

*) Seine Wohnung war ein Dachstübchen, und seine Nahrung an den übrigen Tagen der Woche bestand in trockenem Brode, das er mit Einschnitten bezeichnete, um damit nach Verhältniß seiner Kasse auszureichen. Sabbath speiste er beim Oberlandrabbiner, seinem Lehrer.

menschlichen Verstand war eins der ersten lateinischen Bücher, die ihm in die Hände fielen, und was er nicht verstand, suchte er zu errathen. Endlich 1748 lernte er den Salomon Gumperz kennen, einen andern jüdischen Arzt, der besonders in den neueren Sprachen eingeweihet war, und ihm nähere Veranlassung gab, mit der neuesten Literatur bekannt zu werden. Er verschaffte ihm auch die Bekanntschaft mit einigen jungen Leuten aus dem Joachimsthalischen Gymnasium, unter welchen sich Ludwig von Beaufobre befand, der die Philosophie sehr liebte. Von diesem Augenblicke an studirte Mendelssohn die neuern Sprachen; und seine ersten Versuche in deutscher Sprache waren die Briefe über die Empfindungen, und die Uebersetzung von J. J. Rousseau's Rede von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen, welche Schriften späterhin gedruckt worden sind. Er hatte damals (1750) das Glück, daß ihn ein reicher Seidenfabrikant, Namens Bernhard, in sein Haus als Erzieher aufnahm. Friedrich II., der die Manufakturen begünstigen wollte, gab den Juden einige Privilegien, die welche errichteten, und Mendelssohn bekam bei dieser Gelegenheit eine Stelle, die ihm mehr als 250 Thaler einbrachte. — Mendelssohn wußte sich auch die den meisten Gelehrten unbekannten Kenntnisse von der kaufmännischen Rechenkunst und Buchhaltung zu verschaffen; und diese erwarben ihm 1753 bei seinem Prinzipal die Beförderung zum Buchhalter und endlich zum Disponenten der Handlung, was ihn von nun an von allen Nahrungssorgen befreiete.

1754 kam Lessing nach Berlin und der Doktor Gumperz nannte ihm Mendelssohn als einen vortrefflichen Schachspieler. Dieser Umstand gab bald Veranlassung zu einem

vertrauten Umgange zwischen diesen beiden ausgezeichneten Männern. Man behauptet, daß Lessing seinem jungen Freunde einigen Unterricht in der griechischen Sprache ertheilte, und daß sie zusammen Plato's Werke studirten. Das Manuskript der Briefe über die Empfindungen fiel dem Lessing auf; er verbesserte es, sagt man, und ließ es ohne Vorwissen des Verfassers drucken. Dübos hatte seine kritischen Bemerkungen über Dichtkunst und Malerei herausgegeben; nach ihm erschien Batteux. Baumgarten war der erste, der es in Deutschland versuchte, die Philosophie der schönen Wissenschaften nach Wolfischer Methode unter dem Namen Aesthetik zu bearbeiten, aber die Schreibart Wolf's und seiner Nachahmer war nachlässig, steif und pedantisch. Mendelssohn hatte diese Fehler in seinem Werke vermieden. Er untersuchte den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, und zergliederte den Begriff der Vollkommenheit. Sie ist wohl, seiner Meinung nach, eine besondere Nachahmung der Natur; aber diese Natur ist immer eine und dieselbe in ihrer Mannigfaltigkeit; überdieß mischt sich dabei in unserer Einbildungskraft irgend eine Vorliebe für das individuelle Talent des Künstlers, und einiger Vorzug für die richtigen, dem Zwecke des Werks entsprechenden Verhältnisse. Die Art der Entwickelung dieser Ideen war neuer und merkwürdiger, als der Hauptbegriff originell war; er brachte darin eine Klarheit, eine Bestimmtheit, eine Feinheit und einen Geschmack, wie sie damals in Deutschland noch unbekannt waren. Man war ganz für die mathematische Methode eingenommen, die Wolf sogar auf Geschmackssachen ausdehnte, und deren Werth man durch eine lächerliche, von einigen französischen Schriftstellern entlehnte, gezierte Schreibart zu erhöhen suchte. Dieser Kontrast,

dieſes bunte Gemiſch verſchiedener Schreibarten konnte den ſchönen Wiſſenſchaften nicht günſtig ſein. Leſſing, dem dieſe falſche Tendenz auffiel, beſchloß eine beſſere einzuführen. Durch Freundſchaftsverhältniſſe mit Abbt, einem jungen gefühl- und geiſtvollen Gelehrten, und mit Nicolai, einem jungen, kenntnißreichen und nach Wahrheit ſtrebenden Buchhändler verbunden, gab er gemeinſchaftlich mit ihnen die neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und vorzüglich die Briefe, die neueſte Literatur betreffend (von 1761 — 1765) heraus, welche große Aufmerkſamkeit erregten, und viel dazu beitrugen, der deutſchen Sprache einen neuen Karakter zu geben. Mendelsſohn nahm thätigen Antheil an dieſen Unternehmungen, und man muß bedauren, daß die Eiferſucht, welche in der Nation durch die Vorliebe Friedrichs des Großen für die franzöſiſche Sprache entſtand, die Idee geltend machte, daß man dieſe Sprache nicht zum Muſter nehmen müſſe. Unſer Philoſoph ſcheint nicht dieſe Abneigung gebilligt zu haben. Es iſt wenigſtens gewiß, daß er ſelbſt der erſte war, der ſeinen Kindern franzöſiſche Bücher in die Hände gab. Die allgemeine deutſche Bibliothek, welche von 1765 — 1792 erſchien, zählte ihn gleichfalls unter ihren Mitarbeitern. Indeſſen waren ſeine Gedanken vorzüglich auf die Weltweisheit gerichtet. Schon im Jahre 1755 hatte er mit Leſſing das kleine Werk: Pope, ein Metaphyſiker herausgegeben. Da die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften 1763 eine Frage über die Evidenz in den metaphyſiſchen Wiſſenſchaften aufwarf, ſo beantwortete ſie Mendelsſohn, und erhielt den Preis im Februar 1771. Merian und Sulzer trugen bei der Akademie darauf an, ihn auf eine Liſte von neuen zu erwählenden Mitgliedern zu ſetzen. La-

grange unterstützte diesen Antrag, und die ganze Akademie genehmigte ihn. Man legte Friedrich II. die Liste vor, welcher den Namen, als ihm nicht gefallend, ausstrich, ohne irgend einen andern Grund anzugeben. „Nur dann würde mich dieß schmerzen", sagte Mendelssohn, „wenn mich die Akademie nicht hätte annehmen wollen". Er fuhr fort, metaphysische Gegenstände zu behandeln; vielleicht bewog ihn der Vorwurf, daß das Judenthum sich zu wenig mit den Begriffen eines zukünftigen Lebens beschäftige, seine Gedanken vorzüglich auf die Ideen vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele zu richten. 1767 gab er seinen Phädon heraus, das erste philosophische Werk, wo ein Gegenstand dieser Art in einer zierlichen und sprachgerechten Prosa vom Anfange bis zum Ende vorgetragen wurde. Plato's Gespräch diente ihm zum Muster. Die Einleitung enthält das Leben des Sokrates; im ersten Gespräche trägt der Verfasser die Philosophie der Griechen vor, und benutzt in seinen Beweisen alle Hülfsmittel der Dialektik, indem er seinen Helden als einen in den verborgensten Geheimnissen der Pythagoräer eingeweiheten Weltweisen darstellte. Zu diesen Beweisgründen fügt er mit einer bewundernswürdigen Kunst die tiefen Vernunftschlüsse von Leibnitz und Wolf für das Dasein Gottes hinzu. Um die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen, stellte er als das Axiom den Satz auf, daß, da die Seele eine Urkraft sei, sie nicht vernichtet werden könne. Obgleich seine Schlüsse nicht immer als streng beweisend anerkannt werden, so ist von der andern Seite ausgemacht, daß er die Argumente, welche er für die Unsterblichkeit der Seele aus der Harmonie der moralischen Wahrheiten, und insbesondere aus dem Systeme unserer Rechte und Pflichten entlehnte, mit dem

regen Feuer und der Beredtsamkeit entwickelt hat, welche mit einer solchen Untersuchung vereinbar sind. Durch den Phädon wurde Mendelssohn so berühmt, daß kein ausgezeichneter Fremder nach Berlin kam, ohne ihn zu besuchen. Lavater, den die Neugierde bei einer seiner physiognomischen Reisen ebenfalls zu ihm führte, war verwundert, den Philosophen in dem Waarenlager des Herrn Bernhard mit Abwiegen der Seide beschäftigt zu finden. *) Mendelssohn empfing ihn mit aller möglichen Achtung. Als sie unter vier Augen waren, fing Lavater an, der immer mit Bekehrungsprojekten umging, Glaubenslehren zu erörtern, und war nicht wenig verwundert, Mendelssohn von dem moralischen Karakter Christi mit der ausgezeichnetsten Ehrfurcht sprechen zu hören. Lavater arbeitete damals an einer Uebersetzung von Bonnets Palingenesie, worin der Genfer Philosoph gelegentlich die Aechtheit der christlichen Religion aus dem Evangelium selbst bewies. — 1769 eignete er diese Uebersetzung dem Moses Mendelssohn zu, und beschwor ihn in seiner Zueignungsschrift auf das dringendste, entweder seine Beweisgründe zu widerlegen, oder zu thun, was Sokrates gethan haben würde, wenn er sie

*) Professor Mückler erzählt in einer Zuschrift an den Herausgeber: Als ich Mendelssohn zuerst kennen lernte, traf ich ihn sehr geschäftig im Hause des Seidenhändlers Bernhard. Neben ihm stand im Comptoir eine kleine Handbibliothek, in ihr Klopstocks Messias und eine Bibel mit dem neuen Testamente. Ich fragte ihn, ob er denn den Messias gelesen habe? Warum nicht? meinte er. Wie den Homer und Virgil, so lese ich den Messias wegen der Schönheiten, die ich in ihm bemerke, und in dem neuen Testamente gefallen mir besonders die Briefe des Apostels Paulus, weil sie voll von sittlich-religiösen Ideen sind.

unwiderlegbar gefunden hätte, nemlich die Religion seiner Väter zu verlassen. Mendelssohn beantwortete diese Auffoderung mit eben so vieler Sanftmuth als Freimüthigkeit.

Mirabeau hat einen Auszug dieses merkwürdigen Antwortschreibens in seinem Werkchen: über Moses Mendelssohn abdrucken lassen. Er fügte in einem Privatschreiben hinzu, daß nach dem Urbegriffe des Judenthums das mosaische Gesetz ein Erbtheil des Hauses Jakob sei; daß andere Völker auch versucht hätten, dem Gesetze der Natur und ihren Patriarchen zu folgen, und daß diejenigen, welche diesem Gesetze treu geblieben, von den andern Nationen als tugendhafte Menschen betrachtet würden, die ein Jude nicht das Recht hätte, bekehren zu wollen. Diese Art, der weiteren Erörterung auszuweichen, machte einen solchen Eindruck auf das Publikum, und auf Bonnet selbst, daß Lavater sich genöthigt sah, dem Mendelssohn, seiner Zudringlichkeit wegen, öffentliche Abbitte zu thun.

Diese Korrespondenz erregte beim Publikum die lebhafteste Theilnahme. Von diesem Zeitpunkte an schien Mendelssohn sich nur dem zu widmen, was dazu beitragen konnte, seine Nation zu bilden, und sie den Christen zu nähern, ohne ihre Religion anzunehmen.

In Folge einer Auffoderung der preußischen Regierung, gab er im Jahre 1778 gemeinschaftlich mit dem Oberrabbiner Hirsch Löbel zu Berlin, die Sammlung der jüdischen Ritual-Gesetze in Betreff der Ehen u. s. w. heraus; aber, was ihm noch wichtiger schien, war, eine deutsche Uebersetzung des Pentateuchs auszuarbeiten, welche von der polnischen verderbten Sprechart gesäubert wäre, und den Sinn der heiligen Bücher verdeutlichen sollte. Da-

mit dieſe neue Bibel von denjenigen Juden vorzüglich geleſen würde, die einer ſolchen Belehrung beſonders bedürftig wären, ließ er das Deutſche mit hebräiſchen Lettern drucken. Er fügte dieſer Ueberſetzung den Auszug der geſchätzteſten Auslegungen und ſeine eigenen Bemerkungen hinzu, um ſolche dadurch klaſſiſch zu machen. Späterhin gab er eine deutſche Ueberſetzung der Pſalmen heraus, worin er die Schönheiten der morgenländiſchen Dichtkunſt mit ihrem Rhythmus und ihren Wohllaute fühlen ließ, indem er zugleich hinreichend die Einwendungen beantwortete, die man gegen die Auslegung einiger Stellen machen könnte. Ein beſonderer Umſtand begünſtigte dieſe Unternehmungen. Die jüdiſchen Banquiers, welche Friedrich II. während des ſiebenjährigen Krieges gebraucht hatte, erwarben dadurch glänzendes Vermögen; man ertheilte ihnen einige Privilegien, unter der Bedingung, daß ſie Manufakturen gründeten, große Häuſer baueten, und mancherlei Aufwand machten. Dieſes brachte ſie mit unterrichteten Menſchen, Künſtlern und ausgezeichneten Perſonen in Verbindung, welche ihre Wohlhabenheit in ihren Prunkzimmern vereinigte. Mendelsſohn hatte zum Theil die Erziehung der reichſten Kinder ſeiner Nation geleitet, und auf ſeine Anſtiftung machten ſie ſich eine Pflicht daraus, bedeutende Hülfe denjenigen ihrer Glaubensgenoſſen zufließen zu laſſen, die ſich durch Talente oder Kenntniſſe auszeichneten, welche nicht in dem rabbiniſchen Geſchmacke waren, den man damals ſchon ſorgfältig zu vermeiden ſuchte.

Ungefähr im Jahre 1778 ſchenkte einer dieſer reichen Juden, Itzig der Vater, ein Haus, um darin eine Freiſchule für arme Kinder zu errichten. Der älteſte Sohn des Itzig, und ſein Schwiegerſohn David Friedländer übernahmen es,

den Plan dieser Stiftung anzulegen, und das Werk auszuführen. Eine Druckerei wurde damit verbunden, und man suchte vorzüglich die neueren Kenntnisse darin auszubilden. Fünf bis sechshundert Zöglinge sind in zehn Jahren in diesem Hause unterrichtet worden, und haben sich in ganz Europa verbreitet. Man versuchte auch, aber oft ohne Erfolg, junge Juden in die Werkstätten der Handwerker unterzubringen, um sie dem kleinen Handel zu entziehen, während die Zünfte alles anwendeten, um sie daraus zu entfernen. Es gelang etwas leichter, sich gegen die Unduldsamkeit mancher Rabbinen zu bewaffnen. Die Zahl der Juden, die allerlei Studien gewählt, und die beständig Mendelssohn umgaben, trugen bedeutend dazu bei. Wessely bearbeitete in hebräischer Sprache die hohe Dichtkunst; A. Wolf, J. Swa, L. Bendavid, Ensheim, Maimon zeichneten sich in der Mathematik und Weltweisheit aus; Bloch, Hirschel und Herz in der Arzneikunde; und M. H. Homberg, einer dieser Veteranen, sitzt noch zu Prag im Rathe des öffentlichen Unterrichts. Die Neigung zur Verbesserung breitete sich auch in den Provinzen aus; und während David Friedländer, ein Freund Mendelssohns, (1780) moralische Elementarbücher für die Juden schrieb, und die Gebete der Juden übersetzte, stiftete J. Euchel zu Königsberg, mit dem Beistande der Häuser worin er Erzieher war, eine Gesellschaft der Freunde des Guten und der Tugend, welche in hebräischer und deutscher Sprache eine Zeitschrift, der Sammler genannt, herausgab, Versuche und Uebersetzungen der Mitglieder der jüdischen Nation enthaltend, welche sich durch ihre Kenntniß der neueren Sprachen, oder durch ihren kritischen Geist auszeichneten. Mendelssohn hatte vielen Antheil an diesen Stiftungen. Ihre

Ausbreitung wurde von der andern Seite durch den Hrn. v. Dohm begünstiget, der im Jahre 1781 sein Werk: über die bürgerliche Verbesserung der Juden herausgab, ihre Rechte wahrnahm, und den Impuls zu allen dem gegeben hat, was seit dieser Zeit zu Gunsten dieses Volks geschehen ist. *)

Im Jahre 1782 gab Mendelssohn eine Uebersetzung des Werks von Menasse Ben Israel über die Rettung der Juden heraus. **) Dieser Rabbiner war durch die Amsterdamer Juden nach London gesendet worden, um mit Cromwel wegen der Aufnahme einer jüdischen Kolonie in England in Unterhandlung zu treten. Die heutigen Bedürfnisse waren damals sehr fühlbar; unmöglich konnte diese Nation aus ihrem verächtlichen Zustande treten, wenn man ihr nicht die Freiheit gewährte, nicht mehr auf den nemlichen Kreis der Beschäftigungen beschränkt zu sein. Von allen Seiten standen Widersacher auf; außer denen, die von Haß oder Eifersucht geleitet wurden, wollte man beweisen, daß die jüdische Religion sich nicht mit der Ausübung der bürgerlichen Pflichten vereinigen ließe. Mendelssohns Bemühungen gingen dahin, alle diese Einwendungen zu bekämpfen. Ein gewisser Kranz hatte 1782 gemeinschaftlich mit dem Prediger Mörschel ein intolerantes Werk: das Forschen nach Licht und Recht betitelt, herausgegeben; dies veranlaßte ihn, im Jahre 1783 sein Jerusalem, oder: über religiöse Macht und Judenthum, zu schreiben. Dieses Werk erregte das Geschrei der Juden und Christen. Im ersten Theile stellte der

*) Hierüber geschieht weiter unten nähere Mittheilung.

**) Eine Vorrede dazu ist in dieser Sammlung abgedruckt.

Verfasser den Grundsatz auf, daß die Verschiedenheit der Religion Niemanden von öffentlichen Aemtern ausschließen dürfe; und im zweiten entwickelt er den Karakter der jüdischen Religion, um zu beweisen, daß sie die Denk- und Gewissensfreiheit befördere.

Weder die Rabbinen, noch die, welche mit der Bekehrung der Juden umgingen, waren mit einer Lehre zufrieden, welche Mendelssohn mit allen Hülfsmitteln der Logik und der ihm eigenen Beredsamkeit zu vertheidigen wußte.

Im Jahre 1785 gab er seine Morgenstunden *) heraus, die einzigen, wo seine schwächliche Gesundheit ihm noch erlaubte, etwas zu arbeiten. Es waren philosophische Lehren, die er seinen Kindern und Freunden über das Dasein Gottes, über die verschiedenen Systeme der Idealisten, Skeptiker, Spinozisten ꝛc. ertheilte. Der zweite Theil, welcher von dem Einflusse der Beweise des Daseins Gottes auf die Gesellschaft, und von dem Natur- und moralischen Rechte handeln sollte, ist nicht erschienen. Dies war ungefähr der Zeitpunkt, wo Lessing starb. Da Jakobi erklärte, daß dieser berühmte Mann, nach den ihm gemachten Mittheilungen, in dem Spinozismus gestorben wäre, so glaubte Mendelssohn die Ehre seines Freundes in einem Briefe retten zu müssen, den er drucken ließ. Jakobi seiner Seits machte auch die Briefe bekannt, welche Mendelssohn ihm über diesen Gegenstand geschrieben hatte. Dieser Kampf wirkte so nachtheilig auf die Gesundheit unseres Philosophen, daß er bei der geringsten Geistesanstrengung in Ohnmacht fiel. Endlich machte eine leichte Erkältung am 4ten Januar 1786, im nemlichen Jahre,

*) Eine Vorrede hiezu enthält gegenwärtige Sammlung.

wo Friedrich der Große starb, seinem Leben ein Ende. An seinem Todestage schlossen alle Juden in Berlin ihre Waarenlager, Comptoire, um ihre Trauer zu bezeigen, obgleich sie dieses sonst nur bei dem Tode ihres Ober-Rabbiners thun.

Mendelssohn war von kleiner Statur, und verwachsen, aber sein Gesicht war voll Ausdruck und Lebendigkeit. Seine schwarzen Augen, seine gewölbte Stirn verkündigten eine seltene Einbildungskraft und ausgezeichnete Geistesgaben. Er trug einen kleinen Bart, nach dem Gebrauche der Juden seiner Zeit, und seine patriarchalischen Sitten vereinigten sich auf eine höchst angenehme Weise mit der Urbanität, und, so zu sagen, mit dem feinen attischen Geschmacke, den er dem Studium der Griechen verdankte. Bescheiden bis zur Blödigkeit, aber seine Gedanken mit Freiheit und Freimüthigkeit ausdrückend, übte er durch seine Mäßigung und seinen sich immer gleich bleibenden Karakter eine eben so sanfte, als ausgebreitete Gewalt über die zahlreichen Freunde aus, die er um sich vereinigte. Seinen natürlichen Hang zum Spotte wußte er mit dem ihm eigenen Zartgefühle im Zügel zu halten, oder dessen Bitterkeit zu mildern. Sein gottesfürchtiger Karakter, durch seine Menschenliebe bestärkt, beweg ihn, treu alle Zeremonial-Gesetze seiner väterlichen Religion zu beobachten. *)

*) Der Herausgeber hörte nachstehende Thatsache aus dem Munde des Schulraths J. H. Campe und dessen Frau in Braunschweig: „Es „war ein Freitag am Nachmittage, als wir mit Berliner Gelehrten „bei Mendelssohn zum Besuche waren und mit Kaffe ꝛc. bewirthet „wurden. M., immer der freundliche Gesellschafter und feine „Hauswirth, stand etwa eine volle Stunde vor Sonnenuntergang „von seinem Sitze auf, trat auf uns zu und sagte: „„Meine Damen „und Herren! ich gehe nur in mein Nebenzimmer, um meinen Sab„bath zu empfangen, und bin dann gleich wieder in Ihrer Mitte; „unterdeß wird meine Frau Ihre Gegenwart um so mehr gene-

Obgleich er ein Zögling von Wolf und Baumgarten war, deren Deutlichkeit und mathematische Methode er sich anzueignen gewußt hatte, so gehörte er übrigens zu den Eklektikern, und nahm von jedem Systeme dasjenige an, was ihm am besten schien, indem er diese Lehren zugleich mit dem gehörigen Anstriche von Zierlichkeit und gutem Geschmacke vorzutragen wußte. Von enthusiastischem Eifer für die Untersuchung der metaphysischen Wahrheiten belebt, lieh ihm Plato seine Feder, und Lessing's Kritik trug wahrscheinlich dazu bei, daß er die deutsche Sprache mit der Korrektheit und dem Wohlklange bearbeitete, welche ihn zu einem der ersten Klassiker seines Landes machten. Wenn man ihm eine Art von Nachgiebigkeit vorwerfen kann, um sich über widersprechende Meinungen dahin zu vergleichen, daß er sie als Wortstreite betrachtete, statt die Vernunft allein als die Richtschnur der allgemein angenommenen Meinung zu betrachten, so wiederfuhr es ihm niemals von der andern Seite, mit zu viel Freiheit Zweifel über Glaubenslehren aufzustellen, welche moralische Wahrheiten begründeten, obgleich er sonst mit Kraft die Freiheit des Denkens vertheidigte. In der Welt zwischen Unduldsamkeit der Juden und Christen gestellt, verstand er es, die rabbinische

---

„ßen.“ Mit einem unnennbaren heiligen Gefühle begleiteten unsere Blicke den liebenswürdigen Philosophen in seine Andachts-Stunde, von wo er nach einer halben Stunde mit derselben Freundlichkeit zu uns zurückkehrte. Indem er sich niedersetzte, sagte er zu seiner Frau: „Jetzt bin ich wieder in meinem Amte und ich will es nun auch einmal versuchen an deiner Stelle die Honneurs zu machen, da dich Geschäfte abrufen; unsere Freunde werden entschuldigen.“ Die brave Hausfrau, streng religiös, empfahl sich, ging zur Familie, weihete den Sabbath durch Lichtanzünden ein, und kam erst spät wieder in die Gesellschaft. Wir blieben noch einige Stunden beisammen.“

Hierarchie in den Gränzen zu halten, und dem Geiste der Proselytenmacherei sich entgegen zu stellen. Er glaubte nicht, daß man mit den Glaubenslehren auch die Tugend zugleich einimpfen könne, aber gleichwohl war er ein Feind der zu dreisten Philosophie seiner Zeit. Der Gedanke, allein ausgezeichnet zu sein, und hinter sich, den unglücklichsten Theil seiner Nation, in der Schande, ohne Leitung und Kenntnisse, zu lassen, füllte diese erhabene Seele mit Abscheu. Um eine bessere Erziehung seines Volkes herbeizuführen, suchte er die Gewalt über die Gemüther durch eine selbst gewissenhafte Beobachtung der Zeremonien zu behaupten; und alle seine Bemühungen gingen dahin, seine Nation zu der bürgerlichen Freiheit vorzubereiten, ohne welche alle Sittenverbesserung unmöglich wird, und sie ihr wünschenswerth zu machen. Aber die Denkfreiheit, welche er als einen entscheidenden Karakter des Judenthums betrachtete, schien ihm zugleich ein schätzbares Erbtheil. Der Kampf dauert noch, und wir wagen nicht zu entscheiden, ob es eine Ehre für unser Jahrhundert ist, daß die Revolutionen und Kongresse demselben noch kein Ende gemacht haben. Ohne Zweifel ist es Mendelssohn allein, dem wir diese Annäherung zwischen Juden und Christen, die wir heute bemerken, zu verdanken haben. Da ein großer Theil der Juden im nördlichen Deutschland seit dieser Zeit die Kinder in christlichen Schulen hat erziehen lassen, so ist daraus eine Verminderung der Anhänglichkeit an die Religion ihrer Vorältern entstanden, welche auch die Folge der ersten Eindrücke war.

Man muß den Geist und die Anstrengungen eines Mannes bewundern, der in der größten Dürftigkeit, mitten unter zahlreichen Vorurtheilen, und in einer Kolonie erzogen, die

nicht einmal die Sprache der Völker kannte, die sie umgaben, dennoch auf die Vervollkommnung der deutschen Sprache und Literatur einen solchen Einfluß gehabt hat, daß er eine ausgezeichnete Epoche in der Geschichte bildet; so wie er auf seine Glaubensgenossen so sehr wirkte, daß sie in kurzer Zeit ihre alte Sprache verlassen haben, und zu einem Grade der Sittenverbesserung vorbereitet worden sind, der von Tage zu Tage zunimmt. Die Juden sagten, daß nach Moses, dem Gesetzgeber, und Moses Maimonides sie nur Moses Mendelssohn gehabt hätten.

Christliche Weltweise haben ihn mit den ausgezeichneten Männern im Alterthume verglichen. Ramler ließ auf seine Büste, die in der jüdischen Freischule steht, folgende Inschrift setzen: M. M. weise wie Sokrates, dem Glauben seiner Väter treu, wie er die Unsterblichkeit lehrend, und sich unsterblich machend, wie er.

Mendelssohn hat zwei Söhne, Joseph und Abraham, die sehr geschätzt sind, und zwei Töchter, von welchen die jüngste sich dem Erziehungsfache gewidmet, hinterlassen. *)

Man hat von Mendelssohn zahlreiche Schriften, deren sehr ausführliches Verzeichniß man in Meusels gelehrtem Deutschland findet; wir wollen nur die vorzüglichsten derjenigen anführen, die wir noch nicht genannt haben.

1) Der moralische Prediger, ein Wochenblatt in hebräischer Sprache, Berlin, 1750 in 4.; es sind nur wenige Blätter davon erschienen.

---

*) M. verheirathete sich in s. 33. Jahre (1762) mit einer Tochter des Abraham Gugenheim aus Hamburg, und hatte mit derselben 7 Kinder.

2) Ueber die Empfindungen. Berlin, 1755.; in das Französische übersetzt im Journal étranger, Mai — Dezember 1761; dann von A. Abbt, Genf, 1763.; in Berlin zum zweitenmale 1764 in 8. gedruckt; in holländischer Sprache von J. Petsch, 1769. 8.

3) Schreiben an den Herrn Diakonus Lavater in Zürich, 1770; im Französischen unter dem Titel: Jüdische Briefe des berühmten Moses Mendelssohn mit Bemerkungen und Antworten, von Kölbeln übersetzt, Frankfurt, 1771; in's Holländische 1778, Utrecht, in 8.

4) Milloth Higgajon (Hebräisch). Es ist eigentlich eine Ausgabe der Logik des Maimonides, wo er die des Aristoteles erklärte, indem er suchte, sie deutlicher und bestimmter zu machen, und einige Ideen des Wolf damit verband. Das Manuskript war dem Samson Kalir, einem armen Rabbiner zu Jerusalem gegeben worden, der das Werk zu Frankfurt im Jahre 1761 unter seinem Namen drucken ließ. Bar-Lowe Levy gab eine zweite Auflage davon zu Berlin im Jahre 1795 heraus; eine dritte von Aaron Zacharias, aus Jaroslow, trägt den Namen und enthält eine Vorrede des wahren Kommentators; die vierte erschien zu Berlin im Jahre 1793, unter Aufsicht des Rabbi Isaak Levi, aus Sattanow.

5) Philosophische Schriften. 2 Theile in 8. 1761, 1771 und 1777; sie enthalten die Briefe über die Empfindungen, philosophische Gespräche und einige Abhandlungen, die in periodischen Schriften erschienen waren. Diese Sammlung ist in's Holländische, Lateinische und Italienische übersetzt worden.

6) Phädon über die Unsterblichkeit der Seele, in 3 Gesprächen, Berlin, 1767, in 8.; wieder gedruckt im Jahre 1768, 1769, 1776. Vor der fünften Auflage 1814 ist eine Vorrede von David Friedländer; im Jahre 1820 erschien die sechste Auflage, in's Holländische übersetzt 1769; in's Italienische 1773; in's Französische von A. Junker, Paris, 1774; von A. Bürja, Berlin, 1772; in's Russische, in einer Zeitschrift; in's Ungarische, Dänische 1774; in's Englische von Collin 1788, in 8. —

7) Anmerkungen über einen schriftlichen Aufsatz, die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfer betref-

fend (Allgemeine deutsche Bibliothek, 1. Heft, S. 177.) mehrmals wieder abgedruckt. —

8) Ritualgesetze der Juden, betreffend: Erbschaften, Vormundschaftssachen, Testamente, Ehesachen, Eigenthumssachen, entworfen auf Veranlassung und unter Aufsicht R. Hirschel Levin, Oberrabbiners zu Berlin, 1778; wieder gedruckt im Jahre 1793, 1799, 4te Auflage. (S. Oberdeutsche allgemeine Lit. Zeit., Th. 3., S. 1 — 20.)

9) Uebersetzung der fünf Bücher Moses *), mit hebräischen Buchstaben und mit dem hebräischen Texte, Berlin, 1780 — 1783, mit einem Kommentar in rabbinischer Sprache vom Rabbi Salomon von Dubno, Hartwig Wessely u. A., einem Auszuge von verschiedenen Kommentaren und Anmerkungen von Moses Mendelssohn **).

10) Die Rettung der Juden, aus dem Englischen, vom Rabbi Menasse Ben Israel übersetzt, mit einer Vorrede von Mendelssohn und als Anhang zu Dohms Schrift: über die bürgerliche Verbesserung der Juden, Berlin, 1782; in's Holländische, Haag, 1782, in 8.; in's Italienische, Venedig, 1790 übersetzt. (Man sehe des Konsistorialraths Zöllner Schrift: über Moses Mendelssohns Jerusalem, Berlin, 1784).

11) Die Psalmen, in's Deutsche übersetzt, Berlin, in 8. 1783 — 1788. ***) Man hat dieser Uebersetzung den Vorwurf gemacht, daß sie oft unrichtig sei, indessen ist im Ganzen der Geist des Dichters mit vieler Zierlichkeit und Harmonie und einer vollkommenen Kenntniß der morgenländischen lyrischen Dichtkunst darin ausgedrückt.

---

*) Die Uebersetzung des 1sten Theils erschien nachmals 1780 mit deutschen Lettern, durch den General-Superintendenten D. Löffler in Gotha besorgt.

**) Sowohl die Uebersetzung als auch der Kommentar sind seitdem mehrmals abgedruckt worden, ohne jedoch die Korrektheit der ersten Ausgabe, unter Aufsicht Mendelssohns besorgt, zu haben. Der Herausgeber dieser Sammlung hat eine neue ganz korrekte Ausgabe unternommen und mit Anmerkungen versehen.

***) Sind hierauf auch mit hebräischen Lettern und mit einem Kommentar von Joel Löwe erschienen.

12) Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Dasein Gottes, *) 1 Theil, Berlin, 1785; zweite Auflage, ebendaselbst 1786, in 8. (Man sehe F. H. Jakobi Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden, und aller speculativen Beweise für das Dasein Gottes, Leipzig, 1786). Die zahlreichen Schriften, welche bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Mendelssohn und Jakobi herausgekommen, sind im allgemeinen Repertorium der Literatur im Jahre 1785 — 1790, Jena, 1793, Nr. 336 — 365 angezeigt.

13) Mendelssohn hat mehrere Auszüge und Beurtheilungen von Schriften in die Bibliothek der schönen Wissenschaften; in die Briefe, die neueste Literatur betreffend; (seine Artikel sind gewöhnlich gezeichnet: D. K. M. P. Z. —) in die allgemeine deutsche Bibliothek; in die berlinische Monatsschrift; in Archenholz's Literatur und Völkerkunde 1783; in Moriz's Magazin der Erfahrungsseelenkunde; in Marpurg's historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik; in Engel's Philosoph für die Welt, einrücken lassen.

Herr David Friedländer hat eine kleine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, zum Gebrauche der obern jüdischen Klassen, geschrieben, welche alle Beweise aus dem Phädon und andern Werken seines Freundes in summarischer Uebersicht enthält. Tassart hat die marmorne Büste von Mendelssohn für die jüdische Freischule gemacht. Lavater hat in seiner Physiognomik Moses Bildniß stechen lassen; indessen ist doch Bausens Kupferstich nach einem Portrait von Graf die beste Abbildung, die wir von ihm haben. Abramson hat ihn auf einer Denkmünze vorgestellt. Verschiedene Monumente sind ihm in Privat-Gärten errichtet worden, besonders zu Bayreuth; sie sind in der berlinischen Monatsschrift beschrieben. Der General-Major von Schollen hat verschiedene Umstände

*) Eine Vorrede dazu enthält vorliegende Sammlung.

aus seinem Leben in der berlinischen Monatsschrift (März, 1786, S. 204—216) gesammelt, und Mirabeau hat gesucht, ihn in Frankreich in einer Schrift bekannt zu machen, welche betitelt ist: Ueber Moses Mendelssohn, London, 1787. Brüssel und Paris bei Buisson. 1788 in 8. — Mit diesem Werke ist eine Abhandlung über die bürgerliche Verbesserung der Juden, nach Dohm, und insbesondere über die zum Besten derselben im Jahre 1753 in England vorgefallene Veränderung, verbunden. Auch hat man Mendelssohns Leben in hebräischer Sprache von Isaak Euchel, Berlin, 1788 in 8. — Die Rede, welche von David Friedländer am Jahrestage seines Todes gesprochen worden, ist in der berlinischen Monatsschrift (März, 1791) abgedruckt; und mehrere Fragmente sind in der Zeitschrift Jedidja, herausgegeben von Dr. Heinemann, Berlin, 1819 und folgende Jahrgänge, gesammelt worden. Die zahlreichen Werke, welche bei Gelegenheit seiner Streitigkeiten mit Lavater erschienen sind, findet man in den Inhaltsverzeichnissen der Jenaer und anderer Literatur-Zeitungen.

Andachtsübung. *)

Unendlicher! Urheber aller Welten! Vater aller Geister! Des Engels, des Menschen, und auch des Wurmes Vater! Dir verdanken alle Naturen ihr Wesen, ihr Dasein, und ihre Erhaltung. Von deinen göttlichen Eigenschaften theilest du dem Endlichen mit; verleihest dem Erdklos Wirklichkeit, der Pflanze Leben, dem Viehe Genuß, und dem Menschen das Vorrecht, Gutes vom Bösen zu unterscheiden, und dich, Vater! zu erkennen! — — — Aber deine Allgütigkeit erhält und ernährt auch den, der Gutes mit Bösem verwechselt, und auch den noch Unglücklichern, der dich verleugnet, und spricht: Es ist kein Gott! — Denn mit zwingender Allgewalt, regierst du nur die willenlose Natur; der Geisterwelt aber ließest du Freiheit und willkührliche Thätigkeit, die du mit väterlicher Gelindigkeit sanft zum Ziele lenkest.

Zwar die Ordnung in seiner Seele, den innern Frieden stört der Lasterhafte, der seiner Leidenschaft Sklave ist, und macht sich selbst unglückselig, denn Harmonie und Eintracht ist die Seligkeit der Geister. Aber umsonst ist sein Bemühen, die Ordnung des Ganzen zu zerrütten, die deine Allmacht mit unwiderstehlicher Strenge erhält. So sehr der Unbeson-

*) Für seinen Freund David Friedländer, Behufs eines von demselben im Jahre 1779 herausgegebenen Lesebuchs, von M. verfertigt.

nene dir widerstrebt, so müssen seine Handlungen sich endlich dennoch deinen allweisen Absichten anschmiegen. Deine Vorsehung leitet den Kampf der Leidenschaften, so wie den Streit der Elemente.

Tyrannei und Wollust vollstrecken deine göttlichen Befehle, wie Donner und unterirdisches Feuer. Zuletzt muß sich alles Uebel, das sittliche, so wie das physische, in Gutes verwandeln, und Alles, Alles in die große Harmonie einstimmen, die aus dem Ganzen des Weltalls zu deinem Lobe erschallet.

O du Urheber der Weisheit! Laß uns weise sein, damit wir glücklich sein mögen. Unser Wille komme mit unserer Bestimmung, unsere Neigung mit deinen Absichten überein, und jeder Gedanke, jede Handlung sei ein Wohlklang in jenem unermeßlichen Saitenspiel der Schöpfung. — Lehr' uns deine Allgütigkeit erkennen, deine Wohlthaten in der Milde und Fülle genießen, in welcher deine Hand sie austheilet, und die Widerwärtigkeit, die du uns zugedacht, mit Dank und Freuden übernehmen, weil du es bist, der sie zugedacht. — Laß uns deine Wahrheit suchen; unsere Brüder lieben, wenn sie mit uns suchen; verehren wenn sie finden; bedauern wenn sie irren, und ihnen von ganzem Herzen vergeben, wenn sie uns beleidigen; so wie du uns vergiebst, Quelle der Wahrheit und Liebe!

Schreiben an einen deutschen Erbprinzen ꝛc. ꝛc.

Gnädigster Herr!

Ew. Durchlaucht würde ich keinen Anſtand nehmen, meine Betrachtungen über den Bonnet zu überſenden, wenn ſolche nicht vor der Hand immer noch mehr in mir als auf dem Papiere exiſtirten. Was davon aufgezeichnet iſt, beſteht in abgeriſſenen Betrachtungen, die das Licht der Kenner noch ſcheuen müſſen. Ich habe die beſte Hoffnung, daß es unnöthig ſein wird, ſie weiter auszuführen und in Ordnung zu bringen. Um aber Ew. Durchlaucht gnädigſtem Befehle zu gehorchen, werde ich zur Beantwortung der von Höchſtdenſelben mir vorgelegten Fragen das Nöthige aus meinen Gegenbetrachtungen ausziehen und hier anführen, in dem feſteſten Vertrauen zu Dero erhabenen Weisheit, daß das freimüthige Bekenntniß, welches ich nur Ihnen ablege, Niemanden zu Geſichte kommen wird, dem es zum Aergerniß oder zum Mißbrauch Gelegenheit geben könnte.

Erſte Frage:

„Was hat ein unter dem moſaiſchen Geſetze lebender „Weltweiſer für Gründe, die hiſtoriſchen Beweiſe des alten „Teſtaments anzunehmen, und die des neuen Teſtaments zu „verwerfen?

Durchlauchtigster Prinz! Ich kann kein Zeugniß gelten lassen, das, meiner Ueberzeugung nach, einer ausgemachten, unumstößlichen Wahrheit widerspricht. Nach der Lehre des neuen Testaments (wenigstens wie dieses in öffentlichen Lehrbüchern erklärt wird) müßte ich 1) eine dreieinige Gottheit, 2) die Menschwerdung einer Person dieser Gottheit, 3) das Leiden derselben, nachdem sie sich ihrer göttlichen Majestät entäußert hat, 4) Genugthuung und Befriedigung der ersten Person in der Gottheit durch das Leiden und den Tod der erniedrigten zweiten Person derselben, und andere diesen ähnliche und aus diesen fließende Sätze bei Verlust meiner ewigen Seligkeit glauben. Nun kann ich zwar, und möchte auch keinem vernünftigen Wesen meine Urtheilskraft zur Richtschnur aufdringen. Wer bin ich elendes Geschöpf, daß ich mir dieses anmaße? Aber ich selbst kann die Wahrheit nicht anders, als nach meiner Ueberzeugung annehmen, und ich gestehe, daß mir die angeführten Sätze den ersten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß zu widersprechen scheinen. Ich kann sie, meiner Ueberzeugung nach, mit dem, was mich Vernunft und Nachdenken von dem Wesen der Gottheit und ihren Eigenschaften gelehrt haben, nicht in Harmonie bringen, und bin also gezwungen, sie zu verwerfen. —

Wenn ich diese Lehre im alten Testamente fände, so müßte ich auch dieses verwerfen, und wenn ein Wunderthäter, um sie zu bewähren, alle Todte erweckte, die seit einem Jahrhundert begraben worden, so würde ich sagen, der Wunderthäter hat Todte erweckt; aber seine Lehre könnte ich nicht annehmen. Hingegen finde ich im alten Testamente nichts, das diesen Lehren ähnlich siehet; nichts, das meiner Ueberzeugung nach mit der Vernunft streitet, und also kann ich mit

gutem Grunde auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit mich verlaſſen, die wir dieſen Schriften einſtimmig zuerkennen.

Der Unterſchied, den ich zwiſchen den Büchern des alten und denen des neuen Teſtaments mache, beſteht alſo hauptſächlich darin: jene harmoniren mit meiner philoſophiſchen Ueberzeugung, oder widerſprechen derſelben wenigſtens nicht; dieſe hingegen fodern einen Glauben, den ich nicht geben kann. Ich weiß, daß nach der geheimen Lehre einiger vortrefflichen Männer, die es mit der Wahrheit und der Religion gut meinen, alle dieſe der Vernunft, wie es ſcheint, anſtößige Lehren für menſchliche Zuſätze erklä.t werden. Nach dem Lehrbegriffe dieſer Weiſen, den man in England ſchon auszubreiten anfängt, war der Stifter der herrſchenden Religion ein Menſch, wie wir übrigen ſind, aber ein Prophet und Geſandter Gottes, etwa wie der Stifter der jüdiſchen Religion, oder noch größer; und er hatte den Beruf unmittelbar von Gott, die alte natürliche Religion in ihre geheiligten Rechte einzuſetzen, die Menſchen von ihren Pflichten und von ihrer zukünftigen Glückſeligkeit zu unterrichten und dieſe Lehren durch Wunderwerke zu bekräftigen. Herr Bonnet ſelbſt hat ſeine Religion nur von dieſer vortheilhaften Seite gezeigt; und obgleich daraus nicht zu beweiſen iſt, daß er dasjenige, was er verſchweigt, nicht auch für wahr halte, ſo mußte ich doch dieſes auf einige Zeit vorausſetzen, um auch die Religion der unitariſchen Chriſten mit der meinigen zu vergleichen. Ich mache an die Verbeſſerer der herrſchenden Religion noch folgende Anfoderungen.

1) Sie müſſen in ihrem Lehrgebäude nicht, wie Herr Bonnet gethan, den Satz zum Grunde legen, daß das Judenthum, um ſo viel mehr die natürliche Religion, das Licht der Vernunft, zur künftigen Glückſeligkeit der Menſchen un-

zureichend sei. Da die Menschen alle von ihrem ewigen Schöpfer zur Glückseligkeit bestimmt sein müssen, so kann eine ausschließende Religion nicht die wahre sein. Diesen Satz getraue ich mir als ein Kriterium der Wahrheit in Religionssachen anzugeben.

Eine Offenbarung, die allein die seligmachende sein will, kann nicht die wahre sein, denn eine solche harmonirt nicht mit den Absichten eines allbarmherzigen Schöpfers. Nach der verbesserten Form, welche diese Lehrer der Religion gegeben, haben sie auch zu dieser Ausschweifung nicht den mindesten Grund. Wenn der Stifter blos den Beruf und die Absicht gehabt, die natürliche Religion in ihre Rechte einzusetzen, und die Menschen von ihrer ewigen Seligkeit zu versichern, so muß es zu meinem Heile hinreichend sein, wenn ich nach der natürlichen Religion lebe, und die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele von ganzem Herzen annehme. — Daß ein gewisser menschlicher Lehrer einst den göttlichen Beruf gehabt, diese Lehren durch Wunder zu bekräftigen, dieses zu glauben — kann keine nothwendige Bedingung meiner Glückseligkeit sein.

2) Die Ewigkeit der Seelenstrafe wird hoffentlich in diesem gereinigtem Systeme nicht Platz finden. Allein auch die Lehre von der Genugthuung und Befriedigung der göttlichen Strafgerechtigkeit wünschte ich reformirt zu sehen. Die göttliche Gerechtigkeit heischt keine Genugthuung, sondern eine Bestrafung, eine Züchtigung, welche dem Sünder selbst zum Besten dient. Sobald in der Haushaltung Gottes die Strafe nicht mehr zum ewigen Wohle des Sünders unentbehrlich ist, so wird sie ihm erlassen.

3) Daß ein Unschuldiger die Schuld eines Andern trage, und wenn er sie auch freiwillig übernähme, kann, meinen Be-

griffen nach, in dem Staate Gottes von dem allgerechten Wesen nicht zugelassen werden. Auch aus diesen Sätzen folgen einige nöthige Verbesserungen, die sich von selbst ergeben.

4) Von der Erbsünde weiß die gesunde Vernunft nichts, und das alte Testament eben so wenig. Adam hat gesündigt und ist gestorben, seine Kinder sündigen und sterben. Aber sie sind nicht durch seinen Sündenfall dem Guten abgestorben, und in die Gewalt des Satans gekommen.

5) Von Satan und bösen Geistern möchte ich auch gern die Freiheit haben zu glauben, was meiner Vernunft gut dünkte. Das alte Testament bestimmt über diesen Punkt nichts mehr, als sich vernünftig erklären läßt.

6) Der Stifter der christlichen Religion hat niemals mit ausdrücklichen Worten gesagt, daß er das mosaische Gesetz aufheben, und die Juden davon dispensiren wolle. Ich habe dieses in den evangelischen Büchern vergebens gesucht. Die Apostel und Jünger sind sogar lange nachher in Zweifel und Streit gewesen, ob ein Heide, der sich zur christlichen Religion bekennen wolle, nicht auch das mosaische Gesetz annehmen und sich beschneiden lassen müsse; allein es wurde beschlossen, den Heiden keine so beschwerliche Last aufzulegen, (Apostel-Geschichte 15, 19.); vollkommen nach der Lehre der Rabbinen, die ich in meinem Schreiben an Lavater anführe. Aber für Juden, und wenn sie auch das Christenthum annähmen, finde ich nirgends eine gegründete Dispensation von den mosaischen Gesetzen. Vielmehr hat der Apostel selbst den Timotheus beschnitten (Apostel-Gesch. 16, 3.). Man räume mir also ein, daß ich auf keine Weise mich von den mosaischen Gesetzen befreien kann. Wenn außer der Verbesserung in der herrschenden Religion auch noch diese Sätze nebst allen ihren

Folgen zugegeben, und die Schriften des neuen Testaments nach Maßgebung aller dieser Voraussetzungen ausgelegt und erklärt werden, so bekommt man eine Religion, an welcher Christen und Juden gleichen Antheil nehmen können. Unter diesen Bedingungen können die Anhänger des Judenthums es sich gar wohl gefallen lassen, daß dereinst ein Prophet und Gesandter Gottes den Beruf gehabt, nicht das mosaische Gesetz aufzuheben, sondern dem menschlichen Geschlechte die Lehre von der Tugend und ihrer Belohnung in jenem Leben zu predigen. Von der andern Seite würde es den Nachfolgern Jesu nur darum zu thun sein, daß man die Wahrheiten annehme, die ihr Religionsstifter auszubreiten den Beruf gehabt. Will man die Göttlichkeit des Berufs selbst mit anerkennen, so ist es um so viel besser; aber es wird keinen Unterschied in der Religion machen, ob man diese erkennt oder in Zweifel ziehet, oder allenfalls auch leugnet. Ich kann es nicht genug wiederholen, es kommt hier Alles auf die logische Wahrheit der Lehren selbst, nicht auf die historische Wahrheit an.

Zweite Frage:

„Aus welchem Grunde ein solcher die Zeugnisse für den „Glauben der Christen verwerfe, die in dem alten Testamente „vorkommen, und unter dem mosaischen Gesetze selbst als „göttliche Eingebung verehrt worden sind.“

Ich habe sie gelesen die Stellen alle im alten Testamente, auf welchen die Wahrheit jenes Glaubens beruhen soll, ich habe sie mit Aufmerksamkeit, und mehr als einmal im Zusammenhange gelesen. Wie unaussprechlich elend wäre das Schicksal der Menschen, wenn von der Auslegung dunkler Stellen, ja von einem Buche, das vor undenklichen Zeiten, in

einer jezt todten Sprache, für eine bestimmte Nation in Asien geschrieben worden, die ewige Glückseligkeit des ganzen Menschengeschlechts abhängen sollte! — Ich glaube die Sprache des Grundtertes so gut als irgend ein Neuerer zu verstehen, denn sie ist gleichsam meine zweite Muttersprache. Mir haben diese Stellen alle nicht die Spur eines Beweises zu enthalten geschienen. Hat mich ein Vorurtheil geblendet, oder es ist an dem, die Auslegungen der Theologen von diesen Stellen haben mir an vielen Orten falsch, und an den übrigen höchst gezwungen und willkührlich geschienen. Zu meinem Troste finde ich, daß die neuern Exegeten, die mit Geschmack und Weltweisheit zur Auslegung der Bibel schreiten, so manche Stelle aufgeben, die man sonst für überzeugend gehalten. Ich meines Orts nehme mir die Freiheit, diese Streitigkeiten über die Auslegung mancher Schriftstellen als gelehrte Spielwerke zu betrachten, und mich zuweilen damit zu belustigen. Aber Gott sei meiner armen Seele gnädig! ich kann den Grund zu meiner ewigen Glückseligkeit nicht aus einem räthselhaften Traume Daniels herausziffern, oder aus der erhabenen Poesie eines Propheten herauskommentiren. Diese Schriften sind uns zur Erweckung des Herzens, aber nicht zur Belehrung des Verstandes gegeben. Durchlauchtigster Prinz! ich fürchte meiner Feder allzu freien Lauf gelassen zu haben, und würde untröstlich sein, wenn ich das Unglück hätte, mir durch allzu große Freimüthigkeit Ew. Durchlaucht Ungnade zuzuziehen. Ich breche mit Zittern hier ab, und erwarte mein Schicksal mit der quälendsten Ungeduld. Dem Allgütigen, Herzenskundigen ist's bekannt, daß ich Wahrheit aufrichtig suche, und daß es mein unveränderlicher Vorsatz bleibt, niemals mit meinem Wissen einer menschlichen Seele Ungewißheit zu geben.

Alle Gelegenheiten, über diese Materie in öffentliche oder Privat-Streitigkeiten zu gerathen, werde ich zeitlebens sorgfältig zu vermeiden suchen. Ew. Durchl. allein habe ich auf Dero gnädigsten Befehl meine Gesinnungen weder verhehlen noch verstellen können. Ich bin von Ew. Durchl. erhabenen Denkungsart versichert, daß Sie nichts als Aufrichtigkeit von mir erwarten, und mir zugleich die Redlichkeit zutrauen, von meinen Gesinnungen niemals einen schädlichen Gebrauch zu machen. Ich verachte von Herzen die kleinliche Denkungsart der Freigeister, die sich ein schadenfrohes Vergnügen daraus machen, die Unschuld in ihrer Zufriedenheit zu stören; und mit dem Eiferer — der eben dieses aus irrendem Gewissen thut — kann ich nicht anders als Mitleiden haben.

Ich sehe mich daher zu der Kühnheit genöthigt, Ew. Durchl. unterthänigst zu bitten, dieses Schreiben zu vernichten, damit es nicht dereinst in die Hände eines Menschen gerathe, der davon einen schlechten Gebrauch machen, oder der vermöge seines Standes sich für verbunden halten könnte, Streit darüber anzufangen. — Unser gemeinschaftlicher Vater wird uns nach unserm Gewissen richten. Er kann kein Herz verwerfen, das ihn inbrünstig liebt, und wenn es irret, nur aus Unwissenheit, nicht aus Bosheit irret. Dieser Geber alles Guten lasse Ew. Durchlaucht die Segens-Wünsche angedeihen, die mit allen Bewunderern großer Tugenden im Herzen heget

Ew. Durchlaucht

unterthänigster Diener

Moses Mendelssohn.

Berlin, den 25. Jan. 1770.

Aufsätze.

1.

Giebt es natürliche Anlagen zum Laster?

Die Fähigkeiten der Menschen sind entweder angeboren oder erworben; natürlich oder künstlich. Man ist sehr oft in Gefahr, diese verschiedenen Eintheilungen mit einander zu verwechseln. Gesetzt, die Amme des Mark Aurel hätte ihr Kind, gleich nach der Geburt, dem Prinzen untergeschoben; das Bürgerkind würde also dieselbe Erziehung genossen haben, die jezt Mark Aurel gehabt, dieselbe in aller Betrachtung, physisch sowohl als moralisch dieselbe. Und gleichwohl gestehet man, daß er nicht vollkommen derselbe Kaiser geworden sein würde; besser oder schlechter; genug, er würde zwar dem wahren ähnlich, aber nicht vollkommen derselbe geworden sein.

In so weit die Fähigkeiten erworben sind, mußten sie bei beiden gleich sein; denn dieselben Ursachen haben dieselben Wirkungen; in so weit sie aber angeboren sind, konnten sie einige Verschiedenheiten haben, mußten sie sich unähnlich sein. Es kann also die Frage entstehen: ob der untergeschobene Mark Aurel auch würde ein tugendhafter Mann geworden sein; oder ob er eine angeborne Anlage gehabt haben konnte, vermöge welcher er, der Erziehung ungeachtet, dennoch hätte ein Kajus Kaligula, oder so was Schändliches, werden können?

Das Erworbene selbst aber kann natürlich oder künstlich erworben sein. — Ein Produkt ist dem Boden natürlich, wenn es ohne Zuthun des Menschen hervorkommt; wozu aber mensch-

licher Fleiß und Anbau gehört, das heißt künstlich, ist ein Produkt des Kunstfleißes. Wenn vom Menschen selbst die Rede ist, so ist ihm jede Fertigkeit natürlich, die er ohne vorsätzliche Uebung und Erlernung erwirbt, die er tanquam aliud agendo erlangt und besitzt, ohne vorsätzlich darauf bedacht gewesen zu sein. In so weit aber zweckmäßige Anstalten, Uebung und Erlernung mit Vorsatz, in der Absicht vorgenommen werden müssen, um diesen oder jenen Grad der Fertigkeit zur Wirklichkeit zu bringen, in so weit wird die Fertigkeit künstlich genannt. Je mehr vorsätzliche Uebungen zu einer gewissen Fertigkeit gehören, je zweck- und regelmäßiger diese Uebungen angestellt werden müssen, desto künstlicher ist sie; je weniger, desto natürlicher.

Ob es Naturalisten in der Tugend gebe, das heißt: ob man ohne vorsätzliches Studium der Tugend, ohne vorsätzliche, nach Vorschrift und Regeln eingerichtete, Erlernung und Uebung ein tugendhafter Mann werden könne? ist wohl die Frage nicht. Wohl aber läßt sich untersuchen: ob die Tugend erlernt werden könne? und wenn dieses ist: ob sie mit einer Wissenschaft, oder mit einer Kunst zu vergleichen? Mit andern Worten: wie viel ist in Absicht der Sittlichkeit auf Rechnung der Erkenntnißkräfte zu setzen; und wenn diese nicht alles können, was trägt außer denselben noch dazu bei, daß man sich bemühe, Fertigkeit in der Tugend zu erlangen?

Daß der Verstand allein nicht hinreiche, beweisen die auffallenden Beispiele heroischer Bösewichter, die mit Engelsverstande teuflische Neigungen verbanden. Was stand ihren Erkenntnißkräften im Wege, daß sie sich mehr im Laster als in der Tugend übten?

Gleichwohl waren diese heroischen Bösewichter am Ende doch

Thoren; Dummköpfe zwar nicht, aber doch elende Unkluge, die sich selbst in's Verderben stürzten. Sie suchten Glückseligkeit, erkannten sie auch wohl theoretisch, und handelten praktisch, als wenn sie sie nicht suchten oder nicht kannten. Sie hatten also Einsicht, und [illegible]ten keine. Wie ist dieses Räthsel aufzulösen?

Wenn Verstandesschwäche bei heftigen Begierden die Anlage zum Laster ausmachen sollte, so müßte ein großer Verstand nebst schwacher Begierde Anlage zur Tugend sein; und gleichwohl ist keine große Tugend ohne starke Begierde.

Etwas näher kommt man dem Ziele, wenn man die Anlage zum Laster in das Uebermaß der Begierde über den Verstand setzet. Mangel des Verhältnisses zwischen Einsicht und Begierde bringet, bei Uebermaß der Einsicht stoischen Kaltsinn, bei Uebermaß der Begierde Lasterhaftigkeit hervor.

Indessen scheinen doch auch die psychologischen Eintheilungen der Seelenkräfte überhaupt noch nicht hinreichend, diese moralische Erscheinung zu erklären. Das Wort Verstand ist zu allgemein. Es giebt der Arten des Verstandes mancherlei, wovon einer diese, ein anderer eine andere Art besitzen kann; so wie es eine andere Einbildungskraft für den Dichter, eine andere für den Maler, Bildhauer und Baumeister geben muß. Der gutmüthige Dummkopf muß eine Art von Einsicht besitzen, die dem verschlagensten Schurken fehlt. Jener erkennet, daß der Mensch nicht glückselig sein kann, ohne Glückseligkeit zu befördern. Er weiß vielleicht nicht, wie er es anfangen muß, Anderer Glückseligkeit zu befördern, und wählt vielleicht die unschicklichsten Mittel. Indessen empfindet er doch, daß der Mensch nicht genießen könne, wenn Andere leiden; ja daß er selbst genieße, je mehr er genießen

läßt. Kann Cäsar Borgia mit aller seiner teuflischen Klugheit, diese Einsicht, diese sittliche Art von Verstand gehabt haben? — Gebet dem Musiker alle Einbildungskraft des Dichters; und er wird ein mittelmäßiger Tonkünstler bleiben, wenn er nicht die Art von Einbildungskraft besitzt, welche seinem Gegenstande und dem Bedürfnisse seiner Kunst angemessen ist. Der Name Einbildungskraft ist allgemein; aber jeder Virtuose bedarf der seinigen. — So auch mit der Erkenntniß.

Der Sprachgebrauch unterscheidet Verstand und Herz, Klugheit und Gutmüthigkeit. Die Philosophie kann zwar mehr Scharfsinn haben, aber selten hat sie mehr Witz, als der gemeine Sprachgebrauch. Sie sollte das nicht wieder durcheinander werfen, was jener auseinander gesetzt hat. Läuft gleich am Ende Alles auf Erkenntniß hinaus, wie sich der Determinist gefallen muß, so ist doch nicht alle Erkenntniß von einerlei Art und Beschaffenheit. Zu jeder sittlichen Handlung gehört zweierlei: Erkenntniß des Endzwecks und Erkenntniß der Mittel. Jene ist Wohlwollen, und, wenn sie nicht deutlich erkannt, sondern blos empfunden wird, gutes Herz; diese heißt Klugheit. Beides zusammen ist Weisheit. Der Weise verbindet Klugheit mit Wohlwollen. Er hat den festen Vorsatz, so viel Glückseligkeit zu wirken, als er wirken kann, und weiß die Mittel zu wählen, wie solches zu erhalten. Ich würde mich aber wohl hüten, der gutmüthigen Einfalt alle Tugend abzusprechen. Selbst wenn sie aus guter Meinung schadet, hat sie noch mehr Antheil an der wahren Tugend, hat sie größeres Verdienst, als der nützliche Bösewicht. Man erlaube mir, diese Gedanken zu verfolgen, ob sie gleich nicht unmittelbar zu der vorliegenden Frage gehören.

Unsere eigene Glückseligkeit ist das letzte Ziel aller unserer

Wünsche. Wir erhalten sie zum Theil unmittelbar, indem wir unsere eigene körperliche und geistige Vollkommenheit zu vermehren suchen; zum Theil mittelbar, indem wir Glückseligkeit befördern, Andere vollkommen glückselig machen, und uns dadurch glücklich fühlen. Wir selbst sind entweder Zweck und Gegenstand zugleich; oder wir sind blos Endzweck, der Gegenstand aber ist ein Wesen außer uns, dessen Glückseligkeit uns interessirt. Jenes giebt uns die Selbstliebe; dieses die Liebe zu Andern ein. Ohne Selbstliebe kann Liebe zu Andern nicht bestehen, denn sie wäre Gegenstand ohne Endzweck; ohne Liebe zu Andern kann der Selbstliebe kein Genüge geschehen, denn sie erfodert unumgänglich auch Gegenstände außer uns.

In Absicht auf Selbstliebe fällt Klugheit und Weisheit zusammen, ist Thor und Schurke nicht zu unterscheiden. Den guten Willen, unser Wohl zu befördern, haben wir alle, müssen wir haben, und wir irren blos in der Wahl der besten Mittel. Wie geht dieses zu? — Mich dünkt, auf folgende Weise.

Wir sündigen wider die Selbstliebe, oder übertreten die Pflichten gegen uns selbst mehrentheils durch eine Art von Rechnungsfehler. Das Gegenwärtige wirkt heftig; der Wollüstige opfert ihm das Zukünftige auf, und wird es sicher bereuen, wenn das Gegenwärtige vergangen sein, und die Zukunft herannahen wird. — Auf eine ähnliche Weise erhält das Sinnliche vor dem Uebersinnlichen den Vorzug. Der Eindruck des Sinnlichen ist heftig, so lange das Bedürfniß nicht befriedigt ist. Der Grobsinnliche folgt ihm wider Besserwissen, und vernachlässiget die Vollkommenheiten des Geistes. — Der Filzige macht falsche Rechnung. Seine Einbildungskraft stellt ihm seine Bedürfnisse größer, und sein

Kräfte geringer vor, als sie sind, und er glaubt in jeder Ausgabe seinen künftigen Mangel vorauszusehen. Alle diese Rechnungsfehler schreibe man, wenn man will, einer gewissen Schwäche des Verstandes zu; aber sicherlich ist es nur ein gewisser Verstand, eine gewisse Art desselben, die diesen Elenden fehlt.

Die Tugenden der Selbstliebe bestehen hauptsächlich in der Fertigkeit, den Eindruck des Gegenwärtigen, des Sinnlichen, nach Vorschrift der Vernunft zu schwächen, und den Eindruck des Abwesenden, des Uebersinnlichen zu verstärken, damit der Zauber verschwinde, und die Vernunft nicht verhindert werde, das Gegenwärtige mit dem Abwesenden, das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen in Vergleichung zu bringen, und gegen einander zu berechnen. Die Gewal. über die Empfindung, und das Vermögen, ihren Eindruck durch die Vernunft zu schwächen: ist Stoicismus. Die Fertigkeit, das Abwesende mit der Lebhaftigkeit des Gegenwärtigen, das Uebersinnliche mit der Lebhaftigkeit des Sinnlichen zu empfinden: — Enthusiasmus. Man sieht hieraus, warum auch zu den Tugenden der Selbstliebe ein gewisser Grad des Enthusiasmus gehört; damit auf der andern Seite der Stoicismus nicht übertrieben werde.

Die geselligen Tugenden gründen sich auf ähnliche Fertigkeit: die kalte Vernunft des stoischen Weltweisen mit dem Feuer des Enthusiasten zu begeistern, um das Entfernte mit dem Nahen, das Mittelbare mit dem Unmittelbaren in Vergleichung zu bringen, und gehörig zu berechnen. Der geringste Grad derselben ist die Liebe zu den Nachkommen, zu den Seinigen überhaupt, die der Mensch als sein erweitertes Ich betrachtet; und die Bereitwilligkeit, dieser Liebe zu Zeiten

den Eigennutz selbst aufzuopfern. Die Thiere besitzen einen Theil derselben durch eine Art von Naturtrieb, dem wir so lange diesen Namen geben, bis wir ihn besser begreifen gelernt; und der gemeinste gedankenloseste Mensch ist derselben fähig. Ja sie ist sehr oft die Quelle der größten Verbrechen geworden.

So wie es ein niedriges Laster ist, in Kollisionsfällen sein eingeschränktes Ich über Alles zu setzen, und die grobe Eigensucht allezeit der Liebe zu den Seinigen vorzuziehen; so kann auch die Vorliebe zu den Seinigen vor der Gerechtigkeit, vor der Liebe zu dem Vaterlande, und diese hinwiederum vor der allgemeinen Menschenliebe einen ungerechten Vorzug erhalten, und die Fertigkeit, diesen Vorzug einzuräumen, zum Laster werden. Selten werden grobe Verbrechen begangen, um bloße eigensüchtige Bedürfnisse zu befriedigen, dem Triebe zur sinnlichen Wollust allein Genüge zu leisten. Mehrentheils ist es Liebe zu den Seinigen, welche die Stimme der Menschlichkeit überschreiet, und den Menschen zum Betrüger, Dieb und Straßenräuber macht. So spricht zuweilen Eyrsucht lauter, als Vaterland und Menschheit; ja zuweilen ist es Liebe zum Vaterlande selbst, welche alle Hinsicht auf Gerechtigkeit und Menschenliebe aus den Augen rückt. Abermals eine Art von Rechnungsfehler, welche man Verstandesschwäche nennen mag, die aber mit vieler Klugheit, mit vielem Verstande von einer gewissen Art, sehr wohl bestehen kann. Daher ist auch hier das Gegenmittel nichts anderes als Stoicismus und Enthusiasmus: Stoicismus oder die Gewalt über die näheren Verhältnisse, das Vermögen, ihren Eindruck herabzustimmen, und ihm nicht mehr Interesse einzuräumen, als ihm nach Vorschrift der Vernunft und der Wahrheit zukommt; und Enthusiasmus, oder

das Vermögen, den entfernten Verhältnissen des sittlichen Lebens Nachdruck und Stärke zu geben, die Stimme des Vaterlandes und der Gesetze, wie Sokrates zu hören, wenn Liebe zum Leben, Bitten der Freunde und Thränen der Seinigen die Sinne benehmen; die Stimme der strengsten Gerechtigkeit, wie Regulus, zu hören, wenn die Stimme der Kinder, Verwandten, Freunde und des gesammten Vaterlandes sich mit der Liebe zum Leben vereinigen, und so laut für die Erhaltung sprechen. Aus eben den Ursachen wird der Weise gerecht, ja zuweilen unerbittlich streng sein, wo der gemeine gutmüthige Mensch mitleidig sein wird, ja wo ein sonst nichtswürdiger Mensch vielleicht sich leichter bewegen lassen wird. Jener liebt nicht nur, was er sieht, wird nicht nur vom Nahen, Gegenwärtigen, Sinnlichen gerührt; er umfaßt in seiner Liebe die spätesten Nachkommen, so wie diejenigen, die wir auf den Armen tragen, die entferntesten Mitbürger, so wie die Anwesenden, die Menschen in den entferntesten Weltgegenden und Zeiten, so wie seine Nachbarn und Bekannten; siehet mit den Augen des Geistes und theilet mit weiser Mäßigung jedem Verhältnisse des geselligen Lebens so viel Interesse, so viel Antheil an seiner Liebe zu, als ihm in der Uebereinstimmung zum Ganzen zukommt.

Mit einem Worte: das Vermögen, **Empfindungen in Vernunftschlüsse aufzulösen, und Begriffe der Vernunft zu versinnlichen**, — dieses ist, meines Erachtens, das große Geheimniß, das derjenige besitzen muß, der zu der Höhe heroischer Tugenden zu gelangen die Ehrbegierde hat.

Alles dieses kann man, wenn man sich mit allgemeinen Notionen begnüget, auf Rechnung der Erkenntniß setzen, und sagen: Tugend und Laster laufen am Ende auf lebendige, thä-

tige und wirksame Erkenntniß des Guten und Bösen hinaus; aber sicherlich ist es eine Art von Erkenntniß, die man mit und ohne merkliche Klugheit im gemeinen Leben, mit und ohne großen Verstand in Wissenschaften und Künsten besitzen kann. Ja, wer die Eingeschränktheit der menschlichen Kräfte in Erwägung zieht, wird sie sicherlich eher ohne, als mit einem außerordentlichen Talente von irgend einer andern Art zugleich, erwarten.

Vielleicht hat es nicht wenig zu Hervorbringung heroischer Tugenden beigetragen, daß die alten Verfassungen beides so sehr begünstigten, den Stoicismus von der einen, und den Enthusiasmus von der andern Seite. In ihren Schulen und öffentlichen Lehren herrschte größtentheils der Stoicismus; und ihre schönen Künste versinnlichten die übersinnlichen Gegenstände, brachten abgesonderte allgemeine Begriffe zur unmittelbaren Darstellung, beflügelten die Einbildungskraft, und beförderten den Enthusiasmus für Freundschaft, Nachruhm, Vaterland, die hohe Empfindung für das, was man ohne Begeisterung blos in Worten denken kann.

Berlin, im August 1784.

Moses Mendelssohn.

2.

Von der Herrschaft über die Neigungen.*)

§. 1. Ein jeder Begriff, der vermöge seiner Beschaffenheit unsern Willen, zu handeln, oder nicht zu handeln, bestimmen kann, heißt ein Bewegungsgrund.

a) Dieser Begriff muß uns Vorstellung einer Schönheit oder Vollkommenheit gewähren, wenn er uns zu Handlungen antreiben will.

b) Was uns Lust gewähret, wenn es gegenwärtig ist, das erregt abwesend ein Verlangen in uns, welches nichts anderes ist, als eine Vermischung von Lust und Unlust; von Lust über die Güte des Gegenstandes, und von Unlust über dessen Abwesenheit.

c) Gleichgültigkeit, Wollen, Verlangen, Begierde, Sehnsucht, sind die Stufen der Begehrlichkeit oder desjenigen Affekts, der in uns erregt wird, wenn der vollkommene Gegenstand abwesend ist; so wie Gleichgültigkeit, Behaglichkeit, Lust, Vergnügen, Wollust, Entzückung, die Grade der Empfindung ausdrücken, die durch den Genuß des vollkommenen Gegenstandes erregt werden.

§. 2. Je mehr Gutes in der Vorstellung einer Sache enthalten ist, je deutlicher wir das Gute einsehen, und je we-

*) Dieser und der folgende Aufsatz müssen mehr als Entwürfe angesehen werden, von deren einzelnen Ideen der Verfasser in seinen nachherigen Schriften (Briefe über die Empfindungen) Gebrauch gemacht hat.

niger Zeit erfodert wird, es völlig zu übersehen, desto angenehmer der Genuß.

a) Die Quantität der Motiven verhält sich also zusammengesetzt, wie die Menge des Guten, wie seine Deutlichkeit, und umgekehrt wie die Zeit, welche zum Ueberdenken erfodert wird.

b) Man setze die Menge des Guten = m.
die Deutlichkeit = p.
die Zeit = t.
So ist die Quantität der Bewegungsgründe = $\frac{mp}{t}$.

§. 3. Eine Vorstellung kann also weniger deutlich sein, und dennoch eine größere Gewalt haben, in unsern Willen zu wirken: 1) wenn sie eine größere Menge des Guten enthält; 2) wenn diese Menge geschwinder überdacht werden kann.

§. 4. Ja, wenn die Zeit, die zum Ueberdenken erfodert wird, sehr gering ist, so können die Begriffe so dunkel werden, daß sich die Seele weder des Bewegungsgrundes, noch ihrer eigenen Entschließung bewußt ist, und dennoch in dem Körper solche Bewegung hervorbringt, die zu einer andern Zeit einen überlegten Rathschluß erfodert hätte. Denn obgleich die Kürze der Zeit die Deutlichkeit vermindert, dergestalt, daß öfters gar das Bewußtsein aufhört, so bleibt dennoch die Quantität der Motiven einerlei, weil an der Zeit gewonnen wird, was von der Deutlichkeit abgeht.

§. 5. Aus den beiden vorigen §§. lassen sich unzählige Erscheinungen erklären, die für viele Weltweise ein Stein des Anstoßes gewesen sind. Ich will einige davon anführen.

1) **Video meliora proboque etc.** Wer kennt diesen Spruch, ohne zu wissen, wie schwer er sich irgend mit

einem philosophischen Systeme verträgt? Nach meinen Begriffen ist nichts natürlicher. Die Seele kann durch einen richtigen Vernunftschluß einsehen, A. sei gut, und sich dennoch zu B. entschließen, wenn ihr die untern Seelenkräfte in B. zwar dunkel, aber doch eine größere Menge des Guten, und in einer geringern Zeit vorstellen, wie solches in einer Leidenschaft, — als von welcher der Dichter redet, — jederzeit wirklich geschieht.

2) Warum fährt mancher vor Schrecken auf, wenn eine Kanone abgefeuert wird, ob er gleich schußfrei steht, und auch vorher überlegt hat, daß ihn die Kugel nicht treffen könne? Weil die überlegte Sicherheit durch einen langsamen symbolischen Schluß, die Idee der Gefahr aber anschauend in uns entsteht. Die anschauenden Begriffe folgen schneller auf einander als die symbolischen, daher ist die Quantität ihrer Wirkung größer.

3) Man siehet auch, wie die Seele beim Reden, Schreiben, Klavierspielen u. s. w. vieles verrichten kann, ohne sich dessen bewußt zu sein.

§. 6. Sollen wir zu einem tugendhaften Wandel aufgemuntert werden, so muß man sich nicht begnügen, uns die Löblichkeit der Tugend nach aller Strenge demonstrirt zu haben, sondern man muß uns mit einer großen Menge von Bewegungsgründen bekannt machen, und wir müssen lernen, diese Menge von Motiven schnell zu überdenken.

a) Durch die Demonstration wird die Deutlichkeit vermehrt; die Menge der Motiven vermehrt die Anzahl der Vollkommenheiten, und die Fertigkeit, sie schnell zu überdenken, vermindert die Zeit.

b) Das erstere geschieht in Princip. philos. practicae

univers.; das zweite in der Ethik; das dritte hingegen wird erhalten: 1) durch die Gewohnheit; 2) vermittelst der anschauenden Erkenntniß.

Zweiter Abschnitt.

Von der Gewohnheit.

Was die Gewohnheit auf unsern Körper vermag, überlasse ich den Physikern zu erklären. Ich will hier nur einige ihrer erstaunlichen Wirkungen in unsere Seele betrachten, und einige Anmerkungen darüber machen.

§. 7. Durch die Uebung, (welche mit der Gewohnheit einerlei Wirkung hat,) wird eine jede Fähigkeit in unsrer Seele zu einer Fertigkeit.

Eine Fertigkeit besteht in einem Vermögen, etwas so geschwind zu verrichten, daß wir uns nicht mehr alles dessen bewußt bleiben, was wir dabei vorgenommen. Nun wird zu einer jeden Verrichtung eine Folge von Begriffen erfodert, mit welcher in dem Körper eine Reihe von willkührlichen Bewegungen übereinstimmt. Diese Reihen von Begriffen folgen desto schneller auf einander, je genauer sie mit einander verbunden sind. Je mehr Aehnlichkeit, Beziehung und Verhältniß unsere Seele zwischen den Begriffen wahrnimmt, die zu einer Handlung erfodert werden, desto schneller eilt die Imagination von einem auf den andern. Je öfter wir eine Reihe von Vorstellungen gehabt, desto mehr Verhältniß und Beziehung wird unsere Seele zwischen ihnen gewahr. Also können wir eine Reihe von Begriffen, die wir öfter gehabt haben, schneller überdenken, bis sie endlich in einer so kleinen Zeit auf einander folgen, daß sich unsere Seele derselben nicht mehr deutlich bewußt ist. Und

alsdann sagen wir, unsere Fähigkeit sei zu einer Fertigkeit geworden.

a) Daher erschrickt man nicht, wenn man öfters Kanonen hat abfeuern sehen; weil es die Gewohnheit dahin gebracht hat, daß das Urtheil: die Kugel wird mich nicht treffen, so schnell entsteht, als die Idee der Gefahr, die durch den Knall erregt wird.

b) Wer die Schlüsse der allgemeinen praktischen Weltweisheit öfters überdacht, in ihrem Zusammenhange betrachtet, und in vorkommenden Fällen angewendet hat, der wird bei wichtigen Vorfällen Wunder zeigen, wie viel die demonstrative Sittenlehre über die Neigung und Leidenschaft vermag. Hat er es aber an Uebung fehlen lassen, so folgen die Begriffe, die zu seinem moralischen Schlusse erfodert werden, nicht schnell genug auf einander, wodurch ihre Wirksamkeit in den Willen merklich verringert wird.

c) So wie der Künstler die ihm vorgeschriebene Regel so oft ausüben muß, bis er sich in währender Ausübung der Regeln nicht mehr bewußt ist, eben so muß es der moralische Mensch mit den Gesetzen der Natur machen, wenn er seine untern Seelenkräfte mit den obern in Harmonie bringen will.

Dritter Abschnitt.

Von der anschauenden Erkenntniß.

§. 8. Wenn wir die symbolischen Schlüsse der praktischen Sittenlehre in eine anschauende Erkenntniß verwandeln, das heißt, wenn wir sie von den abstrakten Begriffen auf einzelne Begebenheiten in der Natur zurückführen, und die

Anwendung derselben aufmerksam beobachten, so erlangen sie dadurch eine größere Gewalt, in den Willen zu wirken.

a) In der Anwendung der allgemeinen Schlüsse auf besondere Fälle übersehen wir alle Theile und Folgen dieser Schlüsse auf einmal, die wir in der Theorie nur nach und nach überdenken können; wir vermindern also die Zeit, wodurch die Wirksamkeit vermehrt wird (§. 2.).

b) Die anschauende Erkenntniß erlangen wir: 1) durch die Erfahrung, d. i. wenn wir die symbolische Erkenntniß in besondern Fällen selbst angewendet, oder von Andern haben anwenden sehen; 2) durch Beispiel, oder wenn uns die Anwendung der allgemeinen Lehren auf gewisse wahrhafte Begebenheiten aus der Geschichte gezeigt wird; und endlich durch Erdichtung, die öfters bessere Wirkung thun kann, als Beispiele, weil sie 1) durch die Nachahmung angenehm werden, und 2) wahrscheinlicher und nicht so sehr mit fremden Begebenheiten untermischt sein muß, als die wahrhaften Begebenheiten in der Natur.

§. 9. Wer die symbolische Erkenntniß von dem Werthe der Tugend mit der anschauenden Erkenntniß verbindet, der hat seine untern Seelenkräfte mit den obern übereinstimmend gemacht, und ist vollkommen tugendhaft.

a) Wer sich mit der symbolischen Erkenntniß begnügt, der wird sich entschließen, tugendhaft zu sein, allein sein Entschluß erreicht seine Wirkung nicht, wenn sich ihm eine sinnliche Lust widersetzt, deren Quantität größer ist, als die Quantität der symbolischen Erkenntniß.

b) Die bloße anschauende Erkenntniß giebt erstlich nicht die völlige Gewißheit, die den Tugendhaften **tenacem propositi** macht; zweitens ist sie trüglich, weil unsere Ur-

theilskraft leicht verführt werden kann, wenn sie sich mit Exempeln ohne Beweise begnügt; drittens kömmt sie nicht so leicht in das Gedächtniß zurück, wenn ihr Gegenstand abwesend ist, und vielmehr das Objekt einer sinnlichen Lust, eines Scheinguts, auf die Sinne wirkt.

c) Die symbolische Erkenntniß kömmt bei jedem Vorfalle leichter in das Gedächtniß zurück, und giebt unserm Urtheile den Karakter der Untrüglichkeit; die Einbildungskraft erinnert uns der öfters damit verknüpften intuitiven Erkenntniß, und diese vermehrt die Quantität der Motiven.

§. 10. Die sittliche Empfindlichkeit besteht in einer schnellen Vorstellung des wahren oder scheinbaren Guten, das in einem Gegenstande anzutreffen ist.

a) Sie ist also, ohne Hülfe der Urtheilskraft, gegen tugendhafte und lasterhafte Neigung gleichgültig.

b) Wer die Empfindlichkeit eines Menschen vermehrt, hat ihn dadurch noch nicht tugendhaft gemacht, wenn er nicht zugleich seine Urtheilskraft gebessert hat.

c) Das Temperament kann den Menschen weder tugendhaft, noch lasterhaft machen, sondern es vermehrt oder vermindert bloß den Grad der angebornen sittlichen Empfindlichkeit.

Von der Illusion.

§. 11. Wenn eine Nachahmung so viel Aehnliches mit dem Urbilde hat, daß sich unsere Sinne wenigstens einen Augenblick bereden können, das Urbild selbst zu sehen, so nenne ich diesen Betrug eine ästhetische Illusion.

Der Dichter muß vollkommen sinnlich reden; daher müssen uns alle seine Reden ästhetisch illudiren.

§. 12. Soll eine Nachahmung schön sein, so muß sie uns ästhetisch illudiren; die obern Seelenkräfte aber müssen überzeugt sein, daß es eine Nachahmung, und nicht die Natur selbst sei.

Denn das Vergnügen, das uns die Nachahmung gewährt, besteht in der anschauenden Erkenntniß der Uebereinstimmung desselben mit dem Urbilde. Es gehören also folgende beide Urtheile dazu, wenn wir an einer Nachahmung Vergnügen finden wollen: „dieses Bild gleicht dem Urbilde:" Dieses Bild ist nicht das Urbild selbst. Man sieht leicht, daß jenes Urtheil vorangehen muß; daher muß die Ueberzeugung von der Aehnlichkeit intuitive, oder vermittelst der Illusion, die Ueberzeugung hingegen, daß es nicht das Urbild selbst sei, etwas später erfolgen, und daher mehr von der symbolischen Erkenntniß abhangen.

§. 13. Da uns die Nachahmung an und für sich selbst nicht so sehr vergnügt, als die Geschicklichkeit des Künstlers, der sie zu treffen gewußt hat, so setzen wir uns bei der Beurtheilung der schönen Künste über alles hinweg, wozu keine größere Geschicklichkeit von Seiten des Künstlers erfodert worden wäre, es nachzuahmen.

a) Daher sind die äußerlichen Verzierungen bei einer dramatischen Vorstellung nur zufällig, und öfters schädlich, wenn sie durch ihre eigene Schönheit unsere Aufmerksamkeit von der Vorstellung abwenden. Es ist genug, wenn die Verzierung nicht durch einen offenbaren Widerspruch der Illusion schadet.

b) Ja, es ist nicht einmal nöthig, daß ein dramatisches Stück aufgeführt werde, um zu gefallen. Wer beim Lesen urtheilen kann, ob der Dichter sein Stück mit der

gehörigen Kunst ausgearbeitet, und ob er es so gemacht hat, daß es durch die lebendige Vorstellung des höheren Grades der Nachahmung fähig werden kann, der kann die äußere Vorstellung leicht entbehren.

§. 14. Das beste Mittel, uns intuitive von dem Werthe der Nachahmung zu überzeugen, ist, wenn vermittelst der Illusion unangenehme Leidenschaften in uns erregt werden.

a) Wenn wir eine gemalte Schlange plötzlich anblicken, so gefällt sie uns desto besser, je mehr wir uns davor erschreckt haben. Aristoteles glaubt, wir ergötzten uns, weil wir von der vermeinten Gefahr befreiet worden wären. Allein wie unnatürlich ist diese Erklärung! Ich glaube vielmehr, der kurze Schrecken überführt uns intuitive, daß das Urbild getroffen sei.

b) Daher gefallen uns alle unangenehme Affekten in der Nachahmung. Der Musikus kann uns zornig, betrübt, verzweiflungsvoll u. s. w. machen, und wir wissen ihm Dank für die unangenehmen Leidenschaften, die er in uns erregt hat. Man sieht aber, daß in diesen Fällen das zweite Urtheil: diese Affekten sind nur nachgeahmt, unmittelbar auf den Affekt folgen muß, weil sonst die unangenehme Empfindung, die aus dem Affekte entspringt, größer sein würde, als die angenehme, die eine Wirkung der Nachahmung ist.

c) Aus diesen Gründen lassen sich die Gränzen des bekannten Gesetzes bestimmen: die schönen Künste sind eine Nachahmung der Natur, aber nicht die Natur selbst.

3.

Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit.

Die Maschinen der Natur sind von den Kunstmaschinen darin unterschieden, daß bei jenen das Innere und Aeußere, Materie und Form, Kraft und Schein, allezeit in der genauesten Verbindung stehen, welches aber bei den Werken der Kunst nicht Statt findet. Die Baukunst macht eine Ausnahme. Die Gebäude müssen den Schein der Festigkeit und Bequemlichkeit haben. Die Materie verhält sich bei den Werken der Kunst bloß leidend, und der Künstler drückt ihr durch eine fremde Kraft eine ihr gleichgültige Form ein, da hingegen die Natur durch innere Kräfte die Materie in die gehörige Form bringen, und also durch innere Kraft den äußeren Schein wirken läßt. Es wird sich also bei den Naturmaschinen, durch diese Harmonie des Innern und des Aeußern, von dem einen auf das andere schließen lassen; bei den Kunstmaschinen aber nicht. Mit andern Worten: die Naturmaschinen haben eine Physiognomik, die Kunstmaschinen aber nicht.

Zwischen Güte und Schönheit findet dieselbe Harmonie Statt, wie zwischen Kraft und Schein; denn die Schönheit ist nichts anderes, als sichtbar gewordene Güte und Tüchtigkeit.

Da aber die Güte etwas objektivisches ist, bei der Schönheit hingegen viel subjektivisches mit unterläuft, so kann diese Harmonie nicht vollständig sein. Mancher Gegenstand kann Schönheit lügen, mancher seine Schönheit zu sehr verbergen, wenn nemlich die inneren Eigenschaften außer dem Gebiete des ästhetischen Gefühls liegen.

Die Vorsehung hat dafür gesorgt, mehrentheils innere Tüchtigkeit durch äußere Schönheit, Güte durch Annehmlichkeit zu erkennen zu geben. Da aber dieses nur eine Nebenabsicht gewesen, so hat sie zuweilen höheren Absichten weichen müssen, wenn sie mit ihnen in Kollision gekommen. Hieher gehört der Geschmack der Speisen und ihre Gesundheit oder Zuträglichkeit für den menschlichen Körper.

Das Symbol der äußern Schönheit mit bösem und gefahrvollem Innern verknüpft, ist das Haupt der Meduse, das mit Schlangen geziert ist, weil auch diese Schönheit in Form und Bewegung mit innerem Schädlichen verbinden. Hingegen war die Hermessäule nach der Beschreibung, die, wo ich nicht irre, Alcibiades im Gastmale des Plato davon macht, ein Sinnbild der inneren Vortrefflichkeit, mit äußerer Häßlichkeit verbunden. Der Elephant verbirgt mehr als thierischen Verstand, und eine feine, beinahe edle Empfindsamkeit unter einem plumpen äußeren Wesen, das nicht den mindesten Geist verspricht.

Jede Naturmaschine ist in doppelter Rücksicht der Schönheit und Häßlichkeit fähig, 1) als Form, und 2) als Ausdruck. Als Form, in so weit die Maschine sich in Linien und Flächen endiget, die sowohl in Ruhe, durch Wendung und Farbe, als zum Theil in Bewegung, an und für sich betrachtet, schön, reizvoll, erhaben u. s. w. sein können. Man kann

dies die todte Schönheit der Naturmaschine nennen. Da aber auch das Aeußere derselben ein natürlicher Ausdruck des Inneren ist, und die guten und bösen Eigenschaften, die Vollkommenheiten und Mängel der Dinge sichtbar macht, so machen sie auch in dieser Betrachtung einen angenehmen, oder widrigen Eindruck, erregen Gefallen oder Mißfallen, sind schön oder häßlich.

Die lebendigen Schönheiten sind von verschiedener Art. 1) Die organischen oder sinnlichen Merkmale, welche die innerlichen organischen Vollkommenheiten natürlich ausdrücken; z. E. die äußerlichen Kennzeichen von Gesundheit der Pflanze, von ihrer Fähigkeit zum Wachsthum, Nahrung und Fortpflanzung. 2) Die thierische Schönheit, oder sinnlichen Merkmale der inneren thierischen Vollkommenheiten, als der Empfindung, Willkühr und des Naturtriebes. 3) Menschliche oder geistige Schönheit, d. i. sinnliche Merkmale, welche Vernunft, Freiheit des Willens, Empfindsamkeit, Sittlichkeit, und die übrigen Eigenschaften eines vernünftigen Wesens auf eine natürliche Weise ausdrücken.

Es giebt auch zufällige Schönheiten, d. i. Merkmale, welche gewisse innerliche Eigenschaften nicht durch natürliche Verbindung, sondern bloß durch zufällige Association der Begriffe andeuten, und also nur gewissen Personen eigen sein können. So nehmen uns zuweilen gewisse Gesichtszüge ein, die an und für sich unbedeutend sind, uns aber gefallen, weil wir sie an gewissen Gegenständen unserer Liebe und unserer Hochachtung wahrgenommen haben. Die Nachahmung äußerlicher Fehler und Mängel großer verehrungswerther Männer ist daher zu erklären. Es ist nicht immer bloß niederträchtige Schmeichelei, wie Mancher zu glauben geneigt ist.

Aus der harmonischen Verbindung und Vereinigung

aller dieser Schönheiten entspringt die Schönheit des Menschen.

Zwischen der todten und lebendigen Schönheit findet abermals eine Harmonie Statt, in so weit die Natur die innere Vollkommenheit des Lebens mehrentheils durch schöne Formen, Farbe und Bewegung zu erkennen zu geben pflegt. Jedoch finden auch hier häufige Ausnahmen Statt.

Die unmittelbare Vorstellung einer Sache, d. h. wie sie sich uns ohne Zergliederung, Ueberlegung u. s. w. darstellt, heißt ihr Schein.

Angenehm ist eine Vorstellung, wenn sie uns mehr unsere Kräfte als ihre Einschränkung empfinden läßt; das heißt, wenn sie unsere Kräfte ohne Anstrengung beschäftiget.

Eine Sache, die einen angenehmen Schein hat, ist schön.

Es giebt kein absolutes Ideal der Schönheit, sondern jedes Subjekt erfodert, nach dem Maße seiner Kräfte und Fähigkeiten ein anderes Ideal, das demselben entspricht. Ein absolutes Ideal würde alle vorhin angeführte Schönheiten in dem höchsten Grade und in der vollkommensten Uebereinstimmung verbinden. Dieses ist so wenig möglich, als daß sich ein Körper mit der allergrößten Geschwindigkeit, oder nach allen Richtungen zugleich bewege.

Selbst unter den Hogartschen Schönheitslinien giebt es keine, die an und für sich die schönste wäre. Jeder menschliche Sinn erfodert nach dem Grade seiner Schärfe und Blödigkeit einen größeren oder kleineren Schwung. Da aber alle gesunde, unverfangene, menschliche Sinneskräfte innerhalb bestimmter Gränzen der Schärfe und Stumpfheit bleiben, so wird das Ideal in der Mitte zwischen den äußersten Gränzen gleichsam schwimmen.

Jedes Subjekt hat eine ihm eigene Mischung von Fähig-

keiten und Neigungen, welche sein Genie und seinen Karakter ausmachen. In dieser Mischung wird mehrentheils eine Eigenschaft gleichsam hervorstechen, und den Hauptzug des Genies oder Karakters ausmachen; diesem werden die übrigen Eigenschaften untergeordnet sein. So wird auch das Ideal, das jedem dieser Subjekte entspricht, jedes seine eigene Mischung von todten und lebendigen Schönheiten aller Art haben müssen, nebst einem in derselben nicht selten hervorstechenden Ausdruck des Guten, welches den Karakter des Ideals ausmacht. Im Herkules z. B. wird der Ausdruck der Kraft den Hauptkarakter ausmachen, im Jupiter die Majestät, in der Venus die Wollust, im Merkur Behendigkeit, in der Minerva Weisheit u. s. w. Alle übrige Schönheiten oder sinnliche Ausdrücke des innern Guten haben eine Beziehung auf diesen Hauptkarakter, und sind demselben untergeordnet. Der Apoll allein scheint nach der Beschreibung, die von demselben gemacht worden, alle diese Schönheiten in der besten Uebereinstimmung, ohne daß eine derselben merklich hervorsteche, zu besitzen. Indessen kann er doch nur die Schönheiten des männlichen Geschlechts haben, ob zwar in dem blühendsten Lebensalter, das Kraft und Unschuld mit Erfahrung und Weisheit verbindet. Für die Schönheiten des weiblichen Geschlechts wird ein anderes Ideal aufgesucht werden müssen, in welchem nicht Thätigkeit, sondern Liebreiz der herrschende Karakter seyn wird.

Da die Schönheit eine unmittelbare Empfindung ist, die nicht von unsern Urtheilen und Vernunftschlüssen abhängt, so findet auch in Ansehung derselben kein Irrtoum, kein Vorurtheil Statt. Was irgend einem Menschen gefällt und schön dünkt, muß einen Grund des Wohlgefallens enthalten, muß

Eigenschaften besitzen, die wenigstens diesem Subjekte angemessen sind, und der Mischung seiner Fähigkeiten eine angenehme Beschäftigung darbieten. Wenn auch jemand einem Gegenstande, der diese Eigenschaften nicht besitzt, sie aus Irrthum oder Vorurtheil zuschriebe, so würde doch das Vorurtheil nicht das Phänomenon der Schönheit erzeugen können. Ueberhaupt hat alle sinnliche Erkenntniß die untrüglichste subjektive Wahrheit, und da dieses auch von der Schönheit gilt, so läßt sich davon auch mit Gewißheit schließen, daß der Gegenstand, der diese subjektive Erscheinung wirkt, auch die dazu erforderlichen Eigenschaften, wenigstens in Beziehung auf dieses Subjekt, besitzen müsse. Der allerausschweifendste Geschmack hat einigen Grund in dem Gegenstande. Die Dinge haben verschiedene Seiten, aus welchen sie betrachtet werden können. Es kömmt auf Gewohnheit, Uebung, angeborne und erworbene Fertigkeit, Neigungen, Gemüthsbeschaffenheit, Winkel und Falten der Seele an, wohin die Aufmerksamkeit bei Erblickung eines Gegenstandes sich lenken, und auf welcher Seite sie haften soll. Und nach diesem Gesichtspunkte richtet sich Schatten und Licht des Gegenstandes, und auch unser Urtheil von seiner Schönheit oder Häßlichkeit. Der Begriff des ekelhaften Schmutzes überwiegt bei einem verzärtelten Frauenzimmer alle andere Betrachtungen, in welcher uns etwa der Anblick schön gewundener Därme angenehm sein könnte. Der Naturforscher unterdrückt die Idee des Schmutzes, und findet die Därme interessant. Der Wilde hat kein Gefühl von Ekel, und hängt sie sich zum Putze um den Hals. Gemeine Augen können eine bunte Fläche mit einem wallenden Umrisse schön finden. Geübtere Sinne hingegen fodern eine der Wahrheit gemäße Vermischung von Schatten und Licht, und einen Umriß, der sich zu verlieren scheint.

Mich dünkt, die Urtheile der Menschen in Absicht auf die todte Schönheit weichen nicht so sehr von einander ab, als in Absicht auf die lebendige Schönheit oder den Ausdruck, und insbesondere wenn Kollisionen entstehen. Dieser liebt bräunliche, jener blonde Gesichter. Jene drücken mehr Lebhaftigkeit, diese mehr Seelenruhe aus. Dieser liebt Keckheit, jener Bescheidenheit; ein anderer offenes, freimüthiges Wesen; mancher hingegen Verschwiegenheit; dieser mannhafte Festigkeit, jener Empfindsamkeit u. s. w. Jede dieser Eigenschaften hat ihre besondere Physiognomie, die zuweilen mit den Erfodernissen der todten Schönheit in Kollision kömmt. Daher die verschiedenen Urtheile der Völker und Zeiten in Absicht auf die Schönheit, die erstaunliche Mannigfaltigkeit des Geschmacks, die man sonst dem Eigensinne, dem Vorurtheile oder andern zufälligen Ursachen zuzuschreiben pflegt, die aber, meines Erachtens, in der Verschiedenheit der Kräfte und Fähigkeiten, und in der Mannigfaltigkeit ihrer Mischung und Verhältnisse gegen einander, ihren zureichenden Grund haben. Diese müssen nothwendig nach Zeit, Raum, Klima, Erziehung, Nahrung, Religion und Regierungsform veränderlich sein; daher auch die Dinge, die dieser Mischung von Kräften und ihrer Verhältnisse angemessen sein sollen, die Schönheiten, derselben Veränderlichkeit unterworfen sein müssen.

Man hat also, von dieser Seite betrachtet, guten Grund, mit dem gemeinen Sprüchworte zu sagen: „Ein jeder hat seinen Geschmack" und, über Sachen des Geschmacks läßt sich nicht streiten." In der That, nur ich allein kann sagen, welcher Schein meinen Fähigkeiten angemessen ist, und diese ohne Ermüdung beschäftiget. Vernunftgründe und Autoritäten vermögen hier nichts wider die innere

Ueberzeugung. Man kann einen Gelbsüchtigen zwar überführen, daß die Gegenstände, die ihm gelb scheinen, es in der That nicht sind, in so weit man die Farben für etwas Objektives, für die Eigenschaften der Oberfläche hält, die Augen eines gesunden Menschen auf eine bestimmte Weise zu affiziren. In so weit aber die Farben als etwas subjektivisches betrachtet werden, findet auch in Absicht auf dieselben kein Streiten und Ueberführen Statt. Mit der Schönheit hat es dieselbe Bewandniß. Durch Vernunftgründe und Autoritäten bringet ihr dem Menschen keine unmittelbare Erkenntniß bei. Er wird höchstens Regeln herplappern lernen, die er nicht versteht, und Urtheile nachbeten, davon sein Innerstes nicht überführt ist.

Wie aber? Sind deswegen alle Kritiken vergeblich, alle Regeln grundlos, alle Vernunftgründe in Sachen des Geschmacks bloßes Geschwätz? Nichts weniger! Unter allen Arten des Geschmacks muß vielmehr ein einziger der Vollkommenheit und Glückseligkeit der Menschen am zuträglichsten sein. Dieses wird der wahre, richtige Geschmack sein, den zu erlangen alle Menschen sich bestreben müssen. Und in so weit der Mensch, wenigstens indirekt, auch über die Mischung seiner Fähigkeiten einige Gewalt hat, und ihnen nach Wohlgefallen Ausbildung und Richtung geben kann, so steht es auch in seiner Macht, sich diesem einzigen wahren Geschmacke mehr oder weniger zu nähern, und seine Empfindung der Schönheit so auszubilden, wie sie seiner Bestimmung, und dem Endzwecke seines Daseins am meisten angemessen ist.

Dieses ist das hohe Amt der Kritik. Sie soll uns zeigen: 1) welcher Geschmack der beste sei, das heißt, nach obigem Grundsatze, welche Empfindung des Schönen der wahren Bestimmung des Menschen, dem Endzwecke seines Daseins am

zuträglichsten sei, am besten entspreche; und 2) wie wir unsere Kräfte und Fähigkeiten, in so weit es bei uns steht, zu bilden und zu richten haben, um dieses Geschmackes theilhaft zu werden. Führet einem Menschen, der das Groteske liebt, und an der Erhabenheit eines Apoll keinen Geschmack findet, tausend Vernunftgründe und eben so viele Autoritäten an, daß der Apoll vortrefflich sei; ihr werdet ihn zum Schweigen, vielleicht zum Nachplaudern bringen, aber nicht überführen. Zeigt ihm aber erstlich, daß die Empfindung des Erhabenen und Großen dem Endzwecke unsers Daseins, der wahren Glückseligkeit des Menschen zuträglich sei, ja derselben weit mehr entspreche, als die Empfindung des lächerlichen Grotesken, an welcher er sich zu ergötzen gewöhnt hat. Thuet dieses aber nicht eher, bevor ihr untersucht habt, ob die Seele desselben der Empfindung des Erhabenen fähig sei, und durch gehörige Ausbildung ihrer theilhaft werden könne. Sonst gereichen eure Bemühungen, wenn sie nicht fruchtlos sind, mehr zum Schaden als zum Vortheil dieses Menschen. Sodann zeiget ihm die Weise, wie er seine Fähigkeiten ausbilden soll, um zu dieser Empfindung des Erhabenen zu gelangen, von der er nunmehr einsieht, daß sie seine Glückseligkeit befördern werde. So und nicht anders läßt sich der Geschmack der Menschen ausbilden; so und nicht anders kann man ihm eine unmittelbare Erkenntniß der Schönheit beibringen, deren er ganz unfähig zu sein schien.

Einzelne Schönheiten können ins Gedränge kommen, und einander hinderlich sein. Das Natürliche und das Sinnreiche, Anständigkeit und Wahrheit, Kühnheit und Bescheidenheit, Eifer und Sanftmuth, u. s. w. schränken sich wechselsweise

einander ein. Und nun kömmt es auf die subjektive Mischung der Kräfte an, welche von beiden sich widersprechenden Schönheiten obsiegen oder unterliegen soll. Die Franzosen scheinen mehr Anstand als Wahrheit zu lieben, mehr feine Lebensart als Erhabenheit, mehr das Sinnreiche als die Natur. Die Engländer das Gegentheil. Jede Nation hat offenbar ihre eigene Mischung von Kräften, wodurch ihr Geschmack bestimmt wird. Welcher Geschmack ist aber der Bestimmung des Menschen am zuträglichsten? Unstreitig derjenige, nach welchem man sich durch ekelhafte oder lächerliche Nebenbegriffe nicht abhalten läßt, das Schreckliche, Erhabene, Kühne, Naive, in seiner ganzen Stärke zu fühlen, bei andern Gelegenheiten aber, wo die Kollision vermeidlich ist, sich, am Feinen und Anständigen sich zu ergötzen, geübt hat. Je mehr man sich diesem Ideale nähert, desto vollkommener und richtiger ist unser Geschmack. Man sieht aber auch, wohin man die Bemühung zu lenken habe, wenn man seinen Geschmack verbessern will.

4.

Vorbericht zu den Morgenstunden.

Folgende Diskurse über das Daseln Gottes enthalten das Resultat alles dessen, was ich über diesen wichtigen Gegenstand unseres Forschens vormals nachgelesen und selbst gedacht habe. Seit zwölf bis funfzehn Jahren befinde ich mich nemlich in dem äußersten Unvermögen, meine Kenntnisse zu erweitern. Eine sogenannte Nervenschwäche, der ich seitdem unterliege, verbietet mir jede Anstrengung des Geistes, und, welches den Aerzten selbst sonderbar vorkommt, sie erschwert mir das Lesen fremder Gedanken fast noch mehr, als eigenes Nachdenken. Ich kenne daher die Schriften der großen Männer, die sich unterdessen in der Metaphysik hervorgethan, die Werke Lamberts, Tetens, Plattners und selbst des alles zermalmenden Kant's, nur aus unzulänglichen Berichten meiner Freunde, oder aus gelehrten Anzeigen, die selten viel belehrender sind. Für mich steht also diese Wissenschaft noch jezt auf dem Punkte, auf welchem sie etwa um das fünf und siebenzigste Jahr dieses Jahrhunderts gestanden hat; denn so lange ist es her, daß ich genöthigt bin, mich von ihr zu entfernen; wiewohl ich es doch nie über mich habe erhalten können, der Philosophie völlig Abschied zu geben, so sehr ich auch mit mir selbst gekämpft habe. Ach! sie war in besseren Jahren meine treueste Gefähr-

tin, mein einziger Trost in allen Widerwärtigkeiten dieses Lebens; und jezt mußte ich ihr auf allen Wegen ausweichen, wie einer Todfeindin, oder, welches noch härter ist, sie scheuen, wie eine verpestete Freundin, die selbst mich warnt, allen Umgang mit ihr zu meiden. Ich hatte nicht Selbstverleugnung genug, ihr zu gehorchen. Es erfolgen von Zeit zu Zeit verstohlne Uebertretungen, wiewohl nie ohne reuevolle Büßung.

Mittlerweile wuchs mein Sohn J. heran, und die gute Anlage, die er zeigte, machte es mir zur Pflicht, ihn frühzeitig zur vernünftigen Erkenntniß Gottes anzuführen. Zuvörderst ließ ich ihn nach eigenem Gefallen selbst lesen und Ideen sammeln. Ich bin der Meinung, daß man beim Studium der Philosophie, so wie bei Erlernung der Sprachen, mit dem Gebrauche den Anfang machen, und mit der Regel endigen müsse. Das Studium der Form ist weder nützlich noch angenehm, wenn nicht die Anwendung beständig zur Seite gehen kann, und wie ist dieses möglich, wenn noch keine brauchbaren Materialien angeschafft sind? Ich ließ ihn also zuerst Materie zusammen tragen, und nun war es Zeit, Form und Regel hinein zu bringen, und ihm zum ordentlichen und methodischen Nachdenken über diese wichtige Materie die erfoderliche Anleitung zu geben.

Ich entschloß mich, die wenigen Stunden des Tages, in welchen ich noch heiter zu sein pflegte, die Morgenstunden, ihm zu diesem Behufe zu widmen, und hatte das Vergnügen, daß mein Schwiegersohn S. und auch W., der Sohn einer Familie, mit der ich seit vielen Jahren in freundschaftlicher Verbindung stehe, an unsern Bemühungen Theil nehmen wollten. Diese drei Jünglinge von schäzbaren Geistesgaben und noch besserem Herzen besuchten mich in den Morgenstunden; wir

unterredeten uns von den Wahrheiten der natürlichen Religion, und wenn ich dazu aufgelegt war, hielt ich ihnen zusammenhängende Vorlesungen über einen und den andern Punkt aus derselben; aber, wie leicht zu erachten, ohne allen Schulzwang. Sie hatten die Freiheit, mich zu unterbrechen, Einwürfe vorzubringen, sie unter sich zu beantworten, und ich brach zuweilen meinen Diskurs ab, um sie unter sich streiten zu lassen. Auf solche Weise sind die Aufsätze entstanden, davon ich den ersten Theil hiemit dem Publikum vorlege.

Ich weiß, daß meine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeiten ist. Die meinige hat noch allzusehr den Geruch jener Schule, in welcher ich mich gebildet habe, und die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vielleicht allzu eigenmächtig herrschen wollte. Despotismus von jeder Art reizt zu Widersetzlichkeit. Das Ansehen dieser Schule ist seitdem gar sehr gesunken, und hat das Ansehen der spekulativen Philosophie überhaupt mit in seinen Verfall gezogen. Die besten Köpfe Deutschlands sprechen seit kurzem von aller Spekulation mit schnöder Wegwerfung. Man dringt durchgehends auf Thatsachen, hält sich bloß an Evidenz der Sinne, sammelt Beobachtungen, häuft Erfahrungen und Versuche, vielleicht mit allzu großer Vernachläßigung der allgemeinen Grundsätze. Am Ende gewöhnt sich der Geist so sehr ans Betasten und Begucken, daß er nichts für wirklich hält, als was sich auf diese Weise behandeln läßt. Daher der Hang zum Materialismus, der in unsern Tagen so allgemein zu werden droht, und von der andern Seite, die Begierde zu sehen und zu betasten, was seiner Natur nach nicht unter die Sinne fallen kann, der Hang zur Schwärmerei.

Jedermann gesteht sich, daß das Uebel zu sehr einreißt,

daß es Zeit sei, dem Rade einen Schwung zu geben, um dasjenige wieder empor zu bringen, was durch den Zirkellauf der Dinge zu lange ist unter die Füße gebracht worden. Allein ich bin mir meiner Schwäche allzusehr bewußt, auch nur die Absicht zu haben, eine solche allgemeine Umwälzung zu bewirken. Das Geschäft sei besseren Kräften aufbehalten, dem Tiefsinn eines Kant's, der hoffentlich mit demselben Geiste wieder aufbauen wird, mit dem er niedergerissen hat. Ich begnüge mich mit der eingeschränkten Absicht, meinen Freunden und Nachkommen Rechenschaft zu hinterlassen von dem, was ich in der Sache für wahr gehalten habe.

5.

Vorrede zu Menasseh Ben Israel's Rettung der Juden.

Dank sei es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherziget zu werden anfangen. Wenn bisher von Duldung und Vertragsamkeit unter den Menschen gesprochen ward, so war es immer die schwächere, bedrückte Partei, die sich unter dem Schutze der Vernunft und der Menschlichkeit zu retten suchte. Der herrschende Theil hatte entweder für beide keinen Sinn, oder stützte sich auf die leider! allzu gemeine Erfahrung, daß der schwächere Theil an allen Orten, wo er Macht und Gelegenheit dazu hat, es nicht besser machen würde, und gründete hierauf den Argwohn, daß man ihm nur das Heft aus den Händen zu winden suche, um die Spitze wider ihn selbst zu kehren. Man schien nicht zu überlegen, daß dieser Argwohn nothwendig Haß und Zwiespalt unter den Menschen verewigen müsse, und daß der Geist der Versöhnung sowohl als die Liebe, vom stärkern Theile die ersten Schritte fodert. Dieser muß sich seiner Ueberlegenheit entäußern, und anbieten, wenn der schwächere Theil Zutrauen gewinnen und erwiedern soll. Ist es Zweck der Vorsehung, daß der Bruder den Bruder lieben soll, so ist es offenbar die Pflicht des Stärkern, den ersten Antrag zu thun, die Arme

auszustrecken, und wie August zu rufen: Laß uns Freunde sein! — — Was aber auch über Toleranz bisher geschrieben und gestritten ward, ging bloß auf die drei im R. R. begünstigten Religionsparteien, und höchstens auf einige Nebenzweige derselben. An Heiden, Juden, Mahomedaner und Anhänger der natürlichen Religion ward entweder gar nicht, oder höchstens nur in der Absicht gedacht, um die Gründe für die Toleranz problematischer zu machen. Nach euern Grundsätzen, sprachen die Widersacher derselben, müssen wir auch Juden und Naturalisten nicht nur hegen und dulden, sondern auch an allen Rechten und Pflichten der Menschheit Theil nehmen lassen; und mitleidig war es anzusehen, wie sich die Anhänger derselben winden und krümmen mußten, um dieser Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen. — Der Fragmentist war, so viel mir bekannt ist, in Deutschland der erste Schriftsteller, der die Rechte der Duldung auch für Naturalisten foderte. Lessing und Dohm, jener als philosophischer Dichter*), und dieser als philosophischer Staatskundiger **), haben den großen Zweck der Vorsehung, die Bestimmung des Menschen und die Gerechtsame der Menschheit im Zusammenhange gedacht, und ein bewundernswürdiger Monarch ***) ist es, der nicht nur zu eben der Zeit dieselben Grundsätze in ihrem ganzen Umfange durchgedacht, sondern auch seinem weitumfassenden Wirkungskreise gemäß einen Plan entworfen hat, zu dessen Ausführung mehr als menschliche Kräfte zu gehören scheinen, — und nunmehr zum Werke schreitet.

Von den Kabineten der Großen, und von allem, was

*) Nathan der Weise.

**) Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden.

***) Joseph II. (k. H.)

auf dieselben Einfluß hat, bin ich allzuweit entfernt, um an diesem großen Geschäfte auch nur den mindesten Theil nehmen, und mitwirken zu können. Ich lebe in einem Staate, in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühend, und vernünftige Freiheit zu denken so allgemein gemacht hat, daß sich ihre Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstreckt. Unter seinem glorreichen Zepter habe ich Gelegenheit und Veranlassung gefunden, mich zu bilden, über meine und meiner Mitbrüder Bestimmung nachzudenken, und über Menschen, Schicksal und Vorsehung, nach Maßgabe meiner Kräfte, Betrachtungen anzustellen. Aber von allen Großen und ihrem Anhange bin ich stets entfernt gewesen. Ich habe jederzeit im Verborgenen gelebt, niemals Antrieb oder Beruf gehabt, mich in die Händel der wirksamen Welt einzumischen, und mein ganzer Umgang hat sich von jeher bloß auf den Zirkel einiger Freunde eingeschränkt, die mit mir ähnliche Wege gegangen sind. In dieser dunkeln Ferne stehe ich noch da, und erwarte mit kindlicher Sehnsucht, was die allweise und allgütige Vorsehung aus diesem Allen will werden lassen.

Unterdessen mache ich mir das Vergnügen, mit Herrn Dohm über die Gründe nachzudenken, die der Menschenfreund hat, die bürgerliche Aufnahme meiner Mitbrüder zu begünstigen, über die mancherlei Schwierigkeiten, die sich dabei finden, und vielleicht zum Theil von Seiten der zu bildenden Nation selbst in den Weg gelegt werden dürften; und diese mit den Vortheilen zu vergleichen, die dem Staate zuwachsen werden, dem es zuerst gelingen wird, diese eingebornen Kolonisten zu seinen Bürgern zu machen, und eine Menge von Händen und Köpfen, die zu seinem Dienste geboren sind, auch zu seinem

Dienste anzustrengen. — Als philosophisch-politischer Schriftsteller, dünkt mich, hat Herr Dohm die Materie fast erschöpft, und nur eine sehr geringe Nachlese zurückgelassen. Seine Absicht ist, weder für das Judenthum, noch für die Juden eine Apologie zu schreiben. Er führt bloß die Sache der Menschheit, und vertheidigt ihre Rechte. Ein Glück für uns, wenn diese Sache auch zugleich die unsrige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unsrigen zu reklamiren. Der Weltweise aus dem 18ten Jahrhunderte hat sich über den Unterschied der Lehren und Meinungen hinweggesetzt, und in dem Menschen nur den Menschen betrachtet. Man vergleiche mit diesem, was ein Rabbiner des 17ten Jahrhunderts, der die Sache seiner Nation vor den Augen des englischen Parlaments führte, zu ihrer Vertheidigung vorbringt, und durch welche Gründe er die Nation bewegt, seine Mitbrüder in England aufzunehmen. Man weiß, daß die Juden zu Eduards I. Zeiten aus England verjagt worden sind, und nicht eher, als unter Cromwel die Freiheit erhielten, wieder dahin zu kommen. R. Menasseh war es, der ihnen diese auswirkte. Er war ein Mann von vieler rabbinischer Gelehrsamkeit und auch andern Wissenschaften, und von einem sehr brennenden Eifer für das Wohl seiner Mitbrüder. Er erhielt zu Amsterdam, allwo er als Chacham der portugiesischen Judenschaft lebte, die nöthigen Reisepässe, und ging in Begleitung einiger seiner Nation nach London, um die Sache seines Volks bei dem Protektor, bei dem er wohlgelitten war, und bei dem Parlamente zu unterstützen. Er fand aber mehr Schwierigkeit, als er sich vorstellte, und diesen Aufsatz schrieb er zu einer Zeit, da er die Hoffnung, in seinem Geschäfte glücklich zu sein, fast aufgegeben

hatte. Endlich aber gelang es ihm dennoch, und die Juden wurden unter leidlichen Bedingungen wieder aufgenommen. Dieser Brief des R. Menassch findet sich in einer periodischen Sammlung verschiedener Aufsätze, die im Jahre 1708 unter dem Titel: the Phenix, oa Revival of scarce and valuable Pieces, no where to be found but in the Closets of the Curious zu London in 8. herausgekommen ist. Um eben dieselbe Zeit schrieb auch ein gewisser Edward Nicholas Apologia por los Iudios, und Toland soll auch zu ihrer Vertheidigung geschrieben haben. Die Schrift des Rabbi hat mir jezt, da so viel und mancherlei von und über die Juden gesprochen wird, der Uebersetzung nicht unwerth geschienen.

Merkwürdig ist es, zu sehen, wie das Vorurtheil die Gestalten aller Jahrhunderte annimmt, uns zu unterdrücken, und unserer bürgerlichen Aufnahme Schwierigkeiten entgegen zu setzen. In jenen abergläubischen Zeiten waren es Heiligthümer, die wir aus Muthwillen schänden; Kruzifixe, die wir durchstechen, und blutend machen; Kinder, die wir heimlich beschneiden, und zur Augenweide zersetzen; Christenblut, das wir zur Osterfeier brauchen; Brunnen, die wir vergiften u. s. w., Unglaube, Verstocktheit, geheime Künste und Teufeleien, die uns vorgeworfen, um derentwillen wir gemartert, unseres Vermögens beraubt, ins Elend gejagt, wo nicht gar hingerichtet worden sind. — Jezt haben die Zeiten sich geändert; diese Verleumdungen machen den erwünschten Eindruck nicht mehr. Jezt ist es gerade Aberglaube und Dummheit, die uns vorgerückt werden; Mangel an moralischem Gefühle, Geschmack und feinen Sitten; Unfähigkeit zu Künsten, Wissenschaften und nützlichem Gewerbe, hauptsächlich zu Diensten

des Krieges und des Staates; unüberwindliche Neigung zu Betrug, Wucher und Gesetzlosigkeit, die an der Stelle jener gröbern Beschuldigungen getreten sind, uns von der Anzahl nützlicher Bürger auszuschließen, und aus dem mütterlichen Schooße des Staats zu verstoßen. Vormals gab man sich um uns alle ersinnliche Mühe, und machte mancherlei Vorkehrungen, uns nicht zu nützlichen Bürgern, sondern zu Christen zu machen, und da wir so hartnäckig und verstockt waren, uns nicht bekehren zu lassen, so war dieses Grund genug, uns als eine unnütze Last der Erde zu betrachten, und dem verworfenen Scheusale alle Gräuel anzudichten, die es dem Hasse und der Verachtung aller Menschen bloß stellen konnten. Jezt hat der Bekehrungseifer nachgelassen. Nun werden wir vollends vernachlässiget. Man fährt fort, uns von allen Künsten, Wissenschaften und andern nützlichen Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu entfernen, versperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung, und macht uns zum Vorwurfe, daß wir sie nicht gebrauchen.

Mit Recht hat Dohm jene unmenschlichen Anklagen der Juden, die die Merkmale der Zeiten und der Mönchszellen an sich tragen, in denen sie ausgeheckt worden, kaum einer flüchtigen Berührung gewürdiget. In den Augen der Leser, für die ein Dohm schreibt, können diese barbarischen Beschuldigungen keinen Glauben finden, keiner ernsthaften Widerlegung bedürfen. Er hat sich also bloß darauf eingeschränkt, diese der Kultur und verbesserungsreichen Zeiten angemessenere Beschuldigungen zu bestreiten, und dem philosophischen Vorurtheile philosophische Gründlichkeit entgegen zu setzen. Indessen hat doch die Vernunft und der Forschungsgeist unseres Jahrhunderts noch bei weitem nicht alle Spuren der Barbarei in der

Geschichte vertreten. Manche Legende der damaligen Zeit hat sich erhalten, weil noch Niemanden eingefallen ist, sie in Zweifel zu ziehen. Manche sind mit so gewichtigen Autoritäten belegt, daß nicht jeder die Stirn hat, sie geradezu für Legende und Verleumdung zu halten. Andere haben sich den Folgen nach noch immer erhalten, obgleich sie selbst schon lange nicht mehr geglaubt werden. Ueberhaupt ist die Verleumdung von so giftiger Art, daß sie immer einige Wirkung in den Gemüthern zurücklässt, wenn auch ihre Unwahrheit entdeckt, und allgemein anerkannt wird. In so mancher lieben Stadt Deutschlands wird noch jezt kein Beschnittener, wenn er auch seinen Glauben verzollt hat, am hellen Tage ohne Bewachung gelassen, aus Beisorge, er möchte einem Christenkinde nachstellen, oder die Brunnen vergiften. Des Nachts hingegen wird ihm unter aller Bewachung nicht getraut, wegen seines bekannten Umganges mit den bösen Geistern. Wem wohnet nicht aus der Brandenburgischen Geschichte bei, daß der Kurfürst Joachim II. von seinem Leibarzte, dem Juden Lippold vergiftet worden sei? — Dieses ward so oft gesagt und von Chronikschreibern wiederholt, daß der vernünftigste Mann die Authentität davon voraussetzen und die Geschichtssache für wahr halten mußte. Dank sei es dem Untersuchungs-Geiste des Herrn Leibmedikus Möhsen,*) der der Legende dennoch auf die Spur gekommen ist. An der ganzen Geschichte hat sich weiter nichts wahr befunden, als daß der Kurfürst Joachim II. gestorben, und daß ein Jude damals Lippold geheißen. Uebrigens war Lippold kein Arzt, und der Kurfürst ist nichts we-

*) Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg (S. 515. u. f.)

niger, als vergiftet worden, wie Herr Möhsen mit Beweisen belegt, die über alle Bedenklichkeit hinweg sind. Lippold war des Kurfürsten Kammerdiener und Münzmeister; zwei Bedingungen am Hofe, die einem Juden selten viele Freunde gewinnen. Der Kurfürst starb, wie alle Urkunden und Originalprotokolle einstimmig aussagen, an einem offenen Schaden am Fuße, davon der Ausfluß durch eine plötzliche Erkältung gehemmt worden. Der Kammerdiener und Münzmeister wurde der Untreue in seinen Rechnungen beschuldiget, und in Verhaft genommen. Als die Untersuchung aber hierin seine Unschuld bewies, und seine Loslassung nicht länger aufgeschoben werden konnte, nahm man zu ganz anderen Anklagen seine Zuflucht. Einige von der Bürgerwache wollten gehört haben, wie die Frau des Lippold in einem Zanke, den sie mit ihm gehabt, zu ihm in der Bosheit gesagt: „wenn „der Kurfürst wüßte, was du für ein Schelm bist, und „was du für Bubenstücke mit deinem Zauberbuche kannst, „so würdest du schon längst kalt sein," und Lippold wurde den Kriminal-Richtern übergeben. Sehr richtig ist, was Herr M. bei dieser Gelegenheit zur Entschuldigung der Regenten der damaligen Zeit bemerkt: „Die Fürsten hiel„ten sich zu der Zeit gesichert, daß sie der Regentenpflicht ein „Genüge geleistet, wenn sie die Anklagen der Untersuchungen „rechtsverständigen Räthen überließen, und diese glaubten nach „den Gesetzen zu verfahren, wenn sie die Buchstaben des Ge„setzes erfüllten." Auf solche Weise sind freilich barbarische Gesetze weit schädlicher, als gar keine Gesetze. Lippold ward nach K. Karls V. Halsgerichtsordnung §. 44. dem Henker übergeben, der ihn peinlich verhören sollte, und Meister Balzer, der Scherfrichter, machte seine Sache so gut, daß der

Delinquent alles eingestand, was man von ihm wissen wollte. Er hatte durch Zauberei die Gunst des Fürsten zu gewinnen gewußt, und ihn am Ende vergiftet. Er weigerte sich zwar, dieses Bekenntniß öffentlich zu wiederholen; allein auch dazu wußte ihn sein peinlicher Halsrichter zu bringen. „Er ward „hierauf an verschiedenen Orten zehnmal mit glühenden Zan„gen gezwickt, und auf dem neuen Markte zu Berlin auf einem „dazu erbauten Gerüste, an Arm und Bein mit vier Stößen „gerädert, in vier Stücke zerhauen, und das Eingeweide nebst „dem Zauberbuche verbrannt.“ Eine große Maus *), die unter dem Gerüste hervorkam, in welcher Niemand den Zauberteufel verkennen konnte, benahm den Zuschauern allen Ueberrest des Zweifels, daß dem Verurtheilten Recht geschehen. Die Verbrechen des Lippold hatten, wie Hr. M. weiter erzählt, auf das Schicksal der ganzen Judenschaft in der Mark einen großen Einfluß. Sie wurden angeklagt und nach Urtheil und Recht verdammt. „Sie mußten ihre Güter verkaufen, den Gerichten die Inventarien, Untersuchungskosten und Abzugsgelder bezahlen, und das Land räumen.“ — Und so ward die Nachricht von Hand zu Hand überliefert, und erhielt sich noch in unseren erleuchteten Tagen, die Juden haben den Kurfürst Joachim II. vergiftet, seien dessen überführt, und zur Strafe aus dem Lande gejagt worden.

Und selbst die Aufklärung unserer besseren Tage erstreckt sich so lange noch nicht, daß diese gröbern Anklagen gänzlich ohne Wirkung sein sollten. Es ist nicht lange her, daß die Judenschaft zu Posen beschuldigt wurde, sie hätte ein Christen-

*) Herr M. führt seine Gewährsmänner an, die diesen wichtigen Umstand der Nachwelt aufbehalten haben.

kind zum Gebrauche der Osterfeier ermordet. Zwei fromme Rabbinen wurden als Häupter der Gemeine vor Gericht gezogen, eingekerkert, und nach der dasigen Halsgerichtsordnung gemartert. Ich verschone das menschliche Gefühl meiner Leser mit der umständlichen Erzählung dieser Martern. Sie waren die schrecklichsten, die sich die Barbarei je erlaubt hat. Allein die Geplagten waren standhaft genug, kein Bekenntniß von sich erpressen zu lassen, ob sie gleich so lange gepeinigt wurden, bis sie unter den Furien den Geist aufgaben. — Barmherziger Gott! und die Männer waren so unschuldig an der Ermordung des Kindes, wenn ja eine Mordthat begangen worden, woran noch sehr zu zweifeln ist — so schuldlos, als ich und meine Leser es sind. — Die Gemeine zu Posen hat noch jezt an den unerschwinglichen Summen zu bezahlen, die sie damals aufnehmen mußte, theils Gerichtskosten zu bezahlen, theils schrecklichere Uebel von sich abzuwenden. Noch vor wenigen Jahren würde dieselbe Geschichte in der Gegend von Warschau wiederholt worden sein, hätten nicht der weise König von Polen und einige aufgeklärte Magnaten zum Glücke den Lauf der dasigen Gerechtigkeit noch so lange gehemmt, bis es den Juden gelang, die Verleumdung an den Tag zu bringen. — Ich habe so manche einsichtsvolle und sonst nicht unbillig denkende Christen aus Polen und andern katholischen Ländern gesprochen, die sich noch immer von diesem Vorurtheile wider meine Mitbrüder nicht völlig losmachen konnten. Sie beriefen sich immer auf die gesetzmäßige Form, nach welcher Prozesse dieser Art so oft geführt worden sind, auf die Unbescholtenheit der Richter, die sie geführt haben, und auf das Bekenntniß der Verurtheilten, das öfters den Umständen allzu angemessen sein und mit den übrigen Aussagen übereinstimmen

soll, als daß es eine bloße Erdichtung, die ihnen die Marter eingegeben, gewesen sein könnte. Solche aufrichtige Gemüther können vielleicht durch die Gründe des Rabbi Menasseh, und noch mehr durch den schrecklichen Reinigungseid, den er im Namen des ganzen Judenthums ablegt, und den ich mit reinem Gewissen hier nachspreche, auf bessere Gedanken gebracht werden. Denn die wichtige Wahrheit kann nicht genug eingeschärft werden, daß barbarische Gesetze desto schrecklichere Folgen haben, je gesetzmäßiger das Verfahren ist, und je strenger die Richter nach dem Buchstaben urtheilen. Unweise Gesetze können nur durch Abweichungen, so wie Rechnungsfehler nur durch andere Rechnungsfehler wieder gut gemacht werden. Calas und Waser sind vielleicht von unbescholtenen Richtern nach einer gesetzlichen Form hingerichtet worden.

Indessen sind alle Gründe und Eidschwüre fruchtlos, wenn der Gegner nicht hören will; wenn sich Nebenabsichten der Ueberführung widersetzen, oder wenn das Gemüth so sehr von Vorurtheilen befangen ist, daß man den Gegengründen nicht die erfoderliche Aufmerksamkeit zuwenden mag. Man kann einem verjährten Vorurtheile alle Wurzeln durchschneiden, ohne ihm die Nahrung gänzlich zu entziehen. Es saugt solche allenfalls aus der Luft. Hat nicht ein Rezensent in den Göttingischen Anzeigen, bei Gelegenheit der Dohmschen Schrift, Beschuldigungen wider uns, wahrlich wie aus der Luft gegriffen, die man keinem Schriftsteller unseres Jahrhunderts, am wenigsten einem in diesem wahren Sitze der Musen lebenden Gelehrten zutrauen sollte? — Er trägt sogar kein Bedenken, uns jezt lebenden Israeliten die Unart vorzuwerfen und anzurechnen, deren sich unsere Vorfahren in der Wüste schuldig gemacht haben, ohne zu bedenken, daß aller der gerügten Untu-

gend ungeachtet, der gesetzgebende Gott unserer Väter, oder wie die Modesprache lieber will, der Gesetzgeber Moses, es gleichwohl möglich gefunden, diesen rohen Haufen zu einer ordentlichen, blühenden Nation umzubilden, die erhabene Gesetze und Verfassung, weise Regenten, Feldherren, Richter und glückliche Bürger aufzuweisen hat; ja ohne in sich zu gehen, und zu bedenken, was wohl seine eigenen Vorfahren in nördlichen Einöden um eben diese Zeit für Kultur gehabt haben mögen, aus denen doch heutiges Tages Rezensenten in Göttingischen Anzeigen entsprungen sind. Mit einem Worte, Vernunft und Menschlichkeit erheben ihre Stimme umsonst; denn grau gewordenes Vorurtheil hat kein Gehör.

Wenn aber auch alle Vernunftgründe sich vereinigen, den Juden an den Rechten der Menschheit gleichen Antheil zuzusprechen, so wird dadurch nicht eingeräumt, daß sie in ihrer jezigen dürftigen Verfassung dem Staate nicht nützlich, oder daß ihre Vermehrung demselben wohl gar schädlich werden könnte. Auch hierüber verdienen die Gründe des Menasseh in folgender Schrift in Erwägung gezogen zu werden, der doch zu seiner Zeit nichts anderes, als eine sehr eingeschränkte Aufnahme in England für seine Mitbrüder suchen konnte. Holland allein giebt ein Beispiel, das hierüber allen Zweifel benehmen kann. Noch niemals hat man sich daselbst über die Vermehrung der Juden beklagt; obgleich die Erwerbungsmittel ihnen daselbst eben so kärglich zugezählt, und ihre Freiheiten fast so eingeschränkt sind, als in mancher Provinz Deutschlands. — „Ja, „spricht man, Holland macht hier eine Ausnahme, denn es ist „ein handelnder Staat, der also der handelnden Menschen „nicht zu viel haben kann.“ — Gut! ich möchte aber wissen, ob die Handlung daselbst die Menschen, oder nicht vielmehr

die Menschen die Handlung herbeigelockt haben? Wie geht es zu, daß so manche Stadt in Brabant und den Niederlanden, bei eben derselben und vielleicht noch vorzüglicheren Gelegenheit zur Handlung, der Stadt Amsterdam dennoch so sehr nachstehet? Warum drängen sich hier auf einem unfruchtbaren Boden, ja in einem von Natur unbewohnbaren Moraste, die Menschen so zusammen, bilden den öden Sumpf durch Fleiß und Kunst in einen Garten Gottes um, und erfinden sich Hülfsquellen zur glücklichen Subsistenz, über die wir erstaunen müssen? Nichts als Freiheit, Milde der Regierung, Billigkeit der Gesetze, und die offenen Arme, mit welchen sie die Menschen aller Art und Kleidung, Meinung, Sitte, Gebrauch und Religion aufnehmen und schützen, und machen lassen; nichts als diese Vorzüge sind es, die in Holland den fast überreichen Segen, die Fülle des Guten hervorgebracht, darum es so sehr beneidet wird.

Ueberhaupt, Menschen dem Staate unnützlich; Menschen, die in einem Lande nicht zu gebrauchen sind, dieses ist eine Sprache, die mir eines Staatsmannes unwürdig zu sein scheint. Die Menschen können mehr oder weniger nützlich sein; können so oder anders beschäftiget, die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen und ihre eigene mehr oder weniger befördern. Aber kein Staat kann die geringsten, nutzlos scheinendsten seiner Bewohner ohne empfindlichen Nachtheil entbehren, und einer weisen Regierung ist kein Bettler zu viel, kein Krüppel völlig unbrauchbar. Herr Dohm hat zwar im Eingange seiner Schrift versucht, den Punkt festzusetzen, den die Volksmenge in einem Lande nicht überschreiten darf, ohne das Land zu überfüllen, und schädlich zu werden. Mich dünkt aber, daß ein Gesetzge-

der unter keinerlei Bedingung hierauf im mindesten Rücksicht zu nehmen habe; sicherlich gereicht jede Anstalt, die man dem Anwachs der Menschenmenge entgegensetzt, jede Maßregel, die man ergreift, der Vermehrung Einhalt zu thun, der Kultur der Einwohner, der Bestimmung der Menschen und ihrer Glückseligkeit zu weit größerem Nachtheile, als die zu besorgende Ueberfüllung. Man verlasse sich hierin auf die weise Einrichtung der Natur. Man lasse ihr ihren Lauf und lege ihr durch unzeitige Geschäftigkeit nur keine Hindernisse in den Weg. Die Menschen eilen dahin, wo sie ihr Auskommen finden; die Bevölkerung nimmt zu, so lange das Genie neue Erwerbungsmittel entdecken kann. Sobald die Quellen erschöpft sind, stehen sie von selbst stille, und wenn ihr das Gefäß von der einen Seite überfüllet, so läßt es von der andern Seite den Ueberfluß von selbst auslaufen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß der Fall sich nie zuträgt, und daß niemals eine Ausleerung, oder Auswanderung des Volkes geschehen, daran nicht die Gesetze oder ihre Handhabung Schuld gewesen. So oft Menschen in irgend einer Verfassung Menschen schädlich werden, liegt es bloß an den Gesetzen oder an ihren Verwesern.

In einigen neuern Schriften findet man den Einwurf wiederholt, „die Juden bringen nichts hervor. Sie sind in „ihrer jezigen Verfassung weder Landbauer noch Künstler und „Handwerker, helfen also der Natur nicht in ihrem Hervor„bringen, und geben auch ihren Produkten keine andere Form, „sondern tragen und versetzen bloß die rohen oder verbesserten „Erzeugnisse der Länder von einem Orte an den andern. Sie „sind also lediglich Verzehrer, die den Erzeugern zur Last „fallen müssen.“ Ja, ein großer sonst einsichtsvoller Kopf

hat letzthin *) laut über den Mißbrauch geklagt, daß der Hervorbringer so viele Zwischenhände zu versorgen, so viele unnütze Mäuler zu ernähren habe. Der gesunde Menschenverstand, meint er, lehre schon, daß die Produkte der Natur und der Kunst vertheuert werden müssen, je mehr Zwischenkäufer dazu kommen, die solche nicht vermehren, und doch erhalten werden, also an denselben Antheil nehmen wollen. Er ertheilet also den Staaten den Rath und die wohlmeinende Warnung, entweder die Juden nicht zu dulden, oder ihnen Landbau und Handwerke zu erlauben.

Das Resultat mag herzlich gut gemeint sein; aber die Gründe sind schwach, die dem Verf. so einleuchtend und unwiderlegbar scheinen. Was heißt denn nach seinen Begriffen eigentlich Hervorbringer und Verzehrer? Wenn nur derjenige hervorbringet, der etwas Greifbares erzeugen hilft, oder durch seiner Hände Arbeit verbessert, so besteht ja der weit wichtigste und größte Theil des Staats aus bloßen Verzehrern. Der ganze Lehr- und Wehrstand bringt nach diesen Grundsätzen nichts hervor; wenn nicht etwa die Bücher, die von jenem geschrieben werden, eine Ausnahme machen. Beim Nährstande selbst sind zuvörderst Kaufleute, Lastträger, Land- und Wasserfahrer abzurechnen, und am Ende wird die Klasse der sogenannten Hervorbringer größtentheils aus Ackerknechten und Handwerksgesellen bestehen; denn die Landeigenthümer und Meister pflegen selten mehr selbst Hand ans Werk zu legen. Sonach bestände der Staat, außer jenem zwar achtungswerthen, aber doch geringern Theile des Volks, aus Leuten, die durch ihrer Hände Arbeit die Produkte der Natur weder beför-

*) In den Ephemeriden der Menschheit.

dern noch vervollkommnen, also aus bloßen Verzehrern, und wie? also auch unnützen Mäulern, die dem Hervorbringer zur Last werden?

Hier fällt die Ungereimtheit in die Augen, und da die Folgerung richtig ist, so muß der Fehler in den Vordersätzen liegen. Und so ist es auch. Nicht bloß machen, sondern auch thun heißt hervorbringen. Nicht nur wer mit Händen arbeitet, sondern überhaupt, wer nur etwas thut, befördert, veranlasset, erleichtert, das seinen Nebenmenschen zum Nutzen oder Vergnügen gereichen kann, verdient den Namen des Hervorbringers, und er verdient ihn zuweilen um desto mehr, je weniger Bewegung ihr an seinen Extremitäten gewahr werdet. Mancher Kaufmann, der an seinem Pulte Spekulationen macht, oder auf seinem Ruhesessel Pläne entwirft, bringt im Grunde mehr hervor als der Arbeiter und Handwerksmann, der das mehreste Geräusch macht. Der Kriegsmann bringt hervor, denn er verschafft dem Staate Ruhe und Sicherheit. Der Gelehrte bringt hervor, zwar selten etwas, das in die Sinne fällt, aber doch Güter, die wenigstens eben so schätzbar sind; guter Rath, Unterricht, Zeitvertreib und Vergnügen. Nur in der Anwandelung einer übeln Laune kann einem weisen Manne, wie Rousseau, der Einfall entfahren, daß der Biscuitbäcker zu Paris mehr hervorbringe, als die Akademie der Wissenschaften. Zur Glückseligkeit des Staats, so wie der einzelnen Menschen gehören mancherlei sinnliche und übersinnliche Dinge, körperliche und geistige Güter, und wer zu deren Hervorbringung oder Vervollkommnung auf irgend eine mehr oder weniger entfernte, mittelbare oder unmittelbare Weise etwas beiträgt, der ist kein bloßer Verzehrer zu nennen; der ißt sein Brod nicht umsonst, sondern hat dafür hervorgebracht.

Ich sollte glauben, dieses leuchte viel mehr dem gesunden Menschenverstande ein, und was insbesondere die Zwischenhände und ihr Verhältniß zum Hervorbringen und zum Verzehren betrifft, so getraue ich mir zu behaupten, daß sie für beide, für den Erzeuger sowohl als für den Verzehrer, nicht nachtheilig, sondern, wenn der Mißbrauch verhindert wird, höchst nützlich und fast unentbehrlich sind; ja, daß durch ihre Vermittelung die Produkte brauchbarer, gemeinnütziger und auch wohlfeiler werden, und der Produzent dennoch mehr gewinne, und also in den Stand gesetzt werde, ohne übermäßige Anstrengung seiner Kräfte bequemer und besser zu leben. Man stelle sich einen Arbeiter vor, der die rohe Materie zu seiner Kunstarbeit selbst von dem Landmanne abholen, und nachdem er sie veredelt hat, selbst dem Verzehrer zuführen muß; der dafür zu sorgen hat, daß er jene zu gewisser Zeit in hinlänglicher Menge anschaffe, und diese, so oft sein Bedürfniß es erfordert, an denjenigen Mann bringe, der sie zu eben der Zeit braucht, und ihm abzunehmen veranlaßt wird. Man vergleiche mit ihm den Arbeiter, dem der Zwischenhändler die rohe Materie in das Haus bringt, nach Maßgabe seines Bedürfnisses und seiner Umstände verkauft, vertauscht oder auf Glauben darreicht; der ihm die verbesserten Produkte abnimmt, und es seine Mühe und Sorge sein läßt, solche dem Verzehrer wiederum zur bequemen Zeit zuzuführen. Wie viel Zeit und Kräfte erspart dieser nicht, die er seiner Kunst widmen kann, jener hingegen durch unnützes Herumreisen und Herumtrödeln und tausend Abhaltungen und Zerstreuungen, zu denen er genöthigt oder verführt wird, verschwenden muß! Wird dieser nicht ungleich mehr arbeiten, also mit eben der Anstrengung mehr hervorbringen, und also bessere Preise bewilligen und dennoch bequemer

leben können? Wird nicht dadurch die wahre Industrie befördert, und verdient der Zwischenhändler noch ein nutzloser Verzehrer genannt zu werden? — Diese Gründe für den Zwischenhändler im Kleinen sind noch weit einleuchtender, wenn sie auf die Zwischenhand im Großen, auf den eigentlichen Kaufmann, der die Produkte der Natur und des Fleißes von Land in Land, Weltgegend in Weltgegend verführt und versetzt, angewendet werden. Dieser ist ein wahrer Wohlthäter des Staats, des menschlichen Geschlechts überhaupt, und also nichts weniger als ein unnützes Maul, das von dem Hervorbringer umsonst unterhalten werden muß.

Ich habe vorausgesetzt, daß der Mißbrauch verhindert werde. Dieser besteht hauptsächlich darin, daß gewinnsüchtige Zwischenhändler das Schicksal der Erzeuger in ihre Gewalt zu bringen wissen; daß sie suchen, Herren und Meister über die Preise der Waaren zu werden, solche in den Händen der ersten Besitzer herabzusetzen, und in den ihrigen in die Höhe zu bringen. Dieses sind große Uebel, die den Fleiß des Hervorbringers, so wie den Muth des Verzehrers zu Boden drücken, und denen durch Gesetze und Polizei entgegen gearbeitet werden muß. Zwar nicht geradezu durch Verbot, Ausschließung oder Hemmung, am wenigsten durch bewilligten oder begünstigten Allein- oder Verkauf. Dergleichen Vorkehrungen befördern entweder die Uebel noch, die man durch sie abzuwenden sucht, oder bringen welche hervor, die noch schädlicher sind. Man suche vielmehr alle Einschränkungen, so viel sich thun läßt, zu vermindern, die Monopolien, Vor- und Ausschließungsrechte aufzuheben, dem geringsten Aufkäufer mit dem größten Handlungshause gleiche Rechte und Freiheit zukommen zu lassen, mit einem Worte, die Konkurrenz unter den Zwischenhändlern

auf alle Weise zu befördern, einen Wetteifer zwischen ihnen zu erregen, wodurch der Preis der Dinge im Gleichgewichte erhalten, der Kunstfleiß von der einen Seite aufgemuntert, und von der andern Seite jeder Verzehrer in den Stand gesetzt wird, den Fleiß seiner Nebenmenschen ohne übermäßige Anstrengung zu genießen. Der Verzehrer kann ohne Ueppigkeit bequem leben, und der Künstler findet dennoch sein anständiges Auskommen. Nur durch Konkurrenz, unbeschränkte Freiheit und Gleichheit in den Rechten des Kaufs und Verkaufs sind diese Endzwecke zu erreichen, und sonach ist der gemeinste Trödler und Aufkäufer, der geringste herumwandernde Jude, der den rohen Stoff von dem Landmanne zum Künstler, oder den bearbeiteten von diesem zu jenem bringt, zur Aufnahme des Landbaues, der Künste, Manufakturen und Handlung überhaupt von sehr beträchtlichem Nutzen. Zum Vortheile des Landmannes erhält er den rohen Stoff in seinem Werthe, und zum Nutzen des Künstlers, so wie zur Aufnahme der Kunst sucht er die Produkte der Industrie in alle Winkel zu verbreiten, die Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens brauchbarer und allgemeiner zu machen. Der geringste Handelsjude ist in dieser Betrachtung kein bloßer Verzehrer, sondern ein nützlicher Einwohner (ich darf nicht sagen, Bürger) des Staats, ein wirklicher Hervorbringer.

Man sage nicht, ich sei ein partheiischer Sachwalter meiner Glaubensbrüder, und suche alles zu vergrößern, was zu ihrem Vortheile oder zu ihrer Empfehlung gereichen kann. Ich berufe mich abermals auf Holland, und auf welches Land könnte man sich, wenn von Handlung und Industrie die Rede ist, füglicher berufen? Bloß durch Konkurrenz und Wetteifer, durch uneingeschränkte Freiheit und Gleichheit der Rechte aller

Käufer und Verkäufer, weß Standes, Ansehens oder Glaubens sie auch sein mögen, bloß durch diese unschätzbaren Vorzüge haben daselbst alle Dinge ihren Werth, der zwischen Käufer und Verkäufer nur um ein mäßiges unterschieden ist. Beide werden durch Mitwerber und Konkurrenten auf ein Verhältniß gestimmt, das ihnen zum gegenseitigen Vortheile gereicht. Ihr könnet nirgends so gut und so bequem, zu allen Zeiten des Jahres und des Tages, mit geringem Verluste alles kaufen und alles verkaufen, als in Amsterdam.

Ueber Verstattung der Autonomie und deren Verwaltung, davon Hr. Dohm S. 125 u. f. seiner Schrift redet, habe ich noch einige Anmerkungen zu machen, die man mir hieher zu setzen erlaube. Autonomie, die einer Kolonie verstattet werden soll, erstreckt sich entweder auf Civil-Sachen, oder geht die Religion und kirchliche Dinge an. Jene betreffen bloß das Mein und Dein unter den Gliedern der Kolonie. Hier kömmt Alles auf Verträge an. Die Rechte des Eigenthums, und was davon abhängt, sind veräußerliche Rechte, können durch freiwilligen Entschluß und Verabredung Andern abgetreten und zugeeignet werden, und sobald dieses unter erfoderlichen Bedingungen geschehen, so werden sie zum Eigenthume desjenigen, dem sie übertragen sind, und können ihm ohne Ungerechtigkeit nicht entzogen werden. Hier kann man es allerdings auf das Uebereinkommen und die Verträge der Kolonie unter sich ankommen lassen. Hält sie es für einen Vorzug, die Streitsachen ihrer Glieder unter sich nach eigenen Gesetzen und Rechtsregeln entscheiden zu lassen, so kann ihr von Seiten der Regierung, offenbar ohne Schaden, nachgesehen werden. Da nun die Juden, wie Hr. Dohm gar richtig bemerkt, sowohl die schriftlichen Gesetze Mosis, welche sich auf Judäa und die

ehemalige gerichtliche und gottesdienstliche Verfassung beziehen, als die durch mündliche Ueberlieferung erhaltenen, oder durch richtige Argumentation herausgebrachten Folgerungen, Erklärungen und Auslegungen derselben für göttliche Gebote halten, so kann ihnen vergönnt werden, ihre Glieder unter sich durch freiwillige Verträge zu verbinden, ihre Händel nach eigenen Gesetzen und Rechten auseinandersetzen und entscheiden zu lassen.

„Soll Entscheidung von jüdischen oder christlichen Rich„tern geschehen?" Ich antworte: von obrigkeitlichen Richtern. Gleichviel, ob sie der jüdischen, oder einer anderen Religion anhängen. Sobald die Glieder des Staats, welchen Meinungen in Religionssachen sie auch zugethan sind, gleiche Rechte der Menschheit genießen, so kann auf diesen Unterschied nichts ankommen. Der Richter soll ein gewissenhafter Mann sein, und die Rechte verstehen, nach welchen er seinen Nebenmenschen Recht sprechen soll. Denke er in Religionssachen, nach welcher Lehrmeinung er für gut findet; wenn ihn die Obrigkeit zum Richteramte tüchtig findet, und einsetzt, so müssen seine Rechtssprüche gültig sein. Trauen wir doch unsere Gesundheit, unser Leben einem Arzte an, ohne auf den Unterschied der Religion zu sehen; warum nicht auch unser Vermögen einem Richter? Der gewissenhafte Arzt, dem seine Kunst werth ist, wird einen Verbrecher, der morgen hingerichtet werden soll, heute nach allen Regeln seiner Kunst behandeln und von einem Uebel zu befreien suchen. Eben also wird der Richter, wenn er ein Mensch ist, seinen Nebenmenschen in Absicht auf die Güter dieses Lebens Gerechtigkeit angedeihen lassen, sie mögen, seinen Grundsätzen nach, in jener Zukunft verdammt oder selig sein. Der angeführte Göttingische Rezensent meint zwar, die Juden würden zu keinem christlichen Richter das Zutrauen ha-

ben, daß er ihre Gesetze verstehe. Hr. Dohm hat aber das Zeugniß gelehrter Christen für sich und in Händen, die das Gegentheil nicht bloß vermüthen, sondern öfters erfahren zu haben versichern. Und wenn irgend ein Mißtrauen dieser Art obgewaltet hätte, wäre es denn nicht natürlich gewesen, da sich bisher die Gelehrten unter den Christen wenig um unsere Rechtslehren bekümmert haben?

Wie aber in kirchlichen Sachen, in Sachen, die die Religion der Kolonie angehen? Wie weit sollen sich die Rechte jeder Kolonie, unter Juden insbesondere, über ihre Glieder in Glaubenssachen erstrecken? Welche Macht darf sie anwenden, welche Gewalt ausüben, sie zur Einigkeit und Reinigkeit in Absicht auf Lehre und Leben zu zwingen? Wie weit darf sie ihren kirchlichen Arm ausstrecken, die Unwilligen zu züchtigen, oder auszustoßen, und die Irrenden oder Abweichenden in das Gleis zurück zu ziehen?

Kirchliche Rechte, kirchliche Gewalt und Macht! — Ich muß gestehen, daß ich mir von diesen Redensarten keinen deutlichen Begriff machen kann, und mein Adelung will mich keines Besseren belehren; ich weiß von keinem Rechte auf Personen und Dinge, das mit Lehrmeinungen zusammenhänge, und auf denselben beruhe, das die Menschen erlangen, wenn sie in Absicht auf ewige Wahrheiten gewissen Sätzen beistimmen, und verlieren, wenn sie nicht einstimmen können oder wollen. Am wenigsten weiß ich von Recht und Gewalt über Meinungen, die die Religion ertheilen und der Kirche zukommen sollen. Die wahre, göttliche Religion maßt sich keine Gewalt über Meinungen und Urtheile an, giebt und nimmt keinen Anspruch auf irdische Güter, kein Recht auf Genuß, Besitz und Eigenthum, kennt keine andere Macht, als die Macht durch Gründe

zu gewinnen, zu überzeugen, und durch Ueberzeugung glückselig zu machen. Die wahre, göttliche Religion bedarf weder Arme noch Finger zu ihrem Gebrauche; sie ist lauter Geist und Herz.

Recht heißt die Befugniß etwas zu thun, oder zu lassen; das sittliche Vermögen zu handeln. Eine freiwillige Handlung nemlich ist gerecht und sittlich, wenn sie mit den Regeln der Weisheit und Güte übereinstimmt, und dasjenige, woraus diese Uebereinstimmung erkannt wird, heißt ein Recht; ein möglicher Gebrauch unserer Kräfte, ein möglicher Genuß der Dinge, eine mögliche Aeußerung unserer freiwilligen Thätigkeit, die der weisen Gütigkeit nicht widerspricht. Ich mag den Begriff wenden, von welcher Seite ich will, ich finde keinen Uebergang zu Lehrmeinung und Urtheil und Absicht auf ewige Wahrheiten. Wie kann mein Beistimmen oder Nichtbeistimmen in allgemeine Sätze und Lehren diese Befugniß erweitern oder einschränken, mir auf Personen und Dinge, und deren Gebrauch und Genuß eine sittliche Gewalt verschaffen oder nehmen? Wie entspringt aus meiner Meinung, aus dem Inbegriffe aller Meinungen zusammengenommen, ein modus acquirendi, eine Befugniß mehr, uns gewisse Dinge als Mittel zu unserer Glückseligkeit zu eigen zu machen, und uns ihrer nach Willkühr zu bedienen? Was für Merkmale haben diese disparate Dinge, Recht und Meinung, gemeinschaftlich, daß sie je sollten in einem Satze zusammen kommen und verbunden werden können? Sollten aber die Gesetze der Natur und Vernunft ein Recht einräumen, das sich auf das Annehmen, oder Verwerfen einer Meinung gründet, so müssen unumgänglich diese beiden Begriffe in einem Satze verbunden, und aus dem Beifalle, den ich einer Lehre gebe oder verweigere, begreif-

lich gemacht werden können, warum mir diese oder jene Aeußerung meiner Thätigkeit zukomme, oder nicht zukomme; warum mir ein gewisser Gebrauch und Genuß der Güter dieser Welt nach den ewigen Gesetzen der Weisheit und der Güte vergönnt, oder nicht vergönnt sei. Ich muß gestehen, daß ich die Möglichkeit dieser Verbindung nicht einsehe.

Vielleicht aber können die Menschen durch positive Gesetze und Verträge eine solche Verbindung möglich machen, durch ausdrückliches oder stillschweigendes Uebereinkommen sich einander Rechte zueignen, die auf Lehre und Meinung beruhen sollen? Wenn auch der Stand der Natur hievon nichts wissen sollte, vielleicht kann der Stand der Geselligkeit, der gesellschaftliche Vertrag eine solche Einrichtung treffen, oder getroffen haben? Die Verträge haben ja so manches in der menschlichen Natur, in dem Systeme ihrer Pflichten und Rechte verändert, warum nicht auch Rechte erzeugt, die im Stande der Natur nicht anzutreffen gewesen?

Mit Nichten, sollte ich denken. So wenig die Kultur eine Frucht erzielen kann, wozu die Natur nicht den Keim hergegeben; so wenig die Kunst durch Ueben und Gewöhnen eine willkührliche Bewegung hervorbringen kann, wo die Natur keine Muskeln hingelegt; eben so wenig können alle Verträge und Verabredungen unter den Menschen ein Recht erschaffen, davon der Grund nicht im Stande der Natur anzutreffen sein sollte. Durch Verträge können bloß unvollkommene Rechte in vollkommene, unbestimmte Pflichten in bestimmte verwandelt werden. Was ich dem menschlichen Geschlechte überhaupt zu leisten schuldig bin, kann durch einen Vertrag auf eine gewisse Person eingeschränkt und eben dadurch eine unbestimmte Pflicht

gegen die Menschheit in eine bestimmte, äußere Pflicht gegen diese Person umgeschaffen werden. Eben diese Person, die vorhin nur ein unvollkommenes Recht hatte, von dem menschlichen Geschlechte oder von der Natur überhaupt einen gewissen Beitrag zu ihrer Glückseligkeit zu erwarten, erlangt durch den Vertrag ein vollkommenes, äußeres Recht, diesen Beitrag von mir, oder meinen Sachen zu fordern und zu erzwingen. Da im Stande der Natur alle positive Pflichten der Menschen gegen einander, alle Verbindlichkeiten zu thun und zu lassen, bloß unvollkommene Pflichten und Verbindlichkeiten sind, so können und müssen im Stande der Geselligkeit viele derselben bestimmt, näher eingeschränkt und in vollkommene verwandelt werden. Wo aber ohne Vertrag sich weder Pflicht noch Recht denken läßt, da sind alle Verträge der Menschen und ihre Abkommnisse leerer Schall und Ton, Worte in den Wind gesprochen, wie man zu sagen pflegt, ohne Kraft und Wirkung. Ich sehe also nicht ab, wie der Gesellschaft der Menschen das Vermögen zukommen könne, Vorrechte mit Meinungen zu verbinden, das die Natur so sehr verkennt.

Und nun vollends ein Recht über Meinungen, über die Urtheile unserer Nebenmenschen in Absicht auf ewige, nothwendige Wahrheiten; welcher Mensch, welche Gesellschaft von Menschen darf sich dieses anmaßen? Da sie nicht unmittelbar von unserm Willen abhängen; so kömmt uns selbst kein anderes Recht zu, als das Recht sie zu untersuchen, der strengen Prüfung der Vernunft zu unterwerfen, ohne ihre Einstimmung, unser Urtheil zu verschieben u. s. w.

Aber dieses Recht ist untrennbar von der Person, kann der Natur der Sache nach eben so wenig entfremdet, ver-

äußert und auf Andere übertragen werden, als das Recht, unsern Hunger zu stillen, oder freien Odem zu ziehen. Verträge hierüber sind ungereimt, der Natur und dem Wesen des Pacti zuwider, und also ohne Erfolg und Wirkung. Wir können uns durch Verträge verbindlich machen, gewisse freiwillige Handlungen nicht von unserm eigenen Urtheile und Gutachten abhängen zu lassen, sondern dem Gutachten eines Andern zu unterwerfen, und also auf unser eigenes Urtheil Verzicht zu thun, in soweit es in Handlungen übergehen, und Einfluß haben kann; aber unser Urtheil selbst ist ein untrennbares, unbewegliches, und also unveräußerliches Eigenthum. Auf diesen Unterschied, so fein er auch scheint, kömmt hier Alles an, wenn man nicht die Begriffe verwirren, und in ungereimte Folgen und Widersprüche verwickelt werden will. Ein anderes ist es, Verzicht auf seine Meinung in Absicht auf Handlung; ein anderes, Verzicht auf seine Meinung selbst. Die Handlung steht unmittelbar in unserer Willkühr; so nicht die Meinung.

Also hat die mütterliche Nation selbst keine Befugniß, mit einer ihr gefälligen Lehrmeinung den Genuß irgend eines irdischen Guts oder Vorzugs zu verbinden, das Annehmen oder Verwerfen derselben zu belohnen, oder zu bestrafen, und was sie selbst nicht hat, wie sollte sie es der Kolonie einräumen und gewähren können?

Ich begreife kaum, wie ein so einsichtsvoller Schriftsteller, wie Hr. Dohm S. 124. hat sagen können: „So wie jede „kirchliche Gesellschaft, müßte auch die jüdische das Recht „der Ausschließung auf gewisse Zeiten oder immer haben, und im „Falle einer Widersetzung das Erkenntniß der Rabbinen durch

„obrigkeitliche Beihülfe unterstützt werden.' — Jede Gesellschaft, dünkt mich, hat das Recht der Ausschließung, nur keine kirchliche; denn es ist ihrem Endzwecke schnurstracks zuwider. Die Absicht derselben ist gemeinschaftliche Erbauung, Theilnehmung an der Ergießung des Herzens, mit welchem wir unsere Danksagung gegen die Wohlthaten Gottes und unser kindliches Vertrauen auf die Allgütigkeit desselben zu erkennen geben. Mit welchem Herzen wollen wir einem Dissidenten, Andersdenkenden, Irrdenkenden oder Abweichenden den Zutritt verweigern, die Freiheit versagen, an dieser Erbauung Antheil zu nehmen? Wider Unruhemachen und Stören sind Gesetze und Polizei. Dieser Unordnung muß und kann durch den weltlichen Arm gesteuert werden; aber ein stiller und ruhiger Zutritt zur Versammlung muß dem Verbrecher selbst nicht verwehrt werden, wenn wir ihm nicht geflissentlich alle Wege zur Rückkehr versperren wollen. Das Andachtshaus der Vernunft bedarf keiner verschlossenen Thüren. Sie hat von innen nichts zu verwahren, und von außen Niemandem den Eingang zu verhindern. Wer einen ruhigen Zuschauer abgeben, oder Antheil nehmen will, der ist dem Gottseligen in der Stunde seiner Erbauung höchst willkommen.

Herr Dohm hat vielleicht bei dieser Gelegenheit mehr die Dinge genommen, wie sie liegen, als wie sie liegen sollten. Die Menschen scheinen sich vereinigt zu haben, die äußerliche Form des Gottesdienstes, die Kirche, als eine moralische Person zu betrachten, die ihre eigenen Rechte und Pflichten hat, und ihr mehr oder weniger Gewalt einzuräumen, auf ihre Rechte zu halten, und sie durch äußerlichen Zwang geltend zu machen. Man findet es nicht widersinnig, Eine dieser Personen in jedem Staate die herrschende zu nennen, die ihre

Schwestern nach ihrer Laune behandelt, bald sich der ihr anvertrauten Gewalt bedient, sie zu drücken, bald großmüthig genug ist, sie zu dulden, und ihr von ihren Vorrechten, von ihren Ansprüchen und von ihrer Gewalt so viel einzuräumen, als sie gut findet. Da nun Bann- und Ausschließungsfreiheit allezeit das erste Recht ist, mit welchem die herrschende Religion die geduldete belehnt; so foderte Herr Dohm für die jüdische Religion dasselbe Recht, das man allen andern religiösen Gesellschaften zugesteht. So lange diese noch das Recht der Ausschließung haben, hielt er es für eine Inkonsequenz, wenn man die jüdische hierin mehr einschränken wollte. Wenn aber, wie es mir ausgemacht scheint, gottesdienstliche Rechte auf irdische Dinge, gottesdienstliche Macht und gottesdienstliches Zwangrecht Worte ohne Begriff sind, und Ausschließung überhaupt ungottesdienstlich zu nennen ist, so lasset uns lieber inkonsequent bleiben, als Mißbräuche häufen.

Ich finde, daß die weisesten unserer Vorfahren auf keine Ausschließung von gottesdienstlichen Uebungen Anspruch gemacht haben.

Als König Salomo den Bau des Tempels vollendet hatte, schloß er in seinem erhabenen Einweihungsgebete auch den Ausländer, also zu seiner Zeit den Götzendiener mit ein, breitete seine Hände gen Himmel und flehete: „Wenn auch „ein Fremder, der nicht deines Volkes Israel ist, kommt aus „fernem Lande, um deines Namens willen, (denn sie werden „hören von deinem großen Namen, und von deiner mächtigen „Hand, und von deinem ausgereckten Arme) und kommt, daß „er bete vor diesem Hause; so wollest du hören im Himmel, „im Sitz deiner Wohnung, und thun alles, darum der Fremde

„dich anruft;“ auf daß alle Völker auf Erden deinen Namen „erkennen, daß sie auch dich fürchten, wie dein Volk Israel *). So haben auch unsere Rabbinen vorgeschrieben, von Götzendienern freiwillige Opfer und Gelübde im Tempel anzunehmen, von der Nation selbst keinen Verbrecher, der nicht der Religion völlig entsagt hat, mit seinem Opfer abzuweisen, damit er Gelegenheit und Anlaß zur Besserung finde **). So dachte man zu einer Zeit, als man etwas mehr Recht und Autorität hatte, in gottesdienstlichen Sachen ausschließend zu sein, und wir wollen uns nicht entblöden, Dissidenten aus unsern kaum geduldeten kirchlichen Versammlungen auszuschließen?

Ich schweige von der Gefahr, die mit dem Anvertrauen eines solchen Ausschließungsrechts verknüpft, von dem Mißbrauche, der bei einem solchen Bannrechte, so wie bei jeder Kirchenzucht und Kirchenmacht unvermeidlich ist. Ach! das menschliche Geschlecht wird sich noch in Jahrhunderten nicht von den Geiselschlägen erholen, die ihm diese Ungeheuer beigebracht haben! Ich sehe keine Möglichkeit, den falschen Religionseifer im Zügel zu halten, sobald er diesen Weg vor sich offen findet; denn am Sporne wird es ihm niemals fehlen. Herr Dohm glaubt uns wider allen Mißbrauch dieser Art sattsam zu schützen, indem er voraussetzt, das der Kolonie anvertraute Bannrecht müsse „nie über irgend eine religiöse „Gesellschaft hinausgehen, und in der politischen durchaus keine „Wirkung haben, da das ausgestoßene Glied jeder Kirche ein „sehr nützlicher und geachteter Bürger sein könnte. Ein

*) 1 Buch der Könige Kap. 8, v. 41 u. f.

**) Chullin Bl. 5. S. 1.

„Grundsatz des allgemeinen Kirchenrechts, setzt Herr Dohm „hinzu, der in unsern Zeiten nicht mehr bezweifelt werden „sollte.“ *)

Wenn aber das sogenannte allgemeine Kirchenrecht, wie ich herzlich gern zugebe, den wichtigen Grundsatz endlich einmal anerkennt, daß ein ausgestoßenes Glied jeder Kirche ein sehr nützlicher und geachteter Bürger sein könnte, so ist dem Uebel durch dieses schwache Verwahrungsmittel bei weitem nicht abgeholfen; denn für's erste will dieser sehr nützliche und geachtete Bürger, der vielleicht auch sehr viel innere Religion hat, doch auch nicht gern von allen gottesdienstlichen Versammlungen und Religionsübungen ausgeschlossen, nicht gern ohne äußerliche Religion sein. Hat er nun das Unglück, von der Gemeinde, zu welcher er gehört, für dissidentisch gehalten zu werden, und sein Gewissen verbietet ihm, einer andern im Staate herrschenden oder geduldeten Religionsparthei beizutreten; so ist der nützliche und geachtete Bürger ja höchst unglücklich, wenn seiner Gemeinde erlaubt wird, ihn auszustoßen, und er bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen verschlossene Thüren findet. Und nach diesem Grundsatze würde er sie vielleicht allenthalben finden; denn jede kirchliche Gemeinde würde ihn vielleicht mit gleichem Rechte abweisen. Wie kann aber der Staat zulassen, daß irgend einer seiner nützlichen und geachteten Bürger durch die Gesetze unglücklich werde? — Zweitens, welche kirchliche Ausschließung, welcher Bann ist ohne alle bürgerliche Folgen, ohne allen Einfluß auf die bürgerliche Achtung, wenigstens auf den guten Leumund des Ausgestoßenen und das Zutrauen bei seinen Mitbürgern, ohne

*) S. 124.

welches doch Niemand seines Berufs warten, und dem Staate nützlich sein kann? Da die Gränzlinien dieser seinen Unterscheidung des Bürgerlichen und Kirchlichen dem scharfsichtigsten Auge kaum bemerkbar sind, so ist es eine wahre Unmöglichkeit, sie in irgend einem Staate so fest und so scharf zu zeichnen, daß sie jedem Bürger in die Augen fallen, und im gemeinen bürgerlichen Leben die gewünschte Wirkung thun mögen. Sie werden immer unsicher und schwankend bleiben, und sehr oft die Unschuld selbst dem Stachel der Verfolgung und des blinden Religionseifers bloßstellen.

Kirchenzucht einführen, und die bürgerliche Glückseligkeit ungekränkt erhalten, scheint mir ein Problem zu sein, das in der Politik noch aufgelöset werden soll. Es ist der Bescheid des allerhöchsten Richters an den Ankläger: Er sei in deiner Hand, doch schone seines Lebens! Zerbrich das Faß, wie die Ausleger hinzuthun, und laß den Wein nicht auslaufen!

Ich will nicht untersuchen, in wie weit die Klagen gegründet oder ungegründet sein mögen, die kürzlich über Mißbräuche dieser Art, welche sich ein berühmter Rabbiner erlaubt haben soll, öffentlich geführt worden sind. Da der Bericht einseitig ist, so will ich gern glauben, daß mancher Umstand übertrieben, die Schuld des Angeklagten von der einen Seite verringert, so wie von der andern Seite die Härte des Verfahrens geflissentlich vergrößert worden sei. Die Sache ist, wie verlautet, vor die Landesobrigkeit gebracht worden. Diese wird untersuchen, und Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie mag indessen ausfallen, wie sie wolle, so wünschte ich, daß der wahre Verlauf derselben, wie er aus den Akten erhellt zur Beschämung des allzuraschen Richters, oder seines öffent-

lichen Anklägers bekannt gemacht werde. Das Publikum hat die Anklage vernommen. Es höre auch Vertheidigung und Urtheil!

Dem sei aber wie ihm wolle, noch ist es mit der Bruderliebe unter den Menschen nicht dahin gekommen, daß wir bei Einführung einer Kirchenzucht so ganz über alle Furcht und Besorgnisse dieser Art hinweg sein könnten. Noch ist keine Geistlichkeit so aufgeklärt, daß ihr ein solches Recht, wenn es eines giebt, ohne Gefahr anvertraut werden könnte. Ja, je aufgeklärter sie ist, desto weniger wird sie sich selbst hierin trauen, und ein Rachschwert in die Hände nehmen, das nur der Wahnsinn sicher führen zu können glaubt. Zu den erleuchtetsten und frömmsten unter den Rabbinen und Aeltesten meiner Nation habe ich das Zutrauen, daß sie sich eines so schädlichen Vorrechts gern entäußern, auf alle Religions- und Synagogenzucht gern Verzicht thun, und ihre Mitbrüder von ihrer Seite dieselbe Liebe und Duldung genießen lassen werden, nach welcher sie selbst bisher so sehr geseufzt haben. Ach! meine Brüder! ihr habt das drückende Joch der Intoleranz bisher allzu hart gefühlt, und vielleicht eine Art von Genugthuung darin zu finden geglaubt, wenn euch die Macht eingeräumt würde, euern Untergebenen ein gleich hartes Joch aufzudrücken. Die Rache sucht ihren Gegenstand, und wenn sie Andern nichts anhaben kann, so nagt sie ihr eigenes Fleisch. Vielleicht auch ließet ihr euch durch das allgemeine Beispiel verführen. Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahne bethört zu sein, daß sich Religion nur durch eiserne Macht erhalten, Lehren der Seligkeit nur durch unseliges Verfolgen ausbreiten, und wahre Begriffe von Gott, der nach unser aller Geständniß die Liebe ist, nur

durch die Wirkung des Hasses mittheilen lassen. Ihr ließet euch vielleicht verleiten, eben dasselbe zu glauben, und die Macht, zu verfolgen, war das euch wichtigste Vorrecht, das eure Verfolger euch einräumen konnten. Danket dem Gotte eurer Väter, danket dem Gotte, der die Liebe und die Barmherzigkeit selbst ist, daß jener Wahn sich nach und nach zu verlieren scheint. Die Nationen dulden und ertragen sich einander, und lassen auch gegen euch Liebe und Verschonung blicken, die unter dem Beistande desjenigen, der die Herzen der Menschen lenkt, bis zur wahren Bruderliebe anwachsen kann. O meine Brüder! folget dem Beispiele der Liebe, so wie ihr bisher dem Beispiele des Hasses gefolgt seid! Ahmet die Tugend der Nationen nach, deren Untugend ihr bisher nachahmen zu müssen geglaubt! Wollet ihr gehegt, geduldet und von Andern verschont sein, so heget und duldet und verschonet euch unter einander! Liebet, so werdet ihr geliebet werden!

Berlin, den 19. März 1782.

Moses Mendelssohn.

Unterhaltungen mit Mendelssohn.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben von David Friedländer.

Erstes Fragment.

Der Mensch im Allgemeinen betrachtet, gebildet und ungebildet, selbst der Wilde nicht ausgenommen, verbindet zwei sich widersprechende Eigenthümlichkeiten. Er liebt die Veränderung und hängt an dem Gewohnten. — Der Mensch wird selbst behaglicher und angenehmer Empfindungen bald satt, und sehnt sich nach neuen Eindrücken, Vorstellungen und Beschäftigungen. Zu gleicher Zeit ist er ein Sklave der Gewohnheit. Es kostet ihm oft bedeutende Mühe und Anstrengung, sich von der gewöhnlichen Art zu sein, loszureißen, wenn er auch die Verbesserung seines Zustandes mit Zuversicht davon erwarten darf, und dies einsieht. — Bei intellektuellen Gegenständen äußert sich dieser Widerspruch noch deutlicher, und mit hervortretenden Modifikationen. Jeder neue Gegenstand hat, außer der Veränderung, die er gewährt, auch als Neuheit einen unendlichen Reiz für ihn: er greift danach, so oft er auch in seiner Erwartung schon betrogen w.rden ist. — Ein ewiger Wechsel der Anschauungen und der dadurch bewirkten Empfindungen scheint den Werth seiner Existenz zu erhöhen, das Einerlei ermüdet ihn. Zu gleicher Zeit ist es dem menschlichen Gemüthe eigenthümlich, für das Alte Achtung und Verehrung zu hegen, und diese sorgfältig zu erhalten und zu pflegen: dieses ist nicht Wirkung der Gewohnheit allein. Be-

merkungen, Beobachtungen, Warnungen, Lehren, wenn sie wahr und wichtig sind, wenn sie unsern Empfindungen zusagen, gewinnen, vernommen aus dem Munde von Männern, die uns ehrwürdig geworden, oder von ferneren Jahrhunderten, oder von fremden Völkern, einen gewissen Heiligenschein, der sie anziehend macht und unsere Aufmerksamkeit fesselt; selbst wenn sie die Neuheit, das Treffende, das Ueberraschende bereits verloren haben, hört ihre Wirkung nicht auf. Das Alterthümliche, verbunden mit dem Fremdartigen des Ausdrucks, dem oft eine kräftige Kürze zur Seite steht; das Ansehn, das der Lehrer sonst schon gewonnen hat, das Beispiel unserer Vorältern und Zeitgenossen, werfen einen besondern Glanz auf das Vernommene und machen alles ehrwürdig. Nicht selten ist die Bestätigung mit eigenen Beobachtungen, die Uebereinstimmung mit unseren jezigen Gefühlen höchst erfreulich, und sehr oft überrascht es uns, daß schon in so früher Zeit so treffende Bemerkungen gemacht sind, von denen wir glaubten, sie könnten nur die Frucht neuerer Anstrengungen und Erfahrungen sein. — Durch alles dieses zusammengenommen, gewinnen unsere Begriffe eine festere Haltung, unsere Urtheile eine größere Sicherheit, und unsere Vorsätze zu handeln verlieren ihr Schwankendes. Will man dies Vorurtheile nennen; immerhin! Wahr ist es, wir handeln in diesem Falle im Vertrauen auf fremde Aussprüche, die wir selbst nicht geprüft, von deren Richtigkeit wir uns nicht überzeugt haben: es sind vorgefaßte Urtheile, Vorurtheile. Aber der Mensch im geselligen Zustande wäre ein unglückseliges Wesen, wenn er nichts unternehmen, nichts thun und nichts lassen wollte, als bis er selbst gesehen, versucht und erwogen hätte, wenn er nichts auf Autorität, auf Treu und Glauben an-

nähme, sich nicht auf das stützen wollte, was Andere vor ihm geurtheilt haben. Es scheint, die bekannte Frage: soll man dem Volke seine Vorurtheile nehmen oder es der Täuschung überlassen? dürfte sich leicht erledigen lassen. — Sollte es hier nicht, wie in mehreren anderen Fällen, ein bloßer Wortstreit sein? Wahnbegriffe sind auch Vorurtheile, ohne Prüfung angenommen. Diese, in wiefern sie der sittlichen oder geistigen Bildung entgegen treten, sind geradezu nicht zu dulden, müssen, ohne Verschonen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden; aber giebt es nicht viel öfterer Fälle, wo, mit dem weisen Nathan zu reden: getäuscht zu werden uns heilsam ist? Alle Menschen setzen voraus, ihre Aeltern haben sie nicht betrügen, sondern ihre Wohlfahrt begründen wollen; alle Menschen trauen den Lehren ihrer Weisen, den Erfahrungen und Versuchen ihrer Heilkünstler, und befolgen ihre Vorschriften, bevor sie urtheilen. Sollen wir ihnen dieses Vertrauen, unter dem Vorwande: es wären Vorurtheile, nehmen? Wohin würde dieses Verfahren führen, wenn es auch überall möglich wäre? — Es scheint also, der Streit über die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Vorurtheile löst sich zuletzt in einen Wortstreit auf. Es versteht sich von selbst, daß keinem Menschen die Freiheit des Nachdenkens und der Selbstprüfung nicht allein nicht genommen werden darf, sondern daß es Pflicht sei, ihn in den Besitz derselben zu setzen, wenn er sie noch nicht hat, daß es Pflicht sei, ihm die Ausübung derselben zu erleichtern, mit einem Worte, die Kultur der Denkkraft auf alle Weise zu befördern. Hingegen ist es eine eben so unerläßliche Pflicht, so lange ein Volk durch Lage der Umstände verhindert ist, selbst zu urtheilen, ihm die heilsame und ehrwürdige Meinung, die es von dem Verstande, dem guten Willen, der Würde des

Alterthums hat, zu lassen, und den auf Autorität angenommenen Grundsätzen und Wahrheiten, die offenbar zur Ruhe und Glückseligkeit führen, nichts von ihrer Wirksamkeit zu benehmen. Der Tugendfreund wird in allen sich ereignenden Fällen schon das gehörige Maß zu treffen wissen, und mit Behutsamkeit die Linie bestimmen, wo es unbedingt gut sei, dem Volke das Vertrauen zu lassen, das es auf Heiligkeit und Ehrwürdigkeit des Alterthums setzt; und wo es eben so unbedingt gut sei, Lehren und Vorschriften neuer Untersuchung und Prüfung zu unterwerfen. Bestimmtere Regeln lassen sich nicht angeben, aber offenbar ist es unrichtig, zu behaupten: alle Vorurtheile seien auszurotten, weil es Vorurtheile sind. — Mit gehöriger Vorsicht lassen sie uns also die angeborne oder die eingepflanzte Achtung für's Alterthum hegen und pflegen, damit seine Würde nie verletzt werde, und besonders, wenn uns eigene Erfahrung belehrt, daß Nachdenken und redliche Selbstprüfung unsere Hochachtung für dasselbe nicht anders als vermehren könne.

Die mit Ehrfurcht vermischte Freude, welche das Lesen und das Studium der heiligen Urkunden dem religiösen und unbefangenen Gemüthe gewährt, ist mit die Frucht der Würde, mit welcher wir sie von Jugend auf anschauen und verehren. — Der Weltling hat keine Ahnung von diesem Gefühle, so wenig als der Geizige von der Wonne der Wohlthätigkeit. — Je mehr der Mensch seine Denkkraft geübt hat, je mehr Vorkenntnisse er zu dem Studium derselben mitbringt, je heiterer sein Blick wird, je inniger wird er es gewahr, daß die Wahrheiten, welche die heiligen Urkunden enthalten, wenn sie auch von der menschlichen Vernunft allein erworben werden können, an jener Ehrwürdigkeit eine bedeutende Stütze und Kraft gewinnen. Vergebens strebt die kalte Vernunft, die Motive zum

Tugendwandel zu jener Höhe zu steigern, wie diese es vermögen. Eben weil dieses Gefühl Sache des Herzens, nicht des Verstandes ist, kann die Entstehung der Wärme, und des Feuers, die sie erlangen, nicht erklärt werden. Aber die religiöse Stimmung ist wirklich in dem Gemüthe vorhanden, dauernd, wirksam und von Folgen, die nicht bestritten werden können. — Dieses ist die würdigste Ausbeute, die das wohl verstandene Studium der heiligen Schrift zu Tage fördert. Auch bedarf sie des Reizes der Neuheit nicht; denn eben ihre Heiligkeit verbürgt ihre Unerschöpflichkeit, wie die schaffenden Kräfte der Natur, die nie altern und nie versiegen. — Auch der Greis, am Abend seines Lebens, erwärmt sich an ihrem Feuer, so oft er sie auch gelesen und wieder gelesen. Bei mehreren Theilen derselben erhellt sich sein Geist, bei andern schlägt sein Herz dankbar empor, und nicht selten füllen Thränen der Rührung seine Augen. Aber mit Unbefangenheit und Vorsicht müssen die heiligen Urkunden benutzt werden. Ihr Gebrauch, vom Volkslehrer und Menschenerzieher geleitet, kann die edelsten Folgen haben, und auch umgekehrt, wie dieses die Erfahrung hinlänglich bestätigt hat. — Soll dieses von der Vorsehung der Menschheit angezündete Licht erleuchten und erwärmen, so ist es der Lehrer heilige Pflicht, die Flamme immer mehr aufzuhellen und zu verbreiten; besonders dahin zu sehen, den Rauch und Dampf wegzuschaffen, mit welchem Wahn, unter dem Vorwande, ihr mehr Nahrung zu geben, oder Unwissenheit und Betrug aus noch verwerflicheren Ursachen nur zu häufig ihren eigenthümlichen Glanz umwölkt, und seine erwärmende Kraft gemißbraucht haben.

Will man weiter in die Tiefen der menschlichen Seele dringen, um Aufschluß über diese unnennbare mit Ehrfurcht

vermischte Freude zu erlangen, welche den heiligen Urkunden eigen ist, so findet man sie offenbar in den erhabenen Begriffen, die ihr Fundament ausmachen. Der Begriff eines allmächtigen, allweisen und allgütigen Urhebers alles Schönen und Guten, ist der Grundstein, auf dem das Ganze ruht. — An diesen reihen sich andere, dem Erdensohne nicht minder anziehende und herzerhebende Gedanken. — Fragen wir, warum seit so vielen tausend Jahren eine so unzählbare Menge von Menschen eben aus diesen heil'gen Schriften Ruhe, Trost, Glückseligkeit und nicht aus andern Quellen geschöpft haben? so ist diese Frage nicht schwer zu beantworten. Weil der Mensch in ewiger Beziehung mit der Gottheit darin erscheint, und dieser Gedanke der vorherrschende ist; weil er nur in diesen göttlichen Schriften sich als das Geschöpf einer weisen und wohlthätigen Vorsehung kennen lernt; weil dieser Gedanke ihn in seinen eignen Augen erhöht, und ihm einen ungeahneten und erfreulichen Werth ertheilt, und endlich deswegen, weil es ihm fühlbar wird, was seine Bestimmung sei, und wie gegründet seine Hoffnung auf Fortdauer mit stets wachsenden Einsichten ist. — Die unschätzbaren Fähigkeiten eines denkenden Wesens, Vernunft, Freiheit, Gefühl für Tugend und Freude an moralischen Handlungen, treten bei dem nachdenkenden Menschen aus dem Dunkel hervor, veredeln seine Gesinnungen, vergewissern ihm seine erhabene Abkunft und den ewigen Schutz der Gottheit.

Diese Ideen sind in so vielen Formen, und in so großer Fülle, in jenen Urkunden ausgestreuet, und man kann noch fragen: warum man sie die heiligen und unerschöpflichen Quellen nennt? warum alle fromme Weisen die Aufmerksamkeit auf sie hinlenken, und ihre Ergründung empfehlen? warum alle Denker dabei verweilen, alle Trostbedürftige sich daran

erladen? — — Daher ist es auch sehr natürlich, daß alle heilige Dichter und Redner von der frühesten Zeit an darin leben und weben, daß sie von diesen Lehren begeistert sind, und sie in geflügelten Reden und Gesängen ausströmen. Was sind die erhabensten Lieder und Päanen neuerer Zeit anders als Nachhall und Echo jener Ursänger und Männer der Vorwelt?

Diese Innigkeit, dieses auflodernde Feuer, suchen wir in den Schriften anderer alten Völker vergebens. Ihnen fehlen die Lehren von einer einigen, unkörperlichen, durch die Schöpfung erkennbaren Gottheit, und die mit ihnen so untrennbar verknüpften erhabenen Begriffe. Jene berühmten, mit Recht geachteten Werke der viel jüngern Vorzeit, mögen noch so viele Vorzüge besitzen, mögen mit den schätzbarsten Zierrathen prangen, die Einbildungskraft, Kunstfertigkeit, Wohllaut gewähren, mögen noch so große Merkmale von Kenntnissen und Geschmack eines freigebildeten Volks an sich tragen, welche Frucht der Zeit und des menschlichen Strebens sind: jene erhabenen Wahrheiten, welche den Menschen die angelegentlichsten sind, weil sie Welt und Ewigkeit umfassen, ermangeln ihnen. Entweder konnten oder durften ihre Urheber diese Lehren nicht vortragen, genug sie fehlen ihnen. — Daher sind sie auch unfähig, die Gemüthserregungen zu erschaffen, die Empfindungen der Religiosität zu erregen, welche die Seele in solche Flammen setzen, wie es die Reden Moses, der andern Propheten und die Psalmen vermögen. Für solche überströmende, das Gemüth tief ergreifende Gefühle, sind die Gegenstände nicht geeignet, welche profane Schriftsteller behandeln; gegen jene bleiben sie trocken und kalt.

Offenbar aber wird die Herrlichkeit und die Würde jener Vorträge durch die Vorstellung um ein Großes erhöhet, daß

sie, abgesehen von der Ehrwürdigkeit, die das Alterthum giebt, aus dem Munde solcher hocherhabenen Männer uns zuströmen; aus dem Munde des größten Gesetzgebers und Volksführers der Vorwelt, des tapfersten Königs und des weisesten Fürsten jener Zeit; aus dem Munde der von Gott begeisterten Propheten und Weisen der vergangenen Jahrhunderte. Muß dieses nicht die Wirkung ihrer Reden und Ermahnungen ungemein verstärken und erheben? Noch mehr, es ist unleugbar und liegt in den geheimsten Falten des menschlichen Gemüths, daß selbst bei denjenigen Wahrheiten, welche nicht den Karakter der Göttlichkeit und Heiligkeit tragen, wenn sie nur von großer Wichtigkeit für das irdische und gesellschaftliche Leben sind, es nichts weniger als gleichgültig ist, von wem sie öffentlich gelehrt und verbreitet werden. Ja, gewisse Lehrsätze können so gewöhnlich, so alltäglich geworden sein, daß wir von ihrer Aufstellung gar keinen besondern Eindruck erwarten, und welche dennoch, aus dem Munde gewisser Männer vernommen, ergreifend erschüttern, und das Gemüth in eine angenehme Rührung versetzen. — Ein Beispiel wird genügen. Die Lehre: „ein Landesfürst, dem die Vorsehung die Wohlfahrt eines großen Reichs anvertraut hat, ist immer nur der erste Diener des Staats." Dieser Lehrsatz, so allgemein bekannt und anerkannt, mit welcher rührenden Dankbarkeit, mit welcher Verehrung vernehmen wir ihn, wenn er dem Munde des großen Friedrichs entströmt, dem Landesfürsten entströmt, der so gewissenhaft das erfüllt, was er lehrt. Und das Nemliche gilt von allen wichtigen Wahrheiten, wenn sie uns auch, wie die wohlthätige Wirksamkeit des Sonnenlichts alltäglich und gewöhnlich geworden sind. — An welchen feinen unsichtbaren Fäden hängt die Organisation unserer Seele!?

Zweites Fragment.

Vorwort.

Schüler im gewöhnlichen Sinne des Worts hat mein unsterblicher Lehrer nicht gehabt. Oeffentliche Vorlesungen hat er nie gehalten. Vor seiner Verheirathung war er Hauslehrer gewesen, und auch nachher soll er einigen Zöglingen Unterricht gegeben haben. Diese kann man aber füglich nicht Schüler eines Weisen nennen. — Im Jahre 1771, als ich ihn kennen lernte, hatte der von Lavater aufgeregte Streit bereits seine Endschaft erreicht; die allgemein gemißbilligte Auffoderung desselben war bereits zurückgenommen, Mendelssohns weises und bescheidenes Benehmen anerkannt, und sein Ruf hatte bei der großen und gelehrten Welt ungemein zugenommen; seine Religionsverwandten im Allgemeinen waren aber noch nicht dazu geeignet, Antheil daran zu nehmen. Dazu kam, daß er gern alles Aufsehen vermied; aber nach dem Ausdrucke des Talmuds, je mehr er der Berühmtheit aus dem Wege ging, je mehr folgte sie ihm auf dem Fuße, wie sein Schatten. Er sprach indessen unaufgefodert nie von diesem Vorfalle, weder mit Fremden noch mit den Jünglingen und jungen Freunden, die seinen Umgang suchten; er schien ihn gern in Vergessenheit bringen zu wollen, wahrscheinlich, weil er heftig und zerstörend auf seine ohnedies

geschwächte Gesundheit gewirkt hatte. — Als Hausvater lebte er sehr glücklich, mit dem äußern Benehmen eines Geschäftsmannes ohne alle Ansprüche auf Auszeichnung und Gelehrsamkeit. Er war Theilnehmer einer Seidenfabrik, leitete die Geschäfte mit kaufmännischen Kenntnissen, und besaß als Fabrikant einen ungemein feinen Geschmack; selbst Frauenzimmer suchten seinen Rath bei Farbenwahl und Kleidung. — An Besuchen von Fremden, besonders Reisenden von Stande, fehlte es nicht; diese, so wie einheimische Künstler und Handwerker, die sich mit ihm berathen wollten, fanden ihn im Handlungsladen. — Aber gegen Abend, vorzüglich am Sabbath und an Feiertagen, kamen junge Männer von seinen Religionsgenossen zu ihm ins Haus, und kamen mit der bestimmten Absicht, sich zu bilden und zu belehren. Auch ältere Freunde und verheirathete junge Männer, die Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften erlangt hatten, fehlten nicht. In dieser Hinsicht kann man mit Zuversicht behaupten, daß er eine Menge Schüler hatte. Sie zerstreuten sich später in den Provinzen, in ganz Deutschland, im Oesterreichischen, in Holland, ja der Saame der bessern Kenntnisse und des reellen Wissens wurde bis nach Polen verführt, und brachte großen Segen, besonders nachdem seine Uebersetzung des Pentateuchs und der Psalmen so allgemein verbreitet und geschätzt wurde. — Er hat einen weit größeren Antheil an der Aufklärung und Bildung seiner Religionsgenossen, als man gewöhnlich glaubt, und es ist dankbare Pflicht, das Andenken davon bei seinem Volke zu erhalten. Aber außer dem Nutzen, den er für die Zukunft schaffte, wie angenehm, anziehend und lehrreich war seine Unterhaltung! — Die Erinnerung an diese genossenen Stunden muß bei seinen Freunden und Schülern unauslöschlich sein. Lange nach sei-

nem Tode gewähren sie ein unerschöpfliches, mit Rührung untermischtes Vergnügen, welches die Seltenheit der Erscheinung nicht anders als erhöhen kann. Ueberhaupt wird der Werth des Umgangs mit auserwählten Männern erst nach reifern Jahren ganz nach Verdienst gewürdigt. — Während des Genusses nimmt das Gefühl der Heiterkeit und Zufriedenheit, welche die Unterhaltung gewährt; nimmt das frohe Benutztsein, daß man unterrichteter weggeht, als man gekommen ist, die ganze Seele in Anspruch. Mit dem Eintritt ins höhere Alter erwecken die Rückblicke in das vergangene Leben noch ganz andere Empfindungen, und dankbar ergießt sich das Herz, wenn das Bild des Urhebers lebendig hervortritt, in wollüstige Zähren. — Wie verschieden ist überhaupt die mündliche Belehrung eines hochsittlichen Weisen von der kalten Buchgelehrsamkeit, die man in einsamer Kammer erwirbt! — Ich kann mich nicht enthalten, die Gedanken unseres Lehrers mit seinen eigenen Worten ins Gedächtniß meiner Leser zurückzurufen.

„Die Ausbreitung der Schriften und Bücher," sagt er in seinem Jerusalem, — „die durch die Erfindung der Buchdru„ckerei in unsern Tagen ins Unendliche vermehrt worden sind, „hat den Menschen ganz umgeschaffen. Die große Umwäl„zung des ganzen Systems der menschlichen Erkenntnisse und „Gesinnungen, die sie hervorgebracht, hat von der einen Seite „zwar ersprießliche Folgen für die Ausbildung der Menschheit, „dafür wir der wohlthätigen Vorsehung nicht genug danken „können; indessen hat sie, wie alles Gute, das dem Menschen „hienieden werden kann, so manches Uebel nebenher zur Folge, „das zum Theil dem Mißbrauche, zum Theil auch der noth„wendigen Bedingung der Menschlichkeit zuzuschreiben ist. — „Wir lehren und unterrichten einander nur in Schriften; ar-

„beiten, und erholen, erbauen und ergötzen uns durch Schreibe-
„rei. Der Prediger unterhält sich mit seiner Gemeinde, er
„liest oder deklamirt ihr eine aufgeschriebene Abhandlung vor.
„Der Lehrer auf dem Katheder liest seine Geschriebenen Hefte
„ab. Alles ist todter Buchstabe; nirgends Geist der lebendi-
„gen Unterhaltung. — Wir lieben und zürnen in Briefen, zan-
„ken und vertragen uns in Briefen; unser ganzer Umgang
„ist Briefwechsel, und wenn wir zusammenkommen, so kennen
„wir keine andere Unterhaltung, als Spielen und Vorlesen.
„Daher ist es gekommen, daß der Mensch für den Menschen
„fast seinen Werth verloren hat. Der Umgang des Weisen
„wird nicht gesucht, denn wir finden seine Weisheit in Schrif-
„ten. Alles, was wir thun, ist, ihn zum Schreiben aufzu-
„muntern, wenn wir etwa glauben, daß er noch nicht genug
„hat drucken lassen. — Das graue Alter hat seine Ehrwür-
„digkeit verloren, denn der unbärtige Jüngling weiß mehr
„aus Büchern, als jener aus Erfahrung. — Wohlverstanden
„oder übelverstanden, darauf kommt es nicht an; genug er
„weiß es, trägt es auf den Lippen, und kann es dreister an
„den Mann bringen als der ehrliche Greis, dem vielleicht mehr
„die Begriffe als die Worte zu Gebote stehen. Wir begreifen
„nicht mehr, wie der Prophet es hat für ein so erschreckliches
„Uebel halten können, daß der Jüngling sich erhebe über
„den Greis; oder wie jener Grieche dem Staate habe den
„Untergang prophezeihen können, weil in einer öffentlichen
„Versammlung sich eine muthwillige Jugend über einen Alten
„lustig gemacht hatte. — Wir brauchen des erfahrenen Man-
„nes nicht, wir brauchen nur seine Schriften, — mit einem
„Worte, wir sind literati, Buchstaben-Menschen. Von
„Buchstaben hängt unser ganzes Wesen ab, und wir können kaum

„begreifen, wie ein Erdensohn sich bilden und vervollkommnen „kann ohne Buch." —

Goldene, beherzigungswürdige Worte! Mögen wir sie noch lange, noch oft — nicht lesen und verstehen, sondern empfinden und zu Herzen nehmen! Kehren wir zu Mendelssohns Unterhaltung zurück. —

Unter seinen Religionsgenossen war damals die sogenannte Lektüre noch nicht ausgebreitet, und reelle Gelehrsamkeit noch seltener, aber die wahre Wißbegierde war bei mehreren jungen Männern aufgeregt. Sie strömten zu ihm, wie sonst zu einem berühmten Rabbi. Keinem Jüngling war der Zutritt verwehrt und die ächten Jünger der Weisheit konnten auf freundliche Aufnahme mit Sicherheit rechnen. Das Gespräch leitete sich von selbst ein, war leicht, ungezwungen und freimüthig. — Größtentheils betraf es Moral und Sprachkunde, hebräische Literatur, die israelitische Religion und ihre Grundlehren; nie talmudische Streitigkeiten oder unscheinbar gewordene Ritualgesetze. — Die Sophistereien der erstern, die Geringfügigkeit und Kleinigkeit der letztern waren im gewöhnlichen Leben schon Gegenstände des Spötteins geworden, aber dem ungeachtet in Mendelssohns Gegenwart enthielt man sich, ihrer im Ernst oder Scherz zu erwähnen. — Vorzüglicher Gegenstand der Unterredung waren Erziehungs- und Bildungs-Anstalten. Verbesserung des Unterrichts und Empfehlung der deutschen Muttersprache waren Mendelssohns Lieblings-Themata. — Dieses war das fühlbarste Bedürfniß der jüdischen Jugend. Oeffentliche Schulen und Gymnasien wurden von ihr damals noch nicht häufig besucht. Auch die Freischule existirte noch nicht. Nachdenkende Hausväter wollten aber nicht länger ihre Kinder polnischen Lehrern anvertrauen, und die Zeit nicht mit lee-

ren Spitzfündigkeiten, die im bürgerlichen Leben nicht den mindesten Vortheil brachten, vergeuden lassen. Und die jungen jüdischen Privatlehrer, worunter sehr fähige Köpfe waren, die an ihre Stelle traten, die waren es eben, die mit Eifer Mendelssohns Meinungen und Rathschläge vernehmen wollten. — Der Weltweise sah es gern, daß die jungen Männer vorzüglich über die Materien mit einander stritten. Von der Erziehungs- und Unterrichtskunst hatten sie höchstens einige Theorie sich erworben; aber alle diese Jünglinge waren geübte Ringer und Kämpfer, denn alle ohne Ausnahme waren, wie Mendelssohn selbst, durch das Studium des Talmuds gewandte Dialektiker, und hatten durch Uebung Scharfsinn und Witz erworben, Eigenschaften, welche heut zu Tage ziemlich selten werden. — Zum Disputiren foderte Mendelssohn wohl selbst auf, aber selten trat er mit entscheidendem Urtheile dazwischen. Indessen kam es bei diesen Streitigkeiten fast nie zu Heftigkeit oder Bitterkeit; davor schützte das zwar sanfte, aber Ehrfurcht gebietende Ansehen des edlen Mannes. — Auch verstand wohl nicht leicht jemand besser die Kunst, ein Gespräch zu leiten, wie unser Weltweise. Meisterhaft wußte er die Unterhaltung zu beleben, wenn sie zu ermatten schien, noch meisterhafter den Schüchternen zu ermuntern, oder gegen den Keckern in Schutz zu nehmen; mit einem Worte, er lenkte die Unterredung, ohne daß man es gewahr wurde. — Gewöhnlich saß er am Fenster im Winkel auf seinem Armsessel mit untergeschlagenen Augen. Aber alle sahen auf ihn und seine Bewegungen. Oft befeuerte er den entflohenen Muth durch ein plötzliches Aufsehen oder durch einen einsilbigen Aufruf, oft belohnte er durch lächelnden Beifall. — Ein schnelles Niedersehen, ein verneinendes Kopfschütteln galt ohne ein lautes Wort für be-

deutenden Tadel. — Wenn dieses nicht wirkte, wenn der Gegner auf wohlgegründete Einwürfe sich nicht ergab, wenn lauteres Sprechen entscheidend werden wollte, oder wenn endlich Reden und Gegenreden sich durchkreuzten, verwirrten, in Dunkelheiten sich verloren; so stand er wohl von seinem Sitze auf, trat in die Mitte der Streitenden, und schien liebreich um Gehör zu bitten. — Dann erfolgte ein ehrerbietiges Stillschweigen. — Nun nahm er den Faden des Gesprächs auf, entwickelte die Streitfrage, stellte Satz und Gegensatz mit einer ihm eigenthümlichen Klarheit und Kürze gegen einander, und ließ die Streitenden die Vergleichspunkte selbst finden, ohne des Einen oder des Andern Partei geradezu zu nehmen. — Wenn sich dann die Hitze gelegt, und die Vereinigung Statt gefunden hatte, pflegte er oft zu sagen: Sehen Sie, meine Herren, es war bloßer Wortstreit, wie es gemeiniglich der Fall ist; ich glaubte gleich, Sie würden eines Sinnes werden. — Wie vergnügt gingen dann die Unterredenden auseinander, und drückten sich brüderlich die Hände! Keiner war besiegt, oder gar beschämt worden; auf jedes Antlitz glänzte Zufriedenheit, Genuß wohlangewandter lehrreicher Stunden, und in diesem seligen Gefühle freute man sich auf die künftige Zusammenkunft, wie auf ein Seelenfest. — Die Jünglinge, die zu Männern gereift sind, und denen Gegenwärtiges zu Gesicht kommen sollte — leider! sind deren nur sehr wenige — werden die Wahrheit dieser und der folgenden Darstellungen bezeugen, und vielleicht ausrufen: sie sind dahin, die glücklichen Stunden! Wahrlich die Tage der Vorzeit waren besser denn die gegenwärtigen! —

Manchmal eröffnete der Weltweise selbst die Unterredung. — Das Ich wurde nie gehört. — „Ehe Sie kamen," fing er dann an, „hat ein junger Mann aus unserer Mitte, wie mich

„dünkt, eine geistreiche Bemerkung, eine feine Beobachtung „gemacht — einen glücklichen Einfall gehabt, — er hat einen „scharfsinnigen Einwand gegen eine Meinung vorgetragen, die „über allen Zweifel erhaben zu sein scheint. Sie mögen urthei„len ....." Und nun trug er das Erwähnte mit einer unnachahmlichen Holdseligkeit vor, begleitete es mit so viel erläuternden Zusätzen (wenn es wirklich einem Dritten, nicht ihm selbst zugehörte) und doch immer so viel wie möglich mit den eigenen Worten des Urhebers, daß dieser Muth gewann, sich dazu zu bekennen, und das Vorgetragene mit neuen Gründen auszustatten. — Wie oft war der junge Mann freudig überrascht, daß er etwas sogar Geistreiches zu Tage gefördert! — Der Keim gehörte ihm freilich, aber die Pflege des Gärtners, das Sonnenlicht, das dieser so kunstreich hatte darauf fallen lassen, diese waren es eigentlich, welche Blüthe und Frucht, jene so schön, diese so reif ans Licht brachten. — Der junge Mann täuschte sich, manchmal wissentlich, manchmal ohne es selbst gewahr worden zu sein. Auch bei Mendelssohn war es wenigstens nicht immer Kunstgriff, auf diese Weise die Jugend anzuregen. Es war Gabe des Himmels, daß jeder seine, richtige, neue Kerngedanke, so wie ihn sein Gemüth ergriff, oder derselbe seinen Geist durchflog, unwillkührlich gleichsam Rundung, Wohllaut, Vollendung annahm, etwa wie ein persisches Gewand, edel, fein, aber geruchlos, das durch den Dunstkreis der Balsamstaude dahin flatternd, den wohlriechenden Duft einsaugt, weil das feine Gewebe ihn festzuhalten geeignet ist. —

Setzte dann der Weise hinzu: nun was dünkt Ihnen von diesem Vortrage? unser junger Freund scheint Recht zu haben, die Sache scheint einer näheren Erörterung werth zu sein; dann war das Signal gegeben, die Aufmerksamkeit auf diese Weise

gespannt, wurde das Gesagte wiederholt, und der Wettstreit begonnen. So erweckte Mendelssohn das Nachdenken, so feuerte er den Muth an, so regte er den edelsten Ehrgeiz auf, — denn Niemand wollte doch mit leeren Händen zu diesem Gedankenfest kommen, und so gewann er Liebe und Vertrauen bei Jünglingen und Männern, die ihn besuchten. — Dieses war die Weise des deutschen Sokrates, die Methode, durch welche er, wie der griechische, die Geburten seiner Schule zum Leben entwickelte. — Wie bei dem Griechen, war Alles Folge seiner Denkweise, seiner Sinnesart, seiner sittlichen Natur, ihm eigenthümlich, nichts Erkünsteltes, nichts Nachgeahmtes.

Nicht selten kamen auch bejahrte Männer und Gelehrte von Profession zum Besuch. Da war der Karakter der Unterredung freilich ein anderer; die Jünglinge traten bescheiden zurück, nahmen selten Antheil an dem Gedankenwechsel, und horchten auf der Meister Wort und Entscheidung. —

Eines Tages kam ein ehrwürdiger Greis in die eben ungewöhnlich zahlreiche Abendgesellschaft, ein Freund des Hauses, obschon ein eifriger Supernaturalist. Er war ein ausgezeichneter Dichter, eben mit einem Kommentar über die Schöpfungsgeschichte in hebräischer Sprache beschäftigt, und voll von seiner Materie strömte die Rede von seinen Lippen.

Diesem Gelehrten, W— mit Namen, warf sich ein anderer jüngerer Mann E— entgegen, ein großer Verehrer Mendelssohns, der einen Ruhm darin suchte, sich des letztern Jünger zu nennen, und fing mit ihm einen lebhaften Streit an, einen Streit, der bei der Verschiedenheit beiderseitiger Ansichten keine Vereinigung Statt finden ließ. Beide bestanden hartnäckig auf ihren Meinungen. — Mendelssohn saß ruhig auf seinem Sessel mit niedergeschlagenen Augen und schwieg. —

Keiner der übrigen Anwesenden wollte Antheil nehmen, theils aus Bescheidenheit, theils um die Lebhaftigkeit des Streits nicht zu vermehren. — Auch die Waffen der Kämpfer waren sehr ungleich. Der alte W— hatte den Vortheil der größern talmudischen Gelehrsamkeit; sie brauste von seinen Lippen. Er berief sich auf Autoritäten und überschwemmte alles mit Beweisstellen; die Traditionen waren ihm Orakelsprüche. E— mit gleich gründlicher Kunde der Ursprache, übertraf seinen Gegner an Fertigkeit des Ausdrucks und an Gewandtheit der Dialektik. Einwurf folgte auf Einwurf. E— trotzte auf das Urtheil des Gemeinsinnes, und würzte alles mit seinem Witze, jedoch mit hoher Achtung vor Alter und Gelehrsamkeit. — Man kann leicht denken, auf welche Seite sich der Beifall der Zuhörer stillschweigend neigte, denn laut wurde er nicht ausgesprochen. — Der alte Gelehrte ging endlich triumphirend weg, ohne auch nur in einem einzigen Punkte nachgegeben zu haben, und mit der vollen Ueberzeugung, daß seine Sätze sammt und sonders unwiderleglich wären. — Dieses kann Niemanden wundern, da es nur eine alte Erfahrung bestätigt. In vorgeschrittenen Jahren giebt man seine in der Jugend angenommenen Meinungen besonders alsdann nicht auf, wenn diese sich in Grundsätze verwandelt haben. Das jugendliche Gemüth ergreift sie mit Eifer auf das Ansehn der Lehrer, und glaubt der Mann sie mit Gründen unterstützt zu haben, baut noch gar darauf sein Moralsystem, so wurzeln sie so tief, daß weder Gelehrsamkeit noch Scharfsinn, selbst die reinste Liebe zur Wahrheit sie nicht wankend zu machen vermögend ist; das Gemüth weist die unwiderleglichsten Einwürfe mit einer heiligen Scheu zurück, unterwirft sich lieber einem blinden Glauben, der alle Angriffe bis zur Ohnmacht schwächt, indem er gleichsam das innere Ohr

lähmt. Noch mehr. Solchen Männern, selbst wenn sie die Fesseln fühlen, die sie drücken, fehlt im Alter theils der Muth und die Geduld, theils die Kraft, die Bande abzustreifen. Es geht ihnen wie den Geizigen, welche an Ketten liegen, die sie sich selbst geschmiedet haben. Es sind goldene Ketten. Sie fühlen den Mangel der Freiheit und die Kerkerluft, die sie preßt und quält, aber das Gold der Ketten hat ihnen so viel gekostet, sie haben so viel Arbeit an ihre Anschaffung verwendet. Sie unterdrücken mit aller ihnen noch beiwohnenden Kraft die Liebe zur freien Bewegung in der gesunden Luft, die sie sich doch wünschen und an ihren Nebenmenschen oft selbst beneiden, und werden Heuchler wider ihren Willen. Und es ist nicht zu leugnen, das Geständniß, lange lange Jahre in Irrthum und Widerspruch mit besseren Einsichten gelebt zu haben, ist ungemein schwer und peinlich; welche Selbstverleugnung gehört dazu, sich zu gestehen, man habe Jahre lang Zeit, Scharfsinn und Fleiß auf höchst gleichgültige Gegenstände verwendet und sie weit edler benutzen können! Wahrlich! es gehört Heldenmuth dazu, der Wahrheit solche Opfer zu bringen, und heroische Handlungen dieser Art sind unter die größten Seltenheiten zu zählen.

Beide Männer, der Greis W— und der beherzte E— sind seit mehreren Jahren todt, beide waren Zierden ihrer Religionsgenossen, beide haben sich durch gehaltvolle Schriften um ihre Mitbrüder verdient gemacht, und beiden gebührt dankbare Erinnerung. —

Ihr Streit gab den andern Tag zu folgender vertraulichen Unterhaltung die sehr natürliche Veranlassung, und sie wird vielleicht um so lehrreicher sein, wenn sie im Zusammenhange, gleichsam als eine ununterbrochene Rede des Weltweisen, mitgetheilt wird.

Univ. Bibl. München

Die gestrige Unterhaltung, fing der Weltweise unter vier Augen an, war lebendig und geistreich genug; aber der Streit führte zu keinem Ziele; Wetterleuchten und Donner ohne befruchtenden Regen. — Was ist Neues gelehrt, was ausgemacht worden? Nichts, durchaus nichts. — Es konnte auch wohl nicht anders sein. — Jeder der Streitenden erkennt nicht allein einen andern, von dem Gegner nicht angenommenen Gerichtshof, sondern will ihn obendrein zwingen, diesem ausschließend das Recht der Entscheidung zu überlassen. Ging dieses nicht augenscheinlich von beiden Seiten hervor? — Wenn der alte W— behauptet: der Gegenstand des Streits sei eine heilige, über allen menschlichen Verstand erhabene, von diesem nicht zu fassende Urkunde, wir müssen uns mit dem wörtlichen Sinne derselben begnügen, und den Erklärungen der ältern Lehrer blindlings anhängen; der feurige E— hingegen dieses alles leugnet, alle Autorität verwirft, alles vor den Richterstuhl des Gemeinsinnes und der fortgeschrittenen Forschung gebracht und dann der Vernunft allein die Entscheidung überlassen wissen will. Sagen Sie mir, mein Freund, wie ist es möglich, daß diese Männer je zusammen kommen, da sie von so verschiedenen und entgegengesetzten Punkten auslaufen? — So viel muß man gestehen, es liegt etwas Widernatürliches in W— 's Behauptung und zugleich etwas sehr Auffallendes. Auf der einen Seite sich demüthiglich der Autorität unterwerfen und auf eigenes Urtheil Verzicht leisten, auf der andern sich ausschließlich den Rechtgläubigen nennen, das scheint doch sehr anmaßend? Ist dieses nicht stolze Demuth, oder wollen wir es nicht lieber demüthigen Stolz nennen? — Unbedenklich können wir auch den alten W— für den Sprecher und Stellvertreter aller Männer annehmen, die sich den Namen der

Rechtgläubigen beilegen. — Bis auf einige unmerkliche Schattirungen gehen alle von dem Grundsatze aus: dem menschlichen Verstande durchaus alle entscheidende Kraft abzusprechen; und dieser Grundsatz ist mit allen ihren Ansichten und Gedanken so verzweigt und verwachsen, daß man sich wundern muß, wie sie überall über irgend einen Gegenstand der in Rede stehenden Materien streiten wollen. Wenn sie behaupten: „die „heiligen Urkunden dürfen nach den gewöhnlichen Regeln der „Vernunftkunst nicht beurtheilt werden," so ist das der Ausspruch eines Despoten, aber ein Despot läßt sich in keine Streitigkeiten ein.

Der scharfsinnige Kant hat irgendwo ein glückliches Wort ausgesprochen: Die Vernunft ist baufüchtig. Wenn das Gebäude ganz fertig ist, fällt es dem Bauherrn aus unwiderstehlicher Wißbegierde ein, es wieder ganz abzutragen, um zu untersuchen, ob es wohl auf sicherem Fundamente ruhe. — Eine wahre und richtige Bemerkung! Ganz anders verhält es sich mit dem Grundbesitzer, der sein Eigenthum, d. h. sein Religionssystem, erblich auf Glauben an sich gebracht, oder sich selbst ein für allemal und auf ewige Zeiten zusammengezimmert hat. Ruhig im Besitze seines Gebäudes, will er nichts angerührt wissen, kein Pfeiler soll untersucht, kein Schnörkel angetastet werden. Wer sich das unterfängt, ist ihm ein Gebietsverletzer, Zerstörer, Mordbrenner. Das kann man allenfalls gelten lassen, und die allgemeine Freiheit wird dadurch nicht gefährdet. Aber die Rechtgläubigen, wie sie sich nennen, gehen offenbar weiter. „Ich leide dich nicht zum Nachbar, „wenn du dein Haus nicht nach dem Muster des meinigen „bauest, denn dir steht kein Urtheil zu, weder über Sicherheit „noch Schönheit, noch Bequemlichkeit der Wohnung." Die-

ses ist die stillschweigende, wenn auch nicht die laute Meinung dieser Demüthigen. — Aber was gab ihnen das Recht zu dieser Behauptung? womit wollen sie es begründen? — Scheint es daher nicht, mein Freund, rathsamer, sich mit solchen Männern gar nicht einzulassen, und alle Untersuchungen mit ihnen klüglich zu vermeiden? — Oft und sehr oft ist es nicht die Klugheit allein, auch strenge Gewissenspflicht scheint Streitigkeiten dieser Art zu untersagen. Bei der Mehrheit der sich so beifällig nennenden Rechtgläubigen ist das religiöse System mit dem praktischen Handeln innig verbunden. Wird ein wahrer Menschenfreund nicht anstehen und die Folgen bedenken, welche Erschütterung oder gar gänzliche Umwerfung der Pfeiler solcher Gebäude nach sich ziehen könnte? Wird er nicht fürchten auf der einen Seite mehr zu verlieren, als auf der andern zu gewinnen steht? — Wahr ist es, diese Betrachtung ist nicht zu übersehen. Die Frömmler selbst ermangeln nicht, diesen Einwand gegen alle Untersuchung dann und wann geltend zu machen, und jede Freimüthigkeit damit zurück zu halten. Die noch mehr nachgeben, rufen mit dem persischen Dichter aus: begieße die Dornen um der Rosen willen u. s. w. — Sie stutzen, mein Freund? — Nein, mit diesen Aeußerungen soll unserm E— das Urtheil nicht gesprochen werden; er that vielmehr sehr wohl daran, sich den diktatorischen Aussprüchen des Supernaturalisten, welcher alle Gränzen überschritt, zu widersetzen. E— vertheidigte mit Eifer die Rechte der Vernunft, vertheidigte sie nach den Grundsätzen der reinen israelitischen Religion, und that Recht daran. — Selbst die Pfeile des Witzes wollen wir ihm in dieser Hinsicht vergeben. Wenn es auch eben nicht die ritterlichsten Waffen sind, so bediente er sich doch derselben mit Mäßigung und

in einem Vertheidigungskriege für die gerechte Sache erlaubt man sich schon etwas mehr. — Doch genug dieser Nebenbetrachtungen, die uns vom Ziele dieser traulichen Eröffnung abführen könnten! Zur Sache. — Eine nähere und ernsthafte Erörterung der gestrigen Unterhaltung wird vielleicht über die wunderbar scheinende Schöpfungsgeschichte, wenn auch nicht volles Licht, doch jene milde Helle verbreiten, womit der Sterbliche hienieden sich überall begnügen muß.

Wie wäre es, mein Freund, wenn wir uns den strengen Supernaturalisten gegenwärtig dächten, und folgenden Vortrag an ihn richteten.

Wir wollen ihn weder necken, noch in Verlegenheit setzen, sondern, wie ritterliche Kämpfer, Sonn' und Wind mit ihm theilen. Alles, was mit Recht von ihm gefodert werden soll, ist Redlichkeit im Denken und ruhige Geduld, uns anzuhören.

Du theilst, redlicher und frommer Mann, mit uns, wollen wir ihm sagen, die Verehrung der heiligen Urkunden. — Wir halten sie nicht weniger heilig und unschätzbar, als du. — Wir sind mit dir überzeugt, daß sie die Grundlage der israelitischen Religion sind; erkennen mit dir, daß die Vorsehung diese heiligen Schriften zu unserer Belehrung von unsern Urvätern auf uns hat vererben lassen. — Es ist für uns alle überzeugend wahr, daß, wenn wir unsern Lebenswandel danach einrichten, wir in der Welt hienieden glücklich sein, und in einer bessern der Glückseligkeit fähig und würdig werden können. Bei dieser Uebereinstimmung, woher denn die Verschiedenheit in den Ansichten? — Woher die Trennung der Meinungen über Geist und Verständlichkeit derselben? — Wie wäre es, wenn wir mit redlichem Gemüthe gemeinschaftlich die Wahrheit suchten? — Die Wahrheiten, die dem Menschen hie-

nieden so unentbehrlich sind, liegen gewiß dem Geiste und dem Herzen so nahe als möglich, wir dürfen bloß aufmerken, um sie zu finden. — Du bist, redlicher und frommer Mann, ein strenger Unitarier, wir sind es auch; schöpfen wir doch aus Einer Quelle, aus den heiligen Urkunden! — Diese haben uns belehrt, daß das ewige Wesen, das wir anbeten, ein einiges, geistiges, unkörperliches, durch die Sinne nicht zu fassendes, durch kein Bild darzustellendes Wesen sei. Diese Lehre ist der Grundstein unserer Religion. — Die Weltweisen unter unsern Religionsgenossen haben diese Lehre auch wohl so ausgedrückt: die Gottheit ist ein Wesen, von dem der Erdensohn höchstens weiß, was es nicht ist. — Dieses verdient eine genauere Erwägung. — Wir Menschen haben einen Begriff von Einsicht, Macht, Güte, Barmherzigkeit u. s. w. — Es ist unleugbar, daß wir von allen diesen Eigenschaften eine anschauliche Vorstellung haben, d. h. wir werden sie in unserem Innern gewahr, wir empfinden sie. Wäre dies nicht der Fall, so würden wir sie nicht begreifen, nicht fassen, keine Idee davon bilden können. — Zu gleicher Zeit erfahren wir, daß von allen diesen Eigenschaften uns nur ein gewisser Grad zu Theil geworden, und daß sie ihre Gränzen haben; mit andern Worten: wir fühlen, daß wir eingeschränkte Wesen sind. — Was geschieht denn nun, wenn wir dem unnennbaren Wesen diese Eigenschaften zuschreiben, wenn wir sagen: Gott ist allweise, allmächtig, allgütig, allbarmherzig u. s. w., wir heben alle ihre Schranken weg, und machen sie gränzenlos, das heißt eben, wir wissen, was er nicht sei; wir wissen, daß die Gottheit in Absicht aller dieser Attribute ohne Gränzen ist, obschon wir selbst von der Schrankenlosigkeit keine intuitive (anschauliche) Erkenntniß haben, noch haben können. — Die-

ses wird uns auch auf eine andere Weise einleuchtend. Wir wissen, daß alle unsere Erkenntnisse durch die Sinneswerkzeuge und durch das innere Gefühl uns zukommen. — Auf eine andere Weise werden wir nichts gewahr, und Sinne und Gefühl haben ebenfalls unüberschreitbare Gränzen. Aus diesen unleugbaren Wahrheiten wird uns ferner die Ueberzeugung klar, daß wir hienieden, und so lange alle unsere Notionen durch die Sinne uns zukommen, auch von dem höchsten Wesen keine andere als menschliche, d. h. endliche Vorstellung haben können. Unser Denkvermögen reicht nur dahin, daß wir die Kraft haben, die Schranken in Gedanken wegzuheben, weiter nicht. — Aber Gott ist ja allmächtig, kann er dem irdischen Wesen nicht, wenn auch auf eine übernatürliche Weise, das Vermögen ertheilen, auch anschauliche Begriffe von übersinnlichen, körperlosen, ganz geistigen Wesen zu erlangen? — Nein! erwiedern wir; denn der Gott der Allmacht ist auch der Gott der Wahrheit. Auch diese Eigenschaft kommt ihm im höchsten Grade zu. Es wäre also ein offenbarer Widerspruch, wenn ein beschränktes, durch Sinneswerkzeuge denkendes Geschöpf, Notionen erlangen könnte, die nur von einem vollkommen geistigen Wesen erlangt werden können: mit jener Allmacht würden wir also die Wahrheit Gottes aufheben.

Daß die Erlangung unserer übersinnlichen Begriffe durch das Aufheben der Schranken uns möglich wird, sehen wir auch bei der Bildung der überirdischen Wesen überhaupt. — Wenn wir uns einen Engel denken, so denken wir uns immer nur einen Menschen, entkleiden ihn in Gedanken seines Körpers und schreiben ihm höhere Seelenfähigkeiten zu, als diejenigen sind, deren wir uns bewußt werden. — Daher ist es auch einleuchtend und unwiderleglich, daß, wenn die Gottheit sich herabläßt,

dem Menschen etwas kund zu thun, oder sich ihm zu offenbaren, dieses nicht anders als auf menschliche Weise geschehen kann. — Dieses lehrt uns die heilige Schrift auf jeder Seite ihrer Urkunden. Gott offenbart sich nur durch Rede und Schrift oder durch andere Erscheinungen, welche auf unsere Organe wirken. — Daher schärfen uns unsere älteren Lehrer und Weisen die Warnung ein, die Worte und die Redensarten derselben ja nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen, weil uns dieser Mißgriff zu den ärgsten Irrthümern verleiten würde.

In die nemliche Warnung stimmen alle Männer von Geist und Scharfsinn ein, welche mit uns die Heiligkeit und Unschätzbarkeit der heiligen Schriften anerkennen. — Es liegt in der Natur der Sprache und in den Seelenfähigkeiten ihrer Bildner, daß sie von der Gottheit nicht anders als in Zeichen reden können, die von der Körperwelt entlehnt sind; sie hat keine andere Zeichen und kann keine andere haben, weil alle ihre Begriffe durch den Kanal der Sinneswerkzeuge gehen müssen. — Auch unser eigner Verstand bestätigt die Wahrheit und die Wichtigkeit dieser Warnungen. — Wer die Ausdrücke im wörtlichen Sinne annehmen und verstehen wollte, würde das Geistige verkörpern, das Heiligste verunreinigen und in den gräulichen Götzendienst zurückfallen, aus welchem uns die heilige Schrift erlöset hat.

Selbst angenommen, die Ursprache der Offenbarung, die hebräische, sei göttlichen, nicht menschlichen Ursprungs, so liegt es doch in dem Unwesen dieses Mittheilungsmittels, daß es sich den menschlichen Begriffen anfügen muß, wie dieses schon vorhin mit Recht behauptet worden. — Es widerspräche dem Karakter der Wahrhaftigkeit Gottes, wenn die Zeichen der Begriffe nicht den Stempel ihres Ursprungs, ihre sinnliche Entstehung überall an sich tragen sollten.

Gegen alle diese Sätze kannst du, redlicher und frommer Mann, um so weniger etwas einzuwenden haben, da du nicht allein die Heiligkeit der Urkunden anerkennst, sondern auch unbedingt die Autorität der Tradition und der Kommentatoren gelten lässest, *) und alle diese Männer stimmen in der eben vorgetragenen Lehre überein. — Eben so wenig dürftest du den Folgesätzen widersprechen, welche daraus hergeleitet werden müssen. — Mit diesen Voraussetzungen wollen wir nur die 5 B. Moses öffnen, um mit unbefangenem Gemüthe zu erwägen, was sie vortragen. — Das erste Kapitel enthält die ganze Schöpfungsgeschichte, dieses ist die erste und früheste Offenbarung. — Im voraus können wir nichts anderes erwarten, als daß die Gottheit in diesen Büchern anthropopatisch, — auf menschliche Weise empfindend und handelnd — vorgestellt werden wird. Denn wir wissen schon, daß von dem Unnennbaren und Unbegreiflichen nicht anders gesprochen werden kann, als von einem irdischen Wesen, wenn es den Menschen verständlich sein soll; und dieses finden wir in diesem ersten Kapitel, so wie in den heiligen Urkunden auf jeder Seite bewährt. Ueberall spricht und handelt Gott als Mensch, nach menschlichen Motiven und Leidenschaften. Er spricht, schafft, bauet, pflanzt, denkt nach, freut sich, wenn die Arbeit gelingt, wird böse und ändert seinen Entschluß u. s. w. Es werden ihm auch sinnliche Werkzeuge beigelegt; er sieht, hört, riecht, steigt auf, steigt vom Himmel herab u. s. w. Diese Art, uns auszudrücken, ist uns so gewöhnlich geworden, daß wir keinen Anstoß daran nehmen, denn wir kennen die Un-

*) Talmud, Maimenides, Cosri, Bachai, Abarbanel, J. Crame u. s. w.

zulänglichkeit der Sprache, die sich auf die Eingeschränktheit unseres Verstandes gründet. Dieses hindert uns nicht, von der Gottheit die heiligsten und geistigsten Begriffe in der Seele aufzubewahren, und bei unserm Nachdenken nie aus den Augen zu verlieren. — Warum denn, frommer und redlicher Mann, wollen wir diese Ansichten nicht überall mitbringen? — Warum lesen wir alle heiligen Urkunden nicht mit diesem Sinne? — Warum kömmt dir die Schöpfungsgeschichte so befremdlich, so wunderbar vor? — Warum bei ihrer Beschreibung, die ebenfalls auf menschliche Weise mitgetheilt ist, ein anderes Verfahren anwenden? — Warum zermartern wir uns, von Dingen deutliche und anschauliche Begriffe zu erwerben, von denen wir voraus wissen, daß sie außer dem Kreise unsers Denkvermögens liegen? — Die Schöpfung ist wie alle übrigen Wunder der Natur, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wir können sie nicht fassen, daher sie auch nicht mit andern ihnen entsprechenden Zeichen ausdrücken. So lange wir hienieden wandeln, und unsere Erkenntnisse durch die Werkzeuge der Sinne erlangen, konnte uns auch die Schöpfung nicht anders, als auf menschliche Weise offenbart werden. Laß uns also den unnennbaren, unbegreiflichen Gott in Demuth anbeten und schweigen. — Wenn wir auf diese demüthig bescheidene Weise die heiligen Urkunden betrachten, auf diese Weise sie durchforschen, wird manche Dunkelheit verschwinden, und uns ihr Nutzen für das menschliche Geschlecht klar einleuchten. —

Betrachten wir die Anschauung der Gottheit selbst, deren Erscheinung Moses, Jesaias und Ezechiel uns beschrieben haben, so werden wir finden, daß sie zwar alle drei diese Erscheinungen auf menschliche, aber doch jeder auf eine ihm eigenthümliche Weise dargestellt haben. — Dieses sollte uns aufmerksam

machen, und ein Fingerzeig sein. — Was bei allen dreien gemeinschaftlich zum Grunde liegt, ist: daß Alles, was in die Geisterwelt gehört, von ihnen in die Körperwelt herüber gezogen ist. — Wie konnten sie auch anders, wenn sie verstanden werden wollten? — Aber welche Verschiedenheit in der Darstellung! Und wie ist diese Verschiedenheit in dem eigentlichen Karakter dieser Männer, ihrer Lage, ihren Verhältnissen, und in dem Karakter ihrer Zeitgenossen gegründet!

Moses erscheint die Gottheit in der arabischen Wüste. — Dieser unerreichte, unübertroffene, zu der höchsten Bestimmung berufene Mann ist zur Zeit seiner Berufung noch ein Hirte. Gott erscheint ihm einfach und erhaben — in einem feurigen Dornbusche. — Wie anders dem Propheten Jesaias! Dieser lebt und webt in der Umgebung eines Königs, ist Rathgeber eines Königs, ist Rathgeber der Fürsten und hat Antheil an der Regierung, wie deutlich aus seiner ganzen Geschichte erhellet. Wie erscheint ihm die Gottheit? — In der Pracht eines morgenländischen Fürsten. Alles ist in Riesenform, Seraphim stehen um den erhabenen Herrn, Alles voller Majestät und Würde. — Und wieder wie ganz anders dem Ezechiel! Dieser Prophet lebt in der Verbannung und spricht zu Exulanten. Seine Einbildungskraft ist nach seiner Individualität und Lage aufgeregt. Ihm erscheint die Gottheit auf einem Wagenthrone mit Wundergestalten ausgeschmückt. Donner, Blitze, Gewittersturm, aufloderndes Feuer umgeben ihn, die ganze Natur ist in Aufruhr. — Der Schauplatz ist in Chaldäa. — Die vier edelsten Wesen, Mensch, Stier, Löwe und Adler, die Repräsentanten der irdischen Schöpfung, tragen den Donnerwagen des Höchsten,

und dem Seher werden Diamantenräder sichtbar, die voller Augen sind. Mit diesen Symbolen schildert der verzückte Prophet die Einsicht, die Allmacht und die Allwissenheit des erhabenen Gottes. Mit dieser Bilderschrift bezeichnet er die göttlichen Eigenschaften seinen Mitbrüdern im Lande der Verbannung. — Er ist begeistert und in Entzückung. — Der ruhige, kalte, nachdenkende Mensch im Lande der Ruhe und des Friedens verwandelt, seiner Geistesstimmung gemäß, diese Hieroglyphen in Buchstabenschrift, und bezeichnet den Unnennbaren entweder mit dem unaussprechlichen Namen Jehov' oder Gott, oder Ewiges Wesen, oder nach einer seiner Eigenschaften: der Allmächtige, der Allerbarmende u. s. w. Diese Bezeichnungen sind für den Verstand, jene für die Einbildungskraft. Sind diese Erklärungen, diese Ansichten nicht einleuchtend und verständlich? — Auf diese und ähnliche Weise laß uns, redlicher und frommer Mann, die Heiligenurkunden alle anschauen und deuten, und sei versichert, je menschlicher du sie betrachtest, je göttlicher werden sie dir erscheinen, je mehr wirst du deren Heilsamkeit für Herz und Gemüth gewahr werden, und die Vorsehung preisen, daß sie uns diese unschätzbaren Gaben hat zu Theil werden lassen. — Mit beruhigter Seele wirst du sie lesen und wiederlesen, dein Auge wird nach dem Ausdrucke des Talmuds erleuchtet werden durch das Gesetz, und endlich werden wir die undankbare Mühe aufgeben, Geheimnisse zu ahnen, Geheimdeutelei zu treiben, kabbalistische Erklärungen zu ergrübeln, die wahrlich nur auf Irrwege führen, den Kopf verwirren, und das Herz weder besser noch menschenfreundlicher machen.

Lassen Sie uns nun, mein Freund, unsern Supernaturalisten mit diesen mehr angedeuteten als ausführlich entwickel-

ten Begriffen entlassen, und unsere Bemerkungen über die Schöpfungsgeschichte allein fortsetzen.

Wir haben uns überzeugt, mein Freund, daß, als das ewige Wesen sich unsern Vorfahren vor so viel tausend Jahren kund gethan, das Mittheilungsmittel, die Sprache, eben so wie sie dem körperlichen Ohre nur durch Schall und Ton vernehmbar wird, auch nur aus Worten und Redensarten zusammengesetzt sein kann, welche der Sinnenwelt gehören. Dann verstehn wir sie auch mit dem geistigen Ohre; denn nur alsdann sind sie unsern Empfindungen und unserer Fassung analog, und werden uns verständlich. Lassen Sie uns, mein Freund, aus andern Betrachtungen, die wir anzustellen Veranlassung hatten, hier das Resultat herübernehmen, was uns über die Bestimmung des Menschen eingeleuchtet hat. Es ist uns nach manchem Blick auf die Geschichte der Menschheit klar geworden, daß sie in der stetigen Ausbildung seiner Geisteskräfte und seines sittlichen Gefühls besteht. Der sich auszeichnende Vorzug des Menschen vor dem Thiere besteht in der Entwickelung des Verstandes und der Vernunft, wozu das einzige Mittel die Sprache ist. — Ohne Sprache giebt es kein Vernunftwesen, wovon wir auf Erden einen Begriff haben könnten. Wenn wir genau Acht geben, so entsteht diese Entwickelung vermittelst des Abstraktionsvermögens. Dieses ist die Seelenkraft, das Nichtsinnliche von dem Sinnlichen in Gedanken zu scheiden, es, ungeachtet es nur in dem Denkvermögen, nie außer demselben, sein Dasein hat, als ein selbstständiges Wesen zu betrachten. Damit ist es aber nicht gethan, sondern wir müssen es auch mit einem eigenthümlichen Zeichen belegen. Ohne dieses Zeichen würden wir dieses Wesen nicht festhalten, noch weniger unsern Mitmenschen mittheilen können. Auf diese Weise

allein sind wir im Stande, allgemeine Begriffe zu bilden, deren wir zum Weiterdenken und Forschen so nöthig haben. Daraus bildet sich im Laufe der Zeit die Sprache, welche wir die philosophische nennen. Je weiter die Menschen in der Kultur ihres Geistes fortschreiten, je mehr wird diese Sprache bereichert. Aber stets wird es unmöglich bleiben, ihr das Irdische ganz abzustreifen. Selbst das intellektuellste Zeichen wird seinen Ursprung, das Sinnliche, immer verrathen. Wenn der Mensch — selbst der scharfdenkendste — nicht auf seiner Hut ist, nicht sich stets bewußt bleibt, daß seine Benennungen nur Zeichen, nicht eine außer seinem Denkvermögen existirende Sache ist, kann er leicht sich verirren; ehe er sich's versieht, wird aus seinem nicht sinnlichen Wesen ein sinnliches, das er sehen, hören, tasten will. Daß dieser Irrthum von Forschern voriger und neuerer Zeit begangen worden ist, bedarf keines Beweises. — Gilt dieses vom menschlichen Verstande in seiner fortgeschrittenen Ausbildung, so ist es augenscheinlich, daß in dem Kindesalter der Welt und bei dem ersten Unterrichte, den die Menschheit erlangt, dieses Vergreifen unendlich öfter vorkommen wird, da die Sprache in jener Zeit ungleich sinnlicher und bilderreicher sein muß. — Dieses ist der Fall bei allen alten, vorzüglich bei den morgenländischen, die an Wörtern zur Bezeichnung abstrakter Begriffe den größten Mangel haben. — Daraus folgt nicht immer, daß die Weisen der Vorzeit, denen nur eine überaus bilderreiche und sinnliche Sprache zu Gebote stand, keine reinen geistigen Begriffe zu fassen im Stande gewesen wären.

Dieses übereilte Urtheil widerlegt die heilige Schrift auf eine unwidersprechliche Weise. Obschon sie das göttliche Wesen bauen, pflanzen, Weihrauch riechen, auf- und niederstei-

gen läßt u. s. w., so ist sie es doch, die uns mit den transcendentellsten Vorstellungen vom Ewigen bekannt gemacht hat, sie ist es, welche die erhabenste Lehrerin der Welt geworden ist. Ja, es ist dahin gediehen, daß wir an diesen Ausdrücken nicht den mindesten Anstoß nehmen.

Das nemliche gilt von den heiligen Sängern der Israeliten. Hier sehen wir es noch augenscheinlicher, wenn ihre Einbildungskraft in Bildern ausströmt, die uns Abendländer in Erstaunen setzen können. Der Dichter Assaf, der gewiß von Gott die reinsten und edelsten Begriffe hatte, treibt die Kühnheit des Ausdrucks so weit, daß es in seiner „Unterweisung" (Ps. 78.) von dem Volke Israels heißt: „es erbitterte Gott in der Wüste, betrübte ihn in der Einöde" und ferner: „wie vom Schlafe erwachte Gott, wie ein Held vom Weine jauchzend." Solcher Ausdrücke, solcher brennenden Farben würde sich der entrüstete abendländische Dichter zu bedienen nicht unterfangen. Uns aber, die wir den Geist der Sprache kennen, irren dergleichen Redensarten, empören solche Gleichnisse, nach einigem Nachdenken, auf keine Weise. Wir wissen, daß Assaf in seiner Seele die Vorstellung von der Gottheit hegt, welche zu hegen in den heiligen Urkunden angewiesen ist. Hier unterliegt er, nach unserer Ueberzeugung, bloß der Sprache seines Zeitalters. —

Lassen Sie uns, mein Freund, diesen Ansichten auch bei der Schöpfungsgeschichte folgen. — Warum da alles auf metaphysischer Waage wägen? Warum soll da die Gottheit, als Geologe, gleich einem öffentlichen Lehrer sprechen? Ist dieses der Zweck der Offenbarung? — Die einfachste und erhabenste, der Religion würdigste Vorstellung scheint diese zu sein. Die

heilige Urkunde will der Kinderwelt, in einer ihr verständlichen Sprache, die Fundamentalwahrheit kund thun, daß das ewige Wesen alleiniger Schöpfer des Weltalls sei, und Alles aus Nichts hervorgebracht habe. Gott schuf Alles. — Mit einem wichtigern Satze konnte die erste Offenbarung nicht anfangen. Himmel und Erde drücken das Universum aus. Die werdende Schöpfung wird gleichsam wie ein Vorhang aufgezogen, und auf menschliche Weise in Tagewerke eingetheilt. — Mehr soll der Erdensohn, mehr kann er von dieser Begebenheit nicht erfahren. — Die Schöpfung gehört, wie alle Wunder der Natur, zu den undurchdringlichen Geheimnissen, und so lange er hienieden, mit einem Körper bekleidet, wallt, wird er davon nichts erspähen. — Die Erzählung ist kunstlos und erhaben, ganz im Geiste des ehrwürdigen Alterthums, ganz dem Fassungsvermögen des Sterblichen angemessen, und sie enthält die große, den Menschen so unentbehrliche Wahrheit: Es ist ein Gott, und Gott ist der Urheber von Allem, was ist. — Was braucht e mehr zu wissen? —

Lassen Sie uns gestehen, mein Freund, die Schöpfungsgeschichte, wie sie uns die heilige Urkunde darbietet, genügt dem menschlichen Verstande nach so viel tausend Jahren, befriedigt die Wißbegierde weit mehr, als die Träume eines Burnet, Whiston, Büffon, oder wie sonst ein anderer Kosmogonist sie uns darstellt. —

Verfolgen wir nach dieser Ansicht die heilige Schrift weiter! — Die Lehre soll dem menschlichen Geschlechte kund gethan werden, die ihm und den Mitbewohnern des Schauplatzes seiner Wirksamkeit so heilsam und nützlich ist: Die Menschen sollen einen Ruhetag halten, und auch die Thiere sollen ra-

sten. Wie wird diese Lehre im Einklange mit der Schöpfungsgeschichte am besten vorgetragen werden und auf Erfolg rechnen können? — Wie anders, als durch den Geist, der im Ganzen lebt und webt? — Gott hat sechs Tage gearbeitet, Himmel, Erde, Gestirne, Gewächse, Thiere aller Art geschaffen, zuletzt sein Meisterwerk, den Menschen, am siebenten ruht er aus. — Ganz nach menschlicher und dem Menschen denkbarer Weise. — Wie der Unerschaffene einen Ruhetag feiert, so auch du Erschaffener! Welche schöne Vorbereitung zur künftigen Sabbathsfeier! „denn Gott segnete den siebenten Tag, heiligte ihn, weil er an demselben geruhet hatte von allen seinen Werken.“ — Scheint Ihnen dieses nicht auch, mein Freund, die einzige und würdigste Ansicht der ersten Urkunde zu sein? Zu welchem Endzwecke wurde sie offenbaret, wenn nicht zu diesem? Ist sie nicht in jeder Hinsicht dem heiligen Urheber der Religion angemessen?

Diese einfache Vorstellung gewährt auch den Vortheil, daß dadurch alle Fragen, Zweifel und Einwürfe gegen die heilige Schrift verschwinden. Wir können dadurch aller mystischen Auslegungen, Hypothesen, oder gar kabbalistischen Erklärungen überhoben sein. — Wird sie aber verworfen, so müssen wir durchaus zu einer oder der andern Nebengestalt unsre Zuflucht nehmen, welche weder den Verstand erleuchtet, noch das Herz erwärmt. Die Schöpfung, oder die Entstehung der Welt gehört nun einmal zu den unerforschlichen Gegenständen, die ganz außer dem Kreise der menschlichen Erkenntniß liegen. Ist es also nicht Vermessenheit, vermittelst der uns nach dem Maßstabe unserer Fähigkeiten mitgetheilten heiligen Urkunden, in diese Dunkelheit dringen zu wollen? Und ist nicht mit aller Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß der Untersucher mit

nichts als unzusammenhängenden oder schwärmerischen Ideen aus diesen undurchdringlichen Tiefen zurückkehren werde? — Ueberdem verpflichtet sich der kühne Mann, der dieses Wagestück unternimmt, auf alle die Fragen zu antworten, die man mit Recht aufzuwerfen befugt ist. — Alle die Schriften, die seit Jahrhunderten mit einem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit ihre Lösung versucht haben, sind ungenügend ausgefallen; keine giebt beruhigenden Aufschluß und kann ihn nicht geben. Lassen Sie uns, mein Freund, nur wenige dieser Fragen, die sich auf den ersten Anblick darbieten, berühren, um von der Schwierigkeit, sie alle zu lösen, um so mehr überzeugt zu werden.

Ob die heilige Urkunde die Weltschöpfung oder die Erdschöpfung, oder gar nur die Erdumwandlung zum Gegenstande habe, diese Frage sind die Erklärer so gut wie umgangen; wir wollen sie auch unberührt lassen. Offenbar spricht die Urkunde von der Weltschöpfung unter dem Ausdrucke: Himmel nur im ersten Verse, und wendet sich gleich im zweiten zur Erde. In Beziehung auf diese schwimmen Sonne, Mond und Gestirne gleichsam in ihrem Luftkreise oder Atmosphäre. —

Die Frage: wo kam am ersten Tage das Licht her, da die Sonne erst am vierten Tage erschaffen worden? ist dadurch genügend beantwortet, daß man mit Recht behauptet, es sei außer ihr schon vom Schöpfer das Licht ins Dasein gerufen worden. Dieses ist ganz dem Texte gemäß, denn das erste Wort, das die Gottheit in dem bekannten erhabenen Verse ausspricht, lautet: Gott sprach, es werde Licht, da ward Licht. — Allein die Redensart: es ward Abend, es ward Morgen

Ein Tag, ist dadurch nicht erklärt; ohne die Existenz des Sonnengestirns kann diese nicht gebraucht werden. — Ein Kommentator von unsern Religionsgenossen war freisinnig genug zu äußern: die Urkunde, welche die Schöpfungsgeschichte enthält, sei wohl älter als die mosaischen Schriften. Moses habe sie zwar aufgenommen, allein sie wäre vielleicht als Tradition, als überlieferte Sage, vom Vater auf den Sohn vererbt gewesen. Unsere Uräitern hätten daraus die Lehre von Gott und Schöpfung auf ihre Nachkommen verbreitet u. s. w. Diese Hypothese läßt sich hören. Nach dem Begriffe, den wir von Adam, Seth, Henoch und Noah u. a. uns bilden, dürften diese, als erleuchtete Männer, nicht ohne Kenntniß dieser Fundamental-Wahrheiten gewesen sein; und überhaupt widerspricht diese Annahme unserm heiligen Texte nicht; denn nirgends wird gesagt, daß dem Moses zuerst diese Offenbarung mitgetheilt worden sei. — Dieses — fährt unser Kommentator fort — würde auch die allgemeine Verbreitung dieser Lehre nach allen Weltenden, selbst die damit vermischten Fabeln und mythologischen Vorstellungen erklären. Denn mitten unter den ungeheuren Mährchen, welche die Kosmogonie fremder und entfernter Völker verunstalten, glänzt ein Schimmerlicht von Wahrheit durch, das nicht zu verkennen und nicht zu übersehen ist. — Allein was die Annahme dieser Hypothese schwierig macht, ist die Heiligung des siebenten Tages zum Ruhetage. — Die Einsetzung der Sabbathfeier ist wahrscheinlich aus einer spätern Zeit, und mit den Gesetztafeln gleichzeitig, wo auch, freilich nur in dem ersten Exemplare der siebente Schöpfungstag als Grund des Ruhetages für die Menschen angegeben wird. — Wäre die Urkunde aus so viel früherer Zeit, so würde die Verpflichtung allgemein gewesen, und nicht

den Israeliten allein aufgelegt worden sein. Nun finden wir aber in der Geschichte der Urväter gar keine Erwähnung von der Feier eines Ruhetages, und überhaupt keine sichere Spur, daß die Israeliten vor Moses eine Sabbathfeier gehabt hätten. Die Verbindlichkeit dazu wird vielmehr als ein Bund zwischen Gott und den Israeliten, und also als ein Gesetz vorgestellt, das zu ihrer besondern und eigenthümlichen Verfassung gehöre. —

Mit einem Worte, mein Freund, der redliche und bescheidne Forscher legt die Hand an den Mund und schweigt. Statt sich durch Spitzfindigkeiten den Gesichtspunkt zu verrücken — betet er demuthsvoll an. — Wir können die Räthsel der Weltregierung nicht auflösen, und umgeben von Wundern, die Geheimnisse der Entstehung des Firmaments, so wie der Erde, nicht ergründen. Die Flügel unseres Geistes ermatten, und wir erliegen in Ohnmacht, wenn wir den Kreis überschreiten, den der Finger Gottes unsern Geistesfähigkeiten vorgezeichnet. Nur so viel leuchtet uns ein: der Mensch bedarf der Uebung des Verstandes, des Scharfsinns, so wie aller Seelenkräfte, um fortzuschreiten; das ist seine Bestimmung auf Erden. Aber selbst seine vergeblichen Versuche dienen zur Bereicherung seiner Kenntnisse. Er irrt oft lange im Labyrinthe, bis er den geraden einfachen Weg entdeckt, der zur Wahrheit und zur Beruhigung führt. — Er ist am Ziele, wenn er die unübersteiglichen Schranken seines Geistes gewahr wird, sie als die Gränzpfähle erkennt, und anbetet und ruft: Herr! deine Wege sind unerforschlich! So viel Licht, als wir auf dem Wege gebrauchen, den zu wallen wir hienieden bestimmt sind, ist uns gegeben, ein größeres würde uns nur blenden und verwirren. Mit diesem Vertrauen zu der Weisheit und Güte unseres Got-

tes, nehmen wir die heiligen Urkunden aus der Hand der Vorsehung, und verehren sie. Sie enthalten die Quellen aller unsrer Erkenntnisse. — Ist die Menschheit im Laufe mehrerer Jahrtausende weiter gerückt; ist sie durch Beobachtung, Fleiß, Scharfsinn in die Tiefen der Geister- und Körperwelt weiter gedrungen als unsere Vorältern; hat sie die Gränzen ihrer Untersuchungen und Nachforschungen näher bestimmen gelernt, so kann dieses unsere Verehrung für die heilige Schrift nicht vermindern. Haben die Weisen späterer Zeit mit angestrengter Bemühung neue Beweise von der Allmacht, Größe, Unermeßlichkeit des Urhebers aller Wesen entdeckt; ist es ihnen gelungen, den Mehrtheil der kultivirten Menschheit bis zur unbestreitbaren Evidenz zu überzeugen, daß unser Erdkörper ein unbedeutender Punkt in dem Systeme der Welten sei, so soll uns das nicht irren, daß die mosaische Schöpfungsgeschichte davon schweigt, daß in ihr alles sich nur auf Erdschöpfung bezieht. — Dort ist freilich der ganze Himmel mit den unzählbaren Gestirnen bloß als ein Prachtgewölbe, bloß als eine Vorrathskammer von Regen für die winzige Erde aufgestellt — was thut das? Diese Kenntniß war für die Kinderwelt hinlänglich. — Es soll uns nicht irren, daß in jener Darstellung Sonne und Mond als Lichter, oder als leuchtende Körper einzig und allein zur Erhaltung und zum Nutzen eines unbedeutenden Punktes bestimmt sind, da wir doch überzeugende Beweise haben, daß der Mond an und für sich gar nicht leuchtet, und nur von der Sonne sein Licht empfängt. — Es soll für uns kein Einwurf gegen die Göttlichkeit jener Urkunde sein, daß der Erdbildung fünf volle Tage und zur Erschaffung des übrigen unermeßlichen Weltalls und seiner unzählbaren Sonnensysteme nur Ein Tag gewidmet ist.

— Wir werden vielmehr, in dieser Offenbarung die Allgüte Gottes erkennen, die sich zu der Fassungskraft einer noch ungebildeten Welt herunterläßt, um sie zu belehren und zu weitern Fortschritten fähig zu machen. Wir werden Gottes Allmacht bewundern, daß er dem Menschen die Fähigkeit gegeben, seine Geisteskräfte zu entwickeln, und aus eigenem Vermögen Kenntnisse zu erwerben, welche ihn zum Bürger einer andern Welt reifer und fähiger machen. Dieser für ihn so geebnete Weg, wodurch er seine höhere Bildung sich selbst verdankt, vermehrt auf der einen Seite sein Verdienst, so wie es auf der andern seine Freude erhöhet. — —

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, genügt dem Menschen nicht nur, was ihm geoffenbaret worden, sondern auch die Art und Weise, wie es geschehen ist. Sein Gemüth erhebt sich, wenn er in der ersten Urkunde die Geschichte seiner Erschaffung dargestellt findet — Er, auf der Stufenleiter der belebten irdischen Wesen der Erste und Ausgezeichnetste, krönt nicht allein das Schöpfungswerk, sondern er wird, ganz in dem Geiste der Morgenländer, mit einer besondern Feierlichkeit in die Welt eingeführt, deren Statthalter zu sein er bestimmt ist. — Wie bei der Wahl eines Landesfürsten, versammelt der Weltherr gleichsam erst einen weisen Senat, um, menschlicher Weise zu reden, mit demselben zu überlegen, wie dieser Erdengott, sein Lieblingsgeschöpf, den er wenig den Engeln — Elohim — nachsetzt, auszustatten sei. — Wie ist dieses alles den Begriffen einer Kinderwelt angemessen! wie getreu in dem Sinne eines Orientalen gebildet; wie einfach und erhaben und kunstlos!

Was dieser Darstellung am mehrsten den Eingang in das

menschliche Gemüth erschwert hat, liegt, wie es scheint, in der neu erfundenen und üblichen Kunstwörtersprache, die fast allen theologischen Schulen eigen ist. Es hat nicht wenig Irrthümer und Mißverständnisse veranlaßt, daß man Alles in göttlich und menschlich, in heilig und profan, in Sprache des Verstandes und in Dichtersprache eingetheilt hat. — Die hebräische Sprache kennt diese Scheidewände in dem Sinne, worin die abendländischen Sprachen sie nehmen, nicht und unterscheidet auch nicht so genau. Sehr natürlich. Je weiter die Geistesbildung fortschreitet, je schärfer sie die Verschiedenheiten bemerkt, je bestimmter sie die Ideen trennt, je mehr Zeichen sind erfoderlich, um sie im Gedächtnisse festzuhalten. Dadurch erlangt die Sprache Fülle und Reichthum. Je größer die Sammlung der Beobachtungen, besonders in der intellektuellen Welt wird, je freier die Unterschiede sind, die der Scharfsinn ergrübelt, je umfassender wird der Sprachschatz. Um ihn zu ordnen, werden Abtheilungen und Unterabtheilungen gemacht. Es entstehen aus Einer mehrere Sprachen: die gewöhnliche, die theologische, die metaphysische oder philosophische, die poetische u. s. w. Davon weiß die Urwelt nichts; wenigstens sind sich die Sprachbildner dessen nicht bewußt. Daher erscheint die Sprache der Morgenländer bilderreicher, sinnlicher, feuriger. Der Abendländer, der stetige Erfinder neuer, eigenthümlicher, keine sinnlichen Bilder erweckender Zeichen und Benennungen giebt den seinigen den Vorzug, und thut wohl daran, ihnen den Vorzug zu geben; denn je transcendenteller der Ausdruck, je weniger ist er der Mißdeutung unterworfen. So sagen wir z. B., die Natur hat diesen Baum hervorgebracht, wo der Hebräer in Ermangelung dieser abstrakten Benennung sagen muß: Gott hat den Baum gepflanzt. Wir sagen: Newton

hat durch die Kraft seines Verstandes sehr wichtige Wahrheiten entdeckt, der Hebräer muß sagen: der Geist Gottes ruhete auf dem kunstverständigen Bezallel. Er hat keinen andern Ausdruck dafür, und daher das Bedürfniß, jede Veränderung, nicht bloß die in der geistigen Natur, unmittelbar der Gottheit zuzuschreiben. Jede Erfindung, jede schnelle, unerwartete, lebhafte Ideenverbindung erhält, wenn sie bekannt wird, in der hebräischen Sprache den Karakter der göttlichen Eingebung. Die heiligen Urkunden liefern dazu die Beweise fast auf jeder Seite. Wem sind die Ausdrücke: ein Berg Gottes, ein Wind Gottes, ein Sohn Gottes, ein Mann Gottes, ein Geist Gottes unbekannt? Wie natürlich ist es daher, daß dem Leser, dem in den neueren Sprachen die abstrakten und philosophischen Bezeichnungen geläufig geworden sind, jene Benennungen, jene Ausdrücke, jene Redensarten als Produkte der Einbildungskraft erscheinen, und wir werden sie, in Vergleichung mit den unsrigen, bald dichterisch, bald begeistert nennen, wenn sie es auch in der Wirklichkeit nicht sind. — Fern sei es also von uns, die Schöpfungsgeschichte so unrichtig zu beurtheilen. Sie ist weder zur Ergötzlichkeit erfunden, noch ein Dichtergemälde, noch eine Erzählung vorgetragen im poetischen Gewande. — Wenn sie manchem geistreichen Manne so erschienen ist, so liegt das in seiner Lage, in dem Gesichtspunkte, aus welchem er sie erblickt, in der Verschiedenheit des Kulturgrades, in welchem er gegen die Urwelt steht. Sie ist vielmehr eine treue Relation derjenigen Wahrheiten, die Moses in seiner und seines Volks Sprache empfangen und den Israeliten mitgetheilt hat. Will man sie deswegen eine Erzählung der poetischen Welt zugehörig nennen, weil alle Erscheinungen in dem Jugendalter der Menschheit, in einer

regeren, lebendigeren, feurigeren Gestalt aufgefaßt werden, so mag dies immerhin geschehen. Nur hüte man sich vor der Vorstellung: die Schöpfungsgeschichte sei etwa wie das Werk eines Dichters neuerer Zeit, der im Besitze mehrerer Idiome vorzüglich das Bilderreiche wählt, um desto kräftiger und inniger auf das Gemüth des Zuhörers oder des Lesers zu wirken. Dieses ist dem Geiste unserer Religion durchaus zuwider, und es ist klar, daß der Streit über Verschiedenheit der Zeichen, des Tons und der Ansicht, wenn man sich gehörig verständigt, ein bloßer Wortstreit wird; in der Sache selbst ist man einig.

Ueber die Einrichtung einer Volkslehre.

Nach den Begriffen des Verfassers über den Patriotismus.

(Aus einer mündlichen Unterhaltung mit M. niedergeschrieben.)

Man ist gewohnt, in der eingeführten Volks- und Kinderlehre das Zeitliche dem Ewigen, dieses Leben der Zukunft, die jetzige Wohlfahrt der Seligkeit allzusehr entgegen zu setzen. — Als wenn uns dieses Zeitliche von der Vorsehung nur beschieden wäre, um zu sehen, mit welcher Gleichgültigkeit wir es aufopfern würden. — Gleichwohl ist dieses Zeitliche ein Theil der Ewigkeit, und mit ihr aus Einem Stücke. — Der Mensch ist zwar von ewiger Dauer, allein ihm wird niemals mehr, als ein Izt zu Theil. Er lebt und genießt immer nur in dem Zeitlichen, niemals in dem Ewigen. Er ist in dem Zeitlichen der Glückseligkeit fähig oder — niemals. Es ist wahr, so oft das zeitliche Wohl mit den Folgen für die Fortdauer nicht bestehen kann, ist die Aufopferung Tugend. Aber das Verdienstliche dieser Tugend besteht nicht in der Verachtung des Zeitlichen, sondern in der Bereitwilligkeit, höhern Pflichten den Vorzug zu lassen. Ja, das Verdienst ist desto größer, je wichtiger uns das Zeitliche ist, das wir in Kollisions-Fällen aufzuopfern bereit sind.

Religion und Staat, Weltklugheit und Gottseligkeit, Sophisten und Schwärmer haben diese Objekte entgegengesetzt. — In den Augen des Weltweisen sind sie, wie das Nützliche

und Gute, derselbe Begriff in verschiedenen Verhältnissen betrachtet. — Die Religion, die mit der Wohlfahrt der Gesellschaft nicht bestehen kann, ist nicht die wahre. Die Staatsklugheit, die der wahren Religion zuwider handelt, ist Thorheit, untergräbt die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft, anstatt sie zu befestigen.

In der endlosen Laufbahn, welche die Vorsehung einem jeden Menschen vorgezeichnet hat, macht das Leben hienieden, der Zeitraum, den das Individuum hier auf Erden zubringt, eine Epoche. Die Merkmale dieser Epoche sind: Entwickelung der Kräfte und Fähigkeiten in dem gesellschaftlichen Leben und durch dasselbe.

Ohne geselliges Leben ist der Mensch eine Knospe, die kein Sonnenschein zum Aufbrechen begünstigt. Der Keim erstickt zwar nicht, und bleibt einer künftigen Vegetation vorbehalten; allein diesmal welkt sie hin, ohne ihre verborgenen Schönheiten auszubreiten. — Auch der Vogel, der in einem Käfige stirbt, ist von der Natur zum freien Herumfliegen bestimmt gewesen, und hat dazu die Flügel bekommen.

Entwickelung unserer Kräfte und Fähigkeiten durch das gesellschaftliche Leben ist also auf Erden unsere Bestimmung, der Endzweck unseres Hierseins, der Wille Gottes, unsere Glückseligkeit; also Hauptgrundsatz in der Sittenlehre der Religion und der Vernunft, in der Politik, in der Pädagogik, in dem gymnastischen Theile, der den Körper und die Geschicklichkeit desselben angehet, sowohl, als in dem musikalischen Theile, der die Seele und ihre Fähigkeiten ausbilden lehrt. — Das ganze Leben des Menschen ist Erziehung. — Der Knabe wird in der Schule zum Manne; der Mensch in dieser Welt zu einem höhern Wesen erzogen. Theologie und Politik enthalten die

Vorschrift dieser großen Erziehung. Sie arbeiten beide nach einem Plane, oder verderben statt zu vervollkommenen.

Es ist wahr, die Verbindung der Politik mit der Religion ist einem unseligen Mißbrauche unterworfen, und das menschliche Geschlecht hat lange genug die Marter empfunden, die ein solcher Mißbrauch zur Wirkung gehabt. Locke selbst hat geglaubt, diesen Mißbrauch nicht anders verhüten, und das edelste Kleinod des Menschen, die Gewissensfreiheit nicht anders sichern zu können, als wenn er die Idee eines Staats bloß auf das Zeitliche einschränkte, um ihn völlig von allen Eingriffen in die Meinung der Menschen, hinsichtlich ihrer künftigen Seligkeit, zu entfernen. — Er lebte in einer Zeit, in welcher die wahren Begriffe von Duldsamkeit noch nicht aufgeklärt genug gewesen; um nicht auf die eine abschüssige Seite des Vorurtheils zu wanken, mußte man auf die entgegengesetzte einlenken. — Aber es war doch immer Abweichung von dem Wege der Wahrheit. — Wir leben, Dank sei der ewigen Vorsehung, in solcher Zeit, und in einem solchen Staate, in welchem wir aus Furcht vor dem Vorurtheile der Wahrheit nichts vergeben dürfen. —

Der vollkommenste Staat wird also derjenige sein, in welchem die Menschen durch öffentliche Vorkehrungen am fähigsten werden, ihrer Bestimmung treu zu bleiben, das ist: dem Willen Gottes und dem Wege seiner Vorsehung gemäß, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden, sich zu vervollkommnen. Die Glückseligkeit des Staats besteht nicht in der Volksmenge, nicht in Reichthum, nicht in der Macht, nicht in Freiheit, auch nicht in der Einigkeit allein, sondern in allen diesen zusammengenommen; weil alles dieses Mittel sind, die Menschen auf dem Wege der Natur zu ihrer Bestimmung zu führen.

Der Endzweck der Natur ist Entwickelung der Kräfte. Jedes Bedürfniß hört mit der Befriedigung auf, dringend zu sein. Jede Federkraft wird losgespannt, indem sie sich entwickelt. Daher der beständige Kreislauf in den Weltbegebenheiten, die unaufhörlichen Umwälzungen der Staaten und ihrer Schicksale. Die Abänderung selbst ist der Bestimmung des Menschen gemäß, ist Endzweck der Natur. — Die Erziehungsanstalt bleibt mit geringer Veränderung eben dieselbe, indem erwachsene Zöglinge in die große Welt übergehen, und jüngere an ihre Stelle kommen. Jede Staatsverfassung, die schlimmste selbst nicht ausgenommen, begünstigt gewisse Triebfedern der menschlichen Natur, und setzt sie in thätiges Spiel; so wie jede Lage des menschlichen Körpers gewisse Muskeln in eine freiere Bewegung setzt. — Nur durch beständige Abwechselung der Lage und Stellung wird der menschliche Leib vollkommen ausgebildet. — Die Glieder eines Staats haben mannigfaltigen Willen, mannigfaltige Kräfte. — In der Vereinigung derselben zum allgemeinen Besten besteht die Vollkommenheit der Regierung. Aus den verschiedenen Nüancen, in welchen sich diese Mannigfaltigkeit und Einheit einander einschränken und abändern, entspringen die verschiedenen Regierungsformen.

Die Monarchie schränkt die Mannigfaltigkeit ein, um desto größere Einheit zu erhalten. Sie legt dem Willen der Glieder einen Zwang auf, und schränkt den freien Gebrauch ihrer Kräfte ein, aber zum Besten der Vereinigung. Die Republik sieht mehr auf die Mannigfaltigkeit, und setzt ihr die Einheit nach. — Sie erhält den Willen der Glieder bei mehrerer Freiheit, aber mit einigem Verlust auf Seiten der Vereinigung. — Der Despotismus vernichtet die Mannigfaltigkeit unter dem Scheine der vollkommensten Einheit. Aber nur

unter dem Scheine, denn, indem er den freien Willen der Glieder völlig vernichtet, hört der Staat auf, eine Vereinigung moralischer Wesen zu sein, und man erhält ein physisches Ganze, statt eines sittlichen Systems. — — Die Anarchie löset die Einheit auf unter dem Scheine der vollkommensten Mannigfaltigkeit, das ist: der uneingeschränktesten Freiheit der Glieder; aber wiederum nur unter dem Scheine. — Eine Freiheit, die nicht zum allgemeinen Besten abzielt, ist ungebundene Freiheit.

Der Wille aller Glieder ist in der Monarchie dem Willen des Monarchen, und im despotischen Reiche der Willkühr des Despoten unterworfen. — Der Wille hängt von der Vernunft und ihren Gesetzen ab. Die Willkühr wird von Laune und Eigensinn gelenkt. — Der Monarch herrscht durch allgemeine Gesetze; der Despot durch einzelne Eingebung der Laune, durch Machtsprüche. Je nachdem in einem Staate die allgemeinen Gesetze mehr oder weniger durch Machtsprüche gehemmt und in ihrer Wirkung gehindert werden, desto mehr oder weniger neigt sich eine monarchische Regierungsform zum Despotismus. Ein vollkommener Despotismus im Staate, in welchem Alles nach Willkühr eines Menschen, nichts nach allgemeinen Gesetzen geschieht, ist in der Natur unmöglich.

Der Unterthan eines despotischen Staats ist keines politischen Unterrichts fähig. — Alle Pflichten desselben laufen am Ende auf unbedingten Gehorsam hinaus, (wenn anders eine gleichsam physische Nothwendigkeit noch Pflicht zu nennen ist.) Seine Triebfeder ist — Furcht, seine Rechte — eine Null.

Von dem monarchischen Unterthan wird auch Gehorsam und Unterwürfigkeit gefodert; aber nur gegen die Willensmeinung des Beherrschers, nicht gegen seine Willkühr,

gegen die allgemeinen Verordnungen des einzigen Gesetzgebers im Staate, aber nicht gegen Machtsprüche, die nur einem Despoten entfahren können. — Die Gesetze des Monarchen heischen unbedingten Gehorsam, seine Person Liebe und uneingeschränktes Zutrauen, seine Machtsprüche, höchstens in unschädlichen Fällen, kindliches Nachgeben.

Dem geringsten Unterthan müssen die Gesetze bekannt gemacht werden, denen allein er Gehorsam zu leisten hat. Er muß von seinen Pflichten gegen jeden ihm Vorgesetzten auf eine seiner Fassung gemäßen Weise unterrichtet werden. Wenn er aber seine Pflichten kennen soll, so muß er auch erfahren, was seine Rechte und Befugnisse sind, die ihn sein Dasein werth machen, und ohne welche keine Pflichten Statt finden. — Pflichten ohne Rechte, Verbindlichkeit ohne Befugniß gleichen einer Last, die ohne Kraft in die Höhe gehoben werden soll; eine Wirkung ohne Ursache.

Und der niedrigste Stand ist eines solchen Unterrichts fähig. — Hält man das geringste Volk für würdig, es von seinen Pflichten gegen Gott und die Religion zu unterrichten — und was ist der Mensch ohne diesen Unterricht? — so muß es auch von seinen Pflichten gegen die Gesellschaft, so wie von seinen Rechten und Befugnissen belehrt werden können. — Der Mann, der von seiner Hände Arbeit lebt, muß seine Bestimmung auf Erden wissen, und die Mittel erfahren, wie er durch das gesellige Leben derselben Genüge zu leisten hat.

Ohne Religionsunterricht ist der Mensch ein reißendes Thier, ohne politischen Unterricht ein verirrtes Lamm, das jedem reißenden Thiere zum Raube werden kann. — Ist der gehörige Unterricht von Gott, der Vorsehung und von der Be-

ſtimmung des Menſchen vorhergegangen; ſo folgt zuvörderſt die Lehre von den Pflichten gegen das Hausweſen.

Man zeige dem gemeinſten Manne, was für Rechte und Pflichten ihm als Vater, Sohn, Ehemann, Herr und Knecht zukommen. Er lerne einſehen, wie der Menſch ohne geſelliges Leben keiner Glückſeligkeit, weder in dieſem noch in jenem Leben fähig ſei. — Die kleinſte Geſellſchaft erfodert Unterordnung. Es kann kein Hausweſen ohne Unterordnung beſtehen. Unterordnung erfodert Verſchiedenheit in Rechten und Pflichten; erfodert Geſetze und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorſam. Wehe dem Hausweſen, in welchem alle Glieder gleiche Macht, gleiches Recht und gleiche Verbindlichkeit haben!

Von dem Hausweſen läßt ſich mit geringer Veränderung die Anwendung auf den Staat machen. — Die Glückſeligkeit der Familien erfodert eine genauere Verbindung unter denſelben zu einem allgemeinen Ganzen, zu einem Syſtem, in welchem ſie ſich vereinigen, ihre gemeinſame Wohlfahrt zu befördern. — Auch hier iſt die Unterordnung unentbehrlich. — Geſetze und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorſam, Verſchiedenheit in Ständen, Rechten und Pflichten, Mannigfaltigkeit in den Verhältniſſen der Glieder zum Ganzen, ſind die Bande, ohne welche das Gebäude in Trümmer zerfällt. — — Nach dieſer allgemeinen Einleitung ſondere man den Unterricht für das Volk, mit dem Verfaſſer der Abhandlung über den Patriotismus, in die von ihm beſtimmten Klaſſen ab.

Für die geringſte Klaſſe: — Deutliche Aphorismen, Sätze ohne Beweiſe, höchſtens mit Stellen aus der Schrift belegt. Von Monarch und Unterthan, — Pflichten gegen die Obrigkeit, — unbedingter Gehorſam gegen Geſetze, nicht gegen Perſonen. — Liebe und Zutrauen gegen Vorgeſetzte, — Befug-

nisse und Rechte — des Menschen — des Bürgers, — Sicherheit der Person und des Eigenthums — Gewissensfreiheit — Einfalt der Sitten dieses Standes, — häusliche Ruhe, — Unschuld — Zufriedenheit. —

Für die mittlere Klasse: — Sätze in wissenschaftlicher Verbindung mit Gründen der Religion und der Vernunft unterstützt, — Beitrag zur Wohlfahrt des Menschen, — Einfluß der Gewerbe, Handlung, Künste und Wissenschaften auf die Glückseligkeit des geselligen Lebens überhaupt — des Staats insbesondere. — Vergleichung der Regierungsform, — Vorzüge der vaterländischen Regierung — Liebe zum Vaterlande — bürgerliche Ruhe und Eintracht, — Verdienst und Belohnung. —

Für die Klasse der Edeln: — Dieselbe Form des Vortrags. — Verbindung der Völker, — Pflichten und Rechte der Staaten gegen einander, — Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung — durch Gesetze und Handhabung der Gerechtigkeit, — durch kluge Anwendung der Macht, — Sicherheit des Staats, — Vertheidigung seiner Rechte, — Befugniß des Krieges, — Pflichten des Kriegsmannes gegen das Vaterland, — gegen Feinde — Aufopferung — Ehre und Nachruhm. —

Mendelssohns Antwortschreiben

an

Charles Bonnet.

Dem Herausgeber mit folgendem Vorworte mitgetheilt von Herrn David Friedländer.

Folgender Brief ist meines Wissens nirgends gedruckt, und also auch nicht bekannt worden. Vielleicht wird er selbst dem Literator willkommen sein, weil er die Geschichte der Lavaterschen Uebereilung ergänzt, und einen neuen Stempel der Wahrheitsliebe auf den Karakter unseres Weltweisen drückt. — Zum Verständniß derjenigen meiner jungen Leser, die von dieser Angelegenheit zum ersten Male reden hören, wird Folgendes hinlänglich sein. — Lavater hatte vor etwa 50 Jahren eine Schrift des als Naturforscher und Philosophen rühmlichst bekannten Bonnet aus dem Französischen übersetzt. Sie führte den Titel: „Untersuchung der Beweise für das Christenthum.“ Er eignete sie unserm Mendelssohn mit einer gedruckten Zuschrift zu, worin er den Juden auffoderte, entweder die aufgestellten Beweise zu widerlegen, oder die Religion seiner Väter zu verlassen. Diesen Antrag nahm L. nach erfolgtem Briefwechsel mit dem Weisen förmlich zurück; besonders da alle ehrwürdige und fromme Männer der damaligen Zeit die unüberlegte Zumuthung höchlich gemißbilligt hatten. Bonnet selbst wußte nichts davon, weil er sie sonst wahrscheinlich verhindert hätte. (S. Schr. M—s an Lavater. Berlin, bei Fr. Nicolai 1770.)

In diesem Schreiben hatte der Angegriffene gesagt: a) Die mehrsten philosophischen Hypothesen des B. wären auf teutschem Grund und Boden erwachsen; b) die allgemeinen Betrachtungen, die derselbe in seiner Schrift voraussetzt, wären nicht der gründlichste Theil seines Werks; und endlich c) die mehrsten Schlußsätze des christlichen Weltweisen scheinen so wenig aus den Vordersätzen zu folgen, daß er (Mendelssohn) sich getraute, welche Religion man wolle, mit denselben Gründen zu vertheidigen. Diese Behauptungen, besonders die letzte, hatten den Genfer Gelehrten verstimmt, und er schrieb einen, vermuthlich etwas empfindlichen Brief an M., worauf nachfolgender die Antwort ist. Bonnets Schreiben ist wahrscheinlich verloren gegangen. — M—s Antwort mag vielleicht keine Erörterung enthalten, die er nicht, wenn auch später, in seinen Schriften, vorzüglich in seinem gehaltreichen „Jerusalem," besser, deutlicher und eindringender entwickelt hat. Indessen möchten doch einige Punkte hier klärer beleuchtet sein, zu welchen jene Schriften keine Gelegenheit darboten. Und in dieser Hinsicht dürfte der Brief dem Gelehrten, wäre es auch nur der Vollständigkeit wegen, nicht unwillkommen sein. — Die Literatoren gleichen hierin den Kunstfreunden; auch diese nehmen Skizzen, Aetz- und Probedrucke in ihre Sammlungen auf, selbst wenn sie die ausgeführten Werke der Meister besitzen. Auch der Numismatiker verschmäht minder ausgeführte Kunstgebilde nicht, die einer merkwürdigen Epoche ihr Dasein verdanken, wenn auch der Künstler in spätern Zeiten einem andern Werke desselben Gegenstandes mehr Vollendung und höheren Werth gegeben hat. — Das Haupterforderniß ist Aechtheit und Gleichzeitigkeit. — Für beides kann eingestanden werden, wenn es noch sonst einer Verbürgung bedürfte. — Für

meine Religionsgenossen, denen der Brief vorzüglich gewidmet ist, enthält derselbe sehr wichtige Ideen, die zum Nachdenken vielen Stoff darbieten, und es wäre ein sehr betrübender Gedanke, wenn unsere jungen Männer an dergleichen Untersuchungen weder Freude noch Interesse mehr fänden.

Der Brief in deutscher Sprache ist Urschrift; Bonnet bekam, wie zu vermuthen steht, eine Uebersetzung davon. Die Abschrift ist zwar nicht von Mendelssohns eigener Hand, aber von ihm selbst theils verbessert, theils mit Zusätzen vermehrt, und hie und da verräth der Stil, daß der Verfasser dem Uebersetzer in die Hand gearbeitet hat.

D. F.

Mein Herr!

Die unangenehme Empfindung, die Sie von dem Vorfalle zwischen Herrn Lavater und mir gehabt, und die weise Bescheidenheit, mit welcher Sie sich in Ihrem Schreiben vom 12ten dieses darüber äußern, hat mich bis zu Thränen gerührt. — Es ist seltsam, daß drei gute Menschen, die sich einander aufrichtig wohlwollen, mit dem besten Willen von der Welt sich einander wechselsweise Verdruß machen müssen. — Was mich am meisten beschämte, war, daß Sie allein bei dem ganzen Vorgange sich nichts vorzuwerfen haben.

Der Diakonus zu Zürich hat seine Uebereilung so gut als eingestanden; aber auch ich bin nicht von aller Unbedachtsamkeit freigeblieben. — Die inneren Kränkungen, welche ich über des Herrn Lavaters Zumuthung gelitten, ließen mich auch gegen Sie weniger Bescheidenheit äußern, als ich Ihren Verdiensten, und dem Bewußtsein meiner Schwachheit schuldig bin. —

Ich hatte mir die Lage der Sache nicht so vorgestellt, wie ich sie jezt finde.

Der Uebersetzer, dachte ich, wird diesen seltsamen Schritt nicht ohne Vorwissen des Verfassers gethan haben; also ist die Aufforderung von dem Verfasser der Palingenesie gebilligt worden, also — bedenken Sie selbst, was sich aus dieser falschen Voraussetzung für Folgen ziehen lassen! — Ich wartete einige Monate, ob nicht etwa ein Wink von Seiten des vortrefflichen Palingenesisten mich eines Bessern belehren werde. Erst zu Ende des Dezembers meldet mir Herr L., daß Sie seine Zueignungsschrift in der That mißbilligten. Allein damals war mein Schreiben an den Herrn Lavater schon herausgegeben, schon mehr als 13 Tage auf dem Wege nach Zürich.

Verzeihen Sie, weiser Menschenfreund, dem Diakonus zu Zürich, und dem Juden zu Berlin das unverschuldete Mißvergnügen, das wir Ihnen verursacht haben, und übergeben Sie das Vergangene der ewigen Vergessenheit.

Es ist unser Aller nicht anständig, daß wir öffentlich wider einander auftreten, um dem müßigen Theile des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß zu geben, und dem Verächter des Wahren und Guten ein boshaftes Vergnügen zu machen. Wenn wir die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individuen von Einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können, der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unbeschadet, noch Jahrhunderte lang unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht aus-

gebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieſer ſtreitigen Punkte großen Nutzen verſprechen können. Sind mit dieſen Sätzen die Benennungen von Chriſtenthum und Judenthum verbunden? Was thut das? In unſern Ohren werden dieſe Namen nichts feindſeligeres haben, als die Namen Carteſianer und Leibnitzianer. — In welcher glückſeligen Welt würden wir leben, wenn alle Menſchen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die beſten Chriſten und die beſten Juden gemein haben. Sie können ſich leicht denken, daß ich bei ſolchen Geſinnungen nicht die beſte Anlage zum Polemiker haben kann, und Sie, mein Herr, ſcheinen von der Natur zu dieſem Amte nicht beſſer begünſtiget zu ſein. Ihre Sanftmuth und (erlauben Sie mir dieſe Ausdrücke) faſt zu weit getriebene Beſcheidenheit, ſchicken ſich für keinen geiſtlichen Athleten. — Ich halte den Diakonus zu Zürich für wahrheitliebend genug, ſich hierin von Ihnen belehren zu laſſen. In dieſem Falle iſt unſere Streitſache geendigt, und ſie hat für mich die unſchätzbare Folge, daß ich dadurch mit einem der berühmteſten Weltweiſen unſerer Zeit in Bekanntſchaft und Briefwechſel gerathen bin.

Mein unvergeßlicher Freund Abbt, der Ihnen meinen Namen genannt hat, beſaß ein wenig von der Eigenſchaft, die ſie dem Herrn L. verweiſen, und die an einem jungen Menſchen von großen Hoffnungen lobenswerth, aber im Zügel zu halten iſt. Enthuſiaſtiſch für das Gute und Schöne lobte er jede Spur davon aus der Fülle des Herzens, ohne zu bedenken, daß ein Lob deſto weniger nützen und auch deſto weniger gefallen kann, je uneingeſchränkter es iſt.

Ein Beweis davon iſt ſeine Vorrede zu der Broſchüre

von meinen Schriften, *) die er unter Ihren Augen ins Französische übersetzt hat. Hingegen wurde der große Begriff, den er mir in seinen freundschaftlichen Briefen von Ihrem Karakter sowohl als von Ihren Einsichten beigebracht, durch die **Considerations sur les corps organisés**, die zu der Zeit herauskamen, vollkommen bestätigt, und seit der Zeit habe ich Ihre Schriften immer mit Vergnügen und Nutzen studirt.

In der Voraussetzung, daß Ihre Untersuchung dazu dienen sollte, andere Religionen zu widerlegen, konnte ich sie weder gründlich noch philosophisch finden.

In der That, man kann die Sätze glauben, die Sie dem Christenthume zuschreiben, und ein Jude oder Mahometaner sein. — Alle die Lehren, die dem Christenthume eigen sind, und wodurch es sich von den übrigen Religionen, und selbst von der Religion der Vernunft unterscheidet, haben Sie sorgfältig verschwiegen, aus der liebreichsten Absicht von der Welt, wie Sie sich erklären, um keiner Sekte vor den Kopf zu stoßen. Dieses ließ mich die wahre Absicht, die Sie bei Ihrer Apologie gehabt, einigermaßen errathen, und ich habe mich's in meinem Schreiben an Herrn L. auch merken lassen. Allein die unglückliche Zueignungsschrift hatte mir einmal den wahren Gesichtspunkt verrückt, und ich erstaunte billig, daß man mir Lehren entgegensetzte, die von allen Religionen angenommen werden müssen, und das Christenthum nicht einmal von der Religion der Wilden (wenn sie eine haben) unterscheiden. In dieser Betrachtung hat mir jede Apologie, in welcher man sich auf die besondern Lehren des Christenthums einläßt, und solche mit der Vernunft übereinstimmig zu machen sucht, phi-

*) Die Briefe über die Empfindungen.

losophischer und gründlicher scheinen müssen, als die Ihrige. Außer den theologischen Schriften des großen Leibnitz, in welchen die allersubtilste Metaphysik zur Vertheidigung des Christenthums angewendet wird, giebt es in Deutschland sehr viele Apologien von dieser Art, von welchen ich nur einen Canz, Baumgarten, Sack nennen will.

Allein in dem Lichte, in welchem ich nunmehr Ihre Schrift betrachte, da sie, wie Sie selbst sagen, nur dazu eingerichtet ist: die Ungläubigen in Ihrer eigenen Kirche, die mit einer falschen Philosophie die Grundsätze ihres Glaubens bestreiten, auf bessere Gedanken zu bringen, muß ich mein Urtheil zurücknehmen.

Sie lassen mir übrigens vollkommen Gerechtigkeit wiederfahren, wenn Sie erkennen, daß ich durch die Worte:

„die mehrsten philosophischen Hypotheses des Verfas-
„sers sind auf deutschem Grund und Boden erwachsen
„u. s. w."

die Absicht nicht gehabt, Sie eines Plagiats zu beschuldigen. Selbst die Besorgniß einer falschen Auslegung, die man, wie Sie zu sagen belieben, meinen Worten, wider meine Absicht, geben könnte, würde mich befremdet haben, wenn ich nicht von ungefähr vor einigen Tagen in deutschen gelehrten Zeitungen gelesen hätte, daß Ihnen von Jemandem dergleichen lieblose Beschuldigungen gemacht worden sind. Ich glaube, daß man in metaphysischen Dingen mit solchen Beschuldigungen nicht behutsam genug sein könne. Neue Wahrheiten sind, wenn man will, in dieser Wissenschaft seit vielen Jahrhunderten nicht erfunden worden. Man hat von allen wichtigen Punkten, die untersucht zu werden verdienen, das Für und Wider schon so vielmal wechselsweise behauptet, daß, wer et-

was ganz Neues sagen will, beinahe etwas Ungereimtes sagen muß. Ja, wie ein alter Weltweiser schon geklagt hat, soll das Ungereimte selbst bereits zu seiner Zeit von noch ältern Weltweisen erschöpft gewesen sein. — Wo hat man nicht Leibnitzens Meinungen und Hypothesen gefunden oder finden wollen? Er selbst hat selten etwas behauptet, ohne es aus einer vielleicht übertriebenen Bescheidenheit irgend einem Alten zuzuschreiben. — Ich kann meiner Seits die Hypothese von präordinirten Wunderwerken, mit den ausdrücklichsten Worten, in verschiedenen Stellen des Maimonides, und die von einem subtilen, organisirten, ätherischen Leibe, der in diesem groben Körper eingehüllt, und der eigentliche Sitz der Seele ist, in alten Kabbalisten zeigen, die Ihnen sogar den Namen nach wahrscheinlicher Weise unbekannt sein werden. — Diese letzteren nennen diesen subtilen Körper Ruach, Geist, zum Unterschiede von der Seele, Neschamah, und sprechen: der Geist sei ein Vehiculum der Seele u. s. w. — Allein, wer in metaphysischen Sachen, wie Sie mit dem größten Rechte von sich selbst bemerken, die Begriffe aufheitert und die Wahrheit aus einem neuen Gesichtspunkte zeiget; wer sie mit andern richtigen Wahrheiten in Verbindung bringt, und dem planen Menschenverstande bis auf die subtilsten Spekulationen hinaufführt, dem kann meines Erachtens in dieser Wissenschaft das Verdienst der Erfindung nicht abgesprochen werden. — Ich bin weit von der Ungerechtigkeit entfernt gewesen, Ihnen dieses Verdienst streitig machen zu wollen, und erbiete mich, dieses bei der ersten Gelegenheit öffentlich zu erklären. Meine Absicht war bloß, wie auch der Zusammenhang jedem vernünftigen Leser zeigen muß, dem Herrn L. zu sagen, daß die philosophischen Grundsätze, die er mir zu meiner Bekehrung

anpreisen will, einem Deutschen nicht mehr neu sind, und daß nach dem Leibnitz die Monadisten alle, und vornehmlich Hansch, Bülfinger, Canz, Baumgarten, durch subtile Spekulationen dahin gekommen sind, wohin der Palingenesist auf dem Wege der Beobachtung leitet, und daß ich, als ein Deutscher, meine Landsleute gelesen habe. Die gehässige Beschuldigung, deren Sie erwähnen, ist mir dabei so wenig in den Sinn gekommen, daß ich auch nicht daran gedacht habe, ihr zuvor zu kommen, oder sie abzulehnen. —

Ich habe mich noch über die Stelle in meinem Schreiben zu erklären, die Sie so sehr befremdet hat. Ich sage: „Die Anwendung und der Gebrauch, den der Verf. von den „allgemeinen Betrachtungen zur Vertheidigung seiner Religion „macht, hat mir so unstatthaft, so willkührlich geschienen, daß „ich einen Bonnet beinahe ganz darin verkannt hätte," und Sie scheinen geglaubt zu haben, ich nehme die Bescheidenheit, mit welcher Sie Ihre Schlüsse dem Leser vorlegen, für ein Merkmal der Ungewißheit. Ich fahre fort: „Seine mehrsten Schlußsätze „scheinen mir so wenig aus den Vordersätzen zu folgen, daß ich „mich getrauen wollte, welche Religion man will, mit „denselben Gründen zu vertheidigen;" und Sie fragen: ob ich mich unterstände, mit eben den Argumenten die Religion eines Mahomets oder Confucius zu vertheidigen? Ob ich etwa die Sendung Moses und die Göttlichkeit seiner Gesetze zu beweisen, andere Gründe haben könnte, als diejenigen sind, deren Sie sich zum Behuf des Christenthums bedienten? — Ich werde mir die Freiheit nehmen, über diese Fragen mich etwas umständlich zu erklären. — Nach der Freimüthigkeit, die Sie von mir erwarten, muß ich Ihnen sagen, daß ich die sokratische Bescheidenheit, die mit der festen innerlichen Ueber-

zeugung die äußerlichen Merkmale der Schüchternheit verbindet, in Ihrer Schrift nicht verkannt habe, und daß ich viel mehr von der Materie als von der Form Ihrer Argumentationen gesagt habe, daß sie mir willkührlich und schwankend scheinen. —

In so weit eine jede Offenbarung ein historisches Faktum voraussetzt, kann ihre Wahrheit nicht anders als durch Ueberlieferung, Zeugnisse und Monumente dargethan werden. Hierin stimmen wir überein. Allein Sie, mein Herr, machen mit andern Apologisten des Christenthums die Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit, und glauben, sobald man glaubhafte Zeugnisse hat, daß ein Prophet Wunder gethan, so sei an seiner göttlichen Sendung nicht mehr zu zweifeln. Und nun beweisen Sie in der That durch eine sehr gesunde Logik, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthalten, und daß die Zeugnisse von Wunderwerken auch glaubwürdig sein können. Die Argumentation ist es, von der ich sage, daß man, welche Religion man will, dadurch vertheidigen könnte. In der That, mein Herr! glauben Sie denn nicht, daß wir (ich rede von meinen Glaubensbrüdern) auch Zeugnisse haben von unerhörten Wunderdingen, die lange nach den Zeiten Jesu von Nazareth von außerordentlichen Männern unseres Glaubens verrichtet worden sind? und diese Zeugnisse sind uns wenigstens so glaubhaft, so ehrwürdig als Ihnen die Ihrigen. Hier sind also Zeugnisse wider Zeugnisse.

Eine von meinen Glaubensgenossen selbst verfolgte jüdische Sekte in Polen und an den Gränzen der Ukraine will noch kürzlich Wunder gethan haben; und ich kenne ansehnliche, und so viel ich weiß, auch rechtschaffene Männer, die solche als Augenzeugen bestätigt haben. Ihre Widersacher und Verfolger

selbst gestehen ihnen die Fakta ein, schreiben sie aber, wie gewöhnlich, der Zauberei zu. —

Alles dieses ist schwarz auf weiß gedruckt, und zwar nicht von dieser Sekte selbst (wenigstens ist mir noch keine Schrift von ihr zu Gesichte gekommen), sondern von ihren Widersachern und Feinden, die sie als Zauberer und Verführer anklagen. — Niemand widerlegt diese Ankläger, und unsere Enkel, wenn sie diese Schriften zu sehen bekommen, müssen die Sache selbst als zugestanden annehmen, und, ich weiß selbst nicht was, daraus schließen, wenn auf Wunderwerke zu bauen ist. —

In dem erleuchteten Paris sollen, wie Sie und Ihr Uebersetzer mit Verwunderung selbst anführen, noch täglich außerordentliche Dinge geschehen, die, wenn wir das Faktum eingestehen, nichts anderes als Wunderwerke sein können. Die Wahrheit der Thathandlungen selbst ist schon oft von ganzen Magistratsverhandlungen mit Unterschrift und Siegel bekräftigt und beurkundet worden. Eine Menge von andern Zeugen nicht zu gedenken, die vor Gericht glaubwürdig gehalten werden müssen. Was wollen wir dieser Religionsparthei entgegensetzen? Wollen wir sagen, daß alle ihre Zeugen Betrüger oder Betrogene sind? Mit welchem Rechte? — Sie sagen in Ihrer Untersuchung, daß diese vorgegebenen Wunder keinen Glauben verdienen, weil es offenbar dem allerhöchsten Wesen unanständig sei, den Lauf der Natur um einer so unwichtigen Ursache willen zu unterbrechen, als die ist: ob in einem gewissen Buche gewisse Sätze enthalten oder nicht enthalten sind. Allein ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier die strenge Billigkeit nicht finde, die der Palingenesist sonst seinen Gegnern selbst nicht zu versagen pflegt. Sie bedenken nicht (kann ein Schüler des Jansenismus sagen) daß diese Wunder, wenn sie zugegeben werden,

zugleich indirekte Beweise von der Wahrheit der päpstlichen Religion und des Christenthums überhaupt abgeben, und daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden, alle übrigen Sekten und Meinungen der Menschen ohne alle Widerrede und Gegeneinwendung, durch den Augenschein zu widerlegen; wie kann Ihnen diese Aussicht unwichtig scheinen? — Ist es dem allerhöchsten Wesen unanständig, in unseren ungläubigen Zeiten die Wunder zu erneuern, wodurch es demselben vormals gefallen, den Glauben zu pflanzen? Ist es seiner unanständig, die Freigeister, die nicht glauben wollen, wenn sie nicht sehen, oder andere, die durch den Mißbrauch der Vernunft auf andere Wege gerathen sind, durch die unleugbare Evidenz der Sinne zurückzuführen? Sobald aber die allerhöchste Weisheit für nöthig finden kann, Wunder geschehen zu lassen, so wird sie wahrscheinlicher Weise diejenige Religionsparthei dazu ausersehen, die der Wahrheit auch in Nebendingen am nächsten kömmt. Gesetzt, der Umstand, wodurch sich diese besondere Sekte von allen übrigen unterscheidet, schiene von keiner Erheblichkeit, so bedenke man, daß es der Weisheit Gottes doch ganz gewiß nicht anständig sei, eine Unwahrheit zu begünstigen, sie möge wichtig oder unwichtig sein. Wenn sie daher aus andern wichtigen Absichten Wunder geschehen lassen will; so kann sie solche nirgend anders als bei der Sekte geschehen lassen, die in Allem die Wahrheit für sich hat. —

Man wird im alten und neuen Testamente manche Wundergeschichte finden, die eine sehr geringfügige Veranlassung gehabt; allein der Endzweck, der indirekt dadurch erhalten werden sollte, war immer groß und dem allerhöchsten Wesen anständig. Auf eine ähnliche Weise kann Gott in unseren Tagen Wunder verrichten lassen, um unmittelbar eine, wenn man

will, unwichtige Lehre zu bekräftigen, um mittelbar und indirekt aber alle Irrgläubigen und Ungläubigen in den Schooß der Kirche zurückzuführen u. s. w.

Ich wiederhole also meine Frage: was können wir diesen Leuten entgegensetzen, wenn wir unsern Glauben auf Wunder oder gar auf eine Tradition von Wundern bauen wollen?

Ob ich mich unterstände, die Religion des Mahomet oder des Confucius durch dieselben Gründe zu vertheidigen? — Vom Confucius ist mir nicht bekannt, daß er Wunder zu haben vorgegeben hätte, und seine Sittenlehre bedarf meiner Vertheidigung nicht. Aber wenn Mahomet sich herabgelassen, wie er sich ausdrückt, Wunder zu thun, und die Muselmänner die Zeugnisse davon durch Tradition und Monumente fortpflanzen, wodurch wollen wir sie widerlegen? Wollen wir ihre ersten Zeugnisse oder die Fortpflanzung derselben verdächtig machen, so steht ihnen der Weg der Retorsion offen. Es ist schwer, unendlich schwer, in dieser Sache sich auf seine eigene Unpartheilichkeit zu verlassen, und wie können wir verlangen, daß andere uns, die wir Parthei sind, zugleich als Richter erkennen sollen? — Die Wunder der Christen, Juden und Mahometaner widersprechen sich einander. In jeder Religion selbst widersprechen sich die Wunder, die verschiedene Sekten wollen aufzuweisen haben. Wo sind die Merkmale, wodurch wir in einer so wichtigen Sache Wahrheit und Irrthum unterscheiden können?

Ich finde von der andern Seite, daß zu der Zeit des alten Glaubens Wunderwerke für keinen untrüglichen Beweis von der göttlichen Sendung eines Propheten gehalten worden sind. Auch falsche Propheten haben Wunder thun können. Ob durch Zauberei, geheime Künste, oder vielleicht durch einen Mißbrauch der ihnen zu besserem Gebrauche verliehenen außer-

ordentlichen Kräfte und Gaben? getraue ich mich nicht zu entscheiden. Genug, daß die Gabe, Wunder zu thun, für kein untrügliches Merkmal der Wahrhaftigkeit gehalten worden ist. Der Gesetzgeber der Juden erklärt sich darüber mit deutlichen Worten (**Deuteron.** K. 13, 2. 3. 4.) und Jesus von Nazareth spricht eben so ausdrücklich, vielleicht noch entschiedener von der Unzuverlässigkeit der Wunderwerke. „Es werden falsche Christi „und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wun„der thun, daß verführet werden" u. s. w. (Matth. 24, 24.)

Wenn also diese beiden Gesetzlehrer sagen, daß auch falsche Propheten Wunder thun können, so begreife ich nicht, wie ihre Nachfolger und Vertheidiger wider die klaren Worte der Schrift, Wunderwerke für eine untrügliche Quelle der Ueberlieferung ausgeben können.

Mit der Sendung Moses hat es eine andere Bewandniß. Diese gründet sich nicht bloß auf Wunderwerke, denn ich wiederhole es: Wunderwerke sind trüglich und von Moses selbst als trüglich ausgegeben worden. Sie steht vielmehr auf einem weit sicheren Grunde. Die gesammte Nation selbst, an welche die Sendung gerichtet war, hat die große göttliche Erscheinung mit Augen gesehen, und mit ihren Ohren gehört, wie Gott Moses zu seinem Gesandten und Dollmetscher eingesetzt hat. — Die Israeliten waren also sämmtlich Augen- und Ohren-Zeugen von dem göttlichen Berufe dieses Propheten, und sie bedurften weder eines ferneren Zeugnisses noch Beweises. Daher es auch heißt: (**Exod.** 19, 9.) „Und der Herr sprach zu Moses: „Ich werde mich in einer dicken Wolke dir offenbaren, damit „die Nation es höre, wenn ich mit dir rede, so werden sie „auch an dir immer glauben;" und an einem andern Orte (**ibid:** 3, 12.): „Dieses diene dir zum Beweise, daß ich dich

„gesendet habe, wenn du das Volk aus Egypten geführt ha„ben wirst, sollt ihr auf diesem Berge Gott anbeten."

Die öffentliche Gesetzgebung war also der stärkste Beweis von der Sendung Moses, der alle Zweifel und Ungewißheit, welche durch Wunderwerke nicht gehoben werden können, unmöglich machte. Es ist wahr, Moses hat sehr große Wunder gethan, allein nach der Gesetzgebung, nicht mehr als Beweise von der Wahrheit seiner Sendung, sondern so oft es die Umstände und die Bedürfnisse der Nation erfoderten. Er berief sich aber allezeit mehr auf die göttliche Erscheinung, als auf seine Wunderthaten, wenn er der Nation ihren Unglauben verweisen wollte.

Die Israeliten sind ferner zwar von Gott durch Moses auch angewiesen worden, einem Propheten, der Wunder thun würde, zu gehorchen, wenn er ihnen die Befehle Gottes verkündiget. Allein, dieses ist nach unsern Religionsgesetzen ein bloß positives Gebot, so wie das Gesetz befiehlt, auf den Aussagen zweier Zeugen in Rechtsfällen zu entscheiden. Die Aussage zweier Zeugen ist nicht untrüglich, die Beweise, die von Wunderwerken hergenommen werden, sind es eben so wenig; allein das positive Gesetz muß in solchen Fällen tranchiren und unserm Zweifel Gränzen setzen, damit wir in vorkommenden Fällen eine unveränderliche Richtschnur haben, die nicht der Willkühr eines Jeden überlassen, sondern durch das Gesetz bestimmt ist. Der Glaube durch Wunderwerke gründet sich, unsern Religionslehren zufolge, bloß auf das Gesetz, nicht auf die Natur der Ueberzeugung; wer sich also auf Wunderwerke beruft, muß das Gesetz zum Grunde legen, das diesen Glauben verordnet. Will man aber durch logische Gründe uns die Wunderwerke als ein untrügliches Kennzeichen der Wahrheit

aufdringen; will man sogar auf das unumschränkte Zutrauen zu der Beweiseskraft der Wunderwerke unser Gesetz aufheben, und ein neues an die Stelle setzen, so fallen wir mit Recht in Unglauben zurück. Wir halten die Wunderwerke, deren sich so viele Religionen und Völker rühmen, gegen einander, setzen einer jeden alle übrigen entgegen, und versagen allen unsern Beifall.

Dieses sind ungefähr die Gedanken, die ich im Sinne gehabt, als ich gesagt: ich wollte mich getrauen, welche Religion man will, durch eben diese Argumentation zu vertheidigen

Sie sehen, daß sie sich nicht weniger auf den falschen Gesichtspunkt beziehen, aus welchem mich Ihr Uebersetzer das Werk betrachten lassen. Ich kann also keinen andern Gebrauch davon machen, als in einer Vertheidigung gegen Herrn L., wenn diese unvermeidlich sein sollte. Sobald ich indessen das Vergnügen haben werde, das Exemplar der Palingenesie zu erhalten, womit Sie mich beehren, so werde ich sie mit großer Begierde nochmals in der Urschrift lesen, wo mich weder die Zueignungsschrift noch die Noten des Uebersetzers verhindern werden, den rechten Gesichtspunkt zu treffen. Und gesetzt, wir könnten am Ende über einige in Ihrer Untersuchung enthaltene Betrachtungen nicht zusammen kommen, so kenne ich Ihre unverkennbaren Verdienste aus andern philosophischen Werken zu sehr, um jemals aufzuhören, Ihr fleißiger Leser und Bewunderer zu sein.

Mit unaussprechlicher Freude nehme ich übrigens Ihre Freundschaft an, die Sie mir so großmüthig anbieten. Sie ist das köstlichste Geschenk, das ein Sterblicher mir machen kann; und ich darf Ihnen, ohne Ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten, nicht ausdrücken, wie sehr ich Ihnen für diese Groß-

muth verbunden bin. Habe ich bisher dem Herrn L. den Verdruß aufrichtig vergeben, den er mir verursacht hat, so muß ich ihm nunmehr den verbindlichsten Dank dafür wissen; denn seine Uebereilung hat mich so glücklich gemacht, mich den Freund eines Bonnets nennen zu dürfen. Ich werde mir Mühe geben, mich täglich dieser Benennung würdiger zu machen, und wünsche nichts so sehr als eine Gelegenheit, die vollkommenste Hochachtung und aufrichtige Freundschaft zu zeigen, mit welcher ich die Ehre habe zu sein u. s. w.

Berlin, im Jahre 1770.

(Das nähere Datum fehlt.)

Moses Mendelssohn.

Schreiben von Mendelssohn *)

am 20. August 1770.

Während seines Streits mit Lavater.

(Mitgetheilt von Hrn. D. F.)

Mein Herr!

Ich antworte Ihnen in deutscher Sprache, weil ich das Französische zwar lese und verstehe, aber nicht schreibe. — Da Ihnen diese Sprache geläufig zu sein scheint, so belieben Sie nur immer fortzufahren sich ihrer zu bedienen, wenn Sie mir ferner das Vergnügen Ihrer Zuschrift gönnen wollen.

Von dem Vorfalle mit Herrn Lavater habe ich den Vortheil gehabt, einige gar gute Menschen kennen zu lernen, und mit ihnen in eine freundschaftliche Verbindung gekommen zu sein.

Sieht man bloß auf das, was öffentlich gesagt, geschrieben und gedacht wird, so möchte man — in trüben Stunden — über den langsamen Fortgang der Vernunft und die noch immer fortwährende Verschiedenheit der Urtheile und Meinungen derjenigen Menschen, die für die vernünftigsten gehalten werden, beinahe ungeduldig werden und alle Hoffnung aufgeben.

Wenn wir aber durch einen glücklichen Zufall das Zutrauen der guten Menschen gewinnen, so werden wir mit

*) Die Aechtheit dieses Briefes ist unbezweifelt, wie denn auch Stil und Gesinnungen es bekunden, aber an wen er gerichtet gewesen, ist nicht auszumitteln; der selige Nicolai glaubte, an einen gewissen Grafen von Lnar. Er ist irgendwo schon gedruckt, ohne daß anzugeben ist: wo und wann? D. F.

Vergnügen gewahr, daß die Uebereinstimmung unter ihnen größer sei, als man glauben sollte, und daß bei allem äußerlichen Dissentiren, die Guten aus allen Weltgegenden und Religionen sich einander ähnlich sind.

Ich habe bei dieser Gelegenheit sehr alberne Privatschriften erhalten, aber auch einige von dem Werthe der Ihrigen, die mir unschätzbar sind.

Erlauben Sie mir aber auch, daß ich mich über einen Punkt in Ihrem Briefe ein wenig beschweren darf. Sie scheinen mir es als etwas ganz Außerordentliches anzurechnen, daß ich, ein Jude, von der Religion Jesu mit Hochachtung spreche, die Christen nicht hasse, ihnen keine Injurien sage u. s. w. Sie müssen also sehr wenigen von meinen Religionsgenossen diese Bescheidenheit zutrauen. —/ Lassen Sie uns aber auch Gerechtigkeit wiederfahren! —

Aben-Esra hat nur einige flüchtige Anmerkungen, die die christliche Religion angehen; Maimonides hat, so viel ich weiß, niemals wider dieselbe geschrieben. Orobio*) that

*) Orobio, ein Zeitverwandter von Spinoza, gegen den er auch geschrieben hat, starb 1687 in Amsterdam als Jude. Er war in Spanien von heimlichen Israeliten geboren. Nachdem er lange in den Gefängnissen der Inquisition gesessen und die heftigsten Torturen erlitten hatte, entwich er und ging öffentlich zur väterlichen Religion über. Seine Schicksale sind sehr merkwürdig. Mit Philipp von Limborch hatte er öffentliche Unterredungen, die dieser unter dem Titel: Philippi a Limborch amica collatio cum erudito Judaeo, gedruckt zu Jergow 1687. in 4., nachmals neu aufgelegt in Basel 1740 in 8., bekannt machte. Er soll außerdem vier in spanischer Sprache verfaßte Schriften hinterlassen haben, die ungedruckt geblieben sind, und folgenden Titel führen:

Obras del Doctor Ysbae Orobio de Castro, alias Don Baltazar Cathedratico de Metaphisica y Medecina en las Universidades de Alcala y Sevilla, Medico de la Camara del Duca di Medinaceli, y de la Familia de

es, aber gewiß mit einer Mäßigung, die ihm zur Ehre gereichen muß. — Weltweiser mag er so wenig gewesen sein, als sein freundschaftlicher Gegner Limborch.

Wer die Schriftstellen besser auszulegen gewußt, wollen wir für diesmal ausgestellt sein lassen. — Aber mit mehrerer Wahrheitsliebe scheint mir Orobio zu Werke gegangen zu sein. Man darf nur die Vorrede des Limborch lesen. — Diese Herren kommen niemals zum Streite, um zu untersuchen, sondern um Recht zu behalten.

Ich unterschreibe willig und von ganzem Herzen das Gute, was Sie von der Sittenlehre des Neuen Testaments sagen. Ich glaube es gar gern, daß Jesus vieles von dem nicht gelehrt, was die christlichen Rabbinen so viele Jahrhunderte in seinem Namen gepredigt, und warum sie so häufig gewürgt haben, und sich haben würgen lassen. —

Ein Christenthum, wie das Ihrige, mein Herr, würde unsere Erde in ein Paradies verwandeln, wenn es allgemein angenommen werden sollte.. Und wer wird bei einer so wichtigen Sache sich bei einem Worte aufhalten? Soll man die reinste Sittenlehre: Christenthum nennen? Warum nicht, wenn dieser Name Nutzen bringen kann? Aber dies Christenthum ist wahrlich eine unsichtbare Kirche, die zum Theil aus Juden, Mahometanern und Chinesern besteht, und wohin

---

Borgogna del Rey Philippi Quarto, Professor Publico del Rey de Francia en la y insigne Ciudad de Tolosa, y su Conseyero Mayor.

Was dem Herausgeber von ihm bekannt worden, ist eine ins Französische übersetzte Schrift von ihm, durch einen andern Israeliten, Namens Henriquez, unter dem Titel: Israel vengé (London 1770), die sehr anziehend ist, und das Urtheil Mendelssohns hinlänglich rechtfertigt. — S. Hist. des Juifs par Mr. Basnage, Tome 9me p. 1017 seq.

vornehmlich Griechen und Römer zu rechnen sind. — Es ist höchst sonderbar, daß unsere Urtheile so übel zusammenhängen. — In der Geschichte sind Griechen und Römer unsere Bewunderung, und wir müssen, in Vergleichung mit ihrer Tugend, uns selbst verachten. Wenn wir aber **in compendiis** den Lohn der Tugend austheilen, die Seligkeit nemlich, so wird an Heiden gar nicht gedacht, oder sie werden schnöde abgewiesen. —

Ihre Frage: warum ich keine Proselyten zu machen suche, hat mich ein wenig befremdet. Die Pflicht, zu bekehren, ist offenbar eine Folge aus dem Grundsatze, daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen sei. — Da ich, als Jude, nicht nöthig habe, diesen Satz anzunehmen, indem, nach der von mir *) angeführten Lehre der Rabbinen, die Tugendhaften eines jeden andern Glaubens gar wohl selig werden können, so fällt der Grund zur Bekehrung weg, und ich bin vielmehr verbunden, eine jede Religion, die eine gute moralische Seite hat, öffentlich nicht zu bestreiten. — **La Religion,** sagen Sie, **est le culte de dieu.** Ja! aber es giebt, wie Jedermann weiß, einen innerlichen und äußerlichen Gottesdienst, welche wohl unterschieden werden müssen.

Der innerliche Gottesdienst der Juden hat keine andere Vorschriften, als die Vorschriften der natürlichen Religion. Diese sind wir allerdings verbunden auszubreiten, und soviel in meinem Vermögen steht, suche ich diese Pflicht zu erfüllen. Diese Pflicht nicht zu erkennen, wäre die äußerste Liebllosigkeit; wiewohl sie auch ihre Gränzen hat, und zuweilen ihre Einschränkung leidet.

*) Nemlich in seinem Schreiben an Lavater. D. H.

Hingegen ist unser äußerlicher Gottesdienst gar nicht bestimmt, ausgebreitet zu werden, weil er Vorschriften enthält, die an Personen, Zeiten und Umstände gebunden sind. Wir glauben zwar, unsere Religion sei die beste, weil wir sie für göttlich halten; aber daraus folgt nicht, daß sie schlechterdings die beste sei. Sie ist die beste für uns und unsere Nachkommen, die beste für gewisse Zeiten und Umstände, und unter gewissen Bedingungen. —

Welcher äußerlicher Gottesdienst für andere Völker der beste sei, hat Gott ihnen vielleicht durch Propheten bekannt gemacht, oder vielleicht ihrer Vernunft auszumachen überlassen. Ich weiß hievon nichts, und kann hierüber nichts bestimmen; aber so viel weiß ich, daß kein äußerlicher Gottesdienst allgemein sein könne, und daß ich die Religion meiner Väter über ihre Gränzen ausdehne, wenn ich Proselyten zu machen suche.

Noch eins weiß ich, daß ich alle Freunde der Tugend und Weisheit aufrichtig liebe, und daß ich Sie, mein Herr, von ganzem Herzen verehre, wenn Sie in der That so sind, wie Sie mir in Ihrem Briefe scheinen.

Moses Mendelssohn.

Eine Anekdote

aus dem Leben Moses Mendelssohns.

In den Sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts befand sich ein Talmudist, aus Böhmen gebürtig, B—z, als Hauslehrer bei einem reichen jüdischen Fabrikanten in Berlin.

Außer dem Studium des Talmuds, hatte er sich auch gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache erworben; vorzüglich las er gern die alten philosophischen Schriften des Maimonides, Bachai u. a. m., die, da sie größtentheils aus dem Arabischen übersetzt sind, sehr schwierige und dunkle Stellen enthalten. Dies brachte ihn in Verbindung mit Moses Mendelssohn, der allein im Stande war, ihn hierin zu belehren, und die Dunkelheiten aufzuhellen. B—z war ein dankbarer Schüler, und Mendelssohns großer Verehrer.

Nach mehreren Jahren ging er nach P—g, wahrscheinlich seiner Vaterstadt, ließ sich da häuslich nieder, nährte sich vom Geldwechsel und bezog die Leipziger Messen. Dabei blieb er den Wissenschaften ergeben; denn er fuhr fort, mit M. einen gelehrten Briefwechsel in hebräischer Sprache zu unterhalten. Der deutschen Sprache war er wohl nicht mächtig genug, obschon er Haller und Lessing *) gelesen hatte. — Im Jahre 1778 gerieth er, vermuthlich in Leipzig, in einen

*) Diese beiden Schriftsteller waren vorzüglich die Lieblinge der Juden, die damals anfingen der Lektüre Geschmack abzugewinnen.

bösen Handel, ward eines wichtigen Diebstahls, oder wenigstens einer Diebeshehlerei verdächtig, und nach P—a auf die Festung gebracht, wo er über zehn Monate in Fesseln und Banden saß. Er schien dort ganz vergessen zu sein, denn es erfolgte weder Verhör noch Urtheil.*)

Endlich gelang es dem Elenden, aus dem Kerker einen Brief an seinen Lehrer und Gönner nach Berlin zu schaffen, worin er sein Mißgeschick in orientalischem Stil, doch auch in diesem wohl nicht übertrieben, schilderte, und um Mendelssohns Fürsprache und Unterstützung flehete. — Was konnte aber der Weise für einen Unglücklichen thun, dessen Schuld oder Unschuld ihm gänzlich unbekannt war? Wie sollte er ihm in einer entfernten Stadt dienen, woselbst keiner seiner Glaubensgenossen wohnte, ja wo sogar kein Jude übernachten darf? Ein Fürschreiben an den Magistrat würde auch wenig gefruchtet haben, besonders da M. Mendelssohn weder das Verbrechen noch den Grad des Verdachtes kannte.

Es gelang indeß dem weltklugen Weisen, den Unglücklichen auf folgende Weise zu befreien. Er antwortete dem Gefangenen diesmal in deutscher Sprache, und schickte ihm den Brief unmittelbar mit der Post zu. Der Brief lautete wörtlich also:

Mein Herr!

„Ich habe Ihr Schreiben richtig erhalten. Da ich Ihre „Denkungsart kenne, so zweifle ich nicht, daß Sie gerechte

*) Dies muß nicht unwahrscheinlich, oder gar unglaublich scheinen, da der Staatsminister v. Arnim in seiner bekannten Schrift ein Beispiel aus Frankfurt an der Oder anführt, daß ein polnischer Jude allda nach vielen Jahren im Gefängnisse starb, der nie gehört worden war.

„Sache haben, ob ich gleich nicht weiß, was Ihnen eigentlich „Schuld gegeben wird. Freilich wird am Ende die Unschuld „an den Tag kommen, und Recht doch Recht bleiben müssen. „Die Gerechtigkeit thut zwar zur Rettung der Unschuld nur „sehr langsame Schritte, aber, wir wollen hoffen, desto sicherere. „Da Sie übrigens Ihr Trübsal mit so viel Ergebung in den „göttlichen Willen ertragen; so hoffe ich zu dem Gott unserer „Väter, daß der Vorfall auch für Ihre arme bedauernswerthe „Familie so unglücklich nicht sein wird, als es izt scheint. „Was ich nur immer beitragen kann, derselben hartes Schick- „sal zu erleichtern, werde ich gewiß mit Vergnügen thun."

„Von der Stelle im Buche Kosri*) (Abschnitt 4, §. 1.) „die Sie berühren**) glaube ich, daß sie weder Muscata (in „seinem Kommentar Kol Jehrda,) noch Burtorf richtig er- „klärt haben. Die Schwierigkeit liegt in den philosophischen „Kunstwörtern, die der Uebersetzer buchstäblich übertragen hat,

*) Der Kosri ist ein philosophisches Werk in Gesprächen. Der Verfasser Jehuda Levi war ein Spanier in Granada, und schrieb es in arabischer Sprache, nach Einigen im J. 1090, nach Andern 1140. Es giebt davon zwei hebräische Uebersetzungen, wovon die Eine mir bekannte vom Rabbi Jehuda aben Tibon vom J. 1166 ist. Von zwei ältern Ausgaben 1547 und 1594, besize ich die zweite (Venedig, bei Juan Dugara 1594) mit dem Kommentar des Rabbi Jehuda Muscata, unter dem Titel: Kol Jehuda. Man s. Wolfii Biblioth. Hebr. T. I. pag. 449. und T. 2. pag. 322; ingleichen Burtorf's Vorrede zu seiner lateinischen Uebersezung dieses Buchs, Basel 1660.

**) Daß B—z unserem Weisen die Frage aus dem Gefängnisse vorgelegt habe, läßt sich nicht gut denken. Wie hätte der in der Festung zu P—a in Fesseln sizende Mann den Kosri, oder auch nur die Lust zu einer solchen Untersuchung bekommen? Möglich, daß er die Belehrung in einem frühern Briefe verlangte. Aber auch möglich, und wohl noch wahrscheinlicher, daß Moses aus eignem Antriebe die schwerige Stelle aufsuchte, um sie als literarisches Vehikel zu dem Briefe zu gebrauchen.

„ohne für ihre Verständlichkeit zu sorgen. Hier ist meine „Erklärung von dieser Stelle.*)... Ich halte es für unnö„thig, die Erklärung der Redensarten — die S. 264 folg. „vorkommen, und von Muscata sehr weitläuftig erörtert „werden, hinzuzufügen, da ich weiß, daß Sie ein denkender „Kopf sind, und gleichsam nur einen Wink nöthig haben, um „den Weg der Wahrheit nicht zu verfehlen."

„Ich wünsche von Herzen, daß Sie bald befreiet werden „mögen, und verharre mit vieler Theilnehmung an Ihren „Leiden,

Berlin, den Ersten Sebat 5534
(d. i. Februar 1774.)

Ihr
ergebenster Diener
Moses Mendelssohn."

Der Brief kam richtig an und that seine volle Wirkung. Er ward von dem Magistrat, wie zu erwarten stand, erbrochen, und bewirkte auf der Stelle die Entfesselung des Verhafteten, bald darauf Verhör und endlich völlige Freilassung.

Dieser Brief, mit hebräischen Lettern, steht gedruckt in einer kleinen Sammlung, die B—z (ohne Nennung seines Namens) herausgegeben hat, unter dem Titel: „Briefe von dem berühmten Moses Mendelssohn...." verlegt bei Anton Schmid. Wien 1794. Die Sammlung ist vermuthlich selbst seinen Mitbrüdern ziemlich unbekannt geblieben. Um so angenehmer wird es dem Leser sein, der diese Anekdote anziehend findet, die Wirkung des Mendelssohnschen

*) Ich lasse diese Stelle, die eine gelehrte Nebensache betrifft, hier lieber weg.

Briefes mit den Worten des leidenden B—z erzählen zu hören. Ich übersetze diese Stelle getreu.

„Aus der Bedrängniß rief ich Mendelssohn an, er antwortete mir frei und offen vor den Augen der Räthe der „Stadt und ihrer Bewohner. Seinem Scharfblicke entging es „nicht, daß diese den Brief öffnen und lesen würden. Dadurch erlangte ich einen großen Werth in ihren Augen. „Wirklich kamen sie auch sogleich, den Brief in der Hand, „zu mir, um mich zu besuchen und zu trösten. Sie entschuldigten das Verfahren gegen mich mit folgenden Worten: „„Nicht wir haben Schuld an den Leiden, die du erlitten, „„sondern dein Ankläger, dem der Verlust seines Geldes so „„nahe ging. Nachdem aber der hervorragende Mann, nach„„dem Moses glaubt, du seist unschuldig, wer darf dich „„noch in Verdacht haben? Wenn er dich so erkennt, wer „„darf dich verkennen? Es thut uns leid, daß Gott dich „„auf diese Weise in unsere Hände geführt hat; aber wir „„wären strafbar, wenn wir dein Schicksal nicht sogleich er„„leichterten, wenn wir nicht alle Kräfte anstrengten, dich „„pfeilschnell aus diesem Kerker zu befreien.““ — „Und in „der That, sie ruheten und rasteten nicht, bis sie meine Los„lassung zu Stande brachten. So erlangte ich die Freiheit „an dem Vorabende des Passahfestes, zu der Epoche unseres „Ausgangs aus Egypten. Dankbar verkünd' ich, o Herr! „deine Gnade, die du mir durch den Mann erzeigt hast, der„„itzt in Eden ruht!“

Ausgewählte Briefe von und an Mendelssohn.

Aus dem Briefwechsel mit Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 17. Febr. 1755.

Mein Herr!

Wenn Ihnen diese Schrift zu ungelegener Zeit kömmt, so bedenken Sie, daß ich in 3 Wochen nicht auf Ihrer Stube war; daß ich unmöglich Ihren Umgang so lange entbehren kann, als Sie sich vorgenommen haben, abwesend zu bleiben. Jedoch ich begnüge mich damit, in dem Augenblicke, da ich schreibe, gleichsam eine Art von Umgang mit Ihnen gepfleget zu haben, ohne daß es nöthig sei, daß Sie mir antworten. Ich erwarte nur einen spartanischen Brief, darin Sie mit großen Buchstaben Ja oder Nein schreiben sollen. So viel Zeit werden Sie sich doch wohl nehmen? Ich frage nemlich, ob die in Vorschlag gebrachte periodische Schrift noch wirklich vor sich gehen soll, und ob ich Ihnen die Rezension der Psychologie, so Sie mir zum Durchlesen gegeben haben, überschicken kann? Sie beträgt drei und einen halben geschriebenen Bogen, und ich glaube, daß Sie so ziemlich damit zufrieden sein werden.

Werden Sie nicht bald wiederkommen, theuerster Freund? Wenn Sie es zu lange machen, so weiß ich nicht, ob ich der Versuchung widerstehen können werde, mir der Journalisre auf einige Stunden zu Ihnen zu kommen. Länger wollte ich Sie gewiß nicht stör Auch auf diese Anfrage sollen Sie nicht mehr als Ja oder Nein antworten.

Ich bin beständig Ihr

Freund

Moses.

Lessing an Mendelssohn.

den 18. Febr. 1755.

Liebster Freund!

Es ist mir recht sehr angenehm gewesen, die Versicherung von Ihnen zu erhalten, daß Sie in meiner Abwesenheit noch an mich denken. Ich habe Ihnen von einem Tage zum andern schreiben wollen, aber Sie wissen ja wohl, daß nicht alles geschieht, was ich mir vornehme. Ich wollte Ihnen meine Ursachen nach der Länge anführen, warum ich, Ihnen die Wahrheit zu gestehen, die bewußte Preisschrift mit Fleiß zurückgehalten habe. Ihr Verweigern, sich nicht dabei zu nennen, war die vornehmste. Gesetzt nun, daß wir aus dieser gelehrten Lotterie das größte Loos gezogen hätten; was meinen Sie wohl, daß alsdann geschehen wäre? Sie hätten wollen verborgen bleiben, und ich hätte es müssen bleiben. Wenn sich alsdann Niemand genannt hätte, so hätten wir unsere

Schrift auch nicht einmal dürfen drucken lassen, oder wir wären doch zuletzt verrathen worden. Ist es also nicht besser, daß wir den uneigennützigen Weltweisen spielen, und unsere Entdeckungen der Welt ohne 50 Dukäten überlassen? Ich hoffe binnen 3 Wochen wieder in Berlin zu sein, und ich will Ihnen nur im voraus sagen, daß wir sogleich unsere Arbeiten in eben dem Formate, wie Ihre philosophischen Gespräche, wollen drucken lassen. Das projektirte Journal kömmt gleichfalls noch ganz unfehlbar zu Stande. Sie sollen in acht Tagen die ersten Bogen davon gedruckt sehen. Schicken Sie mir also Ihre Rezension von der Psychologie mit nächstem. Haben Sie sonst noch etwas, so legen Sie es bei; desgleichen fragen Sie auch bei dem Herrn Dr. Gumpert, dem ich mein ergebenstes Kompliment mache, in meinem Namen nach. Vielleicht, daß er auch noch etwas gemacht hat. Haben Sie die Rezension von Ihren Gesprächen in dem Korrespondenten gelesen? Hier ist sie. Sie können das Blatt behalten. Ich würde mir das größte Vergnügen daraus machen, ein Paar Stunden mit Ihnen hier schwatzen zu können; allein ich mag kein Vergnügen, das Sie mir nicht anders als mit Ihrer Inkommodität machen könnten. Ich komme wohl gar ehestens selber auf einen Tag nach Berlin. Ich bin Zeitlebens

Ihr

ergebenster Freund

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 7. Decbr. 1755.

Wertheſter Freund!

Sie mögen antworten oder nicht; ſo ſollen Sie deswegen nicht eine einzige Zeile mehr oder weniger von mir bekommen: das merken Sie ſich! Und dieſes will ich mir merken, daß das menſchliche Herz von der beſondern Freundſchaft immer etwas nachläßt, je allgemeiner es wird. — — Ich hätte nicht ſollen ſagen Herz, der menſchliche Geiſt hätte ſich beſſer geſchickt; denn dieſer wird wirklich bei Ihnen deſto allgemeiner, je mehr Sie die gelehrte Welt auf ſeine Früchte warten laſſen. Nun wohl, mein liebſter Freund! Wenn Sie Ihre Zeit beſſer anzuwenden entſchloſſen ſind, als an Ihre berliniſchen Freunde zu ſchreiben, ſo müſſen wir es zufrieden ſein. Wenn Sie aber in der Geſellſchaft der n— ich weiß ſelbſt nicht recht, wie ich es herausbringen ſoll; aber ich fürchte immer etwas, ſeitdem ich von dem Herrn v. Breitenbauch vernommen, Sie lebten allda unter den Schauſpielern. Ich habe eine ſehr gute Meinung von dieſen Leuten, aber der beſtändige Umgang mit ihnen — ich will mich deutlicher erklären — der beſtändige Umgang mit denjenigen, die erſt in den neuern Zeiten die Freiheit erhalten haben, auf der Schaubühne zu erſcheinen, macht, daß ich nicht ſehr ruhig ſein kann, weil ich immer beſorge, Sie hätten hier ruhiger ſein können, als in einer ſolchen geſchäftigen Geſellſchaft. — Verzeihen Sie meiner Kühnheit, liebſter Freund! Ich kann nicht anders als freimüthig ſein, ob dieſes gleich eben Ihr Fehler nicht zu ſein ſcheint.

Sollte es aber wirklich nicht, ich will nur sagen, nachlässig von Ihnen sein, daß Sie uns so lange, wegen Ihres Befindens, wegen Ihrer Verrichtungen, wegen Ihrer Art zu leben, in Ungewißheit lassen? Nur diese Frage beantworten Sie mir, wie es Ihnen beliebt, alsdann mögen Sie schreiben oder nicht. Sind Sie böse? höre ich Sie fragen. Ja, antwortet der Herr v. Brejtenbauch; so etwas, ruft Herr Mühler; bitterböse, schreiet Herr Rauchmann, und ziemlich böse, sagt . . . Ihr

ergebenster Freund
Moses.

Lessing an Mendelssohn.

Leipzig, den 8. Dec. 1755.

Liebster Freund!

Ich habe Ihren dritten Brief erhalten, und hier ist mein zweiter. Ich sehe es, so wie in keiner Sache, also auch hier nicht ungern, daß Sie den Schritt vor mir voraus haben.

Karl der XII, ein Held, wie die alten Helden, die lieber Könige machten, als Könige waren, und der vorige König von Polen, auch ein Held, wie man sagt, wenigstens aber nur ein subalterner Held, der sich in die Krone vergafft hatte; diese zwei kamen einst zu einer mündlichen Unterredung. Jener besuchte diesen in seiner Residenz, eben, wo ich mich nicht irre, als er diese Residenz belagerte. Von was sprachen sie wohl in einem so kritischen Zeitpunkte? Von ihren Stiefeln — —. Es wäre nicht ein Bischen komisch, wenn Sie

und Mapertuis etwas Wichtiges mit einander gesprochen hätten. Und da mir jezt Alles um so viel lieber ist, je komischer es ist, so bin ich recht wohl damit zufrieden. Besuchen Sie ja den großen Mann fleißig! Mir es aber allezeit zu schreiben, wenn Sie ihn besucht haben, das brauchen Sie eben nicht. Sie könnten mir es einmal zu einer Zeit schreiben, da ich das Komische nicht liebe.

Wie gesagt, jezt liebe ich es sehr. Eine von meinen Hauptbeschäftigungen ist in Leipzig noch bis jezt diese gewesen, daß ich die Lustspiele des Goldoni gesehen habe. — —

Ich muß allerdings zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein. Sie wissen den Vorschlag, welchen mir Professor Sulzer wegen einer Reise in fremde Länder that. Aus diesem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen andern angenommen habe, welcher ungleich vortheilhafter für mich ist. Ich werde nemlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knabens, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich mir sie nur selbst werde machen wollen. Es ist ein junger Winkler, ungefähr von meinen Jahren, von einem sehr guten Karakter, ohne Aeltern und Freunde, nach deren Grillen er sich richten müßte. .....

Da unsere Reise von hier nach Holland gehen soll, so hoffe ich es so einzurichten, daß wir über Berlin nach Hamburg gehen. Ich werde Sie also noch sprechen, liebster Freund, und dieses zwar gleich nach der Ostermesse. Wie freue ich mich darauf! Von da aber weiter in die Zeit hin-

aus will ich jezt nicht sehen; denn sonst wäre alle Freude auf einmal wieder hin!

Es ist mir lieb, daß man bei Hofe neugierig wird, Sie kennen zu lernen. Die Weisheit selbst hat durch die Neugierde ihre meisten Verehrer erhalten.

Ich will mit einem halben Dutzend Fragen schließen. Was macht der Herr v. Premontval? Sprechen Sie oft mit ihm? Wie steht es mit Ihrem Roüsseau? Was arbeiten Sie sonst? Will man von dem Philosophen Pope noch nichts wissen? Was machen Ihre Freunde? Herr Joseph, der große und der kleine; Herr Bernhard, und alle, welche die Ehre, die Sie Ihrer Nation machen, erkennen, und zum Theil, stolz auf diese Ehre, Ihnen nachzueifern suchen? Leben Sie wohl! Ich liebe Sie, theuerster Freund, und bin ganz der Ihrige

Lessing.

Mendelsohn an Lessing.

Berlin, den 28. Dec. 1755.

Liebster Lessing!

Nun wahrhaftig! Mehr hat nicht gefehlt, als daß mir noch der Trost genommen werden sollte, an Sie zu schreiben. Mit Euch Schwindligen ist gar nichts anzufangen, Ihr habet niemals eine bleibende Stelle, und wenn Euch denn das Queckſilber recht herumtreibt, so wünschet ihr Euch noch wohl Glück dazu. Ich muß zu einer glücklichen Stunde aus Berlin gereiset sein. Viel Glück dazu! Reisen

Sie immer! Streifen Sie die Welt durch. Lernen Sie tausend Narren kennen, um sie von noch größern Narren auslachen zu lassen. Lernen Sie tausend Elende kennen, um noch Elendere zum Mitleiden zu bewegen. Machen Sie in England Doktor Faust, in Italien Lustspiele und in Frankreich Lieder, ich will indessen hier bleiben, und vor Langeweile Ihre Schriften lesen. Der Himmel weiß es, ich habe recht wenig Muße, aber viel Langeweile. Dieses ist sehr parador, sagen Sie? Es kann sein, indessen ist es wahr, und wenn ich Geduld genug dazu hätte, so könnte ich's Ihnen beweisen.

Wie gesagt, ich bin erstaunend ungeduldig. Ich wollte, daß mich Bernhard zum Hause hinaus stieße; ich wollte, daß Sie und Ihr Herr Winkler sich Sterbens verliebten, (was ich in meinem vorigen Schreiben gefürchtet habe, das wünsche ich jezt) daß Sie eifersüchtig auf einander würden, daß Sie, mein Freund, wieder den Einfall bekämen, sich an dem Jöcherschen Wörterbuche unsterblich zu machen, daß alle Pferde die Beine zerbrächen, die Sie werden von da wegfahren sollen, oder daß Sie Gottsched zum Dichter krönen möchte, mit dem Bedinge, daß Sie seine und Schönaichs Reime zu Gedichten machen müßten. So eine kleine Beschäftigung möchte ich Ihnen gönnen, Sie sollten nicht so bald davon kommen. Jedoch genug hievon! Ich will mich ein wenig zerstreuen. Die Uebersetzung vom Rousseau ist bald fertig. Noch 3 Bogen sind ungefähr zu drucken. Der Schwanz ist nicht so fett, wie Sie aus Gefälligkeit glauben wollen. Ich kann in sehr wenig Stücken mit Rousseau uneins sein, und mich kann nichts mehr ärgern, als wenn ich in einer philosophischen Staatskunst erwiesen sehe, daß Alles nach der Vernunft so hat sein müssen, wie es bei uns ist.

Wenn Rousseau dem gesitteten Menschen nur nicht alle Moralität absprächе! Für diese bin ich allzu sehr eingenommen.

Bei Herr v. M. bin ich seitdem nicht wieder gewesen. Den Hrn. v. Prem habe ich besucht, er hat mir Stücke aus seinen Contestations vorgelesen.

Professor Baumgarten aus Frankfurt ist hier, aber sehr krank. Ich habe ihn besucht. Ein starker Metaphysiker ist dieser Mann, daran ist wohl kein Zweifel. Er hat Sie sehr gelobt, und wie ich glaube mit Geschmack. Wer mag Premontvaln gesagt haben, Sie hätten Pope den Metaphysiker geschrieben? Ich sagte, ich wüßte nichts davon. Bei Hrn. Sulzer bin ich wohl in 4 Wochen nicht gewesen. Jezt muß ich warten, bis nach den Feiertagen. Ist Baumgarten wirklich orthodox, oder stellt er sich nur so? Und wie steht es mit Sulzern hierin? Gewiß! die Metaphysik muß nicht die wahre Weltweisheit sein; wenn sie uns unsere Vorurtheile lassen kann.

Was ich jezt mache, fragen Sie, liebster Lessing? Nicht das Geringste. Ich arbeite nur daran, daß ich mich künftigen Sommer ein wenig von meinen Geschäften soll losreißen können. Das, glaube ich, wird genug gethan sein.

Was halten Sie dafür? Kann uns die Großmuth Thränen auspressen, wenn sich kein Mitleiden in das Spiel mischt? Z. B. die Stelle soyons amis, Cinna u. s. w. rührt uns ungemein, weil uns die Großmuth des Augustus so unerwartet überrascht. Haben Sie aber bemerkt, daß diese Worte den Zuschauern Thränen gekostet haben? Beweisen Sie mir ja nichts aus einer Stelle in Plautus Gefangenen, da der Alte sagt: die Großmuth dieser Leute preßt mir Thränen aus. Ich glaube, dort läuft etwas Mitleiden mit unter.

Abends darauf um 9 Uhr.

Ist es nicht wunderbar? Jezt da mein Herr seinen Bilanz macht: jezt da ich von 8 Uhr des Morgens bis 9 Uhr Abends die 5 Species der Arithmetik wiederholen muß; zu eben der Zeit, da ich mir vorgenommen hatte, Newtons **Principia philosophiae** durchzugehen, jezo, sage ich, bringe ich meine müßigen Stunden zu, Ihnen so viel albernes Zeug vorzuschwatzen, und Sie eben so ungeduldig zu machen, als ich bin. Jedoch es steht bei Ihnen, ob Sie es lesen wollen. Ehe ich auf und niedergehen und über mein Schicksal murren will, will ich immer einige Blätter voll schreiben, und Sie über mich murren lassen. Das Komische soll Ihnen bald vergehen.

Sie haben ganz gewiß keinen Antheil an den Briefen über den jezigen Zustand der schönen Wissenschaften. Sie gefallen mir sonst recht gut, aber die wenigsten Verse sind Lessingisch. Ich erinnere mich auch, alle die Urtheile über das **Journal étranger**, über die Schweizer, über die Schönaichschen Tragödien, besonders über den Kopf, der dem Hohenpriester zu den Füßen geworfen wird, die ich in den Briefen angetroffen, von Jemandem gehört zu haben, der sich auch sonst durch die Probe von einer englischen Uebersezung zu erkennen gegeben hat. Wissen Sie aber, wodurch man eigentlich auf den Gedanken gekommen sein mag, Sie für den Verfasser dieser Briefe zu halten? Es war sehr gewiß, daß der Verfasser die Bibel nicht sehr gelesen hat. Er macht sich über einen biblischen Liebhaber in Jakob und Joseph ungemein lustig, der seine Geliebte einen verschlossenen Garten, einen versiegelten Brunnen nennt, der ihr die Galanterie vorsagt: es fließe Honig aus ihren Lippen, und unter ihrer Zunge wäre

Milch. Er schimpft diese Ausdrücke geradezu mit dem verdienten Namen non-sens, Schwulst, Bombast, Aberwitz u. s. w. Aber das Hohelied? Wußte der Tadler auch, daß der König Salomon diese Redensarten autorisirt? Nun bedenken Sie, ob es nicht sehr natürlich war, Ihnen diesen Brief zuzuschreiben!

Wollen Sie denn nichts als Komödien schreiben? Wollen Sie die Poesie gar in den Wind schlagen? Sie sind mir ein seltsamer Kopf! Ich glaube, Sie könnten solche vier Jahreszeiten, des Tages halb träumend diktiren. Der Himmel verleihe Ihnen nur eine arbeitsame Hand!

Lord Shaftsbury sagt irgendwo, das Burleske wäre den Alten ganz unbekannt gewesen, und er behauptet, daß diese seltene Figur erst alsdann aufgekommen, nachdem man angefangen, die Freiheit im Denken mehr und mehr einzuschränken. Man sehe den Unterschied, fährt er fort, zwischen den Italienern und Engländern. Jene müssen ihre Zuflucht zu einem weit hergeholten Scherz, zu ihren gewöhnlichen Bouffonnerien nehmen, wenn sie ihre Gedanken über gewisse Dinge eröffnen wollen, statt daß diese nichts schonen, und von Allem ihre wahre Meinung rund heraus sagen. Ehe ich dieser Meinung beipflichten kann, möchte ich mir erst einen rechten Begriff vom Burlesken machen. Ich glaube also, es bestehet in der Gegeneinanderhaltung eines sehr wichtigen Gegenstandes mit einem kleinen und verächtlichen Gegenstande, wenn diese Gegenstände an sich selbst nur eine sehr geringe Beziehung auf einander haben. Buttlers Vergleichung eines anbrechenden Tages mit einem Krebse, der von schwarz roth wird, ist von dieser Art. Naumanns Gleichniß zwischen einem in Todesangst röchelnden Helden, und einem Kinde,

das ein Fischgrätchen verschluckt, verdienet nicht weniger diesen ehrwürdigen Namen. Wenn aber das Ungereimte eines allgemeinen wichtigen Satzes durch die Anwendung auf einen besondern Fall gezeigt wird; so ist der Einfall wirklich komisch. Dergleichen sind Molieres Scenen, darin ein Skeptiker seine spekulativischen Grillen mit sich in die Welt bringt; ein Scherz, den dieser Franzose dem Lucian gestohlen hat; oder auch Ihr Einfall von Burdiams Esel. Man kann also überhaupt sagen: Wenn das Ungereimte in der Sache selbst, oder in der Anwendung derselben auf einen besondern Fall liegt, so ist der Einfall komisch; muß aber erst eine sehr geringe Aehnlichkeit zu Hülfe genommen werden, so ist er burlesk. Von dieser Seite betrachtet, mag Shaftsbury einigen Grund haben, das wahre Lächerliche, wenn es dem Burlesken entgegen gesetzt wird, für einen tüchtigen Probirstein der Wahrheit zu halten. Denn die Wahrheit muß in aller ihrer Beziehung und Anwendung nichts Ungereimtes in sich fassen. Ich möchte Ihre Meinung hievon wissen.

Sie sehen, liebster Freund! ich thue Alles in der Welt, um Sie zu einem gelehrten Dispüt aufzufodern. Ich mag von Ihrer Reise nichts hören.

Ich wollte, daß ich mir nicht wünschen möchte, Sie vor Ihrer Reise noch einmal zu sprechen. Ich will mir dieses Alles aus dem Sinne schlagen. Ich habe Ihre spanischen, italienischen und holländischen Bücher jezt auf meiner Stube. Ich will es Ihnen nicht rathen, daß Sie sich allzusehr entfernen. Den Augenblick will ich Alles erbrechen, und Komödien über Komödien herausgeben. Ich will erbärmlich mit den Kindern Ihres Witzes haushalten. So hat die gottlose Marwood nicht gedrohet, die kleine Arabella zu zer-

ſetzen, wie ich dieſe Seelengeburten zurichten will. Wollen Sie noch reiſen?

Ich weiß nichts mehr zu ſchreiben, als daß ich ſo eigennützig (Herr Naumann hat mich Ihre Briefe leſen laſſen) bin, Ihre Antwort zu erwarten und zu ſein

Ihr

aufrichtiger Freund

Moſes.

Mendelsſohn an Leſſing.

Mein Freund!

Es iſt eine alte leidige Wahrheit, daß die Menſchen den Werth der Güter nie beſſer einſehen, als wenn ſie ihnen entriſſen werden. Meine Metaphyſik zog (vielleicht aus einem ſyſtematiſchen Stolze) dieſe erniedrigende Maxime noch immer in Zweifel, aber die Erfahrung kömmt ihr nunmehr zu ſtatten. Ich habe Sie nie ſo ſehr geliebt, als jezt, da ich mich mit dem Gedanken quäle, ich werde Sie vor Ihrer Abreiſe nicht wiederſehen. Sie mögen mir immer einbilden wollen, Sie und Ihr Reiſegefährte wären noch unentſchloſſen, ob Sie über Berlin oder Braunſchweig nach Hamburg gehen werden. Ich weiß ſchon, was ich mir von dieſer Ungewißheit zu verſprechen habe; ich werde Sie vor Ihrer Abreiſe nicht wiederſehen.

Wenn ich mich über Sie beklagen wollte, und wenn mein Beklagen die Sache ändern könnte, ſo hätte ich vielleicht Urſache dazu. Ich bat Sie, Sie ſollten mir bei Zeiten mel-

den, daß Sie nicht nach Berlin kommen würden; so wollte ich selbst eine Reise nach Leipzig thun, um Sie allda noch zu sprechen. Was war leichter, als in dieser Kleiniakeit nicht nachläßig zu sein? Werden Sie auch in einer größern Entfernung noch an mich gedenken? Ich will es hoffen, ob mich gleich mein geringer Werth, Ihre Unstätigkeit, und die Menge der wichtigern Bekanntschaften, die Sie in der Welt machen werden, gewissermaßen kleinmüthig machen. Was wird es mir aber helfen, wenn ich Ihnen alle 4 Wochen einmal durch die Gedanken laufe, wenn Sie zu verdrossen, ich will es heraus sagen, wenn Sie zu faul sein sollten, mich es wissen zu lassen? Ich will in langer Zeit keinem Menschen so gut werden, als ich Ihnen bin, wenn mir Ihre Freundschaft mehr Unruhe machen sollte, als sie mir Vergnügen verursacht hat. Sie wissen, daß dieses beinahe eine unleugbare Folge ist aus meiner Lehre von den angenehmen Empfindungen, und wenn ja noch Einwendungen dawider zu machen sind, so mag ich sie für diesesmal nicht hören. So unphilosophisch macht mich der Gedanke, oder vielmehr die Furcht, ich werde in einigen Jahren nichts von Ihnen hören! Genug hievon! Vielleicht werden Sie nicht ungern erfahren, daß ich diesen Sommer in meiner Lebensart die Aenderung treffen werde, zu welcher Sie mir so oft gerathen haben. Ich arbeite nicht länger in dem Comptoir als 6 Stunden, von 8 Uhr Morgens, bis 2 Uhr Nachmittags. Alle übrigen Stunden sind für mich, denn auch die Zeit ist für mich, in welcher ich mich beschäftigen werde, an Sie zu gedenken, in dem Geiste mit Ihnen zu reisen, und mich durch Ihren Umgang zu bessern und zu belustigen. Von alten Bekanntschaften will ich mich, so gut es sich thun läßt, los zu machen suchen. Ich nehme den Hrn. Prof. Sulzer

und den Hrn. Nikolai aus. Mit dem letztern habe ich mehr als Bekanntschaft gemacht, ich glaube, daß es mit uns schon bis zur Freundschaft gekommen ist, und der erste verdient es wirklich, daß man seinen Umgang suche. Den Hrn. v. M. habe ich nicht wieder besucht, und wer weiß, ob es je geschehen wird. Sie wissen, wie sehr ich die aufgetreppten Schwellen, und das feierliche Anmelden scheue. Die Morgenstunden sind Ihnen gewidmet, weil diese nicht aufhören, mich an Sie zu erinnern: so lange ich nicht Gelegenheit habe, sie eben so angenehm zuzubringen, als in Ihrer Gesellschaft, und wenn werde ich diese Gelegenheit haben?

Um zweierlei muß ich Sie noch bitten, bevor ich für diesesmal schließe — Jedoch nur um einerlei, denn das andere bin ich gewissermaßen berechtiget von Ihnen zu fodern, und wer bittet gern um das, worauf man einiges Recht zu haben glaubt? Ich bitte um die Sammlung einiger naiven Stellen, die Sie aus den besten Dichtern zusammengetragen haben, und davon Sie nur kurz vor Ihrer Abreise etwas merken ließen. Wenn Ihnen diese Bitte unhöflich oder etwas eigennützig scheinet, so antworten Sie gar nicht darauf. Ich fodere hingegen die Ausführung von einem Einwurfe, den Sie mir in einem von Ihren Briefen wider meine Widerlegung von Rousseau, nur obenhin anzuzeigen scheinen. Das Recht, welches ich zu dieser Foderung zu haben vermeine, gründet sich auf Ihr eigenes Versprechen, daß Sie sich mündlich deutlicher erklären wollten. Weil ich vieles entbehren muß, so möchte ich doch nicht gern alles entbehren, was ich mir von unserer Zusammenkunft versprochen habe.

Die beiden Seiten Folio sind voll, und die Glocke schlägt Eins nach Mitternacht. Nehmen Sie mit meinem unordent-

lichen Briefe fürlieb, ich bin wahrlich! etwas unruhig. Sie zweifeln wohl nicht, daß ich Ihnen von Herzen eine glückliche Reise wünsche. Ich bin zeitlebens

Ihr unveränderlicher Freund

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 9. März 1756.

Mein wertheſter Freund!

Ich habe Ihre Antwort auf meine beiden Briefe erhalten, und wenn Sie Ihr Verſprechen gehalten hätten, ſo hätte ich ſchon vor acht oder zehn Tagen das Vergnügen gehabt, mich mit Ihnen zu unterhalten. In Wahrheit, liebſter Leſſing, ich durſte ſehr nach dieſem Vergnügen. Ich habe in meinem Leben ſo viel Bekanntſchaften nicht gemacht, als ſeitdem Sie von hier weg ſind, und ich finde noch keinen einzigen, mit welchem ich die wenigen müßigen Stunden, die ich habe, ſo angenehm und ſo nützlich zubringen könnte als mit Ihnen. Wem erzähle ich aber dieſes? Einem Freunde, der in wenigen Tagen faſt vergeſſen muß, daß er Freunde in Deutſchland hat, den ich faſt nur deswegen habe kennen gelernt, um mich von ihm wieder zu trennen, und das Leere recht zu fühlen, das ſich mitten in einer herrlichen Bibliothek oft unſerer Seele bemeiſtert! Man hat vor einigen Wochen aus Leipzig geſchrieben, Sie wären ſchon wieder von da weg, und ich hoffte damals ganz gewiß, Sie würden auf dem Wege hieher begriffen ſein.

Was machen Sie? Soll ich denn gar nichts von Ihnen

zu lesen bekommen? Wie steht es um den Auszug des Goldoni, den Sie zu einem Stücke in der Bibliothek anher schicken wollten? Wie steht es um die 5 Komödien, die noch vor Ostern hätten die Presse verlassen sollen?

Ich bin unter andern mit einem Lieutenant Jacobi bekannt geworden, der ein sehr geschickter Mann, ein guter Mathematiker und ein gründlicher Methaphysiker ist. Ich habe mit demselben den Hrn. Prof. Baumgarten abermals besucht. Es bessert sich, Gott Lob! mit seiner Gesundheit. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr Ihnen dieser Mann zugethan ist. Er bedauert es sehr, daß er Sie nicht allhier angetroffen hat.

Leben Sie indessen wohl! Ich bin

Ihr

beständiger Freund

Moses.

Lessing an Mendelssohn.

Leipzig, den 28. April 1756.

Ist es möglich, daß wir einander so lange nicht geschrieben haben? Wenn es eine natürliche Folge von meinem Reisen sein soll, daß ich immer so wenig Nachricht von Ihnen bekomme, so werde ich mein Reisen von dieser Seite sehr hassen. Zwar ich glaube fest, Sie würden mir fleißiger geschrieben haben, wenn Sie mich nicht in Berlin von Tag zu Tag persönlich erwartet hätten. Ich glaube es ganz gewiß. Glauben Sie mir nur auch, daß ich Ihnen fleißiger würde geschrieben haben, wenn ich nicht von Tag zu Tag nach Berlin zu

kommen gehofft hätte. Ich hoffe es noch. Wenn mich meine Hoffnung betrügt, so werde ich Deutschland mit dem vergnügtesten Herzen nicht verlassen. Wir gehen den 7. Mai von hier ab, und also noch vor der Messe. Ich bin unentschlossen, aber was das Unglück ist, mein Reisegefährte ist es noch zehnmal mehr als ich, so daß wir es noch nicht einmal wissen, ob wir unsern Weg nach Hamburg über Berlin oder Braunschweig nehmen werden. Dieses ist Alles, was ich Ihnen jezt melden will. Künftigen Posttag sollen Sie einen Brief nach unserer Art von mir bekommen. Sie sollen ihn gewiß bekommen, denn ich habe Ihnen hundert Kleinigkeiten zu schreiben, von der Art, wie wir in unsern Morgengesprächen abzuhandeln pflegten. Leben Sie unterdessen wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir, sobald es Ihnen möglich ist. Ich bin zeitlebens

Ihr

ergebenster Freund

Lessing.

N. S. Mein Kompliment an die Herren Naumann, Möchler und die würdigen Freunde aus Ihrer Nation. Versichern Sie dem erstern, daß ich ehestens an ihn schreiben würde.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 2. Aug. 1756.

Theuerster Freund!

Sie müssen sich unmöglich das Vergnügen, das uns Ihre Briefe verursachen, lebhaft genug vorstellen können. Sie würden gewiß sonst manche Stunde den Endzweck Ihrer Reise,

die Sättigung der Neubegierde, aus den Augen setzen, um desto öfter an Ihre Freunde zu gedenken, an Ihre Freunde, wertheſter Leſſing! die es gewiß in dem ganzen Umfange ſind, den Sie dieſem Worte zu geben pflegen. Ich will dem allgemeinen Wahne der Menſchen gern allen Kummer verzeihen, daß er mir den beſten Freund, den getreueſten Rathgeber von meiner Seite getrennt hat, wenn dieſer beſte Freund nur fortfahren will, mir die Verſicherung zu geben, daß er mich noch liebet, daß er mich noch ſo zärtlich liebet, als damals, da mir eine jede Unterredung mit ihm eine neue Aufmunterung war, beides, meinen Verſtand und mein Herz zu beſſern. Noch eine einzige Verſicherung wünſche ich mir von Ihnen, und wenn ich dieſe erlange, ſo will ich mich gern in die Nothwendigkeit zu ſchicken wiſſen. Wenn Sie Ihre Reiſe vollendet und einmal genug die Welt angegafft haben werden, wenn Sie ſich dereinſt entſchließen werden, alle Ihre neugierigen Blicke auf Ihr eigenes Herz, und auf das Herz Ihrer Freunde einzuſchränken, wollen Sie alsdann dieſe ruhigern Tage bei uns zubringen? Wenn es Ihnen doch möglich wäre, hierauf mit Gewißheit Ja zu antworten!

Sie wollen, ich ſoll Ihnen Alles ſchreiben, was die Neugierigkeit eines Freundes zu wiſſen verlangen kann, und ich werde Ihnen melden, wie ich meine Zeit zubringe, weil dieſes das Vornehmſte iſt, das ich von Ihnen zu wiſſen verlange. — Ich bin der grübelnden Metaphyſik auf einige Zeit ungetreu worden. Ich beſuche Hrn. Nikolai ſehr oft in ſeinem Garten. (Ich liebe ihn wirklich, theuerſter Freund! und ich glaube, daß unſere Freundſchaft noch dabei gewinnen muß, weil ich in ihm Ihren wahren Freund liebe.) Wir leſen Gedichte, Herr Nikolai lieſt mir ſeine eigenen Ausarbeitungen

vor, ich ſitze auf meinem kritiſchen Richterſtuhle, bewundere, lache, billige, tadle, bis der Abend hereinbricht. Dann denken wir noch einmal an Sie, und gehen, mit unſerer heutigen Verrichtung zufrieden, von einander. Ich bekomme einen ziemlichen Anſatz zu einem Beleſprit. Wer weiß, ob ich nicht gar einſt Verſe mache? Madame Metaphyſik mag es mir verzeihen. Sie behauptet, die Freundſchaft gründe ſich auf eine Gleichheit der Neigungen, und ich finde, daß ſich, umgekehrt, die Gleichheit der Neigung auch auf die Freundſchaft gründen könne. Ihre und Nikolai's Freundſchaft hat es dahin gebracht, daß ich dieſer ehrwürdigen Matrone einen Theil meiner Liebe entzogen, und ihn den ſchönen Wiſſenſchaften geſchenkt habe. Unſer Freund hat mich ſogar zum Mitarbeiter an ſeiner Bibliothek gewählt, aber ich fürchte, er wird unglücklich gewählt haben.

Der zweite Theil des Meſſias hat mir an vielen Stellen überaus wohlgefallen, und ich ſchreibe es meiner Religion zu, daß er mir nicht allenthalben gleich gefallen hat. Der 8te und 9te Geſang ſchien mir etwas langweilig, der 10te hingegen alle vorhergehende zu übertreffen. Beſonders ſind einige Hymnen, einige entworfene Karaktere, und das Geſpräch Satans mit Adramelech, meines Erachtens, Meiſterſtücke. Sonſt ſind die Karaktere der Hauptperſonen gut ſoutenirt, der Knoten einfach geſchürzt, und die Auflöſung homeriſch vorbereitet. Der Kunſtgriff, den Abadonna wieder auf die Schaubühne zu bringen, iſt ſo ungekünſtelt als meiſterlich. Iſt aber der Poet nicht unglücklich, daß jezt ſelbſt, da Alles in der ſtärkſten Bewegung ſein ſoll, der Held wenigſtens todt zu ſein ſcheint, und die Aktion der übrigen Perſonen nichts als eine ſtumme Bewunderung, und eine inbrünſtige Andacht ſein kann? Ich ſage,

er ist unglücklich; denn er hat wirklich alle seine Kräfte angewendet, in die Empfindung der Anwesenden eine kleine Schattirung zu bringen, die den Schein einer Aktion hat; aber alle die Heiligen, die er aus den Gräbern ruft, können doch nichts anders thun, als anschauen, heilige Hände falten und beten. Ja vielleicht ist dieser große Dichter auch darin unglücklich, daß alle kleine Umstände seines Subjekts allzu bekannt sind, und daß er nicht den mindesten Umstand darin ändern könnte, ohne sich in theologische Streitigkeiten einzulassen. Es wäre mehr als ein Wunder, wenn sich eine Begebenheit so in der Natur zugetragen hätte, wie sie der Dichter braucht. — Jedoch bin ich nicht ein wenig unbesonnen, daß ich Ihnen mein Urtheil über ein Gedicht schreibe? Gehört denn dieses unter die Sachen, die Sie von mir zu wissen verlangen? Leben Sie also wohl, weil ich doch nichts Wichtigeres zu schreiben weiß, und bleiben Sie beständig mein Freund, so wie ich unaufhörlich der Ihrige bin.

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 23. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich muß mich aufmachen, daß ich Ihnen wieder voraus komme. Sie machen es ungefähr wie die alten Wettläufer, die ihrem Rival einen kleinen Vorschritt gelassen, um ihn desto plötzlicher zu überraschen, und den eingebildeten Sieg ihm unvermuthet aus den Händen zu reißen. In Wahrheit, Ihr letzter Brief

an Herrn Nikolai enthält so viel Merkwürdiges, daß ich mir einige Zeitfrist ausbitten muß, alle Ihre Gedanken reiflich zu überlegen, bevor ich darauf antworten kann. Wenn Ihnen die Langeweile zu Leipzig diese vortrefflichen Gedanken eingegeben, so gerathe ich fast in Versuchung, Ihnen öfters Langeweile zu wünschen. Ich bitte mir indessen vorläufig einige Erläuterung über Ihre Gedanken von der Bewunderung aus. Wenn Sie hierin den rechten Punkt verfehlt hätten, so verspreche ich mir, Ihr ganzes System niederreißen zu können.

Wenn wir an einem Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsere Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menschlichen Natur gehabt haben, übertreffen, so gerathen wir in einen angenehmen Affekt, den wir Bewunderung nennen. Da nun eine jede Bewunderung ungemein gute Eigenschaften zum Grunde hat, so muß dieser Affekt schon an und für sich selbst, und ohne in Absicht des Mitleidens, dessen die bewunderte Person entbehren kann, in dem Gemüthe des Zuschauers ein Vergnügen zuwege bringen. Ja es muß sogar der Wunsch in ihm entstehen, dem bewunderten Helden, wo es möglich ist, nachzueifern; denn die Begierde zur Nacheiferung ist von der anschauenden Erkenntniß einer guten Eigenschaft unzertrennlich, und ich werde nicht nöthig haben, Ihnen die Erfahrung anzuführen, daß diese Begierde öfters die vortrefflichste Wirkung gehabt hat.

Ich gestehe es, daß die Bewunderung öfters das Mitleiden mildert, oder, wenn Sie wollen, auf eine Zeit lang gänzlich aufhebt, das wir vorhin der leidenden Tugend aufgeopfert hatten. Allein sie thut dieses nicht immer, und wenn sie es thut, so ist es bloß eine zufällige Wirkung, die unmöglich ihren ganzen Werth erschöpfen kann, weil sie ihr mit dem völ-

ligen Tode des Helden gemein ist. Die todte Zaire fodert eben so wenig unser Mitleiden, als der sterbende Gusmann, und dennoch ist es etwas mehr als ein gedämpftes Mitleiden, das uns in dem vortrefflichsten Betragen dieses Letztern dahin reißt, und, wo ich nicht irre, in jeder menschlichen Brust den Wunsch erzeugt, eben so erhabener Gesinnung fähig zu sein. Wenn Mithridates in den bedrängtesten Umständen, darin er sich befindet, noch mit einem Anschlage auf Rom schwanger geht, und seinen Söhnen den Plan dazu so vortrefflich auseinandersetzt, daß wir sogar die Möglichkeit der Ausführung einsehen; so erregt er unstreitig Bewunderung. Hat aber Mithridates mißliches Schicksal im Kriege wider die Römer uns je zum Mitleiden bewogen? Würde es nicht ein unverzeihlicher Fehler des Dichters sein, wenn er ein Mitleiden dämpfen wollte, das gleichsam außer der Scene vorgegangen und in die Verwickelung kaum den allerentferntesten Einfluß hat? Bitten Sie also die Bewunderung, diese Mutter der Tugend, um Verzeihung, daß Sie von ihrem Werthe so nachtheilig gedacht haben. Sie ist nicht bloß ein Ruhepunkt des Mitleidens, der nur deswegen da ist, um dem von neuem aufsteigenden Mitleiden wieder Platz zu machen; nein! die sinnliche Empfindung des Mitleidens macht einer höhern Empfindung Platz, und ihr sanfter Schimmer verschwindet, wenn der Glanz der Bewunderung unser Gemüth durchdringt. Die Bewunderer der Alten mögen zusehen, wie sie es entschuldigen wollen, daß die größten Dichter Griechenlands nie bewundernswürdige Karaktere auf die Bühne gebracht haben. So viel mir von ihren Trauerspielen bekannt ist, weiß ich mich nicht einen einzigen Zug eines Karakters zu erinnern, der von Seiten seiner Moralität unsere Bewunderung verdienen sollte.

Ihre Bildhauer haben sich diesen würdigen Affekt besser zu Nutze gemacht. Sie haben die Leidenschaften fast durchgehends von einem gewissen Heroismus begleiten lassen, dadurch sie ihre Karaktere etwas über die Natur erheben, und die Kenner gestehen, daß ihre Bildsäulen von dieser Seite fast unnachahmlich sind.

Ich will mein langweiliges Geschwätz hier abbrechen. Meine Gedanken vom Schrecken und vom Weinen kann ich Ihnen nicht eher eröffnen, bis ich mich mit unserm Herrn Nikolai darüber besprochen habe. Es scheint mir immer, als wenn eine jede Illusion vom Schrecken, auch ohne Beihülfe des Mitleidens, angenehm sein müsse. Ein Beispiel davon sei die von Aristoteles angeführte gemalte Schlange, oder vielmehr die von Ihnen selbst angeführte Erscheinung eines Geistes auf der Schaubühne. Die Art und Weise, wie Sie dieses Schrecken auf ein Mitleiden reduziren wollen, ist allzu spitzfindig, als daß sie natürlich sein könnte. Ueber alles dieses wollen wir uns weitläuftiger herauslassen, wenn wir erst unsere Gedanken von der Wirkung der theatralischen Illusion, und von dem Streite derselben mit der deutlichen Erkenntniß, in Ordnung gebracht haben. Dieses soll geschehen, sobald der Krieg die Handlung so sehr zu Grunde gerichtet haben wird, daß sowohl Herr Nikolai als ich einige Stunden zur Spekulation übrig haben werden. Ich lasse jezt meine Gedanken von der Wahrscheinlichkeit abschreiben, um sie Ihnen zu überschicken. Sie werden mir verzeihen, daß ich die Geduld unsers Herrn Nikolai nicht gehabt habe, die besten Gedanken daraus in einen Auszug zusammen zu ziehen, um Sie der Mühe zu überheben, Alles durchzulesen. Es gehört auch eine besondere Gabe dazu, dasjenige kurz vorzubringen, was man weit-

läuftig gedacht hat. Leben Sie wohl, mein theuerster Lessing, und wachen Sie beständig auf alle Schritte

Ihres

wahren Freundes

Moses.

Alle meine Freunde sind auch die Ihrigen.

Lessing an Mendelssohn.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten; denn was bei mir nicht den Augenblick geschieht, das geschieht entweder gar nicht, oder sehr schlecht. Da ich aber nichts weniger als Langeweile habe, und den größten Theil des Tages mit unsern Gästen zubringen muß — (denn das wissen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von preußischer Einquartierung verschont ist?) so werde ich von der Faust wegschreiben, und meine Gedanken unter der Feder reif werden lassen.

Es kömmt mir sehr gelegen, was Sie von der Bewunderung sagen; und in meinem Briefe an unsern Freund habe ich diesen Affekt nicht sowohl überhaupt erklären, als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerspiele hervorbringe; eine Wirkung, die Sie selbst nicht ganz in Abrede sind.

Wir gerathen in Bewunderung, sagen Sie, wenn wir an einem Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsere Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menschlichen

Natur gehabt haben, übertreffen. In dieser Erklärung finde ich zweierlei Dinge, die zweierlei Namen verdienen, und in unserer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an einem gute Eigenschaften gewahr werde, die meine Meinung von ihnen übertreffen; so heißt das nicht, ich bewundere ihn, sondern ich verwundere mich über ihn. Bewundern Sie den sterbenden Gusmann? Ich nicht, ich verwundere mich bloß, daß aus einem christlichen Barbaren so geschwind ein Mensch geworden ist, ja ich verwundere mich so sehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung ist zu jäh, und nach dem Karakter des Gusmann durch nichts wahrscheinlich zu machen, als durch eine übernatürliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es selbst gemerkt haben:

> Sieh hier den Unterschied der Götter, die wir ehren,
> Die Deinen konnten dich nur Wuth und Rache lehren.

Bis diesen Augenblick habe ich den Gusmann gehaßt: ich freue mich fast, daß ihn der Wilde erstochen hat; er erstach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüstete; wo sollte das Mitleiden herkommen? Nunmehr aber höre ich, er vergiebt; er thut die erste und letzte gute That, die ich nicht von ihm erwartet hätte; das Mitleid erscheint an der Hand der Verwunderung, das ist, es entsteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenschaft. Ich sage mit Fleiß: plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe die Spekulation noch daran Theil nehmen konnte. Ich bin, als ich diese Scene zum ersten Male las, über die Vergebung des Gusmann erschrocken. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte seine Beschämung, seine schmerzliche Erniedrigung, ich fühlte es, was es

einem Geiste, wie dem seinigen, kosten müsse, zu sagen: ich schäme mich der Rache! Zum Tode, dem kleinern Uebel, war er vorbereitet; zur Vergebung, dem größern, nicht.

Also, wenn ein Böswicht oder jede andere Person eine gute Eigenschaft zeigt, die ich in ihm nicht vermuthet hätte, so entsteht keine Bewunderung, sondern eine Verwunderung, welche so wenig etwas Angenehmes ist, daß sie vielmehr weiter nichts, als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Karakter mehr sein muß, als man sich Anfangs darin zu finden verspricht. Wenn der Geizige auf einmal freigebig, der Ruhmredige auf einmal bescheiden wird; so verwundert man sich, bewundern aber kann man ihn nicht.

Wenn nun dieser Unterschied keine falsche Spitzfindigkeit ist, so wird die Bewunderung allein da Statt finden, wo wir so glänzende Eigenschaften entdecken, daß wir sie der ganzen menschlichen Natur nicht zugetrauet hätten. Um dieses näher einzusehen, glaube ich, werden folgende Punkte etwas beitragen können.

Was sind dieses für glänzende Eigenschaften, die wir bewundern? Sind es besondere Eigenschaften, oder sind es nur die höchsten Grade guter Eigenschaften? Sind es die höchsten Grade guter Eigenschaften, oder nur einige derselben?

Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer, dem Pöbel, so oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entscheiden. Seine, des Pöbels Fähigkeiten sind so gering, seine Tugenden so mäßig, daß er beide nur in einem leidlichen Grade entdekken darf, wenn er bewundern soll. Was über seine enge

Sphäre ist, glaubt er über die Sphäre der ganzen menschlichen Natur zu sein.

Lassen Sie uns also nur diejenigen Fälle untersuchen, wo die bessern Menschen, Menschen von Empfindung und Einsicht, bewundern. Untersuchen Sie Ihr eigen Herz, liebster Freund! Bewundern Sie die Gütigkeit des Augustus, die Keuschheit des Hippolytus, die kindliche Liebe der Chimene? Sind diese und andere solche Eigenschaften über den Begriff, den Sie von der menschlichen Natur haben? Oder zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung selbst, die sie in Ihnen erwecken, daß sie noch innerhalb dieses Begriffes sind?

Was für Eigenschaften bewundern Sie denn nun? Sie bewundern einen Cato, einen Esser — mit einem Worte, nichts als Beispiele einer unerschütterten Festigkeit, einer unerbittlichen Standhaftigkeit, eines nicht zu erschreckenden Muths, einer heroischen Verachtung der Gefahr und des Todes; und alle diese Beispiele bewundern Sie um so viel mehr, je besser Sie sind, je fühlbarer Ihr Herz, je zärtlicher Ihre Empfindung ist. Sie haben einen zu richtigen Begriff von der menschlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindliche Halten für schöne Ungeheuer, für mehr als Menschen, aber gar nicht für gute Menschen halten sollten. Sie bewundern sie also mit Recht; aber eben deswegen, weil Sie sie bewundern, werden Sie ihnen nicht nacheifern. Mir wenigstens ist es niemals in den Sinn gekommen, einem Cato oder Esser an Halsstarrigkeit gleich zu werden, so sehr ich sie auch wegen dieser Halsstarrigkeit bewundere, die ich ganz und gar verachten und verdammen würde, wenn es nicht eine Halsstarrigkeit der Tugend zu sein schiene.

Ich werde also der Bewunderung nichts abbitten, sondern

ich verlange, daß Sie es der Tugend abbitten sollen, sie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben. Es ist wahr, sie ist sehr oft die Tochter der Nacheiferung, und die Nacheiferung ist eine natürliche Folge der anschauenden Erkenntniß einer guten Eigenschaft. Aber muß es eine bewundernswürdige Eigenschaft sein? Nichts weniger. Es muß eine gute Eigenschaft sein, deren ich den Menschen überhaupt, und also auch mich, fähig halte. Und diese Eigenschaften schließe ich so wenig aus dem Trauerspiele aus, daß vielmehr, nach meiner Meinung, gar kein Trauerspiel ohne sie besteht, weil man ohne sie kein Mitleiden erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenschaften ausgeschlossen haben, die wir unter dem allgemeinen Namen des Heroismus begreifen können, weil jede derselben mit Unempfindlichkeit verbunden ist, und Unempfindlichkeit in dem Gegenstande des Mitleidens mein Mitleiden schwächt.

Lassen Sie uns hier bei den Alten in die Schule gehen. Was' können wir nach der Natur für bessere Lehrer wählen? Um das Mitleiden desto gewisser zu erwecken, wurden Oedipus und Alceste von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt weibisch; und diese jammert mehr als weibisch; sie wollten sie lieber zu empfindlich, als unempfindlich machen; sie ließen sie lieber zu viel Klagen ausschütten, zu viel Thränen vergießen als gar keine.

Sie sagen, das benehme der Bewunderung ihren Werth nicht, daß sie das Mitleiden schwäche oder gar aufhebe, weil sie dieses mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie irren hier aus zu großer Scharfsinnigkeit. Unter 1000 Menschen wird nur ein Weltweiser sein, welcher den Tod nicht für das größte Uebel, und das Todtsein nicht für eine Fortdauer dieses

Uebels hält! Das Mitleiden hört also mit dem Tode noch nicht auf; gesetzt aber, es hörte auf, so würde dieser Umstand weiter nichts, als die Ursache der Regel sein, warum sich mit dem Tode des Helden auch das Stück schließen müsse. Kann sich aber das Stück mit der Bewunderung schließen? Wenn ich aber gesagt habe, der tragische Dichter müsse die Bewunderung so wenig sein Hauptwerk sein lassen, daß er sie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleidens machen müsse; so habe ich dieses damit sagen wollen, er solle seinem Helden nur so viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanständige Art unter seinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn sein Unglück lassen; er muß es ihn recht fühlen lassen; denn sonst können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn lassen einen effort thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schicksal gewachsene Seele zu zeigen scheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer schmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem Mithridat des Racine sagen, ist, glaube ich, eher für mich, als für Sie. Eben die edelmüthige Scene, wo er seinen Söhnen den Anschlag, vor Rom zu gehen, entdeckt, ist Ursache, daß wir mit ihm wegen seines gehabten mißlichen Schicksals in dem Kriege wider die Römer kein Mitleiden haben können. Ich sehe ihn schon triumphirend in Rom einziehen, und vergesse darüber alle seine unglücklichen Schlachten. Und was ist denn diese Scene bei dem Racine mehr, als eine schöne Flickscene? Sie bewundern den Mithridat, diese Bewunderung ist ein angenehmer Affekt; sie kann bei einem Karl dem XII. Nacheiferung erwecken, aber wird es dadurch unwahr, daß sie sich besser in ein Heldengedicht als in ein Trauerspiel schicke?

Doch ich will aufhören zu schwatzen, und es endlich bedenken, daß ich an einen Wortsparer schreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher, schlecht oder gut, gesagt habe, nicht gesagt haben; ich will Alles wahr sein lassen, was Sie von ihr sagen. Sie ist dennoch aus dem Trauerspiele zu verbannen.

Denn — doch ich will erst eine Erläuterung aus dem Ursprunge des Trauerspiels voranschicken. Die alten Trauerspiele sind aus dem Homer, ihrem Inhalte nach, genommen, und diese Gattung der Gedichte selbst, ist aus der Absingung seiner Epopeen entsprungen. Homer und nach ihm die Rhapsodisten wählten gewisse Stücke daraus, die sie bei feierlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brod, abzusingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was für Stücke von dem Volke am liebsten gehört wurden. Heldenthaten hört man nur einmal mit sonderlichem Vergnügen; ihre Neuigkeit rührt am meisten. Aber tragische Begebenheiten rühren, so oft man sie hört. Diese also wurden vorzüglich vor andern Begebenheiten bei dem Homer ausgesucht, und anfangs, so wie sie erzählungsweise bei dem Dichter stehen, gesungen, bis man darauf fiel, sie dialogisch abzutheilen, und das daraus entstand, was wir jezt Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben sowohl aus den Heldenthaten ein dialogisches Ganze machen können? Freilich, und sie würden es gewiß gethan haben, wenn sie nicht die Bewunderung für eine weit ungeschicktere Lehrerin des Volks als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das ist ein Punkt, den Sie selbst am besten beweisen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verstande, in welchem es nichts ist, als das sonderliche Wohlgefallen an

einer seltenen Vollkommenheit, bessert vermittelst der Nacheiferung, und die Nacheiferung setzt eine deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben diese Erkenntniß? Und wo diese nicht ist, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen bessert unmittelbar; bessert, ohne daß wir selbst etwas dazu beitragen dürfen; bessert den Mann von Verstand sowohl als den Dummkopf.

Hiemit schließe ich. Sie sind mein Freund; ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich sehe Ihren fernern Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegen sehen muß. Jetzt habe ich mich, in Ansehung des Briefschreibens, in Athem gesetzt; Sie wissen, was Sie zu thun haben, wenn ich darin bleiben soll. Leben Sie wohl, und lassen Sie unsere Freundschaft ewig sein!

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Schreiben Sie immer, wenn ich bitten darf, Ihre langen Briefe an Hrn. Nikolai. Er hat das Glück, daß Sie ihm immer die besten Briefe schreiben. In Wahrheit, der kurze Brief an Nikolai enthält bessere Gedanken, als der lange, der mir zu Theil geworden. Ich schicke Ihnen Ihren Brief mit, weil ich ihn stückweise widerlegen will, aber ich beschwöre Sie, mir ihn wieder zuzustellen. Er soll mir zur Demüthi-

gung dienen; denn er beweiset, welch ein kleiner Gegner ich sein müsse, daß man sich mit solchen schlechten Waffen wider mich vertheidigen zu können glaubt! Zur Sache!

Ich glaube, die jezigen politischen Begebenheiten haben Sie veranlaßt, Bewunderung mit Verwunderung zu vertauschen. Eine unvermuthete Begebenheit, deren Ursache ich nicht ergründen kann, setzt mich in Verwunderung. So verwundere ich mich über den Donner, über die Elektrizität, über die Handlungen eines Menschen, die in seinem moralischen Karakter nicht gegründet zu sein scheinen, und endlich über Sie, wenn Sie mir eine so fehlerhafte Distinktion einbilden wollen. Ich bewundere hingegen einen Menschen, an welchem ich eine gute Eigenschaft gewahr werde, die ich ihm nicht zugetrauet habe, die aber dennoch in seinem sittlichen Karakter gegründet ist. Staleno (ein Exempel, das Ihnen bekannt sein würde, wenn Sie Ihre eigenen Schriften fleißig gelesen hätten) verwunderte sich anfangs über seinen Freund Philto, daß er eine Schelmerei hat begehen können, die mit seinem Karakter gar nicht überein kömmt. Allein eben der Staleno bewunderte die Gesinnung seines Freundes, als er ihn auf eine sehr vortheilhafte Art von seiner Unschuld überzeugte, und verwunderte sich gewissermaßen über sich selbst, daß er so nachtheilige Gedanken hat von seinem Freunde hegen können.

Ist die Religion anders nicht fähig, eine so plötzliche Veränderung zu verursachen, als Voltaire in dem Gemüthe des Gusmann vorgehen läßt; so erregt die schnellste Bekehrung dieses Christen Verwunderung, und der Dichter ist, wie Sie selbst bemerken, zu tadeln, daß er zwei so widersinnige Karaktere in der Person des Gusmann vereinigt hat.

Wäre es aber der Religion nicht unmöglich, einen Menschen plötzlich zu bekehren, (und dieses ist nach der herrschenden Meinung wenigstens poetisch wahrscheinlich) so erregt der Karakter des Gusmann Bewunderung, weil die Besserung, die wir ihm nicht zugetrauet haben, dennoch in seinem Karakter gegründet ist. Ja, Ihre eigene Empfindung hätte Sie überzeugen können, daß das Letztere sein müsse; denn wenn die Besserung des Gusmann schlechterdings seinem Karakter widerspräche, so hätte sie in Ihnen wohl Unwillen über den fehlerhaften Dichter, aber nicht Schrecken, aber keine sympathetische Beschämung mit dem betroffenen Zamor erregen können. Diese Anmerkung gebe ich Ihnen zu bedenken.

Ueberhaupt, eine jede Handlung, die sich mit dem bekannten Karakter der handelnden Person nicht reimen läßt, setzt uns in Verwunderung, und ist in dramatischen Stücken ein Fehler des Dichters, außer wenn sich die Verwunderung zuletzt in Bewunderung auflöst, d. i. wenn wir in der Entwickelung solche Umstände erfahren, die die Handlung wirklich wahrscheinlich machen. Ich halte diese Art von Knoten für die vortreflichste, in welcher die Handlungen einer sonst tugendhaften Person mit ihrem Karakter zu streiten scheinen, zuletzt aber alle aus einer Quelle zu fließen befunden werden. Die Angehörigen der Clarissa müssen, wie von einem Donner gerührt, dastehen, als ihre Verwunderung über die widersprechende Aufführung ihres Clärchens plötzlich in eine Bewunderung ihrer siegenden Unschuld aufgelöset ward.

Ich komme zu meiner Definition von der Bewunderung zurück. Wenn eine vorzüglich tugendhafte Person (Cato) so handelt, daß er gleichsam die menschliche Natur übertrifft, oder wenn ein zweideutiger Karakter so handelt, daß er uns von

seinen Gesinnungen eine bessere Meinung beibringt, so entsteht Bewunderung. Jezt will ich mein eigen Herz untersuchen. Bewundere ich die Gütigkeit des Augustus? Ja! und zwar mit Cinna und dem römischen Volke, weil sie dem herrschsüchtigen Kaiser keine solche Sanftmuth zugetraut haben. Die Keuschheit des Hippolytus? Nein! Die kindliche Liebe der Chimene? Ja! in soweit ich keinem Frauenzimmer eine solche heroische Gewalt über ihre Leidenschaft zugetrauet hätte. — Bisher verträgt sich mein Herz noch ziemlich mit meinem Verstande. Allein ich bewundere auch einen Cato, einen Esser u. s. w. wegen ihrer ungemeinen heroischen Tugenden, und dennoch ist es mir niemals in den Sinn gekommen, ihnen hierin nachzueifern. Wie gehet dieses zu, da doch eine Eigenschaft, die ich bewundere, nothwendig nachahmungswürdig scheinen muß? Hier ist der Knoten, den Sie gefunden, aber nicht aufgelöst haben. Ich will mich bemühen, es für Sie zu thun.

Alle unsere Urtheile gründen sich entweder auf einen deutlichen Vernunftschluß, oder auf eine undeutliche Erkenntniß, welche man in Sachen, die die Wahrheit angehen, Einsicht, in Sachen aber, die die Schönheit betreffen, Geschmack zu nennen pflegt. Jene stützt sich auf eine symbolische Erkenntniß, auf die Wirkungen der obern Seelenkräfte; diese hingegen auf eine intuitive Erkenntniß, auf die Wirkung der untern Seelenkräfte. Es ist Ihnen bekannt, daß öfters der Geschmack oder die Einsicht (Bonsens) mit der symbolischen Erkenntniß streiten könne, ja daß die erstere öfters einen größern Einfluß in unsern Willen hat, als die leztere. (Ich bin auf einige ganz neue Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte gekommen, die ich Ihnen ehestens zur Beurtheilung vor-

legen werde.) Die theatralische Sittlichkeit gehört nicht vor den Richterstuhl der symbolischen Erkenntniß. Wenn der Dichter, durch seine vollkommen sinnliche Rede, unsere intuitive Erkenntniß von der Würde und Unwürde seiner Karaktere überzeugen kann, so hat er unsern Beifall. Wir verdunkeln gern die deutlichen Vernunftschlüsse, die sich unserer Illusion widersetzen; so wie wir uns vermittelst der Illusion in ein anderes Klima, in andere Umstände, und unter andere Menschen versetzen, um die Stärke der Nachahmung recht nachdrücklich zu fühlen. (Ich kann mich hierein nicht weiter einlassen, so lange Herr Nikolai noch nicht Zeit hat, die versprochenen Gedanken von der theatralischen Illusion mit mir zu entwickeln.) Weg also mit der deutlichen Ueberzeugung von der Nichtigkeit eines halsstarrigen Heldenmuths! Sie kann weder die Bewunderung noch den augenblicklichen Vorsatz der Nacheiferung stören, wenn der Dichter unsere untern Seelenkräfte hat einzunehmen gewußt. Aber sie kann verhindern, daß dieser augenblickliche Wunsch nie zur Wirklichkeit gedeihet, weil nach geendigter Illusion die Vernunft wieder das Steuer ergreift. Bei einem Menschen hingegen, der nicht Vorrath von deutlicher Erkenntniß genug hat, der Illusion die Stange zu halten, wird der Wunsch zur Nacheiferung anhaltend sein, und sogar in Thaten ausbrechen. Ein Beispiel sei Karl der XII., und jener Engländer, der sich, nachdem er den Cato hat aufführen sehen, ermordete, da man alsdann folgenden Spruch bei ihm fand: **What Cato does and Addison approves cannot be wrong.** — Jezt erklären sich eine Menge von Erscheinungen gleichsam von selbst. Werden Sie mich nun noch wohl fragen können, ob ich glaube, daß die Bewunderung uns mehr zur Nacheiferung antreiben kann, als die bloße Be-

trachtung guter Eigenschaften? Können Sie nunmehr noch zweifeln, daß die anschauende Erkenntniß der Vollkommenheit durch die Bewunderung sinnlicher wird, weil sie uns unvermuthet überrascht oder weil wir die anscheinende Vollkommenheit in einem solchen Grade antreffen, daß sie gleichsam über Natur und Schicksal siegt, und den unerschrockenen Helden zeigt, wo wir den gebeugten, unter seiner Last seufzenden Menschen erwarteten? — Also kann uns die Bewunderung auch solche Handlungen als nachahmungswürdig anpreisen, die wir mit der Vernunft für untugendhaft erkennen? hör' ich Sie fragen. — Allerdings! und dieses ist eine von den Ursachen, die Herrn Nikolai bewog zu behaupten, der Endzweck des Trauerspiels sei nicht eigentlich, die Sitten zu bessern.

Jedoch müssen Sie nicht denken, Ihr Mitleiden habe hierin einen Vorzug vor meiner Bewunderung. Auch das Mitleiden kann uns zu Untugenden bringen, wenn es nicht von der Vernunft regiert wird, von der kalten symbolischen Vernunft, die man gänzlich von dem Theater verbannen muß, wenn man gefallen will.

Ich gehe mit Ihnen in die Schule der alten Dichter, allein wenn wir sie verlassen, so kommen Sie mit mir in die Schule der alten Bildhauer. Ich habe ihre Kunststücke nicht gesehen, aber Winkelmann, (in seiner vortrefflichen Abhandlung von der Nachahmung der Werke der Griechen) dem ich einen feinen Geschmack zutraue, sagt: ihre Bildhauer hätten ihre Götter und Helden niemals von einer ausgelassenen Leidenschaft dahin reißen lassen. Man fände bei ihnen allezeit die Natur in Ruhe (wie er es nennt) und die Leidenschaften von einer gewissen Gemüthsruhe begleitet, dadurch die schmerzliche Empfindung des Mitleidens gleichsam mit einem Firnisse von Bewun-

derung und Ehrfurcht überzogen wird. Er führt den Laokoon z. E. an, den Virgil poetisch entworfen, und ein griechischer Künstler in Marmor gehauen hat. Jener drückt den Schmerz vortrefflich aus, dieser hingegen läßt ihn den Schmerz gewissermaßen besiegen, und übertrifft den Dichter um desto mehr, je mehr das bloße mitleidige Gefühl einem mit Bewunderung und Ehrfurcht untermengten Mitleiden nachzusetzen ist.

Ich habe gesagt, wenn die Bewunderung sonst nichts als ein Ruhepunkt des Mitleidens wäre, so würde es diese Wirkung mit dem Tode des bedauerten Helden gemein haben; und Sie glauben, ich habe geirrt, weil der größte Haufe das Todtsein für eine Fortdauer des Uebels hält. — Ich kann Ihnen auch dieses nicht gelten lassen. Warum bedauern wir die todte Zaire und bedauern nicht die sterbende Sara, oder den sterbenden Alten im Mahomet? Irgend weil sie über ihr Unglück durch ihre großen Gesinnungen siegen? Allein sie werden sterben? Unmöglich kann der gemeine Mann, oder unsere sinnliche Empfindung glauben, derjenige Tod — Jedoch hierin möchten Sie Recht haben.

Warum haben Sie aber meinen Einwurf nicht beantwortet? Wie kann uns in der Scene des Racine eine Bewunderung gefallen, die ein Mitleiden dämpfen soll, das wir gar nicht gefühlt haben? Sie sagen, es sei eine Flickscene des Racine? Wohl! aber sie ist doch schön; also ist die Bewunderung schön, auch wo sie kein Mitleiden zu stillen hat.

Ihr letzter Beweis, von dem Ursprunge des Trauerspiels hergenommen, gefällt mir einigermaßen. Ich zweifle aber, ob Sie bewundernswürdige Karaktere (ich meine solche wie Cato, Grandison, Brutus u. s. w.) im Homer finden werden. Im Ringen bestanden damals ihre heroischen und Bewunderung

erregenden Verdienste. Achilles ist am Ende des Spiels nichts als ein tapferer Schläger, und Agamemnon hat weiter kein Verdienst, als daß er ein König der Könige ist. Die Griechen scheinen zu Homers Zeiten von ihren Königen gedacht zu haben, ungefähr wie jezt die Franzosen von den ihrigen denken. Ulysses ist ein listiger Feldherr, und Calchas ein mittelmäßiger Priester, der lange so viel Bewunderung nicht erregen kann, als Ihr Theophanes. (Ich habe Ihren Theophanes vergessen. Dieser erregt bei dem Freigeiste Bewunderung, ob er gleich weiß, daß seine guten Eigenschaften nicht die ganze menschliche Natur übertreffen.) Ich will durch diese Anmerkung keineswegs den Homer heruntersetzen, und glaube vielmehr, daß ihn keiner von den Dichtern im Ganzen erreicht hat, die nachher gekommen sind, aber von der Seite der großen und Bewunderung erregenden Karaktere, dünkt mich, haben ihn viele übertroffen.

Ich habe noch eine kleine Anmerkung hinzuzuthun. Sie behaupten, der Dichter müsse seinen Helden nothwendig das Unglück empfinden lassen, wenn wir gerührt werden sollen, und nennen die Bewunderung bei dieser Gelegenheit abermals den Ruhepunkt des Mitleidens. Das Letztere bedarf keiner weiteren Widerlegung. Das Erstere hingegen gebe ich zu, aber aus einem ganz andern Grunde. Der Dichter muß uns sinnlich überzeugen, daß sein Held die Gefahr kennt, über welche ihn seine Unerschrockenheit hinwegsetzt. Durch eine bloße Erzählung der bedrängten Umstände, in welchen sich sein Held befindet, wird die Nachahmung nicht sinnlich genug. Wenn wir aber schon zum voraus für den Helden besorgt sind, wenn der Dichter die Geschicklichkeit besessen, uns auf andere Weise sinnlich zu überführen, daß der Held sein Unglück vor-

hersieht, daß alle Anwesende für ihn in Angst sind, weil sie die größte Gefahr vor Augen sehen; alsdann kann er ihn im völligen Triumphe über das drohende Schicksal erscheinen lassen. In der Geschichte des Grandison wird der Held von dem nichtswürdigen Hargrave herausgefodert. Alle Angehörige des Grandison können sich vor Schmerz kaum fassen, und zittern für sein unschätzbares Leben. Wie erstaunt man aber, als Grandison selbst mit seiner gewöhnlichen Munterkeit erscheint, und den größten Verdruß, der ihm hatte begegnen können, mit mehr als gleichgültigen Augen ansiehet! Er fühlet nichts, aber desto mehr fühlen Byron, Charlotte ꝛc., und der Leser wird von einer freudigen Bewunderung eingenommen, die gewiß den heißesten Wunsch der Nacheiferung in ihm zurückläßt.

So viel zu Widerlegung Ihrer Begriffe von der Bewunderung! Hingegen sind Ihre Gedanken vom Weinen unverbesserlich, und einige Kleinigkeiten, die ich dabei zu bemerken finde, verspare ich auf's Künftige.

Hier ist endlich meine Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit. Der Professor Arpinus hat in unserer Gesellschaft vorigen Donnerstag eine Widerlegung davon vorgelesen. Ich werde sie Ihnen ehestens nebst meiner Beantwortung überschicken. Ich bitte, meine Gedanken so freundschaftlich zu beurtheilen, als Sie Hekrn Nikolai's Abhandlung beurtheilt haben. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moses.

N. S. Schicken Sie mir ja Ihren Brief wieder mit, wenn ich Ihnen künftig trauen soll.

Nennen Sie mich noch einen Wortsparer?

Lessing an Mendelssohn.

Leipzig, den 18. Dec. 1756.

Liebster Freund!

Sie haben Recht; ich habe in meinem Briefe an Sie ziemlich in den Tag hinein geschwatzt. Heben Sie ihn nur immer auf; aber nicht zu Ihrer, sondern zu meiner Demüthigung. Er bleibe bei Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für albernes Zeug ich schreiben kann, wenn ich, wie ich mich auszudrücken beliebt habe, meine Gedanken unter der Feder reif werden lasse. Lassen Sie mich jezt versuchen, ob sie durch Ihre Einwürfe und Erinnerungen reifer geworden. Ich lösche die ganze Tafel aus, und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben. Von vorne!

Ich hatte in dem ersten Briefe an Herrn Nikolai von dieser Materie geschrieben: Die Bewunderung müsse in dem Trauerspiele nichts sein, als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verstanden? Herr Nikolai machte zu seiner zweiten Gattung der Trauerspiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieser Gattung also wird die Bewunderung zum Hauptwerke, das ist, das Unglück, das den Helden trifft, soll uns nicht sowohl rühren, als dem Helden Gelegenheit geben, seine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntniß in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

Ein solches Trauerspiel nun, sage ich, würde ein dialogisches Heldengedicht sein, und kein Trauerspiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Hrn. Nikolai ausgedrückt, ist der Stoff des Heldengedichts. Da Sie mir doch also wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein schönes Gedicht halte; so kann ich nicht einsehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie ist ein angenehmer Affekt, gut; aber kann ihr dieses die vornehmste Stelle in einem Trauerspiele verdienen? Das Trauerspiel (sagt Aristoteles, Hauptstück 14) soll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterschied gewähren, sondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigentlich zukömmt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andern laufen lassen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk ist, dem alle andere Affekte, das Mitleiden besonders, untergeordnet sind, so sei auch in dem Trauerspiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung besonders, sei ihm untergeordnet, das ist, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter läßt seinen Helden unglücklich sein, um seine Vollkommenheiten ins Licht zu setzen. Der Tragödienschreiber setzt seines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns sein Unglück desto schmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenstande des Mitleidens sein, und große Vollkommenheiten, sinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber diese großen Vollkommenheiten sollen in dem Trauerspiele nie ohne große Unglücksfälle sein, sollen mit diesen allezeit genau

verbunden sein, und sollen also nicht Bewunderung allein, sondern Bewunderung und Schmerz, das ist, Mitleiden erwecken. Und das ist meine Meinung. Die Bewunderung findet also in dem Trauerspiele nicht als ein besonderer Affekt Statt, sondern bloß als die eine Hälfte des Mitleidens. Und in dieser Betrachtung habe ich auch Recht gehabt, sie nicht als einen besondern Affekt, sondern nur nach ihrem Verhältnisse gegen das Mitleiden zu erklären.

Und in diesem Verhältnisse, sage ich noch, soll sie der Ruhepunkt des Mitleidens sein, nemlich da, wo sie für sich allein wirken soll. Da Sie aber zum zweitenmale auf dem Exempel des Mithridates bestehen, so muß ich glauben, Sie haben meine Worte so verstanden, als wollte ich mit diesem Ruhepunkte sagen, sie soll das Mitleiden stillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht sagen, sondern gleich das Gegentheil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem starken Affekte bleiben; also können wir auch ein starkes Mitleiden nicht lange aushalten; es schwächt sich selbst ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieses gemerkt, und das starke Mitleiden bis zuletzt verspart. Aber ich hasse die französischen Trauerspiele, welche mir nicht eher, als am Ende des fünften Aufzugs, einige Thränen auspressen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch sein ganzes Trauerspiel, er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle seines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das ist, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beständiger Zusammenhang solcher Stellen sein kann; so untermischt er sie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten seines Helden allein handeln und in diesen Stellen hat die Bewunderung,

als Bewunderung, Statt. Was sind aber diese Stellen anders, als gleichsam Ruhepunkte, wo sich der Zuschauer zu neuem Mitleiden erholen soll? Gestillt soll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden, das ist mir niemals in die Gedanken gekommen, und würde meinem Systeme schnurstracks zuwider sein.

Da nun aber diese Stellen (ich will sie die leeren Scenen nennen, ob sie gleich nicht immer ganze Scenen sein dürfen, weil die Bewunderung, oder die Ausmahlung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der einzige Kunstgriff ist, die leeren Scenen, wo die Aktion stille steht, erträglich zu machen) da, sage ich, diese leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden sein sollen, so müssen sie keine solchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, dessen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müssen. Gesetzt, ich sagte zu Jemanden: heute ist der Tag, da Titus seinen alten Vater auf einem Seile, welches von der höchsten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgespannt ist, in einem Schubkarren von oben herab führen soll. Wenn ich nun, dieser gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenschaften des Titus und seines Vaters auseinandersetzen, und sie beide zu Personen machen, die es um so viel weniger verdienen, daß sie sich einer solchen Gefahr unterziehen müssen, je würdiger sie sind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden ist der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmal abgeschnitten, so bald ich ihm sage, Titus ist ein Seiltänzer, der diesen Versuch schon mehr als einmal gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts, als eine Vollkommenheit des Titus den Zu-

hörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte, und dem Mitleiden also die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht bedauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus seinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will sterben lassen, das ist, wenn er uns am meisten durch seine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der schönsten Gasconaden, von seiner Verachtung des Todes, von seiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herschwatzen läßt? In eben dem Verhältnisse, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus diesem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemals aufhören wird zu gefallen. Polyeukt strebt ein Märtyrer zu werden; er sehnet sich nach Tod und Martern; er betrachtet sie als den ersten Schritt in ein überschwenglich seliges Leben; ich bewundere den frommen Enthusiasten, aber ich müßte befürchten, seinen Geist in dem Schooße der ewigen Glückseligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleiden mit ihm haben wollte.

Genug hievon; Sie können mich hinlänglich verstehen, um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmal, und ich will mich nunmehr über die Verschiedenheit zwischen den Wirkungen der Bewunderung und den Wirkungen des Mitleidens erklären. Aus der Bewunderung entspringt der Vorsatz der Nacheiferung; aber, wie Sie selbst sagen, dieser Vorsatz ist nur augenblicklich. Wenn er zur Wirklichkeit kommen soll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntniß dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß so stark fortdauern, daß der Vorsatz zur

Thätigkeit kommt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das ist doch Ihre Meinung? — Nun sage ich: in dem ersten Falle ist die Wirkung nicht der Bewunderung, sondern der deutlichen Erkenntniß zuzuschreiben, und zu dem andern Falle werden nichts geringeres als Fantasten erfodert. Denn Fantasten sind doch wohl nichts anders, als Leute, bei welchen die untern Seelenkräfte über die obern triumphiren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht sagen, dieser Fantasten sind sehr viele in der Welt, und es ist gut, wenn auch Fantasten tugendhafte Thaten thun. Wohl; so muß es denn eine von den ersten Pflichten des Dichters sein, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firniß der Bewunderung zu geben, so hätte Plato Recht, daß er sie aus seiner Republik verbannt wissen wollte. Herr Nicolai hätte also nicht schließen sollen: weil der Wein nicht selten blutige Gezänke erzeugt, so ist es falsch, daß er des Menschen Herz erfreuen soll; oder weil die Poesie oft schlechte Handlungen als nachahmungswürdig anpreiset, so kann ihr Endzweck nicht sein, die Sitten zu bessern.

Ich gehe noch weiter, und gebe Ihnen zu überlegen, ob die tugendhafte That, die ein Mensch aus bloßer Nacheiferung ohne deutliche Erkenntniß thut, wirklich eine tugendhafte That ist, und ihm als eine solche zugerechnet werden kann? Ferner dringe ich darauf: die Bewunderung einer schönen Handlung kann nur zur Nacheiferung eben derselben Handlung, unter eben denselben Umständen, und nicht zu allen schönen Handlungen antreiben; sie bessert, wenn sie ja bessert, nur durch besondere Fälle, und also auch nur in besondern Fällen. Man bewundert z. E. den Gusmann, der seinem

Mörder vergiebt. Kann mich diese Bewunderung ohne Zuziehung der deutlichen Erkenntniß antreiben, allen meinen Widersachern zu vergeben? Oder treibt sie mich nur, demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir selbst durch meine Mißhandlungen dazu gemacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich besser und sicherer sind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerspiel soll das Mitleiden nur überhaupt üben, und nicht uns in diesem oder jenem Falle zum Mitleiden bestimmen. Gesetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenstand mitleidig macht, nemlich vermittelst falscher Vollkommenheiten, durch die er meine Einsicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran ist nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird, und sich gleichsam gewöhnt, immer leichter und leichter rege zu werden. Ich lasse mich zum Mitleiden im Trauerspiele bewegen, um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen; findet aber das bei der Bewunderung Statt? Kann man sagen: ich will gern in der Tragödie bewundern, um eine Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, der ist der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat; so wie ohne Zweifel derjenige der beste Mensch ist, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sprünge gekommen? Schreie ich die Bewunderung durch das, was ich bisher gesagt habe, nicht für ganz und gar unnütz aus, ob ich ihr gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze einräume? Fast sollte es so scheinen; ich will es also immer wagen, Ihnen einen Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich seltsam klingt, weil er aber niemand Geringeres als

mich und den Homer rettet, Ihrer Unterſuchung vielleicht nicht unwürdig iſt.

Es giebt gewiſſe körperliche Fähigkeiten, gewiſſe Grade der körperlichen Kräfte, die wir nicht in unſerer willkührlichen Gewalt haben, ob ſie gleich wirklich in dem Körper vorhanden ſind. Ein Raſender, zum Exempel, iſt ungleich ſtärker, als er bei geſundem Verſtande war; auch die Furcht, der Zorn, die Verzweiflung und andere Affekte mehr, erwecken in uns einen größern Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote ſteht, als bis wir uns in dieſen oder jenen Affekt geſetzt haben.

Meine zweite vorläufige Anmerkung iſt dieſe. Alle körperliche Geſchicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunderung gelernt; wenigſtens das Feine von allen körperlichen Geſchicklichkeiten. Nehmen Sie einen Luftſpringer. Von den wenigſten Sprüngen kann er ſeinen Schülern den eigentlichen Mechanismus zeigen; er kann oft weiter nichts ſagen, als: ſieh nur, ſieh nur, wie ich es mache! das iſt, bewundere mich nur recht, und verſuch' es alsdann, ſo wird es von ſelbſt gehen; und je vollkommener der Meiſter den Sprung vormacht, je mehr er die Bewunderung ſeines Schülers durch dieſe Vollkommenheit reizt, deſto leichter wird dieſem die Nachahmung werden.

Heraus alſo mit meinem Einfalle! Wie, wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geſchildert hätte? Er kann leicht ein eben ſo guter Philoſoph geweſen ſein, als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt haben, daß die Bewunderung unſere Körper wohl tapfer und gewandt, aber nicht unſere Seelen tugendhaft machen könne. Achilles, ſagen Sie, iſt bei dem Homer nichts als ein tapferer Schläger; es mag ſein. Er iſt aber doch ein bewundernswürdiger Schläger, der bei einem Andern den Vor-

satz der Nacheiferung erzeugen kann. Und so oft sich dieser Andere in ähnlichen Umständen mit dem Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieses Helden wieder beifallen, wird sich auch seine gehabte Bewunderung erneuern, und diese Bewunderung wird ihn stärker und geschickter machen, als er ohne sie gewesen wäre. Gesetzt aber, Homer hätte den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muster der Großmuth gemacht. So oft sich nun ein Mensch von feuriger Einbildungskraft in ähnlichen Umständen mit ihm sähe, könnte er sich zwar gleichfalls seiner gehabten Bewunderung erinnern, und zufolge dieser Bewunderung gleich großmüthig handeln; aber würde er deswegen großmüthig sein? Die Großmuth muß eine beständige Eigenschaft der Seele sein, und ihr nicht bloß ruckweise entfahren.

Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, daß ich mich nicht selten zu unbestimmt oder zu nachlässig ausdrücke. Versuchen Sie es also, liebster Freund, sich durch Ihr eigenes Nachdenken in den Geist meines Systems zu versetzen. Und vielleicht finden Sie es weit besser, als ich es vorstellen kann.

In Vergleichung meiner, sollen Sie doch noch immer ein Wortsparer bleiben; denn ich habe mir fest vorgenommen, auch diesen zweiten Bogen noch voll zu schmieren. Ich wollte anfangs aus dem Folgenden einen besondern Brief an Herrn Nicolai machen; aber ich will seine Schulden mit Fleiß nicht häufen. Lesen Sie doch das 15te Hauptstück der aristotelischen Dichtkunst. Der Philosoph sagt daselbst: der Held eines Trauerspiels müsse ein Mittelkarakter sein; er müsse nicht allzu lasterhaft und auch nicht allzu tugendhaft sein; wäre er allzu lasterhaft, und verdiente sein Unglück durch seine Verbre-

chen, so könnten wir kein Mitleiden mit ihm haben; wäre er aber allzu tugendhaft, und er würde dennoch unglücklich, so verwandle sich das Mitleiden in Entsetzen und Abscheu.

Ich möchte wissen, wie Herr Nicolai diese Regel mit den bewundernswürdigen Eigenschaften seines Helden zusammenreimen könne. — — Doch das ist es nicht, was ich jezt schreiben will.

Ich bin hier selbst wider Aristoteles, welcher mir überall eine falsche Erklärung des Mitleidens zum Grunde gelegt zu haben scheint. Und wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, so habe ich es allein Ihrem bessern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Ist es wahr, daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menschen Entsetzen und Abscheu erweckt? Wenn es wahr ist, so müssen Entsetzen und Abscheu der höchste Grad des Mitleidens sein, welches sie doch nicht sind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältnisse wächst, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachsen, hört auf, mir angenehm zu sein, und wird desto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück ist.

Unterdessen ist es doch auch wahr, daß an dem Helden eine gewisse ἁμαρτία, ein gewisser Fehler sein muß, durch welchen er sein Unglück über sich gebracht hat. Aber warum diese ἁμαρτία, wie sie Aristoteles nennt? Etwa, weil er ohne sie vollkommen sein würde, und das Unglück eines vollkommenen Menschen Abscheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die einzige richtige Ursache gefunden zu haben; sie ist diese: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, sein Karakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das Eine nicht in dem Andern gegründet wäre und wir jedes von diesen zwei Stücken besonders denken würden. Ein Er-

empel wird mich verständlich machen. Canut sei ein Muster der vollkommensten Güte. Soll er nur Mitleiden erregen, so muß ich durch den Fehler, daß er seine Güte nicht durch die Klugheit regieren läßt, und den Ulfo, dem er nur verzeihen sollte, mit gefährlichen Wohlthaten überhäuft, ein großes Unglück über ihn ziehen; Ulfo muß ihn gefangen nehmen und ermorden. Mitleiden im höchsten Grade! Aber gesetzt, ich ließe den Canut nicht durch seine gemißbrauchte Güte umkommen; ich ließe ihn plötzlich durch den Donner erschlagen, oder durch den einstürzenden Pallast zerschmettert werden? Entsetzen und Abscheu ohne Mitleiden! Warum? Weil nicht der geringste Zusammenhang zwischen seiner Güte und dem Donner, oder dem einstürzenden Pallaste, zwischen seiner Vollkommenheit und seinem Unglücke ist. Es sind beides zwei verschiedene Dinge, die nicht eine einzige gemeinschaftliche Wirkung, dergleichen das Mitleiden ist, hervorbringen können; sondern, deren jedes für sich selbst wirkt. — Ein anderes Exempel! Gedenken Sie an den alten Vetter, ein Kaufmann von London; wenn ihn Bornvell erstticht, entsetzen sich die Zuschauer, ohne mitleidig zu sein, weil der gute Karakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu diesem Unglück angeben könnte. Sobald man ihn aber für seinen Mörder und Vetter noch zu Gott beten hört, verwandelt sich das Entsetzen in ein recht entzückendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil diese großmüthige That aus seinem Unglücke fließet und ihren Grund in demselben hat.

Und nun bin ich es endlich müde, mehr zu schreiben, nachdem Sie es ohne Zweifel schon längst müde gewesen sind, mehr zu lesen. Ihre Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen gelesen; wenn ich sie

noch ein paarmal werde gelesen haben, hoffe ich, Sie so weit zu verstehen, daß ich Sie um einige Erläuterung fragen kann. Wenn es sich von solchen Dingen so gut schwatzen ließe, wie von der Tragödie! Ihre Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte lassen Sie ja mit das Erste sein, was Sie mir schreiben. Ich empfehle Ihnen dazu meine Weitläuftigkeit, die sich wirklich eben so gut zum Vortrage wahrer, als zur Auskramung vielleicht falscher Sätze schickt.

Leben Sie wohl, mein liebster Freund, und werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben.

Lessing.

N. S. Damit dieser Brief ja alle Eigenschaften eines unausstehlichen Briefs habe, so will ich ihn auch noch mit einem P. S. versehen.

Sie haben sich schon zweimal auf die griechischen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß sie ihre Kunst besser verstanden hätten, als die griechischen Dichter. Lesen Sie den Schluß des 16ten Hauptstücks der aristotelischen Dichtkunst, und sagen Sie mir alsdann, ob den Alten die Regel von der Verschönerung der Leidenschaften unbekannt gewesen sei.

Der Held ist in der Epopee unglücklich, und ist auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen ist, darf er es nie in der andern sein. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Verschiedenheit dieser Arten irgendwo gehörig bestimmt gefunden hätte. Das Unglück des Helden in der Epopee muß keine Folge aus dem Karakter desselben sein, weil es sonst, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde; sondern

es muß ein Unglück des Verhängnisses und Zufalls sein, an welchem seine guten oder bösen Eigenschaften keinen Theil haben. **Fato profugus**, sagt Virgil von seinem Aeneas. Bei der Tragödie ist es das Gegentheil, und aus dem Oedip z. E. wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eins daraus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauerspiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn diese beiden Dichtungsarten keinen wesentlichern Unterschied, als den beständigen oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben sollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illusion mit dem Herrn Nicolai aufs Reine bringen werden, so vergessen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illusion eigentlich den dramatischen Dichter nichts angeht, und die Vorstellung seines Stücks das Werk einer andern Kunst, als der Dichtkunst, ist. Das Trauerspiel muß auch ohne Vorstellung und Akteurs seine völlige Stärke behalten, und diese bei dem Leser zu äußern, braucht sie nicht mehr Illusion als jede andere Geschichte. Sehen Sie deswegen den Aristoteles noch gegen das Ende des 6ten und den Anfang des 14ten Hauptstücks nach.

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Lessing!

Ich bin mit meiner Jahrrechnung zu Stande, und könnte nunmehr vollkommen ruhen und zufrieden leben, wenn ich nicht gewissermaßen für Ihre Ruhe besorgt wäre. Warum fliehen Sie diesen Ort der Unruhe, der Betrübniß und der allgemeinen Verzweiflung nicht? Kommen Sie zu uns, wir wollen in unserm einsamen Gartenhause vergessen, daß die Leidenschaften der Menschen den Erdball verwüsten. Wie leicht wird es uns sein, die nichtswürdigen Streitigkeiten der Habsucht zu vergessen, wenn wir unsern Streit über die wichtigsten Materien, die wir schriftlich angefangen, mündlich fortsetzen werden!

Sie sehen, wie weit ich es zu treiben gedenke. Ich sage, wir hätten den Streit erst angefangen, da Sie ihn vielleicht schon geendigt zu haben glauben. Jedoch metaphysische Streitigkeiten sind nicht so bald entschieden. An logischen Fechterstreichen darf es uns niemals fehlen.

Damit Sie aber nicht glauben, Sie hätten durch Ihren langen Brief gar nichts ausgerichtet; so muß ich Ihnen gleich voran sagen, daß ich in den meisten Stücken völlig Ihrer Meinung bin. Warum nicht in allen? fragen Sie. Geduld! Ich will Ihre Gedanken stückweise untersuchen. Gleich im Eingange weisen Sie den beiden tragischen Leidenschaften, der Bewunderung und dem Mitleiden, verschiedene Provinzen an, und wollen, daß jene in dem Gebiete des Heldengedichts, dieses aber auf der Schaubühne herrschen soll. Bei dieser Gelegenheit fragen Sie: Warum wollen wir die Arten

der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andere laufen lassen? Hier haben Sie ein Vorurtheil zur Schutzwehr genommen, das ich Sie selbst so oft habe bestreiten hören. Worauf gründet sich diese eingebildete Gränzscheidung? In Ansehung der Werke der Natur hat man in dem letzten Jahrhundert ausgemacht, daß sie von ihrer Meisterin in keine besondern und getrennten Klassen eingetheilt sind. Warum wollen wir die Kunst nicht auch hierin eine Nachahmerin der Natur werden lassen? Hat der Sprachgebrauch, die Autorität der Alten, die Eintheilung der Künste in ihre besondern Arten, und tausend andere Vorurtheile, nur solche dramatische Stücke mit dem Namen Trauerspiel belegt, die vornemlich Mitleiden erregen: so können sich die Sprachlehrer an diese Vorschrift halten. Aber die Vernunft redet anders; sie zählet eine jede große und würdige Begebenheit zu den Gegenständen des Trauerspiels, wenn sie nur durch die lebendige Vorstellung eines größern Grades der Nachahmung fähig ist. Schließen Sie also keine einzige Leidenschaft vom Theater aus. So bald die nachgeahmte Leidenschaft uns anschauend von der Vortrefflichkeit der Nachahmung überzeugen kann, so verdient sie auf der Bühne aufgeführt zu werden. Auch der Haß und der Abscheu können, trotz dem Aristoteles und allen seinen Anhängern, auf der Schaubühne gefallen, weil es genug ist, wenn die nachgeahmte Leidenschaft überzeugen kann, daß die Nachahmung dem Urbilde ähnlich sei. (Ich bitte, beikommende Gedanken über ästhetische Illusion vorher zu lesen, bevor Sie diese Stelle verurtheilen.)

Wir wollen indessen etwas näher zusammen kommen. Ich räume Ihnen ein, daß das Mitleiden uns leichter intui-

tive illudiren kann, als die Bewunderung. Ich meine, es ist leichter, uns durch ein nachgeahmtes Mitleiden zu überführen, daß die Nachahmung dem Urbilde ähnlich sei, als solches durch die Bewunderung zu bewerkstelligen. Gestehen Sie mir aber auch, daß sich die Kunst alsdann in ihrem vollen Glanze zeigt, wenn sie sich wagt, die feinsten Züge der Natur nachzuahmen, eine große Seele in ihrem hellsten Lichte vorzustellen, wenn sie einen Helden abbildet, der sich unter der Last der Drangsale muthig aufrichtet, sein Haupt bis in die Wolken erhebt, und die Donner unerschrocken um seine Füße brüllen hört, die wir aus einer ästhetischen Illusion mit der größten Angst sich um ihn haben zusammenziehen sehen. Der Weg ist schwer, sehr schwer, und nur große Geister können sich Hoffnung machen, ihn mit Erfolg zu betreten! Ich gestehe es; wenn aber hat mein Lessing für Wege gesorgt, darin mittelmäßige Geister fortkommen sollen?

Sie sagen, auf der Schaubühne müsse allezeit Schmerz und Bewunderung vermischt sein, und diese Vermischung nennen Sie Mitleiden. Was soll denn aus dem Cinna nach dieser Meinung werden? Kommen Sie mir ja nicht wieder mit Ihrem gekünstelten Mitleiden mit dem Cinna, daß er sich muß verzeihen lassen, oder mit dem August, daß ihm nicht erlaubt ist, sich zu rächen. Unsere Empfindungen denken so spitzfindig nicht.

Entschuldigen Sie Ihren Ausdruck, die Bewunderung sei der Ruhepunkt des Mitleidens, nur nicht. Freilich die Auseinandersetzung der Vollkommenheit, die den Helden zieren, oder vielmehr die Bekanntmachung seines Karakters kann nicht selten eine Nebenscene ausfüllen, einen Ruhepunkt des Mitleidens abgeben. Dieses ist aber nicht die

Bewunderung, sondern die Hochachtung, ein niederer Grad der Bewunderung, die uns eine Zeitlang unterhält, so wie wir öfters in der Komödie, um nicht immer zu lachen, rührende Stellen mit hinein bringen. Wo aber die Bewunderung der Hauptaffekt sein soll, da muß sie in einem Cato, in einem Brutus, in einem Grandison, und warum sage ich nicht, in einem Theophanes etwas mehr als solche subalterne Bedienungen haben. Es ist überhaupt das Schicksal aller theatralischen Leidenschaften, daß sie fast gar nicht mehr zu erkennen sind, wenn sie als Begleiterinnen anderer Leidenschaften erscheinen. Die Liebe z. B. ist eine rasende und entsetzliche Leidenschaft, wo sie, wie im Hippolytus, den ersten Rang einnimmt; wie kindisch und lächerlich ist sie aber in tausend französischen Stücken, wo sie nur einige Nebenscenen ausfüllt! Ich will den Polyeukt nicht entschuldigen; wo Sie ihn aber mit dem Kerl vergleichen, der vom Thurme hinunter purzeln soll, so glaube ich, der Springer hat das tertium comparationis verloren. Der Held muß das moralische Gute ungleich höher schätzen als das physische Gute. Wenn Schmerz, Ketten, Sklaverei und Tod mit einer Pflicht streiten, so muß er nicht anstehen, allen diesen Uebeln entgegen zu eilen, um seine Unschuld unbefleckt zu erhalten. Dieser innerliche Sieg, den seine göttliche Seele über den Körper davon trägt, entzückt uns, und setzt uns in einen Affekt, dem keine sinnliche Wollust an Annehmlichkeit beikömmt. Die bloße Bewunderung der körperlichen Geschicklichkeit, die Sie Ihrem Schubkarrenführer noch lassen, ist ohne Affekt, ohne jenes innerliche Gefühl und Wärme der Eingeweide, (wenn ich mich so ausdrücken darf) mit welcher wir die Großmuth eines Orestes und Pylades z. E. bewundern. (Im Vorbeigehen

erinnere ich, daß dieses vielleicht die einzigen Karaktere der Alten sind, die eine wahre Bewunderung erregen.) Ich schweige von einer gewissen Situation in einem chinesischen Trauerspiele, die Sie selbst jederzeit zu bewundern pflegten. Ein alter Mann wird auf Befehl des Tyrannen von seinem Freunde jämmerlich geprügelt, von eben dem Freunde, dem zum Besten er ein gewisses Geheimniß nicht offenbaren will. Er siehet mit halbzornigen Blicken auf denjenigen zurück, der die Befehle des Tyrannen auf seinem Rücken vollziehet. Jezt wird er seinen Mund öffnen und durch ein einziges Wort sich von den entsezlichen Schmerzen befreien. Doch nein! Er erblickt seinen Freund, erinnert sich seiner Pflicht und der grausamen Gewalt, die seinen Freund nöthigt, sein Henker zu werden. Sein Zorn verwandelt sich in Wehmuth, er seufzt und bleibt seiner Pflicht getreu. Hier ist Großmuth, hier ist Standhaftigkeit, hier ist innerlicher Kampf, und der herrlichste Sieg, den Sterbliche jemals erfochten!

Wenn die Vernunft die Nacheiferung billiget, die durch die Bewunderung in uns erzeugt wird; so wollen Sie die Wirkung nicht der Bewunderung, sondern der deutlichen Erkenntniß zuschreiben. Ich habe aber in beikommenden Blättern bewiesen, daß die intuitive Erkenntniß die Quantität der Motive vermehren müsse, wenn der tugendhafte Vorsaz zur Wirklichkeit kommen soll, und nichts vermehrt, meines Erachtens, diese Quantität so sehr, als die Bewunderung.

Wenn Herr Nicolai behauptet, die Poesie könne zur Besserung der Sitten nichts beitragen, so hat er offenbar Unrecht, und ich beweise das Gegentheil hievon in beikommenden Blättern. Wenn er aber behauptet, die Besserung der

Sitten könne nicht der Hauptendzweck des Trauerspiels sein, weil die Nachahmung immer noch vollkommen sein kann, wenn auch die zum Grunde liegende Sittlichkeit nicht völlig mit der Vernunft übereinstimmt; so glaube ich, daß ihm die eifrigsten Verfechter der Poesie beipflichten müssen. Die ästhetische Illusion ist wirklich im Stande, die obern Seelenkräfte auf eine Zeitlang zum Schweigen zu bringen, wie ich solches in meinen Gedanken von der Illusion ziemlich deutlich mache. Daß aber selbst die Fertigkeit zu bemitleiden (erlauben Sie mir dieses schweizerische Wort) nicht immer gute Wirkung thut, erhellet aus meinen Gedanken von der sittlichen Empfindlichkeit, die ohne Hülfe der Urtheilskraft unser Gefühl nur zärtlicher macht, und uns antreibt, sowohl wahren als scheinbaren Gütern mit größerer Begierde nachzujagen. Ihre Gedanken von den körperlichen Geschicklichkeiten, und von der Bewunderung, die sie erregen, gefallen mir ungemein, und Sie beschämen mich, wenn Sie über das Unvermögen, Ihre Gedanken richtig auszudrücken, klagen. Was kann ich Ihnen hierauf antworten, ohne Ihnen ein Gegenkompliment zu machen?

Erheben Sie nur nicht die Bewunderung der körperlichen Geschicklichkeiten auf Kosten der Seele! Sie irren ungemein, wenn Sie glauben, die Großmuth in bestimmten einzelnen Fällen errege bloß den Wunsch, in ähnlichen Fällen großmüthig zu handeln. Aus meinen Gedanken von der Herrschaft über die Neigungen werden Sie ersehen, wie zuträglich es der Tugend sei, wenn die allgemeinen abstrakten Begriffe auf einzelne Fälle reduzirt werden. Diese Reduktion kann durch die Erfahrung, durch Beispiele oder auch durch Erdichtung geschehen. Unsere symbolische Erkenntniß wird allemal in eine anschauende verwandelt, die Gewalt der Motive

wird belebt, und ihre Quantität wird größer, als die Quantität der sinnlichen Lust, die sich ihnen widersetzt.

Sie sehen, ich beziehe mich sehr oft auf beikommende Blätter, und es versteht sich, daß ich vor allen Dingen Ihr Urtheil über die Gedanken, die darin enthalten sind, erwarte. Ich habe sie ohne Ordnung und Zusammenhang, fast so wie ich sie gehabt habe, zu Papier gebracht. Sagen Sie mir, ob etwas daraus zu machen sei?

Ihre Gedanken über das 13te Hauptstück der aristotelischen Dichtkunst, und insbesondere über die Regel, daß der Held des Trauerspiels nicht vollkommen tugendhaft sein müsse, sind unverbesserlich. Sie tragen das untrügliche Kennzeichen der Wahrheit an sich, daß man beim Durchlesen über sich selbst böse wird, weil man sie verfehlt hat. Für das Kompliment, das Sie mir dabei machen, danke ich.

Ich komme zu Ihrer Nachschrift. Sie heißen mir das 15te Hauptstück der aristotelischen Dichtkunst (das 15te soll es doch wohl sein? denn Sie haben das 16te gesetzt) nachlesen, darin der Dichter einige Regeln von der Verschönerung der Leidenschaften geben soll. Ich verstehe, wie Sie wissen, kein Griechisch. Ich muß also glauben, was Curtius sagt. Dieser versichert, die Ausleger könnten mit dieser Stelle nicht fertig werden. Wie sie Corneille und Dacier nimmt, sagt sie gerade das Gegentheil von demjenigen, was Sie darin suchen. Die Curtius'sche Uebersetzung verträgt sich noch so ziemlich mit Ihrer Auslegung. Aber wie wenig hat Curtius selbst die Stelle verstanden, die er doch so gut übersetzt hat! Er sagt in seinen Anmerkungen, Homer habe dadurch den Jachzorn des Achilles verschönert, daß er ihm andere löbliche Eigenschaften beigelegt hat. Ist dieses Aristoteles

Meinung gewesen, so hat er die beste Art, die Leidenschaften durch sich selbst zu verschönern, verfehlt, von welcher ich in meinen vorigen Briefen genug geschwatzt habe. Jedoch lieber mag ihn Curtius nicht verstanden haben.

Was ich für einen Begriff mit dem Worte Illusion verknüpfe, werden Sie aus beikommenden Blättern ersehen. Im 14ten Hauptstücke vom Aristoteles finde ich nichts, das meinen Lehrsätzen widerspricht; die prächtigen Verzierungen gehören freilich nicht für das Trauerspiel; sie sind für die Oper und für tausend andere Ergötzlichkeiten, daran unsere Seele keinen Theil hat; und wenn ich dem Worte Illusion nicht den Verstand gegeben, den er nach dem Sprachgebrauche haben sollte, so streichen Sie es immer durch, und setzen ein anderes Zeichen dafür hin.

Leben Sie wohl, liebster Freund! und werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben. Dieses sind Ihre eigenen Worte, und ich zweifle, ob Sie so viel dabei gedacht haben, als ich, wenn ich Sie versichere, daß ich Sie liebe.

Moses.

N. S. Zählen Sie beikommende Blätter mit; so habe ich immer noch einige Seiten voraus.

Lessing an Mendelssohn.

Leipzig, den 2. Februar 1757.

Liebster Freund!

Ich glaube es eben so wenig, als Sie, daß wir bis jezt in unserem Streite viel weiter, als über die ersten Gränzen gekommen sind. Haben Sie aber auch wirklich so viel Lust, als ich, sich tiefer hinein zu wagen, und dieses unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmal vorher verirren sollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung thäten, so würden Sie es aus Gefälligkeit für mich thun. — —

Ihre Gedanken von der Herrschaft über die Neigungen, von der Gewohnheit, von der anschauenden Erkenntniß sind vortrefflich; Sie haben mich so überzeugt, daß ich mir auch nicht einmal einen logischen Fechterstreich dawider übrig gelassen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illusion nicht eben das sagen? Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie sich gefaßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu lesen, ehe ich darauf kommen kann. Ueber das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darin sind wir doch wohl einig, liebster Freund, daß alle Leidenschaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabscheuungen sind? Auch darin: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung eines größern Grades unserer Realität bewußt sind, und daß dieses Bewußtsein nicht anders als angenehm sein kann? Folglich sind alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften an-

genehm. Ihnen darf ich es aber nicht erst sagen: daß die Lust, die mit der stärkern Bestimmung unserer Kraft verbunden ist, von der Unlust, die wir über die Gegenstände haben, worauf die Bestimmung unserer Kraft geht, so unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt sind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das aristotelische Exempel von der gemalten Schlange am deutlichsten erhellen. Wenn wir eine gemalte Schlange plötzlich erblicken, so gefällt sie uns desto besser, je heftiger wir darüber erschrocken sind.

Dieses erkläre ich so: Ich erschrecke über die so wohlgetroffene Schlange, weil ich sie für eine wirkliche halte. Der Grad dieses Schreckens, als eine unangenehme Leidenschaft, oder vielmehr der Grad der Unlust, die ich über diesen schrecklichen Gegenstand empfinde, sei 10; so kann ich den Grad der Lust, die mit der Empfindung der Leidenschaft verbunden ist, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchse. Indem ich also 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das ist, so lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Lust darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmal gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild ist; was geschieht? Die Unlust über den schrecklichen Gegenstand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig, als die Lust, die mit der Leidenschaft, als einer bloßen stärkern Bestimmung unserer Kraft, verbunden ist; 1 bleibt übrig, das ich nunmehr empfinde, und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anstatt 10, 80 oder 100 gewesen ist.

Wozu brauchen wir nun hier die Illusion? Lassen Sie mich meine Erklärung auch an einem entgegengesetzten Exem-

pel versuchen, um ihre Richtigkeit desto ungezweifelter darzulegen. — — Dort in der Entfernung werde ich das schönste, holdseligste Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand auf eine geheimnißvolle Art zu winken scheint. Ich gerathe in Affekt, Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen wollen. Hier kömmt also die Lust über den Gegenstand = 10 mit der angenehmen Empfindung des Affekts = 1 zusammen, und die Wirkung von beiden ist = 11. Nun gehe ich darauf los. Himmel! Es ist nichts als ein Gemälde, eine Bildsäule! Nach Ihrer Erklärung, liebster Freund, sollte nunmehr das Vergnügen desto größer sein, weil mich der Affekt von der Vollkommenheit der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das ist wider alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich; und warum werde ich verdrießlich? Die Lust über den vollkommenen Gegenstand fällt weg, und die angenehme Empfindung des Affekts bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b) Daher gefallen uns alle unangenehme Affekte in der Nachahmung. Der Musikus kann uns zornig ꝛc. Hierwider sage ich: Die unangenehmen Affekte in der Nachahmung gefallen deswegen, weil sie in uns ähnliche Affekte erwecken, die auf keinen gewissen Gegenstand gehen. Der Musikus macht mich betrübt; und diese Betrübniß ist mir angenehm, weil ich diese Betrübniß bloß als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm ist. Denn setzen Sie den Fall, daß ich während dieser musikalischen Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, so fällt das Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es ist bekannt, daß, wenn man zwei Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt,

ohne berührt zu sein. Lassen Sie uns den Saiten Empfindung geben, so können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm sein mag, sondern nur diejenige Berührung, die eine gewisse Bebung in ihnen hervorbringt. Die erste Saite also, die durch die Berührung erbebt, kann eine schmerzliche Empfindung haben; da die andere, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil sie nicht (wenigstens nicht so unmittelbar) berührt worden. Also auch in dem Trauerspiele. Die spielende Person geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum ist dieser Affekt bei mir angenehm? Weil ich nicht die spielende Person selbst bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewissen unangenehmen Gegenstand dabei zu denken.

Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung solcher Affekte an andern, in mir entstehen, verdienen kaum den Namen der Affekte; daher ich denn in einem von meinen ersten Briefen schon gesagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affekt bei uns rege mache, als das Mitleiden. Denn diesen Affekt empfinden nicht die spielenden Personen, und wir empfinden ihn nicht bloß, weil sie ihn empfinden, sondern er entsteht in uns ursprünglich aus der Wirkung der Gegenstände auf uns; es ist kein zweiter mitgetheilter Affekt u. s. w.

Ich hatte mir vorgenommen, diesem Briefe eine ungewöhnliche Länge zu geben, allein ich bin seit einigen Tagen so unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beisammen zu behalten. Ich muß also hier abbrechen, und erst von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr sehen, wo ich hinaus

will; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in diesem Briefe geschrieben habe, welches bei meiner außerordentlichen Beklemmung der Brust (so muß ich meine Krankheit unterdessen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechischen Namen gefragt habe) gar leicht möglich gewesen ist.

Ihren Aufsatz von der Herrschaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abschreiben lassen.

Leben Sie nochmals wohl; ich bin Zeitlebens

der Ihrige

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 2. März 1757.

Ich habe auf Ihren letzten Brief noch nicht geantwortet. Wissen Sie aber, warum? Ich muß erst wissen, was Sie von Ihrem sehr schönen Grundsatze für Gebrauch machen wollen. Sie haben vollkommen Recht. Das Vermögen, Vollkommenheiten zu lieben, und Unvollkommenheiten zu verabscheuen, ist eine Realität, und also eine Vollkommenheit. Die Ausübung derselben muß uns also nothwendig Vergnügen gewähren. Schade, daß mir diese feine Betrachtung unbekannt war, als ich meine Briefe über die Empfindungen geschrieben. Duc-Bos und ich haben viel von der Annehmlichkeit der nachgeahmten Vollkommenheiten geschwatzt, ohne den rechten Punkt getroffen zu haben. Wollen Sie aber aus diesem Satze irgend Folgen ziehen? Versprechen Sie sich einigen Nutzen davon in unserer

Streitsache? Dieses muß ich wissen, und zwar bald, damit wir näher zum Zwecke schreiten können. Wir führen Kriege, lieber Lessing, die ohne Ihren Schaden für mich sehr vortheilhaft sind. Wir wollen sehen, ob die streitenden Mächte so viel reellen Nutzen von ihrem kostbaren Kriege haben werden.

Das Trauerspiel, der Freigeist, habe ich gelesen. Mit nächstem melde ich Ihnen mein Urtheil darüber. Einige Situationen haben mir ungemein gefallen; aber mit dem Titel bin ich nicht zufrieden. In dem allgemeinen Karakter des Freigeistes liegt nichts weniger, als der Grund zu so vielen Gottlosigkeiten. Sie verstehen mich schon, daß dieses kein Tadel an der Ausführung des Karakters ist: denn wer wollte die poetische Möglichkeit eines solchen Karakters in Zweifel ziehen? Aber der allgemeine Titel erweckt Schaudern.

Ich bin Ihnen noch die Widerlegung des Herrn Prof. Arpinus meiner Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit, nebst meiner Beantwortung schuldig. Ich glaube immer noch, ich habe Recht, ob mir gleich Herr Arpinus die Gegenantwort nicht schuldig geblieben ist. Der Mann ist ein hitziger Widersacher Wolfens; und ein Partisan des **Aequilibrii indifferentiae.** Es schmerzt ihn, den Satz des zureichenden Grundes, in Ansehung der freiwilligen Handlung des Menschen, auf eine so neue Art bewiesen zu sehen.

Leben Sie wohl, und fahren Sie fort, mich zu lieben.

Ich bin Ihr

wahrer Freund

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Wenn Sie wüßten, daß wir 8 Feiertage gehabt, in welchen man, wie Sie wissen, zu nichts anderem Lust hat, als verdrießlich zu sein; wenn Sie wüßten, daß ich nach diesen unnützen Tagen wiederum 14 Tage krank gelegen habe; so würden Sie sich nicht über mein Stillschweigen beschweren. Indessen bin ich doch nicht ganz müßig gewesen. Ich habe alle die Punkte aufgesetzt, darüber wir uns bereits verglichen, und auch diejenigen, da noch sub judice lis est. Diesen Aufsatz hat Herr Nicolai zu sich genommen; er will einige Zusätze dabei machen, und ich wünschte, daß Sie das versprochene Buch noch so lange da behielten, bis Sie dieses Projekt zu einer Kapitulation gelesen. Wenigstens wird es zu nähern Erklärungen Anlaß geben, und zugleich verhindern, daß wir nicht unser Augenmerk aus dem Gesichte verlieren, wie sonst bei dergleichen Streitigkeiten gewöhnlich ist.

Mit meinem Urtheile über den Freigeist muß es schon einigen Anstand haben. Herr Nicolai will dieses Trauerspiel mit mir gemeinschaftlich durchgehen. Wer weiß indessen, ob er Wort hält? Sie Herren Beaux Esprits sind ziemlich bereitwillig, viel Gutes zu versprechen, und wenn's zum Treffen kömmt, so bedenken Sie erst, daß Ihre Gemächlichkeit darunter leiden würde, wenn Sie alles Versprochene leisten wollten.

Herr v. Premontval hat einen Theil von seinen Protestations herausgegeben. Ich habe sie aber noch nicht gelesen, bin auch bei dem Manne seit langer Zeit nicht gewe-

sen. Er hat wirklich wunderlich Zeug im Kopfe, und man thut ihm Unrecht, wenn man glaubt, er wolle nur parador scheinen. In der Metaphysik ist auch nichts mit ihm auszurichten. Sie wissen, daß alle Materien, die in die Metaphysik einschlagen, so sehr an einander hangen, daß man Niemanden von seiner Meinung überführen kann, wo man nicht beständig mit ihm umgeht, und einen Punkt nach dem andern vornimmt. Ja, man muß es an Wiederholung nicht fehlen lassen. Sonst wird es dem Gegner nie an Mitteln fehlen, den Streit von einer Materie in die andere bis ins Unendliche zu führen. Der Streit zwischen Klarke und Leibnitz würde vielleicht noch dauern, wenn nicht der Tod ihr Schiedsrichter gewesen wäre.

Kurz, ich habe bei mir beschlossen, wo es nicht mit Lessing geschehen kann, mich sonst mit Niemandem in einen Streit über philosophische Materien einzulassen. Ihre Rechtgläubigen haben immer eine große Rücksicht auf die geoffenbarte Religion, die mir einer Hinterlist ähnlich sieht, und Ihre Zweifler und sogenannten Freigeister sind vollends nicht auszustehen. Ich hatte mir einen ganz andern Begriff von der Welt gemacht, als ich sie bloß aus den Büchern und aus dem Karakter eines Lessings kannte. Ich erstaune, wenn ich die Macht bedenke, die das Vorurtheil über die Gemüther hat. Es ist kein Theil in der Weltweisheit, keine Wissenschaft überhaupt, die nicht mit den gröbsten Vorurtheilen von der Welt in einem Subjekte sollte bestehen können. Ein jeder sucht die Wahrheiten, die ihm bekannt sind, so gut mit seinen Lieblings-Vorurtheilen durcheinander zu weben, als er kann; und wenn er sich eine Zeitlang an seinem Gewebe vergnügt hat, so glaubt er sein System auf Gründe gebaut zu haben.

Wozu dieſes Geſchwätz? werden Sie fragen, indem Sie vielleicht ſchon müde ſind zu leſen. — Ich weiß es ſelbſt nicht ſo recht deutlich zu erklären, wie ich auf dieſe Gedanken komme. Indeſſen ſind dieſes doch wirklich die Gründe, die mich zuweilen ziemlich verdrießlich machen, und die mich zu dem Entſchluſſe gebracht haben, außer Leſſing und Nicolai keinen Freund zu ſuchen, und ſogar alle Bekanntſchaft aufzuheben, die ich gemacht hatte. Hätte ich fortgefahren, Menſchen kennen zu lernen, ſo hätte ich vielleicht angefangen, auch Ihre Schriften nicht mehr zu lieben.

Genug für dieſesmal, weil ich heute noch nicht aufgelegt bin, meine Gedanken zu rangiren. Leben Sie alſo wohl, mein beſter Freund!

Berlin, den 29. April 1757.

Moſes.

N. S. Es dauert mich, daß dieſer halbe Bogen unbeſchrieben ſein ſoll. Was ſchreibe ich ſogleich her, das nicht viel Mühe koſtet? — — — Hier iſt was! Zu Anfange des Winters hatte ich an einem Abende folgende Verſe gemacht. (Ich habe gelogen. Ich mag wohl mehr als 6 Abende darüber zugebracht haben; allein Poeten müſſen wacker lügen.)

Izt liegt der träge Schwarm von ſteten Qualen matt,
Nachläſſig hingeſtreckt, auf weicher Lagerſtatt.
Das Thieriſche iſt todt. Empfindung, Sinn, Beſtreben
Hört plötzlich auf, und nur die Pflanze hat noch Leben.
Der rege Trieb entſchläft, der ſie durchs Leben jagt.
Als Pflanze ruht der Menſch, als Menſch iſt er geplagt.
Wer niemals denkt, wer ſich wie Thiere weidet,
Verfehlt des Schöpfers Zweck; wer immer denkt, der leidet.
Die ſteinerne Vernunft wetzt jenen Stachel ab,
Der uns zum Fühlen reizt, und wird der Freuden Grab.

Verflucht, o Sterbliche! bekämpft der Thorheit Götzen,
Die Sucht nach eitlem Ruhm, den Durst nach feilen Schätzen.
Besiegt den weichen Trieb, der euren Geist entnervt,
Die Seel' in Schlummer wiegt, den Reiz der Sinne schärft.
Verjagt die Phantasie und ihre Zauberschatten,
Die auch der Wahrheit Glanz mit Rauch umnebelt hatten,
Und sucht in Weisheit Ruh. Doch sagt, erlangt ihr sie?
O zeigt die Menschheit aus, seid Engel oder Vieh,
Wenn ihr die Ruhe liebt. Kein Mittelding von beiden
Frißt unbekümmert Gras, verträgt des Engels Freuden ꝛc.

Denken Sie nicht, daß dieses ꝛc. wieder eine poetische Aufschneiderei sei. Ich habe wirklich noch mehr dergleichen Dinge fertig, die aussehen wie Verse. Die erste Strafe, die Sie verdienen werden, soll in nicht weniger als einigen Hundert dergleichen bestehen.

Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Lieber Freund!

Wir haben Ihr Schreiben nebst einigen gedruckten Sachen erhalten. Die Komödie habe ich noch nicht lesen können. Das Divertissement fiel uns sogleich in die Augen, und wenn die ganze Komödie eben so gut ist; so kann man mit dem Verfasser recht sehr zufrieden sein. Was ist das aber für ein elender Märtyr des guten Geschmacks, wie er sich selber nennt, der das lustige Gebet und das herzbrechende Schäfergedicht eingeschickt hat? Ich weiß nicht, was ihm Herr Nicolai antworten wird. Wenn ich ihm zu antworten hätte; so würde ich ihm die Wahrheit nicht verhehlen, aber doch ohne seiner zu

spotten. Seine Gedichte sind unter aller Kritik, und sein eigener Karakter, wie es scheint, unter aller Satyre. Solche Leute verdienen am meisten Verschonung.

Meine Abhandlung: Von der Quelle und Verbindung der schönen Künste, muß schon seit vorigem Sonnabend in Leipzig sein. So wenig Sie jezt zum Nachdenken aufgelegt sein mögen; so wünschte ich dennoch diese wenigen Blätter von Ihnen beurtheilt zu sehen. Ich habe sie aufsetzen müssen, ohne die davon entworfenen Gedanken, die Sie vielleicht schon verloren, bei der Hand gehabt zu haben. Vielleicht hätte aus einigen nicht unrichtigen Gedanken etwas werden können, wenn ich mehr Zeit gehabt hätte. Herr Nicolai hat mir gute Dienste dabei gethan. Sie werden eine ganze Seite finden, die er von dem Seinigen hinzugefügt hat. Sehen Sie, wenn es Ihnen gefällt, diese Gedanken nur mit flüchtigen Augen durch. Wir wissen allzuwohl, wie viel Untrüglichkeit Ihrem flüchtigen Auge zuzutrauen ist.

Wie kömmt mein Name auf die Fabeln, die Herr Gleim an die Verfasser der Bibliothek eingesandt hat? Sollte mich dieser Mann für einen ordentlichen Mitarbeiter an der Bibliothek halten? Sollte dieses sein; so wünschte ich mir eine Gelegenheit, ihn von solchen Gedanken abzubringen. Es ist unbillig, daß ich mich in die Ehre mit Hrn. Nicolai theilen sollte, davon mir nur ein sehr unansehnlicher Theil gebührt. Es ist wahr, er ist so gefällig, nichts vorzunehmen, ohne mich dabei zu Rathe zu ziehen, aber Sie wissen, wie entbehrlich die Rolle eines Vertrauten in einem Schauspiele sei.

Es ist mir lieb, daß Sie die Fabeln selbst rezensiren wollen. Herr Nicolai wird Ihnen die Rezensionen schicken, die ich zum zweiten Stücke davon aufgesetzt hatte. Sie wer-

den daraus ersehen, was ich von diesen Fabeln urtheile, und wie nöthig es sei, daß Sie wenigstens diese einzige Rezension zum zweiten Stücke fertig machen. Ich beschwöre Sie aber, es weder aus Gefälligkeit noch aus Nachlässigkeit bei meinen unreifen Gedanken bewenden zu lassen.

Wenn Ihnen die Herren Rabulisten den Kopf recht warm gemacht; so lesen Sie doch beikommende Brochüre, die mir aus Hamburg zugeschickt worden ist. Sie schreibt sich von einem gewissen D. P. her, bei welchem, wie ich nachher vernommen, Herr Naumann eine Zeitlang gewohnt hat. Es ist ein Grundriß zu einer systematischen Moral, dabei der Verfasser sehr viel gedacht haben muß. Ich möchte sehr gern Ihr Urtheil darüber vernehmen. Vermuthlich würde mir Herr Naumann das Glück verschafft haben, mit diesem systematischen Moralisten bekannt zu werden. Ich habe aber durch eine Antwort alles wieder verdorben, und ich vermuthe, daß unsere Korrespondenz bereits wieder zu Ende sein wird.

Herr Voß hat mir von Fabeln gesagt, deren Sie eine ganze Menge fertig haben sollen. Wir können wohl nicht hoffen, einige davon zu Gesicht zu bekommen, bevor sie im Drucke erscheinen? Ich habe es sehr oft erfahren, daß in dergleichen Dingen Ihre Freunde nicht den geringsten Vorzug haben. Vielleicht haben Sie hierin nicht ganz Unrecht. Sie lassen Ihren Witz mit der ganzen Welt buhlen, indeß Ihr keusches Herz nur wahren Freunden aufbehalten ist. Eine Distinktion, daraus man eben so leicht beweisen könnte, daß alle Frauenzimmer getreu, und alle Liebhaber beständig wären.

Machen Sie wenigstens, daß Sie noch diesen Sommer herkommen. Ich habe einen überaus schönen Garten, darin Sie logiren können. Er ist von Hrn. Nicolai seinem nicht

weit abgelegen, und Sie können alle Bequemlichkeiten darin haben, die Sie nur wünschen. Ich komme alle Abende um 6 Uhr heraus, und werde bloß von einigen meiner Freunde begleitet, die Sie gewiß nicht stören werden. Wie angenehm könnten wir die Abende zubringen, wenn Sie sich hiezu verstehen wollten; das heißt, wenn ich Ihren Eigensinn nicht kennte, der Ihre Freundschaft — — der Ihren Karakter — Doch schenken Sie mir heute den Schluß dieser Periode. Ich werde einen ganzen Brief zu diesem Gedanken bestimmen müssen, weil er einen Vorwurf enthält, den ich Ihnen noch machen muß, bevor wir uns wiedersehen. Ich bin bis dahin, ohne die geringste Zurückhaltung

Berlin, den 1. July 1757. Ihr

wahrer und offenherziger Freund

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Mein liebster Freund!

Ich werde mein langes Stillschweigen nicht entschuldigen. Ich kann an die Ursachen davon nicht ohne Verdruß gedenken, und jezt ist die Stunde, da ich mich aller verdrießlichen Vorstellungen entschlagen will. Sie können dennoch unmöglich nachtheilige Folgen daraus ziehen; denn Sie wissen, daß es meine liebste Beschäftigung ist, mich mit Ihnen zu unterhalten.

Ich hatte mein voriges Schreiben räthselhaft geschlossen, um mich in diesem deutlicher zu erklären. Ich hatte während

Ihrer Abwesenheit allhier, in Ihrem freundschaftlichen Umgange eine Art von Zurückhaltung bemerkt, die mich eifersüchtig machte. Sie haben öfters eigennützigen Bekannten mehr Dienstfertigkeit zugetrauet, als Ihren wahren Freunden. Wie hätten Sie sich sonst entschließen können, lieber M. N. verbunden zu sein, als mir Gelegenheit zu geben, Ihnen zu dienen? Ich schweige von dem Schaden, den Sie sich selbst verursacht haben. Sie hätten Ihre ganze Bibliothek bei mir finden können, statt daß ich jezt nicht mehr als einige spanische und holländische Bücher in Händen habe. — Doch genug hievon! Ich erwarte auch hierauf keine Antwort von Ihnen, wohl aber das Versprechen, mich künftig Ihrer ganzen Freundschaft würdig zu achten.

Hier sind Ihre Fabeln. Sie haben nicht alle meinen Beifall. Jedoch sind folgende Stücke vollkommen Ihrer würdig: Aesopus und der Esel; der Rangstreit der Thiere; das Geschenk der Feyen; der Affe und der Fuchs, und vielleicht auch der Geist des Salomo. In der Fabel, Zevs und das Pferd, ist die Erdichtung schön, aber die Moral gemein.

Auch Ihre überschickte Komödie habe ich gelesen. Es bleibt dabei, das Divertissement ist das Beste daraus.

Wie ist es aber? Haben Sie an allen meinen überschickten Sachen gar nichts auszusetzen? Wissen Sie auch, daß es sehr ärgerlich ist, wenn man in allen Stücken ohne Widerspruch Recht bekömmt? Ich soll immer fortfahren, so lange ich eine gesunde Hand habe. War dieses Alles, was Sie zu erinnern hatten? Ich will es Ihnen beweisen, daß meine gesunde Hand mehr schreiben kann, als Sie jemals billigen werden. Ich habe das Naive dem Schwulste entgegen gesetzt, und gesagt, es beständе in Zeichen,

die kleiner sind, als die bezeichnete Sache. Vielleicht ist diese Erklärung nicht ganz unrichtig, aber definitio latior scheint sie mir wirklich. Denn kommt nicht dieser Karakter auch dem Erhabenen zu? Nicht zwar dem Erhabenen im Ausdrucke, sondern dem Erhabenen in den Gedanken. Wenigstens ist mir keine andere Erklärung vom Erhabenen bekannt. Die Baumgartensche thut mir kein Genüge. Longin sagt: Cäcilius habe einen ganzen Traktat davon geschrieben, worin das Erhabene und Große bestehe. Er aber wolle die Mittel zeigen, durch welche man groß und erhaben werden könnte. Er erklärt uns also nicht, was er unter erhaben verstehe, und Boileau, der diesen Mangel ersetzen will, sagt auf gut Französisch: es wäre cet extraordinaire et ce merveilleux qui frappe dans le discours, et qui fait, qu'un ouvrage enleve, ravit, transporte. Sind wir nun nicht eben so klug als vorhin? Cuncta supercilio moventis ist ein Ausdruck, der an Erhabenheit unstreitig das fiat lux bei weitem übertrifft. Ein Phidias würde aus diesen drei Worten vielleicht eben so gut, als aus dem Homer, seine große Idee zum Jupiter haben hernehmen können. Allein nach meiner Definition würde dieser Ausdruck naiv sein; kann dieses zugegeben werden? Es fehlt mir zwar an Ausflüchten nicht, meine Erklärung zu vertheidigen; allein ich möchte vorerst Ihre Meinung darüber vernehmen.

Ich habe noch einen Gedanken gehabt, den ich von Ihnen gern beurtheilt wissen möchte. Die natürliche Verbindung unserer Begriffe, vermöge welcher unsere Seele per legem imaginationis von einer Vorstellung auf die andere übergeht, hat den Virtuosen öfters gedient, ihre Gegenstände anschauender vorzustellen. Sie fügen zu einem jeden Hauptbegriffe

jederzeit die ideas socias hinzu, die mit ihm in der Natur in Ansehung des Orts oder des Raums verbunden sind, oder die wir öfters mit ihm zugleich gehabt haben. Ich drücke mich ziemlich dunkel aus; ich glaube aber, Sie werden mich besser verstehen, als ich mich ausdrücke. Nun sind unsere Begriffe auch öfters als Wirkung und Ursache mit einander verknüpft, und die Seele schließt von der Ursache auf die Wirkung, oder umgekehrt. Die Virtuosen haben sich dieses Kunstgriffes bedient, den Begriff der Ursache durch die Vorstellung ihrer Wirkung zu bereichern und anschauender zu machen. So drücken sie die Leidenschaften der Seele durch ihre Wirkungen und Aeußerungen in Tönen, Bewegung und Geberden aus, und vervielfältigen dadurch gewissermaßen die vorzustellenden Begriffe, indem sie unsere Seele von jeder Wirkung auf das Dasein der Ursache schließen lassen. Dieses vorausgesetzt, habe ich mich nach Exempeln umgesehen, da man in den schönen Künsten auch umgekehrt die Wirkung durch die Ursache vorstellen oder beleben würde. Allein ich habe nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß diese Beispiele sehr selten sind. Ein einziges erinnere ich mich im Dubos gelesen zu haben. Dieser erzählt, Lully soll in einer gewissen Oper den Schlaf durch gewisse einförmige Töne sehr natürlich ausgedrückt haben, und bemerkt dabei, daß der Schlaf wirklich nicht so wohl durch eine völlige Stille, als durch Töne, die weder merklich steigen noch fallen, erregt werde. Die Erfahrung scheint auf seiner Seite zu stehen, ob ich gleich die physikalische Ursache davon noch nicht deutlich einsehe. Dem sei wie ihm wolle, so wäre dies ein Beispiel der Art, die ich suche. Indessen ist unser Herr Nicolai mit diesen Anmerkungen gar nicht zufrieden. Seine Gründe mag

er Ihnen selber schreiben, und wenn wieder ein Sonntag kömmt, da Sie nicht in die Kirche gehen werden; so wenden Sie die Erbauungsstunde an, in dieser Materie einen Ausspruch zu thun. Ich muß jezt aufhören. Es ist halb 2 Uhr in der Nacht, und morgen früh um 6 Uhr muß ich Hrn. Nicolai in seinem Garten besuchen, wenn ich zu rechter Zeit wieder zu Hause sein will. Ist das nicht lächerlich: ich bringe eine Nacht schlaflos zu, um Sie vielleicht durch einen langweiligen Brief desto sanfter einzuschläfern? Schlafen Sie wohl!

Berlin, den 4. August 1757.

Moses.

Lessing an Mendelssohn.

Mein lieber Moses!

Ist denn das hübsch, daß ich seit sechs Wochen keine Zeile von Ihnen zu sehen bekommen? Warum wollen Sie mir denn auf meinen letzten Brief nicht antworten? Oder haben Sie ihn nicht bekommen? Ich habe Ihre Aufsätze von der Kunst, von dem Naiven ꝛc. und einige von meinen Fabeln mit beigelegt. Diese letztern möchte ich bald wieder zurück haben, um die Sammlung vollständig zu machen, die ich dem Drucke bestimmt habe, wenn Sie anders, nach der Probe zu urtheilen, mir nicht davon abrathen.

In Ihrer Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste ꝛc. haben Sie beiläufig meiner gedacht; und ich muß Ihnen für Ihre freundliche Anmerkung

Dank sagen. Da ich Ihnen aber etwas näher verwandt bin, als das Publikum, so glaube ich auch auf eine nähere Erklärung Recht zu haben. Welches sind die Stellen, die Sie für indeklamabel halten? Ich frage nicht, um mich mit Ihnen in einen Streit darüber einzulassen; ich frage bloß, um künftig aufmerksamer sein zu können.

Was macht denn Herr Nicolai? Hat er meinen Brief übel genommen, den ich ihm vor 8 Tagen über seine Rezension des Messias geschrieben? — Bei Gelegenheit des Messias — — Haben Sie schon den Tod Adams gelesen? Was sagen Sie davon?

Von den Gleimschen Fabeln denken wir ziemlich einerlei. Sie sagen: unter den eigenen Erfindungen des Verfassers, verdienen die 11, 17 und 27ste des ersten Buchs allen andern vorgezogen zu werden. Einmal, wo nicht mehrmal, müssen Sie sich hier gewiß verschrieben haben; denn 27 Fabeln hat das erste Buch nicht. Sonst sind mir die 3, 10, 12, 16, 19, 20 und 21ste nicht schlecht vorgekommen, wenigstens so gut als die 17te. Erzählt sind sie gewiß vortrefflich; wenn schon die Erfindung besser sein könnte. Erklären Sie sich über diesen Punkt, und zwar mit erster Post, weil ich noch gern die Rezension zum zweiten Stücke fertig machen wollte.

Leben Sie wohl! wenn ich doch bald bei Ihnen in Berlin sein könnte! Aber — Ich bin

Leipzig, den 9. August 1757.

ganz der Ihrige
Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Ich eile, Ihnen zu antworten, theils weil Ihre Fabeln pressiren, theils aber, um Ihnen meine Gedanken von Gleims Fabeln etwas deutlicher zu erklären. Die 27ste ist unrecht. Ich weiß nicht, wie ich habe darauf kommen können, etwas zu loben, das gar nicht existirt. Es soll die 23ste sein, die mir wirklich gefällt. In Ansehung der 12ten haben Sie Recht. Diese muß ich übersehen haben. Von allen übrigen aber gestehe ich, daß sie vorzüglich erzählt sind, allein die Erfindungen kann ich nicht loben. Ich will sie die Revue passiren lassen. Die 3te. — Warum zween Störche? Was lehrt uns die Geschichte? Irgend, daß ein Tyrann könne Geschmack haben, und das Quaken der Frösche für schöner hielte, als das Singen einer Nachtigall? Wenn es diese Lehre sein sollte, so ist sie gewiß nicht in rechtes Licht gesetzt. Vielleicht ließ sich diese Fabel mit mehrerem Nutzen umkehren. Der arme Frosch, der ist beklagenswerth, vorhin quakte er so artig noch! Schweig, Tyrann! vorhin fließest du auf eine Lerche ꝛc. — Die 10te — — Die Erfindung will gar nichts sagen. Die ersten 10 Verse sind unvergleichlich. Die Anwendung in den folgenden beiden Versen ist possirlich. Friedrich ist die Lerche, und Graun der Adler in der Fabel. Der Schluß paßt auf diese unschickliche Anwendung noch weniger. — Die 16te. — Eine Ziege will so hoch klettern, als eine Gemse, und fällt und bricht den Hals. Vergleichen Sie diese Fabel mit der Fabel des Aesop, da sich ein Frosch aufbläht, um so groß zu werden, als ein Ochs,

so werden Sie vielleicht Ihr Urtheil zurücknehmen. Die 17te Fabel, die eben dieselbe Maxime zum Grunde hat, ist unstreitig besser. Sowohl der Esel als der Frosch unternehmen unmögliche Dinge, und setzen sich sogleich bei ihrer ersten Bemühung dem Gelächter aus. Kann man dieses aber von der Ziege sagen? Vielleicht wäre es ihr gelungen, wenn sie nicht jetzt verunglückt wäre. — Die 19te. — Die Elster ist der übertriebene Karakter der Lerche aus dem Gellert. Der Uhu, der Philosoph, der in des Baumes Bauche die Welt vergißt, sollte sich hier nicht in fremde Händel mischen. — Die 20ste. — Einst starb ein reicher Luchs? Warum ein Luchs? Irgend weil er sich auf Fuchs reimt? und warum war der Luchs reich? Die Leichenrede ist sehr schön, aber die Geschichte hängt nicht zusammen. Der Leser ist immer noch zweifelhaft, ob nicht das Lob wahr sein könnte. Der Umstand, daß ein Hofhund dieselbe Rede auf einen Menschen hat halten hören, beweiset sehr wenig, und höchstens nur soviel, daß der Fuchs ein Plagiarius sei. Wie, wenn der Fuchs die Rede auf einen Tiger oder auf einen Wolf gehalten hätte? — Die 21ste — ist ohne Beweis sehr mittelmäßig. — Was Sie übrigens von seiner Art zu erzählen sagen wollen, damit bin ich vollkommen zufrieden. Sie ist unvergleichlich. — So viel von Gleim. —

Den Tod Adams habe ich gelesen. Der tragische Stil in Prosa ist neu und ungemein schön. Im übrigen finde ich nichts an dem ganzen Stücke, das Klopstocks würdig sei, außer einigen Zügen in der Unterredung mit Kain, wie nicht weniger die Beschreibung, die Adams Tochter von diesem ihrem Bruder macht. Sonst habe ich Alles mit ziemlich kaltem Blute und öfters mit Verdruß gelesen,

und dieses ist mein Beweis, daß mir dieses Stück nicht gefällt. Ich weiß nicht, wie Klopstock solch Zeug hinschreiben kann, das weder Zusammenhang, noch Handlung, weder Leidenschaften, noch irgend etwas anderes, außer einer kleinen Nüance von Karakteren hat. Ich sage meine Meinung ziemlich zuversichtlich, aber ich bin gewiß, daß ein Lessing nie ein solches Gewäsch dem Drucke bestimmt haben würde, gesetzt, es wäre ihm möglich gewesen, so etwas zu schreiben.

Ich habe mich noch wegen einer Anmerkung über Ihre Miß Sara zu rechtfertigen. Meine Worte waren: „Kenner wollen einige dergleichen Stellen in dem vortrefflichen „Trauerspiele Miß Sara bemerkt haben." Ich würde thöricht sein, wenn ich mich für einen Kenner des Theaters hielte; mich, der ich in meinem Leben kaum zwei Trauerspiele von einer sehr mittelmäßigen Bande habe aufführen sehen. Indessen stimmte ich doch nach dem Begriffe, den ich mir von der Deklamation mache, und vielleicht nach den Begriffen, die Sie mir davon beigebracht, dem Urtheile bei, das ich von Leuten habe fällen hören, die ich für Kenner halte. — Welches aber sind die Stellen, die indeklamabel sein sollen? Es sind die, in welchen ich Sie als Weltweisen am meisten bewundere; solche, die mir für die Schaubühne allzu philosophisch scheinen. Wenn die Philosophie sich in ihrer ganzen Stärke zeigt; so will sie mit einer gewissen Monotonie ausgesprochen werden, die sich auf dem Theater nicht gut ausnehmen kann. Ja, die vortrefflichsten Gedanken entwischen dem Zuhörer unvermerkt, die den Leser am meisten vergnügt haben. Ueberhaupt glaube ich, giebt es gewisse Gränzen in der Philosophie, die das Gemeine von dem Höhern unterscheiden, und die von dem tragischen Dichter nicht überschritten werden müssen. Ich

kann mich jezt nicht deutlich über diesen Punkt erklären. Ich werde aber die Stellen in Ihrem Trauerspiele aufsuchen, die ich eigentlich meine, und alsdann werde ich mich selbst besser verstehen, und also besser erklären können.

Herr Nicolai will eine zweite Abhandlung von eben der Materie schreiben. Vielleicht ergreife ich die Gelegenheit, mein Urtheil zu bestätigen oder zu widerrufen, nachdem ich oder Sie Recht behalten werden.

So viel aber, hoffe ich, muß das Publikum zum voraus wissen, daß man einen Lessing nicht so tadelt, als einen Schönaich. Was ich an Ihnen nicht billige, das würde ich an einem kleinen Geiste bewundern. Ja, wenn mein Tadel gerecht ist; so verdienen Sie ihn nicht mehr, als Thomson, Young, Moore und andere englische Dichter, die ich auch zum Theil berührt habe. Hiebei folgt eine Anmerkung aus dem Spinoza, die ich vor einiger Zeit für Sie ausgezogen habe, sie wird Ihnen gefallen.

Ihr Aber, warum Sie nicht hieher kommen wollen, verstehe ich gar nicht. Wir halten uns hier für ziemlich sicher, ungeachtet Herr Nicolai den Einfall gehabt, sich zur Reise anzuschicken. Sie wird jezt, wie ich hoffe, unterbleiben. Leben Sie wohl, und kommen Sie bald zu uns. Ich bin

Berlin, den 11. Aug. 1757.

Ihr
wahrer Freund
Moses.

N. S. Ich habe einige Gedanken vom Erhabenen aufgesetzt, die ich Ihnen hier zur Beurtheilung mitschicke. Diese Gedanken sind durch mein voriges Schreiben veranlaßt worden. Ich bitte sie mir so bald als möglich wieder aus.

Leſſing an Mendelsſohn.

Liebſter Freund!

Ich habe die von Ihnen kritiſirten Gleimſchen Fabeln nur für komparativ ſchön gehalten, und ſie nie für gute, ſondern bloß für die beſten in dieſer Sammlung ausgeben wollen. Ich werde mich alſo wohl hüten, ihre Vertheidigung gegen Sie auf mich zu nehmen; auf's höchſte wäre es noch die zehnte Fabel, für die ich ein Paar Worte wagen möchte. Ich begreife nicht, wie Sie die Zeilen:

Wenn Friederich die Flöte ſpielt,
So lauſchen Graune ſo und fühlen Himmelsluſt.

für die Anwendung der Fabel halten können. Es ſoll ein bloßes Gleichniß ſein, das Sie, ohne der Fabel im geringſten Schaden zu thun, ausſtreichen können. Streichen Sie es alſo aus, weil es wirklich ein wenig widerſinnig iſt, und leſen Sie das Ganze noch einmal. Der Adler iſt über das Lied der Lerche entzückt; er glaubt ihr ſeine Hochachtung nicht beſſer ausüben zu können, als wenn er ſie mit in die Wolken nimmt; die beſcheidene Lerche dankt für dieſe Erhebung, und iſt mit ihrem angebornen Vorzuge zufrieden. So begnügt ſich ein ſittſamer Dichter an dem Beifalle der Könige, ohne zu verlangen, an ihre Rechte erhöht zu werden. Regiere du, zur Ehre des Schöpfers; ich bin glücklich genug, zu ſeiner Ehre zu ſingen! —

Aber was gehen mich fremde Fabeln an, da ich für meine genug zu ſorgen habe? Ich wünſchte, Sie hätten mir ſie nicht zurückgeſchickt, ohne mir die Fehler derjenigen, die Ihnen

nicht gefallen hab'n, näher anzuzeigen. Ich glaube doch nicht, daß ich in der Erfindung eben so geschlegelt haben sollte, als Gleim? Das bin ich mir wohl bewußt, daß meine Moralen nicht immer die neuesten und wichtigsten sind; aber wer kann immer neu sein? Es ist wahr, die Lehre aus meiner Fabel, Zevs und das Pferd, ist schon oft eingekleidet worden; aber wenn gleichwohl meine Einkleidung eine von den besten ist, so kann ich, glaube ich, mit Recht verlangen, daß man die älteren und schlechteren für nicht geschrieben halte. Dem ungeachtet aber denken Sie nur nicht, daß ich eine einzige will drucken lassen, die nicht Ihren vollkommenen Beifall hat. Es kostet mir zu wenig Mühe, eine solche Kleinigkeit zu ersinnen, als daß es mir viel Ueberwindung kosten sollte, sie der Kritik aufzuopfern. — Ihre weitere Ausführung vom Erhabenen (die Sie künftigen Posttag zurück bekommen sollen) kam eben zu rechter Zeit, um mich zu verhindern, Ihnen etwas Mittelmäßiges von dieser Materie vorzuschwatzen. Mit einer einzigen Anmerkung will ich aber doch zu Markte kommen. Es ist wahr, etwas Erhabenes auszudrücken, muß man so wenig Worte aufwenden als möglich, es geschieht aber freilich oft, daß das Erhabene zugleich naiv ist; aber die Naivität ist deswegen nicht ein wesentlicher Karakter des Erhabenen. Cuncta supercilio moventis ist erhaben, aber nicht naiv. Die Antwort des griechischen Feldherrn, als man ihm von der Menge der persischen Pfeile, wodurch die Sonne verdunkelt würde, sprach: wir werden also im Schatten fechten, ist erhaben und naiv. Dort sagen die Zeichen gleich so viel, als sie sagen wollen, nicht mehr und nicht weniger; hier aber scheinen die Zeichen weniger zu sagen, ja sogar etwas anderes. Ein naiver Gedanke, der weiter nichts als naiv ist,

iſt ein Unding, es muß allezeit noch etwas dabei ſein, erhaben, oder ſatyriſch, oder lächerlich, und kurz, alle Arten von Gedanken können naiv ſein, weil das Naive bloß in dem Ausdrucke beſteht, und weiter nichts als eine oratoriſche Figur iſt. — Nun auch ein Paar Worte von Ihren Gedanken über den Gebrauch, den die Virtuoſen von den Begriffen der Urſachen machen, um die Wirkungen dadurch ſchicklicher vorzuſtellen. Die Exempel hievon müſſen wohl ſehr ſelten ſein, da die Fälle in der Natur ſelbſt ſehr ſelten ſind, wo uns die Urſache ſinnlicher wäre, als die Wirkung. Die Dichter ſind daher, wo ſie ſich des Begriffs der Urſache bedient haben, meiſtens unpoetiſch, das iſt, unſinnlich geworden. Z. E. Wenn ſie die Jahreszeiten durch das Zeichen, in welchem die Sonne in dem Thierkreiſe ſteht, haben anzeigen wollen. — Nur alsdann darf ſich der Virtuoſe dieſes Kunſtgriffes bedienen, wenn die Wirkungen nicht in die Sphäre ſeiner Nachahmung gehören, und er die Sache doch nothwendig ausdrücken ſoll; und ſo war dem Lully freilich kein anderer Weg übrig; denn die Wirkungen des Schlafs ſind Ruhe und Stille, wie kann aber Stille durch Töne ausgedrückt werden? Ich erinnere mich hiebei jenes alten Pantomimen, der die Worte: τον μεγαν Αγαμεμνονα, d. i. den großen Agamemnon, tanzen ſollte. Wie kann ein Mann von großen Thaten durch Bewegungen und Linien ausgedrückt werden? Ein Mann von großer Leibesgeſtalt iſt wohl dadurch auszudrücken; und dieſes war auch der Fehler, in welchen der Pantomime fiel, der ſich bei dem Worte groß auf die Zehen ſtellte. Sein Lehrmeiſter, der auf Verlangen des Volks dieſen Fehler gut machen ſollte, war ſcharfſinniger, nahm zur Urſache ſeine Zuflucht, und gab ſich die Stellung eines Tiefſinnigen; er hielt einen großen tiefſinnigen Verſtand

für die Ursache großer Thaten. — Was die physikalische Ursache anbelangt, warum Töne, welche weder wirklich steigen noch fallen, den Schlaf erregen, so glaube ich sie folgendergestalt deutlich genug erklären zu können. Der Schlaf ist die natürliche Folge der Entkräftung, und da sowohl der Körper als die Seele daran Theil nehmen, so kann er bald in dieser, bald in jenem zuerst entstehen. Die Seele ist müde, wenn sie kaum noch so viel Kräfte hat, sich das Einförmige vorzustellen; da nun also dieser schwächere Grad ihrer Realität vor dem natürlichen Schlafe vorhergeht, so kann es nicht fehlen, der Schlaf muß auch darauf folgen, wenn ich meiner Seele diesen schwächern Grad der Realität vorsätzlich gebe; d. i. wenn ich mir das Einförmige vorstelle. Weitläuftiger will ich mich nicht erklären; denn wenn Wahrheit in diesen meinen Gedanken ist, so werden Sie sie gewiß, nach aller ihrer Ausdehnung, leichter finden, als ich sie Ihnen zeigen kann. — Mit Ihrer nähern Bestimmung der undeklamabeln Stellen in meiner Sara, bin ich sehr wohl zufrieden. Aber wenn es die philosophischen sind, so sehe ich schon voraus, daß ich sie nicht ausstreichen werde, und wenn Sie mir es auch mathematisch bewiesen, daß sie nicht da sein sollten; wenigstens so lange nicht, als noch immer mehr Leute Trauerspiele lesen, als vorstellen sehen. — Gleims Fabeln habe ich zu dem zweiten Stücke der Bibliothek nicht rezensiren können, weil es Herr Dyk gern noch diese Woche fertig haben will. Ich habe aber zu den Neuigkeiten Verschiedenes hinzugethan, und hoffe, daß es dem Herrn Nicolai nicht ungelegen sein wird. Herr Dyk wollte gern 14 Bogen voll haben. — Der Herr Major von Kleist ist noch immer hier, und also kann er es wohl nicht sein, der sich in Wolmine mit den Panduren herumgeschlagen

hat. — Herrn Nicolai will ich nächstens die Ursache melden, warum ich seine Rezension vom Devil to pay kassirt habe. — Er wird doch wohl nicht noch Willens sein, von Berlin wegzugehen? Was sollte ich denn in Berlin, wenn er weg wäre und Sie mitgenommen hätte? — Das Aber, womit ich meinen Brief geschlossen, hat gar keine Beziehung auf die Sicherheit in Berlin; es ging bloß auf meine eigenen Umstände. Ich sehe meinem Prozesse unter keinen vier Monaten ein Ende; meine persönliche Gegenwart ist nicht mehr dazu nöthig, und gleichwohl sehe ich mich, anderer Dinge wegen, hier zu bleiben gezwungen.

Leben Sie wohl, mein lieber Moses, und schreiben Sie mir bald wieder; ich bin jezt größtentheils so verdrießlich, daß das Vergnügen, welches Sie mir mit Ihren Briefen machen, eine wahre Wohlthat für mich ist. Ich bin

Leipzig, den 18. Aug. 1757.

Ihr
ergebener Freund
Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Ich habe Ihren Brief erhalten. Sogleich auf einmal kann ich vor jezt die 60 Thaler nicht schicken. Aber ich kann Ihnen jezt, ohne die geringste Beschwerlichkeit, 30 Thaler, und irgend in 4 Wochen noch 30 Thaler schicken, wenn es Ihnen so gefällt. Ich würde auch heute das Geld mitgeschickt haben, wenn man nicht seit gestern den Weg von hier nach Leipzig für unsicher hielte. Sein Sie also so gütig, allda durch jeman-

den 30 Thaler auf mich assigniren zu lassen, entweder an Herrn Voß, oder sonst einen Kaufmann allhier. Ich zahle contant; mit den übrigen 30 Thalern müßte es alsdann noch einige Wochen Anstand haben. Sie sehen, daß ich kein Bedenken trage, Ihnen dasjenige abzuschlagen, was mir beschwerlich fällt. Ich erwarte unfehlbar eine Assignation über die 30 Thaler, und bin

Ihr
wahrer Freund
Moses.

Berlin, den 13. Sept. 1757.

Lessing an Mendelssohn.

Liebster Freund!

Ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Willfahrung. Die Assignation, die ich an Sie gestellt, werden Sie ohne Zweifel erhalten haben. Schreiben Sie sich es zum Theil selbst zu, wenn sie Ihnen beschwerlich gefallen ist. Wie ich meine Handschrift darüber einrichten soll, mögen Sie mir melden; unterdessen werden Ihnen meine Briefe statt derselben dienen.

Mit der Stelle aus dem Spinoza haben Sie Recht. Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich Alles anzusehen gewohnt bin! Wenn Ihnen mehr aufstoßen sollte, was mit meiner (oder vielmehr mit Ihrer) Erklärung des Lachens einige Verwandtschaft hat, so merken Sie es ja fleißig an. Ich sammle an lächerlichen Geschichten und Einfällen, und endlich kann eine lustige, tiefsinnige Abhandlung vom Lächerlichen für die Bibliothek daraus werden.

Aus Ihrer Kritik der indeklamabeln Stellen in meiner

Sara ist eine Lobrede geworden. Ihre Freundschaft läßt Sie mehr Schönes darin entdecken, als ich hineinzubringen im Stande gewesen bin. Gleichwohl kann ich mich nicht enthalten, Ihren Anmerkungen einige andere entgegen zu setzen. Der Autor wird jederzeit das letzte Wort behalten wollen. — Der Grundsatz ist richtig: der dramatische Dichter muß dem Schauspieler Gelegenheit geben, seine Kunst zu zeigen. Allein das philosophische Erhabene ist, meines Erachtens, am wenigsten dazu geschickt, denn eben so wenig Aufwand, als der Dichter, es auszudrücken, an Worten gemacht hat, muß der Schauspieler, es vorzustellen, an Geberden und Tönen machen. Wer das **qu'il mourut** am gleichgültigsten, am meisten ohne Kunst ausspricht, hat es am besten ausgesprochen. Es ist zwar auch Kunst, die Kunst zu verstecken, sie zu rechter Zeit aus den Augen zu setzen; aber von dieser Kunst, glaube ich, ist hier nicht die Rede. Ich berufe mich, statt des besten Beweises, auf den Unterschied, der unter den Geberden des Schauspielers ist. Einen Theil der Geberden hat der Schauspieler jederzeit in seiner Gewalt; er kann sie machen, wenn er will; es sind dieses die Veränderungen derjenigen Glieder, zu deren verschiedenen Modifikationen der bloße Wille hinreichend ist. Allein zu einem großen Theile anderer, und zwar gleich zu denjenigen, aus welchen man den wahren Schauspieler am sichersten erkennt, wird mehr als sein Wille erfodert; eine gewisse Verfassung des Geistes nemlich, auf welche diese oder jene Veränderung des Körpers von selbst, ohne sein Zuthun, erfolgt. Wer ihm also diese Verfassung am meisten erleichtert, der befördert ihm sein Spiel am meisten. Und wodurch wird diese erleichtert? Wenn man den ganzen Affekt, in welchem der Akteur erscheinen soll, in wenig Worte faßt? Gewiß

nicht! Sondern jemehr Sie ihn zergliedern, je verschiedener die Seiten sind, auf welchen Sie ihn zeigen, deste unmerklicher geräth der Schauspieler selbst darein. Ich will die Rede der Marwood auf der 74sten Seite zum Exempel nehmen. — Wenn ich von einer Schauspielerin hier nichts mehr verlangte, als daß sie mit der Stimme so lange stiege, als es möglich, so würde ich vielleicht mit den Worten: verstellen, verzerren und verschwinden, schon aufgehört haben. Aber da ich in ihrem Gesichte gern gewisse feine Züge der Wuth erwecken möchte, die in ihrem freien Willen nicht stehen, so gehe ich weiter, und suche ihre Einbildungskraft durch mehr sinnliche Bilder zu erhitzen, als freilich zu dem bloßen Ausdrucke meiner Gedanken nöthig wären. Sie sehen also, wenn diese Stelle tadelhaft ist, daß sie es viel mehr dadurch geworden, weil ich zu viel, als weil ich zu wenig für die Schauspieler gearbeitet. Und das würde ich bei mehreren Stellen vielleicht antworten können. Z. E. S. 111. Geschwind reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Es ist wahr, Mellefont würde hier geschwinder nach dem Briefe haben greifen können, wenn ich ihn nicht so viel sagen ließe. Aber ich raube ihm hier mit Fleiß einen gemeinen gestum, und lasse ihn schwatzhafter werden, als er bei seiner Ungeduld sein sollte, bloß um ihm Gelegenheit zu geben, diese Ungeduld mit einem feinern Spiele auszudrücken. Die Schnelligkeit, mit der er alle diese Fragen ausstößt, ohne auf eine Antwort zu warten; die unwillkührlichen Züge der Furcht, die er in seinem Gesichte entstehen zu lassen Zeit gewinnt, sind, sollte ich meinen, mehr werth, als alle die Eilfertigkeit, mit der er den Brief der Sara aus den Händen nehmen, ihn aufschlagen und lesen würde. Ich wiederhole es also nochmals, diese

Stellen sind so wenig untheatralisch, daß sie vielmehr tadelhaft geworden sind, weil ich sie allzu theatralisch zu machen gesucht habe.

Haben Sie aber, mein lieber Moses, hier nicht ganz Recht, so haben Sie es doch in Ansehung der schändlichen Perioden, S. 123. 124. 154. 158., die so holpricht sind, daß die beste Zunge dabei anstoßen muß. Sobald meine Schriften wieder gedruckt werden, will ich sie gewiß verbessern. —

Leben Sie wohl; schreiben Sie oft, und lieben Sie mich beständig

Leipzig, den 14. Sept. 1757.

Gotth. Eph. Lessing.

Lessing an Mendelssohn.

Liebster Freund!

Ich habe Herr Vossen eine zweite Anweisung an Sie gegeben; doch werden Sie nicht gehalten sein, sie anzunehmen, wenn es Ihre Umstände nicht erlauben sollten. Sie müssen, um mir eine Gefälligkeit zu erweisen, sich nicht in Verlegenheit setzen. Das will ich durchaus nicht. Ich erwarte also Ihre Antwort hierauf, ob ich Ihnen eine Handschrift auf die halbe oder ganze Summe einrichten soll. Mein Prozeß geht so geschwind, als ein Prozeß in Sachsen gehen kann, und da ich in der nächsten Woche wieder einen Termin habe, so muß ich schon so lange noch hier bleiben. Ich sehne mich mehr, als Sie glauben können, bald wieder in Berlin zu sein; denn

das Leben, das ich hier führen muß, ist allen meinen Absichten und Neigungen zuwider.

Ich habe durch Herrn Voß den Codrus wieder zurückgesendet, und zugleich ein neues Stück mitgeschickt, welches bei Herrn Dyk eingelaufen war. Der Codrus hat nichts weniger als meinen Beifall. Doch wünschte ich, daß Herr Nicolai dem Verfasser nicht alle Wahrheiten sagte, die man ihm sagen könnte. Wenn ich ein Paar ruhige Stunden finde, so will ich einen Plan aufsetzen, nach welchem ich glaube, daß man einen bessern Codrus machen könnte. — Wer der Verfasser des Renegaten sei, werden Sie aus beiliegendem Zettel sehen. Ich habe ihn eröffnet, weil ich gewiß überzeugt bin, daß Ihr Urtheil dadurch um nichts partheiischer werden wird. Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf wenden könnte.

Mit dem dritten Stücke der Bibliothek bin ich sehr wohl zufrieden. Man sieht es Ihren Rezensionen nicht an, daß sie in der Eile gemacht werden; es wäre denn die einzige Rezension von Basedow, und auch diese nur in Ansehung der äußerlichen Einrichtung. Da Ihnen Klopstocks Adam so wenig gefallen hat; was werden Sie zu seinen geistlichen Liedern sagen?

Ich hoffe, daß nunmehr Alles wieder in Berlin ruhig sein wird. Sie hätten sich einen solchen Besuch wohl nicht vermuthet? Was für ein unseliges Ding ist doch der Krieg! Machen Sie, daß bald Friede wird, oder nennen Sie mir einen Ort, wo ich die Klagen der Unglücklichen nicht mehr höre. Berlin wird dieser Ort nun auch nicht mehr sein. Viel-

leicht zwar hat sich Alles wieder zum Besten geändert, ehe ich hinkommen kann.

Leben Sie wohl, und lassen Sie unsere Freundschaft ewig sein. Ich bin

Leipzig, den 22. Okt. 1757. ganz der Ihrige
Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Herr Voß hat die Assignation präsentirt. Ich versprach ihm, solche binnen 14 Tagen gewiß zu bezahlen, welches Versprechen ich auch unfehlbar halten werde.

Das Trauerspiel, der Renegat, ist angekommen, und der Codrus auch. Mich dünkt, als ich ihn gelesen habe, einige nicht schlechte Situationen darin gefunden zu haben. Das Ganze ist freilich elend. Es würde eine Zierde für die Bibliothek sein, wenn Sie einen bessern Plan zum Codrus machen wollten. Jedoch, was haben Sie nicht schon für die Bibliothek versprochen, und nicht gehalten? Wo sind Gleims Fabeln? wo die Idyllen des Theokrit? — ich wollte sagen, Lieberkühns? wo ist der Brief über Herrn Nicolais Beurtheilung des Messias? Mein Rath wäre, Herr Nicolai schickte zum vierten Stücke nicht mehr Manuskript, als zu zehn Bogen ungefähr. Ich weiß es schon, daß Sie nicht eher arbeiten, als wenn der Druckerjunge in der Stube sitzt, und darauf wartet; wir wollen Ihnen also diesen über den Hals schicken.

Bei dem unvermutheten Besuche der Oestreicher war unsfreilich anfangs nicht wohl zu Muthe. Ich hielt zwar ziemliche Contenance, indessen bin ich doch seit der Zeit zu allem ernsthaften Studiren ungeschickt gewesen. So sehr zerstreuen uns die widersprechenden Nachrichten, die stündlich einlaufen, und nunmehr uns wirklich zu interessiren Anfangen. Wenn diese Umstände noch ein halbes Jahr anhalten, so komme ich ganz aus dem Gleise.

Es ist eine elende Sache mit den Prozessen! Erfodert's denn so viel Kopfbrechens, auszumachen, ob Sie Geld haben sollen, oder nicht? oder haben die Rechtsgelehrten so langsame Köpfe? Gewiß, ich hätte unterdessen vielleicht quadraturam circuli finden wollen, ehe die Leute erörtern, ob man sein Versprechen halten müsse, oder nicht. Machen Sie, mein lieber Lessing, daß Sie bald zu uns kommen. Ich dächte, Sie könnten hier immer zu leben finden. Verschaffen Sie aber zum Besten der Bibliothek einen zweiten Lessing, der nach Ihrer Abreise die Revision besorge; denn sonst dürfte es manchmal ziemlich unordentlich gehen. . . . . .

Ueber Ihren Ausdruck: da Ihnen Klopstocks Adam so wenig gefallen, habe ich mich ziemlich gewundert. Hat er Ihnen denn gefallen? Gefallen Ihnen denn seine geistlichen Lieder? — Wenn dieses ist, wie ich doch unmöglich glaube, warum haben Sie nicht meine Rezension vom Adam so gut cassirt, als die Devil to pay!

Ich sende Ihnen nächstens meine Gedanken vom Erhabenen zur Beurtheilung zu. Sie sollen in das 4te Stück kommen, und ich muß Ihr Urtheil erst darüber vernehmen, ehe ich sie zum Drucke befördern lasse. Für diesesmal lesen Sie meinen Brief an Herrn Prof. Baumgarten, und seine Ant-

wort, und ſchreiben Sie mir mit nächſter Poſt, wie Ihnen letzterer gefallen, und was Sie insbeſondre zu dem 30ſten Kapitel der Sprüche Salomonis ſagen?

Leben Sie wohl, und lieben Sie mich beſtändig.

Berlin, den 25. Okt. 1757.

Moſes.

Mendelsſohn an Leſſing.

Liebſter Freund!

Unſere Urtheile über das Betragen des Herrn Prof. Baumgarten ſtimmen völlig überein. Die letzte Frage kann unmöglich Verſtellung ſein. Sie muß aus dem Herzen gefloſſen ſein, und das Herz dieſes Mannes ſcheint mit ſeinem Verſtande in keiner genauen Verbindung zu ſtehen. Ich werde die Frage wiederholen, die ich, wo ich nicht irre, ſchon vor einiger Zeit an Sie gethan. (Welche Wiſſenſchaft lehrt uns die Vorurtheile beſtreiten?) Und wenn es wahr iſt, daß der Menſch zwo Seelen hat; ſo würde ich meine Frage folgendergeſtalt ausdrücken: Wir haben ſehr viele Wiſſenſchaften für die Seele des Verſtandes; welche Wiſſenſchaft aber iſt für die Seele des Herzens? — Jedoch, auch der tiefſinnige Brief des Herrn Prof. hat mir nicht ſonderlich gefallen. Was er darin ſagt, paßt gar nicht auf die Fragen, die ich gethan habe, und er ſcheint mir nur durch Winkelzüge entwiſchen zu wollen. Schicken Sie mir doch den Brief bald wieder, ich muß dem Manne antworten. Was die Demüthigung betrifft, da haben Sie Unrecht. Ich habe nichts weniger, als geſchmeichelt. Wie ich's ſchrieb, ſo floß es mir aus dem Herzen.

Sie haben Recht, mein liebster Freund! Wie es scheint, so würde ich die Frage nicht gethan haben, wer Sie zu Leipzig zurückhalte, wenn ich den Verfasser des Frühlings kennte. Ich habe, ohne diesen Mann zu kennen, eine wahre Hochachtung für seine Talente sowohl, als für seine Sitten, nach der Beschreibung, die seine Freunde von denselben machen. Die Seelen dieses Mannes scheinen in ziemlicher Korrespondenz mit einander zu stehen.

Mit dem Tode Adams verstehe ich Sie noch nicht recht. Erklären Sie sich also deutlicher, wenn Sie besser verstanden sein wollen, als Klopstock.

Daß Sie Trauerspiele im Kopfe fertig haben, das haben wir schon lange gewußt. Aber mit Ihnen ist es nun wieder eine andere Plage. Bei andern Schriftstellern strömen die Gedanken aus dem Kopfe auf das Papier, ohne in das Herz hinüber zu gehen, und bei Ihnen ist gerade das Gegentheil. Ihre Gedanken finden den Weg nach der Hand ziemlich spät....

Berlin, den — Nov. 1757.

Ihr wahrer Freund
Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Geliebter Freund!

Ich kann nicht umhin, Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen, die Ihnen ihrer Seltenheit halber vielleicht nicht unangenehm sein wird. Ich will nunmehr für nichts in der Welt mehr schwören, da es schon so weit gekommen, daß ich eine Predigt

schreibe, und einen König lobe. Ich habe auch einige hebräische Danklieder ins Deutsche übersetzt, und sie sind gedruckt. Sie scheinen mir aber nicht wichtig genug, sie Ihnen zu schicken. Sie haben zwar den Leuten allhier gefallen; allein wieviel Leute haben hier Geschmack?

Was Sie von dieser Predigt denken, brauchen Sie gar nicht zu schreiben. Ich kann mir's so ungefähr schon vorstellen. Um desto nöthiger aber wird es sein, mir Ihre Gedanken von meinem Briefwechsel mit Herrn Prof. Baumgarten etwas deutlich zu erklären, auch mir mit nächster Post meinen und seinen Brief zurückzuschicken. Ich kann, ohne unhöflich zu sein, meine Antwort nicht länger aufschieben, und habe aus Unvorsichtigkeit eine Abschrift davon zu nehmen vergessen.

Wissen Sie auch wohl, mein lieber Lessing, daß der Winter bald zu Ende eilet, und daß Sie uns versprochen, noch diesen Winter bei uns zu sein? Wir haben viel, sehr viel mit einander mündlich auszureden, und wer weiß, wieviel unverdaute Gedanken ich noch in die Bibliothek einrücken lasse, wenn ich nicht bald Gelegenheit habe, sie mit Ihnen zu überlegen. Herr Nicolai will auch die zwote Abhandlung von dem Wesen der schönen Künste schreiben, und wenn Sie nicht unser Schiedsrichter sein werden, so kommen wir schwerlich zusammen. Kommen Sie also geschwind zu uns! Hören Sie? Ich bin

Ihr

Berlin, den 25. Nov. 1757.

beständiger Freund

Moses.

Lessing an Mendelssohn.

Liebster Freund!

Sie haben mir mit Ihrer Ode und Ihrer Predigt eine große Freude gemacht; sie sind beide recht schön, und an der ersten besonders habe ich nichts auszusetzen, als daß Sie mir sie nicht freiwillig geschickt haben, und ich also mehr dem Herrn Nicolai, als Ihnen dafür danken muß. Wissen Sie, daß Sie mir auch noch die Fortsetzung von Ihren Lehrgedichten schuldig sind? Ich will durchaus alle Ihre poetischen Arbeiten sehen; ob ich gleich deswegen nicht will, daß Sie mehr Zeit auf die Poesie, als auf die Philosophie verwenden sollen. Denn Sie haben in der That Recht: den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unserer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben, ehe wir sterben. Ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts als gereimt hat, und ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts gethan, als daß er seinen Athem in ein Holz mit Löchern gelassen; von solchen Alten zweifle ich sehr, ob sie ihre Bestimmung erreicht haben.

Sie sagen mit Grund, daß Rousseau die Stelle aus dem 19ten Psalm von ihrem Erhabenen herabgesetzt habe. Allein mich wundert, daß Sie nicht auch gemerkt haben, daß Rousseau den ganzen Verstand des heiligen Psalmendichters verfehlt hat. Wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, heißt nicht, wie ein Bräutigam, der von seiner couche nuptiale aufsteht; denn wahrlich, so ein Bräutigam kann nicht sehr brillant und radieux erscheinen, wenn er anders seiner Pflicht nachgekommen ist. Sondern es heißt, ein

Bräutigam, der aus seiner Kammer der Braut entgegen geht; dieser ist mit der Sonne und mit dem Helden zu vergleichen, der sich seinen Weg zu laufen freuet. Meinen Sie nicht, daß ich Recht habe?

Ich höre es nicht gern, daß Sie mit dem Herrn Nicolai nicht eins werden können. Eher muß nichts gedruckt werden, als bis Sie zusammen eins sind. Und worüber streiten Sie denn eigentlich? Persönlich dürfte ich unter 6 bis 8 Wochen wohl nicht an Ihrem Streite Theil nehmen können. Zwar vielleicht — doch ich will noch nichts Gewisses entscheiden. Es kömmt Alles auf die künftige Woche an.

Ihre Korrespondenz mit Baumgarten folgt hier zurück. Was wollen wir nicht darüber plaudern, wenn wir zusammen kommen! Davon schreiben kann ich nichts; denn ich glaube, ich verstehe Sie beide noch nicht recht.

Leben Sie unterdessen wohl; und schicken Sie mir auch Ihre Danklieder. Vergessen Sie es nicht! Ich bin, liebster Freund,

ganz der Ihrige,

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Ich habe Ihnen seit einiger Zeit nicht geschrieben, weil ich seit einiger Zeit nicht gedacht habe. Es müssen Freunde von einer ganz andern Natur sein, die sich bloß mit Versicherungen von ihrer Freundschaft unterhalten können. Und ich hätte Ihnen wahrlich nichts anderes schreiben können, weil ich mich

bei der ungesunden Luft, welche wir zeither allhier athmen, vor allem Nachdenken hüte. Mein Verstand spielt indessen einige Farcen. Ich lese die hochberühmten **Essais** des Abbé **Trublet**; der Mann gefällt, ob er gleich wenig unterrichtet. Seine **Pensées sur le bonheur, sur le plaisir** und **sur les desirs**, verdienen gelesen zu werden. Die Franzosen sind in neuern Zeiten die besten Beobachter der menschlichen Sitten. Sie schildern die Karaktere der Menschen, und wissen manchmal verborgene Neigungen und Falten des menschlichen Herzens zu entdecken, die dem gründlichsten Weltweisen entwischen. Sie müssen sich aber in ihren Schranken halten. Sobald sie solche verlassen, und mehr als Beobachter, Weltweise werden wollen; so sollte man ihnen das Handwerk legen. Ich halte dafür, es giebt in der Sittenlehre ein Feld, das noch gar nicht angebaut ist. Dieses ist die Theorie der Karaktere. Die gemeinen Sittenlehren enthalten bloß die Beweise, wie sich die Menschen nach den Vorschriften der Vernunft verhalten sollen, wenn es ihnen gegeben wäre, diese Vorschriften in Allem zu befolgen. Sollte es aber nicht möglich sein, aus den Beobachtungen der Geschichtschreiber, der Weltweisen und der theatralischen Dichter, eine allgemeine Theorie zu verfertigen, in welcher man zeigte, was aus einem jeden gegebenen Karakter in diesem oder jenem Falle fließen würde? **Theophrast, Bruyere, Montagne, der Zuschauer**, und gewissermaßen **Rochefaucould** unter den Weltweisen, **Tacitus, Sallust, Voltaire** und andere unter den Geschichtschreibern haben Materialien gesammelt. Die guten theatralischen Dichter müssen einen Vorrath davon gehabt haben; denn sie haben in besondern Fällen ihre Karaktere nach der Natur entworfen. Es muß also gewisse allgemeine Wahrheiten, ein gewisses

System geben, worauf sich alle diese Beobachtungen gründen. Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, dasselbe zu suchen?

Die Schönheitslinie habe ich im Blondel vergebens gesucht. Der Mann bestimmt die Gattung der Linie, nach welcher die Säulen verjüngt werden müssen. Allein die Grade der Krümmung eben dieser Linie hat er nicht festgesetzt, welche bei einer und eben derselben Aequation unendlich verschieden sein können. Seine Erfindung ist dem Baumeister nützlicher, als dem Weltweisen; denn dieser sucht eigentlich die Curvatur der Schönheitslinie.

Dem Prof. Baumgarten habe ich geantwortet, und nach Ihrem Befehl seiner wunderbaren Frage gar nicht erwähnt. Ob er mir wieder antworten wird? —

Leben Sie wohl!

Berlin, den 17. Febr. 1758.

Moses.

N. S. Wenn Sie auf den Sommer gewiß zu uns kommen; so wollte ich zum voraus einen Garten für uns miethen. Sie müssen mir aber versprechen, ihn fleißiger zu besuchen, als Sie den letzten besucht haben.

Ich habe eine Bitte an Sie, liebster Freund! Der Musikus Kirnberger, den Sie auch kennen sollten, und der nach seiner Geschicklichkeit in der Musik ein besseres Schicksal verdient, hat mir aufgetragen, durch Ihre Vermittelung den Herrn Breitkopf zu bewegen, einige von seinen Sachen drucken zu lassen. Hier folgt das Verzeichniß davon. Der Verleger kann davon auslesen, was ihm gefällt, und allenfalls ein oder zwei Stücke zum Ansehen bekommen. Es sind recht schöne Sachen. Er verlangt 12 Exemplare für seine Freunde, und überläßt

es im Uebrigen der Generosität des Verlegers. Wenn auch nur vorerst eine Symphonie zur Probe gedruckt wird. Ich verspreche mir diese Gefälligkeit von Ihnen, liebster Lessing, und verspreche, Sie nicht wieder mit dergleichen Kommissionen zu beschweren. Ich konnte es ihm nicht abschlagen.

In der Rezension von Lichtwehr belieben Sie zu ändern, was Ihnen nicht gefällt. Ich bin kein guter Beurtheiler von Fabeln, und hätte diese Arbeit auch nicht übernommen, wenn mich nicht Herr Nicolai darum ersucht hätte. Sie machen doch in diesem Stücke die Rezension von Gleims Fabeln?

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Ein guter Buchhalter ist gewiß ein seltenes Geschöpf. Er verdient die größte Belohnung; denn er muß Verstand, Witz und Empfindung ablegen, und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein solches Opfer zum Besten der Finanzen nicht die größte Belohnung?

Wie ich heute auf diesen Einfall komme, fragen Sie? Sie können es wohl unmöglich errathen, daß mir des Herrn von Kleist neue Gedichte dazu Anlaß gegeben. Ich ließ sie mir des Morgens um 8 Uhr kommen. Ich wollte unserm lieben Nicolai eine unvermuthete Freude damit machen, und sie mit ihm durchlesen. Allein ich ward verhindert — die ungestümen Leute! Was bringt Er, mein Freund? und Sie

Gevatter? und Er, Geſelle? Laſſen Sie mich heute, ich kann nicht. „Sie haben ja nicht irgend Feiertage?“ — Das wohl eigentlich nicht, aber ich bin krank. Es verſchlägt Ihnen ja nichts. Kommen Sie morgen wieder. — Dieſe Leute waren gefällig, allein mein Prinzipal war es nicht. Ich bekam Arbeit bis gegen Mittag. Ich las indeſſen unter der Arbeit hier und da ein Fleckchen, und da merkte ich es, wie ſchwer es iſt, Empfindung zu haben, und ein Buchhalter zu ſein. Ich fing an, in Handlungsſachen ſchön zu denken, und machte in meine Bücher eine von den Schönheiten, die man von einer Ode zu rühmen pflegt. Ich verwünſchte meinen Stand, ſchickte die Gedichte unſerm Esquirn, der von ſeinen Geldern lebt, ha, nicht ohne Neid! und ward verdrießlich.

Die Idyllen ſind allerliebſt, und das Lied eines Lappländers recht ſehr artig. So viel habe ich geleſen. Von dem Trauerſpiele will ich noch nicht urtheilen. Indeſſen verwundere ich mich nun gar nicht mehr, daß Sie ſich ſo lange zu Leipzig aufhalten. Ich will nicht eher hoffen, Sie hier zu ſehen, bis der Herr von Kleiſt ausmarſchiren wird.

Ueber Ihren Engländer verwundere ich mich gar nicht. Er ſcheint die innerlichen Sinne des Hutcheſon zu begünſtigen. Ueberhaupt philoſophiren die Engländer nur bis auf einen gewiſſen Punkt, bei welchem ſie ſtehen bleiben. Sie ſcheinen zu ſtolz zu ſein, die Deutſchen zu leſen, und zu bequem, ſelbſt in das Innere der Seele zu dringen. Die Franzoſen philoſophiren mit dem Witze, die Engländer mit der Empfindung, und nur die Deutſchen haben kaltes Blut genug, mit dem Verſtande zu philoſophiren. Sie haben vermuthlich die vermiſchten Schriften des David Hume geleſen? Ich kann ſeinetwegen von meiner allgemeinen Regel keine Ausnahme

machen. Nur Locke, Klark und etwa Shaftesbury sind in meinen Augen wahre Weltweise. Die Eintheilung der Leidenschaften in selbsterhaltende und gesellschaftliche ist zu vertheidigen. Wir ergötzen uns sowohl an den Vollkommenheiten anderer Dinge, als an unsern eigenen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Erkenntniß der erstern die letzte befördere, und vielleicht uns nur aus diesem Grunde angenehm sei; ja, ich bin deswegen mit dem Beweise von Wolf gar nicht zufrieden, daß er den Grund unserer Pflichten gegen Andere bloß darin sucht, daß wir uns außer dem gesellschaftlichen Leben nicht vollkommen machen können, denn hieraus lassen sich die gesellschaftlichen Neigungen und der dunkle Trieb, Andere mit Vergnügen vollkommener zu sehen, gar nicht erklären. Indessen hat die berühmte Eintheilung ihren guten Grund, in soweit uns die anschauende Erkenntniß einer Vollkommenheit entweder unmittelbar, oder mittelbar vollkommener macht. Aus jener entspringen die Pflichten gegen uns selbst, und wenn die Begierde heftig wird, die Leidenschaften, welche, mit Ihrem Schriftsteller zu reden, auf unsere Selbsterhaltung abzielen. Aus dieser hingegen die Pflichten gegen Gott und unsere Nebenmenschen. Wird die Begierde heftig, so entspringen die Leidenschaften des Wohlwollens, welche nur alsdann gesellschaftliche Neigungen genannt werden können, wenn ihr Gegenstand nicht Gott, sondern unsere Nebenmenschen sind. Sie sind alle Quellen der Schönheit, in so weit alle diese Vollkommenheiten sinnlich erkannt werden können. Sie sind auch alle Quellen des Erhabenen, allein mit einigem Unterschiede. Die Leidenschaften, welche auf unsere Erhaltung abzielen, scheinen nur des Erhabenen von der zwoten Gattung (ich beziehe mich auf meine Gedanken vom Erhabenen in dem letzten Stücke)

fähig zu sein. Man bewundert keinen Menschen, der sich vor Schmerz und Gefahr scheut; aber man bewundert ihn, wenn er sie zum Besten seiner Nebenmenschen nicht achtet. Daher entspringt das Erhabene von der ersten Gattung, wie ich glaube, mehrentheils aus den gesellschaftlichen Leidenschaften. Das von der zweyten Gattung hingegen findet bei allen Arten von Vollkommenheiten Statt. Sie sehen, daß ich beinahe das Gegentheil von Ihrem Engländer behaupte. Vielleicht weil ich seine Gedanken nicht recht begriffen, weil mir noch unbekannt ist, was er unter schön und erhaben verstehe. In diesem Falle fodere ich meinen Zug zurück.

Warum rechnet Ihr Schriftsteller aber bloß Schmerz und Gefahr für die Gegenstände der Selbsterhaltung? Warum nicht auch die Unvollkommenheiten des Geistes, als Unwissenheit, Reue, Einförmigkeit der Beschäftigungen u. s. w.?

Ihr Plan zum Codrus gefällt mir ungleich besser, als der gekrönte. Der Ihrige ist einfältig und zusammenhängend, und der Karakter des Priesters ist vieler einzelnen Schönheiten fähig. Allein von welcher Art soll das Interesse in Ihrem Stücke sein? Mitleiden erregen Sie nicht; Schrecken und Furcht auch nicht sonderlich; also Bewunderung. Diese Leidenschaft aber wird nach Ihrer Anlage dadurch geschwächt, daß wir gleich beim ersten Anfange von dem festen Vorsatze des Codrus, für das Vaterland zu sterben, und von der Unmöglichkeit, das Vaterland auf eine andere Art zu retten, völlig überzeugt sind. Hier ist keine andere Erwartung, keine Ungewißheit, als diese: wie wird Codrus zu seinem Zwecke gelangen? Unsere Bewunderung hat er bereits weg. Sie haben in einem Ihrer Briefe mehr als zu gründlich bewiesen, daß diese Leidenschaft plötzlich entsteht, und von keiner langen

Dauer ist. Wir vereinigen nunmehr unsere Wünsche mit dem Helden, und sind zufrieden, daß sie zuletzt ihre Erfüllung erreichen, ohne sein Schicksal zu beklagen, oder uns sonderlich darüber zu freuen. Beim Cato des Addison sind wir wegen des Schicksals des Helden in völliger Ungewißheit. Er hat noch nichts gewählt, und so sehr wir mit ihm die Schmach der Unterwerfung fürchten; so wünschen wir dennoch, und seine Freunde mit uns, daß er der Nothwendigkeit nachgeben, und den Cäsar für seinen Ueberwinder erkennen möge. Wir hoffen und fürchten immer noch, bis er uns zuletzt gleichsam zu der Höhe erhebt, von welcher er die menschlichen Dinge betrachtet. Wir werden durch die Macht seiner erhabenen Gesinnung gezwungen, das Leben mit ihm gering zu schätzen. Wir trauen uns aber die Standhaftigkeit nicht zu, es so gelassen aufzugeben, und bewundern den großen Mann. Aber in Ihrem Codrus? — Jedoch, ich bin ein voreiliger Schwätzer. Vielleicht dürfte ich an dem Cato eben so viel auszusetzen gefunden haben, wenn mir Addison seinen Plan, wie Sie, in einem flüchtigen Schreiben bekannt gemacht hätte. Wie werde ich mich schämen, wenn Sie, trotz meinem Geschwätze, der Beurtheilung des Herrn Nicolai einen sehr interessanten Plan einverleiben werden.

Apropos, versteht man Sie jezt, warum an das Bildniß des Herrn von Kleist gar nicht zu denken ist? Trotz Ihrer Verschwiegenheit, haben wir doch schon vor einigen Monaten gewußt, daß von diesem Herrn ein Trauerspiel gedruckt werden soll. Es wäre Schade, wenn die Preußen nicht Alles wissen sollten, was die Sachsen unternehmen.

Ich gehe jezt mit einer Materie zu philosophischen Briefen schwanger. Ich kann aber nicht eher erlößt werden, bis

Sie mein Sokrates sind. Wer kann anders, als Sie, von der Geburt urtheilen, ob sie nicht ridiculus mus sei?

Leben Sie wohl, mein Werther, und vergessen Sie, in der angenehmen Gesellschaft des liebenswürdigen Mannes, nicht

Berlin, den 27. Febr. 1758. Ihres

Freundes

Moses.

N. S. Ich bitte nochmals für Herrn Kirnberger.

Mendelssohn an Lessing.

Bester Freund!

Ich lebe seit Ihrer Abwesenheit, mitten in dieser großen Stadt, wie in einer Einsiedelei. Herr Nicolai hat seitdem beständig mit der Herrlichkeit seiner Hochzeit zu thun gehabt. Noch hat er Ihren Brief nicht einmal gelesen, denn schicken mochte ich ihn ihm nicht, und ihn zu besuchen, finde ich vor der Hand noch bedenklich, so lange Alles in seinem Hause noch voller Geigen ist. Bedenken Sie, wie wenig er jezt bei sich selber sein muß, da er in der That tausend Kleinigkeiten zu besorgen hat, er, den eine einzige Kleinigkeit schon beinahe alles freundschaftlichen Umganges unfähig macht. — Wir wollen sehen, ob Nicolai, der Ehemann, sich besser wird zu fassen wissen, als Nicolai der Liebhaber; vielleicht hat ihn die Liebe nur so zerstreut. — Was meinen Aufenthalt noch einsamer macht, ist, daß Herr Block, an dessen Gesellschaft ich mich gewöhnt hatte, auf die hohe Schule nach Frankfurt gereiset. Wenn nicht zum Glücke auch Herr Neugebauer verreist wäre, so wäre es gar nicht auszuhalten.

Schreiben Sie mir ja fleißig, mein lieber Freund! damit ich wenigstens des einzigen Vergnügens nicht beraubt werde, das mir noch übrig ist. Melden Sie mir, ob Sie einige Muße haben, oder ob Sie mehr Geschäfte vorgefunden, als man Ihnen vorgestellt hat. Ich besorge das Letztere, und bin um Ihre Zufriedenheit sehr bekümmert. Wen die Liebe zu den Musen so gefesselt hat, wie Sie, der siehet sich nicht, ohne den äußersten Verdruß, auf einmal ihres Umganges beraubt.

Die Briefe über die Literatur hat Herr Nicolai vor seiner Hochzeit einige Wochen unterhalten, um sie mir vielleicht hernach ganz aufzuladen. Er hat Schöpflin von der Erfindung der Buchdruckerei rezensirt, und ich beschäftige mich gegenwärtig mit Flögels Versuch einer Theorie der Erfindungskunst. Sobald ich Herrn Nicolai spreche, werde ich besorgen, daß Ihnen die Briefe wöchentlich überschickt werden. Ich wünsche sehr, daß sie zum neuen Jahre aufhören mögen; denn ich bin zu einförmig, die Leser von verschiedenem Geschmacke zu befriedigen. Doch Herr Nicolai verspricht künftig fleißiger zu sein, und wenn Sie, wie Sie versprechen, auch einige Blätter einschicken, so mögen sie sich noch ein Vierteljahr erhalten, aber länger gewiß nicht.

Mein zweites Schreiben ist, wie Sie sehen, eben so trocken als das erste. Doch in unsern mündlichen Unterredungen ist es jederzeit Ihr Amt gewesen, die nützlicheren Materien auf's Tapet zu bringen, in dem Wettlaufe den ersten Schritt zu thun, und mich zum Nachdenken aufzumuntern. Thun Sie dieses immer auch in unsern schriftlichen Unterhaltungen. Mein Geist ist ohne alle Bewegung, wenn Sie nicht seine Triebfedern aufziehen. Fangen Sie von einer Materie an, von welcher Sie wollen, ich folge Ihnen mit Vergnügen.

Mein Phädon liegt mir immer noch in den Gedanken. Sobald die Briefe aufhören, mir zur Last zu liegen, so werde ich für's erste die zweite Ausgabe meiner kleinen Schriften besorgen, und sodann zur Ausarbeitung dieser Abhandlung schreiten. Leben Sie wohl, mein theuerster und bester Lessing! und schreiben Sie mir, so oft es Ihre Geschäfte zulassen. Ich bin

Berlin, den 19. Dez. 1760.

Ihr
beständiger Freund
Moses.

Ich habe bei Vossen eine Ode von Herrn Ramler gesehen, die seiner Gewohnheit nach sehr viel Schönes enthält. Sie wird vermuthlich in den Zeitungen zu lesen sein.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Wenn Sie vom Herrn Nicolai die Briefe bekommen werden; so bitte ich die Rezension der Flögelschen Erfindungskunst mit flüchtigem Auge zu durchlaufen. Ich habe über den Unterschied der Worte Natur, Kunst und Wissenschaft einige Gedanken gewagt, über welche ich Ihr Urtheil erwarte. Sie müssen nunmehr alle Briefe über die Literatur, die nicht ganz leer von neuen Gedanken sind, ansehen, als wenn sie an Sie gerichtet wären. Für meinen Theil kann ich Sie versichern, daß ich weder den eingebildeten Offizier, noch das Publikum in den Gedanken habe, so oft ich nicht bloß abschreibe, sondern selbst zu denken wage. Sie sind der Mann,

den ich anrede, und dessen Urtheile ich meine unreifen Einfälle unterwerfe. Da ich des Glücks beraubt bin, sie mündlich mit Ihnen überlegen zu können; so ist's immer einerlei, ob sie Ihnen gedruckt, oder geschrieben unter die Augen kommen. Taugen sie nichts; so mag die Presse vergebens geseufzt haben. Das deutsche Publikum ist gütig!

Wo bleiben aber die Blätter, die Sie in Ihrem einzigen Schreiben so gewiß versprochen? Doch was kümmern mich die Blätter? Wo bleiben Ihre Briefe, liebster Freund, die ich mit so vielem Verlangen erwarte? In der wüsten Einsamkeit, in welcher ich jezt lebe, sind Ihre freundschaftlichen Briefe der einzige Umgang, nach welchem ich mich sehne, und ohne welchen ich unmöglich zufrieden leben kann. Unsere Korrespondenz wird nur gar zu bald, und wer weiß, auf wie lange? unterbrochen werden. Lassen Sie mich der kurzen Zeit genießen, die uns der wüthende Krieg noch gönnt. Ich weiß, daß Sie an andere Freunde öfter geschrieben haben, und ich bin eitel genug, auf dieselben eifersüchtig zu sein.

Mein lezztes Schreiben durch Herrn Ephraim Kuh werden Sie doch wohl erhalten haben? Melden Sie mir doch, unter welcher Adresse Ihnen die Briefe am richtigsten in die Hände kommen. Herr Nicolai wird Ihnen nächstens schreiben. Er verlegt jezt eine kleine Schrift, die den Titel führt: über den Tod für's Vaterland. Der Verfasser ist der Professor Abbt zu Frankfurt, der jezt nach Rinteln berufen worden. Es ist Schade, daß der Mann nicht im Lande bleibt! Der Aufsatz hat mir so wohl gefallen, daß ich mich gewiß zu einem Professor Mai[illegible]seos dessen nicht versehen hätte. Er gefällt mir besser als Iselin. Herr Baumgarten läßt jezt seine Logik drucken. Block schickt mir so eben die abgedruck-

ten Bogen. Die erste müßige Stunde, die ich habe, soll ihnen gewidmet sein. Ich freue mich, daß der halberstorbene Mann wieder so lebhaft wird.

Das Publikum bestehet noch immer darauf, Voltaire sei der Verfasser des Coffé, so wenig die Anlage des Stücks auch Voltairen ähnlich siehet. Meine Freunde melden mir aus Hamburg, es hätten verschiedene Kaufleute von da nach England geschrieben, und die Urschrift verlangt, man hätte ihnen aber geantwortet, es sei kein englisches unter diesem Namen bekannt. Ist das Stück anders von Voltairen; so muß die Luft der republikanischen Freiheit, die er jezt athmet, seine ganze Denkungsart verändert haben. Beinahe sollte ich dieses nicht für unmöglich achten, denn ich habe gestern seine Ode **sur la presente guerre etc.** gelesen, und ich finde sie zwar sehr witzig, aber gewiß nicht kühner und freimüthiger, als man einem Franzosen zugetrauet hätte. Es sollte mich freuen, wenn Voltaire noch auf der Schwelle des Todes bewiese, daß ein großes Genie nicht alt werden kann, ohne weise zu werden. Was für ein Triumph für die Wissenschaften! — Wenn Sie ja noch an die Briefe über die Literatur denken wollen, so vergessen Sie des seichten Pallisot nicht. Seine Unverschämtheit verdient von Ihrer Feder gezüchtiget zu werden.

Leben Sie wohl, mein bester Freund! Ich habe endlich so viel geschmiert, so viel ich immer an einem Abend hätte plaudern können. Ich bin

Berlin, den 11. Febr. 1761.

Ihr
wahrer Freund
Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Theuerster Freund!

Ich wünschte, daß Ihre pythagorischen Lehrjahre nun bald vorbei sein möchten, damit man wieder ein vernünftiges Wort mit Ihnen sprechen könnte; oder lassen Sie mir wenigstens durch Herrn Kuh melden, wie lange Sie sich vorgenommen, nicht zu antworten, damit ich nur wenigstens etwas von Ihnen höre. Ich begreife nicht, was Sie so eigensinnig machen kann, Niemandem zu antworten?

Ich habe in Ihrer Abwesenheit an Herrn Prof. L. geschrieben, und ihm mein Vorhaben, den Phädon umzuarbeiten und herauszugeben, bekannt gemacht. Der seltsame Mann! Er hat eine Antwort geschickt, die mich in Verwunderung gesetzt hat. Ich war Willens, Ihnen seinen Brief zu überschicken; da ich aber so wenig Nachricht von Ihnen bekomme, als wenn Sie in einem andern Welttheile wären, so mag es unterbleiben, bis Sie geschrieben haben werden. Herr Nicolai hat Ihnen, wie er sagt, die Briefe zugeschickt. Er hat den Frankfurt'schen Prof. Abbt zum Mitarbeiter angenommen. Derselbe gehet nach Rinteln als Prof. der Philosophie, wird sich aber vorher allhier eine Zeitlang aufhalten, und Briefe schreiben. Er ist der Verfasser des Werkchens vom Tode fürs Vaterland, davon ich Ihnen jüngst geschrieben. Leben Sie wohl, mein liebster Freund.

Berlin, den 18. Febr. 1761.

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Wertheſter Freund!

Vor einigen Tagen reiſte Herr Joel, aus Breslau kommend, hier durch nach Potsdam. „Keinen Brief an mich, mein Herr Joel?“ — Nein! Der Herr Sekretär Leſſing läßt Sie grüßen, er hat einige Tage vor meiner Abreiſe erſt an Sie geſchrieben, ſonſt würde er mir einen Brief mitgegeben haben. „Wiſſen Sie das gewiß, mein lieber Mann?“ Ich glaube es wenigſtens. — Gut, was Herr Sekretär Leſſing ſagt, und der Jude Joel glaubt, **credat Judaeus Apella.** — Derſelbe Mann hat mir noch eine andere Nachricht mitgetheilt, nemlich, daß Sie ſehr zufrieden lebten, und die Muße, die Ihnen Ihre Geſchäfte laſſen, noch immer den Wiſſenſchaften widmeten. Ich will nicht hoffen, daß dieſe eben ſo erlogen ſein ſoll als jene? Doch wenn auch Herr Joel nichts als gelogen hätte; ſo bin ich nichts deſtoweniger

Berlin, den 27. März 1761. Ihr

wahrhaftiger und unveränderlicher
Freund und Diener
Moſes.

Leſſing an Mendelsſohn.

Ach, liebſter Freund, Joel iſt ein Lügner! Ihnen geſtehe ich es am allerungernſten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden geweſen bin. Ich muß es Ihnen aber geſtehen, weil es die einzige Urſache iſt, warum ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe. Nicht wahr, nur ein einziges Mal habe ich

von hier aus an Sie geschrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich also auch nur ein einziges Mal recht zu mir selbst gekommen bin.

Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt! aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß —

Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen; er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, mein Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?

Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer. O! schreiben Sie mir doch ja recht oft, aber mehr als bloße Vorwürfe über mein Stillschweigen. Ihre Briefe sind für mich ein wahres Almosen. Und wollen Sie Almosen nur der Vergeltung wegen ertheilen?

Leben Sie wohl, mein liebster Freund. Die erste gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, ist ganz gewiß Ihre. Ich sehe ihr mit alle dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmlische Erscheinungen erwartet. Breslau, den 30. März 1761.

Lessing.

Lessing an Mendelssohn.

Breslau, den 17. April 1763.

Liebster Freund!

Auch Herr Kuh reist nach Berlin, und erbittet sich, mir einen Brief an Sie mit zu nehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen lassen. Sie ist selten, und Posten gehen nach Berlin nicht, sind niemals nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja sonst würde geschrieben haben.

Und was schreibe ich Ihnen jezt? Ich fange mit einer Klage an. Warum erfahre ich so wenig von Ihren Beschäftigungen? Kaum daß Sie mir noch den Anfang jener Abhandlung mitgetheilt haben. Sonst lassen Sie Logiken drucken, Predigten halten, Münzen schlagen — und ich weiß von allem nichts, bis ich es lange hernach durch die dritte, vierte Hand erfahre. Die erste verstehe ich nicht, sie ist hebräisch, und die andere habe ich noch nicht. Aber von der Münze muß ich Ihnen sagen, von der nemlich auf den Frieden mit Rußland. (Ohne Zweifel sollen Sie auf den allgemeinen Frieden auch eine erfinden, und meine Erinnerungen können also immer noch zu einer gelegenen Zeit kommen.) Sie ist ein wenig zu gelehrt. Meine, die ich damals in Gedanken hatte, wäre so gelehrt nicht gewesen. Die eine Seite hätte einen Adler gezeigt, von mehr als einer Natter umschlungen. Unvermögend sich ihrer aller zu entwehren, kömmt ihm aus den Wolken ein Strahl des Jupiters zu Hülfe, der die gewaltigste ihm von der Brust schlägt, mit der Ueberschrift: **Nodus vindice dignus.** Auf der andern Seite hätte man um das Brustbild des Kaisers gelesen: **Deus ex machina.** Denn was war

der unglückliche Mann anders, als ein armseliger Tritagonist, ausersehen, in der Larve eines Gottes den ungeschickten Knoten eines blutigen Schauspiels zu zerschneiden? Er spielt seine Rolle so so, und fährt wieder hinter die Scene und ist vergessen.

Wenn ich endlich einmal Zeit bekomme, liebster Freund, Ihnen meine Anmerkungen über Ihre philosophischen Schriften mitzutheilen, so können Sie leicht glauben, daß ich mich auch des seltsamen Menschen darin annehmen werde. Ich habe eine Menge Sophistereien über das Spiel auszukramen. Das fehlte noch, werden Sie sagen. Allerdings; denn das Pharao für sich ist so gedankenlos, daß man sich doch mit etwas dabei beschäftigen muß. Unter andern bin ich dahinter gekommen —

Aber lassen Sie mich nicht vom Spiele, sondern von Spinoza noch ein Paar Worte mit Ihnen plaudern. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit Ihrem ersten Gespräche seit einiger Zeit nicht mehr so recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es schrieben, auch ein kleiner Sophist, und ich muß mich wundern, daß sich noch Niemand Leibnitzens gegen Sie angenommen hat. Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele eines und eben dasselbe einzelne Ding sind, welches man sich nur bloß bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Ausdehnung vorstelle, (Sittenlehre Th. II. §. 126) was für eine Harmonie Ihnen dabei hat einfallen können? Die größte, wird man sagen, welche nur sein kann; nemlich die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber heißt das nicht mit Worten spielen? Die Harmonie, welche das Ding mit sich selbst hat! Leibnitz will durch seine Harmonie das Räthsel der

Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht nichts Verschiedenes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre.

Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte, (Th. II. §. 163.) ist mit dem Leibe auf eben die Art vereinigt, als der Begriff der Seele von sich selbst mit der Seele vereinigt ist. Nun gehört der Begriff, den die Seele von sich selbst hat, mit zu dem Wesen der Seele, und keines läßt sich ohne das andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich ohne die Seele nicht gedenken, und nur dadurch, daß sich keines ohne das andere denken läßt, dadurch, daß beide eben dasselbe einzelne Ding sind, sind sie, nach Spinozens Meinung, mit einander vereinigt.

Es ist wahr, Spinoza lehrt, die Ordnung der Verknüpfung der Begriffe sei mit der Ordnung der Verknüpfung der Dinge einerlei. Und was er in diesen Worten bloß von dem einzigen selbstständigen Wesen behauptet, bejahet er anderwärts, und noch ausdrücklicher, insbesondere von der Seele. (Th. V. §. 581.) So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft sind, eben so sind auch auf's genaueste die Beschaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft. —

Es ist wahr, so drückt sich Spinoza aus, und vollkommen so kann sich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn beide sodann einerlei Worte brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich. Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß Alles, was aus der Natur Gottes, und der zufolge, aus der Natur eines einzelnen Dinges, for-

maliter folge, in selbiger auch objective, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen muß. Nach ihm stimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele bloß deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der Seele ist; weil die Seele nichts als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibnitz? —

Ich werde abgehalten, weiter zu schreiben. Und nun wollte ich, daß ich gar nicht geschrieben hätte! Noch ist es auch nicht viel mehr als gar nichts. — Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie wohl!

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Theuerster Freund!

Herr Levi hat mir Ihr Schreiben, mein Manuskript und 7 englische Bücher richtig überbracht. Sie urtheilen von meiner Abhandlung wie ein Bruder in Leibnitz. Die Akademie wird vermuthlich anderer Meinung sein. Indessen habe ich mein Loos immer eingelegt: Junge, sei nicht toll u. s. w.

Die Fortsetzung erfolgt hiebei, aber nur bis zu Ende des dritten Abschnittes. Von dem vierten Abschnitte, der die Sittenlehre angeht, habe ich keine Abschrift in Händen. Dieser ist auch, nach meinem eigenen Geständnisse, nicht wichtig genug, daß Sie die Zeit damit verderben. Ich habe ihn in den ersten Flitterwochen nach meiner Hochzeit verfertigt, unter tausend Zerstreuungen, die mich nie zu mir selber kommen ließen.

Und leider! diese Zerstreuungen dauern zum Theil noch immer fort. Ich habe zwar nach meiner Denkungsart glücklich geheirathet. Ueber meine Umstände habe ich Gott Lob! auch nicht zu klagen. Aber die Geschäfte! die lästigen Geschäfte! Sie drücken mich zu Boden, und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastesel schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch, und zum Unglück sagt mir die Eigenliebe oft in's Ohr, daß mich die Natur vielleicht zum Paradepferde geschaffen hat. Was ist zu thun, mein lieber Freund? Wir wollen uns einander bedauern und zufrieden sein; so lange die Liebe zu den Wissenschaften bei uns nicht erkaltet, haben wir noch eine gute Hoffnung. Eilen Sie nur bald in meine Arme, Freund! Ihr Umgang allein kann mir das verlorene Feuer wiedergeben, das meiner Bestimmung würdig ist. Sie glauben es nicht, wie unschmackhaft mir aller Umgang geworden, seitdem ich den Ihrigen entbehren muß.

Tristram Shandy ist ein meisterhaftes Original. Vor der Hand habe ich zwar nicht mehr als die beiden ersten Bändchen gelesen. Anfangs machte mich das Buch ungemein verdrießlich. Ich schwärmte von Digression zu Digression, ohne die rechte Laune des Verfassers zu saisiren. Ich hielt ihn für einen Mann, wie unsern Liscov, an dem ich, wie Sie wissen, keinen sonderlichen Geschmack finde; und gleichwohl gefällt das Buch Lessingen. Des Pfarrers Reitpferd erregte zuerst meine Neugierde. Endlich folgte Vetter Tobias, Korporal Trim und Doctor Slop, die vortreffliche Predigt über das Gewissen. Da bat ich um Verzeihung.

Als mir Shandy noch nicht gefiel, legte ich ihn aus der Hand und las den philos. αυτοδιδακτον. Denn ich habe des Büchleins noch nicht habhaft werden können, so sehr ich

mich darum bemühet. Ich bin Ihnen sehr für die Mittheilung dieses Werkchens verbunden, mein Freund. Es war mir überaus angenehm, die Denkungsart und das ganze System unserer hebräischen Weltweisen in diesem Araber wiederzufinden. O! was für Schritte hat die Weltweisheit seit der Zeit des Verfassers gethan! Nichts als die Lehre von Gott war zu seiner Zeit gebildet. Seine Begriffe von der Welt, von der Seele, und seine ganze Moral sind höchst elend. Jedoch die Zeit kann unmöglich an dieser Unwissenheit Schuld sein; denn Plato und Aristoteles hatten schon weit geläutertere Begriffe. Vielleicht die Religion — Sie wissen, was diese für Wirkungen hervorbringt, wenn sie enthusiastisch wird. Wenn man mit dem Kopfe so lange der Sonne nachahmet, bis man den Schwindel bekömmt, so ist er eben nicht sehr zur Philosophie aufgelegt.

So weit liegt der Brief schon seit acht Tagen fertig, und die Zeit hat es nicht zulassen wollen, ihn eher zu endigen. Ich habe unterdessen den dritten und vierten Band von Tristram Shandy gelesen. Er ist nicht nur ein größerer Maler als Voltaire, sondern seine Fabel hat das vorzügliche Verdienst vor dem Candide voraus, daß sie sittlich gut ist. Ich bin sonst kein Freund vom Burlesken, aber ich weiß auch wenig Beispiele, wo das Burleske so unterrichtend gewesen wäre, wo die Karrikaturen so wahr, die Sitten nebst ihrem Possierlichen so edel — doch Sie erlassen es mir eben sowohl gern, Ihnen meine Lektion aufzusagen.

Ich komme zu Ihrem zweiten Schreiben durch Herrn Kuh. Was? Logiken, Predigten und Entwürfe und Schaumünzen hätte ich Ihnen schicken sollen? Meine Logik habe ich, wie Sie Ihre Kleinigkeiten, Jemandem geschenkt, der die

Schande auf ſich genommen hat, ſie unter ſeinem Namen bekannt zu machen. Wie ich in den Schafſtall hineingekommen ſein mag, weiß ich ſelbſt nicht mehr. Indeſſen habe ich doch eine Predigt zur Welt gebracht, über welche Doctor Slop wohl hätte einſchlafen, und Vetter Toby ſein lillabulero noch zweimal ſo laut pfeifen mögen. — Die Münze iſt, wie Sie bemerken, freilich zu gelehrt. Aber ich wollte Montfaucon, Spanheim, Ebermayer und Addiſon on medals nicht vergebens geleſen haben. Wenigſtens wollte ich mir die Miene geben, als wenn ich wirklich geleſen, und nicht, wie ich gethan, mir die Kupferchen betrachtet hätte. Dieſer Kunſtgriff, Gelehrſamkeit zu lügen, war fein genug, Herrn E. — und Konſorten anzuführen, aber einen Leſſing? —

Ihr Projekt zur Schaumünze iſt wahrer, aber ſo poetiſch nicht. Sie wiſſen, was Waller dem Könige von England Karl II. geantwortet. — Die Wahrheit ſitzt heutiges Tages, wie der Bettler Ulyſſes, vor der Thüre, und die Schlemmer werfen ihr die Knochen vor den Kopf, daß ihr die Sinne vergehen.

Sie wollen ſich des ſeltſamen Menſchen annehmen? Mein Freund! Ich verſpreche Ihrer Vertheidigung wenig Glück. Er kann unmöglich über das Spiel nachgedacht haben, ſonſt wäre ihm gewiß die wichtigſte Betrachtung nicht entgangen, die man über das Spiel zu machen hat. Dieſe — daß man gar nicht ſpielen müſſe. In meinen Augen hat es nicht einmal das leidige Verdienſt, die Zeit zu verkürzen. Ich ſpiele niemals gern, wenn ich zu viel, aber faſt allemal, wenn ich zu wenig Zeit habe. Und ich glaube, daß Ihnen ſo wenig als mir die müßigen Stunden zur Laſt werden können. — Genug vom Spiele! Wir wollten ja von Spinoza plaudern!

Spinoza behauptet, daß Leib und Seele verschiedene Modifikationen einer und eben derselben Substanz sind. Wohl zu verstehen, daß er mit dem Worte Substanz eine ganz andere Idee verbindet, als wir damit zu verbinden pflegen; denn ihm ist die nothwendige Substanz auch die einzige. Hingegen leugnet Spinoza keineswegs, daß Ausdehnung und Denken zwei verschiedene attributa sind, und daß ein jedes attributum für sich selbst muß begriffen werden, ohne den Begriff eines andern attributi zu involviren. (P. 2. prop. 6.) Es folgt hieraus, und mich dünkt, daß Spinoza dieses irgendwo ausdrücklich behauptet, daß sich keine Bewegung durch das Denken, und wiederum kein Denken durch die Bewegung begreifen lasse, sondern die Begriffe folgen aus Begriffen, und die Bewegungen aus Bewegungen, doch so, daß sie harmoniren, d. h. in der Sprache des Spinoza, daß die Begriffe per modum cogitationis allezeit eben dasselbe ausdrücken, was die Bewegungen per modum extensionis ausdrücken.

Wenn also Spinoza gleich Leib und Seele für dieselbe Substanz, dasselbe Individuum hält, so hält er sie gleichwohl nicht für dasselbe Ding, sondern, wie gesagt, für ganz verschiedene attributa, zwischen welchen gar wohl eine Harmonie Statt findet. Die Schwere und die Ausdehnung, die Geschwindigkeit und Richtung, sind gleichfalls attributa eben derselben Substanz, aber sie sind nicht eben dasselbe Ding, und es läßt sich gar wohl eine Harmonie zwischen denselben gedenken.

Der Satz, den Sie aus dem Spinoza (Thl. II. §. 163.) anführen, ist vermuthlich die XXI. Prop., denn in der Ausgabe, die ich besitze, sind keine §. bezeichnet. Allhier sagt Spinoza: Haec mentis idea eodem modo unita est menti, ac ipsa mens unita est corpori. Die Worte haec mentis

idea müſſen nicht durch den Begriff der Seele von ſich ſelber verdeutſcht werden, denn ſie beziehen ſich auf die XX. Prop. und Spinoza verſtehet darunter: mentis humanae idea, sive cognitio, quae est in Deo. Es iſt wahr, mens humana iſt nach ſeiner Meinung pars intellectus divini, allein in dem wahren Sinne des Spinoza müſſen demungeachtet cognitio mentis humanae, quae est in Deo, und cognitio mentis sui ipsius wohl unterſchieden werden, in ſo weit jene Gott, der unſere Seele nebſt anderen einzelnen Dingen zugleich, dieſe aber Gott, in ſo weit er nur, was in unſerm Körper vorgeht, wahrnimmt, und alſo Gott in ganz verſchiedenen Betrachtungen angehen.

Ueberhaupt, dünkt mich, kommt es hier nicht auf dieſen oder jenen Ausdruck an, deſſen ſich Spinoza bedienet, auch darauf nicht, ob er mehr als eine Subſtanz zugegeben oder nicht. Die Hauptfrage iſt, ob Spinoza folgende Sätze, in welchen, meines Erachtens, das Weſen der Harmonie liegt, gelehrt habe?

1) Daß Bewegung und Denken von einander unterſchieden ſind.
2) Daß cognitio nietnals causa efficiens mutationis extensi, ſo wenig als extensio causa mutationis cogitationis ſein könne.
3) Daß vielmehr allezeit cogitatio ex cogitatione und motus ex motu folge.
4) Doch ſo, daß series motuum et cogitationum mit einander harmoniren.

Dieſes ſind, meines Erachtens, die weſentlichen Sätze der vorherbeſtimmten Harmonie, und dieſe hat Spinoza ja vor dem Leibnitz behauptet. Freilich machte ſie jener Weltweiſe

seinem übrigen Systeme so angemessen, als möglich, und so oft Sie ihn auf seinem **Hobby Horse** antreffen, muß er Ihnen ganz querfeld zu gallopiren scheinen. Wenn wir aber die Meinungen verschiedener Weltweisen mit einander vergleichen wollen, so müssen wir mehr auf die Sätze, als auf ihre systematische Einkleidung sehen.

Dieser Satz: die Ordnung und Verbindung der Begriffe ist mit der Ordnung und Verbindung der Dinge einerlei, — dieser Satz, den Sie nach dem Sinne des Spinoza vortrefflich auseinandergesetzt haben, wird vielleicht in dem Leibnitzischen Systeme anders demonstrirt, als nach dem Spinoza. Hat aber der Satz an und für sich selbst etwa beim Spinoza eine andere Bedeutung, als beim Leibnitz? Erklärt er die Worte anders? Versteht er etwa unter Dinge, Begriffe und Ordnung etwas anderes, als Jedermann darunter versteht? Keineswegs. Der Sinn des Satzes ist vollkommen Leibnitzisch. Die Begriffe folgen nach ihrer Ordnung. Die Wirkungen und Ursachen folgen auf einander nach ihrer Ordnung, und weil jene diese zum Objekt haben, so kommen diese Ordnungen überein. Laß es sein, daß Spinoza die Einheit der Substanz mit in den Beweis bringt, dieses verändert das zu Erweisende nicht. Sobald Spinoza sagt: die Bewegungen folgen nach einer gewissen Ordnung aus Bewegungen, die Begriffe folgen nach einer gewissen Ordnung aus Begriffen, und diese zwo Ordnungen harmoniren, so läßt sich meine Sophisterei rechtfertigen.

Sie sagen: „Nach Spinoza stimmt die Folge und „Verbindung der Begriffe in der Seele bloß deswegen mit „der Folge der Veränderungen des Körpers überein, weil der „Körper der Gegenstand der Seele ist, weil die Seele nichts,

„als der sich denkende Körper, und der Körper nichts, als „die sich ausbreitende Seele ist.“ Aber Leibnitz! setzen Sie, nebst einem — hinzu, und Sie wurden abgehalten, dieses — zu erklären. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir Leibnitz von diesen Gedanken nicht sehr entfernt scheint. Nach ihm sind die Begriffe und Vorstellungen nichts anderes, als Veränderungen der einfachen Dinge, so wie sie sind, und die Bewegungen nichts anderes, als Veränderungen der einfachen Dinge, so wie sie scheinen, betrachtet. Die nemlichen Modifikationen der einfachen Dinge machen, als Realitäten betrachtet, das Denken, als Phänomena hingegen betrachtet, Ausdehnung und Bewegung aus. Da nun die Seele sich die Welt, (alle Veränderungen, die in den einfachen Dingen vorgehen,) nach der Lage ihres Körpers in demselben vorstellet, (das heißt beim Spinoza, da der Körper das Objekt der Seele ist, und da der Körper selbst nichts anderes ist, als der Inbegriff der Veränderungen, die in gewissen einfachen Dingen vorgehen, und die ich als Erscheinungen wahrnehme; so muß freilich die Reihe der Erscheinungen mit der Reihe der Realitäten, das heißt, die Bewegungen des Leibes mit den Begriffen der Seele harmoniren. —

Halten Sie mir meine confuse Schreibart zu gute, mein Freund! Ich schreibe halb schlafend, weil ich den Brief nicht gern länger daliegen lassen, und morgen nicht Zeit haben möchte.

Leben Sie wohl, mein theuerster, bester Freund! Ich bin u. s. w.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 1. Aug. 1763.

Bester Freund!

Da sehen Sie, ob der böse Feind nicht sein Spiel hat? Wie lange sehnen wir uns nach einer mündlichen Unterredung? Was haben Sie sich's im vorigen Frühjahr für Geld wollen kosten lassen, mich zu umarmen! In der That, der Verfasser der Anmerkungen hat Recht! Der S. muß mir eingegeben haben, mich eben auf dem Lande zu ennuyiren, da zu Hause ein so lange erwünschtes Vergnügen auf mich wartete. Jedoch, wenn es wahr ist, was mir gute Freunde erzählt haben, daß Sie vorigen Donnerstag noch zu Berlin gewesen sind, so sind Sie weit ärger, als der S. und seine Geschichtschreiber, der Verf. der Anmerkungen und Herausgeber des politischen Drama's, Julius Cäsar, das der T. durch seinen Hokus Pokus zum Trauerspiele gemacht hat. Ich war die Mittwoche ganz früh schon wieder in der Stadt, und hätte gar wohl das Vergnügen, meinen besten, meinen würdigsten Freund zu umarmen, genießen können. Man sagt, daß Sie nicht zu Potsdam bleiben, sondern mit dem Hrn. G. nach Breslau zurückgehen werden. Und Sie könnten wieder nach Breslau reisen, ohne mich zu sehen? Unmöglich! Wissen Sie auch, daß Herr Ramler in Zeit von 14 Tagen wieder hieher eilen wird, um Sie zu sehen? — Dieses meldet er mir in einem Schreiben vom 28sten vorigen Monats, in welchem er Ihnen, in der Einbildung, Sie wären hier zu Berlin, sein Bewillkommungs-Kompliment macht. Nein, der G. mag wollen oder nicht, Sie müssen noch vor Ihrer Abreise nach Berlin, oder

wenn dieses ja unmöglich sein sollte, so melden Sie mir wenigstens, wie lange Sie zu Potsdam bleiben werden, damit ich zu Ihnen kommen könne. Die Frau, welche Ihnen diesen Brief bringt, soll die Antwort abholen. Sie kömmt wöchentlich zweimal nach Berlin.

Leben Sie wohl, mein liebster Lessing! Ich bin unveränderlich

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

Lessing an Mendelssohn.

Hamburg, den 5. Nov. 1768.

Bester Freund!

Fehler, die zur Natur geworden, entschuldigt Niemand, verlangt auch Niemand entschuldigt zu hören. Ich thue also, als ob dieses nichts weniger, als der erste Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie schreibe. Sie werden von Nicolai erfahren haben, was ich Willens bin. Ich hoffe, Ihren Beifall zu haben. Wenigstens bin ich gewiß, daß er mir nicht entstehen würde, wenn ich Ihnen alle meine Bewegungsgründe mittheilen könnte und wollte. Ob ich hier oder da bin, daran ist so Wenigen so wenig gelegen, — — und mir am allerwenigsten! Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlasse, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen.

Ich will jezt schon anfangen, Sie aus der Ferne besser zu benutzen, liebster Freund. — Herr Eberhard hat mir gesagt, daß Sie mit meiner Erklärung des Schreckens bei Aristoteles nicht zufrieden wären. — Ich fürchte, Sie wer-

den mit mehr Dingen nicht zufrieden sein, die ich so hingeschrieben habe, ohne Sie zu Rathe zu ziehen. — Er fügte hinzu, daß Sie auch etwas darüber aufgesetzt hätten. Schicken Sie mir das doch ja. Ich gehe in allem Ernst mit einem neuen Kommentar über die Dichtkunst des Aristoteles, wenigstens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, schwanger.

Ich sage Ihnen dieses auch darum, daß Sie nicht glauben, daß ich mich auf's künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich schätze das Studium derselben gerade so viel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.

Leben Sie wohl, bester Freund. Wenn ich mehr schreiben wollte, könnte Herr Eberhard den Brief nicht mitbekommen, und wenn er ihn nicht mitbekäme, bekämen Sie ihn auch wohl gar nicht. Ihr

ergebenster

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Theuerster Freund!

Herr Eberhard muß mich unrecht verstanden haben. Wider Ihre Erklärung des Aristoteles habe ich so wenig, daß ich vielmehr vollkommen damit zufrieden bin. Wenn er durch Furcht, die Rücksicht auf unser Selbst, und durch Mitleiden, die Sympathie für Andere verstanden haben kann, so fällt ein großer Theil der Schwierigkeiten weg, die man bei dieser Stelle

sich zu machen pflegt. Ueber die Reinigung dieser Leidenschaften, oder die Befreiung von denselben, die nach den Griechen der sittliche Endzweck des Trauerspiels sein soll, haben Sie sich, so viel ich mich hier in meiner Schreibstube, ohne Ihre Dramaturgie nachschlagen zu können, erinnere, noch nicht erklärt.

Dieses aber möchte ich von Ihnen wissen, ob Sie diese Furcht des Aristoteles für wahr, für Natur und Erfahrung gemäß halten? Nichts würde, meines Erachtens, das Spiel der Illusion so sehr verderben, als diese Rücksicht auf unsere eigene theure Person. Nach geendigtem Trauerspiele vielleicht, wenn die Täuschung aufgehört hat, macht die Vernunft zuweilen diese fromme Nutzanwendung; aber in der Hitze des Affekts folgen wir dem Verlangen unserer Einbildungskraft, vergessen, wer, was und wo wir sind, was für Angelegenheiten wir haben, und was für Begegnisse uns angenehm oder unangenehm sein dürften. Die Wirkungen dieser glücklichen Täuschung haben Sie, wie ich mich gar deutlich erinnere, in Ihrer Dramaturgie so vortrefflich auseinandergesetzt, daß ich mich schäme, Ihnen so lange davon vorgeschwatzt zu haben.

Eine gewisse Rücksicht auf uns findet bei der Rührung Statt, die von der vorigen sehr unterschieden ist, und wie mich dünkt, von verschiedenen Beobachtern mit jener verwechselt worden ist. Ich meine die dunkle Erinnerung, daß wir ein ähnliches Unglück wirklich erlitten, oder wenigstens befürchtet haben. Diese befördert vielmehr die Täuschung, indem sie dem mitleidigen Gefühle mehr Leben und Nachdruck giebt. Der Zuschauer kann die inneren Regungen des Herzens nicht

sehen, sondern er muß sie aus äußerlichen Zeichen schließen. Je fester die Zeichen mit den Regungen durch die Association der Begriffe verknüpft sind, desto lebhafter, feuriger und anschauender wird die sympathetische Regung, die den Zeichen entspricht. Niemals aber können die Zeichen eine so lebhafte Wirkung thun, als wenn wir die bezeichnete Sache selbst gefühlt, in unserm Innersten gefühlt haben, wenn wir uns noch wohl erinnern, wie einem Menschen zu Muthe ist, der dieses oder jenes in seinem Herzen fühlte. Diese Art von Rücksicht auf unsere Person gehört also zu den sympathetischen, nicht zu den selbstsüchtigen Empfindungen. Warum sympathisiren die Thiere nur mit dem Geschrei der Thiere, die von ihrer Art sind? fragt Abbt in seinem Verdienst; warum fühlt der Hund mehr Unruhe, wenn er einen Hund heulen, als wenn er ein Kind weinen hört? — Ich glaube, die Ursache sei, weil ein jedes Thier keine andern Empfindungen anschauend kennt, als die es selbst gehabt, und die es auf eine ähnliche Weise mit seiner Art durch diese oder jene Zeichen zu äußern pflegt. Der Mensch z. E. hat nur einen sehr schwachen, allgemeinen und unbestimmten Begriff von Schmerz, Unruhe, Leiden, u. s. w. wenn er ein Thier winseln hört; aber das Weinen eines Menschen erregt selbstgefühlte, folglich anschauende Begriffe von Leiden, die ungleich wirksamer sein müssen, und mit den Thieren verhält es sich nicht anders.

Jener Schauspieler, der die Urne seines Sohnes umfaßte, um den Tod des Orestes, im Namen seiner Schwester, mit mehr Eingeweide beweinen zu können, hat die Absicht nicht gehabt, seine wahre Person an die Stelle der nachzuahmenden zu setzen, sondern den Schmerz über den Tod eines geliebten Gegenstandes anschauender und lebhafter zu machen.

Ich umarme Sie, mein lieber Freund, wünsche Ihnen eine glückliche Reise, und bitte, mich nicht ganz zu vergessen, wo Sie auch sein mögen. Ich bin

Ihr wahrer Freund

Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Bester Freund!

Ich habe Ihnen versprochen, den Ferguson durch Herrn G. zu schicken. Nicht wahr? Allein dieser G. und dieser J., deren Freundschaft gegen mich anfangs so feurig, so lebhaft war, daß ich glaubte, sie könnten nicht 24 Stunden ohne mich vergnügt sein, eben diese Leute haben mich am Ende nicht mehr gesehen, und sind abgereiset, ohne mich es wissen zu lassen. Ich muß es in der That womit verdorben haben. Vielleicht, daß ich mich der Sache der Kunstrichter zu sehr annahm; denn diese sind jezt der Gegenstand ihrer üblen Laune. Indessen kannte ich diese Leute allzu gut, und sah bei der lichtesten Flamme den Rauch mit ziemlicher Gewißheit vorher. Jezt muß ich Ihnen schon die Bücher mit der Post schicken. Das eine ist ein Buch, dafür Herr Abraham eines von Ihren doppelten Exemplaren des Diophants eintauschen will, wenn auch der Hermal nicht dabei ist. Sie dürfen es ihm nur mit der Post zuschicken; denn er ist so begierig, daß er keine Nacht mehr ruhig schlafen kann, bis er seinen Diophant in seinen eigenen Händen hat. Leben Sie wohl!

Moses Mendelssohn.

N. S. Die Briefe des Bonnet bitte ich mir wieder aus. Haben Sie in der Jenaischen Zeitung gelesen, was Herr Lavater in seinem Reisebuche von mir aufgezeichnet, und im Consistorio zu Zürich vorgelesen hat? Ich habe ihm darüber geschrieben, und erwarte seine Antwort; denn schweigen dürfte ich dazu vielleicht nicht, und was ich sagen werde, wird sowohl ihm als mir Verdruß machen.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 29. Nov. 1770.

Theuerster Freund!

Hiebei erhalten Sie den Ferguson, der Ihnen gewiß viel Vergnügen machen wird. Den John Buncle hat unser Nicolai zu Leipzig in den Händen des Prof. Garve gelassen, ich habe ihm aber gesagt, daß er darum schreiben möchte. Ihr Manuskript, mein lieber Freund, schicke ich Ihnen noch nicht zurück, ich habe noch die Zeit nicht gehabt, es mit kritischen Augen durchzulesen. Es scheint mir, als wenn der Verf. zuweilen unbillig wäre. Er ist eben so sehr wider gewisse Karaktere eingenommen, als Andere für dieselben eingenommen sind. Er leitet Alles aus bösen, grausamen, menschenfeindlichen Absichten her, da doch der Anführer einer Räuberbande selbst gute Absichten wenigstens mit bösen verbinden muß. Wenn Alles menschlich zugegangen sein soll, so müssen wir auch den Menschen nehmen, wie er in jenen Zeiten, nach den damals so sehr eingeschränkten Einsichten von Völkerrecht, allgemeiner Gerechtigkeit und Liebe zu dem menschlichen Geschlechte hat sein können. In diesem Gesichtspunkte

werden uns die Dinge ganz anders erscheinen, als sie Ihr Ungenannter vorstellt. Wir sollten uns der Neigung nicht überlassen, gewisse Dinge zu sehr herunter zu setzen, weil sie Andere zu sehr erhoben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in ein beständiges Schwanken, und niemals ins Gleichgewicht. In Holland streiten sie jezt so über den Karakter des Sokrates. Die Waisenhäusler, Hofstädte und seine Klike setzen den armen Griechen zu den ärgsten Schandbuben herunter. Ihre Widersacher wollen ihm nicht die geringste menschliche Schwachheit zuschreiben lassen. Beide Partheien haben den Kopf voll von göttlichen Personen, Männern Gottes und Heiligen, die sie zum Maßstabe nehmen, und was diesem Ideale nicht gleich kommt, scheint ihnen Koth, den sie mit Füßen treten können. Den Menschen als Menschen zu betrachten, ihn nach den Sitten, Gewohnheiten und Kenntnissen seiner Zeit und in Vergleichung mit seinen Nebenmenschen zu beurtheilen, dazu muß man weder Vorurtheile haben, noch sich aus Abscheu gegen Vorurtheile zur Unbilligkeit verleiten lassen, dazu muß man das Maß der menschlichen Kräfte kennen, und keine Phantome im Kopfe haben, die uns schwindlich machen. Indessen ist das Manuskript in aller Betrachtung sehr wichtig, und allein schon eine Reise von 30 Meilen werth, wenn ich auch sonst nicht Ursache hätte, an die kurze Zeit, die ich zu Braunschweig und Wolfenbüttel zugebracht, mit so vielem Vergnügen zurück zu denken.

Ich bekomme so eben einen Besuch von Hrn. G., der mit Hrn. J. hier ist; ich höre, daß er künftige Woche wieder abreiset, und kann ihm also den Ferguson mitgeben; um Ihnen Kosten zu ersparen. Dieser Brief mag also mit der Post vorausgehen.

Wenn Sie mir antworten, so melden Sie mir doch, ob die bewußte Person noch ferner in Sie gedrungen, ihr das Manuskript sehen zu lassen, oder ob der Eifer nur ein so kurzer Uebergang gewesen. *)

Leben Sie wohl, mein Freund, und lieben Sie

Ihren

Moses Mendelssohn.

Lessing an Mendelssohn.

Wolfenbüttel, den 9. Jan. 1771.

Bester Freund!

Ich komme von Braunschweig, wo ich vierzehn Tage gewesen bin; und ich habe nun einmal das Unglück, daß ich da auch nicht eine Feder anzusetzen im Stande bin, sonst würde ich Ihnen gewiß schon eher geschrieben haben.

Ich sahe, zufolge Ihres ersten Briefes, alle Stunden nach dem Ferguson aus, und war ärgerlich, daß Berlin und G. mit seinem J. einander so lange gefielen. Denn daß sie abgereist sein sollten, ohne weiter an das Buch und an Sie zu denken, das hätte ich mir doch kaum träumen lassen, so ähnlich es schon diesen Leuten im Grunde sieht. Ich habe angemerkt, daß ein alter witziger Kopf und eine alte Jungfer die zwei wunderlichsten Geschöpfe in der Welt sind; und wenn ich nicht bedächte, an wen ich schreibe, so hätte ich eben Lust, diese Gleichheit in einem schönen Epigramm auszuführen, unbekümmert, auch selbst darüber für einen alten witzigen Kopf gehalten zu werden.

*) Das hier gedachte Manuskript ist das, woraus Lessing die Fragmente nahm. D. H.

Mit dem Ferguson will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich sehe schon aus dem vorgesetzten Inhalte, daß es ein Buch ist, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur solche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verstand, so wie die Zeit, tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir schon nun einmal leben, und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem.

Wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden.

Ob dieses nicht auch manchmal der Fall unsers Ungenannten gewesen, will ich nicht so geradezu leugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen lassen. Zwar ist Ihre Anmerkung sehr gegründet, daß man bei Beurtheilung gewisser Karaktere und Handlungen das Maß der Einsicht und des moralischen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müsse, welches den Zeiten zukomme, in die sie fallen. Allein doch wohl nur bei solchen Karakteren und Handlun-

gen, die weiter nichts sein sollen, als Karaktere und Handlungen bloßer Menschen? Und sollen das die sein, von welchen bei dem Ungenannten die Rede ist? Ich bin versichert, er würde die ähnlichen Karaktere und Handlungen, wenn er sie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilt, und gewiß nicht vergessen haben, sich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einsichten zurück zu stellen. Aber sind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablassen sollen? Sie sollen vielmehr die erhabensten Muster der Tugend sein, und die geringste ihrer Handlungen soll in Absicht auf eine gewisse göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet sein. Wenn also an Dingen, die sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden soll und will, so thut, denke ich, der Weise Unrecht, wenn er diese Dinge bloß entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen sprechen, die sie in unsern bessern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die sie in noch bessern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Ursache, warum Ihnen ein solches Verfahren bei unserm Ungenannten aufgefallen ist, muß bloß darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten gewesen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir sie schlechterdings betrachten sollen. —

Die Neugierde der bewußten Person nach dem Manuskript hat sich halten lassen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu sehen bekam. Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, ebenfalls nicht weit her ist; daher habe ich ihm auch nur bloß die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuskript bei sich hätten. Er

muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle.

Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in den Jenaischen Zeitungen von Lavater auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht, und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein können und dürfen in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.

Ich sende Ihnen hiebei auch Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Name ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jerusalem den Umstand von der Antidatirung der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buchs zu erzählen. Der Abt sagte zu verschiedenen Malen: das ist nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedes Mal: es ist mehr als nicht artig, es ist niederträchtig. Sie sind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andere Extremum des kleinen Schleichers ausschweifen wollen, den Umstand bekannt zu machen. — ..... .

Leben Sie wohl, bester Freund, und schreiben Sie mir bald wieder. Sie sehen wohl, was ich an der Zeit versäume, bringe ich an der Länge ein. Meinen Gruß an Nicolai, dem ich auch nächstens schreiben werde. Daß er mir

doch ja nicht den — wie heißt der närrische Kerl? — zu schicken vergißt. Dero

ergebenster Freund
Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 9. April 1771.

Liebster Freund!

Ich schicke Ihnen meine philosophischen Schriften, aber ohne einen Brief dazu zu schreiben. Ich befinde mich seit einiger Zeit so übel, daß mir das Lesen und Schreiben völlig untersagt worden. Noch diesen ganzen Sommer soll ich so musenlos hinbringen, und, wie jener König, der Menschheit beraubt werden, um unter den wilden Thieren meine Vernunft wieder zu suchen.

Leben Sie wohl, mein Freund, und mäßigen Sie Ihren Eifer zu lesen und zu denken, damit Sie desto länger aushalten. Ich bin Ihr

aufrichtiger Freund
Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Braunschweig, den 16. Jul. 1773.

Liebster Freund!

So eben kommen wir allhier an. Morgen ist Sonnabend, da kann ich also nicht zu Ihnen kommen. Wenn mein Rei-

segefährte eilt, so reise ich den Sonntag wieder von hier ab, nach Pyrmont, ohne Sie gesehen zu haben. Ist es Ihnen eine Möglichkeit; so kommen Sie, der Sie keinen Sabbath zu feiern haben, zu mir herüber, oder weil von Möglichkeiten die Rede ist, vielleicht können Sie es möglich machen, daß Sie mit uns nach Pyrmont reisen. Ich gehe mit Hrn. Zacharias Veitel Ephraim, den Sie kennen müssen, dahin. Wir haben einen sehr bequemen viersitzigen Wagen, also ist Raum für noch 2 Personen. Hier ist auch ein Brief von Ihrem Bruder, der sich recht wohl befindet. Wenn es Ihnen beschwerlich sein sollte, morgen herüber zu kommen, so berede ich meinen Ephraim doch wohl noch, auf den Sonntag mit mir nach Wolfenbüttel zu reisen.

Leben Sie bis dahin wohl! Ich bin

Ihr aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 1. Febr. 1774.

Ich kann nicht umhin, ein kleines Versehen zu rügen, das ich in Ihrem zweiten Beitrage bemerkt zu haben glaube, wäre es auch nur, um Ihnen ein Zeichen von meinem Dasein zu geben, und zu zeigen, daß ich selbst in meiner Krankheit, und sogar Ihre Beiträge zu einem sonst mir so geringschätzig gewesenen Zweige der Literatur, nicht ungelesen lassen kann.

In der Anmerk. S. 384. 85. führen Sie aus dem vorhin gedruckten Aufsatze Leibnitzens eine Stelle an, und sagen, daß sie unmöglich so von ihm kommen könnte, indem es wahrer Unsinn ist. Nun hat dieses allerdings

seine Richtigkeit, daß die Stelle, so wie sie dasteht, unveränderlich ist. Allein auch so, wie Sie die Stelle haben abdrucken lassen, kann Leibnitz nicht geschrieben haben, und zwar aus folgenden Gründen: 1) die Sätze: **omnis homo est rationalis**, und **omnis homo est albus**, oder **omnis, qui est homo, est albus**, scheinen Ihrer Lesart zufolge, nur darin unterschieden zu sein, daß jenes **propositio universalis**, dieses aber **particularis** sein sollte; Leibnitz führt sie aber als Beispiel an, daß eine **propositio per se** und **per accidens** sein könne. 2) Daß **propositio particularis** nicht müsse **universaliter** behauptet werden, ist kein **novum repertum logicum**. 3) Leibnitz setzt nicht für die Langeweile: **omnis, *qui est* homo, est albus.** Es muß ihm auch hier auf diese Subtilität ankommen, und er scheint die **attributa subjecti**, die ihm **per accidens** zukommen, durch diesen Unterschied bezeichnen zu wollen. Ich denke also, man müsse aus beiden Handschriften so etwas Verständliches zusammenflicken, und mag vielleicht Leibnitz elbst, wie folgt, geschrieben haben: **V. G. recte simpliciter dicimus, omnis homo est rationalis; sed non recte dicimus, omnis homo est albus, etsi verum esset, quia albedo humanitati non cohaeret: sed dicendum, omnis, qui est homo, est albus. Qua etiam ex parte etc.** Dieses giebt, wie ich glaube, einen sehr guten Sinn. Die Bemerkung ist neu, und thut dem Vertheidiger der Dreieinigkeit in der Folge keine schlimmen Dienste. Das Prädikat: **est albus**, ist vielleicht unglücklich gewählt. Besser wäre vielleicht gewesen: **omnis homo est bipes.** Nach der Leibnitzischen Anmerkung muß es heißen: **omnis, qui est homo, est bipes**, weil die Zweifüßigkeit der Menschheit nicht

per se, sondern per accidens zukömmt. Für Ihr intelligibile, intelligens und intellectus werden sich die Herren höflichst bedanken. Sie müssen unter Ihren jugendlichen Aufsätzen noch einen finden, worin Sie diese Distinktion mit vielem Scharfsinn auseinandergesetzt haben. Unsere Cabbalisten haben auch ein Principium emanaticum, emanans und emanatum. Man erzählt sich, daß einst ein Christ einem Juden dadurch die Dreieinigkeit habe beweisen wollen. Der Jude hatte zu gleicher Zeit 3 Dukaten zu bezahlen, und gab dem Christen nur einen; zeigte ihm aber die Bildseite, dann die Schildseite, und endlich den Rand. Dieses sind so gut 3 Dukaten, sprach er, als Ihre 3 Prinzipien 3 Personen sind.

Leben Sie wohl, ich hoffe den Sommer Sie wieder zu sehen, und bin

Ihr aufrichtiger Freund
Moses Mendelssohn.

Lessing an Mendelssohn.

Wolfenbüttel, den 1. Mai 1774.

Ich danke Ihnen, mein bester Freund, für Ihre gütige Belehrung, Sie haben vollkommen Recht; so und nicht anders kann Leibnitz geschrieben haben. Die Unschicklichkeit des beigebrachten Exempels: omnis homo est albus, hat mich allein abgehalten, es sofort einzusehen, und diese Unschicklichkeit erkennen Sie selbst. — Aber ist es nicht sonderbar, daß Sie die wahre Lesart in einer Schrift herstellen, die Ihnen von einem Ende zum andern so kompleter Nonses scheinen muß — und ist, auch mir ist, auch ohne Zweifel Leib-

nitzen selbst gewesen ist? Und dennoch bin ich überzeugt, daß Leibnitz auch hier noch als Leibnitz gedacht und gehandelt hat. Denn es ist unstreitig besser, eine unphilosophische Sache sehr philosophisch vertheidigen, als unphilosophisch verwerfen und reformiren wollen. Meiner ehemaligen Grillen über eben diesen Gegenstand erinnere ich mich noch wohl, und eben so wohl auch dessen, was Sie mir damals darauf antworteten, und wodurch ich auf einmal abgebracht ward, weiter für mich selbst im Ernst zu denken.

Der Jude gefällt mir auch jezt gleichwohl doch nicht, welcher in dem Geiste dieses Geheimnisses einen Dukaten für drei bezahlen wollte. Ich würde mir den Juden loben, der sich von einem armen Teufel von Christen so bezahlen ließe. — Ich bin dir, Freund, sagt der Christ, drei Dukaten schuldig; hier sind sie! Sind das drei Dukaten? sagt der Jude; das ist ja nur einer. Aber schon gut, gieb nur her: du bist mir auch nur einen schuldig, Freund! — Der Jude ist bezahlt, und der Christ hat bezahlt; was sollen sie noch um Ziffern zanken? .....

Habe ich bald das Vergnügen, Sie zu sehen? Lassen Sie mir ja Ihre Ankunft voraus wissen, damit ich keinen Augenblick, worin ich Ihrer genießen könnte, verliere. Leben Sie recht wohl!

Der Ihrige

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Hannover, den 3. Sept. 1777.

Liebster Freund!

Ich bin dem Vergnügen, Sie zu sehen, so nahe gewesen, und kränke mich jezt, daß ich mich habe nach Hannover bringen lassen, ohne Sie gesehen zu haben. Mein Vorsatz war, mich allhier etwa 8 bis 10 Tage aufzuhalten, und meine Rückreise über Wolfenbüttel zu nehmen. Billet von Muzelstosch, und Brief und Blumenschachtel nahm ich mit Bedacht mit; die Papiere, um sie Ihnen persönlich zu überreichen, und die Blumen, um mir bei Madam eine Empfehlung auszusparen, die sonst ein unbekanntes bärtiges Gesicht weniger freundlich aufgenommen haben würde. Aber wie es frommen Wünschen auf Erden zu gehen pflegt: wenn sie auch erfüllt werden sollen, so werden sie wenigstens sehr lange, für den Wünschenden mehrentheils tödlich lange verschoben. Ich werde mich allhier, wer weiß wie lange, aufhalten, und vor Langeweile umkommen müssen. Hiebei erhalten Sie Ihre Briefe, Madam ihre Schachtel. Bevor ich von hier abreise, werde ich das Vergnügen haben, Ihnen nochmals zu schreiben, um Sie wenigstens bei meiner Durchreise durch Wolfenbüttel nicht zu verfehlen. Leben Sie wohl!

Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Hannover, den 11. Nov. 1777.

Bester Freund!

Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel, ob ich gleich den Tag noch nicht bestimmen kann, wenn dieses geschehen wird. Sicherlich soll mich kein Geschäft davon abhalten; denn in der That ist mir keines so dringend, als die Begierde, Sie zu sehen, und mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie scheinen mir jezt in einer ruhigen zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände, und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und Alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestätigt mich in diesem angenehmen Dünken; mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?

Ihre Gespräche über die Freimaurerei habe ich mit sehr vielem Vergnügen gelesen. Nicht, daß sie etwa meinen Vorwitz gestillt hätten. Ich bin eines Theils dieses Unholdes schon lange quitt. Ich bin überzeugt: was Menschen Menschen verheimlichen, ist selten des Nachforschens werth. Andern Theils wissen Sie am besten, daß Ihre Gespräche gar nicht danach

eingerichtet sind, die Neugier zu befriedigen. Was sie aber bei mir bewirkt haben, sind billigere Begriffe von einem Institut, das mir seit einiger Zeit fast verächtlich zu werden angefangen. Man kann sich schwerlich enthalten, die Unthaten der Kirche auf Rechnung der Religion zu setzen.

Wenn Sie aber sagen, Sie wären ein Freimaurer, wie Sie ein Christ sind, so muß ich gestehen, daß ich gerade das Gegentheil behaupten möchte. Sie sind ein Freimaurer, wie Sie nicht wollen, daß man ein Christ sein soll; denn im Grunde verhalten Sie sich zu einem ächten Freimaurer, ungefähr, wie Eberhard zu Götzen. Recht in dem Tone der Heterodoxen lösen Sie den Zauber auf, der die Sinne blendet, erklären alles sein menschlich und irdisch, was den Rechtgläubigen in den dritten Himmel entzückt, predigen Rechtschaffenheit, sagen, Sokrates sei ein Christ gewesen, ohne es selbst gewußt zu haben, und behaupten in Gottes Namen: außer dem Christenthume gebe es keinen ehrlichen Mann.

Im Ernste sollte ich fast glauben, Ihre vortreffliche Idee von der Nutzbarkeit des Instituts verdiente dem Publikum durch Thaten, aber nicht durch Wort und Schrift, geoffenbart zu werden. Sie wissen, wie der große Haufen gestimmt ist. Sobald man ein Ding bei seinem ächten Namen nennt, so heißt es: je nun, wenn's weiter nichts ist! Das Volk drängt sich nie in größere Haufen, als wenn es nicht weiß, warum.

Ihren Aufschluß von dem Ursprunge des Namens müssen Sie unserm Nicolai irgend einmal entdeckt haben. Der hat mir, wo ich nicht irre, schon verschiedentlich davon gesprochen. Wenigstens erinnere ich mich gar deutlich, so etwas von einem meiner Freunde schon öfters gehört zu haben,

und außer Ihnen und Nicolai habe ich mit Niemanden von der Freimaurerei gesprochen.

Ich behalte Ihre Gespräche noch in Händen, und schicke Ihnen dafür beikommenden Aufsatz über die Ideenverbindung. Prof. Engel verlange eine Erklärung der lyrischen Dichtkunst, und dazu gehörte eine nähere Beleuchtung des Zusammenhangs der Begriffe, als gemeinhin in compendiis vorzukommen pflegt. Für Sie wird der Aufsatz zwar nichts Neues enthalten; er kann aber dazu dienen, unserer bevorstehenden Unterredung einen bestimmteren Stoff unterzulegen, damit wir in der Menge der Dinge, die wir uns zu sagen haben, ein unverrücktes Augenmerk behalten. Und hiemit leben Sie wohl! Ich komme und bringe meine Frau mit, die sich, so wie ich, Ihnen und Madam herzlich empfiehlt.

Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Hannover, den 19. Nov. 1777.

Bester Freund!

Ich habe einen geräumigen, viersitzigen Wagen, und der Personen nicht mehr als drei. Mithin ist für Ihren Sohn ein bequemer Sitz ledig, und ich freue mich, diesen mit einer Person besetzen zu können, die Sie so nahe angeht. Ich denke, höchstens noch etwa 3 Wochen hier bleiben zu müssen, vielleicht nur 14 Tage. Alsdann holen wir unsern Reisegefährten sicherlich ab.

Wie aber, wenn Sie unterdessen nach Hannover kämen, und durchsuchten mit mir die Leibnitzischen Papiere? Der Gedanke ist so einnehmend, so tröstend in der Langenweile, in welcher ich hier schmachte, daß ich wünschte, auf diese Anfrage lieber gar keine, als eine abschlägige Antwort von Ihnen zu erhalten.

Hiebei Ihre Gespräche! Die Hauptidee ist so wichtig, mir wenigstens so neu, daß ich auf Ihre Ausführung derselben außerordentlich begierig bin. Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich und meine Frau der Ihrigen, bis auf nähere Bekanntschaft.

Vollkommen der Ihrige

Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 18. Febr. 1780.

Theuerster Freund!

Herr Fl—, der in Gesellschaft des Herrn St— nach Italien zu reisen im Begriff ist, wünschet vorher Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und bittet mich um eine Adresse an Sie, da er Ihnen persönlich unbekannt sein dürfte. Ich ergreife diese Gelegenheit gern, um Ihnen wenigstens einen schriftlichen Beweis von meinem Dasein zu geben; Ihnen, der Sie Ihren Freunden so viele, und zum Theil so herrliche gedruckte Beweise von dem Ihrigen geben. Herr Fl— ist ein Mann

von großem Vermögen, der zu Göttingen zu seinem Vergnügen Medizin studirt hat, und sehr gern auch in andern nützlichen Kenntnissen unterrichtet sein möchte. Es könnte nicht schaden, wenn alle Reiche von gleicher Denkungsart wären, und ihren Ueberfluß auf ähnliche Weise anzuwenden suchten. Was er bei Ihnen sucht, ist mir eigentlich unbekannt; vermuthlich bloß Ihre Bekanntschaft, und Ihren Unterricht, die Sehenswürdigkeiten Italiens betreffend. Wäre ich in seiner Verfassung, so ließe ich Italien mit allen seinen Raritäten sicherlich das Letzte sein, davon ich mich mit Ihnen zu Wolfenbüttel unterhielte. Leben Sie wohl, mein bester Freund! und lassen Sie Hrn. Fl— merken, daß ich bei Ihnen etwas vermag.

Ihr

Freund

Moses Mendelssohn.

Fragment aus einem Briefe von Mendelssohn an v. P. Excellenz

(im September 1777.)

Bei dem edlen Gebrauche, den Ew. Excell. von Zeit und Kräften machen, haben Sie wohl die wenigste Ursache, irgend einen Sterblichen zu beneiden, der nichts mehr kann, als über den besten Gebrauch von Zeit und Kräften Betrachtungen anstellen. Die höchste Stufe der Weisheit ist unstreitig: Gutes thun. — Spekulation ist eine niedrigere Stufe, die zu jener führt. Man muß sie bestiegen haben, um zu jener zu gelangen; aber wer auf dieser stehen bleibt, erfüllt den Endzweck seines Daseins nur halb. Glücklich, wem die Vorsehung den Willen und die Macht beschieden, Sittlichkeit und Bruderliebe unter den Menschenkindern durch Worte und Thaten zu verbreiten, und dem Vorurtheile entgegen zu arbeiten, so oft es der Glückseligkeit der Menschen im Wege steht. Er hat einen höhern Beruf als der Mann, der nur betrachten und wünschen kann, und der mit dem Loose zufrieden sein muß, auf der Wallfahrt zur Glückseligkeit nur als Wegweiser oder Meilenzeiger zu dienen ꝛc.

Mendelssohns Antwortschreiben an O*).....

(März 1773.)

Sie fragen mich: „in welcher Religion auf der Welt ich die größte, die vollkommenste Tugend gegen

*) O... war ein gelehrter und scharfsinniger Mann, ein Schwärmer und Vertheidiger des Einsiedlerlebens. Er ist lange todt. Nicht mit Unrecht sagte man von ihm: er sei durch die Mystik für die Weltweisheit, und durch diese für den Mysticismus verdorben worden.

Gott und Menschen, ohne Schranken, am meisten, am vollkommensten real, möglich oder thunlich finde?" Ich glaube in derjenigen, die am meisten duldend ist; in welcher wir das ganze Geschlecht der Menschen mit gleicher Liebe umfassen dürfen. Nichts preßt unser Herz so sehr zusammen, als eine ausschließende Religion. — Wenn sie auch nicht zu blutigen Verfolgungen reizt, so erzeugt sie doch einen lieblosen Stolz auf unsern ausschließenden Werth vor Gott, der unsern tugendhaftesten Trieben eine schiefe Richtung giebt.

So würde ich Ihnen antworten, wenn mich nicht die Aufrichtigkeit zu gestehen zwänge, daß mir Ihre Frage sehr unbestimmt scheint. —

Alle Religionen sind zum Theil theoretisch, zum Theil praktisch. — In so weit sie theoretisch sind, haben sie nicht immer einen wesentlichen Einfluß auf das Sittliche. Die Menschen haben sehr oft mit wahren Theorien falsche Sittenlehren, und umgekehrt, verbunden.

In so weit sie praktisch sind, setzen sie entweder Handlungen in die Klasse der Tugenden und Laster, welche nach der Vernunft nicht dahin gehören. — Von diesen reden Sie nicht.

Oder sie erleichtern die Ausübung des Guten durch die Vermehrung der Bewegungsgründe. Dieses thut eine jede Religion, die dem Menschen nähere Versicherungen giebt, daß das Gute Gott wohlgefalle und das Böse mißfalle.

Oder sie setzt der Ausübung des Guten ihre Vorurtheile entgegen; und nunmehr fragen Sie: in welcher Religion die Vernunft diese Hindernisse am leichtesten aus dem Wege räumen könne? Hierauf muß ich abermals antworten: Die-

jenige, in welcher der Vernunft die anſtändigſte Freiheit gelaſſen wird.

Aber ich kann Ihnen keinen Namen nennen. — Zeit und Umſtände verändern dieſes in Abſicht auf jedes Jahrhundert. — Es zeigt ſich bald hier bald da ein Strahl der Vernunft, der auch zuweilen wieder verſchwindet. Seit etwa funfzig Jahren fängt ein geringer Theil Ihrer Glaubensbrüder an, Vorurtheile aus dem Wege zu räumen. Die meinigen werden ſicher nachfolgen. — Die eine Parthei wird vielleicht wichtigere, die andere hingegen mehrere Vorurtheile aufzugeben haben. Gott laſſe dieſe Bemühungen von ſchleunigen und dauerhaften Folgen ſein!

Oder wollen Sie vielleicht wiſſen: in welcher Religion dem Menſchen die Vorſchriften außerordentlich von Gott geoffenbart worden, die ihn allein vollkommen tugendhaft machen können? — Jede Parthei wird Ihnen antworten, in der ihrigen. Aber ich glaube: Gott habe uns das Syſtem der Moral durch Natur und Vernunft, nicht durch Worte und Buchſtaben offenbaren wollen. Was die Menſchen als Menſchen brauchen, hat Gott allen, was ſie als gewiſſe Menſchen brauchen, nur gewiſſen Menſchen gegeben.

Allerdings kann der kunſtloſe Grönländer in ſeiner ſchmutzigen Hütte beim Fiſchthran ein Freund der Tugend ſein; aber auch du, kunſtreicher Menſch, kannſt unter Roſen, beim ſokratiſchen Becher weiſe ſein, und der Tugend leben, wenn du die Pflicht, wohl zu thun, beſtändig vor Augen haſt, und dem ſüßeſten Genuſſe des Lebens mit geringer Weigerung entſageſt, ſobald dieſe ruft.

Es liegt nur an uns, ſo können wir attiſche Empfindſamkeit mit natürlicher Einfalt verbinden. Sie ſind ſich ſo

fremd nicht, als Sophisten uns einbilden wollen. Von der andern Seite sind die Menschen auch nicht bestimmt, Grönländer zu bleiben. — Der höchste Endzweck der Tugend ist, was verbessert werden kann, zu verbessern, und beim Menschen ist das ganze Genus sowohl als jedes Individuum eines unendlichen Fortgangs fähig. Aus Liebe zur Tugend diesen Fortgang hemmen, heißt, wie Ihres Freundes (Wieland) unsinniger Sokrates, sich erhängen, um das Fieber zu vertreiben.

Ob es wohlgethan sei, daß so mancher rechtschaffene Patriot die stillen Schatten seines Hauses dem öffentlichen Marktplatze vorzieht? — Mich dünkt nicht anders, als wenn man moralisch versichert ist, im Stillen das meiste Gute wirken zu können. Sonst hat Reden sowohl als Schweigen seine Zeit, wie der Weise spricht. Wenn der Redlichgesinnte immer den Mund verschlösse, so kommt das große Wort an feile Demagogen, die es zum Verderben mißbrauchen. **Non bene latet, qui melius latuerit.** Sie sehen, Ihr stolzes **bene vixit etc.** hat meine Eifersucht rege gemacht, und ich chikanire. Aber der ärgste Sophist kann Ihnen den Satz nicht streitig machen, daß es besser sei, in einer glücklichen Einsamkeit Psychen zu lieben, und von Psychen geliebt zu werden, als um das Lob der Rezensenten zu buhlen.

Um aller guten Geister willen, was hat Agathon aus seiner Psyche gemacht? was will sie mit Moses, Phädon und Cochius Neigungen? *) Ueber die Immaterialität der Seele sich Runzeln meditiren? oder von dem Metaphysikus lernen, die Kunst Neigungen zu erzeugen, und die Gemüther

*) Cochius Untersuchungen über Neigungen ist eine 1767 in Berlin gekrönte Preisschrift.

zu lenken? Wenn ich sie in einer nachdenkenden Haltung zu sehen wünschte; so müßte es mehr ein süßes Staunen, in welches sich die Empfindungen zu verlieren pflegen, als ein kaltes Meditiren sein. Versichern Sie dieser schönen Metaphysikerin meine aufrichtige Hochachtung, — Liebe würde ich sagen, wenn zwei Metaphysiker sich lieben könnten, bevor sie wissen, ob sie beide aus Einer Schule sind. Hat sie ein anderes System, als ich, so müssen wir, nach ritterlichen Gesetzen, erst Lanzen brechen, ehe wir Freunde werden.

Cochius Schrift habe ich mit Nutzen und Vergnügen gelesen, Garvens Abhandlung macht ihr, meines Erachtens, den Sieg schwer, aber alle übrige Versuche in französischer und deutscher Sprache dünken mir von keiner Erheblichkeit zu sein. — Cochius und Garve scheinen mir beide darin gefehlt zu haben, daß sie des Körpers und seines Einflusses in die Neigungen fast gar nicht erwähnen. Auch finde ich bei ihnen nicht deutlich genug auseinandergesetzt, was in Absicht auf die Neigungen, angeboren, natürlich und unnatürlich zu nennen sei. Eine richtige Zergliederung dieser Begriffe würde manche Untersuchung erleichtert haben. Mit dem Ausdehnungstriebe, dünkt mich, hat es seine Richtigkeit; wenn man darunter auch den Trieb versteht, das Erworbene nicht zu verlieren. Sonst gehen alle Triebe offenbar auf eine Uebung und Beschäftigung unserer Geisteskräfte; und diese sind allezeit von der Entwickelung und Vervollkommnung der Begriffe nicht zu unterscheiden, oder haben diese vielmehr zum Endzwecke. — Der Ausdehnungstrieb scheint mir mit dem Vollkommenheitstriebe vollkommen einerlei. Ich bin u. s. w.

Fragment eines Briefes von Mendelssohn an einen Staatsrath in D.

(Juni 1782.)

..... Eine Betrachtung habe ich hinzuzuthun, welche ich wohl wünschte in meinem Anhange zu Abbts Korrespondenz nicht übergangen zu haben. — Eine Stelle in Ihrem Schreiben hat eine Gelegenheit dazu gegeben. — Sie beklagen sich in demselben, daß das menschliche Geschlecht noch so wenig vorwärts ginge; daß es je zuweilen sich einige Stufen erhebe, aber nur um den Augenblick darauf desto tiefer zu fallen; daß Alles dem beständigen Kreislaufe unterworfen, und am Ende wieder dahin komme, wo es ausgegangen, woraus denn zu erhellen scheine, daß die stetige Vervollkommnung nicht die wahre Bestimmung des Menschen sei.

Was ich diesem Einwurfe entgegen zu setzen habe, ist Folgendes. — Nicht die Vervollkommnung des Menschengeschlechts ist die Absicht der Natur; nein! sondern die Vervollkommnung des Menschen, des Einzelwesens. Jeder einzelne Mensch soll seine Anlagen und Fähigkeiten entwickeln und dadurch immer vollkommener werden. Und eben deswegen weil jedes Individuum dieses soll, muß das ganze menschliche Geschlecht immer diesen Kreislauf wiederholen, darüber wir uns so sehr beschweren. — Das menschliche Geschlecht, als ein solches, ist kein für sich bestehendes Wesen. Es besteht vielmehr aus einzelnen Menschen, die sich, wie das Wasser in einem Strome, auf einander folgen, keinen Augenblick dieselben bleiben, und dem Strome gleichwohl einen selbstständigen Namen geben. Diese Succession der Wesen ist auch an und für sich einer Verbesserung fähig, die aber nicht, so wie die Ver-

besserung des einzelnen Menschen in's Unendliche fortgehen kann. — Ginge das menschliche Geschlecht in der Vervollkommnung immer weiter, so würden die neuen Ankömmlinge keine Gelegenheit finden, ihre Kräfte zu üben, ihre Anlagen zu entwickeln, und dieses ist doch gleichwohl der wahre Zweck der Natur. — Unser Dasein hienieden gleicht einer Poststation. — Wenn die nach uns kommen, auch sollen überbracht werden, so müssen die Postpferde wieder an den Ort zurück, wo sie ausgegangen sind. — Nun macht freilich der Postknecht immer dieselbe Reise wieder. Aber dieses ist eben das Mittel, wodurch die Reisenden, so wie sie nach und nach ankommen, in den Stand gesetzt werden, den Weg weiter zu nehmen.

Gesetzt, wir fahren fort unsere Kräfte so zu verbessern, daß der Arbeiter weder Kopf noch Fertigkeit gebraucht, sein Werk hervorzubringen; wir reinigten unsere Religionsbegriffe von allen Vorurtheilen; wir trieben es in der Handlung so weit, daß die Erzeugnisse aller Länder in allen Ländern zu allen Zeiten vorräthig seien; wir befreiten die Regierung von Tyrannei, die Gerichtshöfe von Chikanen, die Zollbuden von Plackereien, und die Rezensionen von allen Neckereien. Was sollten nun unsere Kinder? — Immer vorwärts eilen? — Der Weg geht freilich in's Unendliche. Allein sie kommen so zur Welt, wie wir gekommen sind; haben dieselben Anlagen, dieselben Fähigkeiten, müssen also dieselben Veranlassungen finden, die wir gefunden, — oder ihre Kräfte bleiben ungeübt. Sie können da nicht fortfahren, wo wir aufhören, weil sie da nicht anfangen, wo wir angefangen haben: sie bringen eine Federkraft mit, die keinen Widerstand findet, und also nicht wirken kann. — Wo sollen sie ihre Verstandeskräfte üben, wo alle Bedürfnisse ohne Anstrengung befriedigt werden können?

Ihre Liebe zur Freiheit, wo sie keine Tyrannei drückt — zur Wahrheit, wenn sie ihnen ohne Bemühung — gleichsam vorgekaut — zu Theil wird? — Es ist offenbar, daß das menschliche Geschlecht hie und da zurück muß, wenn die Individuen fortkommen sollen.

Eben deswegen weil die Entwickelung des Einzelnen die Bestimmung der Natur ist, kann das ganze Geschlecht hienieden nicht immer in dem Zustande bleiben, den es sich durch Anstrengung errungen hat. Weil der einzelne Mensch weiter kommen soll, muß das Geschlecht, wie J. sagt, den Kranengang gehen, in welchem wir alles über unsern Kopf wieder herauskommen sehen, was wir mit den Füßen zurückgestoßen haben. Unser Dasein auf Erden gleicht dem Aufenthalte der Knaben auf der Schule. — Wenn die Ankömmlinge sich bilden sollen, muß der Lehrer von Zeit zu Zeit dieselben Triviallehren wiederholen, dasselbe Collegium wieder von vorne anfangen. Sobald die Schüler seine Weisheit weg haben, ziehen sie weiter. Er trägt seine Anfangsgründe wieder vor, und nochmals vor, und wenn der Lehrer so wenig an seinem Platze ist, wie es Abbt zu Rinteln war, so beklagt er sich über sein Schicksal, daß er immer dasselbe wiederkauen müsse. Möglichkeit des Genusses ohne Arbeit, Befriedigung ohne Anstrengung, ist der Tod aller menschlichen Anstrengung. Ein sehr sprechender Beweis, daß die menschliche Glückseligkeit mehr im Ringen und Streben als im Genusse selbst bestehe; ein sprechender Beweis wider den Epikurismus. — Dieses im Vorbeigehen, denn es gehört eigentlich nicht zu Ihrem Einwurfe und erfodert auch eine weitere Ausführung, als mir der Raum hier erlaubt. —

Fragment eines Briefes von Mendelssohn an den Münz-Direktor Lessing, wenige Wochen nach des großen Lessings Tode, der den 15. Februar 1781 erfolgte.

Nicht ein Wort, mein Freund, von unserm Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, den wir verloren, ist mir jezt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, die ich vorhatte, bei jeder Zeile, die ich schreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. — Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischt; so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, von welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Gaben mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das

Verdienst zu verkennen; denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen; und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden; sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab. —

Alles wohl überlegt, mein Freund, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur im Plane des Weltalls zur rechten Zeit; denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zu rechter Zeit. Fontenelle sagt von Kopernikus: er machte sein neues System bekannt, und starb. — Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht — und dies that er. — Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. — Noch einige Wochen vor seinem Hintritte, hatte ich Gelegenheit ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werks verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. — Er ist in der That mehr als Ein Menschenalter seinem Jahrhundert zuvorgeeilt. — —

Schreiben vom Professor J. A Eberhard an Moses Mendelssohn.

Halle, den 15. November 1778.

Sie haben doch, mein theuerster Freund! denjenigen von Ihren Freunden noch nicht vergessen, den die Vorsehung hieher auf eine Art von wüster Insel verwiesen hat. So kann ich meinen gegenwärtigen Aufenthalt nennen, wenn ich ihn mit dem vergleiche, den ich verlassen habe. Die Erholung, die ein jeder vernünftige Mensch bedarf, sich nach seinen Geschäften an demjenigen zu vergnügen, was ihm seine Neigung angenehm macht, und mir durch die Gewohnheit nothwendig geworden war, fehlt mir hier ganz. Es giebt zwar in H. Gelehrte genug, und sehr große Gelehrte, allein jeder ist so sehr mit sich selbst beschäftigt, ein jeder treibt seine Wissenschaft so sehr nur zu dem nächsten Zwecke seines Amtes, ein jeder hat sich so für seine Vorurtheile durch den öffentlichen Vortrag verbürgt, und hält eine Art von Untrüglichkeit zu seinem Berufe so nöthig, oder lehrt sich so völlig in sie hinein, daß ein ergötzender Gedankenwechsel, das so angenehme Belehrtwerden und Belehren, beinah' ganz unmöglich ist. So gänzlich ist Ihr armer Freund noch nicht ein Professor — aber ich fürchte, es wird kommen. — Noch wandelt der alte Adam mich an, durch Geniſtel und Dunkelheiten mich durcharbeiten zu wollen, deren Auflösung ich auch nicht den Studenten vortragen kann. Und da können Sie nun leicht denken, daß ich bei dem neuen Durchdenken der ganzen Metaphysik für mich auf Schwierigkeiten stoße, die ich eben um meines Vortrags willen nicht zu überwinden nöthig hätte. Da ist nun Nie-

mand, der hier helfen könnte. werde also zu Ihnen kommen. Eine kleine Hülfslinie wird mir vielleicht Licht verschaffen, und ich bitte Sie, mir diese Hülfslinie zu ziehen. Damit Sie es desto leichter können, will ich Ihnen jedesmal sagen, wie weit ich gekommen bin. Indem ich mich neulich mit dem Begriffe Wirklichkeit beschäftigte, so fielen mir Kant's Einwürfe ein, die er gegen die Definition, die Wolf und Baumgarten davon gegeben, gemacht hat. Ich will Ihnen ganz kurz sagen, wie ich mir dabei geholfen habe. Kant sagt: „Gott kann sich ein Ding in Ansehung aller seiner Affektionen bestimmt denken, und es kann doch bloß möglich bleiben." Allein wenn ein Ding keine bloße ideale, sondern eine objektive Wirklichkeit haben soll, so muß es auch in Ansehung seines äußern Grundes bestimmt gedacht werden, nemlich in Ansehung eines kräftigen Willens. Wir würden sonst nicht von der besten Welt schließen können, daß sie wirklich sei. — Ist aber ein Theil der besten Welt durch alle mögliche Beziehungen auf dieselbe bestimmt, so ist er wirklich. Sie würden also von einem jeden Theile der besten Welt a priori sagen können, daß er wirklich sei, wenn wir seine Bestimmungsgründe wüßten. Da dieser aber wegen des allgemeinen Zusammenhanges in der besten Welt unendlich viele sind, so können wir die Wirklichkeit keines Theils der besten Welt a priori erkennen.

Wir müssen also diese Erkenntniß a posteriori erlangen, indem wir aus der Folg auf den Grund schließen; da fangen wir denn von unserm eigenen Dasein an, und schließen auf die objektive Wirklichkeit, weil ein wirkliches endliches Ding den Grund seiner Wirklichkeit in einem wirklichen Unendlichen haben muß.

Helfen Sie mir doch, mein theuerſter Freund! aus dieſem Labyrinthe mit einigen Worten. Inſonderheit ſagen Sie mir, was Sie ſich unter Kant's abſoluter Poſition des Dinges denken. Mich dünkt, wenn auch dieſer Begriff richtig wäre, wie ich es nicht weiß, ſo würde doch der Baumgartenſche und Wolfiſche fruchtbarer ſein. Es ſcheint mir aber immer, als wenn er auch nicht richtig iſt. Denn was iſt das Ding, das abſolut geſetzt werden ſoll? Verſtehe ich dadurch das Ding bloß in ſeiner Möglichkeit, wie wird es durch ſeine abſolute Poſition wirklich? Kömmt noch etwas hinzu? Sollte denn das Hinzukommende nicht das **Complementum combilitans** des Wolf, und die Beſtimmung in Anſehung aller ſeiner Affektionen des Baumgarten ſein? Denke ich mir aber das Ding als wirklich, dann heißt die Definition nichts. Das Ding würde wirklich, indem es wirklich abſolut geſetzt würde. — Schreiben Sie mir nur einige Zeilen, wenn Ihnen Ihre Umſtände nicht viele erlauben.

Haben Sie in Winkelmann's neueſten Briefen geleſen, was er von Ihrem Phädon ſagt? Sie ſöhnen ihn mit der deutſchen Metaphyſik wieder aus, der er gar nicht hold iſt.

Hrn. Profeſſor Engel meine zärtlichſten Grüße, wie auch Hrn. Nicolai, deſſen Packet ich mit vielem Danke empfangen habe. In der neuen Ausgabe der Betrachtungen über das Univerſum ſcheint mir nicht ein Buchſtabe verändert zu ſein, denn ſie ſind mit des kurzen Vorberichts ohne Zuthun des Verfaſſers herausgekommen. Ich umarme Sie,

Ihr treueſter Freund und Verehrer

J. A. Eberhard.

Ausgewählte Briefe von und an Abbt.

Moſes Mendelsſohn an Abbt.

Berlin, den 17. März 1762.

Momus fand einſt auf dem Schreibpulte der Minerva ein Quartblatt, auf welchem Vater Jupiter den Plan der beſten Welt entworfen hatte. Er drehete das Blatt rechts und links, und konnte nicht klug daraus werden. „Was für verwirrtes Zeug! ſprach er, gelbe Flecke, feuerrothe Punkte, geſchlängelte Striche, alles läuft durch einander, als wenn das Ohngefähr mit der Reißfeder geſpielt hätte. Und die altkluge Tochter Jupiters kann ſich an ſolchem Geſchmiere ergötzen!“ O Sohn des Schlafs und der Nacht! antwortete Minerva, deine Unwiſſenheit macht dich unverſchämt! Wenn Neptun einen Ochſen, Vulkan einen Menſchen, und ich ein Haus mache, ſo ſpotte was du kannſt. Aber den Plan meines Vaters lerne erſt verſtehen, und alsdann bebe! Wiſſe, dieſe gelben Flecken ſind Myriaden Fixſterne, die feuerrothen Punkte brennende Kometen, die geſchlängelten Striche Lichtſtröme und weltenbewegende Wirbel. Sie ſcheinen dir wild durch einander zu laufen? Hier iſt die Gleichung für ihre Curvatur: $xy + kx - y + yx - 2 = -$ Halt ein! rief Momus. Du weißt, ich bin ein bel esprit, was ſchiert mich die Algebra? Doch dächte ich, man könnte alles dieſes mit ein wenig Witz viel leichter und beſſer ausführen. — Gut! ſprach ſie, mache dein witziges Meiſterſtück. Hier iſt ein Vergrößerungsglas. Siehſt du da den kleinen unanſehnlichen ſchwarzen Punkt? „Was ſtellt der vor?“ fragte Momus. Eine

Universität in der Gegend der Weser, Rinteln genannt. Allda wohnt mein Sohn Abbt, und er möchte lieber zu Athen wohnen. Strenge deinen Witz an, mache Rinteln zu Athen. Was sinnst du nach? He! das ist noch lange keine Welt erschaffen! — Der hagere Momus stand wie steinern da, schlug die Augen nieder, und damals soll sich die erste Schamröthe auf seinen bleichen Wangen gezeigt haben.

Was deucht Ihnen von dieser tollen Fabel? Sie fiel mir gleichwohl dabei ein, als ich Ihren Plan zu den Gegenbeherzigungen beurtheilen sollte. Du bist ein Verfasser der Literaturbriefe, dachte ich, du hast manchen Ochsen, manches Haus mit einigem Glücke getadelt; warum nicht auch Pläne zu Gegenbeherzigungen. Jedoch ich habe mich betrogen. Ich bin das Land der Politik in meinem Leben so wenig durchreis't, daß mir alle Gegenstände in demselben noch fremd sind. Wie kann ich also Ihre Landkarte beurtheilen? Wenn W—n sokratische Gespräche macht, da ist schon besser tadeln!

Scherz bei Seite! Ich verstehe in Ihrem Entwurfe nicht Alles, aber was ich verstehe hat meinen völligen Beifall. Die Hauptidee ist unverbesserlich. Philosophie und Beredsamkeit können sich hier in Ihrem stärksten Glanze zeigen, und Ihre Belesenheit in der Geschichte kann Ihnen wichtige Dienste leisten. Herr v. M. ist kein Philosoph, und seine Belesenheit schränkt sich, wie es scheint, auf einige Neuere ein, die ihm den Kopf warm gemacht, aber nicht erleuchtet haben. Es gefällt mir ungemein, daß Sie Ihre Gegenbeherzigungen mit den Betrachtungen über die Würde des Menschen anfangen wollen. Der Verf. der Beherzigungen scheint sich ein anständiges Vergnügen daraus gemacht zu haben, den Menschen mit Pascal von der hypochonerischen Seite zu betrachten. Ich

denke immer, wer den Menschen so sehr verkleinert, der muß, wenn er kein verdorbenes Herz hat, wenigstens eine verdorbene Milz haben. Noch verzeiht man dem Pascal, daß er seine unmuthigen Gedanken treuherzig niedergeschrieben, aber seine Grillen als Wahrheiten zum Grunde eines Systems zu legen, ist in der That nicht zu verzeihen.

Die politische Freiheit, sagen Sie, sei eine der Würde des Menschenbürgers gemäße u. s. w. Warum nicht lieber der Vernunft gemäße? Doch wenn Sie erklären, was die Würde des Menschenbürgers sei, **tum me consentientem habes.** Auch diese Bestimmungen der wirklichen Handlungen zur politischen Hauptabsicht sind ja Gesetze, und die bestimmenden Personen Gesetzgeber? Nicht? Und das Wort Gesetz führt den Nebenbegriff mit sich, **quod sit determinatio *rationi* conformis,** und also — Doch ich vergesse meinen Momus. Nichts mehr von Ihrem Entwurfe.

Herr N. wird Ihnen die Abschrift dreier Privatschreiben von Abelardus Viribus, nebst Fulberts Antwort auf das eine überschicken. Wenn Sie die hebräischen Worte nicht verstehen, so lassen Sie es immer gut sein. Sie und Herr H*** werden vermuthlich auch deutsche Stellen in diesem Briefe nicht verstehen. (S. weiter unten: Briefe von und an H.)

Ihre kritische Verbesserung ist eine Seltenheit für unsere Briefe. Da können doch die Herren Z. und Konsorten sehen, was wir für gelehrte Leute sind. Ich wünschte nur, daß wir Herrn Ramler ins Garn ziehen könnten, damit wir Schande halber zuweilen auch ein Gedichtchen einrücken könnten, unsere poetische Blöße zu bedecken; denn ich schäme mich öfters, wenn ich daran gedenke, daß alle Verfasser der Briefe zusammen genommen kein Sinngedicht zur Welt bringen können.

Ich lege ein frisches Blatt an, und hier will ich bloß abschreiben. Eine philosophische Stelle aus einem alten und durchgehends verworfenen Buche, über die ich erstaunt bin. Lesen Sie, und sagen Sie mir, ob unsere heutigen Schönschreiber geschmückter oder unsere Philosophen gründlicher schreiben können? Einige Personen disputiren über Verhängniß, Freiheit und Vorsehung. Endlich vereinigen sie sich über folgende Punkte:

„Das göttliche Verhängniß sei zwar der erste Bewegungsgrund aller Dinge; Gott sehe all' unser Thun unveränderlich vorher, und hätte es gesehen, als die Natur sein Kind und Nichts zu Etwas worden. Allein dieses alles habe keinen Zwang in sich, bürde dem Menschen keine Nothwendigkeit, dieses Gute oder jenes Böse zu thun, auf; sondern es behielte unser Wille seine vollkommene Freiheit. Denn Gott habe nur deshalb unser Glück und Unglück so gewiß vorhergesehen, weil ihm zugleich oder vorher schon unter seine Augen geleuchtet hat, was wir von der Geburt bis in den Tod Böses oder Gutes beschließen würden. Unsere heutige oder die von der Nachwelt Gott bestimmte Andacht sei ihm so wenig neu als dies, was uns oder unsern Nachkommen begegnen soll. Jene sieht das Verhängniß als die Ursache, dieses als die verdiente Wirkung vorher. Daher es die gröbste Unvernunft wäre, wenn die ruchlose Verzweiflung es für einerlei halten wollte, ob man boshaft oder tugendhaft sei, und wenn sie ihr Thun einem geträumten Nothzwange des Himmels unterwirft. Sehen nicht die Sternseher auf tausend Jahre die Sonnen- und Mondfinsternisse, und zwar unveränderlich, vorher? Gleichwohl aber haben sie nichts weniger als einen Zwang über die Gestirne. Wir sehen von den Leuchtthürmen den Schiffbruch

eines auf Steinfelsen getriebenen Schiffs vor Augen. Wer wollte aber diesen insgemein mitleidenden Zuschauern den Zwang solches Unglücks beimessen? Der weise Zeno hat dem Diebe, welcher mit der Vorsehung sein Laster zu entschuldigen vermeinet, gar vernünftig geantwortet, daß er auch zu der Strafe versehen würde."

Und wenn Sie diese Stelle schön finden, so kann ich Ihnen aus eben demselben Schriftsteller mit einigen vortrefflichen Reden, mit erhabenen Gleichnissen und recht in dem Geschmacke Ihres Tacitus gemachten Betrachtungen aufwarten. Noch nenne ich Ihnen den Mann nicht, damit ich Ihnen noch andere Stellen ausschreiben könne. — Doch so viel! Der Verfasser ist ein Schlesier, und lebte im Jahre 1650.

Abbt an Mendelssohn.

Rinteln, den 28. April 1762.

Mache Rinteln zu Athen, spricht Minerva zum Momus und darauf lassen Sie den guten Momus lange nachsinnen, nach Art eines wahren Dialogisten, der allezeit eine seiner Personen dumm macht, um die andere desto klüger zu machen. Aber mit Ihrer Erlaubniß, diesmal will ich dem Momus zu Hülfe kommen. Bitte du, müßte mein Momus antworten, deinen Vater, daß er den Abbt lieber bei den Haaren ergreife (ob er gleich kein Prophet ist) und von Rinteln nach Athen führe. Das ist Mahomets Wunder mit dem Berge! Der Berg soll zu mir kommen, er kömmt nicht; dann sehet anstatt eines physischen ein moralisches Wunder! Ich Mahomet, der Knecht Gottes, demüthige mich, und gehe

zum Berge hin, da er sich weigert zu mir zu kommen. Welches Wunder war leichter? Aber freilich, wie Sie die Anlage machen, konnte Momus lange nachsinnen. Rinteln zu Athen! Die listige Minerva, nicht einmal ihre Eule hätte sie, glaube ich, dem guten Momus dazu geliehen, wenn er wirklich hätte Hand ans Werk legen wollen. Dies habe ich gegen Ihre Fabel einzuwenden, die mir sonst ungemein gefallen hat, und wie Sie leicht denken können, nicht am wenigsten wegen des Kompliments: Sohn der Minerva. So sehr ich auch mich hierüber gefreut habe, so sehr wurde meine Freude durch die Beschreibung, die Sie von mir geben, gemäßigt: „B. ist ein Satrape im despotischen Reiche des Apolls. Bald möchte ich sagen: Sie lassen doch allenthalben einen heimlichen Groll gegen mich blicken, und heißen mich Professor. Ich habe Ihre Anmerkung über mein Gespräch mit P. noch nicht vergessen: „Warum heißt er den Mann niemals Herr College?"

Daß ich über meinen Plan, den ich Ihnen überschickt habe, wirklich brüten sollte, hätte ich anfangs gewiß nicht gedacht. Daran hat unser N. Schuld, der mir das Ei listiger Weise im Meßkatalogus unterlegt. Vor der Hand ist es mir lieb, daß Sie die Hauptidee billigen, und ich hoffe, daß ich die verschiedenen Kapitel so ziemlich in Verbindung bringen werde. Aus einem Gesichtspunkte betrachtet, wünschte ich, daß ich mit der Ausführung glücklich wäre, um zu zeigen, daß die belobte Methode der neueren Franzosen für die Deutschen eben kein Geheimniß sei. Denn Moser, der auch nach Absätzen schreibt, hat diese Methode gar nicht in seiner Gewalt. Wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich bekennen, daß ich diese Methode für die beste in Schriften halte, die nicht Kompendien sein sollen. Denn definiren kann man sicher auch

darin, und wenn ich bestimmt rede, und meine Begriffe aus einander folgen lasse, gesetzt auch, daß ich die Bindungsstellen verkleistere, was verlangt man mehr? Den Begriff der Würde des Menschen habe ich mit Fleiß in die Erklärung der Freiheit gebracht, um mich denen Herren zu nähern, die jenen Begriff so häufig brauchen. Unterdessen können Sie versichert sein, daß der Begriff soll auseinander gewickelt werden. Schon längst habe ich Ihre Methode, mein lieber Freund, den Begriffen im Angesichte des Lesers nach und nach die Bestimmungen zuzusetzen, studirt: ob ich sie werde erreicht haben, muß sich wohl zeigen.

Ich habe wohl kaum nöthig, die Bitte hinzuzusetzen, daß, käme ich mit der Schrift zu Stande, keine Seite ohne die Aufsicht des Mannes mit der scharfen Hippe gedruckt werden möchte. (S. weiter unten: Briefe von und an H.)

Da ich Gott Lob! von Prahlerei und Charlatanerie, am allermeisten gegen meine Freunde ganz frei bin, so muß ich Ihre Meinung von meiner historischen Belesenheit berichtigen. Sie ist nicht stark, mein lieber Freund. In meiner Jugend habe ich manche zusammenhängende Geschichte gelesen. Nachher fängt sich, wie Sie wissen, aus manchen Büchern ein Geschichtchen auf. Dieses, am rechten Orte angebracht, thut Wunder.

Ihren Briefwechsel habe ich durchstudirt, denn H. Briefe schlechtweg zu lesen, muß man wohl bleiben lassen. Ihr Einfall, daß er Dienste nehmen soll, ist vortrefflich, und kann noch besser werden, wenn wir folgendes beobachten. In einem Briefe von H. liegen Ideen zu wenigstens zehn Briefen. Wenn er also nur alle Vierteljahre einen schickt, so können wir ihn zerlegen, und mit gehöriger Oekonomie zehn-

mal traktiren. Leugnen kann ich es nicht; wenn ich gewiß wäre, daß ſich die Verbindung der Ideen durch die Anatomie entdecken ließe, ſo möchte ich H. Gehirn noch lieber ſehen, als Maupertuis eines Lappländers. Wenn Sie es für kein Wortſpiel halten wollen, ſo hätte ich Luſt, es mit dem Archipelagus zu vergleichen, wo Alles Nachbar iſt, aber nur durch Schiffe zuſammenkommen kann.

Ich möchte wohl wiſſen, wer das billet-doux an ihn geſchrieben. Er ſcheint darüber aufgebracht zu ſein. Dies können Sie ſich auch merken, um das Kunſtſtück Ihrer Politik vollſtändig zu machen. Faſt däucht mir, daß Hr. H., um in der Allegorie zu bleiben, nicht leiden kann, daß ein Mardochai vor ihm nicht aufſteht. Doch ich thue ihm vielleicht Unrecht, und will ihn gern im Voraus um Verzeihung bitten.

Dies iſt der zweite lange Brief, der unmittelbar auf einen noch längern folgt, den ich Ihnen erſt vor 8 Tagen geſchrieben habe. Wenn ich dadurch mit Ihnen auf's Gleiche komme, ſo iſt meine Arbeit geſchehen.

Um einen folgenden Brief von Ihnen wenigſtens lehrreich zu machen, da ich die meinigen nicht dazu machen kann, will ich die Frage am Ende aufwerfen: Was iſt der Unterſchied zwiſchen der poetiſchen und proſaiſchen Proſe? Ich falle deswegen darauf, weil mir in der ſchweizeriſchen Kritik iſt vorgeworfen worden, daß mein Tod f. d. V. in jener geſchrieben ſei. Ich erinnere mich, daß Sie mir einſt geſagt haben, in der Proſa muß kein Bild, keine Schilderei, kein Gleichniß, keine Figur angebracht werden, die bloß zum Schmuck daſteht, ſondern ſie müſſen erläutern. Wenn dieſes alles iſt, ſo iſt meine Frage ziemlich aufgelöſt.

Wie steht es mit dem Shaftesbury? ich wollte, daß N. diesen lieber anstatt der Gegenbeherzigungen angekündigt hätte.

Leben Sie wohl für diesmal, lieber Freund. Ich wünsche Ihnen zu Ihrer bevorstehenden Verheirathung vieles Glück. Wünschen Sie mir dagegen, daß ich Sie wieder einmal in Berlin umarmen könne.

Für die Stelle aus dem alten Schlesier danke ich Ihnen. Schade, daß sie Withoff nicht gekannt hat. Er würde sonst gesagt haben: Wir sind Wolfen, Wolf Leibnitzen, Leibnitz dem Shaftesbury, Shaftesbury dem Schlesier, der Schlesier den Alten Alles schuldig.

Abbt an Mendelssohn.

Rinteln, den 23. Junius 1762.

Gleich nach Empfang Ihres kleinen aber freundschaftlichen Briefes, für den ich Ihnen aufrichtig und von ganzem Herzen danke, hatte ich eine Antwort darauf angefangen, die Sie nun längstens haben müßten, wenn ich sie hätte vollenden können. Allein, eine unvermuthete und plötzliche Veränderung meiner Wohnung, und die damit verknüpfte Unordnung machte, daß ich den Posttag verabsäumte, und ein verabsäumter Posttag zieht immer noch ein Paar zur Folge nach sich. Ich will also lieber einen neuen Brief in einem Athem wegschreiben, ob ich gleich meine ersteren geäußerten Gesinnungen noch nicht geändert habe.

Ihre Erinnerung, die Maßregeln zu meinem liebsten Wunsche, wo nicht ganz bei meinen Freunden, doch nicht weit

von Ihnen zu sein, zu ergreifen, rührt, wie ich überzeugt bin, von Ihrem ähnlichen Wunsche her, und ich darf Ihnen nicht erst sagen, was ich dabei empfinde. Ich weiß, daß Sie dabei eine ganze Seite denken, die ich nicht schreiben will. Und doch, theuerster Freund, will ich zur Erhaltung dieses Lieblings unter meinen Wünschen, der noch dazu fast mein einziger Wunsch ist, keinen einzigen von den Schritten thun, die Sie etwa vermuthen könnten. Nicht etwa aus Eigensinn, sondern aus einer festgesetzten, und wie ich hoffe, gegründeten Denkungsart, die ich Ihrer Prüfung als Freund überlasse. Meine bisherigen Glücks- und Ortsveränderungen haben sich immer ohne mein unmittelbares Zuthun ereignet. Bekanntschaften, die ich gemacht hatte; ein gerader Weg, den ich immer gegangen bin, unter der anhaltenden Bemühung, Leute, welche einen Einfluß haben können, wo nicht für mich zu gewinnen, mir doch wenigstens nicht abgeneigt zu machen; diese Dinge haben sich unmerklich ineinander geflochten, und die Knoten geknüpft, die bisher in meinem Lebensfaden hervorgeragt haben; und ich genieße dabei die Beruhigung, daß ich der Vorsicht bisher niemals in die Quere gelaufen bin. Der seel. Baumgarten sagte: jeder zufällige Erfolg hat seine Summe von positiven Größen, und sein Gegentheil die seinige von negativen gleich groß, wenn dieses Gegentheil eine Ausnahme in der besten Welt macht. Eins zu dem letztern gelegt, giebt ihm den Ausschlag. Nun ist bloß die Frage: wie weit geht unsere Erlaubniß dazu zu legen, und wie wissen wir, ob wir das Positive oder das Negative legen? Beide Fragen lassen sich, glaube ich, dadurch beantworten.

Wenn dringende Umstände eine Glücksveränderung wollen; so lege im Erlaubten so weit du kannst; und jedes Stück,

das den Erfolg vorbereitet, ohne sein Gegentheil noch ganz auszuschließen, ist positiv. Die letzte Einheit wird immer die schwerste. Halten Sie, wenn Sie wollen, meinen jezigen Zustand dagegen.

Ich habe in sächsischem Gelde gerechnet 800 Reichsthaler Besoldung. Wenn das Geld wieder durchaus al pari kömmt, so habe ich freilich nicht mehr als 400. Unterdessen, die letztern wären mir lieber 10 Meilen von Ihnen, als die erstern 40 Meilen von Ihnen. Es bleibt aber doch bei der Ueberlegung, nicht des Annehmens, sondern des Bewerbens, immer ein Moment. Die Wittwe muß außerdem das Gehalt noch ein ganzes Jahr genießen. Ferner: die Vorbereitungen sind gemacht. Ich kann in Berlin noch nicht ganz vergessen sein. Meine übrigen Freunde, bin ich versichert, denken wie Sie, mein liebster Freund! Durch die Verbindungen, welche Sie haben, kann mein Andenken erneuert werden. Erhalte ich ohne mein Zuthun einen Ruf; so nehme ich ihn, so viel ich jezt noch weiß, gewiß an. Aber ich selbst thue nicht einen einzigen Schritt deswegen. **Si quid novisti rectius istis candidus imperti.**

Seit einiger Zeit bin ich entsetzlich faul gewesen, zum Theil wegen meiner Gesundheitsumstände, da meine Intervallenanfälle von blinden Hämorrhoiden mich sehr träge machen; zum Theil wegen Unschlüssigkeit in Dingen, worin mich eine seltsame Verbindung von Umständen, und sehr viel auch meine Narrheit gesetzt hat; zum Theil auch wegen des Außenbleibens der Briefe von unserem N—, die mir immer eine Art von Anstoß zu unsern gemeinschaftlichen Arbeiten sind. Eine Rede auf den Russischen Frieden habe ich angefangen, wenn ich sie zu Stande bringe: **descendet in aures tuas.**

Leben Sie wohl, liebſter Freund! Lieben Sie mich ſo ſehr, als Sie verdienen von mir geliebt zu werden, und dies iſt ſehr viel.

Mendelsſohn an Abbt.

Berlin, den 4. Heumonat 1762.

Seit einigen Wochen habe ich keinen Freund geſprochen, an keinen Freund geſchrieben, nicht gedacht, nicht geleſen, nicht geſchrieben, nur getändelt, geſchmauſet, heilige Gebräuche beobachtet, mich bald hier bald da zur Schau ausſtellen laſſen, und unter tauſend andern vielbedeutenden Kleinigkeiten meine Zeit hinbringen müſſen; denn die Stunde iſt gekommen, mein beſter Freund! die mir die Muſe des Abälardi Virbii längſtens angekündigt hat. Ein blauäugiges Mädchen, das ich nunmehr meine Frau nenne, hat das eiskalte Herz Ihres Freundes in Empfindungen zerlaſſen, und ſeinen Geiſt in tauſend Zerſtreuungen verwickelt, aus welchen er ſich nunmehr nach und nach wieder loszuwinden ſuchet. Um mich zu ſammeln, und wieder zu mir ſelbſt zu kommen, ergreife ich dieſes Blatt, und ſchreibe.

Ich habe Ihre Briefe jezt nicht vor mir, und weiß mich in der That nicht zu entſinnen, ob gewiſſe Punkte darinnen enthalten ſind, die einer Antwort bedürfen. Auch ſchreibe ich dieſen Brief nicht Ihretwegen, ſondern einzig und allein zu meinem Vergnügen, weil mein Geiſt nach vernünftigem Umgange dürſtet.

Ich habe Ihr Programma geleſen. Schön! Der Einfall

verdient eine weitläuftigere Ausführung. Schade, daß die Schreibart den Ueberſetzer des Shaftesbury allzuſehr verräth. Der Lord ſchreibt etwas ſchwerfällig, geſchroben, zuweilen ein wenig ängſtlich. Ich glaube nicht, daß er in dieſem Stücke nachgeahmt zu werden verdiene. Plato hat eine Manier, die mit allen Vorzügen der Shaftesburyſchen Schreibart noch eine unnachahmliche Leichtigkeit in der Wendung verbindet. Seine Proſe fließt, ſelbſt da, wo ſie poetiſch wird, ſo ſanft, mit einer ſo ſtillen Majeſtät, daß, wer das Handwerk nicht verſteht, glauben könnte, der Ausdruck habe ihn gar nichts gekoſtet. Ich habe niemals im Plato geleſen, ohne mich zu ſchämen, daß ich jemals die Feder angeſetzt habe, denn wenigſtens habe ich ſchon ſo viel in meinem Leben geſchrieben, daß ich nunmehr die geſchäftige Hand der Kunſt durch den Flor der Natur erkennen kann. Ich fühle es, wie ſehr der Mann gearbeitet haben muß, ſeinen edlen und feurigen Gedanken im Ausdrucke die feine Politur, die ſanfte Rundung zu geben, die allein einen Fontenelle zum berühmten Schriftſteller macht. Wir Nachläſſigen machen es beinahe wie die Sechswöchnerinnen. Zufrieden, daß ſie eine leibliche Geburt hergeben, ſchließen ſie die matten Augen zu, und bekümmern ſich wenig um derſelben Säuberung. Ich ſage wir, liebſter Freund! denn ich glaube, wir geben uns einander in dieſem Punkte nichts nach. Wir zirkeln und bilden eine Periode, aber wir wiſſen das Geheimniß nicht, mit der letzten Meiſterhand den Schweiß der Kunſt von ihrem Angeſichte zu wiſchen.

Laſſen Sie Ihren antiken Schwärmer nicht ſo bald verſchwinden. Führen Sie ihn öfters auf unſere hohen Schulen. Laſſen Sie ihn einer Disputation, oder ſonſt einer pedanti-

schen Schulübung beiwohnen, und seine Gedanken darüber eröffnen. Der Kontrast fällt sehr in die Augen. Aber halten Sie es für nicht zu gering, auch den Musenlosen verständlich zu sein. Geben Sie Ihren gründlichen Gedanken einen leichten und faßlichen Schwung; so werden Sie von Ungelehrten sowohl als Gelehrten gelesen werden. Jene werden Sie zu verstehen glauben, und diese mehr verstehen, als sie sagen können. Halten Sie mir meinen Schulmeisterton zu gute, bester Freund! Ich kann den Literaturbriefschreiber nicht ganz verleugnen, und rede immer von meiner kritischen Höhe herab, ohne zu bedenken, wen ich vor mir habe. Ein Kunstrichter muß eine Hundsstirne haben. — Das ist schon wahr, aber nur zur Maske, so oft er auftritt, und die Zuschauer unterhalten will. Aber weg mit der ungezogenen Larve, sobald er hinter der Bühne zu seinen Freunden kömmt! Wenn er auch da noch unbescheiden bleibt, so ist er unerträglich. Um Verzeihung also!

Und wenn Ihr ehrlicher Alter in diesem Jahre noch einmal erscheinen sollte, so verbieten Sie ihm, kein Wort mehr von dem Hange der Seele zur ausgedehnten Anschauung sich merken zu lassen. Der Schwatzhafte! hat ihn der Pr. Abbt lesen lassen, was er bei der Akademie einschicken will, warum muß er sogleich aus der Schule plaudern? — Mit seiner Note hätte er vollends zu Hause bleiben können. Weit eher kann ein englischer Gaukler in eine Bouteille, als die korpulente Materie durch den engen Hals einer Note kriechen.

Vielleicht hat Niemand so gut, als ich verstanden, was diese mystische Note verrathen will. Herr N.— hat Ihnen bereits gemeldet, daß ich auf denselben Einfall gekommen, als Sie, nemlich um den Preis zu arbeiten. Meine Abhandlung

hat vier Abschnitte, davon drei bereits entworfen sind. Wäre ich nicht von häuslichen Geschäften unterbrochen worden, so hätten sie schon fertig, und vielleicht schon in einer andern Sprache übersetzt sein können. Denn ich bin Willens, sie von Herrn ***, wenn Sie mir's nicht etwa abrathen, ins Lateinische übersetzen zu lassen. Als ich aus Ihrem Schreiben ersah, daß Sie um den Preis sich bewerben wollen, war mein erster Einfall, meine Arbeit einzustellen, und das fertige Manuskript nach Rinteln reisen zu lassen. Der Begriff, daß meine Ausarbeitung mit der Ihrigen ringen sollte, machte mich schüchtern. Jedoch der Rath unseres Freundes, und meine reifere Ueberlegung bewogen mich, diesen Entschluß zu ändern. Ich gestehe es, daß ich den Helden lieber nicht gekannt hätte, mit dem ich zu kämpfen habe. Da er sich aber einmal zu erkennen gegeben; so erfodern die ritterlichen Gesetze, daß ich auch meinen Helm aus den Augen rücke, und meinen Freund vor dem Zweikampfe noch einmal umarme. — —

Zu Anfange des künftigen Jahres wollen wir unsere Waffen vertauschen. Ich schicke Ihnen meine Ausarbeitung, und Sie mir die Ihrige; aber nicht eher, damit wir uns einander nicht verwirren, und alsdann das Vergnügen haben, zu sehen, was für Wege wir einschlagen, wenn wir, uns einander unbekannt, über dieselbe Materie schreiben. Unterliege ich, so ist es doch mein Freund, der den Sieg davon trägt. — Sie sehen, ich spreche immer, als wenn ich wüßte, daß Niemand um den Preis eifern könnte, als Sie und ich. —

Herr *** hat Ihnen geschrieben, daß ich meine philosophischen Schriften selbst rezensiren wollte. Der hat gelogen! Ich gebe Ihnen Ihr Versprechen nicht wieder zurück, und beschwöre Sie vielmehr bei unserer Freundschaft, mich bald vor

Ihren Richterstuhl zu fodern. Wenn Sie mich lieben, so sehen Sie immer auf die kritische Waage, ohne den mindesten Blick auf den Klienten zu werfen. Sinkt sein Schicksal zur Erde, so zerbrechen Sie den Stab mit dem Ernste eines Höllenrichters, und sodann umarmen Sie Ihren Freund! Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr mich die geringste Nachsicht kränken wird. Besonders aber bitte ich um Ihr philosophisches Urtheil über die erste und vierte Abhandlung des zweiten Theils. Noch hat kein Rezensent die Liebe zur Wahrheit gehabt, dem Publikum zu sagen, ob ich Recht oder Unrecht habe. Die Mehresten scheinen nichts mehr als meine Vorrede gelesen zu haben.

Besonders da die Franzosen gegenwärtig so viel Deutsch lesen, da auch die Literaturbriefe von ihnen mit Beifall aufgenommen, und gelesen werden, da sie aber, wenn sie von deutschen Schriften in ihrem **Journal étranger** reden wollen, immer nicht wissen, woran sie recht sind, und ziemlich linke Urtheile fällen; so wünschte ich freilich, daß Sie denselben zuvorkommen, und ihnen zu verstehen geben möchten, mit welchem Auge man unsere philosophischen Schriften betrachten muß. Die guten Herren haben meine Briefe im **Journal étranger** übersetzt, und davon ganz seltsam geurtheilet. Erstlich schreiben sie alle philosophische Lehrsätze, die in denselben vorkommen, auf meine Rechnung, und halten mich für einen sehr tiefsinnigen Geist. Allein, sie beklagen sich über meine entsetzliche Dunkelheit. Beide falsche Urtheile kommen daher, weil ihnen noch in unserer Weltweisheit alles neu ist, weil sie nicht wissen, wie vieles man in Deutschland als bekannt voraussetzen kann, wie vieles bei uns jedes ehrliche Menschengesicht auf hohen Schulen einsaugt, das ein Franzose in das Land

der Idées creuses verschickt. Wer kann dafür, wenn diesem hernach vieles dunkel scheinet? — Wenn Sie, mein Freund, also denselben vorgreifen, und ihnen gewissenhaft anzeigen, wie wenig Neues ich hinzugethan, wie vieles ich aus den Kompendien habe, die in Deutschland durchgehends bekannt sind, und wie kurz man bei uns über gewisse philosophische Materien sein muß, weil sie schon bis zum Ekel wiedergekauet worden sind; — wenn Sie dieses alles in Ihrer Rezension sagen wollten — Doch was habe ich Ihnen vorzuschreiben? Sagen Sie, was Sie wollen, nur die Wahrheit!

Die Nachrichten aus der Schweiz, die Sie in den Briefen ꝛc. werden gelesen haben, sind von dem Herrn Iselin, Rathschreiber des Eidgenössischen Freistaates Basel, oder vielmehr Verfasser der philosophischen und patriotischen Träume eines Menschenfreundes. Er hat an mich geschrieben, und mich ersucht, ich möchte ihm geschickte Subjekte vorschlagen, die den Absichten seiner Gesellschaft beförderlich sein könnten, und ich habe ihm Niemanden in Vorschlag zu bringen gewußt, als Sie und den Herrn von Moser. Machen Sie sich also gefaßt, mit der nächsten Post Briefe aus der Schweiz zu erhalten.

Ich habe die ungeheuere Rezension von Ihrer kleinen Schrift in den Züricherischen Freimüthigen Nachrichten durchgelesen, aber nicht eine Zeile davon verstanden. Die Herren sind ganz unmenschlich erbittert auf Alles, was in unsern Briefen nicht getadelt wird, und da sie sich noch überdem als Republikaner ihre Vorrechte auf die Freiheit nicht gern rauben lassen; so haben Sie noch von Gunst zu sagen, daß Sie so leidlich davon gekommen sind. In der Hauptsache haben Sie Ihnen nicht einen einzigen erheblichen Ein-

wurf gemacht, und ich zweifle, ob Sie nöthig haben zu antworten. Jedoch möchten jene vielleicht in dem einzigen Punkte Recht haben, daß Ihre Prose allzusehr an die Poesie gränzt. Worin das tadelhafte Poetische bestehen mag, weiß ich so eigentlich nicht. Vermuthlich in den prächtigen Beiwörtern, in Figuren und Gleichnissen, die nur schmücken, nicht erläutern. Ich möchte freilich lieber mit Ihnen poetische Prose, als mit manchem Schweizer prosaische Poesie geschrieben haben, so wie ich lieber der reichste Bettler, als der ärmste Baron sein möchte. Indessen ist es doch nicht zu leugnen, daß jenem der Federhut so wenig anstehe, als diesem der Bettelsack.

Genug für heute! Wenn ich meiner Begierde mit Ihnen zu plaudern folgen wollte, so legte ich noch einen Bogen an. Denn glauben Sie mir, daß mir Berlin gewissermaßen so öde ist, als Ihnen Rinteln immer sein kann. Meine Zeit ist zu eingeschränkt, um lebendige Gesellschaft zu suchen. N. kann ich nicht immer sehen. Wenn ich also vernünftigen Umgang haben will, so muß ich lesen, oder an Freunde schreiben, und wer verwehrt Ihnen dies zu Rinteln? Schreiben Sie also, mein theurer Freund! fleißig an uns, fleißig an unsern Offizier. Ich breche jezt ab, um meine Gäste zu bewirthen, die schon verdrießlich zu werden anfangen. In einigen Posttagen besuche ich Sie wieder. Leben Sie wohl.

Abbt an Mendelssohn.

Rinteln, den 21. Brumonat 1762.

Ihr Brief ist mir ganz unerwartet gekommen, und hat mir fast mehr Vergnügen gemacht, als alle Ihre andern Briefe, ob es gleich diesen niemals gefehlt hat.

Ich wünsche überhaupt, daß es Ihnen oft in einer glücklichen Stunde einfallen möge, an mich zu schreiben, weil es mir ganz nothwendig ist, durch die Briefe meiner wenigen Freunde an dem traurigen Orte, wohin ich verstoßen bin, aufgemuntert zu werden. Dieses wird ebenfalls ein Mittel sein, unsere Freundschaft immer wärmer zu machen, und ich schmeichle mir, daß ich in Ihren jüngsten Briefen schon mehr Spuren davon entdecke. Daß ich von meiner Seite nichts sparen werde, Ihnen die stärksten Beweise, nicht bloß meiner Achtung, denn diese habe ich mit sehr vielen Andern gemein, sondern auch und vornehmlich der freundschaftlichsten Treue, und dieses soll mir mit Wenigen eigen bleiben, zu geben, werden Sie, hoffe ich, aus meinem bisherigen Betragen schließen. Wertheſter Freund, wenn ich Sie nicht lehren kann, so kann ich Sie lieben, und anstatt eines witzigen Einfalls muß Ihnen eine redliche Versicherung angenehm sein.

Halten Sie dies nicht für eine Vorrede. Ich muß zuweilen meinem Herzen, das sich hier gegen Niemand aufschließen kann, Luft machen, und in den Busen eines Freundes meine Unruhen und meine Klagen, die wohl oft thöricht sind, ausschütten. Aber erst muß ich wissen, daß dieser Busen für mich offen ist. Ich antworte nun auf Ihren Brief.

Fast möchte ich schelten, daß Sie wegen Ihrer Kritik über mein Programma eine Entschuldigung machen. Ich habe schon auf Rache gedacht. Ich werde Sie bei der Rezension Ihrer Schriften im Stil der gelehrten Zeitungen loben. Ist die Rache stark genug? Von Ihnen will ich frei beurtheilt sein, und Sie haben mit Recht das Steife an meinem Stil getadelt. Hier hat man mein Programma für ganz

unverständlich ausgeschrien. Das aber dächte ich nun nicht. Und vor einer halben Stunde habe ich erfahren, daß es in den Erlanger gelehrten Zeitungen sehr nachtheilig soll rezensirt sein. Immerhin, ich stehe den Herrn Erlangern zu Diensten. So lange Sie, mein theuerster Freund, das Elend oder unsers N. Leibwort (wie seine Feinde sagen), das Wehe! noch nicht über mich ausrufen, so bin ich ganz ruhig.

Bei Ihrer Vergleichung zwischen Plato und sich selbst, ist mir eingefallen: Geschieht dies am grünen Holze, was will am dürren werden? Doch dies ist ja aus dem neuen Testamente. Um noch ein Wort von meinem Stil zu sagen, so versichere ich Sie aufrichtig, daß ich je länger je weniger damit zufrieden bin. Nur das Bessermachen, das Mittel zwischen wässerig und steif; die wahre Naivetät! ich glaube, dazu gehöret mehr als Begeisterung, oder wenigstens die reinste Begeisterung. Diderot selbst klagt über den Mangel daran, und was bin ich gegen Diderot? Mir hat längst gedeucht, daß wir in Deutschland unsern Stil nur bis zu einem gewissen Grade bessern, und dann platterdings stille stehen. Wir wissen kaum, was uns noch fehlt. Und ich weiß wenigstens nicht, wie ich es anfange, um anders zu schreiben.

Die Kreuzzüge eines Philologen habe ich gelesen. Hierüber meine Muthmaßung! Lesen Sie die Klagen bei dem Tode seiner Mutter, oder wie sie heißen. Eine offenbare Nachahmung vom Young, Stil, Gedanken, Uebergang auf andere Materien. Nun muthmaße ich, H. hat sich geschämt, ein bloßer Nachahmer von Young zu sein, und durch seine feurige Einbildungskraft unterstützt, ist er auf seinen seltsamen Stil gerathen, davon unstreitig seine Rhapsodie das non plus ultra ist, denn ich biete ihm

ſelbſt Trotz, etwas Vollſtändigeres in dieſer Art zu machen. Ein Glück iſt, daß er keine Nachahmer finden kann, ſonſt möchte uns Gott gnädig ſein. Manchmal habe ich dabei gedacht: wenn Jakob Böhme ſtudirt hätte! Ich höre, daß Sie es rezenſiren wollen, und Ihre Rezenſion zu ſehen, glauben Sie leicht, muß ich begierig ſein.

Ueber unſern Vorſatz, in Abſicht auf den Preis der Akademie, haben Sie Alles geſagt, was jezt in dieſem Briefe ſtehen ſollte, ſo daß ich mich ſchäme, den Ihrigen abzuſchreiben. Ich kann alſo weiter nichts antworten. Nur muß ich Ihnen zur gewiſſen Nachricht ſagen, daß die Akademie eben ſo gern deutſche Abhandlungen ſieht, und daß Sie alſo nicht nöthig haben, die Ihrige ins Lateiniſche überſetzen zu laſſen. Sie würde auch durch die Ueberſetzung unſtreitig verlieren, ſo ſehr *** auch das Lateiniſche in ſeiner Gewalt haben möchte. Wie, wenn ihm die Kenntniß der Sache fehlte?

Für Ihre Empfehlung nach der Schweiz, und für die Rettung meiner wahren Ehre danke ich Ihnen, noch mehr aber für den Bewegungsgrund dazu, der einzig und allein Ihre Freundſchaft ſein kann. Wenn Herr Iſelin auch ſchon an mich geſchrieben hat; ſo zweifle ich doch, daß ich ſeinen Brief ſo bald erhalten werde, weil jezt keine Briefe bei Kaſſel durchkommen.

Sehen Sie ja meine letzten zum Druck überſchickten Briefe ſcharf durch. Ich bin ſo zerſtreut geweſen, nicht von außen, ſondern von innen, als ich ſie geſchrieben. Sie können nicht begreifen, was mir wehren könnte, an Sie oft einen Brief zu ſchicken. Eine kleine Hülfe zur Begreiflichkeit! Dieſe Woche habe ich müſſen eine lateiniſche Oration halten, folglich ziemlich viel Zeit verdorben. Morgen iſt Prorektoratswechſel, dabei muß ich erſt eine lange Predigt anhören, und das To-

Deum laudamus singen, und dies ist, wie Ihnen unser N. sagen wird, ein langes Lied; sodann zwei lange lateinische Orationen anhören, mit einem Worte 5 oder 6 Stunden von meinem Leben mit aller Höllenangst eines Mörders tödten. Glauben Sie nicht, daß dergleichen Dinge auf folgende acht Tage untüchtig machen? O mein liebster Freund, was für ein Leben ist dies! andere Kindereien und Verdrießlichkeiten zu geschweigen.

Ich habe schon im Ernst gedacht, ob ich nicht noch anfange, Jura zu studiren, um künftig einmal von Universitäten ganz weg und in ein Justizkollegium zu kommen. Denn, daß ich es auf Universitäten aushalte, glaube ich nimmermehr! Stellen Sie sich vor, daß ich erst 24 Jahre alt bin, und denken Sie sich die wahrscheinliche Zeit der Lebenslänge dazu, wenn mich nicht der Verdruß, welcher stille fortnagt, durch einen schleunigern Tod eher befreit. Was sagen Sie dazu? Ich bin wirklich manchmal so unzufrieden mit mir selbst, und mit meiner Situation, daß ich die schwarzen Stunden, welche ich alsdann habe, meinem Feinde nicht gönnen will. Das höchste ist seine Versetzung nach R. —

Ich weiß jezt eben nichts weiter zu schreiben. Leben Sie wohl, lieben Sie mich, schreiben Sie frei, ohne Komplimente, schonen Sie meiner nicht, und sein Sie versichert, daß Sie Ihre Freundschaft an keinen Undankbaren verschwenden.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 2. Wintermonat 1762.

Wir leben in einer düstern, schwermüthigen Zeit. Freunde vergessen einander, Brüder kennen sich nicht mehr. Zu Was-

ser und zu Lande, vom Aufgange bis zum Niedergange ist ein Menschenwürgen. Könige gehen zu Fuß, Geldwechsler fahren mit Sechsen, Dichter belagern Festungen, und Weltweise heirathen. Alles ist in der größten Unordnung, und was das Schlimmste ist, die guten Schriftsteller nehmen überhand, und die Literaturbriefe werden loben oder verstummen müssen.

In der That, mein Freund! ich weiß nicht, was wir anfangen werden? Wielands Shakespeare, Geßners Schriften, Hagedorns Betrachtung über die Malerei, Winkelmanns herkulanische Alterthümer, Mengs über die Schönheit und den Geschmack, Weiße's Amazonenlieder und Trauerspiele. — Ist es doch, als wenn sich die Deutschen zusammen verschworen hätten, uns arme Piraten zu Schanden zu machen! Am Ende werden wir auf unsere eigenen Briefe schimpfen, und gute Nacht sagen müssen.

Wenn uns doch die Könige diesen Winter den Gefallen thun wollten, Friede zu machen; so könnten wir uns noch mit einem Scheine von Ehre aus dem Spiele ziehen, und unsern Offizier selbst lesen lassen. So lange diese aber noch im Felde stehen, müssen wir noch unsere letzten Kräfte wagen, und den Krieg fortsetzen. Zum Glück besitze ich noch einen kleinen Vorrath, und wenn die Noth an den Mann kommt, so bin ich dem Herrn R. — eine Antwort schuldig. — Doch nein! ich bin nicht Willens, mit einem Manne anzubinden, der in der That Hochachtung verdient, ob er gleich in seiner elenden Vertheidigung aus einem Professortone spricht, der ganz unausstehlich ist. Er ist so unglimpflich, mir Absichten anzudichten, mir Beschuldigungen aufzubürden, auf die ich ohne Bitterkeit nicht würde antworten können. Was ich zu

ſeinen Vertheidigungsgründen ſagen ſoll, weiß ich in der That nicht. Ich muß mich entweder entſetzlich links ausgedrückt, oder Herr R.— ſich vorgenommen haben, mich durchaus nicht zu verſtehen. Nirgends trifft er den rechten Punkt, niemals paßt ſeine Antwort auf meine Erinnerung. So könnten wir in Ewigkeit Streitſchriften wechſeln. Lieber ſoll Herr R.— Recht haben!

Ich habe Hume's Geſchichte von England geleſen. Unvergleichlich! Was mir an ihm am meiſten gefällt, iſt die Art und Weiſe, wie er Karaktere und Begebenheiten entwickelt. Sein Zweifelgeiſt hat ihm hier treffliche Dienſte geleiſtet. Er zeigt beides, die gute und ſchlechte Seite ſeiner Karaktere, die vorher beſtimmlichen und zufälligen Urſachen einer jeden Begebenheit, und ſtellt jene ſo vermiſcht, und dieſe ſo in einander geflochten vor, wie ſie in der Natur zu ſein pflegen. Ich bin allezeit mißtrauiſch gegen einen Geſchichtſchreiber, der die Karaktere unveränderlich, und Urſachen und Wirkungen ſo übereinſtimmend vorſtellt, wie in einem Romane. — Seine Schreibart iſt unvergleichlich. Sagen Sie mir doch, ob ich mich betrüge, wenn ich ihn in Anſehung des Vortrags mit dem Salluſt vergleiche. Dieſelbe abgemeſſene Kürze, dieſelbe Deutlichkeit und Energie, dieſelbe Würde in den Geſinnungen.

Nur daß er ſich mehr in philoſophiſchen Betrachtungen, als in Erzählungen zu gefallen ſcheint. Hiedurch iſt er öfters in Gefahr, den Leſer zu ermüden. Es iſt wahr, er ſetzt ihn in den Stand, von dem verwickelten Staatsintereſſe der Engländer, und von der Vermiſchung der Religions- und politiſchen Grundſätze der verſchiedenen Partheien richtig zu urtheilen; allein er kömmt gar zu oft auf dieſe Topiks zurück, und eilt über die Begebenheiten ſo flüchtig hinweg, als wenn ſie

nur sein Nebenwerk wären. — Seine Beurtheilung der Schriftsteller ist ziemlich unpartheiisch.

Herr Lessing hat geschrieben, und einen Beitrag zu den Literaturbriefen versprochen. Leben Sie wohl, mein theuerster Freund, und vergessen Sie niemals, daß zu Berlin unter der Last von tausend unangenehmen Geschäften, beim Ueberflusse an blasenden Postillionen, und beim Mangel an vielen nothwendigen Dingen, ein verheiratheter Philosoph lebt, der sich nennet ꝛc.

Abbt an Mendelssohn.

Rinteln, den 10. Wintermonat 1762.

Willkommen, liebster Freund; nach einer so langen Abwesenheit! Denn nur Ihr Stillschweigen rechne ich für eine gänzliche Abwesenheit. Ich habe wirklich die Ursachen von jenem nicht mehr ergrübeln können, weil ich wußte, daß Ihnen das Schreiben an einige Freunde, worunter ich mich rechne, Vergnügen machte, und es blieb mir nichts mehr übrig, als Baumgartens Metaphysik im psychologischen Theile nachzuschlagen.

Ich bin seit der ganzen Zeit (und sie ist lang genug, um zur Historie zu werden), wie Sie wissen, unruhig in meinem Gemüthe gewesen, und habe leider die Befriedigung noch nicht, welche nur in einer Seele wohnt, die höhere Absichten hegen kann, als sich erst einen bequemen Standort auf dieser Erde zu verschaffen.

Doch was bekümmert sich der verheirathete Philosoph in Berlin darum, der wenigstens von der Frau zu den Büchern

seine Zuflucht nehmen kann, da ich beinahe von Büchern zu einer Frau zu entfliehen mich entschlossen hätte. Sie können denken, wie häßlich die Musen in Westphalen aussehen müssen, wenn man in Versuchung kommt, ihnen eine westphälische Sterbliche vorzuziehen. In der That, in Rinteln wollen sie nur essen, und sie hassen das Schöne.

Wenn ich nicht auf Aeltern zurücksehen müßte, die bei den Söhnen das Außerordentliche nicht lieben; so wäre mein Entschluß längst gefaßt gewesen. — Winkelmann, der Conrektor zu Seehausen, während der Sonntags-Frühpredigt querfeldein, nach Dresden zu. — Sie wissen doch seine Historie. Rinteln wäre der Ort zur Parallele, nur mein angetauftes Glaubensbekenntniß würde ich nicht ändern. Was ich aber jezt noch thun werde, mag Gott wissen. Bei der jezigen Gegenwart unsers Hofes habe ich Projekte gemacht, die wohl nicht zur Ausführung kommen werden. Desiderium amicorum! Werde ich diese Worte immer mit nagender Empfindung hinsetzen müssen? Nicolai's Garten, Sonnabends um 2 Uhr der kleine Mann in der Entfernung; dann einmal umarmt, satt gesprochen, vergnügt und besser von ihm weggegangen. Sollen dieses meine Freunde nur vom Jahr 1761 von mir erzählen?

Wenn Sie mir in einer scherzenden Antithese schreiben, daß Sie manches Nothwendige entbehren; so bedenken Sie nicht, daß es Christenherzen giebt, die über den Druck einer jüdischen Tugend bluten können. Ich wollte nicht, daß Brutus Ihren Brief kurz vor seinem Ende gelesen hätte. — Sie werden den Uebergang leicht merken, — ich fange an die Historie zu hassen. Was für eine Erde? Was sollen wir zur Bestimmung der Menschen sagen? Ich glaube immer, daß

wir, nach meinem Begriffe, nichts davon wiſſen, und habe es deswegen in der Rezenſion über Süßmilchs Ordnung hingeſchrieben. Sie muß in einen viel größern Plan gehören, davon wir nichts verſtehen? Gut! das iſt bekannt. Aber was können wir nun auf der Erde davon nützen? Weiter nichts als dieſes, deucht mir, daß jeder Menſch ſein eigenes Glück durch ſeine Tugend machen müſſe, und daß ſich die Vorſicht weiter in keine Belohnungen oder Strafen miſche, als in ſo fern ſie ihren Plan durchſetzen muß. Dieſe allgemeinen Betrachtungen verſichern den Denkenden von der Wahrheit ſeines Syſtems der Glückſeligkeit, davon Andere nichts begreifen. Dies ſind wenigſtens die Gedanken, welche bei Leſung der Hiſtorie aufſteigen.

Ich bin jezt gezwungen, Hiſtorie zu leſen, und habe ſchon angefangen, Gebauers Geſchichte von Portugal nach meiner Art auszuarbeiten. Denn bis jezt halte ich ſie bloß für das Manuſkript eines gelehrten Forſchers, der nicht ſchreiben kann. Bringe ich etwas zu meiner Zufriedenheit heraus, ſo bekommen Sie es, und allenfalls auch das Publikum.

Nachdem ich mich darin etwas herausgearbeitet, und auch die Literaturbriefe verſorgt habe; ſo ſoll mich nun nichts als meine Untauglichkeit abhalten, über die Preisfrage der Akademie zu arbeiten. Ich merke aber, daß wir ganz verſchiedener Meinung ſein werden.

Ich freue mich, daß Sie mit Hume's Geſchichte ſo wohl zufrieden ſind; aber Salluſt ſcheint mir viel kürzer. Hume's Schreibart iſt auch viel periodiſcher; darin ſcheint er mir dem Livius näher. Ich denke immer, die Hiſtorie wäre noch ein Feld für die Deutſchen! — Leſen Sie auch Robertſons Geſchichte von Schottland; Sie werden mir

danken. Nur iſt der Unterſchied zwiſchen ihm und Hume, daß Robertſon oft predigt.

Von allen Ihren deutſchen Schriften, die gut ſein ſollen, habe ich noch keine geſehen, denn ich lebe in Rinteln. Von Herrn Iſelin habe ich noch keinen Brief geſehen, obgleich die Caſſelſche Poſt ſeit ein Paar Tagen offen iſt. Hier hat man eine Nachricht, daß der Friede gezeichnet ſei. Amen.

Mendelsſohn an Abbt.

Berlin, den 20. Wintermonat 1763.

Ich hatte eher Vorwürfe als Entſchuldigungen von Ihnen erwartet, denn wo ich nicht irre, bin ich Ihr Schuldner. Jedoch bei jezigen Zeiten müſſen ſchon die Gläubiger gute Worte geben, und mit Behutſamkeit mahnen. Ich verſtehe Sie; Sie ſollen befriedigt werden! ich will Ihnen ſo oft und ſo lange ſchreiben, daß Sie ſich lieber zu Berlin als zu Rinteln wünſchen ſollen, wäre es auch nur, um meiner Briefe überhoben zu ſein.

Trasymachus hieß der grimmige Sophiſt, dem Sokrates nicht würde haben antworten können, wenn er nicht zum Glücke Zeit gewonnen hätte, ihm zuerſt ins Geſicht zu ſehen. Glauben Sie aber nicht, daß meine lammsfromme Aufführung, ſo wie des Sokrates, Ironie zum Grunde gehabt habe. Ich achte den Herrn R. wirklich hoch, und möchte nicht gern im Verdacht ſein, als hätte ich dieſen ehrwürdigen Greis beleidigen wollen. Es iſt wahr, ſeine Vertheidigung iſt höchſt elend, und ſeine Aufführung ſo profeſſormäßig als möglich. Allein der Mann hat gleichwohl große

Verdienste, und die Feinde der Briefe würden zu sehr triumphirt haben, wenn sie einen R. zum Bundesgenossen bekommen hätten. — — Ihre Parallele mag also unter uns bleiben. S. C. —

Ihre Briefe über die Moserschen kleinen Schriften — — imprimantur! die Literaturbriefe ziehen einen schwachen Athem, seitdem ich ihre Wolfsart so sehr geschwächt habe. Wenn Sie ihnen nicht neuen Muth einhauchen, so bekommen sie ihre bußfertige Stunde, und sterben. In dem 16ten Bande wird so schon Alles gelobt. Sie den Justi (mirabile dictu!) N. Gesnern, Winkelmann, Weißen; ich vielleicht Wieland, Raben, und wer mir sonst unter die Hände kommen wird, nur die Fr. Karschin nicht, die ich auf den 17ten Band erspare, und schwerlich werde loben können. Wenn also die Briefe mit dem 16ten Bande ihren Geist aufgeben sollten, was würden die Leser von unserer schnellen Bekehrung denken? Nein! da sie wie ein ungestümer Achilles gelebt, so müssen sie nicht wie ein frommer Aeneas entschlafen.

Herr Iselin muß Sie einigemal verfehlt haben, denn er bedauert es in seinem letzten Schreiben sehr. Um so viel mehr freuet es mich, daß Sie ihn endlich dennoch gesprochen haben. Der Mann gefällt mir ungemein, und ich verspreche mir überaus viel Gutes von der Geschichte der Entwickelung der Menschheit, die er in dem ersten Bande der Schriften der patriotischen Gesellschaft zu liefern verspricht.

Mylord Home, der Verfasser der Elements of criticism, liefert in demselben Bande eine Abhandlung über die Grundsätze der Sittlichkeit, die sehr schön sein soll. Seine Grundsätze der Kritik sind vortrefflich, und er hat das Glück

gehabt, in Herrn Meinhard, dem Verfasser des Versuchs über die italienische Dichtkunst, einen so vortrefflichen Uebersetzer zu finden, als Batteux an Ramlern gefunden hat.

Des Herrn Bonnet Essai analytique sur l'ame habe ich nicht, wohl aber seine Considerations sur les corps organisés gelesen; zwar nur ein einziges Mal, und etwas flüchtig. Lessing, der sich eben damals einige Tage allhier aufgehalten, hat mir das Buch aus den Händen gerissen, und mit nach Breslau genommen. Die erste Durchlesung hat mich ungemein ergötzt. Ich muß sehen, wo ich seiner übrigen Schriften habhaft werden kann.

Ich komme zu Ihrer Uebersetzung von meiner Abhandlung, und werde Ihnen meine Gedanken darüber so offenherzig sagen, als Sie es von einem Freunde erwarten können. Sie haben die Pflicht eines Uebersetzers, so viel ich davon urtheilen kann, vollkommen erfüllt, aber nicht die Pflicht eines Freundes. Die metaphysischen Subtilitäten nehmen sich im Französischen so wenig aus, daß sie ihrem Verfasser unmöglich Ehre machen können. Ich verspreche mir keines einzigen Franzosen Beifall. Was mich wahrhaftig ergötzt, ist, daß die Abhandlung Ihnen nothwendig gefallen haben muß, sonst würden Sie sich, unserer Freundschaft ungeachtet, nicht so viele Mühe darum gegeben haben. Auf Ihren Beifall, mein Freund, thut sich meine Eigenliebe was rechtes zu gute, allein von einer andern Seite ist sie ziemlich gedemüthigt worden. Ich hatte mir allezeit geschmeichelt, meine Schriften müßten sich im Französischen lesen lassen, und siehe! ich hatte mich betrogen.

Genug von einer undankbaren Arbeit, bei welcher ich Ihre Mühe bedauere. Wenn Sie uns künftig etwas Gedruck-

tes zuschicken, so sei es eine eigene Ausarbeitung, oder wenn Sie übersetzen wollen, so übersetzen Sie den Tacitus, der Ihre Mühe besser belohnt. — Ihre Anmerkung über die Unvollständigkeit der Ausmessung der Kraft der Triebfedern ist vollkommen gegründet, und ich bin mit dem Gliede, das Sie zu dem Verhältnisse hinzugethan, sehr wohl zufrieden.

Ihre Abhandlung für die Akademie hatte ich kaum durchgelesen, als mir der Herr von Rohr sie abforderte. Ich werde sie von demselben abholen lassen, und zum zweiten Male mit Aufmerksamkeit lesen. Daß wir in principiis sehr von einander abgehen, werden Sie aus meiner Abhandlung ersehen haben. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich mir einbilde, gesiegt zu haben, weil die Akademie mir den Preis zuerkannt hat. Ich weiß gar wohl, daß im Kriege nicht selten der schlechtere General den Sieg davon trägt. Wir müssen den Streit unter uns ausmachen. Wenn ich Sie nicht überzeuge, so ist dieses Beweis genug, daß meine Gründe die erwünschte Evidenz nicht haben. In der That, wenn Freunde unter sich ohne Eigensinn, ohne Nebenabsichten, mit lauterm Herzen die Wege zur Wahrheit suchen, und sich nicht vereinigen können, so muß keiner von beiden auf der Landstraße sein, oder es wird um so viel wahrscheinlicher, daß überhaupt gar keine Landstraße zu derselben führe.

Ploucquets Calcul für die logischen Verrichtungen bin ich sehr begierig zu lesen. Wo findet man diesen? Ich erinnere mich, daß Baumgarten in seinen alethophilischen Briefen einen Versuch hievon gewagt, der mich nicht sonderlich erbaut hat. So lange die Mathesis intensorum nicht ausgebildet ist, verzweifle ich fast an dem guten Fortgange eines solchen Calculs.

Was dünkt Ihnen von Basedows Philalethie? oder ist Ihnen diese neue Philosophie noch gar nicht zu Gesichte gekommen?

Abbt an Mendelssohn.

Rinteln, den 11. Jenner 1764.

Obgleich die Stunde der Gespenster schon geschlagen hat, so will ich mich doch noch heute mit Ihnen unterhalten. Welche bessere Gesellschaft könnte ich auch wohl haben, als die Unterredung mit dem Freunde, den mir die Wissenschaften zugeführt haben! Diese sind mir in der That keine Ehrenbezeugungen zur Vergeltung der Zeit, die ich ihnen gewidmet, schuldig; sie haben schon alles abgetragen.

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß ich den Vorsatz, Ihnen sogleich zu antworten, nicht ausgeführt habe. Unser N. — hat mir schon zweimal gesagt, daß ich nächstens einen zweiten Brief von Ihnen erhalten würde. Ich eile, Ihnen zuvorzukommen.

Lassen Sie mich diesmal noch mit zwei Worten, aber zum letzten Male, in unsern Briefen einer Sache erwähnen, die Ihnen vom Anfange an durch meine Schuld, die ich bereue, nicht angenehm gewesen ist. Ich hoffe, und könnte es Ihnen durch zwei oder drei erhebliche Briefe beweisen, daß Ihnen Ihre Schrift unter den Franzosen nicht Schande machen wird.

Suchen Sie vom Herrn von Rohr meine Abhandlung wieder zu bekommen, und wenn Sie Weile haben, überlesen Sie dieselbe noch einmal; dann möchte ich sie wohl wieder

haben. Vielleicht schreibe ich sie lateinisch, und erweitere sie bis zu den Anmerkungen über den historischen Glauben, der vielleicht noch nirgends recht untersucht ist.

Ich habe auf's Neue als Freibeuter unserm Verleger gehuldigt. Wenn der 16te Band allzu friedliebend ist, so soll der 17te wohl zu unsern alten Rechten uns verhelfen. Ich verfahre jezt wirklich mit Meyern nicht allzu säuberlich. Ploucquet ist auch angegriffen, und Bertrams Geschichte werde ich ebenfalls nicht übertrieben loben, und Mosers Schriften vollends! —

Ich habe Ihnen außer meiner weitläuftigen Rezension, Ploucquets Schrift selbst geschickt. Sie werden vermuthlich ganz etwas anders finden, als Sie sich eingebildet haben. Ich bin boshaft genug, zu wünschen, daß es Ihnen eben so viel Mühe kosten möge, den Mann zu verstehen, als es mir gekostet hat. Ich denke, in meinen Bogen den Calculum intensorum, extensorum und qualitatum mehr auseinander gesetzt zu haben, als man gewohnt ist, sie sich zu denken.

Unser N. — macht sehr viele Bedenklichkeiten, die wenigen Bogen über Baumgartens Leben zu drucken. Wenn es der innere Werth der Schrift ist, der ihn abhält, so ist Niemand gelehriger als ich; aber hat er nicht etwa eine Nebenursache? In diesem Falle könnte es ja bei einem andern gedruckt werden. Sie, mein Freund, würden schon einige Ausbesserungen in der Schreibart machen. Denn sonst glaube ich nicht, daß bisher im Deutschen eine Lebensbeschreibung so freimüthig mit den Fehlern des Helden geschrieben worden, und eben deswegen wünschte ich, daß sie, im Gegensatze mit der Meyerschen, öffentlich erscheine.

Ihren Anmerkungen über meine Schreibart sehe ich mit

Verlangen entgegen. Ich fühle, daß sie eckig ist; aber die Feder fällt mir aus der Hand, wenn ich hier, ohne von Jemand aufgemuntert zu werden, arbeiten will, um sie abzurunden. Oft deucht es mir, daß die Ideen nicht ordentlich genug in meinem Kopfe liegen, und daß ich mir dann wie ein Schüler helfen muß, der nicht stecken bleiben will. Sie können mir am besten durch Ihr Werk der Barmherzigkeit forthelfen. Doch, anstatt von schlechten Autoren zu sprechen, lassen Sie mich einmal das hieher setzen, was ich tausendmal habe sagen wollen. Sie sind der einzige Mensch, mit dem ich über die wichtigsten Dinge, worauf endlich alles Lernen sich beziehen muß, sprechen kann und mag. Wollen Sie wohl erlauben, daß ich Ihnen meine Gedanken und Zweifel darüber vortrage, und Sie dagegen oder mit mir einstimmig höre? Unsere Briefe würden nicht bloß

Jovi congregatori nubium sacrae,

ich hoffe, daß wir einige Sachen sicher und gewiß ausmachen werden. Auch dürfen Sie nicht befürchten, daß ich meinen nächsten Brief mit einem

Heus age, responde, nimium est,
quod scire labore.
De Jove quid sentis?

anfangen werde. Mein Punkt, von dem ich ausgehen möchte, ist die Bestimmung des Menschen, über der für mich so viele Wolken liegen, und der Satz, der mir so wahr zu sein scheint, daß keine Tugend und kein Laster eine Belohnung nach diesem Leben, wenn auch die Seelen unsterblich seien, zu fodern haben; weil sich beide hier selbst belohnen, und kein sicherer Maßstab für Vergnügen und Mißvergnügen, Glück oder Unglück ist.

Vor allen Dingen wiederhole ich Ihnen feierlich, daß Sie mir aufrichtig sagen können: ich will von diesen Sachen nichts hören, noch weniger sagen, ohne daß dieses Geständniß unserm Briefwechsel den geringsten Abbruch thun werde. Es kann sein, daß Sie sich schon bis zum Ekel an diesen Materien satt gedacht haben; denn gar nicht, dies ist unmöglich.

Ich werfe mich jezt fast ganz in die neuere Geschichte, und es kostet mir sehr viel Mühe, die Hauptbegebenheiten an einen Faden im Kopfe festzubinden. Ich hoffe aber doch die Schwierigkeiten zu überwinden. Ich lese auch nebenher den Bayle; ich finde bei diesem Manne durchaus richtigen Verstand, aber auch fast durchaus ein Geschwätze, das nur durch die Nothwendigkeit, vom Bücherschreiben zu leben, erklärt werden kann. Ich bin aber in Absicht dieser meiner gegenwärtigen Bemühungen in einer andern Verlegenheit. Es ist bald Zeit, daß ich eines zu meinem Hauptgeschäfte mache: welches soll ich wählen? Sonst bin ich in Allem ein Stümper auf zeitlebens, so wie ich es jezt noch bin.

Basedows neue Philalethie habe ich so [illegible]ig gesehen, als des Lord **Home's Elements of Criticism**, ob ich gleich beides zu sehen wünschte. — Habe ich es Ihnen schon gesagt, daß, so weit ich den Dante, in Herrn Meinhards Uebersetzung und Auszug, kennen gelernt, die einzige Stelle von dem hungersterbenden Vater mir äußerst vortrefflich vorgekommen ist, alles andere aber kaum der Mühe werth? Leben Sie wohl, liebster Freund, und antworten Sie bald Ihrem Freunde, der Sie hochschäzt.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 9. Hornung 1764.

Ich stelle mir vor, wie Sie jezt auf einer Dachstube, wo Sie das Wasser hingetrieben, vor Langeweile fast umkommen, und von Zeit zu Zeit Ihre Verwünschungen, wie Vater Jupiter seine foudres de poche, zum Giebelfenster hinausschleudern, auf die ganze Natur und auf ganz Hessenland. In der That müssen Sie bei dem herandringenden Wasser in nicht geringer Angst sein, und vielleicht gar eine allgemeine Ueberschwemmung befürchten; denn der Winkel, in welchem wir sind, läßt uns, der Logik zum Trotze, allezeit auf's Ganze schließen. Eine allgemeine Ueberschwemmung! Vielleicht gar eine zwote Sündfluth! Warum nicht? die Menschen leben gottlos genug, eine verdient zu haben. Die Himmel zergehen, die Sterne werden vom Wasser weggespühlt, die Elemente durch einander gerüttelt, die ganze Natur wird untergehen, und unsre Literaturbriefe mit! —

Nicht wahr? das heißt die Figur des Unerwarteten noch etwas weiter getrieben, als Cowley. Ich wußte aber auf keine andere Weise von der Wasserfluth auf die Literaturbriefe zu kommen. Nun bin ich da!

Ich habe Ihre Rezension des Ploucquet mit vieler Aufmerksamkeit durchgelesen, und ich befürchte, Sie böse gemacht zu haben. Wenn meine Freundschaft zu dreist wird, so geben Sie ihr eine kleine Erinnerung. Ich beschwöre Sie darum! — Ich habe mir die Freiheit genommen, einige Stellen in Ihrer Rezension zu ändern. Ich bin zwar mit Ihrem Urtheile, mit allen Ihren eingestreueten Bemerkungen zufrie-

den, und alle meine Veränderungen betreffen nur Kleinigkeiten, allein es sind doch immer Veränderungen! — Unter andern schienen Sie mir seinen paradoren Satz, daß alle bejahende Propositionen identisch seien, gar zu leicht durchwischen zu lassen. Dieser Satz ist, wie Sie gar wohl bemerken, in seinem **Calculo logico** von ganz unschädlichen Folgen, aber an und für sich bedarf er noch so mancher Einschränkung, die angeführt zu werden verdient.

Wo hat aber Ploucquet seine logische Karakteristik für einen **calculum qualitatum** ausgegeben? In seiner Schrift läßt er sich diese Einbildung, so viel ich sehe, gar nicht merken. Wie können wir ihm dasjenige öffentlich zur Last legen, wozu er sich nicht öffentlich bekennt? Ich habe also die Stelle mildern müssen, wo Sie vielleicht auf mündliche Nachrichten ihm diese Einbildung zuschreiben.

Herr N.— könnte Ihr Leben Baumgartens in die Briefe einrücken. Wo er einen bequemen Platz dafür finden wird, ist die Frage. Indessen ist er weit von der Nebenabsicht entfernt, die Sie vermutheten. Er wird allezeit lieber Ihr Leben Baumgartens verlegen, als [illegible] Bruders Schreiben an seine Gemeine. Eine andere Ursache mag er allenfalls im Hinterhalte haben, die ihn abhält, dieses Leben besonders drucken zu lassen. Er sagt, er kenne die deutschen Leser zu gut. Die wenigsten halten das Leben Baumgartens für so wichtig, und unter diesen wissen die wenigsten Ihren Stil von dem Meyerschen zu unterscheiden. Sind doch sogar die Kunstrichter alle mit Meyers Leben vollkommen zufrieden. Aber der Tod Baumgartens, verdiente dieser nicht von einer freimüthigen Feder beschrieben zu werden? Melden Sie mir doch Ihre Gedanken davon.

Ohne in die geheimen Winkel Ihres Herzens eindringen zu wollen, möchte ich wissen, was Sie als Kind des Glaubens, von diesem misologischen Tode halten? Wer von den Wissenschaften mit mir spricht, ist mein Feind! dieser Ausdruck ist meines Erachtens auf keinerlei Weise zu entschuldigen. Wenn die Vernunft nicht heilig genug ist, uns in der Todesstunde Gesellschaft zu leisten, und nach unserm Erblassen die Augen zuzudrücken, warum warten wir so lange? Lieber frühzeitig die Widerspenstige aus seinem Umgange verbannt, und so gelebt, wie man zu sterben gedenkt. Wenn ich wüßte, daß mir die Todesstunde eine solche Meinung von der Vernunft beibringen könnte, den Augenblick wollte ich den ganzen Plunder, Weltweisheit genannt, von mir werfen, und mich zum Tode bereiten.

Ich sehe Ihren Anmerkungen über die Bestimmung des Menschen mit der äußersten Ungeduld entgegen, und damit unsere Freiheit zu denken desto uneingeschränkter sei, so wünschte ich, daß wir in unserm Dispute die Namen zweier griechischen Weltweisen annehmen möchten. Wir dürfen uns aber deswegen an keines System binden, und können allenfalls von dem Lehrgebäude der Neuern, so viel als nöthig sein dürfte, als bekannt voraussetzen. Auf solche Weise werden wir unsere kühnsten Zweifel, die wir öfters uns selbst nicht gerne offenbaren, auf Rechnung eines Verstorbenen ungescheut vorbringen können. Ich hoffe, daß dieser Briefwechsel für uns beide nicht ohne Nutzen sein soll.

Ihre Abhandlung werde ich von dem Herrn von Rohr abholen lassen, durchlesen, und mit der Offenherzigkeit, die mir Ihre Freundschaft zu gute hält, beurtheilen. Schicken Sie mir auch die meinige wieder, aber bei der Heiligkeit un-

serer Freundschaft beschwöre ich Sie, nicht ohne Ihre aufrichtige Meinung davon. Wo Sie mich im geringsten verschonen, so sind Sie mein Bekannter, nicht mein Freund. Die Akademie wird nunmehr die Preisschrift drucken lassen. Wenn ich mein Exemplar sammt Ihren Anmerkungen bald bekomme, so kann ich das Nöthige in einem Anhange nachholen.

Ich komme zu den Anmerkungen über Ihre Schreibart. Ich gestehe, daß diese mir nach und nach etwas Gezwungenes anzunehmen scheint, daran vielleicht bloß Ihr Genie Schuld sein mag. Sie wollen immer neu, immer gedrängt, immer edel schreiben, und werden daher zuweilen unerhört dunkel, affektirt. — Ich lese Ihr Leben Baumgartens z. E. „Der „Verlust seiner Mutter, im dritten Jahre seines Lebens, sechs „Brüder, und ein Vater, der fünf Jahre nachher bei „seinem Tode, nach dem Loose der Geistlichen, sieben erzeugte Söhne und einen ansehnlichen Büchervorrath besessen hatte, diese Umstände versperrten dem jungen „Baumgarten vortheilhafte Aussichten in das „Leben."

Ich möchte von dieser Periode sagen, was Freeport vom Lord Murray in der Schottländerin spricht: il est si bien mis, qu'il me deplait souverainément. Tausend Kleinigkeiten, die ich an derselben auszusetzen habe, machen sie mir ganz unerträglich. 1. Sechs Brüder lassen sich nicht ohne Zwang zu den Umständen zählen. 2. Viel weniger noch ein Vater. Freilich, daß sein Vater fünf Jahre nachher u. s. w. macht einen Umstand aus, aber der Vater selbst ist wohl keiner. 3. Nach dem Loose der Geistlichen — haben sie denn alle sieben Söhne, und keine Töchter? 4. erzeugte Söhne; 5. bei seinem Tode be-

ſeſſen. Warum nicht hinterlaſſen? 6. Vortheilhafte Ausſichten in das Leben verſperren, iſt an und für ſich keine ſchlechte Metapher, aber hier mißfällt ſie mir. Der Anfang einer hiſtoriſchen, einer jeden proſaiſchen Schrift muß ſo plan als möglich ſein, und nach und nach kann der Stil ſich erheben. Wenn Sie aber gar dem jungen Baumgarten Werkzeuge in den Kopf legen, ſich dieſe Ausſichten zu öffnen, ſo muß ich Ihre Kühnheit in den Metaphern bewundern. Jedoch ſie iſt nicht ſo kühn, dieſe Metapher, als ſie geſucht und weit hergeholt iſt. Die Werkzeuge, ſich Ausſichten zu öffnen, ſind Hackbeile, und dieſe hat der junge Baumgarten in ſeinem Kopfe gehabt? In der ganzen Schrift finde ich ſonſt eben nichts zu tadeln. Es ſcheint alſo, daß Sie ſich im Anfange angeſtrengt haben, gedrängt und edel zu ſein, wo es die Materie nicht zuließ, und dadurch haben Sie nothwendig dunkel und gezwungen werden müſſen.

Herr N.— ſchickt mir ſo eben den 16ten Band der Briefe. Ich will leſen und Gelegenheit ſuchen, Ihnen noch mehrere Beweiſe von meiner importunen Offenherzigkeit zu geben. O könnte ich Sie doch zur Vergeltung reizen! — Da bin ich ſchon! Sie tadeln jug (S. 90.), und (S. 92.) ſetzen Sie ſelbſt frug: weniger langweilig, franz. moins ennuyant. Wir haben im Deutſchen keinen Comparativum in minus. (S. 117.), Je mehr man uns Glieder zu Verhältniſſen u. ſ. w. Die wenigſten Leſer werden wiſſen, von was für Verhältniſſen hier die Rede iſt. „Dies iſt noch nicht alles, dergleichen Abhandlung.“ Ich finde keine rechte Verbindung zwiſchen dieſen Gedanken, (S. 119.) und dies kann ein neuer Beweis u. ſ. w. Welches? Vermuthlich,

daß Ihnen das Buch des Herrn von Justi ohne seine Schreibart gefällt? Aber wie undeutlich! — Die Anmerkung (S. 120.) ist vortrefflich, — (S. 121.) plaudern werde. So haben Sie in Ihrer Rezension des Ploucquet gesetzt, wir wollen ein wenig von dem Qualitätencalcul miteinander schwatzen. Ein so lustiges Wort mitten in einem ernsthaften Briefe schreiet entsetzlich. So will ich heute das franz. jurer ausdrücken. — (S. 129.) Handels für Handlung kann nicht gebilligt werden. (S. 130.) ist Alles richtig, aber auch sehr dunkel ausgedrückt. (S. 135.) Durch die Geschichte herunter, vorzuweisen; Alles gesucht. (S. 141.) nie was vergeblich. Klingt nicht deutsch. Etwas vergeblich, oder was Vergebliches. — Jedoch ich höre auf zu kritisiren. Ich merke, daß der Druckfehler sehr viele sind, und daß ich Ihnen leicht den Fehler des Schriftsetzers aufbürden könnte.

Alle diese Nachlässigkeiten, die wir Ihnen vorwerfen, betreffen das Aeußerliche des Stils, welcher in der That etwas eckicht ist. Aber die Ordnung Ihrer Ideen scheinet mir beneidenswerth. Wenn Sie Begriffe gesammelt haben, so scheinen sie sich gleichsam von selbst in Ihrem Kopfe zu ordnen, und jeder seinen Platz einzunehmen, ohne daß Ihnen die Ordnung neuen Schweiß auspreßt. Sie sind zum Schriftsteller gemacht!

Nunmehr stehet Herkules auf dem Scheidewege, und soll wählen. Nicht zwischen Tugend und Wollust. Diese wagt sich nicht mehr, dem Günstlinge der Weisheit ihre buhlerischen Reizungen anzubieten. Die Tugend ist ihres Sieges versichert; aber welchen Weg wird sie ihn zur Unsterblichkeit führen? Durch die Klüfte der Metaphysik, auf den blumigen Wegen der Geschichte, Moral und Politik, oder über die Anhöhen der Mathesis? Wollen Sie die Stimme eines Freundes hören, der

vom Schicksal zurückgehalten, Ihnen nicht folgen, nur von fern nachrufen kann; so wählen Sie die Philosophie des Menschen.

The proper Study of mankind is man.

Der Mensch, seine Kräfte und seine Fähigkeiten, Sitten, Rechte und Obliegenheiten bilden ein unermeßliches Meer von Erkenntnissen. Wer sich ohne das Steuer einer gesunden Metaphysik auf dieses Meer wagt, der scheitert. Sie haben metaphysische Einsichten genug, diese Fahrt anzutreten, und was noch mehr ist, Ihr Genie hat sich von dieser Seite schon mit Vortheil gezeigt.

Aber wie? gehet meine Unbesonnenheit nicht zu weit? Ich wage in Ihren geheimsten Busenangelegenheiten mich zum Rathgeber aufzuwerfen? Sie müssen heute über meine Dreistigkeit lachen, oder sich verwundern. Zum Glück habe ich nur noch einen halben Bogen angelegt, und dieser ist beschrieben. Wer weiß, was die Laune, in welcher ich mich heute befinde, noch gewagt hätte? Leben Sie wohl, mein bester Freund! und lieben Sie mich.

Orakel, die Bestimmung des Menschen betreffend, an Abbt.

Deinen Standort hienieden suchst du, o Mensch, und deine Bestimmung? Befrage beides, Vernunft und Erfahrung. Erforsche dein Geschlecht, die Menschen, was sie sein sollten, was sie sind. Betrachte den Wilden und den Gesitteten, den König, den Bettler, den Weltweisen, den Hofschranzen, Abauzit, Voltairen, dich und den Grönländer in seiner schmu-

tigen Hütte. Alle machen Anspruch auf dieselbe Bestimmung. Wenn du die Stimmen gesammelt hast, so setze dich in den Schatten des sokratischen Ahorns und vergleiche!

Jene Krieger, die in ihrem friedsamen Lager Muße hatten, der Absicht ihres Soldherrn nachzudenken; sollten sie diese nicht aus den täglichen Verrichtungen, zu welchen sie angehalten worden, errathen können? Sind es Kriegsübungen, so fürchtet der Herr seine Nachbarn, oder gehet selbst auf Eroberungen aus. Müssen aber auf Befehl am Ufer des Meeres Muscheln gesammelt werden, so wird ein Naturalienkabinet angelegt. — Leichter und sicherer wird ihre Vermuthung, wenn ihnen die Gemüthsart ihres Soldherrn nicht ganz unbekannt ist.

Deine Verrichtungen hienieden, o Mensch! sind dir diese unbekannt? Das unermeßliche Weltall erfüllt die Absichten Gottes. Die gesammte Natur bezeichnet die Gedanken des Allmächtigen, aber durch Zeichen, die die Sachen selbst sind. Jede neue Gestalt, die sie annimmt, ist ein Gedanke des Unendlichen, der in Erfüllung kömmt. Das Thier bewegt sich und fühlet, wie es die Absichten Gottes erfodern, und der Mensch kann durch keinen Eigensinn verhindern, daß seine Ausschweifungen selbst nicht zu den nemlichen Absichten übereinstimmen. Sein Trotz, seine Blindheit selbst löset sich durch die wunderbarsten Gänge in die Harmonie auf, erfüllet die Absichten des Allerhöchsten. Dieses ist die allgemeine Bestimmung aller Geschöpfe und auch deine.

Aber du besitzest auch etwas Eigenthümliches, wodurch du Mensch bist. Du kannst durch Uebung vollkommener werden, und du wirst es. Dein Leben ist eine beständige Bemühung, die in dir eingewickelten Fähigkeiten abzuwinden. Deine Kräfte arbeiten unaufhörlich an ihrer eigenen Verbesse-

rung. Du magst als Säugling, oder als Greis sterben, so gehest du allezeit ausgebildeter von hinnen, als du hergekommen bist. Und der Weg vom Embryo zum lallenden Kinde ist vielleicht größer, als der vom Schulknaben zum Newton.

Ohne Bücher, ohne Schulen und ohne Gesetze bringen die Grönländer ihren ewigen Winter in Eintracht und häuslichen Vergnügungen zu, und sprechen von den gesitteten Kolonisten, die sich zanken und raufen: Diese Leute vergessen gar oft, daß sie Menschen sind. Die Menschen mögen vom Brode, von Seefischen oder von Wurzeln leben, sie erwerben alle auf Erden einen unermeßlichen Schatz von Begriffen, Urtheilen, Empfindungen und vernünftiger Erkenntniß. Der Wilde, der einen Baum betrachtet, und sich einen deutlichen Begriff davon bildet, empfindet, trennt, vergleicht, überlegt, urtheilt; übet alle seine Seelenkräfte, und verbessert sie.

Aufruhr, Menschenschlachten, Verfolgung, Unsinn und Schandthaten verhindern nicht, daß alle, die darin umkommen oder umbringen, Sittlichkeit und vernünftige Erkenntniß auf Erden erworben hätten. Sehr wenig, sprichst du; weißt du denn, o Mensch, wie viel zu einem vernünftigen Begriffe gehört? Vom dunkeln Fühlen im Mutterleibe bis zum geistigen Begreifen, was für ein Schwung! der scheint dir leicht?

Die eigentliche Bestimmung des Menschen hienieden, die der Thor und der Weise, aber in ungleichem Maße, erfüllen, ist also die Ausbildung der Seelenfähigkeiten nach göttlichen Absichten; denn hierauf zielen alle seine Verrichtungen auf Erden.

Sind seine Seelenkräfte eines unaufhörlichen Wachsthums fähig? — Ja, aber sie müssen in gehörigem Ebenmaße un-

ter sich und mit den sinnlichen Gliedmaßen bleiben. Wer diese Proportion aus den Augen läßt, und sein Gedächtniß zum Uebermaß verbessert, muß der nicht gar bald sich allzu lebhaft erinnern, und wahnwitzig werden?

Der Karakter deines Soldherrn? — O! der Liebenswerthe, der Anbetenswerthe erscheint dir in einem Lichte, das heller ist, als die Sonne im heißen Mittage. Seine Weisheit und seine Gütigkeit! — — Dieser allerweiseste Wohlthäter hat uns hieher geschickt, unsere Kräfte durch beständige Uebungen zu verbessern. Daß dieses sein Wille sei, lehrt uns die Natur unserer Begierden, Wünsche, Leidenschaften; lehrt uns unser Wohlgefallen, Mißfallen, Geschmack, Eigensinn, und unsere Eitelkeit selbst. Der ungebildete Mensch empfindet die Kraft aller dieser Triebfedern, ohne sie in Worten ausdrücken zu können. Der Ausgebildete vernünftelt darüber, und ist desto glückseliger, je genauer sein freier Wille mit der wahren Bestimmung seiner Naturtriebe, mit den Absichten Gottes übereinstimmt.

Hat dieser Wohlthäter noch andere Absichten mit uns, als die wir auf Erden erfüllen? — Keine Substanz wird vernichtet, und so lange sie da ist, erfüllt sie die Absichten ihres Erhalters.

Hängt unser zukünftiger Zustand mit dem gegenwärtigen zusammen? So vollkommen, als die Reihe der Absichten Gottes, als die Gründe einer langen Demonstration. Keine der folgenden kann ohne alle vorhergehende bestehen. Die Blüthe, die ein Nordwind herabwirft, das Saamenkörnlein, so nicht zum Gedeihen kömmt, zerstieben, werden aufgelöst, ihre Theile nehmen eine andere Bildung an, und erfüllen in ihrer neuern Organisation Absichten Gottes. Würden sie es thun, wenn

jene nicht vorher Blüthe, dieſes Saamenkörnlein geweſen wäre? — Die Abſichten Gottes gehen, wie die Schlußfolgen einer richtigen Demonſtration, allezeit den nächſten Weg zum Ziele.

Auch dort, o Menſch! auch dort wirſt du der Gottheit dienen, und du würdeſt ihr nicht dienen können, wenn ſie dich hienieden nicht deine Kräfte hätte ausbilden laſſen; ſo wenig als du hienieden hätteſt Menſch ſein können, wenn deine Grundbildung nicht in dem Blute deines Vaters wäre zubereitet worden.

In der göttlichen Ordnung herrſcht Einheit des Endzwecks. Alle untergeordnete Endzwecke ſind zugleich Mittel; alle Mittel ſind zugleich Endzwecke. Denke nicht, dieſes Leben ſei bloß Vorbereitung, das künftige bloß Endzweck. Beide ſind Mittel, beide ſind Endzwecke. Mit gleichen Schritten gehen die Abſichten Gottes und die Veränderungen einer jeden Subſtanz ins Unermeßliche fort.

O Geiſt des großen Leibnitz, der du die Zweifel des Vielſchreibers und die Geſpenſter ſeiner Foliobogen durch unanſehnliche Oktavſeiten, wie die Morgenſonne die Schatten zerſtiebeſt, ich fühle das Säuſeln deiner Gegenwart! Komm, führe mich in den Saal des ewigen Schickſals. Zeige mir die unvollendeten Myriaden möglicher Welten und die vollendete Eine, auf daß ich ſehe, wozu die Geiſter in jenen hätten beſtimmt ſein können, in dieſer ſind! — Und du, mitternächtlicher Beſchwörer Baylens, mit dem Zauberſtabe in der Hand, folge unſern Tritten! Dort winkt uns die blauäugige Tochter Jupiters. Siehe! die Thore öffnen ſich freiwillig. Wir ſtaunen und weichen zurück. Leibnitz tritt näher, und die Göttin ſpricht:

„Wisset, unsterbliche Menschenkinder! in allen möglichen „Verbindungen der Dinge habt ihr mit dem gesammten Gei„sterreiche einerlei Schicksal. Die unterste Stufe einer jeden „Gattung hat mit der obersten eine ähnliche Bestimmung. „Seid nicht verächtlich in euren Augen, ob ihr gleich nur „Würmer auf einem Stäublein seid, das im unermeßlichen „Weltall herumschwimmt. Als Glieder des Geisterreichs, als „Bürger im Staate Gottes gehört ihr zum herrlichsten Theile „der Schöpfung. Was euch wiederfährt, wiederfährt auf eine „ähnliche Weise dem gesammten Geisterreiche.

„Als mein Vater beschloß, eine Welt werden zu lassen; „suchten wir in diesem Saale, ich und Apollo, auf seinen „allmächtigen Wink, den seiner Majestät würdigsten Plan auf.

„Hier diese unförmliche Gestalt ward verworfen. In ihr „sollte das Interesse der Geisterwelt andern Absichten aufgeopfert „werden. Keine höhere Ordnung kann der niedrigern weichen.

„In jener dort sollten die Geisterkräfte allmählig abneh„men. Wir gingen vorbei.

„Es fand sich eine, in welcher sie zwar eine Zeitlang „zunehmen, aber auf einmal alles Erworbene wieder verlie„ren sollten. — Die Arbeit des Sisyphus! Nichts ist ohne „Früchte verloren. Das Böse nicht, und das Gute sollte es „sein?

„Ob die Geister in jedem neuen Zustande die Erinnerung „des vorigen behalten sollten, waren wir etwas unschlüssig. „Jedoch nicht lange; wir fanden, daß der Uebergang von nie„driger Erkenntniß zur höhern natürlicher Weise die Erin„nerung mit sich führe. Nur in wenigen Fällen kann sie „verhindert werden.

„Wir sahen ferner, daß diese Erinnerung auf die mo-

„ralische Vollkommenheit der Geister von unendlichem Nutzen „sein würde. Durch sie allein konnte der strengsten Gerech„tigkeit Genüge geschehen; durch sie allein dem Menschen in „einem zweiten Leben sich auflösen, was im ersten verschlun„gen schien.

„Tritt näher, mein Sohn! fuhr sie fort, der du schon „wieder deinen Zauberkreis zu ziehen drohest. Du meinest, es „sei in keiner Ordnung etwas verrückt. Alles sei wohl einge„richtet, und bedürfe keiner fernern Entwickelung. Gut! so ist „denn dieses selbst eine Entwickelung, daß du in jenem Leben „erfahren wirst, wie Alles wohl eingerichtet sei, wie Ver„schiedenes nur verrückt schien, nicht war. Mein Vater soll „von jedem Geiste erkannt, von jedem Geiste gerechtfertigt werden.

„Bedenke auch dieses, mein Sohn! Du kennst den So„krates, meinen Liebling. Gesetzt, dieser glückselige Geist „habe nie eine andere Belohnung verlangt, als die aus der „Tugend selbst entspringt. Für ihn also war hienieden nichts „verschlungen, denn seine Seele dürstet nicht nach Rache. „Wie stand es aber um seine Verfolger? War auch hier „nichts, das einer Auflösung bedurfte? Sollten die Unglückseli„gen niemals erfahren, daß es böse sei, die Unschuld zu ver„folgen, die Tugend in Fesseln zu schlagen, den Aberglau„ben zu befördern, und alle Rechtschaffenheit aus der Republik „zu verbannen? Sollten ihre Seelen ewig so verstümmelt „bleiben?

„Du siehst also, mein Sohn, daß in der moralischen Welt „nicht alles an seiner Stelle sein würde, wenn jenes Leben „nicht das Räthsel auflösen sollte. Allein auch in der physi„schen Welt scheint dein stoischer Felsensinn dich zu hinterge„hen. Empört sich nicht deine ganze Natur, wenn alle diese

„Gräuel der Lasterhaften, so wie das Leiden der Tugend wie „ein Traum dahin fahren sollte? Ist alles wohl und gerecht, „wenn ein unschuldiger Verfolgter auf den Leichnamen seiner „Söhne verhungert, um nicht mehr zu sein? Wie aber, wenn „er noch sein, und sich der Prüfung mit Vergnügen erinnern „wird? — O göttliche Beruhigung!

„Du tadelst diesen unwiderstehlichen Wunsch, diese Sehn„sucht nach der Erfüllung der Gerechtigkeit? Du vergleichst sie „mit der Rachbegierde des Pöbels? Mein Sohn! die aller„verderbtesten Neigungen müssen eine natürliche Grundlage „haben, die gut, und der Seele von dem Schöpfer einge„pflanzt ist. So wenig eine willkührliche Bewegung, wo keine „Muskel ist, durch Uebung und Gewohnheit hervorgebracht „werden kann, eben so wenig kann eine künstliche Neigung „erzeugt werden, wo keine natürliche zum Grunde liegt. — „Die Rachbegierde des niedrigsten Pöbels hat in diesem Falle „die Neigung zum Grunde, die moralische Bosheit durch „physisches Uebel zur Erkenntniß gebracht zu sehen. Durch „Gewohnheit, Umgang und Erziehung kann sie in unedle „Rachsucht ausarten; aber du mußt sie darum nicht ganz „verkennen."

Sie hatte geredet, schenkte uns noch einen göttlichen Blick, und verschwand. — Nunmehr, mein Freund! finde ich mich stark genug, alle Ihre Zweifel, wie Elias die falschen Propheten, abzuschlachten.

1) Welches ist die Bestimmung des Menschen?

Antwort. In dem Zustande vernünftiger Erkenntniß die Absichten Gottes zu erfüllen, fortzudauern, vollkommener zu werden, und in dieser Vollkommenheit glücklich zu sein.

2) Worin ſollen die Tauſende ihre Beſtimmung ſetzen, die ſie durch's Denken nicht erforſchen können?

Antwort. Sie bleiben ihr treu, ohne darüber zu grübeln. Erfüllen die Weltkörper nicht ihre Beſtimmung, ohne ſie zu wiſſen? Der Unendliche hat nicht einmal die Stillung des Hungers auf unſere Vernunft ankommen laſſen, geſchweige die Erfüllung ſeiner Hauptendzwecke.

3) Es ſterben Säuglinge?

Antwort. Nicht ohne irgend eine Fertigkeit ihrer Seele ausgebildet zu haben, wäre es auch nur das Vermögen zu fühlen, das die Geburt im Mutterleibe ſchon übt. Was für Veränderungen (ich erſtaune, wenn ich ſie überdenke), bevor ein Saamenthierlein in ſeiner neuen Bildung Hunger, Wärme und Näſſe fühlen lernt? Und Sie wollen, daß es dadurch nicht tüchtiger werden könnte, die Abſichten ſeines Schöpfers zu erfüllen? Jedes Saamenkörnlein, das nicht zur Befruchtung kömmt, muß gleichwohl durch dieſe Bildung tüchtiger geworden ſein, in der darauf folgenden Organiſation die Abſichten Gottes zu erfüllen.

4) Woher kömmt es, daß ſo viele tauſend Fähigkeiten hier auf Erden nicht einmal zu dem mäßigen, hier möglichen Grade der Entwickelung kommen? —

Antwort. — Hier möglichen? Ohne oder mit Vernachläſſigung weit wichtigerer Abſichten? Getrauen Sie ſich hierauf zu antworten? — — Und woher es kömmt? Daher, daß viele tauſend Fähigkeiten in der allgemeinen Anordnung die göttlichen Abſichten in einem andern Zuſtande erfüllen konnten, ohne die ganze, hier mögliche, Reihe der Ausbildung durchzuwandern.

5) Warum aber nur einige? Warum nicht alle? —

Antwort. So kann Jemand leugnen, daß alle Stücke einer Uhr zu einer einzigen Absicht übereinstimmen. Dieses Rad läuft schnell, jenes langsam, ein drittes giebt fast gar kein Zeichen einiger Bewegung von sich. Warum liefen sie nicht alle gleich schnell, oder gleich langsam, wenn sie eine gemeinschaftliche Absicht verbände? — So ist es! — Die Einheit der Absicht erfodert Mannigfaltigkeit in den Bestimmungen der Theile.

6) Die Thiere — o lassen Sie diese armen Geschöpfe immer heranklettern, ich Mensch schäme mich ihrer keineswegs.

Wo ist nunmehr das ganze Heer von Zweifeln, das Sie wider Herrn Spalding zu Felde geschickt haben? Keiner soll meinen Händen entwischen. Wo sind sie? — Verschwunden, sobald sie Ihre Helden haben fallen sehen, und ihre Fahne, der flatternde Foliobogen, schmückt meinen Triumph. —

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 1. Mai 1764.

Einige häusliche Zufälle haben mich zeither so erschüttert, daß ich zu meiner angenehmsten Beschäftigung, an meine Freunde zu schreiben, nicht einmal Lust hatte. Der Tod hat an meine Hütte gepocht, und mir ein Kind geraubt, das nur eilf unschuldige Monate, aber diese Gott Lob! munter und unter hoffnungsvollen Versprechungen, auf Erden gelebt hat. — Mein Freund! die Unschuldige hat die eilf Monate nicht vergebens gelebt. Ihr Geist hat in dieser kurzen Zeit ganz erstaunliche

Progreſſen gemacht. Von einem Thierchen, das weint und ſchläft, iſt ſie der Keim eines vernünftigen Geſchöpfs geworden. Wie die Spitzen des jungen Graſes im Frühlinge durch den harten Erdboden dringen, ſo ſahe man bei ihr die erſten Leidenſchaften anbrechen. Sie zeigte Mitleiden, Haß, Liebe, Bewunderung, verſtand die Sprache des redenden Menſchen, und war bemüht, ihre Gedanken Andern zu erkennen zu geben. Iſt von allem dieſem keine Spur mehr in der ganzen Natur anzutreffen?

Sie werden über meine Einfalt lachen, und in dieſem Raiſonnement die Schwachheit eines Menſchen erkennen, der Troſt ſucht, und ihn nirgends findet, als in ſeiner Einbildung. Es kann ſein, ich beſitze Eigenliebe genug, eine jede Lehre zu adoptiren, die meine Gemüthsruhe befördert, ohne meinen Fehlern zu ſchmeicheln. Ich kann nicht glauben, daß uns Gott auf ſeine Erde, etwa wie den Schaum auf die Welle geſetzt hat; und da ich in der entgegengeſetzten Meinung weniger Ungereimtheit und mehr Troſt finde, ſo umarme ich ſie, und erwarte feſten Fußes den grauſamen Feind, der ſie mir entreißen will. Laſſen Sie ſich indeſſen nicht abhalten, beſter Freund, mir alle Ihre Zweifel zu erkennen zu geben. Ich habe die größte Hoffnung, Sie noch zur Uebergabe zu nöthigen, und nehme Ihr längeres Stillſchweigen für ein Geſtändniß auf. Schicken Sie mir aber mein voriges Schreiben mit, damit ich weiß, was ich Ihnen geſchrieben habe.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 20. Hrumonat 1764.

Ich weiß nicht, ob Herr N. morgen schreiben wird. Thut er es, so ist dieser Brief vergeblich; denn ich habe Ihnen weiter nichts zu schreiben, als daß die **Recherches** gedruckt werden sollen. Wenn Ihr gar zu freundschaftliches Urtheil von meinem Karakter aus dem Vorberichte wegbleiben könnte, so wäre es vielleicht besser. Viele Leser wissen gar genau, in welcher Verbindung ich mit Ihnen stehe. Jedoch das will Herr N. — nicht.

Sie haben Herrn *** gesprochen. Hui! daß er Ihnen auch den Salomo von Klopstock angepriesen hat! Man sagt, daß er es für ein tragisches Meisterstück halte. Andere wissen nur dieses auszusetzen, daß der Dichter bei seinen Lesern oder Zuschauern (si Diis placet) gar zu viel voraussetzt; ob zu viel, weiß ich nicht, aber gewiß mehr, als ich weiß. Ich habe mich gemartert, dieses Stück zu verstehen. Vergebens. Ich schmeichle mir, Stücke des Sophokles leichter verstehen zu können.

Was die Bestimmung meiner Landsleute sein wird, fragen Sie? — welcher Landsleute? der Dessauer? oder der Bürger zu Jerusalem? — erklären Sie sich deutlicher, und sodann werde ich Ihnen mit dem Pankratius beim Moliere antworten: **Je m'en lave les mains. Je n'en sais rien. Il en sera ce qu'il en pourra. Selon les Avantures.** Was mein System nicht beunruhigt, das macht auch mir keinen Kummer. Pompadour, Brühl, die Jesuiten, Glaubensrichter, Seeräuber, Tyrannen, Giftmischer und Lan-

desverräther, was thut das? Mit dem Kaltsinne eines deutschen Metaphysikers hülle ich mich in meinen kahlen Mantel, und sage wie Pangloß: dieſe Welt iſt die beſte!

Ich wiederhole meine schon so oft vorgebrachte Ausflucht: wenn es gleich nicht allemal nöthig iſt, daß ich die Ausübung der Gerechtigkeit mit Augen sehe, so will doch sehr nöthig sein, daß solche in Erfüllung komme, und (welches in meinen Augen ein wichtiger Grund iſt,) daß die Seelen der Gottlosen nicht so verstimmelt bleiben mögen, als sie sehr oft von hinnen gehen. Von der bloßen genugthuenden Gerechtigkeit halte ich, die Wahrheit zu gestehen, gar wenig. Alle Züchtigung hat Besserung zum Endzwecke, und in den göttlichen Gerichten allezeit Besserung des zu züchtigenden Subjekts. Dieſe Besserung kann niemals ganz ausbleiben, muß dereinſt erfolgen. — Hieraus läßt ſich unſere Beſtimmung ſchließen!

Jedoch der Sabbath geht an. Leben Sie wohl, mein beſter Freund!

Mendelsſohn an Abbt.

Ich habe mir die Ode des Horaz, die ſich wie der Spaziergang der Madam Karſchin ſoll abſtreifen laſſen, in deutſche Proſa überſetzt, um die Vergleichung deſto beſſer anſtellen zu können. Hier iſt ſie:

„Siehe tiefen Schnee den glänzenden Sokrate bedecken. „Belaſtete Wälder ſinken unter ihrer Bürde, und vom ſcharfen Froſt erſtarren die Flüſſe. Zerlaß die Kälte, bedecke den „Feuerheerd reichlich mit Brennholz, und hole in ſabiniſchen „Flaſchen, o Thaliarchus! nicht ſparſam, vierjährigen

„Wein. Alles Uebrige stelle den Göttern anheim. Sobald die „aufbrausenden Meere den Kampf der Winde gestillt, schwan„ken Cypressen, schwanken bejahrte Buchen nicht mehr. For„sche nicht heute, was morgen geschehen wird. Welchen Tag „das Glück dir schenkt, rechne zum Gewinnste. Noch jung „besuche die Chöre der Tänzer, so lange noch kein mürrisches „Grau das frische Haupthaar befleckt. Des Mavors Kampf„platz geziemet dir jezt, und der freie Markt, und am Abend „leises Flüstern zur abgeredeten Stunde."

Nun setzen Sie Ihr Messer an, und skeletiren dieses herrliche Gewächs. Die festen Theile werden gleichwohl auf das allergenaueste zusammen passen. — Das Wetter ist unfreundlich, mein Freund! Mache dir zu Hause ein Vergnügen. Geneuß der gegenwärtigen Zeit, und denke nicht immer ans Künftige. Du bist ja noch jung! Musen, Tänze, Leibesübung, und Scherze sind für junge Leute die artigste Beschäftigung. — Der Beschreibung des Winters hat der Dichter nur wenige Zeilen gewidmet. Das Uebrige folgt so bündig auf einander, daß ich dieses Gedicht zu den Lehroden zählen möchte.

Wo finden Sie hier das Topische? Solche Gedanken, die weiter keine Verbindung haben, als daß sie an einem Orte neben einander sind gesehen worden? Wenn Ihr Werk vom Verdienste schon lange bekannt gewesen wäre, hätte ich in der Rezension der Karschischen Oden sagen können, die Ode könne ihren Anfang von einer Sensation nehmen, sodann aber müsse nichts als Sentiment folgen. Sie sei eine Reihe von Sentiments, die aus einer Sensation entspringen. Diese Sentiments sind, wie der Verfasser der Abhandlung vom Verdienste mir leicht zugeben wird, nach dem Gesetze der lebhaften Einbildungskraft verbunden. Hingegen können ver-

ſchiedene Senſationen nicht anders als entweder topiſch oder chroniſch verbunden ſein. Beides ſtreitet mit dem Weſen der Ode, und die einzelnen Bilder, die die Dichterin auf dem Walle zu Magdeburg geſehen hat, haben doch wahrhaftig keine andere Verbindung, als daß ſie neben einander ſind geſehen worden. Sobald der Odendichter von einer Senſation lebhaft gerührt wird; ſo kehrt er in ſich, ſieht und hört nichts mehr, empfindet nur, denkt nur, bis das volle Herz in Worte ausbricht. Er ſpricht, aber noch mit abweſenden Sinnen, wie ein vernünftiger Träumer. Jede ſinnliche Empfindung, die ſtark genug iſt, den Träumer zu wecken, verjagt ſeine angenehmſten Träume. Jedes Gefühl (Senſation), das lebhaft genug iſt, tödtet die Empfindung (Sentiment), macht, daß die Ode plötzlich ſchließen muß. Ohne den Horaz in dieſer Abſicht durchgegangen zu ſein, unterſtände ich mich zu wetten, daß keine von ſeinen Oden mehr als eine ſinnliche Empfindung enthält. Doch genug von der Ode!

Sie ſehen, daß ich mich nicht unterſtehe, Ihnen das Wort Empfund nachzuſprechen. Sie haben es aus dem Supino empfunden gebildet, und ich wüßte nur das einzige Wort Fund, das vielleicht aus dem Supino gebildet ſein mag, wo nicht gar hier das Zeitwort aus dem Nennworte gebildet worden. Gefühl bedeutet facultatem, alſo bleibt Fühlung, oder Empfindniß noch für den actum übrig. Empfindniß klingt ſeltſam, Fühlung iſt ein altes Wort, das hervorgeſucht zu werden verdient, daher haben wir (Herr N.— und ich, nachdem wir Herrn Ramler gefragt,) es Ihnen ſtatt des Empfund empfohlen. Herr N.— hat Ihnen einen guten Grund angeführt, warum ſich Fühlung beſſer für Senſation ſchicke, als für Sentiment. Ich glau-

de, daß er nicht Unrecht hat. Jedermann weiß, wie unterschieden es z. B. ist, einen Kuß fühlen, oder empfinden. Die schöne Natur sehen, hören, fühlen, oder empfinden. Sie könnten also gar füglich Fühlung für Sensation, und Empfindung für Sentiment setzen, denn Empfund kann unmöglich bleiben.

Und nunmehr machen Sie sich gefaßt, mein Freund! sehr unangenehme Wahrheiten zu hören. Ihr Werk vom Verdienste enthält sehr gute Sachen, in einer sehr guten Ordnung, aber in der unerträglichsten Schreibart von der Welt. Ich habe es zweimal mit wahrem Vergnügen über den Inhalt und den Vortrag, aber mit so viel Verdruß über die seltsame Affektion der Schreibart durchgelesen, daß ich sehr oft mit Unwillen die Bogen aus der Hand werfen, und mich zerstreuen mußte. Um des Himmels willen! verunzieren Sie das schöne Werk nicht durch den eitlen Kützel, Alles selbst zu schaffen, nichts einem Andern schuldig zu sein, auch nicht einmal Worte und Redensarten. Ich habe das Werk nicht mehr zur Hand, denn nachdem ich es mit Aufmerksamkeit, wie gesagt, zweimal durchgelesen, und meine Zeichen auf den Rand gesetzt, habe ich es unserm N.— gegeben, der seine Anmerkungen hinzuthun wird. Ich kann Ihnen also heute nur wenige Beispiele anführen, so viel ich mich nemlich, ohne das Buch da zu haben, erinnern kann. Fürs erste wagen Sie allzuviel neue Wörter, die kein Mensch vor Ihnen gesagt hat, Ausgebohren, Ankindern, Vernämlichung, gleichalterig u. a. m. die noch dazu zum Theil der Analogie zum Trotze erfunden sind. Ein neues Wort erfinden, heißt über Mangel klagen, und wer so oft über Mangel klagt, macht sich verdächtig, wenn er nicht beweist, daß er das Vermö-

gen gut gebraucht hat. Der Proſaiſt kann bei Erfindung neuer Wörter nicht behutſam genug ſein. Der Sinn muß ohne ſein erfundenes Wort nicht anders als durch eine etwas lange Umſchreibung gegeben werden können. Wenn ſie kurz iſt, ſo ziehe ich ſie dem neuen Worte vor; ich höre lieber Knaben ſeines Alters, als gleich alterige Knaben; lieber an Kindes Statt annehmen, als ankindern. Um gedrängt zu ſchreiben, muß die Sprache nicht verſtümmelt werden. Hingegen für respondere, entſprechen, allenfalls Vervollkommnung, für die Aktion des Vollkommenmachens ließe ich gelten. Ferner muß die Analogie den Sinn ſo deutlich anzeigen, daß der Leſer das Wort verſtehet, ſobald er es ſieht. Iſt dieſes nicht, ſo muß er dazu vorbereitet werden. Der Schriftſteller muß ihm die Sache ſo lange vorhalten, von ſo verſchiedenen Seiten zeigen, bis er ſelbſt ſich nach einem Namen umſieht, und wenn er keinen finden kann, froh iſt, daß ihm der Schriftſteller einen von ſeiner Erfindung anbietet. — Jedoch bin ich nicht ein Thor, daß ich Ihnen Regeln herſchreibe? Die Theorie iſt Ihnen bekannt, aber Sie begehen praktiſche Sünden. — Als ich Muſik lernen wollte, und im Spielen ſehr oft wider den Takt ſündigte, ſagte mein kluger Meiſter: mein Gott! wiſſen Sie denn nicht, daß $\frac{2}{4}$ ſo viel ſind als $\frac{12}{16}$? Prägen Sie ſich doch das ein! $\frac{1}{4}$, $\frac{2}{8}$, $\frac{12}{16}$. — Der gute Mann! theoretiſch wußte ich es ſo gut, und wohl noch beſſer als er.

Ferner lieben Sie allzuſehr Metaphern, und je ungewöhnlicher ſie ſind, deſto willkommener ſcheinen ſie Ihnen zu ſein. Das Schlimmſte iſt, daß Sie die gewöhnlichſten Dinge mit ungewöhnlichen Metaphern ſagen. Die Erfahrung ſtempelt einen Satz zur Wahrheit, einen gewiſſen

Punkt in der Rechnung durchfallen lassen, die Grade des Verdienstes aufschwellen und verdünnen. Sehr oft sogar niedrige Metaphern: unter die Nase reiben; Gott, der bis auf die Nieren heruntergreift, und die Zollbedienten der Seele, die die geheimen Kisten der Religion aufschlagen. — Doch diese gehört zu den ausgeführten Metaphern, oder Allegorien, davon viele in Ihrem Werke ganz unerträglich sind. Z. B. der Landrath, der einen Prozeß auszumachen hat.

Und Ihre Gleichnisse? wozu in einer prosaischen Schrift so viele, die doch fast alle nichts erläutern? Einige schleppen hinter sehr nachdrücklichen Stellen her, und benehmen ihnen die Kraft, andere sind fast possirlich, und noch andere scheinen nur da zu stehen, um den Verfasser der Mühe zu überheben, sich deutlich zu erklären. Ich bin so kühn, so verwegen möchte ich fast sagen, gewesen, viele derselben durchzustreichen, andere durch einen kleinen Pinselstrich etwas zu veredeln. Z. B. Wie Seife an der Sonne, so wird unser Herz von den Leidenschaften verhärtet. Dafür habe ich gesetzt: wie Thon in der Sonnenglut, so wird unser Herz von dem Feuer der Leidenschaft gehärtet. Sie haben mir die Erlaubniß zu solchen Veränderungen gegeben, und ich weiß, daß Sie mit Ihrem Freunde keine Komplimente machen. Allein die wesentlichsten, diejenigen, welche die Stelle deutlicher Erklärungen vertreten sollen, kann Niemand als der Urheber umbilden. Sie müssen alle zum zweiten Male durch seine Hand gehen.

Ihre Schrift soll die Ehre der deutschen Prosa retten, soll großen Herren beweisen, daß auch Deutsche, die gründlich denken, mit Geschmack schreiben können, und sie kann dieses alles

wenn sie noch einmal polirt wird. Ein Vierteljahr, um das sie später erscheint, verlängert ihr Leben um 100 Jahre.

Wir haben also beschlossen, Ihnen die Schrift sammt unsern Anmerkungen wieder zuzuschicken. Vor der Ostermesse kann sie ohnedem nicht bekannt werden, und unterdessen können Sie sich wohl Zeit nehmen, mit der Feile in der Hand, unsere Vorschläge in Erwägung zu ziehen, und Ihrem Werke die letzte Vollkommenheit zu geben. So wie es jezt ist, kann es Ihnen nur bei solchen Lesern Ehre bringen, die den innern Werth vom äußern Anscheine zu unterscheiden wissen, und ich wette, Sie haben es gar nicht in dieser Absicht geschrieben. Sie haben vielmehr auch der großen Welt gefallen wollen.

Ich mache keine Entschuldigung für die Art, mit welcher ich Ihnen diese verdrießlichen Wahrheiten sage. Wenn Sie nicht mein Freund, nicht Abbt wären, so hätte ich Ihnen dergleichen Wahrheiten — vielleicht auch sagen können, nur hätte ich schmeichelhaftere, kriechendere Wendungen suchen müssen. Dieser Mühe bin ich nunmehr überhoben, denn Sie kennen die Pflichten der Freundschaft. Leben Sie wohl, und fahren Sie fort mich zu lieben.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 16. Hornung 1765.

Auf Alles hatte ich mich gefaßt gemacht, nur nicht auf den sanftmüthigen, lammsartigen Ton, in welchem Sie, der beleidigte Theil, mich den Beleidiger um Verzeihung bitten. Höhnischer hätten Sie mich mein Unrecht unmöglich können

empfinden lassen. Was bleibt mir nun übrig? Soll ich noch tiefer mich bücken, noch schmeichelnder zu Ihren Füßen flehen, daß Sie mir vergeben? Nein, lieber will ich Ihnen künftig so oft und so viel schreiben, daß Sie mein Stillschweigen zurückwünschen sollen. Von meinem Vielschreiben hoffe ich heute eine kleine Probe abzulegen.

Aber wissen Sie wohl, daß ich Ihren letzten Brief nicht finden kann? Alle Winkel, Taschen, Pulte habe ich durchsucht. Vergebens! ich werde Mühe haben, mich auf alle Punkte zu besinnen, die beantwortet werden müssen, und gleichwohl kann ich, ohne Unverschämtheit, meine Antwort nicht länger verschieben. Ich will immer anfangen:

Herr N.— hat Ihr Manuskript richtig erhalten, dieses werden Sie nunmehr von ihm selbst vernommen haben. Die Vorrede zu den Briefen, wofern wir eine machen, muß allerdings ernsthaft und bescheiden sein, und von Ihnen gesehen werden, bevor sie bekannt gemacht wird. Ein Schattenriß der deutschen Literatur überhaupt, und eine kurze Geschichte der Veränderungen, die sich seit zehn Jahren in derselben zugetragen, würde meines Erachtens in dieser Vorrede nicht übel angebracht sein. Aus der Beschaffenheit unserer Literatur ließen sich die gegenseitigen Pflichten der Schriftsteller, Leser und Kunstrichter herleiten, und vielleicht die Dreistigkeit vertheidigen, mit welcher wir unser Amt verwaltet haben. Was in den Briefen selbst über diese Materie vorkommt, sind zerstreuete Anmerkungen, die unter einem einzigen Gesichtspunkte dargestellt zu werden verdienen. Hingegen kann ich Ihren Vorschlag, daß wir uns nennen, auf keinerlei Weise billigen. Nicht, daß wir uns der Briefe, als unehelicher Kinder zu schämen hätten. Ich bin vielmehr stolz genug zu glauben,

daß sie sich unter der Menge periodischer Schriften, die in Deutschland, und selbst derer, die in Frankreich zum Vorschein kommen, mit einigem Vortheile auszeichnen. Meine Ursachen, daß wir uns nicht nennen können, sind diese. 1) Wir können uns ohne *** nicht nennen, dessen Einwilligung wir schwerlich erhalten werden. 2) Wir haben unsere Zeichen öfters verwechselt. Ich habe z. B. manche Briefe mit Fll. bezeichnet, Buchstaben, die anfangs *** eigen gewesen sind. Auch habe ich so vielerlei Buchstaben unter meine Briefe gesetzt, daß es Mühe kosten würde, sie herauszusuchen. Endlich müßten wir alle unsere Briefe in dieser Absicht durchlesen. Unter der Maske erlaubt man sich kleine Thorheiten, die man in der natürlichen Gestalt unanständig finden kann. Ich dächte also, wir ließen den Findling immer ohne Vater unter den Menschenkindern herumwandeln. Wollen die Herren Pauli, Bergmann, Ziegra u. s. w. so böse sein, ihm die Augen auszukratzen, oder gar das junge Gehirn auszuschlagen? Immerhin!

Alles, was das schwarze Wesen vom Rekt. Damm schreibt, ist erlogen. Er ist immer in seinem Amte geblieben, und hat nur angeloben müssen, der Jugend keinen Unterricht in der Theologie zu geben. Er konnte dieses gar füglich thun, da er der Jugend seit zehn Jahren gar keinen Unterricht gegeben. Seine Korrespondenz über Homer und Pindar ist nunmehr fertig, und mit seinem Kupfer geziert. Freilich war ihm der dreiste Schritt nicht anzurathen. Ich habe ihn sehr oft, durch bloß politische Gründe, von dem Vorhaben abzubringen gesucht, allein er war zu sehr dafür eingenommen. Nunmehr hat er, wie er selbst gesteht, den Verdruß, daß seine besten Freunde und Schüler vor ihm vorbeigehen, als

wenn sie ihn nicht kennten, und daß Leute, die ihn nicht kennen, ihm mit Fingern nachweisen. O Wahrheit, Wahrheit! die sich in dich verlieben, sind die geplagtesten Geschöpfe. Mit Steinen muß man dir nachwerfen, wenn man vergnügt leben will.

Das Dictionnaire philosophique ist allhier nachgedruckt worden. Der alte Mann hat einen Vorrath von Spöttereien, die er bald in Romane, bald in Oden, bald in philosophische Abhandlungen einkleidet. Ein Possenspiel, Saul und David, ist gleichfalls von ihm. Das ausgelassenste Ding von der Welt! diese Herren gehen in der That zu weit. Voltaire und Helvetius haben durch ihre Zügellosigkeit manches gute Gemüth zum Aberglauben zurückgejagt, und also ihrer eigenen Sache geschadet. Ich sage es zum Theil aus meiner eigenen Erfahrung, in einer Sache, die die Religion nicht unmittelbar angeht. Lieber möchte ich zehnmal ein Phantast, ein Schwärmer in der Freundschaft genannt werden, als die frostigen, empfindungtödtenden Grundsätze annehmen, die Helvetius von ihr hegt. Und so haben diese Herren Encyklopädisten so manches Vorurtheil gestärkt, indem sie die Wahrheit nicht verschont haben, die einigen derselben anhängt. Shaftesbury und Rousseau mit ihrer reinen natürlichen Religion und heiligen Sittenlehre, sind der geoffenbarten Religion weit gefährlicher. Sie entführen ihr die edelsten Seelen; statt daß die Grundsätze verderbter Herzen auch nur in verderbten Herzen Wurzel schlagen können.

Sie wollen meine philosophischen Schriften in den Briefen beurtheilen? Gut! ich erwarte Sie. Aber etwas entscheidender, wenn ich bitten darf, als meine Abhandlung von der Evidenz in eben den Briefen angezeigt worden. Man ver-

langt ja von den Verfassern der Briefe keine Auszüge. Dazu ist Ihr Geist zu lebhaft. Sie sollen Kurzweil machen, und die Wahrheit sagen. Dieses ist Ihr Amt, und ich fodere Sie auf, diese Pflichten auch in Ansehung Ihres besten Freundes nicht aus den Augen zu setzen.

Sie haben mich einst, wenn ich mich anders recht besinne, über eine gewisse Geschichte, die Sie schreiben wollten, zu Rathe gezogen, und ich habe Ihnen nichts darauf geantwortet. Ich konnte nicht, denn was weiß ich von der Geschichte? Was nur den Namen von Geschichte hat, Naturgeschichte, Erdgeschichte, Staatsgeschichte, gelehrte Geschichte, hat mir niemals in den Kopf kommen wollen, und ich gähne allezeit, wenn ich etwas Historisches lesen muß, es müßte mich denn die Schreibart aufmuntern. Ich glaube, die Geschichte ist eines der Studien, die nicht ohne Unterricht erlernt werden können. Haben Sie Zimmermann von der Erfahrung, und Wielands Don Sylvio von ..., der verzweifelte Name ist mir entfallen, und ich schreibe hier im Comtoir, genug es ist eine Nachahmung des Don Quixots, die Wielanden mehr Ehre macht, als sein ganzer Wust von Heldengedichten; haben Sie diese beiden guten Originalschriften gelesen? Haben Sie ferner Klotzens Epistolas Homericas und Mag. Bahrdts verbesserten Christen in der Einsamkeit gelesen? Von dem letzten Buche habe ich nichts mehr gelesen, als die liebreiche-Beschuldigung, die Akademie hätte durch mich die christliche Religion bestreiten lassen. Treschо, Ziegra, Bahrdt, und einige Andere ihres Gelichters ärgern sich fast zu Tode, daß Unchristen auch Vernunft haben sollen. O wohl uns, daß der liebe Gott gütiger ist, als Treschо, Ziegra und Bahrdt!

Ich war Willens, unſern Briefwechſel über die Beſtimmung des Menſchen weiter fortzuſetzen. Da ich aber, wie Sie längſt wiſſen, ein Werkchen über die Unſterblichkeit der Seele unter der Feder habe, ſo bin ich Willens, den zweiten Theil deſſelben mit Betrachtungen über unſere Beſtimmung anzufüllen, und will mir alſo Zeit laſſen, gehörig darüber nachzudenken. Fahren Sie fort, liebſter Freund, mir Einwürfe zu machen, und Zweifel zu erregen. Ich kann nicht umhin, Ihnen offenherzig zu geſtehen, daß mir Ihre letzteren Einwürfe ziemlich ſchwach geſchienen, und daß ich weit ſtärkere Angriffe von Ihnen erwarte. Statt meinem Orakel neue Fragen vorzulegen, warum iſt dieſes ſo, und nicht vielmehr ſo? ſuchen Sie lieber daſſelbe einer Unwahrheit zu zeihen. Widerlegen Sie meine Gründe, oder meine Eigenliebe ſchreibt ſich den Sieg zu. — Ich muß ſchließen. Leben Sie wohl, mein Freund! der Sabbath iſt da, und da das Kalb längſt in eine Goldtinktur zerrieben worden, ſo ſind die Geſetze mir heilig.

Mendelsſohn an Abbt.

Berlin, den 26. März 1765.

Ich erkläre Ihnen ein für allemal, daß ich mit Vergnügen an Sie ſchreibe, und daß es mein rechter Ernſt iſt, wenn ich Ihnen mit allzu langen Briefen drohe, ob ich gleich, leider! dieſe Drohung ſo ſelten erfüllen kann. Mein lieber Freund! ich höre den langen Tag ſo viel unnützes Geſchwätz, ich ſehe und thue ſo viel gedankenloſe, ermüdende und dummmachende Dinge, daß es keine geringe Wohlthat für mich iſt, wenn ich

mich des Abends mit einem vernunftliebenden Geschöpfe unterhalten kann. Gelehrten Umgang habe ich nicht, haben vielleicht nur überaus Wenige in dem großen musenlosen Berlin. Die wenigen Freunde der Wissenschaften, die hier sind, suchen sich einander nicht, wenigstens sucht mich Niemand, und Sie wissen, wie wenig ich aufgelegt bin, Andere zu suchen. Lessingen habe ich nunmehr in drei, und er mir in vier Jahren nicht geschrieben. Sie sind also der einzige, mit dem ich mich von literarischen Sachen unterhalte, und wenn ich nicht aus dem Buche der vernünftigen Geschöpfe ganz ausgestrichen sein will, so muß ich Ihnen sehr oft und sehr lange Briefe schreiben. — Welches zu erweisen war. — Nun fragen Sie mich ja nicht, warum es denn so selten geschieht? und glauben Sie einem ehrlichen Israeliten auf sein Wort, daß es niemals anders als aus Mangel der Muße unterbleibt. Dies sei Ihnen hiemit ein für allemal gesagt.

Der bekannte Satz, daß in den Werken Gottes alle Mittel Absichten und alle Unterabsichten Mittel sind, ist einer größern Fruchtbarkeit fähig, als man ihm bisher gegeben hat. Wenn z. B. Maupertuis fragt, ist die Fliege deswegen so wundervoll gebauet, damit alle ihre Herrlichkeiten von der raubbegierigen Spinne in einem Augenblicke verzehrt werden? so antworte ich, in den Werken Gottes giebt es kein so bestimmtes Deswegen. Der künstliche Bau dieser fliegenden Maschine hat zur ersten Absicht das Leben des Thierchens. Wozu? Damit auch solche Dinge Leben und Empfindung haben sollen, die wie Fliegen aussehen. Fahret fort mit eurem kurzsichtigen Wozu? so könnt ihr die Schöpfung in eine Wüste verwandeln. Das stolze armselige Ding, der Mensch, fragt auf Alles, was Er nicht brauchen kann, wozu dieses? —

Das Daſein der Fliege mag auch einige Nebenabſichten befördern; ja, es muß vielmehr, wenn der Begriff nicht irrig iſt, den ich mir von der Verbindung der Mittel und Abſichten in der Natur mache. Sie mögen die Luft vielleicht reinigen, verkündigen dem Menſchen durch ihre Stiche, daß ſich das Wetter verändern wird, und dienen den Spinnen zur Nahrung, und ſodann führt Gott wahrſcheinlicherweiſe mit jeder einzelnen Fliege auch gewiſſe beſondere Abſichten aus, aber wer wird ſie ergründen?

Eine ähnliche Frage in der Naturlehre iſt folgende: Wozu ſo unendlich viele Thierlein und Körnlein, in dem Samen der Thiere und Pflanzen, wenn nur ein einziges fortkömmt, und die übrigen verweſen? Ich antworte hierauf: die kleinen Thiere und Pflanzen ſind in der Natur verhältnißmäßig ſo wichtig, als die großen, und man kann nicht ſagen, daß jene nur deswegen da ſind, damit dieſe aus ihnen entſtehen mögen. Wahr iſt's, die Samenthierchen und Samenpflänzchen haben alle eine innere Dispoſition, große Thiere und Pflanzen zu werden. Wo iſt aber die Nothwendigkeit, daß ſie es jezt werden müſſen? und warum ſpricht man ihrem Daſein allen Nutzen ab, ſobald ſie nicht durch die Entwickelung groß geworden ſind? Sie ſind auch in ihrer unendlichen Kleinheit eine Zierde der Schöpfung. Aber ſo geht die Dispoſition ſich zu entwickeln bei dem größten Theile derſelben verloren? Nicht verloren. Sie hören nicht auf zu ſein, ſie hören nicht auf, die Abſichten Gottes zu erfüllen, die bis ins Unendlichkleine herabſteigen, und würden wahrſcheinlicherweiſe, wenn ihre innere Organiſation nicht ſo wäre, wie ſie iſt, dieſe Abſichten nicht haben erfüllen können. — Welches ſind denn aber dieſe Abſichten? ich glaube, daß es hier Zeit ſei, den

Finger auf den Mund zu legen. Dieses kluge ich weiß nicht ist unsere letzte Zuflucht in allen unsern Untersuchungen. Nur müssen wir deswegen nicht das verwerfen, was wir wissen.

Ich glaube, daß ich Ihrer Frage immer näher komme. Mit dem Menschen, mit unserm Leben hienieden, mag es eine ähnliche Beschaffenheit haben, wenn Sie das näher bestimmen, was wir als vernünftige Geschöpfe Eigenes haben. Wir sind da, also können wir sicher schließen, daß die Welt nicht so vollkommen gewesen sein würde, wenn es keine Menschen gegeben hätte. Was sollen wir hier? Das, was wir alle thun, und niemals unterlassen können, nemlich die Kräfte unseres Geistes ausbilden; dieser mehr, jener weniger. Worin ist die Bestimmung der Menschen von der Bestimmung anderer Geister unterschieden? Darin, daß wir durch diese Sinne, die wir haben, auf dieser Erde, die wir bewohnen, den bestimmten Grad der Vollkommenheit entwickeln, der uns beschieden worden. — Warum wissen die Wenigsten den Zweck ihres Daseins? Darum, weil sie ihn eben so gut erfüllen, wenn sie ihn nicht wissen. Wissen doch die wenigsten Menschen den Zweck des Hungers, und diese wenigen haben sogar den schlechtesten Appetit. Die Menschen wissen nicht, warum sie hier sind! O ja, sie wissen es recht sehr gut. Sie hören, sehen, fühlen, vergleichen, üben sich und denken unaufhörlich, und mit großer Begierde, nur daß sie die allgemeinen Notionen nicht haben von Zweck, Dasein, Mittel u. s. w. um dasjenige, was sie unaufhörlich empfinden und thun, in einen logischen Satz zu verwandeln. Ich weiß nicht, warum Sie dieses so nöthig finden. — Aus der Einschränkung, daß wir unsere Geisteskraft durch Hülfe unserer Sinne

ausbilden sollen, fließen die Pflichten gegen unsern Körper, und weil es auf dieser Erde geschehen soll, eine Menge anderer Pflichten, die den Menschen in dieser bestimmten Relation angehen.

Einige Menschen sterben, bevor sie den Grad der Ausbildung erreichen, der hier auf Erden möglich ist. — Ja, wenn Sie diese Möglichkeit so im Ganzen nehmen. Nehmen wir aber die Möglichkeit in Absicht auf dieses oder jenes einzelne Ding, mit seinen individuellen Bestimmungen und Verhältnissen, so werden wir anders urtheilen. Wir werden finden, daß jedes den Grad der Ausbildung bekommen, den es in diesen Umständen, in dieser Verbindung hat haben können und sollen; so wie das Samenthierlein, das nicht empfangen wird, sich dieses mal nicht weiter hat entwickeln können, noch sollen. Es geht deswegen nicht die geringste Disposition, nicht der geringste Grad der Entwickelung völlig verloren; denn wie gesagt, in den Werken Gottes giebt es keine so bestimmte, hervorstechende Absicht, außer der allgemeinen Hauptabsicht, davon man sagen könnte, wenn wir sehen, daß sie nicht erreicht wird, so seien alle Mittel verloren.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 11. Brachmonat 1766.

Es sind nunmehro wohl sechs Monate, daß Sie an mich, daß ich an Sie nicht geschrieben. N. — der Buchhändler hat einige Briefe von Ihnen erhalten, aber N. — der Freund, auch keine Zeile. Was hat zu dieser langen Pause Gelegenheit gegeben? Wer von uns hat den freundschaftlichen Briefwechsel unterbrochen? — Nicht ich! ob ich gleich die gültigste Entschuldigung von der Welt hätte. Ich habe beinahe die

ganze Zeit über in der äußerſten Gemüthsunruhe gelebt. Ich habe einen alten Vater, ich habe ein zartes Kind von einigen Monaten verloren; ich bin in Gefahr geweſen, meine Frau, die ich mehr als Vater und Kind liebe, zu verlieren. — Nächſt dieſem bin ich die ganze Zeit über mit einem Wuſte von Geſchäften geplagt geweſen, die ſo unangenehm waren, daß ich meine ganze Philoſophie zuſammen nehmen mußte, das Leben erträglich zu finden. Der Himmel behüte Sie vor ähnlichen Entſchuldigungen! Indeſſen wünſche ich doch lieber, daß Ihnen Frau, Kind und Vater geſtorben wären, als daß Sie aufgehört hätten, unſer Freund zu ſein.

Wie ſteht es mit Ihnen, mein theuerſter Freund! haben Sie in Ihrer jetzigen Verfaſſung die Muße, die Sie ſich wünſchen, oder iſt Ihre Bedienung mit Geſchäften verknüpft? Der Meßkatalogus hat von Ihnen den erſten Theil des Auszugs der Welthiſtorie gelogen. Wenn Sie immer noch Willens ſind, dieſe mühſame Arbeit zu unternehmen, ſo muß das nicht wahr ſein, was das Gerücht will, daß Sie mit Ihrem Grafen nach Portugal reiſen. Mein Gott! wohin iſt es mit uns gekommen! wir haben keine andern Nachrichten von Ihnen, als durch den Meßkatalogus, oder durch das Gerücht. Was mich betrifft, ſo wünſchte ich lieber, daß Sie nach Portugal reiſeten, als daß Sie ſich zu einer ſo undankbaren Arbeit, wie der Auszug iſt, gebrauchen ließen. Was Sie nunmehr vornehmen, muß Ihres Werks vom Verdienſt würdig ſein. Herr Alber, der Ihre Abhandlung vom Verdienſte bis auf den rothen Titel hat nachahmen wollen, mag aus der Welthiſtorie einen Auszug machen, dies wird er Ihnen beſſer nachthun, als Originalwerke ſchreiben.

Von und an Hamann

Hamann an Mendelssohn.

Königsberg, den 11. Hornung 1762.

CATULL.

Sudaria Setaba ex Hiberis
Miserunt mihi muneri Fabullus
Et Veranius. Hinc amem necesse est
Ut Veraniolum meum et Fabullum.

Die zwei ersten Bogen des XII. Theils habe ich den 9ten dieses auf dem Bette richtig erhalten. Von einem Invaliden erwarten Sie keinen Tanzmeisterbrief. Der Vogel יענה, welcher Eisen verdauet, seine Eier mit den Augen ausbrütet, und dessen Federn dem allerjüngsten Herrn ein so ritterliches Ansehen geben, mag seinen kleinen runden Kopf verstecken wie er will, sein geflügelter Kameelleib verderbt immer das ganze Spiel — Aber auf Ihren Kulm zu kommen, er hat die Laune Ihres Freundes noch nicht von der besten Seite gefaßt, und hätte von den Blößen, die man ihm gegeben, mehr Vortheil ziehen sollen. Denn Schamhaftigkeit und Weichherzigkeit kleiden keinen Athleten. Sie haben Recht, mein lieber M***, daß Sie mich für Ihren Freund ansehen, und der Ahnung des Herzens mehr, als dem Blendwerke des Witzes trauen, aber die Menschlichkeit meiner Seele macht mir meine Grillen so lieb, daß ich oft der Versuchung unterliege, diesen Grillen meine nächsten Bluts- und Muthsfreunde (M** den Philosophen und L. — — den Propheten) Veraniolum meum et Fabullum aufzuopfern. Respondes altero ad frontem sublato, altero ad mentum depresso superci-

lio, crudelitatem Tibi non placere. — Als Kunſtrichter hab' ich ein Recht, ſagt Fulbert Kulm, den ſtarken Geiſt zu ſpielen; als Iſraelit, in dem kein Falſch iſt, hätte ich ein Recht, ſagt der Phantaſt, den Kindermörder Abraham — den Untertreter Jakob zu ſpielen. — Welche Opfer ſind grauſamer? — Demonſtrativiſche, oder paraboliſche? Der Beweis iſt der Despotismus Apolls; die Parabel ſchmeckt nach der Ariſtokratie der Muſen. Anakreon der Sünder — Anakreon der Weiſe, — wird keine Regierungsform von neun Jungfern verſchmähen. Damit das Lächeln des Publikums über die wechſelsweiſe Thorheiten Fulberts und Abälards nicht in einen Skandal ausarte; ſo iſt das Stillſchweigen für beide eine philoſophiſche Pflicht. Meine Duplik beſteht in einer Appellation an die Zeit, die alle Fragen beantworten wird, in meinem Namen; denn ſie erobert, aber ſie erfüllt auch Alles.

Palinodie iſt ein Wort, das Sie mir aus dem Herzen und aus dem Munde geſchrieben haben. Ja, Palinodie will ich ſingen, aber nicht mit der belegten Bruſt, womit ich Beleidigung keiche. — Noch habe ich nicht auspräludirt — Ihre zwei Bogen kamen recht zu gelegener Zeit, nicht ſpäter, nicht früher als ſie kommen ſollten, da Virbius eben unter der Preſſe ſchwitzte. Die Zueignungsſchrift der dritten Auflage an **Narrucinum Asinium** war ſchon fertig. Unter dem **Frater Pollio** mögen die Exegeten den hamburgiſchen Korreſpondenten verſtehen, **est enim lepide disertus puer ac facetiosus.** Ich beſorge nemlich jezt (vermuthlich für den V. der ſokratiſchen Denkwürdigkeiten) eine kleine Sammlung aufgewärmten Kohls, zu dem Agorakrit,

den Sie aus dem Aristophanes kennen werden, zwo neue Würste erfunden hat.

Abermal Schimmel! — Graut Ihnen nicht vor einer Nachahmung des helleniſtiſchen Briefſtils, des Kabbaliſtiſchen vox faucibus haesit. Das letzte Scheuſal zu vergrößern, hat der Verfaſſer den Kabbaliſten mit dem Rhapſodiſten zuſammengeflochten.

Weil im älteſten Verſtande ῥαψῳδοι, ἑρμηνεων ἑρμηνεις waren, ſo wird Fulbert Kulm, nach dieſer erſten Grundbedeutung den Zuſammenhang der Rhapſodie mit der Kabbala nicht verfehlen können.

Ich meide, mein lieber M**, das Licht, vielleicht mehr aus Feigheit, als Niederträchtigkeit; 1) aus Furcht, die auch wie die Liebe von ſich ſelbſt anfängt; 2) aus Furcht vor meinen Leſern, da ich feierlich dem großen Haufen und der Menge reſignirt habe; 3) aus Furcht vor ſolchen Kunſtrichtern als Fulbert Kulm, die nicht ſo viel Spleen und Langeweile zu verlieren haben, als ich Grillen zu pflanzen, deren Wachsthum von Sonne, Boden und Wetter abhängt. Was ich aus Achtſamkeit (nach meinem Urtheil), nach Anderer Meinung hingegen, ohne Noth, dem Augenſchein entziehen muß, ſind nichts als zufällige Beſtimmungen, die ſich von ſelbſt gleich dem Unkraute erſetzen; vehicula, an deren Werthe nichts gelegen iſt. Ich erinnere mich hiebei einer Stelle, die ich irgendwo geleſen:

Auch in der Dunkelheit giebt's göttlich ſchöne Pflichten,
Wer unbemerkt ſie thut u. ſ. w.

Ich habe Sie, geſchätzter Freund! bei der erſten Stunde unſerer zufälligen Bekanntſchaft geliebt, mit einem entſcheidenden Geſchmacke. Die Erneuerung dieſer flüchtigen verloſchenen

Züge ſetze bis zu einer bequemern Epoche aus, die uns der Friede mitbringen wird. Weil der Karakter eines öffentlichen und Privatautors collidiren, kann ich mich Ihnen noch nicht entdecken. Sie möchten mich verrathen, oder wie der Löwe in der Fabel, bei jedem Hahnengeſchrei Ihre Großmuth verleugnen. Fahren Sie fort, mein Herr, mit der Sichel, und Sie mein Herr, mit der ſcharfen Hippe, meine Muſe mit beſudeltem Gewande kommt von Edom und tritt die Kelter alleine.

Noch ein Wort von der Gelegenheit zum Spaß, die an jedem Zaune wächſt. Der Verfaſſer eines kleinen dramatiſchen Verſuchs, der ſehr unzeitig der deutſche Theſpis genannt worden; for the play, I remember, ſagt Hamlet, pleas'd not the million, 'twas Caviar for the General — erhielt von einem Unbekannten ein Billet-doux, von dem einiger Verdacht auf die Verfaſſer der Briefe über die N. L. durch eine eitele Präſumtion fiel — hierauf verglich jener bei einer müßigen Stunde die Aſpekten des deutſchen Horizonts mit den Grundſätzen Ihrer Kritik. Das deutſche Genie ſchien ihm ein ſo ſchwaches Reis zu ſein, wo die Gießkanne nöthiger ſei, als das Gartenmeſſer, endlich, daß die Nachſicht gegen ſich ſelbſt zur Strenge gegen Andere geführt. — Man wagte alſo ein blaues Auge, um einen homeriſchen Schlummer nicht einwurzeln zu laſſen, der Ihnen ſelbſt mit der Zeit, der Ehre des deutſchen Namens und der Unſterblichkeit der neueſten Literatur nachtheilig ſein könne.

So viel halte ich für nöthig, geſchätzter Freund, Ihnen NB sub Rosa mitzutheilen. Da Sie leider wiſſen, daß ich nicht Mardachai heiße, ſo kann die alte Adreſſe auf allen Fall bleiben.

N. S. Es verſteht ſich am Rande, daß dieſe Erklärung Sie und ein Freund, aber kein Publikum intereſſirt. Sie würden mich unterdeſſen verbinden, mir auf gleiche Art zu verſtehen zu geben, ob und wie Sie Ihren Freund verſtanden. — Vale.

Mendelsſohn an Hamann.

Berlin, den 2. März 1762.

Moi, votre ami? Rayez cela de vos papiers!

Unſer öffentlicher ſowohl als Privatkarakter zeigt angeborne Gramſchaft. Schriftſteller und Kunſtrichter, Abälard und Fulbert, Hamann und ein hartnäckiger Mardachai:

Ὡς οὐκ ἐστι λεοντα και ἀνδρασιν ὁρκια πιστα
οὐδε λυκοι τε και ἀρνες ὁμοφρονα θυμον ἐχουσιν
ἀλλα κακα φρονεουσι διαμπερες ἀλληλοισιν
Ὡς οὐκ ἐστ' ἐμε και σε φιλησαι.

Die güldnen Tage ſind, meines Glaubens, noch nicht da, von welchen es heißt, יגר זאב עם כבש וגדי עם נמר. Der Herausgeber unſerer Briefe iſt ein liſtiger Partheigänger, der Sie Freund nannte, um Ihnen das Feldgeſchrei abzulocken. Nun ſind Sie gefangen, oder müſſen Dienſte nehmen.

Ja, ja, Dienſte nehmen! Das iſt das einzige Mittel zum Freundſchaftsbündniß. Laſſen Sie ſich in die Rolle unſeres Rottmeiſters einſchreiben, und gehen Sie mit auf Beute aus. Sie wiſſen, was geſchrieben ſteht, wer nicht mit uns iſt, iſt wider uns. — Sie ſind ein Invalide? — Deſto beſſer! Da wir die Strafen ſind, die den gelehrten Miſſethätern nachhinken, ſo ſchickt ſich kein Tanzmeiſter in unſere Rotte.

Damit Sie aber Ihre Kameraden nicht verkennen, so muß ich Ihnen zum voraus melden, daß der brave Fabullus schon längst Abschied genommen, und seine glänzenden Waffen, weit von uns, im Staube bürgerlicher Arbeiten verrosten läßt. Die nunmehr die Ehre unserer Fahne retten, sind B. — ein Satrape im despotischen Reiche des Apoll; R. — ein freier Bürger von der Eidgenossenschaft der Musen, und D., den Sie — ein anderer Diomed oder David, im Schlummer überrascht, oder vielmehr beschlichen und entwaffnet haben. Aber wenn Sie nach erfolgtem Frieden zu uns kommen, so werfen Sie sowohl die Furcht, als die Gießkanne weg. Jene würde dem Asinio geziemen, und frater Pollio mag des schwachen Reises warten, das weder Früchte noch Blumen verspricht, und nur, die Neubegierde zu befriedigen, im Treibhause aufbehalten wird.

Feigherzigkeit kleidet keinen Athleten. Recht! aber auch die gar zu achtsame Schüchternheit, die uns zu Winkel kriechen, und göttlich schöne Pflichten nicht anders als im Dunkeln ausüben lehrt, kleidet keinen Freigebornen. Unter dem Schilde der Minerva scheut die Eule selbst des Tages Licht nicht mehr. Eine solche Schüchternheit ist es, mein Freund, die Ihre (halten Sie Ihrem Bruder in Apoll die Freimüthigkeit zu gute!) sehr oft Räthsel kochen läßt, wo wir Bürger eines freien Staats auf demosthenische Reden lauern. — Die zufälligen Bestimmungen, meinen Sie, ersetzen sich, wie das Unkraut, von selbst. — Was ist Unkraut? Haben Sie den Küchengärtner, oder den Naturforscher darum gefragt? Damit ich Sie in der stolzen Einbildung störe, als wären Sie mir noch unbekannt, so merken Sie sich meine Politik. In der kleinen Stunde unserer zufälligen Bekanntschaft

habe ich nicht nur Ihr ruhiges Gesicht aufmerksam beschaut, sondern (weil die Leidenschaften den Menschen umbilden, und ein Apoll, wenn er den Marsyas schindet, anders aussieht, als wenn er die Flöte bläst) Gelegenheit gesucht, auszuspähen, wie Sie sich in Gemüthsverwirrungen geberden. Nicht umsonst ward Ihnen der freundschaftliche Erschütterungsstoß gegeben, womit ein Naturforscher seinen Bruder grüßt. — Ich wollte Sie in Furcht, in Schrecken, und, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder froh sehen. Bei einem zweiten Besuche soll ein sokratischer Becher holdere Leidenschaften aus Ihrer Brust locken. Leben Sie wohl, und verwahren Sie meine Erklärung, wo ich die Ihrige verwahre, in petto. — Mein Freund Nikodemus hat mit mir eine Seele, und wir wissen nichts von dem Billet-doux, das den Verfasser eines kleinen dramatischen Versuchs beleidigt haben soll. Von den Wolken haben wir aus Nachsicht für den schätzbaren Verfasser der Denkwürdigkeiten niemals ein Urtheil gefällt.

Hamann an Mendelssohn.

Königsberg, den 5. März 1762.

Ἀμην, ἀμην, λεγω ὑμιν; wenn das Weizenkorn unserer Freundschaft nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es alleine. Wo es aber erstirbt, so bringt's viel Früchte. — Ihr Scheidebrief war also schon ausgefertigt, ehe es Ihnen noch eingefallen sein mag, mich durch einen französischen Beks darum zu ersuchen; auch jene Reden, auf welche Sie lauern, und deren Nachahmung mehr als die Rache einer Weidernadel verdiente — aber Alles wider und unter Ihre Erwartung, prophetischer Erfüllung gemäß.

Die güldenen Tage sind meines Glaubens noch nicht da, daß Mardachai und der böse Agagite sitzen, und sich einander zutrinken werden. Die güldenen Tage sind meines Glaubens noch nicht da, von welchen es heißt, daß in denselben die Parder, welche den Triumphwagen des Bachus ziehen, und die Böcke, die seine Weinberge verderben, ihr Lager miteinander theilen werden.

Kein Freigeborner nimmt Dienste in einer fremden Rotte von Unbekannten, die das Tageslicht scheuen, und den שחר יצחק an ihren Brüdern lästern. Soll mir nicht die Haut schauern, wenn ich B. R. D. drei Buchstaben gegen einen oder keinen rechne, und wer sagt mir gut dafür, was für Legionen hinter diesen Masken stecken.

Nicht einmal eine Gießkanne, damit ich doch nur etwas in der Hand hätte, im höchsten Nothfall. — Sagt Ihnen diese Gießkanne nicht, daß ich ein Küchengärtner und praktischer Naturforscher bin? Was halten wir uns einander mit unnützen Fragen auf?

Was Ihren Fabullum betrifft, und seinen Abschied, den hätte ich wohl riechen können und sollen; doch der liebe Schnupfen, den der Pole dem Deutschen nicht gönnt, war ja Schuld daran. Jezt heißt es anders:

Ergo Quintilium perpetuus sopor
Urget? — — — —
Nulli flebilior quam Tibi Virgili!

Doch pflegt man Gelegenheit zu machen, wenn man nicht mehr buhlen will, und beluſtigt ſich mit Klatſchen, wenn man des Reitens überdrüßig iſt.

Die Nachſicht, aus der Sie ſich ein Verdienſt machten, iſt eben die Beleidigung, die unerkannte Sünde,

die ich Ihnen nicht vergeben kann, noch vergeben will. Ich dringe darauf, mit dem Maße wieder gemessen zu werden, womit ich selbst messe, und brauche keins, als das ich finde. Ich gebe kein Quartier, und nehme keins an.

Behalten Sie ja die Regel: Principiis obsta, und handeln Sie nicht mehr nach kleinen Achtsamkeiten, sondern nach Grundsätzen. Ich habe diese Woche, Gott Lob! einen Strich unter meine Juvenilia gezogen, und sehne mich von der Bühne nach meiner Zelle. Unter allen Eitelkeiten, die Salomo begangen, weiß ich keine größere, als seine Schwachheit, Autor zu werden. Er hat uns auch zur Lehre geschrieben. Doch wenn die sechs Wochen vorbei sind, treibt man das Spiel oft ärger, als vorher. Siehe, das ist auch eitel.

Meine Juvenilia mögen also aufhören. Ich habe zu viel, das ist, genug gethan. Was eine Gans anfängt, mag der Schwan vollenden. Wir müssen ohnedem aufhören, weil uns Gott Gränzen gesetzt hat, durch die Natur der Dinge selbst, oder durch Kleinigkeiten, deren es so viel giebt, als Sand am Meere.

Wer sich daran ärgert, muß mich nicht lesen. Wer einen beurtheilen will, muß ihn ganz hören. Ein Acker, der Disteln und Dornen trägt, ist ein gut Feld für die Naturforscher. Wer sie aber ausjäten will, muß, wie David sagt, eiserne Handschuhe und Instrumente haben.

Als Naturforscher wird man die ganze Geschichte meiner Autorschaft übersehen können, vom Most, der Jungfrauen zeugt, יוצר בתולות, bis zum Essig, der Alpen aufthaut, wie Livius lehrt.

Da ich dies ganze neue Jahr mein Griechisch und Arabisch kaum ansehen können, so fange ich gleich nach Ostern

mein Tagewerk an, um das Verſäumte einzuholen, um den Sommer durch zu meiner Erholung alle Zerſtreuungen, die ſich anbieten werden, genießen zu können. Briefe zu leſen iſt eine Gemüthsermunterung für mich; im Antworten werde ich nicht ſo pünktlich ſein können. Auf Fragen mag ich nicht gern ſelbſt warten, noch Andere warten laſſen.

Wieland an Mendelsſohn.

Mir däucht, es würde mir um die Hälfte leichter ankommen, an Moſes Mendelsſohn zu ſchreiben, wenn wir einander nur eine Viertelſtunde geſehen hätten. Und gleichwohl bin ich unzufrieden mit mir ſelbſt, daß es mir ſchwerer werden ſoll, weil wir uns nie geſehen haben. Iſt es denn wahr, daß wir uns nie geſehen haben? Kennt nicht einer des andern beſten Theil? Iſt kein Verſtändniß zwiſchen unſern Seelen? Keine Sympathie zwiſchen unſern Herzen? Gehören wir nicht zu Einer Klaſſe? Wo ſollte man Freunde auf dieſem Erdenrund ſuchen, wenn die von unſrer Art es nicht wären? — Es iſt etwas in mir, das alle dieſe Fragen beantwortet. Meine Schüchternheit iſt fort. Ich beſorge keinen Augenblick mehr, daß Sie, beſter Moſes, bei dieſem Briefe nicht empfinden ſollten, was ich empfand, da ich ihn ſchrieb. Ich grüße Sie mit dem heiligen Namen der Freundſchaft; mein Herz ſagt mir, daß ich die Ihrige, daß Sie die meinige verdienen. Und nun ſage ich Ihnen nichts weiter über dieſen Punkt. Sollten wir einander nicht ſchon lange ſo gut kennen, um ohne Dollmetſcher einer in des andern Seele zu leſen? Ich ſende Ihnen die Anzeige eines deutſchen Merkurs, den ich unternommen habe. Dies iſt ein Zeichen, daß ich eifrig wünſche, daß meine Un-

ternehmung Ihren Beifall verdienen möge. Ich würde ſelbſt vor ihr erſchrecken, wenn ich nicht auf den Beiſtand, auf die Mitwirkung der Beſten unter meinen Zeitgenoſſen rechnete. Ich wage es nicht, einen Moſes Mendelsſohn um Beförderung meines Vorhabens, noch weniger um Uebernahme eines ſo mechaniſchen Amtes, als das Amt eines Collektors iſt, zu erſuchen. Er wird jenes ungebeten thun, und vielleicht auch dieſes Seiner nicht unwürdig halten, wenn Er mein Vorhaben billigt. Aber wenn ich Sie, mein vortrefflicher Freund, erbitten könnte, nur dann und wann (denn ich kann nicht unbeſcheiden ſein) den d-utſchen Merkur mit kleinen Beiträgen zu bereichern! Wenige Blätter von Ihnen werden ihm einen ſo viel größern Werth geben! — Thun Sie es, beſter Moſes, machen Sie mich ſo glücklich, wenn es anders ohne Ihre Beſchwerde geſchehen kann. Alles, was ich Ihnen bisher geſchrieben, gilt auch unſerm Ramler. Er iſt Ihr Freund; ich liebe, ich ehre ihn, auf eben die Art, aus eben dem Grunde, wie ich Sie liebe. Sagen Sie es ihm an meiner Statt. Bin ich eitel und hoffärtig, oder iſt es die untrügliche Stimme meines Genius, die mir ſagt, daß Ramler und Moſes mich lieben, oder doch gewiß lieben würden, wenn wir nur etliche Tage mit einander gelebt hätten?

Ein Verehrer von Ihnen beiden, der vor kurzem an meinen Freund, den Grafen von Görz allhier ſchrieb, hat mich für Ihre und Ramlers Geſundheit zittern gemacht. Gebe der Himmel, daß Sie mich bald wieder beruhigen können! Geiſter, welche herabgeſendet worden ſind, Licht und Wärme in die dunkeln, erkälteten Seelen der Erdbewohner zu bringen, können nie ſpät genug in ihr Vaterland zurückkehren.

Weimar, den 28. Januar 1773. Wieland.

Mendelssohn an Nicolai.

An meinen Freund, Friedrich Nicolai.

Berlin, den 22. Nov. 1780.

Ich denke nicht, daß Ihr Freund, der Wahrheitsforscher, Stimmen sammeln will, um sie zu zählen. Sie wollen gewogen, und nicht gezählt sein.

Die Meinung, die der Verfasser der Urbegriffe vertheidigt, hat Turneiser, (ein Freund, und, wo ich nicht irre, Lehrer von Bonnet,) vor etwa dreißig Jahren in einer kleinen Brochüre: **Sur le fatalisme**, vorgetragen, und nachher Basedow in verschiedenen seiner Schriften ziemlich weitläuftig ausgeführt.

Meines Erachtens liegt die Schwierigkeit mehr in der Sprache, als in der Sache. Unsere Sprache ist zu schwankend, die Wörter zu vieldeutig, um genau in die Fugen der Wahrheit zu passen. Die Natur hat die Umrisse der Begriffe sanft in einander laufen lassen; wir tappen gleichsam mit breiten Tatzen hinein, und vermischen sie.

Das Wort nöthigen, würde ich z. B. von den freien Handlungen der Menschen nicht gebrauchen. Wie kann ich genöthigt sein, so zu handeln, wenn ich nur deswegen so und nicht anders handeln will, und wenn ich anders handeln wollte, auch anders handeln würde?

„Allein ich werde von den Bewegungsgründen genöthigt, so und nicht anders zu wollen. Ich kann nicht anders wollen."

Genöthigt zu wollen! Kann nicht anders wollen! — Diese Redensart begreife ich nicht. Was versteht

man denn unter Freiheit des Willens? Wie soll denn der Wilde frei sein?

„Ich möchte gern, allen Bewegungsgründen zuwider, auch dasjenige wollen, was ich, ihnen zufolge, nicht wollen muß."

Wenn ich Sie recht verstehe, so nennen Sie nur das Freiheit des Willens, wenn der Wille gar keiner Richtschnur folgen darf; wenn er sich dem blinden Ungefähr überlassen kann. Ob Sie einer Richtschnur folgen, oder nicht folgen, soll abhangen, nicht von Motiven, sondern von Ihrem Belieben, von Ihrer Willkühr, von Ihrem Eigensinne. — Sie sehen, alle diese Wörter helfen den Knoten nicht lösen, und sie verwirren, so wie die Wörter nöthigen und können, die Begriffe nur noch mehr.

Ich will es versuchen, ohne diese durch zu häufigen Gebrauch und Mißbrauch vieldeutig gewordenen Redensarten, die Sache ins Reine zu bringen.

Meine Hand schreibt, meine Hand dünstet aus. Beides nicht ohne zureichende Ursache. Warum nenne ich das Schreiben eine willkührliche, das Ausdünsten aber eine unwillkührliche Handlung?

Jede Veränderung in der Natur, und also auch in dem menschlichen Körper, hat ihre wirkende Ursache und ihre Endursache. Bei einigen sind diese Ursachen verschieden, und ohne unmittelbaren Einfluß auf einander. Von dieser Art sind alle unwillkührliche Veränderungen des menschlichen Körpers. Sie erfolgen aus wirkenden Ursachen; harmoniren zwar mit einem gewissen System der Endursachen, sind aber keine unmittelbare Wirkung derselben. Ich verdaue, mache Blut, dünste aus, nicht weil und in so weit dieses meine Absicht ist, sondern aus physischen wirkenden Ursachen. Andere

Veränderungen erfolgen aber entweder unmittelbar aus Endursachen selbst, oder aus nächsten wirkenden Ursachen, welche unmittelbar Folgen der Endursache sind. Sie selbst, oder ihre nächsten wirkenden Ursachen, sind Wirkungen der Endursache. Das Schreiben z. B. erfolgt zum Theil mittelbar, auch zum Theil unmittelbar aus dem System meiner Absichten, weil ich die Absicht habe, für gut finde, beliebe zu schreiben. Dieses sind willkührliche Handlungen. Willkührlich ist also jede Handlung, jede Veränderung, bei welcher die Endursache zur wirkenden Ursache geworden. Ich handle willkührlich, wenn eine Veränderung in der Natur dadurch wirklich geworden, daß sie zu meinen Absichten gehört, daß sie mir gefallen, daß ich sie beliebt, gut gefunden, gewählt habe. Ich handle unwillkührlich, oder (wenn wir uns dieses nunmehr genau bestimmten Wortes bedienen wollen,) nothwendig, wenn meine Endursache zur Existenz einer Veränderung nichts beigetragen, wie beim Ausdünsten, Blutmachen u. s. w.

Meine Handlung ist vermischter Natur, oder nur zum Theil willkührlich, wenn die Endursache nicht die einzig, vollständig wirkende Ursache der Veränderung, sondern nur eine Miturſache derselben ist, wie beim Athemholen, Gähnen, Husten u. s. w.

Da ich mir meiner Endursache dunkel, klar oder deutlich bewußt sein kann, so kann ich auch zur Handlung durch Instinkt, Triebfedern oder Bewegungsgründe angespornt werden. In dem letzten Falle handle ich freiwillig.

Vorhergesehene Vergeltung wirkt auf das System der Endursachen, und vermittelst derselben auf unsere freiwillige Ent-

schließung. Ich kenne kein System, nach welchem sich der Einfluß der Belohnung und Bestrafung auf den freien Willen natürlicher, oder auch nur natürlich erklären ließe.

„Die Moral wird eine Art von Mechanik.“ Ja, wenn man sich so ausdrücken will; aber mit dem Unterschiede, daß in der moralischen Mechanik die Erkenntniß des Guten und Bösen, in ihrem ganzen Umfange, und nach allen Graden der Erleuchtung das einzige Triebwerk ausmacht, die erste und letzte Kraft der Maschine ist.

„Man wird toleranter. Die Tugend verliert zwar nicht ihren Werth, aber doch allen Stolz.“ Diese Konsequenz sehe ich nicht ein. Kann ich nicht auf meine Erkenntniß des Guten und Bösen eben so stolz, eben so intolerant sein, als auf ein bloßes eigensinniges Belieben, welches durch keine meiner guten Eigenschaften veranlaßt wird?

Der Zorn Gottes über alle Sünder läßt sich gar wohl vertheidigen. — Doch diese Erörterung führt zu bloßen Wortgrübeleien.

Aber rächende Strafen, Genugthuung der beleidigten Gottheit durch Strafen, Böses thun, weil Böses geschah, Böses um des Bösen willen, ewige willkührliche Strafen. Auf allen Dächern muß gegen diese Ungeheuer gepredigt werden. Welcher Mißbrauch wäre davon zu befürchten? Mißbrauch, der das Ersprießliche, das Wohlthätige aufwiegen soll, das der Mensch hier in der Wahrheit findet. Ich für meinen Theil danke für alles Gute, das aus der Lehre von der rächenden ewigen Bestrafung entstanden sein soll.

Noch ein Wort! Sind Narr und Schurke nach dieser Lehre Synonyme? — In einem gewissen Verstande. Die

Rabbiner ſagen: Der Menſch ſündigt nie, wenn nicht ein Geiſt der Narrheit in ihn gefahren. Der Narr kann Achtung, kann Liebe verdienen, wenn in dem Syſteme ſeiner Begehrungsvermögen Harmonie iſt, wenn ſeine Wünſche, Triebe, Verlangen, Begierden und Verabſcheuung zur Vollkommenheit übereinſtimmen, mit der Beſtimmung des Menſchen übereinkommen, — wenn er ein guter Narr iſt. Beim Schurken liegt Disharmonie in dem Syſteme der Begehrungsvermögen, Disharmonie in dem Grunde der Seele, Streit zwiſchen Trieben und Bewegungsgründen, verkehrter Einfluß der Begierden auf Vernunft — Unvollkommenheit, die Mißbilligung, Mißfallen, Verachtung u. ſ. w. erregt. Ich kann mir dieſen Unterſchied nach keinem andern Syſteme ſo deutlich erklären.

Ueber Mendelssohn,

seinen Karakter, seinen Wirkungskreis und seine Verdienste um die Israeliten.

Ein Fragment,

von David Friedländer.

Daß der Verewigte für uns ein großes Muster und Vorbild war, und es unsern Nachkommen bleiben wird; daß wir ihm, als Religionsgenossen und Menschen, viel verdanken, bedarf keines ausführlichen Beweises; wohl aber bedarf es einer nähern Andeutung des Wie und wie viel. — Ein Bild von ihm, auch das einfachste und getreueste, wenn auch von keiner Meisterhand geschildert, wird immer belehrend und erquickend bleiben. Sein Leben lehrte. Sein fleckenloser Karakter bedarf keiner Verbergung der Schwächen, seine Tugenden keiner Verschönerung, seine Liebenswürdigkeit keiner Nachhülfe durch Redeschmuck. Damit wird aber nicht geleugnet, daß er zu unserer Gattung gehörte, daß er ein Mensch, und kein Engel war. — Aber auch der innigste und strengste Freund darf mit Sicherheit die Fackel in sein Inneres halten; die Hand wird ihm nicht zittern. Kein Zeitgenosse stand auf und sprach öffentlich oder leise: ich bin besser. Darüber waren alle seine Freunde, — er hatte Freunde unter allen Confessionen, auch unter Katholiken, — alle seine Zeitverwandte, die ihn näher kannten, durchaus einig. Das beweisen selbst die Wenigen, welche vorlaut genug waren: Schade um die schöne Seele! auszurufen. — Aber auch die Männer von entschiedenem Ver-

dienst unter seinen Mitbrüdern, die unmittelbar nach ihm auftraten und den Pfad verfolgten, den er gebahnt, bekennen einstimmig und bekennen mit Freuden, daß alle Bildung des Geistes, alle wahre Aufklärung der Israeliten von ihm, wenn auch nicht zuerst ausging, — denn vieles war Wirkung von des Einzigen weiser Regierung — ihm doch zum größten Theil verdankte. Diejenigen, die ihn nicht persönlich, oder genau kannten, noch mehr die, welche zu nachdenkenden Männern nach seinem Tode gereift sind, scheinen zu glauben, er habe für seine Mitbrüder mehr thun können; er sei in seinen Aeußerungen zu schüchtern gewesen. Allein ihr Urtheil ist durchaus ungegründet und zu voreilig. Diese Männer versetzen sich nicht in die Zeit, wo er zu wirken anfing, kennen seine Lage, seine Verhältnisse, selbst seine körperliche Beschaffenheit nicht genug; er war zu keinem Kunstringer — wie er selbst sagt — weder im physischen noch im moralischen Sinne geboren. — Mit eben dem Grunde könnte man den Riesen Franklin tadeln, daß er die Feldherrntalente des andern Riesen Washington nicht besaß. Der große Mann wird freilich geboren, aber die Ausbildung des Geistes und seine Wirksamkeit ist von der Zeit, der Erziehung und tausend andern Umständen abhängig. Die innere Kraft seiner Leistungen, so wie ihre Ausdehnung, ist nicht zu berechnen; denn sie erstreckt sich selbst auf seine Mitbrüder im Auslande; selbst in Polen entzündete seine hebräische Gelehrsamkeit, gleich einem elektrischen Schlage, die fähigen Köpfe. Sachkundige wissen, welch eine Masse von Lichtstoff in dem Geiste dieser unserer so sehr vernachlässigten Mitbrüder ruht. — Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich, aber zu ihrer Allgüte dürfen wir vertrauungsvoll hoffen, daß früher oder später auch da die

Strahlen der Sonne sich sammeln und die Eisrinde schmelzen werde, welche die Funken theils verbergen, theils zurückhalten.

Eben so wenig kann es dem blödesten Auge entgehen, daß M's. Gelehrsamkeit allein die Verbreitung des Lichts mit dieser Wirksamkeit nicht hervorgebracht haben würde, wenn seine hohe Sittlichkeit nicht Achtung, Gerechtigkeit und Liebe erst für ihn, dann auch bei näherer Kenntniß für seine Mitbrüder dem Nebenmenschen und Mitunterthanen gleichsam abgezwungen hätte. Das gesellige Verhältniß zwischen Nicht-Juden und Juden in unsern Gegenden ist ganz sein Werk, und mußte unausbleiblich durch seine Persönlichkeit erfolgen. Kein Jahrhundert war so arm, daß sich nicht einzelne Männer unter uns durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Talent ausgezeichnet hätten, aber sie standen einsam, allein, ohne Aufmunterung, oft gedrückt und verfolgt, wenn auch nicht immer von Menschen, doch von Lage und den Umständen, (ein unsichtbares, für die Wahrheitsliebe wahrlich! um so gefährlicheres Uebel) und trennten sich von ihren Gemeinden. Indem sie mit dem Ausscheiden ihre Namen änderten, konnten sie freilich auch nicht mehr die Judenheit verherrlichen. Für diese war, wenn auch nicht der einzelne Mensch, doch der Ruf verloren. Wie viel Männer von Bedeutung wären hier zu nennen! Wie viele sitzen noch zu unsern Zeiten auf Lehrstühlen mit Ruhm, wie viele bekleiden Staatsämter, welche, wenn auch nicht selbst in dieser Religion geboren, doch unmittelbar von Israeliten abstammen! *)

*) Es wäre eine interessante literarische Arbeit, ein Verzeichniß von Ex Judaeis anzufertigen, die nur in den letzten drei Jahrhunderten die Republik der Wissenschaften mit Schriften bereichert haben. An Quellen dürfte es nicht fehlen. Man müßte mit dem großen Kanzler Michel de l'Hopital anfangen.

Also, wie gesagt, der albernste so wie der bösartigste Judenfeind, sprach ihnen Geistesfähigkeiten nicht ab, man übertrieb sie vielmehr, und klagte bitter über den Mißbrauch, den sie davon machten, aber darüber war man einig, daß kein moralischer Sinn sich bei ihnen entwickeln könne. Ja, man trieb den Frevel so weit, daß in den Götting'schen gelehrten Anzeigen ein Rezensent gegen Lessings Schauspiel: die Juden, den Satz aufstellte: es könne unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben! — Mendelssohn erschien. — Kann dieser Judenbursche, ohne Erziehung, ohne andere Bildung, als die aus der Kraft seines Gemüths und des ihm angebornen Sinnes, sich zu dieser eminenten Höhe der Sittlichkeit emporschwingen; kann er in seiner Seele Gottesverehrung, Gottergebung und Menschenfreundschaft vereinigen, warum nicht mehre und andere Jünglinge dieses Volks? — Diese Frage drang sich unwiderstehlich auf, „das Beispiel dieses Jünglings, beweist es nicht unwidersprechlich, daß durch Anleitung, Erziehung und Bildung die ganze Masse der Judenheit zu brauchbaren Menschen und endlich zu nützlichen Bürgern umgeschaffen werden könne?" Diese zweite Frage war die Folge der erstern. — Vernunft, Erfahrung, Beispiel anderer Völker, Menschenliebe, die wahre, ächte, unverschleierte, heilige Religion, sprachen dafür. Diese Gedanken reiften in der Seele der edlen Staatsmänner, wenn auch nur langsam unter der Herrschaft des weisesten Fürsten, bis sie unter der Regierung des Tugendfreundes zur schönen Frucht gediehen. Die Fragen wurden bejahend beantwortet, und die Sache der Menschheit entschieden. Nur herzlose Wesen, theils aus Unkunde, theils aus Neid, wagen es noch zu unsern Zeiten: Nein! Nein! zu kreischen; sie werden aber nicht gehört. Ihre

Stimme wird verhallen, und endlich wird man sich selbst der Zweifel eben so schämen, wie schon gegenwärtig jeder Dorfpfarrer sich schämt, jenem Götting'schen Rezensenten nachzusprechen.

Wir können nicht ohne den gerührtesten Dank gegen die Vorsehung die Erscheinung dieses Mannes betrachten, der wie ein leuchtender Stern in den Tagen des glorreichen Friedrich uns aufging. Die Umwälzung der Ideen bei den Beschützern, so wie bei den Beschützten, verdanken wir ihm, und in dem ganzen kultivirten Europa ward er das Hauptwerkzeug des moralischen Erwachens der Israeliten aus dem tiefen Schlafe. Ein zweiter Moses erlöste er sie aus einer der ägyptischen ähnlichen Sklaverei, führte sie in das Land des Lichts und der Freiheit, und entnahm die Binde ihren Augen, die Fesseln ihren Händen. Sein Andenken darf nie unter uns erlöschen!

Was von unserm Weltweisen äußerlich in der großen Welt geglänzt; was er, als deutscher Schriftsteller, als Mitbildner der Literatur, als Schöpfer der wahren Kritik geleistet hat, gehört nicht zu unserm Gegenstande. — Die Preisvertheiler seiner Zeit haben ihm manche Krone zugetheilt, und sein Rang unter den Gelehrten jener Epoche wird ihm unverkümmert bleiben. Aber so viel ist unstreitig, alle Spenden seines Geistes wiegen das Verdienst nicht auf, das er sich um seine Mitbrüder mittelbar und unmittelbar erwarb. — In einem häuslichen Denkmale, das einer seiner dankbaren Schüler ihm gesetzt hat, stehen die Worte auf einem Sarkophag eingezeichnet:

Moses Mendelssohn
Unter Allen seines
Unter den Seinigen
Der Einzige.

Dieſes gilt vorzüglich ſeinem Herzen, und in dieſer Hinſicht wird dieſe Inſchrift ewig wahr bleiben. — Von der Vorſehung zu ſeiner Beſtimmung auserkohren, war er mit Seelen- und Gemüthsgaben ausgeſtattet, wie ſie ſelten den Menſchen zu Theil werden. Beide erwärmten mehr, als ſie blendeten, leuchteten mehr, als ſie glänzten, und eben dieſe Eigenſchaften waren Urſache, daß ſein Wirkungskreis ſich immer mehr erweiterte, und ſein Beiſpiel ſo lehrreich wurde. — Sein reiner moraliſcher Sinn, ſeine ächte, ihm ſo natürliche Beſcheidenheit, ſein Anerkennen jedes, auch des kleinſten Verdienſtes, verbunden mit wohlgeordneten und gründlichen Kenntniſſen, und einem geläuterten, gleichſam angebornen Geſchmacke, verſammelte zuerſt die Nicht-Iſraeliten um ihn. — Die erſte Empfindung, die er hervorbrachte, war Erſtaunen, ganz wie dieſes bei jeder unerwarteten Erſcheinung zu ſein pflegt. Ein Jude, der Griechiſch und Latein las und reines Deutſch ſprach, war, zu ſeiner Zeit, ein nie geſehenes Phänomen. Man trat ihm näher, und die Verwunderung löſ'te ſich in Bewunderung auf, und ſo wie man die Verbindung der Verſtandeskultur mit dem moraliſchen Sinne in ihm inne wurde, verſchmolz alles in Zuneigung und Liebe. — Die Hochachtung, die er ſich bei den verſchiedenſten Ständen, vom Fürſten bis zum Handwerker herab, erwarb, das allgemeine Vertrauen zu ſeiner redlichen Wahrheitsliebe iſt weltkundig. Weniger bekannt, aber eben ſo merkwürdig als wahr iſt es, daß ein Prediger evangeliſcher Religion mit Zutrauen zu ihm kam, und ihm ſeine mannigfaltigen Skrupel vorlegte. Mit weiſem Ernſt belehrt, und durch ſanfte Vorſtellungen beruhigt, ging der Gottesmann von ihm, und legte ſein geiſtliches Amt nicht nieder,

wie er Willens gewesen war. Vielleicht ist dieses Benehmen von beiden Seiten ohne Beispiel.

Von dem Edelmuthe seines Wandels, und der Harmonie aller seiner Handlungen; können nur diejenigen urtheilen, die ihm nahe genug standen und zugleich das Interesse hatten, sein Wirken mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Nur diese konnten sich alle Räthsel lösen, und von der Uebereinstimmung seiner Grundsätze sich überzeugen.

Mehrere seiner vertrauten Freunde machten sich diese Aufgabe, theilten sich Beobachtungen und Bemerkungen mit, und immer erschien er ihnen in dieser Hinsicht als ein unerreichbares Muster. Alles, selbst das anscheinend Widersprechende in seinem Betragen, im Allgemeinen und im Einzelnen, löste sich in Einhelligkeit auf, war entweder der Klugheit oder seiner eigenthümlichen Empfindungsweise gemäß. Alles erklärte sich aus seiner Bildung, aus seiner Lage, aus dem Standpunkte, den er sich gewählt hatte, selbst was man nicht billigte, konnte man wenigstens nicht tadeln. Die stille Thätigkeit, die alles Aufsehen vermied, und die Bedachtsamkeit, mit welcher er seinen Plan verfolgte: wer darf sich unterstehen, darüber abzusprechen? —

Seine ächte Religiosität füllte oft seine Augen mit Thränen, die er nicht verbarg, besonders wenn er seinen Freunden Psalmen vorlas, und sein Antlitz ward glänzend heiter, wenn sie auch bei ihnen Rührung hervorbrachten; seine Frömmigkeit war weder kalte Berechnung, noch viel weniger Heuchelei. — Er war nicht ohne heftige Leidenschaften, wie er selbst gestand; und ihre Unterdrückung kostete ihm große Anstrengung. Er hatte Hang zur Satyre, und konnte in seinen

Ausdrücken bitter werden, besonders da er oft öffentlich, und auf eine unwürdige Weise angegriffen wurde, aber er strich die Stellen, nachdem sich die erste Aufwallung gelegt hatte, entweder selbst, oder auf die mindeste mißbilligende Miene seiner innigen Freunde weg. Hingegen war sein Vertrauen zu der Macht der Wahrheit uneingeschränkt, und unerschütterlich. Heuchelei und Menschenfurcht war gleich weit von ihm entfernt, so behutsam er übrigens, durch seine Lage aufgefodert, den Weg seiner Bestimmung verfolgte. Hierin glich er seinem hochverehrten Freunde, den er bis an sein Lebensende als Lehrer und Muster anerkannte. Lessings Grundsätze waren ihm in dieser Hinsicht Orakelsprüche. „Ich weiß nicht — „sagt dieser irgendwo — ob es Pflicht ist, Glück und Leben „der Wahrheit aufzuopfern, wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns „selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn „man Wahrheit lehren will, sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft zu „lehren, und die Gaben, welche dazu gehören, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erworben, oder wenn er sie „erworben, nicht brauchen will, macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorbehält, und „mit einem Mittelding von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum desto kürzer und „gerader der Weg zur Wahrheit. Dahingegen der verfeinerte „Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten „kann, je schwerer es uns einleuchtet, daß es Irrthum ist.“ Daher war auch ihm der Heuchler und der Zweizüngige, vor-

züglich in der Religion, so ungemein verhaßt. Für den Abtrünnigen, der offen und frei handelte, suchte er, wenn der Schritt geschehen war, Entschuldigungsgründe; den Scheinheiligen hingegen verachtete er. Auch das war in dem Sinne seines Lessings.

„Der Mann, der bei drohenden Gefahren, — sagt dieser — der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch „sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, „um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die „Wahrheit unter allerlei Larven und Masken an den Mann „zu bringen, der mochte wohl ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres, als einen solchen Kuppler der Wahrheit."

Seine Verfahrungsart, auf der einen Seite streng auf die Vorrechte der Vernunft zu halten, auf der andern keinem seiner Mitbrüder ein Aergerniß zu geben, wurde nur von den Wenigen seiner vertrauten Schüler ganz begriffen. Er ging ruhig seinen Gang, und vermied gern alle Kollisionen. Da er kein öffentliches Amt verwaltete, so hatte er nicht nöthig, sich gegen die sogenannten Frommen, oder gegen die sogenannten Freidenker zu vertheidigen. — Im vertraulichen Zirkel, wenn die Rede auf Reformen kam, rief er dem Feurigen, Raschen oft zu: Nichts übereilen! viel öfterer noch dem Besorglichen oder Aufgebenden: Nicht verzweifeln! alles hat seine Zeit und Stunde unter der Sonne. Nach diesen Maximen wirkte er, stets heiter, ruhig und Gott vertrauend. — In seinem hebräischen Kommentar zum Prediger, den er, ohne sich als Verfasser zu nennen, zum Besten lehrbegieriger Schüler herausgab (so heißt es auf dem Titelblatt), wagt er

es, diesem alten Werke eine neue Eintheilung zu geben, und in der Vorrede mit einer Eleganz, die auch seinem orientalischen Stil eigen war, seinen Lesern zu sagen, daß er bei seinen Erklärungen auch nichtisraelitische Bemerkungen benutzt habe. „Was ich in den Kommentarien der nichtisraelitischen Schriftsteller Gutes gefunden, — dieses ist sein buchstäblicher Ausdruck — habe ich als Hebe vor Gott herausgehoben: es soll heilig sein.“ Dieses war zu dieser Zeit eine überaus freimüthige Aeußerung. In seiner gehaltreichen Vorrede zum Pentateuch, ging er, und mit Nennung seines Namens, einen bedeutenden Schritt weiter, und empfahl seinen Mitbrüdern das Studium des sehr gelehrten aber auch sehr freisinnigen Werks des Hofraths Eichhorn in Göttingen, und dessen „Einleitung in das alte Testament.“ Ein Werk, welches eine Quelle der Erkenntniß und der Aufklärung für die studirende Jugend ward, und sie auf das ächte Studium der heiligen Urkunden überhaupt leitete. Sonderbar genug war die Erscheinung, daß, wenn auf der einen Seite er den feurigen muthigen Jünglingen in den Erklärungen zu den 5. B. Moses zu leise auftrat, seine innigen vertrauten Freunde für seine Kühnheit zitterten.

Aber auch von diesen wenigen Eingeweihten ruht der Mehrtheil mit ihm im kühlen Schooße der Erde. — — Wenn ihre Tugend sie in seine Umgebung geführt hat, wenn sie nun, überzeugt von der Unsterblichkeit, die er hienieden mit so vieler Wohlredenheit lehrte, mit ihm in jenen ewigen Gefilden fortdauern, wenn sie nun fortfahren, mit ihm nach Wahrheit zu ringen, um nach seiner Lehre in ihrer Erforschung die erwartete Seligkeit zu finden; wie ist ihr Loos so beneidenswerth!

Wie erleichtert dieſer gottſelige Gedanke den Uebergang in die ewige Wohnung der Wahrheit und des Friedens! —

Nach dieſem unwillkührlichen Ausbruche der Empfindungen bei der lebhaften Erinnerung eines dankbaren Schülers an einen unvergeßlichen Lehrer und Freund, der ſeinen Umgang funfzehn volle Jahre faſt täglich genoſſen hat, ſei vor der Hand auch dieſes Bruchſtück geſchloſſen. —

Ritualgeſetze der Juden,

betreffend

Erbſchaften, Vormundſchaftsſachen, Teſtamente und Eheſachen,

in ſo weit ſie das Mein und Dein angehen.

Entworfen von dem Verfaſſer der Philoſophiſchen Schriften, auf Veranlaſſung und unter Aufſicht

R. Hirſchel Lewin,
Oberrabbiners zu Berlin.

Berlin,
bey Chriſtian Friedrich Voß, 1778.

BIBLIOTHECA

Vorbericht
des Herausgebers.

Der hieſige Oberrabbiner Herr Hirſchel Levin, erhielt von Hofe den Befehl, die Ritualgeſetze der Juden, betreffend Erbſchaften, Teſtamente, Vormundſchaften auch Eheſachen, in ſo weit ſie das Mein und Dein angehen, in einen deutſchen Auszug zu bringen; und dem Königl. Juſtizdepartement zu überreichen; in der Abſicht, ſolchen den Gerichtshöfen, bey Entſcheidung dahin einſchlagender Streit-

fälle zwischen Juden und Juden, zur Richtschnur vorzulegen. Der Rabbi übertrug diese Mühewaltung dem Herrn Moses Mendelsohn, der sich derselben aus Freundschaft und Hochachtung für diesen Lehrer seiner Nation unterzog; wiewohl ihm die Arbeit ungewohnt und beschwerlich seyn muste, da die Rechtsgelehrsamkeit niemals eigentlich sein Studium gewesen. Der von ihm verfertigte Aufsatz ward indessen von dem Herrn Hirschel sorgfältig durchgesehen, nach seiner gründlichern Einsicht in die Rechtsgelehrsamkeit der Juden, durchaus berichtiget, und so angewiesenen Orts übergeben. Einige Räthe haben nunmehr den Auftrag, diese Schrift des Oberrabbiner zu untersuchen, und

auf

auf deren Bericht wird es vermuthlich ankommen, in wie weit ſolche unter öffentlichen Anſehen eingeführt werden, und in den königlichen Landen Geſetzeskraft erhalten wird. Vor der Hand begnügt man ſich dieſelbe blos als Privatbemühung eines Gelehrten bekannt zu machen, und glaubet dem Publikum dadurch keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen; da man in dieſem Fache noch wenig ausführliches in andern, als in rabbiniſcher Sprache aufzuweiſen hat, und die Fälle doch öfters vorkommen, da Rechte der Juden gegen Juden von Sachwaltern vertheidiget, und von Richtern entſchieden werden müſſen, die der rabbiniſchen Sprache und Gelehrſamkeit unkundig ſind. Ob nun zwar dieſer

Vorbericht.

Entwurf, wie in der Einleitung von dem Verf. selbst bemerkt wird, keinesweges hinreichend ist, in vorkommenden Fällen zu entscheiden, und mit Zuverläßigkeit Recht zu sprechen: so kann er doch aufmerksamen Lesern einiges Licht geben, und die Anwalde sowohl als die Richter in den Stand setzen, die von den rechtenden Partheien selbst beygebrachten, oder in Gutachten und Erkentnüssen der Rabbiner angeführten Gründe für und wider eine Parthey zu erwegen und mit Gründlichkeit zu beurtheilen.

Berlin den 1 Februar 1778.

der Herausgeber.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung . . 1

Erstes Hauptstük.

Von Erbschaftssachen.

Erster Abschnitt. Von Erbschaftssachen. ; 1

Zweyter Abschnitt. Von der Erbfolge. ; 4

Dritter Abschnitt. Von dem Rechte der Töchter an der Verlassenschaft. ; ; 11

Vierter Abschnitt. Von dem Rechte der Erstgeburt. ; 17

Fünfter Abschnitt. Von der Erbtheilung. ; 22

Inhalt.

Zweytes Hauptstük.

Von Vormundschaftssachen.

Erster Abschnitt. Von Vormundschaften. 1 21

Zweyter Abschnitt. Von Aufhebung der Vormundschaft. 36

Drittes Hauptstük.

Von Schenkungen und Testamenten.

Erster Abschnitt. Von Schenkungen überhaupt. 1 40

Zweyter Abschnitt. Von Schenkungen Todes halber und im gesunden Zustande. 1 51

Dritter Abschnitt. Von Testamenten. 1 1 61

Vierter

Inhalt.

Vierter Abſchnitt. Von Erklärung des Teſtaments. 70

Fünfter Abſchnitt. Wie Vermächtniſſe bezahlt werden. 78

Sechſter Abſchnitt. Von der Subſtitution oder Nacheinſetzung. 85

Viertes Hauptſtük.

Von Eheſachen in ſo weit ſie das Mein und Dein angehen.

Erſter Abſchnitt. Von der Ehe überhaupt. 92

Zweyter Abſchnitt. Von dem zur Ehe erforderlichen Alter. 98

Dritter Abſchnitt. Von den erſten Ehepakten oder Verlobungspakten. 101

Inhalt.

Vierter Abſchnitt. Wie die erſten Ehepakten aufgehoben werden. 112

Fünfter Abſchnitt. Von den zweyten Ehepakten oder Trauungspakten. 120

Sechſter Abſchnitt. Von den übrigen Inſtrumenten, welche bey der Trauung ausgefertiget zu werden pflegen. 127

Siebenter Abſchnitt. Von den Pflichten des Ehemannes gegen ſeine Frau. 134

Achter Abſchnitt. Von den Rechten des Ehemannes gegen ſeine Frau. 149

Neunter Abſchnitt. Von den Rechten des Ehemannes auf die Güter ſeiner Frau 157

Zehnter

Inhalt.

Zehnter Abſchnitt. Von zweifelhaften Gütern. 167

Eilfter Abſchnitt. Von dem Erbrechte des Ehemannes. 179

Zwölfter Abſchnitt. Von der Veräußerung der weiblichen Güter. 186

Dreyzehnter Abſchnitt. Von der Verpflegung der Wittwen. 198

Vierzehnter Abſchnitt. Von der Verpflegung der Töchter. 202

Funfzehnter Abſchnitt. Von Hebung der weiblichen Gerechtſame. 205

Sechszehnter Abſchnitt. Von dem Objekt der Eheverſchreibungsrechte. 215

Siebenzehnter Abſchnitt. Wie die Ehefrau ihrer ehelichen Gerechtſame verluſtig werden kann. 225

Anhang.

Inhalt.

Anhang.

Formulare jüdiſcher Kontrakte.

A. die erſten Ehepakten, oder der Verlobungs Kontrakt. 231

B. die zweyten Ehepakten, oder der Trauungskontrakt. 236

C. die Eheverſchreibung. 243

D. Vermehrungsbrief. 248

E. Chalitzahbrief. 252

F. Verſchreibung des halbmännlichen Erbtheils. 257

Einlei-

Einleitung.

Die Geſetze und Religionsgebräuche der heutigen Juden gründen ſich Theils auf das ſchriftliche, und Theils auf das mündliche Geſetz. Das ſchriftliche Geſetz iſt in den fünf Büchern Moſes enthalten. Alle Verordnungen, die in denſelben vorkommen, werden noch in jetzigen Zeiten für verbindlich gehalten; (nehmlich in Abſicht auf die Kinder der Iſraeliten, denen das Geſetz gegeben worden, d. i. in Abſicht auf die

die heutigen Juden) diejenigen ausgenommen, die entweder auf das gelobte Land, auf den Tempel und den Gottesdienſt in demſelben, oder auf das hohe Gericht zu Jeruſalem, eine unmittelbare Beziehung haben: z. B. diejenigen göttlichen Verordnungen, welche den Landbau, die Abgaben von den Landfrüchten, die Opfer und die Reinigung betreffen; ferner die Leibes- und Lebens-Strafen, Geißelzucht u. ſ. w. welche alle ſeit der Zerſtörung des Tempels und Aufhebung des hohen Gerichts von ſelbſt aufgehört haben. Alle übrigen in der Schrift vorkommenden Geſetze und Verordnungen werden von uns als Befehle Gottes von immerwährender Verbindlichkeit gehalten.

Das mündliche Geſez enthält

1.) Erklärungen, und

2.) Nähere

2.) Nähere Bestimmungen der schriftlichen Gesetze, welche durch mündliche Ueberlieferung vom Moses herrühren, oder

3.) Durch Argumentation, nach den durch Ueberlieferung festgesetzten Regeln der Schrifterklärung, heraus gebracht worden.

4.) Satzungen der Propheten und spätern Weisen der Nation, die Schonungsgesetze genannt werden, wodurch man nehmlich von den Verboten der Heiligen Schrift selbst in einiger Entfernung gehalten wird; und endlich

5.) Die von eben diesen großen Männern getroffenen Einrichtungen und festgesetzten Gebräuche, die von der gesamm-

sammten Nation angenommen worden sind.

Alle diese Lehren und Verordnungen haben sich von Moses Zeiten an, blos durch mündlichen Unterricht, und Ueberliefrung von Lehrer zu Schüler fortgepflanzt, ohne daß davon ein öffentliches Werk zum Vorscheine gekommen wäre, und bey der Nation Autorität erlangt hätte, bis um die Mitte des vierzigten Jahrhunderts nach Erschaffung der Welt (oder des zweyten Jahrhunderts nach Christl. Zeitrechnung) zu den Zeiten des R. Jehuda hannasie. Dieser große Lehrer der Nation trug das Wichtigste von allen Traditionen bis auf seine Zeit, die Sprüche und Lehren der Weisen, ihre verschiedene Meynungen und Urtheile, wo sie getheilt sind, zuweilen mit, zuweilen auch ohne

ohne Entſcheidung, u. ſ. w. in ſechs Bücher zuſammen, die unter dem Namen der Miſchnah bekannt ſind, und davon das erſte Buch von den Geſetzen in Abſicht auf die Pflanzen und Früchte; das zweyte von den Feſttagen; das dritte von den Ehegeſetzen und Gelübden, in ſo weit in Abſicht auf dieſelben zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlechte, wie nicht weniger zwiſchen verheyratheten und unverheyratheten Weibsperſohnen ein Unterſchied zu machen; das vierte, von Civilgeſetzen und deren Verwaltung; das fünfte von Heiligthümern und das ſechſte von Reinigungsgeſetzen handelt.

Einige von ſeinen Schülern und Nachfolgern haben zwar noch andere Sammlungen von dieſer Art veranſtaltet; allein keine

derſelben hat ſolchen allgemeinen Beyfall und die uneingeſchränkte Autorität bey der ganzen jüdiſchen Nation erhalten, als die Miſchnah. Dieſe ward in allen Schulen gelehrt, in allen Gemeinen als das Hauptgeſetzbuch der Nation eingeführt, und die Bemühungen der Gelehrten giengen blos dahin, dieſelbe zu erklären, die der Kürze halber dunkele Stellen ins Licht zu ſetzen, anſcheinende Widerſprüche zu heben, und Fälle, die in der Miſchnah nicht vorkommen, durch Argumentation aus derſelben herzuleiten; woraus in den folgenden Zeiten, und zwar etwa funfzig Jahr nachher, durch Rabbi Johanan die Jeruſalemſche Gemara, zwey hundert Jahr aber nach dem Beſchluße der Miſchna, durch R. Abina und R. Aschi, die Babyloniſche Gemara entſtanden iſt. Dieſe Sammler der Gemara haben nemlich

lich, jener in der Jeruſalemſchen und dieſer in der Babyloniſchen Schule, dasjenige in Anſehung der Rabbinen nach R. Jehuda hannaſie Zeiten gethan, was er ſelbſt in Abſicht auf die Rabbiner geleiſtet, die vor ſeiner Zeit gelebt haben. Sie haben ihre Erklärungen der Miſchna, ihre Lehren, Satzungen, verſchiedene Meinungen, Zweifel und Entſcheidungsgründe, nach Ordnung der Miſchnah, zuſammen getragen und bekannt gemacht. Die Miſchna nebſt der Gemara heißt der Talmud. Der Babyloniſche Talmud iſt um die Mitte des drey- und vierzigſten Jahrhunderts nach Erſchaffung der Welt beſchloſſen, und von der geſammten Nation, als die Quelle des mündlichen Geſetzes angenommen worden.

R. Moſes Majemonsſohn der im funfzigſten Jahrhundert nach Erſchaffung der Welt

(im zwölften Jahrhundert Chriſtlicher Zeitrechnung) lebte, hat aus dem Talmud, mit Weglaſſung aller Streitigkeiten und Unterſuchungen, blos die Sätze ausgezogen, in ein zuſammenhangendes Syſtem gebracht und unter dem Titul Jad chasakah, ein vollſtändiges Geſetz- und Ritual-Buch heraus gegeben, das ungemeinen Beyfall erhalten, aber auch manchen Widerſpruch gefunden, und daher nicht durchgehends die Autorität eines Geſetzbuches erlangt hat.

Das Werk, nach welchem ſich die heutigen Juden ſowohl in Civil- als in ritual-Sachen mehrentheils richten, iſt der Schulchan Aruch des R. Joſeph K, mit den Zuſätzen des R. Moſes Iſraels, welches in dem vier und funfzigſten Jahrhundert (im ſechszehnden Jahrhundert nach Chriſtlicher Zeitrechnung) verfertiget worden iſt. Dieſes ent-

enthält blos diejenigen Geſetze und Gebräuche, welche noch jezt im Schwange ſind, mit Hinweglaſſung der Acker- Opfer- und Reinigungs-Geſetze, u. a. m. die nach der Zerſtörung des Tempels haben aufhören müſſen, und beſtehet aus 4 Theilen, davon der erſte, Orach Chajim, von Religionsgebräuchen; der zweyte Joreh Deah, vom Erlaubten und Verbotenen; der dritte Ebenhaſer, von Eheſachen, und der vierte choſchen ham miſchpat, von Recht und Unrecht handelt.

Folgende Geſetze und Gebräuche der heutigen Juden, in Erbſchaft- Vormundſchaft- Teſtament- und Eheſachen, in ſo weit ſolche das Mein und Dein angehen, ſind hauptſächlich aus dieſem Schulchan Aruch, und zwar was Erbſchaften, Vormundſchaften und Teſtamente betrift, aus dem

vierten, die Ehesachen aber größten Theils aus dem dritten Theile, in einer zu unserer Absicht bequemen Ordnung, gezogen worden. Da indeßen die Verfaßer des Schulchan Aruch zwar als Männer von sehr erleuchteten Einsichten und heiligen Sitten in großen Ansehen bey der Nation stehen, aber doch keine gesetzgebende Gewalt haben, auch nicht schlechterdings für unfehlbar gehalten werden; so können ihre Ausspruche und Entscheidungen zweifelhafter Sätze nur gültig seyn, in so weit sie sich auf den Talmud selbst oder auf richtige Argumentationen aus demselben gründen, oder wenigstens denselben nicht zuwider sind. Wenn aber spätere Lehrer des Rechts, in ihren Schriften zuweilen nöthig gefunden, von den Decisionen des Schulchan Aruchs abzugehen, und ihre Behauptungen durch triftige Gründe aus dem Talmud

mud dargethan haben; ſo hat auch der Gebrauch ſich nach ihnen lenken, und von dem Schulchan Aruch abweichen müſſen. Daher bey Verfertigung dieſer Ritualgebräuche, auſſer dem Schulchan Aruch noch viele andere ſpätere Rabbinen haben zu Rathe gezogen, und in zweifelhaften Fällen allezeit auf die Quellen ſelbſt, nemlich auf den Talmud und die Commentatoren deſſelben Rückſicht genommen werden müſſen. Wo wir keine Entſcheidungsgründe für eine von den Meinungen gefunden, da haben wir ſolches angezeigt, und muß es in ſolchen Fällen auf die Einſicht des Richters ankommen, auf welcher Seite er die mehreſten und wichtigſten Wahrheitsgründe zu finden glaubet; hauptſächlich aber wird in ſolchen Fällen darauf geſehen, welche von den Partheyen im Beſitz der ſtreitigen Sache iſt. Denn wenn auf

beyden Seiten wichtige Autoritäten anzutreffen ſind; ſo iſt ein dubium juris, wie ein dubium facti anzuſehen, und der Innhaber der Sache hat das Vorrecht. Von dieſer Rechtsregel der Berufung auf eine wichtige Autorität (קים לי) haben wir in einer Note etwas ausführlicher gehandelt, und dabey die Einſchränkungen angeführt, welche ſie in der Ausübung leidet.

Wir haben uns, bey Verfertigung dieſer Abhandlung, blos die Abſicht vorſetzen können, von unſern Gebräuchen in Anſehung der vorgeſchriebenen Materien, einen ausführlichen und auch einem der hebräiſchen Sprache unkundigen Leſer durchaus verſtändlichen Bericht abzuſtatten. Wir müſſen aber geſtehen, daß wir unſere Ausarbeitung allein keinesweges für hinlänglich halten, in vorkommenden Fällen nach derſelben zu erken-

nen

nen und mit gehöriger Ueberzeugung Recht zu ſprechen. Ja wir erklären uns ſelbſt für unfähig, ein ſolches Geſetzbuch zu Stande zu bringen, woraus ein Richter, der des Talmuds und der jüdiſchen Rechtsgelehrſamkeit überhaupt unkundig iſt, ſollte Recht ſprechen und die vorkommende Streitſachen gehörig entſcheiden können. Die Gründe hievon ſind mancherley und wir begnügen uns die vornehmſten davon anzuführen.

1.) Die hier berührten Materien ſtehen mit andern Hauptſtücken der Rechtsgelehrſamkeit in einer Theils unmittelbaren, Theils mittelbaren Verbindung; dergeſtalt, daß wir den dritten und vierten Theil des Schulchan Aruchs hätten völlig überſetzen müßen, um in den abgehandelten Materien ſo vollſtändig und

ausführlich zu seyn, als zu einem solchen Behufe nöthig seyn würde.

Wir haben z. B. die Lehre von Testamenten nicht abhandeln können, ohne die Lehre von Schenkungen überhaupt zu berühren, (Cap. 3. Abschn. 1.) und die Grundsätze derselben voraus zu schiken; weil die Vermächtniße in Testamenten gröstentheils als Schenkungen anzusehen sind. Wir haben uns aber, nach unserer Absicht, begnügen können, die Lehre von Schenkungen blos summarisch anzuführen. Allein für einen Richter, der in vorkommenden Fällen darnach zu erkennen im Stande seyn wollte, würden wir dieses Hauptstük viel umständlicher und ausführlicher haben abhandeln müssen. Eben so nöthig wäre es gewesen, die Lehre von Besitznehmung

mung, von Hypotheken, von Tauſchhandel, von Kaufen und Verkaufen, von Geſellſchaften, u. a. m. in ihrem ganzen weitläuftigen Umfange mit auszuführen; weil die Erben in Abſicht auf die Verlaſſenſchaft, und der Ehemann in Abſicht auf die weiblichen Güter, in den Rechten, in einigen Punkten wie Käufer, in andern wie Socii, angeſehen werden. Endlich ſtehen alle diejenigen Capitel des dritten Theils des Schulchan Aruchs, welche Formalien betreffen, und ſehr weitläuftiges Umfanges ſind, mit dieſen Materien wiederum in genauer Verbindung, und haben auch auf die Materialien des Rechts einen wichtigen Einfluß. Wir würden alſo auch dieſe haben mit ausarbeiten, und überhaupt in eine ecelhafte Weitläuftig-

tigkeit verfallen müſſen, wenn wir die abgehandelten Materien hätten ſo ausführen ſollen, wie ſie der Urtheilsfähler, der keine andere Schriften zu Rathe ziehen kann, zu wiſſen nöthig hat.

2.) Bey Anwendung eines jeden Geſetzes auf beſondere Falle iſt hauptſächlich darauf zu ſehen, ob die Umſtände des vorliegenden Falles mit den Bedingungen des Geſetzes genau übereinkommen; wie die mindeſte Abänderung in den Bedingungen des Subjekts zuweilen eine Veränderung des Prädikats nach ſich ziehen kann. Dieſes gehörig zu beurtheilen, muß man den Geiſt und die Quelle des Geſetzes beſtändig vor Augen haben, und immer auf dieſelbe zurück gehen können, wenn uns die Worte des Geſetzes in Zweifel laſſen.

ſen. Nun erkennen wir einzig und allein den Talmud für die Quelle unſeres mündlichen Geſetzes, d. i. des größten Theils unſerer Religionsgebräuche und Geſetze überhaupt. Daher man ohne genaue Kenntniß des Talmuds und der Kommentatoren derſelben, unmöglich nach unſern Geſetzen Recht ſprechen kann.

3.) Wenn ſich der Innhaber der ſtreitigen Sache auf eine wichtige Autorität beruft, um ſich bey dem Beſitze zu ſchüzen, ein Behelf, von welchem bereits im Vorhergehenden geſprochen worden, und in folgenden Cap. etwas umſtändlicher gehandelt werden ſoll; ſo muß der Richter dieſe für den Beſitzer ſtreitende Autoritäten genau kennen, und mit den entgegenſtehenden Au-

Autoritäten zu vergleichen wiſſen, welche Vergleichung, ſo wohl der Menge als dem Gewichte nach, angeſtellt werden muß. Der Richter muß alſo in dieſem Falle, außer dem Geſetzbuche, auch die übrigen Schriftſteller, die von Erheblichkeit ſind, und auf welche ſich der Innhaber beziehen kann, ſehr gut kennen, und ihr Anſehen zu ſchätzen wiſſen.

4.) Endlich hänget zuweilen das Recht von dem Ausdrucke ab, der von der Sprache unzertrennlich iſt, und ohnmöglich mit der gehörigen Genauigkeit in eine andere Sprache übertragen werden kann. Dergleichen Fälle kommen in folgender Abhandlung ſehr oft vor; wie z. B. bey Schenkungen und Vermächtniſſen, da es darauf ankömmt;

kömmt; ob der Ausdruk, deſſen ſich der Teſtirer bedienet hat, eine Schenkung, oder eine Erbſchaft introvire; (Cap. 1. Abſchn. 2. §. 8.) ob er ſich eines bejahenden, oder verneinenden Ausdruks bedienet (daſelbſt; ob er das Zeitwort der Schenkung in der gegenwärtigen, oder zukünftigen Zeit gebraucht (Cap. 3. Abſchn. 1. §. 4.) ferner bey einem bedinglichen Contracte; ob auch die Bedingung in gehöriger Form ausgedruckt worden, (Cap. 3. Abſchn. 1. §. 9.) wie nicht weniger was bewegliche Güter, oder liegende Gründe heiße (Cap. 3. Abſchn. 4. §. 10.;) ferner bey der Trauung (Siehe Cap. 4. Abſchn. 1. §. 1.) da wir die bey der Trauung gültige Redensarten zwar einigermaſſen ins Deutſche

sche zu übertragen gesucht haben; aber wie wir aufrichtig gestehen müssen, selbst nicht versichert sind, daß die Worte in der deutschen Sprache genau von derselben Bedeutung und von demselben Umfange sind, wie die hebräischen, die wir durch dieselben zu versichen geben wollen. Ja, in allen Fällen, wo der Umfang und die Nebenbedeutung der Worte von solcher Wichtigkeit sind, ist es eine fast unmögliche Sache, dieselbe mit aller Treue und Genauigkeit in eine andere Sprache zu übersezen. Daher in allen diesen Fällen der Urtheilssprecher nothwendig die Grundsprache verstehen muß.

Aus diesen Gründen, denen noch verschiedene von nicht geringer Erheblichkeit hinzugefügt werden können, erhellet schon zur Genü-

Gnüge, wie wenig wir im Stande gewesen, die Ritualgesetze so deutlich ins Licht zu sezzen, daß in Rechtssachen, die davon abhängen, schlechterdings nach unserm Berichte allein möge geurtheilt werden können. Wir halten vielmehr für unumgänglich nothwendig, daß ein Urtheilsverfasser in Rechtssachen, die von jüdischen Ritibus abhängen, nicht nur die hebräische Sprache verstehe, sondern auch den Talmud und die übrigen Gesetz- und Ritualbücher der Juden mit Fleiß studirt habe, um den Geist und die Gründe eines jeden Gesetzes deutlich vor Augen zu haben, und nöthiges Falles, die Quelle des Gesetzes zu Rathe ziehen zu können. Wohl aber kann folgende Abhandlung dazu dienen, einem der hebräischen Sprache unkundigen Rechtsgelehrten von unsern Ritualgesezzen, in so weit sie das Mein und Dein angehen,

einen hinlänglichen Begriff zu machen, und ihn in den Stand zu ſetzen, die von einem Urtheilsverfaſſer angeführte Urtheilsgründe zu verſtehen, und richtig zu beurtheilen. Dieſes war die Richtſchnur, der wir bey der Ausarbeitung gefolgt ſind, und aus dieſem Geſichtspunkte allein müſſen wir wünſchen angeſehen und beurtheilt zu werden.

Berlin den

Erſtes Hauptſtück.

Von Erbſchaften.

Erſter Abſchnitt.

Von der Erbſchaft überhaupt.

§. 1.

Die männlichen Perſonen ſchließen die weiblichen, welche dem Erblaſſer in demſelben Grade verwandt ſind, von der Erbſchaft ſchlechterdings aus.

Wenn alſo, jemand Söhne und Töchter hinterläßt; ſo theilen ſich die Söhne in deſſen Verlaſſen-

schaft, mit Ausschliessung der Töchter. Hat er aber keine Söhne oder Söhnes-Kinder hinterlassen; so erben die Töchter und geben den männlichen Erben in aufsteigender Linie vor.

§. 2.

Diese Ausschliessung findet nicht Statt: Wenn eine weibliche Person an die Stelle der männlichen tritt, und ihre Rechte übernimmt. In diesem Falle wird sie selbst erbfähig. Wenn z. B. einer von den Brüdern verstirbt und blos Töchter hinterläßt; so treten diese an die Stelle ihres verstorbenen Vaters, und bekommen dessen Antheil von der Verlassenschaft ihres Großvaters. Sie werden also in diesem Falle von ihren Vaterbrüdern nicht ausgeschlossen; weil sie ihren Vater, als eine erbfähige Person bey der Erbschaft vorstellen. Alle Töchter dieses Verstorbenen zusammen aber erben nicht mehr, als den Antheil ihres Vaters, dessen Erbrecht sie sämmtlich übernehmen.

§. 3.

§. 3.

Ueberhaupt treten die Nachkommen einer erbfähigen Person allezeit an ihre Stelle, bekommen derselben Antheil an der Verlassenschaft, und schiessen alle diejenigen aus, welche die verstorbene Person selbst ausgeschlossen haben würde, wenn sie am Leben gewesen wäre.

§. 4.

Personen, die bloß von mütterlicher Seite verwandt sind, erben einander niemahls.

§. 5.

Die Kinder können die Mutter, aber nicht die Mutter die Kinder erben.

Zweyter Abschnitt.

Von der Erbfolge.

§. 1.

Wenn ein Vater stirbt, so fällt sein Vermögen seinen Söhnen, und den Sohneskindern, und Kindeskindern anheim, die die Stelle der Söhne vertreten, das heißt, den Sohnessöhnen, wenn die Söhne verstorben sind, und in deren Ermangelung den Sohnestöchtern und ihren Nachkömmlingen. Ein Vater z. E. hat drey Söhne und eine Tochter; zwey Söhne sterben bey seinen Lebzeiten, der eine hinterläßt zwey Töchter, und der andere einen Sohn und eine Tochter. Wenn nun der Vater stirbt; so gehet zuförderst dessen Tochter leer aus, indem sie von den männlichen Erben ausgeschlossen wird; der Sohn bekömmt ein Drittel des Vermögens; der Sohnes-

sohn

ſohn ſchließt ſeine Schweſter aus, tritt an die Stelle ſeines verſtorbenen Vaters, und bekömmt gleichfalls ein Drittel; die beyden Sohnestöchter übernehmen zuſammen die Rechte ihres Vaters und bekommen jede ein Sechstel.

§. 2

In Ermangelung der Söhne und deren Nachkommen, erben die Töchter und deren Nachkommen.

Anmerk. Die Töchterſöhne ſchließen die Tochtertöchter, die ihre Schweſtern ſind, von der Erbſchaft aus; die Söhne einer Tochter können aber die Tochter einer andern Tochter nicht ausſchlieſſen.

§. 3.

Hinterläßt einer aber keine Kinder, Kindeskinder, u. ſ. w. ſo erbt deſſen Vater, und in deſſen Ermangelung die Nachkommen deſſelben, als die Brüder, oder in Ermangelung derſelben die Schweſtern des Verſtorbenen und deren Kinder und Kindeskinder, die ihre Stelle vertreten, wie oben §. 1.

§. 4.

Sind keine Nachkommen des Vaters am Leben: so fällt die Erbschaft dem Großvater, und in dessen Ermangelung, seinen Nachkommen, als den Vatersbrüdern, oder in Ermangelung derselben, Vaterschwestern und ihren Nachkömmlingen anheim.

Anmerk. Es wird also in der Erbfolge diese Ordnung beobachtet: 1) Die Söhne, 2) Ihre Nachkommen. 3) Die Töchter. 4) Ihre Nachkommen. 5) Der Vater. 6) Die Brüder. 7) Deren Nachkommen. 8) Die Schwestern. 9) Deren Nachkommen. 10) Der Großvater. 11) Die Vaterbrüder. 12) Deren Nachkommen. 13) Die Vaterschwestern. 14) Deren Nachkommen u. s. w.

§. 5.

Die ehelichen Kinder und Verwandten schließen die unehelichen, und selbst diejenigen, die im Blutschande geboren sind, nicht aus; jedoch muß die Mutter frey und von der Nation seyn. Ist sie aber eine Sklavinn oder nicht von der Nation; so

wird

wird in allen Ritualſachen das Kind der Mutter, und nicht dem Vater zugeſchrieben; daher es auch den Vater nicht erben kann, wenn auch ſonſt keine Erben vorhanden ſind.

§. 6.

Wenn eine verwittwete oder von ihrem Manne verſtoßene Frau ſtirbt, ſo erben ihr ihre Kinder, und findet hier dieſelbe Ordnung in der Succeſſion Statt, die oben §. 4. angeführet worden, ſo daß den Kindern und ihren Nachkommen der Vater, und deſſen Nachkommen und Vorfahren in der Ordnung folget.

§. 7.

Dieſes iſt zu verſtehen, wenn das Kind auch nur eine geringe Zeit länger, als die Mutter gelebet und alſo dieſelbe würklich geerbt hat. In dieſem Falle werden die Verwandten mütterlicher Seite, vermöge §. 4. und 5. ausgeſchloſſen und es erben die Verwandten väterlicher Seite. Iſt aber

das Kind bey seiner Mutter Lebzeiten gestorben, oder als eine unreife Geburt zur Welt gekommen, so fällt die Erbschaft ihrem, der Mutter Vater und dessen Descendenten und Ascendenten anheim.

§. 8.

Diese Ordnung in der Erbfolge findet indessen nur Statt, wenn der Erblasser nicht testiret hat. Es stehet aber einem jeden frey, über sein Vermögen nach Gutdünken zu verordnen, und solches unter die Erben nach Wohlgefallen zu vertheilen, oder auch Fremden zu vermachen. Jedoch ist dabey folgendes zu unterscheiden. Unter der Benennung eines Geschenkes kann man von dem Seinigen vermachen, wem und so viel man will, und findet in diesem Falle keine Einschränkung Statt. Ist aber die Benennung einer Erbschaft gebraucht worden; so müssen folgende Regeln beobachtet werden:

1, Man

1) Man kann niemand zum Erben machen, der nicht rechtmäßiger Erbe iſt, auch keinen rechtmäßigen Erben directe ausſchlieſſen.

2) Man kann aber den Antheil eines rechtmäßigen Erben vergröſſern, ſo viel man will, auch ihn zum Univerſalerben einſetzen, wenn dadurch dem Rechte der Erſtgeburt, das unveränderlich iſt, kein Eintrag geſchiehet.

Es ſind daher bloß die bejahenden Ausdrücke eines ſolchen Teſtaments gültig, als z. B. Dieſer mein rechtmäßiger Erbe ſoll ſo und ſo viel erben; indem dadurch die Enterbung blos indirecte geſchiehet: die verneinenden, oder directe ausſchließenden Ausdrücke hingegen z. B. Dieſer mein rechtmäßiger Erbe ſoll gar nichts, oder weniger erben, ſind ungültig.

3) In gesunden Tagen kan man über sein Vermögen nur als Geschenke, nicht aber, als Erbschaft, testamentarisch verordnen.

4) Die schriftliche Verschenkung des gesammten Vermögens an eines von den Kindern, hat in gewissen Fällen, und wenn nicht ausdrücklich anders verordnet worden, nur die Kraft der Einsetzung zum Vormunde, wovon unten umständlicher gehandelt werden soll.

In Beurtheilung der Gültigkeit einer solchen testamentarischen Verordnung, kömmt, wie aus vorigen §pho erhellet, sehr viel auf den Ausdruck an, und muß der Richter eine genaue Kenntniß der hebräischen Sprache mit der Rechtskunde verbinden, der in vorkommenden Fällen entscheiden will.

Drit-

Dritter Abſchnitt.

Von dem Rechte der Töchter an der Verlaſſenſchaft.

§. 1.

Die Töchter können nicht anders erben, als wenn keine Brüder vorhanden ſind; wenn aber Brüder da ſind, ſo werden die von der Erbſchaft ausgeſchloſſenen Töchter von dem väterlichen Vermögen verpfleget und unterhalten, ſo lange ſie minderjährig und unverheirathet ſind, und muß, wenn die Brüder zur Theilung ſchreiten wollen, dafür geſorget werden, daß ſo viel zurück bleibet, als zur Verpflegung der Schweſtern erfordert wird. Indeſſen, wenn den Brüdern hierin zu trauen iſt, ſo kann man ihnen die Sorge wegen der Verpflegung überlaſſen, und die Theilung vor ſich gehen laſſen. Hierin haben die Töchter ſo gar einen Vor-

zug vor den Söhnen; denn wenn das väterliche Vermögen nicht hinreichet, sie sämmtlich zu verpflegen, so werden die Töchter verpfleget und die Söhne abgewiesen.

Anmerk. Dieser Satz wird von allen eingeräumet, wenn die Verlassenschaft blos in unbeweglichen Gütern besteht. Hat der Vater aber auch bewegliche Güter hinterlassen, so wollen einige Rabbiner den Söhnen ein gleiches Recht auf dieselbe, in Absicht auf die Verpflegung zuschreiben. Die Wittwe aber gehet den Töchtern vor, sowohl in Absicht auf ihr Eingebrachtes, als auf die ihr gebührende Verpflegung; jedoch sind, in Absicht auf letztere, die Meinungen der Rabbiner getheilt.

§. 2.

Dieses Verpflegungsrecht der Töchter findet nur alsdenn Statt, wenn sie nicht erben. Wenn aber blos Töchter hinterlassen worden, und diese also die Verlassenschaft erben; so kann die Theilung vorgenommen werden, und die Töchter zehren jeder von dem Ihrigen.

§. 3.

§. 3.

Ferner bekommen die nicht erbende Töchter auch, bevor zur Erbtheilung geſchritten werden kan, jede eine Standes und Vermögensmäßige Mitgift und Ausſteuer, auf welche ſie jedoch vor ihrer Heirath keinen Anſpruch machen können. Dieſe Mitgift und Ausſteuer wird ordentlicher Weiſe durch folgende Regel beſtimmt: Die erſte zu verheyrathende bekömmt den zehnten Theil der Verlaſſenſchaft zur Mitgabe und Ausſteuer, die zweite den zehnten Theil des Ueberreſtes. Jedoch müſſen die Richter die Beſchaffenheit der Umſtände, und die daraus vermuthliche Willensmeynung des Erblaſſers, dabey in Betrachtung ziehen, und die vorhin angeführte Regel vom zehnten, nach Maaßgebung dieſer Vermuthung, einſchränken, und den Töchtern nicht mehr, wie einige wollen, auch nicht weniger ausſetzen, als der Vater wahrſcheinlicher Weiſe ſelbſt gethan haben

würde.

würde. So, wenn der Vater bey Lebzeiten eine Tochter ausgestattet, und es nicht bekannt, daß sich dessen Vermögensumstände nachher geändert hätten; so wird jeder hinterlassenen unverheyratheten Tochter, wenigstens nicht mehr, und wie einige Rabbiner wollen, auch nicht weniger zur Mitgift und Aussteuer gegeben. Eine gleiche Bewandniß hat es, wenn andere Muthmaßungen vorhanden, aus welchen die Denkungsart des Erblassers gegen seine Töchter zu schliessen ist.

§. 4.

Das Verpflegungsrecht wird als ein Artikel des Ehekontrakts angesehen, und findet nur in Absicht auf das väterliche, nicht aber in Absicht auf das mütterliche Vermögen Statt. Ob aber das Recht der Töchter auf Mitgift und Aussteuer, auch in Absicht auf das mütterliche Vermögen Statt finde, ist nicht entschieden.

§. 5.

§. 5.

Wenn keine Söhne vorhanden sind, und also die Töchter erben, so haben die bey Lebzeiten des Vaters unverheiratheten Töchter weder Mitgift, noch Aussteuer zum voraus zu fordern, und gehen sie alle zu gleichen Theilen.

§. 6.

Es ist ein durchgehends eingeführter Gebrauch, daß die Eltern den Töchtern bey ihrer Verheirathung, das halbe Erbtheil eines nachgebohrnen Sohnes an ihren beweglichen Gütern verschreiben, und wird ihnen dieses auf folgende Weise versichert. Man setzet eine gewisse Summe fest, die der Tochter in Form eines Schuldgeständnisses verschrieben wird, läßt aber den Söhnen die Wahl, ob sie lieber diese Summe bezahlen, oder der Tochter den halben Antheil eines nachgebornen Sohnes, an allen beweglichen Gütern überlassen wollen, worüber sie sich nach dem Tode des

Vaters

Vaters, und aufgenommener Inventur zu erklären haben.

§. 7.

Es ſtehet den Söhnen frey, die nachgelaſſenen Paſſivſchulden von den unbeweglichen Gütern der Verlaſſenſchaft zu bezahlen, und dadurch das Erbrecht der Töchter zu vermindern.

Vier-

Vierter Abſchnitt

Von dem Recht der Erſtgeburt.

§. 1.

Wenn des Vaters erſtgebohrnes Kind männlichen Geſchlechts iſt, ſo bekömmt es an deſſen Verlaſſenſchaft einen doppelten Antheil, ſo wohl von beweglichen, als unbeweglichen Gütern. Von fünf Söhnen, z. B. bekömmt der erſtgeborne ein Drittel und die übrigen vier Söhne, jeder ein Sechstel von der väterlichen Verlaſſenſchaft.

Anmerk. Der erſtgeborne hat daher auch von den Paſſivſchulden des Erblaſſers einen doppelten Antheil zu tragen.

§. 2.

Bey der Verlaſſenſchaft der Mutter, findet kein Recht der Erſtgeburt Statt.

Anmerk. Es kömmt in Abſicht auf die Erbſchaft alles auf den Vater an. Wenn das Kind auch nicht das erſtge-

 borne

borne der Mutter, und nur das erſtgeborne des Vaters iſt, ſo bekommt es gleichwohl ſeinem gedoppelten Antheil.

§. 3.

Wenn das erſtgeborne Kind vor der Theilung verſtorben, ſo fällt das Recht der Erſtgeburt auf ſeine Nachkommen, und ceſſirt völlig, wenn es keine Nachkommen hinterlaſſen. Indeſſen ſtehet es bey dem Erſtgebornen, das Recht der Erſtgeburt nach des Vaters Tode zu verkaufen, oder zu verſchenken und dadurch auf einen andern zu übertragen.

§. 4.

Der erſtgeborne Sohn muß ſeinen Anſpruch auf das Recht der Erſtgeburt vorbringen, bevor noch die würkliche Theilung ihren Anfang genommen. So bald er aber hat geſchehen laſſen, daß einiges von der Verlaſſenſchaft zu gleichen Theilen vertheilet worden, ohne darwider zu proteſtiren: ſo wird dieſes als eine Verzicht auf das Recht der Erſtgeburt ange-

angeſehen, und fällt ſolches auch in Abſicht des übrigen noch nicht getheilten Gutes hinweg.

§. 5.

Das Recht der Erſtgeburt erſtrecket ſich nur auf dasjenige, was der Vater vor ſeinem Tode würklich beſeſſen hat, nicht aber auf dasjenige, was ihm erſt nachher als ein Erbgut zugefallen, auch nicht auf des Vaters Activſchulden, es mögen ſolche in Buchſchulden, Handſchriften, auch Wechſel und hypothecariſchen Obligationen beſtehen, es ſey denn, daß der Vater ein Unterpfand würklich im Händen gehabt.

§. 6.

Den nachgebornen Kindern kann man nicht auflegen die Paſſivſchulden der Maſſe durch Activſchulden zu tilgen, und ſtehet es bey ihnen, ſolche zur Verringerung des Erſtgeburtsrechts durch Effecten zu tilgen.

§. 7.

Der Erstgeborne kann auf das Recht der Erstgeburt Verzicht thun, und in diesem Falle trägt er zu den väterlichen Passivschulden auch nur einen einfachen Theil bey, und wenn die übrigen Brüder minderjährig oder abwesend sind, so werden die Gläubiger des Vaters mit dem Ueberreste ihrer Forderungen zur Geduld verwiesen. So auch die Gläubiger des Erstgebornen selbst, müssen sich diese Verzicht gefallen lassen, obgleich sonst kein Erbe zum Schaden seiner Gläubiger auf seine Erbschaft nach dem Tode des Erblassers Verzicht thun kann.

§. 8.

Bey Zwillingskindern, die nach des Vaters Tode zur Welt kommen, findet kein Recht der Erstgeburt Statt. Sind sie aber bey des Vaters Leben zur Welt gekommen; so hat dasjenige Kind das Erstgeburtsrecht, von welcher die Geburtshelferin so gleich nach der Niederkunft, oder die Mutter in den

den erſten ſieben Tagen nach der Niederkunft, bezeugen, daß es zuerſt auf die Welt gekommen. Nach Verfließung dieſer Zeit aber, kommt es auf den Vater an, und iſt in zweifelhaften Fällen derjenige Sohn für den erſtgebohrnen zu achten, den der Vater dafür angenommen hat. Hierbey kommen verſchiedene Fälle vor, die man hier nicht ausführlich angeben kann.

Fünfter Abſchnitt.

Von der Erbtheilung.

§. 1.

Bevor die Theilung geſchehen, werden die Kinder gemeinſchaftlich aus der Verlaſſenſchaft unterhalten, obgleich dieſes mehr, jenes weniger, zu ſeiner Unterhaltung bedarf.

Anmerk. Wenn einige Kinder unmündig ſind, ſo iſt die Meynung der Rabbiner getheilt, und wollen einige derſelben, die Erwachſenen müßten das erſetzen was ſie mehr verzehret haben, als die Unerwachſenen.

§. 2

Wenn der Vater erwachſene und unerwachſene Söhne hinterlaſſen, und die erwachſenen haben die gemeinſchaftlichen Güter, in währender Zeit, da ſie aus der gemeinſchaftlichen Maſſe zehren, durch gute Anſtalten verbeſſert, oder ſonſt mit Verwaltung derſelben Mühe gehabt, ſo iſt alles zum gemeinſchaft-

ſchaftlichen Beſten geſchehen, und ſie können deswegen Nichts zum voraus fordern, ſie müßten denn entweder

1) Durch einen Pretex vorhero ſich verwahret, oder

2) Von dem Ihrigen Unkoſten darauf gewendet, oder auch durch ihre Hände Arbeit die Güter verbeſſert haben. Jedoch muß es eine Arbeit ſeyn, wozu die unerwachſene Kinder unfähig geweſen ſind.

§. 3.

Wenn die Erwachſenen aus der Maſſe ihr Heirathsgut bekommen, ſo muß für jedes unerwachſene Kind ein gleiches Heirathsgut feſtgeſetzet werden, bevor zur Theilung geſchritten werden kann. Sind aber die Erwachſenen bey des Vaters Lebzeiten von ihm ſelbſt mit einem Heirathsgute verſorget worden, ſo iſt dieſes als ein Geſchenk des Vaters anzuſehen, und die unverheiratheten Kinder können kein Heirathsgut zum voraus fordern.

§. 4.

Hat der Vater einen Sohn verlobt, und ihm in dem Verlöbnißkontracte, zur Hochzeit eine gewiſſe Mitgift verſprochen, iſt aber ſelbſt vor der Hochzeit verſtorben, ſo muß ſich der Sohn mit dem Erbtheile begnügen, was aus der Erbſchaft ihm zufällt, ohne auf die ihm Verſprochene Summe Anſpruch machen zu können.

§. 5.

Wenn einer von den Erben in Beyſeyn aller übrigen von der gemeinſchaftlichen Maſſe etwas verſchenkt, ohne daß ſie ſich widerſetzen, ſo iſt ihr Stillſchweigen, als eine Einwilligung anzuſehen, und ſie müſſen es alle tragen helfen.

§. 6.

So bald einer von den Erben die Gemeinſchaft aufheben will oder die Gerichte finden, daß es für die Unmündigen nicht zuträglich ſey, länger mit den Erwachſenen, oder auch unter ſich in Gemeinſchaft

zu

zu leben, ſo werden den unmündigen Kindern, (wenn der Vater keinen Vormund geſetzt) von Seiten der Gerichte Vormünder beſtellt, man ſchreitet zur Theilung, und von dieſer Stunde an iſt die Gemeinſchaft aufgehoben, und ein jedes der Kinder wird von den Seinigen unterhalten.

§. 7.

Die Vormünder, wenn ſie auch von dem Erblaſſer beſtellet worden, können die Theilung nicht ohne Zuziehung der Gerichte vornehmen, es müßte denn der Erblaſſer ausdrücklich anders verordnet haben. Sind aber alle Erben 15 Jahr alt; ſo kann die Theilung ohne die Gerichte geſchehen; obgleich ſonſt zum Verkauf der geerbten Grundſtücke ein Alter von 20 Jahren erfordert wird, ſo iſt doch hier eine Erbtheilung vom Verkaufe zu unterſcheiden.

§. 8.

Die Theilung geſchiehet durch das Loos, und können die Unmündigen, wenn ſie erwachſen, ſol-

che auf keine Weise aufheben, oder ungültig machen, sie müßten denn erweisen können, daß in dem Anschlage, und in der Taxe der Güter ein Versehen um den sechsten Theil vorgegangen, in welchen Falle die Theilung aufgehoben werden muß.

§. 9.

Wenn einige Erben abwesend sind, und die anwesenden verlangen die Theilung der Güter; so kann solche mit Zuziehung dreyer rechtschaffenen und des Werths der Sachen kundigen Leute vorgenommen werden. Ist aber Nichts, als Baarschaften in gleichgangbaren Münzsorten zu theilen, so braucht die Theilung nur in Gegenwart zweyer Zeugen zu geschehen.

§. 10.

Haben die Erben ein liegendes Grundstück zur Theilung geschlagen, das der Erblasser einem Fremden vermacht hat; so ist die Theilung ungültig, und sie muß von neuen vorgenommen werden. Hat sich

aber

aber einer von dem Erben mit dem Legatar abgefunden, und denſelbigen von dem Seinigen befriediget, ſo kann die Theilung bleiben, und die übrigen Erben müſſen dieſen ſchadlos halten.

Eine ähnliche Beſchaffenheit hat es, wenn auf ein Gut, das einem von den Erben zugefallen, ein hypothekariſcher Gläubiger ſich findet, der ihm ſolches entziehet: Die Theilung iſt ungültig und muß von neuen vorgenommen werden, wenn ſich die übrigen Erben mit dieſem nicht abfinden.

Zweites Hauptſtück.

Erſter Abſchnitt.

Von Vormundſchaften.

§. 1.

Wer unmündige Kinder hinterläßt, dem lieget es ob, vor ſeinem Tode Vormünder zu ſetzen, die ſie erziehen und für das ihrige Sorge tragen ſollen. Dieſe werden teſtamentariſche Vormünder genennet.

§. 2.

Hat der Vater dieß zu thun verſäumet, ſo müſſen die Richter, welche die Väter der Wäiſen ſeyn ſollen, Vormünder beſtellen, und dieſe heiſſen, gerichtliche Vormünder.

§. 3.

§. 3.

Die Richter können, wenn ſie es gut finden, auch ſelbſt die Vormundſchaft verwalten, wenn aber Rechtsſachen vorfallen; ſo können ſie nicht Richter und Vormünder zugleich ſeyn.

§. 4.

Der gerichtliche Vormund muß eine Mannsperſon, freygeboren, erwachſen und nicht als ein Uebertreter der Geſetze bekannt ſeyn; er muß Redlichkeit beſitzen und Geſchäfte zu betreiben wiſſen, damit er den Mündeln vorſtehen und das Ihrige gehörig verwalten könne. Er kann ein Verwandter der ihn wählenden Richter, oder auch ein Verwandter der Mündel ſeyn, nur muß er in dieſem letzten Falle nicht in die liegenden Grundſtücke eingeſetzet werden.

§. 5.

Der hieſiges Orts eingeführte Gebrauch iſt, mehr, als einen Vormund zu ſetzen, damit ſie gemein-

meinſchaftlich das Beſte der Mündel beſorgen mögen, und kann einer nichts, ohne der übrigen Einwilligung, vornehmen.

§. 6.

Die Richter, mit Zuziehung der Vormünder, formiren ein genaues Verzeichniß von allen beweglichen und unbeweglichen Gütern, Activ- und Paſſivſchulden der Verlaſſenſchaft, und verfertiget davon zwey gleichlautende Exemplare, davon das eine bey den Gerichten niedergelegt, und das andere den Vormündern übergeben wird.

§. 7.

Was von den beweglichen Gütern zum Beſten der Mündel verſilbert werden kann, wird alſofort gerichtlich verkauft; das übrige aber, ſammt den unbeweglichen Gütern, den Vormündern übergeben, die darüber zum Vortheil der Mündel ſchalten und walten, nach ihren beſten Wiſſen und Gewiſſen. Sie können Gelder einnehmen und ausgeben, den

Reſt

Reſt der beweglichen Güter nach Gutbefinden verkaufen, in den unbeweglichen Gütern bauen und einreißen, pachten und verpachten, nachdem es ihnen dem Beſten der Mündel zuträglich ſcheinet, ſo, als wenn es ihr Eigenthum wäre. Sie können auch ſo viel ausgeben, als nach ihrer Einſicht zum vermögensmäßigen Unterhalte nach ihrem Stande und ihrer Gewohnheit, bey Lebzeiten ihres Vaters, als auch zur anſtändigen Erziehung der Mündel, erfodert wird.

§. 8.

Dieſe freye Hand der Vormunder erſtreckt ſich indeſſen nicht auf ſolche Handlungen, durch welche die Mündel ohne die dringendeſte Noth in Gefahr und wahrſcheinlichen Verluſt geſetzt werden, und müſſen ſie bey vorkommenden Fällen bey dem Gerichte um beſondere Erlaubniß anhalten. Folgende beſondere Fälle werden als Beyſpiele angeführet.

§. 9.

§. 9.

Liegende Gründe ſollen die Vormünder ohne Zuziehung der Rabbiner nicht anders veräuſſern, als wenn ſie das Geld zum Unterhalte der Mündel brauchen, oder zu nothwendigen Verbeſſerungen in den übrigen Grundſtücken anwenden wollen.

§. 10.

Sie ſollen die Effecten der Mündel nicht auf unſichern Wegen zu Waſſer oder zu Lande von einem Orte zum andern ſchicken, wenn ſolches nicht nothwendig erfordert wird, um gröſſern Schaden zu verhüten.

§. 11.

Baarſchaften ſollen ſie nicht anders, als auf ſichere Hypotheques austhun, oder auf Pfänder, davon man verſichert iſt, daß ſie von keinem andern als ſein Eigenthum vindiciret werden können. Findet ſich hierzu keine Gelegenheit, ſo müſſen ſie die Gelder lieber ungenutzt liegen, und die Mündel davon

von jedem laſſen, als ſolche auf unſichere Weiſe aus den Händen geben.

§. 12.

Die Vormünder können ſich auch ſelbſt die Gelder zu gewiſſen Intereſſen (auf eine nach den Geſetzen zum Vortheil der Waiſen beſonders erlaubte Weiſe) bedienen. Jedoch müſſen ſie, um ſich von allem Verdachte zu befreyen, ſolches mit Vorwiſſen der Richter thun.

§. 13.

Ein gerichtlicher Vormund, von dem verſpüret wird, daß er prächtiger lebt, und größern Aufwand macht, als man an ihm gewohnt war, giebt den billigen Verdacht, daß er die ihm anvertrauten Güter mißbraucht, und die Rabbiner können ihn hierauf nach genauer Unterſuchung ſeiner Vormundſchaft entſetzen und einen andern wählen.

§. 14.

Ein teſtamentariſcher Vormund aber kann auf einem ſo unbeſtimmten Verdacht nicht abgeſetzt werden. Man nimmt vielmehr zu ſeiner Entſchuldigung an, er ſey ſonſt irgend durch ein beſonderes Glück in beſſere Umſtände gerathen, ſo lange er nicht durch Zeugen überwieſen werden kann, daß er die Vormundſchaftsgelder würklich angegriffen.

§. 15.

So bald der Vormund ſein Amt angetreten, das heißt, ſo bald er die Güter der Verlaſſenſchaft in Beſitz genommen oder in den Geſchäften zu arbeiten angefangen ſtehet es nicht mehr bey ihm, ſich der Vormundſchaft zu entäußern, und iſt er verbunden, ſolche zur Endſchaft zu bringen; er müßte denn von dem Orte wegreiſen wollen, da er denn dieſes den Gerichten anzeiget, die einen andern an ſeine Stelle ſetzen.

§. 16.

§. 16.

Was gestohlen oder verlorn worden, oder auch sonst zu Grunde gegangen, darf der Vormund nicht ersetzen, es müßte denn durch sein Verschulden geschehen seyn, da er denn allerdings zum Ersatz verbunden ist, und hat er hierin vollkommen die Rechte und Pflichten eines unentgeldlichen Güterverwahrers, der nur für gestissentliche Verwahrlosung zu haften hat.

Anmerk. Einige Rabbiner schränken hierin die Pflichten eines Vormundes und vornehmlich des testamentarischen Vormundes noch naher ein, um denselben nur für muthwillige Verwahrlosung haften zu lassen. Nochandere hingegen legen dem Vormundschlechterdings die Schuldigkeit eines belohnten Güterverwahrers auf.

Zweyter Abschnitt.

Von Aufhebung der Vormundschaft.

§. 1.

Wenn die Erben großjährig, d. i. die Mänſer 13 Jahr, die Weibſer aber 12 Jahr alt werden und ſigna pubertatis haben, ſo übergeht ihnen der Vormund die Verlaſſenſchaft, und iſt hiebey folgender Unterſcheid zu beobachten. Der teſtamentariſche Vormund muß Einnahme und Ausgabe umſtändlich berechnen, hat aber nicht nöthig, auf unbeſtimmte und ungewiſſe Beſchuldigungen die Führung ſeiner Vormundſchaft zu beſchwören, indem ſich Niemand ſo leicht einer ſo harten Bedingung, als die Eydesleiſtung auf unbeſtimmte Beſchuldigung unterwirft, mithin der Teſtirer ſchwerlich einen Freund finden dürfte, der die Vorſorge für ſeine hinter-

hinterlaſſene Mündel, unter dieſen Bedingungen unternehmen würde. Führen aber die Erben eine beſtimmte und mit Gewißheit behauptete Anklage, als der Vormund habe dieſes oder jenes Stück der Verlaſſenſchaft ihnen vorenthalten, oder durch ſein Verſchulden zu Grunde gehen laſſen; oder wenn der Fall vorhanden, in welchem auch der unentgeldliche Güterverwahrer zur Eydesleiſtung verbunden, ſo kann der Vormund ſich nicht entbrechen, ſeine Unſchuld durch einen Eyd zu erhärten, und können die Erben in dieſem Falle, den Nebeneyd von ihm verlangen, daß er überhaupt die Vormundſchaft treu und redlich geführet, ſo wie überhaupt nach jüdiſchen Rechten, bey einem jeden Haupteyde, auch Nebeneyde gefordert werden.

§. 2.

Der gerichtliche Vormund hingegen iſt auch auf unbeſtimmte und ungewiſſe Beſchuldigung zur

Eydesleiſung verbunden, indem voraus geſetzet wird, daß viele dieſer Bedingungen halber, ſo leicht nicht die Ehre des öffentlichen Zutrauens, das die Gerichte in den Vormund ſetzen, ausſchlagen werden. Dahingegen darf er von ſeiner Einnahme noch Ausgabe nicht umſtändliche Rechnung ablegen, ſondern übergiebet den Erben das Ihrige und beſchwört die Führung einer Vormundſchaft.

§. 3.

Wenn jedoch die Richter keinen rechtſchaffenen Mann finden können, der ſich dieſer Bedingung der Eydesleiſung auf unbeſtimmte Beſchuldigung unterwerfen will, ſo ſtehet es bey ihnen, denſelben gleich bey der Einſetzung davon zu befreyen, und iſt er in dieſem Falle verbunden, Rechnung abzulegen.

§. 4.

§. 4.

Ein Vormund, der von der Landesobrigkeit eingeſetzet wird, kann nach den Landesgeſetzen angehalten werden, Rechnung zu geben, wenn er gleich die Vormundſchaftsführung beſchwören muß.

Drittes Hauptstück.

Von Schenkungen und Testamenten.

Erster Abschnitt.

Von Schenkungen überhaupt.

§. 1.

Bey einer Schenkung muß das Eigenthum auf dieselbe Weise, und durch dieselbe rechtliche Zueignungsmittel übertragen werden, als bey einem Kaufhandel, nehmlich durch Verschreibung (wo Verschreibungen Statt haben, als bey unbeweglichen Gütern) Mancipirung, oder Besitznehmung, und zwar letztere nach der verschiedenen Formalität bey beweglichen, unbeweglichen oder lebendigen Gütern. Eine blos mündliche Schenkung

kung eines geſunden Menſchen aber W nicht gültig.

Anmerk. Wenn der Geſchenknehmer ſchon im Beſitz der Sache iſt, die ihm geſchenkt wird, als z. E. wenn er dem Schenker Geld ſchuldig iſt, oder von ihm Sachen in Verwahrung hat; ſo iſt auch eine mündliche Erlaſſung der Schuld, oder Schenkung der Sache gültig und rechtskräftig.

§. 2.

Wenn der Schenker eingeſtehet, daß die gehörige Formalität bey der Schenkung beobachtet worden: ſo bedarf es keines Zeugen; denn es iſt eine allgemeine Regel, daß die Zeugen nur dazu dienen, den leugnenden Theil zu überführen. Behauptet aber der Schenker, es ſey nicht die gehörige Formalität dabey beobachtet worden: ſo liegt dem Geſchenknehmer, wenn er nicht im Beſitz iſt, der Beweiß ob.

§. 3.

Es kann kein dingliches Recht von einer Perſon auf die andere übertragen werden, wenn das Ding

noch nicht würklich vorhanden iſt. So kann man die Früchte, die ein Baum oder ein Feld tragen wird, weder verkaufen noch verſchenken. Man kann aber den Baum oder das Feld zum Niesbrauch auf einige Zeit verkaufen oder verſchenken, in ſo fern der Baum und das Feld würklich exiſtirende Dinge ſind. Auch kann man ein perſönliches Recht auf zukünftige Dinge erwerben, wenn der Eigenthümer ſich anheiſchig machet, das Zukünftige, als die Früchte des Baums, oder des Feldes zu liefern.

§. 4.

Ferner muß die Handlung des Schenkers gegenwärtig vollzogen werden, oder vollzogen ſeyn. Der Geſchenkverſchreiber muß ſich alſo in ſeinen Ausdrückungen der gegenwärtigen, oder vergangenen Zeit bedienen, als ich ſchenke, gebe, habe geſchenkt, habe gegeben, oder auch, ſoll dir geſchenkt ſeyn, ſoll dein ſeyn; heißt es aber; ich will: oder werde ſchenken, geben, u. ſ. w.

ohne

ohne den Zuſaz von heure oder von nun an, ſo iſt die Schenkung nicht gültig, und wenn auch Zeugen den Schenkungsbrief unterſchrieben haben. Selbſt, wenn bey dieſem Ausdrucke der künftigen Zeit ein Mantelgriff geſchehen, iſt es nicht völlig entſchieden, ob die Schenkung gültig ſey, und erkennet man ſie gemeinhin für ungültig.

Anmerk. Daher man ſich auch bey der Ehe auf die Verlöbnißacte nicht ſonderlich verlaßt, weil ſolche, als von der künftigen Zeit lautend, nur durch die Strafe verbinden, der ſich der weigernde Theil unterwirft. Man macht alſo bey der Trauung, da die Handlung wirklich vollzogen wird, erſt die wahren, verbindlichen Pacten.

§. 5.

Auch muß der Schenker ſagen, ich ſchenke, ich gebe; heißt es aber in dem Schenkungsbriefe blos, er habe den Zeugen befohlen, niederzuſchreiben, zu unterzeichnen, und zu geben, oder zu ſchenken, ſo iſt der Brief ungültig.

§. 6

§. 6.

Ein Schenkungsbrief, der die Versicherung eines Mantelgriffs enthält, und in Händen des Geschenknehmers sich befindet, ist gültig, gesetzt der Geschenknehmer gestünde selbst, der Brief sey ihm erst nach dem Tode des Schenkers zu Händen gekommen. Denn der Mantelgriff ist allein hinreichend, eine Schenkung rechtskräftig zu machen, und der Brief dient in diesem Falle nur zum Beweise; daher es gleich viel ist, zu welcher Zeit er dem Geschenknehmer zu Händen gekommen. Ist aber kein Mantelgriff dabey geschehen, so muß der Brief, noch bey Lebzeiten des Schenkers, dem Geschenknehmer selbst, oder ihm zum Besten, einem dritten eingehändiget worden seyn.

§. 7.

Wenn in der Verlassenschaft eines Verstorbenen, sich ein Schenkungsbrief findet, der ihm zur Verwahrung gegeben worden, man weiß aber nicht,

ob

ob von dem Schenker oder von dem Geſchenknehmer, ſo kömmt es auf den Mantelzuſſ an, ob nehmlich in dem Briefe geſagt wird, daß ſolcher geſchehen oder nicht. In dem erſten Falle wird der Brief dem Geſchenknehmer ausgehändiget, in dem letztern aber dem Schenker zurückgegeben.

§. 8.

Nach einigen Rabbinern muß ſo wohl bey einer Schenkung, als bey einem Kaufhandel, der Gegenſtand der Schenkung oder des Kaufs gehörig beſtimmt ſeyn, widrigenfalls aber beyde ungultig ſind. Alſo, z. B. wenn jemand einen unbeſtimmten Theil ſeiner Güter, oder ſein ganzes Vermögen, bis auf einen unbeſtimmten Theil verkauft, oder verſchenkt; ſo iſt ein ſolcher Actus völlig ungültig. Verſchreibet er aber einen beſtimmten Theil eines gewiſſen Feldes, z. B. und wenn er auch den Ort und die Lage dieſes verſchriebenen Theils nicht angegeben; ſo iſt die Verſchreibung dennoch gültig, weil das

Feld

Feld und der wie vielste Theil desselben bestimmt ist. Es muß sich aber in diesem Falle der Käufer, oder Geschenknehmer mit dem Theile begnügen, der ihm auf diesem Felde angewiesen wird. Andere Rabbiner erfordern, weder bey einem Kaufhandel, noch bey einer Schenkung, eine so genaue Bestimmung.

§. 9.

Wenn mit der Schenkung von Seiten des Schenkers, oder des Geschenknehmers eine Bedingung verknüpft, und nicht erfüllet worden; so ist die Schenkung dadurch aufgehoben, und muß der Geschenknehmer die Früchte, die er etwa genossen, wieder erstatten.

Anmerk. Jedoch muß die Bedingung in gehöriger Form hinzugefügt worden seyn, d. i. man muß so wohl den bejahenden, als den verneinenden Theil ausgedrückt haben, und zwar den bejahenden erst, und hernach den verneinenden, so wie auch die Bedingung zu erst, und alsdenn die Handlung.

§. 10

§. 10.

Die Bedingung iſt etwas, ſo entweder geſchehen oder unterbleiben ſoll. In dem erſten Falle liegt dem Geſchenknehmer ob, zu beweiſen, daß das Verabredete würklich geſchehen. In dem zweyten Falle aber muß der Schenker beweiſen, daß ſolches unterblieben ſey.

§. 11.

Iſt die Bedingung geweſen, daß die Sachen zu einer gewiſſen Zeit zurückgegeben werden, und der Geſchenknehmer nur ſo lange den Nießbrauch haben ſoll, ſo muß auch dieſe Bedingung genau erfüllet werden, und wenn der Geſchenknehmer die Zeit vorbeyſtreichen läßt, ohne das Geſchenkte zurück zu geben, ſo iſt die Schenkung aufgehoben, und er muß die genoſſenen Früchte bezahlen. Iſt aber die Sache unterdeſſen ohne Verſchulden des Geſchenknehmers verloren worden, oder ſonſt zu Grunde gegangen, ſo hat der Schenker den Verluſt zu tragen,

und

und er kann die Sache nicht zurückfordern, indem der Geſchenknehmer nur als ein unentgeldlicher Güterverwahrer anzuſehen, der nur für muthwillige Verwahrloſung zu haften hat.

§. 12.

Eine Schenkung muß öffentlich geſchehen und nicht beſtimmt ſeyn, geheim gehalten zu werden. Daher es als ein Formular in allen Schenkungsbriefen angeführet wird, wie der Schenker befohlen, die Handlung öffentlich zu jedermanns Wiſſen bekannt zu machen, und wenn er auch nicht den ausdrücklichen Befehl gegeben, wie wohl es beſſer iſt, wenn der Schenker dem Schreiber und den Zeugen die Bekanntmachung ausdrücklich befehlt. Hat er aber die Geheimhaltung ausdrücklich verlanget, ſo iſt die Schenkung ungültig.

§. 13.

Ein Kranker, der über ſein Vermögen nach ſeinem Tode diſponiret, kann gar wohl verlangen, man

man ſoll ſeine Vermächtniſſe nicht eher, als nach ſeinem Tode bekannt machen und die Schenkungen bleiben nichts deſtoweniger gültig, indem ſie nicht eher, als nach dem Tode von Würkung ſeyn ſollen.

§. 14.

Ein gültiges Geſchenk, das von dem Beſchenkten, als ein ſolches angenommen worden, wird durch die Zurückgabe der geſchenkten Sache, und des Schenkungsbriefes, nicht wieder aufgehoben, und muß ſolche durch neue Schenkung mit allen ihren Formalitäten dem erſten Beſitzer wieder zurückgeſchenkt werden. Die Gläubiger des Zuerſtbeſchenkten behalten alſo das Recht, welches ſie auf das Geſchenkte, in währender Zeit, da ihr Schuldner daſſelbe beſeſſen hat, erlangt haben.

§. 15.

Bey der verweigerten Annehmung des Geſchenks, kömmt es ſehr viel auf den Ausdruck an,

dessen sich der Geschenknehmer dabey bedienet, und lassen sich die subtilen Unterscheidungen, die von den Rechtsgelehrten zwischen verschiedenen gleichlautend scheinenden hebräischen Redensarten bemerkt werden, in keine andere Sprache übersetzen.

Zwei-

Zweyter Abſchnitt.

Von Schenkungen Todes halber und im geſunden Zuſtande.

§. 1.

Die Vermächtniſſe eines tödtlich Kranken oder ſonſt in Lebensgefahr ſich befindenden Menſchen, die erſt nach dem Tode in Erfüllung kommen ſollen, heißen Schenkungen Todes halber, und haben andere Rechte, als die Schenkungen eines geſunden und ſich wohl befindenden Menſchen, welche Schenkungen im geſunden Zuſtande genennet werden.

§. 2

Eine mündliche Schenkung Todes halber iſt gültig und bedarf keiner Bekräftigung durch Mantelgriff, oder andere rechtliche Zueignungsmittel. Die Rechtsregel heißt: Die Worte eines Sterbenden

sind so rechtskräftig, als Verschreibungen bey unbeweglichen, und Einhändigungen bey beweglichen Gütern.

Anmerk. Dieses haben die Rabbiner verordnet zur Beruhigung des Sterbenden, damit derselbe nicht durch Formalitäten behelliget werde, und dennoch versichert sey, daß seiner Verordnung nachgelebet werden wird.

§. 3.

Wenn die Krankheit oder Lebensgefahr hingegen völlig vorüber ist, so höret die Schenkung von selbst auf, und findet nicht Statt, wenn auch der Schenker nachher durch einen andern Zufall stirbt. Ja sie ist ungültig, gesetzt auch der Schenker habe ausdrücklich versprochen, sie sollte auch in diesem Falle gültig seyn: Denn in diesem Stücke hat man keinen Grund, seine mündliche Zusage für rechtskräftig zu achten, er müßte denn diese Bedingung oder Zusage selbst durch einen Mantelgriff bekräftiget haben. Es liegt also allezeit dem Geschenknehmer ob, zu beweisen, daß der Schenker an derselben Krankheit,

heit, oder in derselben Lebensgefahr umkommen, in welcher er die Verfügung getroffen, und unterdessen niemahls wieder im Stande gewesen, aus dem Hause zu gehen.

§. 4.

Die Schenkung im gesunden Zustande aber ist ohne Mantelgriff, oder andere rechtliche Bekräftigungsmittel ungültig; im Fall aber solches geschähe, kann sie bey Veränderung der Umstände nicht zurückgenommen werden, sondern muß auch den Lebzeiten des Schenkers ihren Anfang nehmen, wenn gleich die völlige Vollziehung derselben erst nach dem Tode Statt haben soll. Wenn aber der Schenker ausdrücklich verordnet, daß die Schenkung erst nach dem Tode ihren Anfang nehmen soll, so ist solche ungültig.

§. 5.

In solchen Fällen werden die Vermächtnisse, als Schenkungen Todes halber angesehen,

a) Wenn der Kranke ausdrücklich sagt, oder zu verstehen giebt, daß er sich zum Tode bereite, und in dieser Absicht die Verfügung treffe.

b) Wenn die Krankheit tödtlich ist, oder der Schenker sich sonst in Lebensgefahr befindet, als z. B. wenn er zum Tode verurtheilet worden, oder eine mit offenbahrer Lebensgefahr verknüpfte Reise zu Wasser oder zu Lande unternimt.

c) Wenn ein Kranker in den ersten Tagen der Krankheit, da noch keine Lebensgefahr vorhanden, über sein gesammtes Vermögen disponiret, weil es sehr wahrscheinlich, daß eine solche Verfügung nicht anders, als Todes halber getroffen wird.

Anmerk. Jedoch muß der Kranke ausdrücklich erwehnen, daß er über sein gesammtes Vermögen disponiret habe, oder es muß eine durchgehends bekannte und ausgemachte Sache seyn, daß er außer diesen Gütern, über welche er disponiret hat, keine mehr besitze. Ist aber dieses nicht; so wird vorausgesetzt, er könnte noch etwas besitzen, davon nichts bekannt worden, und die Schenkung hat die Rechte einer Schenkung im gesunden Zustande. Uebrigens ist es gleich viel, ob er sein Ver-

Vermögen an einen oder mehrere vermachte, wenn solches nur zu einer und eben derselben Zeit geschiehet, so daß er sein ganzes Vermögen mit einem Mahle vertheilt. Hat er aber zu verschiedenen Mahlen die Schenkung vorgenommen, und so nach und nach seine Vermögen vertheilt, so wird nur die letzte Schenkung des Todes halber angesehen, alle vorhergehende aber haben die Rechte der Schenkungen im gesunden Zustande; denn nur bey den letzten trift es ein, daß er für sich nichts übrig gelaßen. In allen diesen Fällen bedarf es keiner rechtlichen Bekräftigungsmittel u. und wenn die Umstände sich ändern, hört die Schenkung von selbst auf.

§. 6.

Wenn aber auch der Schenker sich in Lebensgefahr befindet, und ausdrücklich verordnet, daß seine Verfügung als eine Schenkung im gesunden Zustande anzusehen seyn solle, so auch, wenn ein Kranker, der noch in keiner Lebensgefahr ist, bey seiner Disposition von seinem Vermögen etwas für sich behält: ferner, wenn der Schenker ausdrücklich verordnet, daß die Schenkung von nun an, und also noch bey seinem Lebzeiten ihren Anfang nehmen soll;

ſo wird in allen dieſen Fällen die Verfügung, als eine Schenkung im geſunden Zuſtande angeſehen, iſt ohne rechtliche Bekräftigungsmittel ungültig, und kann hingegen, wenn auch die Umſtände ſich ändern, nicht wieder zurückgenommen werden.

§. 7.

Eine Schenkung Todes halber, die durch den Mantelgriff beſtätiget worden, wird auf dieſen überflüßigen Zuſatz ungültig. Man vermuthet nehmlich, der Schenkende habe die Abſicht gehabt, die Schenkung nicht ſo wohl Kraft ſeiner Verordnung als Kraft des Mantelgriffes nach dem Tode gültig zu machen. Nach dem Tode aber ſind alle rechtliche Zueignungsmittel von keiner Würkung, indem der Eigenthümer, von dem das Recht übertragen werden ſoll, alsdenn nicht mehr vorhanden iſt. Hat aber der Schenker ſich ſolcher Ausdrücke dabey bedienet, aus welchen erhellet, daß der Mantelgriff

nur

nur zu mehrerer Bekräftigung hinzugethan, ſo wird die Schenkung dadurch nicht ungültig.

§. 8.

Die Schenkungen Todes halber können von dem Schenker in währender Krankheit ſelbſt zurückgenommen werden, und hebt die letzte Verordnung allezeit die vorhergehende auf, ſo lange der Schenker den Geſchenknehmer ſelbſt in den Beſitz des Geſchenkes eingeſetzet hat. In welchem Falle einige die Schenkung unwiderruflich halten. Hat er aber einem dritten das Geſchenk zum Beſten des Geſchenknehmers in Beſitz nehmen laſſen, ſo kann er die Schenkung immer noch aufheben, wenn gleich der Schenkungsbrief dem Geſchenknehmer eingehändiget worden iſt. Iſt aber zu der Beſitznehmung eines Dritten der Mantelgriff hinzugekommen, ſo iſt die Schenkung unwiderruflich. Jedoch findet dieſes nur Statt bey Schenkenden, die nicht in offenbarer Lebensgefahr ſind, auch nicht ausdrücklich erkläret haben, daß ſie

Todes halber verordnen. Befindet sich aber der Schenkende in offenbarer Lebensgefahr, oder er erkläret ausdrücklich, daß er Todes halber verordne; so kann die Schenkung durch alle rechtliche Zueignungsmittel nicht unwiderruflich gemacht werden.

§. 9.

Die Schenkung im gesunden Zustande aber, ist unwiderruflich, so bald der Mantelgriff geschehen, oder nur der Schenkungsbrief dem Geschenknehmer selbst, oder auch einem Dritten, ihm zum Besten, ist eingehändiget worden; wenn auch die Schenkung selbst nach Verordnung des Schenkenden, erst nach dem Tode desselben würklich vollzogen werden kann, so nimmt sie doch durch den Mantelgriff, oder die Einhändigung des Schenkungsbriefes in so weit schon damahls ihren Anfang, daß der Schenkende sie nicht mehr zurücknehmen, oder aufheben kann.

§. 10.

§. 10.

Der Schenker im geſunden Zuſtande, der ſich des Ausdrucks bedienet, die Schenkung ſolle von nun an, und nach ſeinem Tode gültig ſeyn, hat ſich dadurch der Proprietät alſo fort begeben, und bleibet ihm nur der Niesbrauch auf Lebenszeit. In dieſem Falle darf der Schenker von den beweglichen Gütern keinen Gebrauch machen, und in den unbeweglichen keine Veränderung vornehmen.

Anmerk. Er müßte ſich denn die Proprietät ausdrücklich vorbehalten, in welchem Falle die Worte von nun an, nur die Würkung haben, daß ſie die Schenkung unwiderruflich machen. S. den vorigen §.

§. 11.

Wenn er ſich des Ausdruks, von nun an, auch nicht bedienet, und ſchlechtweg verordnet hat, die Schenkung ſoll nach ſeinem Tode gültig ſeyn; ſo würde der Mantelgriff dennoch die Schenkung alſofort rechtskräftig machen, und dem Schen-

ker

ser die Proprietät entziehen, wenn er sich solche nicht ausdrücklich vorbehalten hat. So auch, wenn kein Mantelgriff dabey gewesen, der Schenker aber hätte einen Schenkungsbrief, in welchem er ein Gut nach seinem Tode verschenkt, ausfertigen lassen, und solchen dem Geschenknehmer eingehändiget; so würde das Datum des Briefes genugsam zu erkennen geben, daß nach dem Willen des Schenkers die Schenkung alsofort ihren Anfang nehmen solle; er würde also bey Einhändigung des Schenkungsbriefes, die Proprietät verlieren, und nur den Nutzbrauch behalten, wenn er sich nicht ausdrücklich verwahret und die Proprietät vorbehalten hat.

Dritter Abſchnitt.

Von Teſtamenten.

§. 1.

Die Erklärung, wie es mit unſerm Vermögen nach unſerm Tode gehalten ſeyn ſoll, heißt ein Teſtament.

§. 2.

Eine Verordnung, nach welcher jemand einen Theil unſers Vermögens nach unſerm Tode bekommen ſoll, den er ſonſt nicht geerbt haben würde, heißt ein Vermächtniß.

§. 3.

Die Vermächtniſſe in Teſtamenten werden in Form der Schenkungen eingerichtet, und ſind auch ſo wie bey den Schenkungen, die Teſtamente auf dem Kranken-Bette oder Todes halber, von den Teſtamen-

stamenten im gesunden Zustande, wohl zu unterscheiden.

§. 4.

Ein Testament Todes halber kann auch mündlich gemacht werden, (S. 31. §. 2.) bedarf keines Mantelgriffes, oder anderer rechtlichen Bekräftigungsmittel, (daselbst) kann in währender Krankheit zurück genommen werden (daselbst §. 8.) und höret von selbst auf, wenn der Kranke wieder in den Stand kömmt, aus dem Hause zu gehen (daselbst §. 3.) daher diejenigen, die im Testamente begünstiget sind, zu erweisen haben, daß der Kranke an derselben Krankheit würklich verstorben. (daselbst.)

Anmerk. Ordentlicher Weise soll zwar jedes Testament schriftlich abgefaßt, von zween rechtmäßigen Zeugen unterzeichnet, und nach hiesigem Gebrauche auch von dem Testirer selbst unterschrieben seyn. Wenn aber dieses auch bey Lebzeiten des Testirers nicht hat geschehen können, so dürfen die Zeugen nur vor dem Richter aussagen, was sie von dem Kranken gehört, und das Testament wird auch dem Tode niedergeschrieben.

§. 5.

§. 5.

Ein Teſtament im geſunden Zuſtande hingegen muß durch den Mantelgriff, oder andere rechtliche Mittel bekräftiget werden. (S. 11. §. 4.) Die Schenkungen in demſelben müſſen noch bey Lebzeiten des Teſtirers ihren Anfang nehmen, ob ſie gleich erſt nach dem Tode deſſelben vollzogen werden ſollen; (daſelbſt) entziehen dem Eigenthümer alſofort die Proprietät, wenn er ſich nicht ſolche ausdrücklich vorbehält (daſelbſt §. 10 und 11.) und ſind unwiderruflich, wenn auch die Umſtände ſich verändern (daſelbſt §. 9.)

§. 6.

Man kann aber auch Vermächtniſſe im Teſtamente im Form der Schuldgeſtändniſſe einrichten. Der Teſtirer nehmlich bekennt, dieſes oder jenes Stück Gutes, das er beſitzt, gehöre nicht ihm, ſondern dem Legatario, oder er ſey dem Legatario ſo und ſo viel würklich ſchuldig, und verordnet, daß

ihm

ihm nach ſeinem Tode das Stück Gutes wieder zurück gegeben, oder die Schuld bezahlet werden ſolle. Ein ſolches Geſtändniß iſt rechtskräftig, und unwiderruflich. Es iſt auch dieſe Form, bey einem Teſtamento im geſunden Zuſtande, der Form der Schenkungen vorzuziehen: denn der Teſtirer kann nur dasjenige verſchenken, was er noch erwerben wird (S. 1. §. 3.) er kann ſich aber zu ſo hohen Schulden bekennen, als er für gut findet.

Anmerk. Dahero auch die Verſchreibungen des hohen magiſtralen Erbherrn auf dieſe Weiſe, als Schuldgeſtändniſſe eingerichtet werden.

§. 7.

Der Kranke kann teſtiren, ſo lange er bey dem Gebrauche ſeiner Vernunft iſt; wenn er auch die Fähigkeit zu ſprechen verloren, ſo kann er ſeinen letzten Willen durch Zeichen und Geberden zu erkennen geben. Die Zeugen müſſen ſich aber in dieſem Falle durch verſchiedene gleichhältige Fragen verſichern,

Sinn, daß er noch zusammenhängend denken kann und daß ſie ſeine Zeichen recht verſtehen. Es iſt nicht nöthig im Teſtamente anzuführen, daß der Kranke den Gebrauch ſeiner Vernunft gehabt, indem dieſes, ſo bald das Teſtament von Zeugen unterſchrieben iſt, vorausgeſetzt wird. Es iſt aber doch gebräuchlich, daß ſolches im Teſtament angeführet wird, wenn es aber nicht geſchehen, wird das Teſtament deswegen nicht ungültig. Der Teſtirer muß die Vermächtniſſe ſelbſt beſtimmen. Er kann aber keinem andern die Vollmacht geben, nach ſeinem Tode ſein Vermögen nach Belieben zu verſchenken: und iſt ein ſolcher Bevollmächtigter nicht im Stande, den rechtmäßigen Erben das mindeſte zu entziehen. Jedoch ſind verſchiedene Gelehrte hierin anderer Meinung.

§. 8.

Ein Teſtament oder Vermächtnißbrief, ſo man unter den Papieren des Verſtorbenen, oder neben

ihm, auf dem Todbette findet, wenn es auch durch den Mantelgriff, oder andere rechtliche Mittel bekräftiget worden, iſt ungültig; denn der Verſtorbene kann vor dem Tode anders Sinnes geworden ſeyn, und dieſe Handlung nicht haben vollzogen wiſſen wollen. Hat er aber das Inſtrument zum Beſten eines Geſchenknehmers aus Händen gegeben; es mag derjenige, dem er es eingehändiget hat, einer von denen ſeyn, die im Teſtamente begünſtiget worden oder nicht; ſo ſind auch die übrigen Schenkungen, und Vermächtniſſe gültig.

§. 9.

Finden ſich von einem Verſtorbenen verſchiedene Teſtamente, die ſich einander aufheben oder einander widerſprechen; ſo iſt unter den Teſtamenten im geſunden Zuſtande, allezeit das erſte, unter den Teſtamenten Todes halber aber allezeit das letztere gültig. Hingegen hebt ein Teſtament im geſunden Zuſtande, als welches unwiderruflich iſt, alle Teſta-

mente

mente Todes halber auf, und macht solche ungültig. Jedoch ist alles dieses nur zu verstehen, in so weit die verschiedene Testamente sich einander widersprechen, und eines das andere aufhebet: in so weit sie sich aber vertragen, und neben einander bestehen können, sind sie alle gültig.

§. 10.

Was der Verstorbene den Erben in ihrer Gegenwart unmittelbar befohlen, und dem sie nicht ausdrücklich widersprochen haben, sind sie verbunden, nach seinem Tode zu halten, wenn auch die gehörige Formalität dabey nicht beobachtet seyn sollte. Die Rechtsregel heißt: Es ist die Schuldigkeit der Erben dem Willen des Erblassers nachzuleben.

§. 11.

So auch, wenn der Testirer, es sey im gesunden Zustande, oder Todes halber, die Summen oder Sachen, über die er im Testament verordnet hat,

bey Verfertigung des Teſtaments in der Abſicht aus Händen gegeben, um ſie den Legatariis zuzuſtellen, ſo müſſen die Vermächtniſſe vollzogen werden, wenn auch ſonſt das Teſtament aus Mangel der Formalität ungültig wäre. Auch hier heißt es: Die Erben müſſen dem Willen des Erblaſſers nachleben. Iſt aber die Aushändigung vor oder nachher, oder nicht in der Abſicht geſchehen; ſo kann ein ungültiges Teſtament dadurch nicht gültig werden.

§. 12.

Eine Betheurung oder endliches Verſprechen des Verſtorbenen, iemanden etwas zu ſchenken, verbindet die Erben nicht, ſolches zu halten, wenn nicht in Gegenwart der Erben der ausdrückliche Befehl hinzugekommen, daß ſie ſolches vollziehen ſollen. (§. 10.)

§. 13.

Eine vermachte Sache, die von den Erben verkauft worden iſt, kann von dem Legatario zurückgefor-

gefordert werden, und dem Käufer wieder abgenommen werden, wenn das Teſtament an und für ſich rechtskräftig iſt. Iſt es aber nur gültig, in ſo weit die Erben verbunden ſind, den Worten des Erblaſſers nachzuleben; (§. 10 und 11.) ſo iſt der Kauf gültig, und die Erben können zu keinem Erſatz gerichtlich angehalten werden.

§. 14.

Ob man gleich nur Perſonen, die würklich vorhanden ſind, zu Erben einſetzen kann, ſo wird doch einem Vater verſtattet, ſein Kind, das noch nicht geboren iſt, zum Miterben einzuſetzen.

Vierter Abſchnitt

Von Erklärung des Teſtaments.

§. 1.

Es iſt in Abſicht auf die Teſtamente zwiſchen bittenden und befehlenden Ausdrückungen kein Unterſchied zu machen. So bald man nur den Willen des Teſtirers deutlich aus dem Teſtament erkennt, ſo muß er vollzogen werden.

§. 2.

Man ſiehet bey Erklärung des Teſtaments vornehmlich auf die muthmaßliche Abſicht des Teſtirers, wenn alſo z. B. mehrere Perſonen einen gleichen Namen führen, ſo daß man nicht weiß, welchen von ihnen der Teſtirer hat zum Legatar einſetzen wollen; ſo haben die Richter darauf zu ſehen, welcher von dieſen beyden mit dem Verſtorbenen in einer

ner genauen Verbindung gestanden, oder gegen welchen er ein besonderes Wohlwollen geäußert.

§. 3.

So auch, wenn der Testirer der Meynung gewesen, er habe keine Kinder und über sein gesammtes Vermögen verordnet; es findet sich aber nach seinem Tode, daß die hinterlassene Wittwe schwanger ist, oder es kömmt ein abwesendes Kind, das für tod gehalten worden, zurück, so ist das Testament ungultig. Indessen findet dieses nur Statt, wenn er über sein ganzes Vermögen testamentarisch verordnet hat. Hat er aber nur einen Theil seines Vermogens vermacht; so fällt die muthmaßliche Absicht hinweg, und das Vermächtniß bleibt in seiner Gültigkeit. Dieselbe Beschaffenheit hat es mit einem der über sein Vermögen disponiret, weil er Verfolgung halber flüchtig werden muß. Die Geschenke sind ungültig, so bald er zurückkömmt, und wahrscheinlich darthun kann, daß seine Flucht ein-

zig und allein die Ursache der gemachten Verordnung gewesen. Indessen sind die Meynungen der Rabbiner hierüber getheilt, ob diese Vermuthungen nur bey Vermächtnissen Todes halber, oder auch bey Vermächtnissen in gesundem Zustande, Statt finden.

§. 4.

Wenn der Verstorbene ausgesagt, daß er eine gewisse Summe Geldes, oder gewisse Sachen in Händen habe, die einem andern gehören; es findet sich aber Nichts davon in den Büchern des Verstorbenen, er hat auch nicht ausdrücklich befohlen, solche jenem wieder zu zahlen, oder zurück zu geben; so sind die Erben dazu nicht verbunden, indem noch zu beweisen ist, ob der Verstorbene nicht die Absicht gehabt, so reich nicht scheinen zu wollen, als er würklich war.

§. 5.

Ist der Tochter eine Summe Geldes im Testament vermacht, und nicht dabey ausdrücklich erwehnt

wehnt worden, daß dieſes ihre Mitgift ſeyn ſolle, man hat auch ſonſt keine Gründe dieſes zu vermuthen; ſo wird ihr die vermachte Summe gegeben, und ſie bekömmt nichts deſto weniger die ihr gebührende Mitgift.

§. 6.

Ein Vater der einem von ſeinen Söhnen ſein ganzes Vermögen vorſchreibt, macht ihn dadurch bloß zum Vormunde, und er muß mit ſeinen Brüdern zu gleichen Theilen gehen, wenn der Vater nicht ausdrücklich angeführet, daß er ihn zum Eigenthümer, nicht aber zum Vormunde einſetzen wolle. Dieſes Geſetz aber leidet keine weite Ausdehnung. Es findet nur Statt in Anſehung eines Sohnes unter mehrern Söhnen, nicht aber in Anſehung einer Tochter unter Söhne, oder eines Sohnes unter Töchtern, oder in Ermangelung der Kinder, auch nicht in Anſehung eines Erben unter mehrern

Erben, und führet in diesen Fällen die Einsetzung das Eigenthum allezeit mit sich.

§. 7.

Gleichergestalt führet die Einsetzung selbst eines Sohnes unter mehrern Söhnen, das Eigenthum mit sich, wenn sich solche nicht über das ganze Vermögen, sondern nur über einen Theil desselben erstrecket, weil in diesem Falle zu vermuthen, daß der Vater den Ueberrest seines Vermögens für die übrigen Söhne hat bestimmen wollen.

§. 8.

Sind die Ausdrückungen, deren sich der Testirer bedienet hat, zweifelhaft, und können so wohl von der Vormundschaft, als von dem Eigenthume verstanden werden; so liegt dem Legatario der Beweiß ob.

§. 9.

Diese Bewandniß hat es auch mit der Verschreibung des ganzen Vermögens an die hinterlassene Witt-

Wittwe. Wenn nicht ausdrücklich erwehnet worden, daß sie die gesammte Hinterlassenschaft nicht blos, als Vormund, sondern als Eigenthümerinn bekommen soll, so ist sie blos als Vormund anzusehen. Jedoch ist auch allhier das Gesetz von der eingeschränkteren Auslegung und findet nicht Statt, wenn jemand seiner Braut, oder seiner von ihm verstoßenen Frau, sein ganzes Vermögen, auch nicht, wenn er seiner Frau einen Theil seines Vermögens verschreibet.

§. 10.

Unter dem Worte Mobilien wird nur Hausrath, und Kleidung, nicht aber Waare verstanden. Der Ausdruck alle Mobilien schließt auch Waaren und alles, was handbeweglich ist, mit ein. Heißt es aber, alles, was beweat werden kann; so wird alles darunter verstanden, was von der Stelle beweat werden kann, und also, außer den liegenden Gründen, die ganze Verlassenschaft. Heißt es endlich

lich, alle Güter überhaupt, so werden darunter so wohl unbewegliche Güter und überhaupt alles verstanden, was im Nothfall verkaufbar ist, und verkauft zu werden pflegt. In Ansehung der Gesetzrolle, (Thora) die nach der Satzung der Rabbiner, nicht so leicht verkauft werden kann, ist es noch unentschieden, ob sie mit darunter begriffen ist, oder ausdrücklich besonders benennet werden muß.

§. 11.

Zu der Kleidung, die einer Frau oder Tochter geschenkt werden, gehören so wohl die festlichen, als die alltäglichen Kleider und überhaupt alles, was den Namen eines Kleides hat.

§. 12.

Eine Ursache oder Beweggrund, die der Testirer anführet, ist deswegen nicht als eine Bedingung anzusehen: Wenn es z. B. heißt: Meine Tochter soll so und so viel haben, und sich ein Kleid dafür kaufen, so fällt die vermachte Summe ihren Erben

zu.

zu, wenn ſie auch verſtorben, bevor der beſtimmte Gebrauch davon hat gemacht werden können.

§. 13.

Die Verordnung: Cajus ſoll ſo und ſo viel bekommen und meine Tochter heyrathen, macht die Heyrath zu keiner Bedingung und iſt das Vermächtniß gültig, wenn auch der Legatar die Perſon nicht heyrathen will. Heißt es aber: Cajus ſoll meine Tochter heyrathen und ſo viel bekommen, ſo iſt die Heyrath allerdings eine Bedingung, ohne welche das Vermächtniß nicht Statt findet.

Anmerk. Es hat zwar die Bedingung ſelbſt in dieſem Falle nicht, die im 3ten Cap. §. 9. in der Anmerkung angeführte Form; es giebt aber Fälle, da dieſe Form ſo unumgänglich nothwendig nicht iſt.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Wie Vermächtnisse bezahlt werden.

§. 1.

Die Schulden des Verstorbenen gehen den Vermächtnissen vor, und müssen vorher getilget werden, wenn auch allenfalls ihre Zahlungszeit noch nicht ist; denn die Verbindlichkeit der Schulden hat schon bey der Lebzeit des Testirers ihren Anfang genommen, dahingegen die Vermächtnisse erst nach dessen Tode oder wenigstens in der Todesstunde ihre Gültigkeit erlangen. Daher selbst die Vermächtnisse in Form der Schuldurkunde (S. 3. §. 6.) den würklichen Schulden nachgesetzt werden, in so weit jene der Zeit nach älter sind, und daher nach jüdischen Rechten nachstehen müssen, wenn nicht, als liegende Gründe vorhanden sind.

§. 2.

§. 2.

Wenn jemand auf einmahl an verſchiedenen Perſonen verſchiedene Summen vermacht, z. B. A. 100, B. 200, C. 300. u. ſ. w. und deſſen Verlaſſenſchaft reicht nicht hin ſie alle zu befriedigen, ſo theilen ſich die Legatarii in die Verlaſſenſchaft nach Proportion ihrer Vermächtniſſe.

Anmerk. Sie ſind hierin von Gläubigern einer Concursmaſſe unterſchieden, indem dieſe letztere in das Vermögen ihres gemeinſamen Schuldners, in ſo weit ſie concurriren, zu gleichen Theilen gehen. Wenn ſich alſo, nachdem die Vermächtniſſe gehoben, Paſſivſchulden finden, die aus der übrigen Verlaſſenſchaft nicht bezahlt werden können; ſo müſſen die Legatarii in eben dem Verhältniſſe dazu beytragen, ſolche zu befriedigen.

§. 3.

So auch, wenn der Teſtirer in ſeinem Teſtamente Güter, als die ſeinigen anführt, die nicht ihm, ſondern einem andern gehören; ſo werden die in dem Teſtamente verordnete Vermächtniſſe in eben dem

Ver

Verhältniſſe verringert und herunter geſetzt: maßen zu vermuthen, daß der Teſtirer ſeine Freygebigkeit ſeinen Kräften gemäß hat einrichten wollen.

§. 4.

Hat aber der Teſtirer ungleiche Summen in verſchiedenen Artikeln, an verſchiedene Perſonen vermacht: ſo muß derjenige, der zuerſt benannt worden, auch zuerſt befriediget werden, und ſo dann die übrigen, wie ſie in der Verordnung folgen.

§. 5.

So auch, wenn er gleiche Summen in einem und demſelben Artikel an verſchiedene Perſonen vermacht, und ſich z. B. folgendergeſtalt ausgedruckt: A. ſoll 200, B. 200. C. 200. u. ſ. w. bekommen; ſo folgen nach der Meynung einiger Rabbiner die Legatarii in Abſicht auf die Bezahlung, in eben der Ordnung auf einander, in welcher ſie in dem Teſtamente benennet worden, indem zu vermuthen, daß

daß die Abſicht des Verſtorbenen geweſen, dem zuerſt genannten ein Vorzugsrecht einzuräumen, weil er ſonſt die Vermächtniſſe nicht ſo abgetheilt, ſondern auf einmahl die ganze Summe an alle zugleich verſchrieben haben würde. Wenn ſich alſo in dieſem und dem vorhin §. 4. erwehnten Falle Schulden finden, die aus der übrigen Verlaſſenſchaftsmaſſe nicht befriediget werden können, ſo gehen ſie zuerſt auf den letzten Legatar und wenn deſſen Vermächtniß nicht hinreicht, auf deſſen Vorgänger und ſo weiter bis auf den erſten zurück.

§. 6.

Das Vermächtniß einer Sache, die aus vielen gleichartigen herausgenommen werden ſoll, verliert ſeine Kraft, wenn eine von dieſen Sachen nach dem Tode des Teſtirers verloren gegangen. Wenn z. B. von jemand ein Faß Wein, das unter vielen ſich befindet, verſchrieben worden; es gienge aber nach dem Tode des Teſtirers ein Faß verloren, ſo

nimmt man zum Vortheil der Erben an, daß es dasjenige gewesen, welches vermacht worden iſt. Iſt aber ein Werth beſtimmt, als wenn z. B. für 200 Thlr. Werths Waaren verſchrieben worden, und die Waaren verderben, oder es gienge ein Theil davon verlohren, bevor der Legatar befriediget worden; ſo hat der Legatar ſeinen verhältnißmäßigen Antheil an dem Verluſte zu tragen. Iſt aber ſchlechterdings das Geld, z. B. die Summe von 200 Thlr. von den hinterlaſſenen Waaren verſchrieben worden, ſo fällt der Verluſt ganz auf die Erben.

§. 7.

Nicht anders verhält es ſich mit dem Vermächtniſſe einer Geldſumme, die von den Gütern des Verſtorbenen nach Gutbefinden des Executoris Teſtamenti zu erhalten. Wenn die von dieſem Executore zu Tilgung des Vermächtniſſes beſtimmten Güter verloren gehen; ſo müſſen die Erben ſolchen Verluſt

luß anderweitig erſetzen, um den Legatar zu befriedigen.

§. 8.

Das Vermächtniß einer Geldſumme, die von der hinterlaſſenen Baarſchaft genommen werden ſoll, fällt gänzlich weg, Falls der Teſtirer keine Baarſchaft hinterläßt, wenn er nicht die Worte hinzugethan, oder von meinem übrigen Vermögen. Iſt von der hinterlaſſenen Baarſchaft ein Theil nach dem Tode des Teſtirers verloren gegangen, bevor der Legatar befriediget worden; ſo hat er ſeinen verhältnißmäſſigen Antheil an dem Verluſt zu tragen. (§. 6.) Jedoch findet dieſes nur Statt, wenn die verlaſſene Baarſchaft entweder in ungetrennter Summe oder in ungleich abgetheilten Summen ſich befindet. Finden ſich aber verſchiedene Packete von gleichen Summen. Z. B. von 100 Thlr. wovon eines vermacht worden, ſo fällt der Verluſt eines Packets gänzlich auf den Legatar, dem eine ſolche Summe vermacht

worden, so wie oben §. 6. in Ansehung der Sachen.

§. 9.

Ein Vermächtniß zum Besten der Armen fällt den Armen desjenigen Orts zu, wo der Verstorbene zu wohnen oder sich aufzuhalten pflegt.

§. 10.

Wenn über eines Testirers Vermächtniß in Form der Schuldgeständnisse etwas schriftliches ausgefertiget worden; so hat dieser Titul Beweiskraft, und die Erben, welche vorgeben bezahlt zu haben, müssen solches beweisen. Wenn aber die Vermächtnisse nicht die Form der Schuldgeständnisse haben, oder es ist nichts schriftliches darüber ausgefertiget worden, so liegt den Legatarien ob, die Nichtbezahlung zu beweisen.

Sechſter Abſchnitt.

Von der Subſtitution oder Nacheinſetzung.

§. 1.

Eine Verordnung, Vermöge welcher ein Vermächtniß unter gewiſſen Bedingungen einem andern Legatar zufallen ſoll, heißt eine Subſtitution oder Nacheinſetzung.

§. 2.

In einem Teſtamente Todeshalber kann einem rechtmäßigen Erben kein anderer Legatar nacheingeſetzt werden, dergeſtalt, das das vermachte Gut, nach dem Tode der rechtmäßigen Erben, dem Nacheingeſetzten zufallen ſollte. Denn ein jedes Vermächtniß, das Todes halber einem rechtmäßigen Erben verſchrieben worden, iſt demohngeachtet, als eine Erbſchaft anzuſehen. Eine Erbſchaft aber kann

in ihrer Folge durch keine Verordnung unterbrochen werden: Daher findet in diesem Falle keine Nacheinsetzung Statt, gesetzt auch der Nacheingesetzte wäre gleichfalls ein rechtmäßiger Erbe.

§. 3.

Wenn aber der Testirer im gesunden Zustande ist, oder er verwahret sich ausdrücklich, er wolle das Vermächtniß nicht als eine Erbschaft, die in ihrer Folge ununterbrochen fortgehet, sondern als ein Geschenk betrachtet wissen, das nach dem Tode des ersten Legatars dem Nacheingesetzten zufallen soll; so bekommt der Nacheingesetzte, nach dem Tode des ersten Legatars, alles dasjenige, was vom Vermächtnisse noch würklich vorhanden ist.

§. 4.

Ob gleich in dem Falle, wo eine Nacheinsetzung Statt findet, dem ersten Legatar verboten ist, das vermachte Gut bey seinen Lebzeiten zu veräuſ-

sern,

ſern, und er ſich in dem Falle den gerechten Vorwurf zuziehet, unbilliger Weiſe gegen die Abſichten ſeines Wohlthäters gehandelt zu haben; ſo kann der Nacheingeſetzte, wenn dieſes geſchehen, dennoch von den Beſitzern nichts zurückfordern, indem ihm nur dasjenige zufällt, was nach dem Tode des erſten Legatars zurückbleibet.

§. 5.

Dahingegen kann der erſte Legatar über das vermachte Gut nicht teſtamentariſch verordnen. Denn dieſe Verordnung ſoll erſt nach dem Tode zur würklichen Ausübung kommen, alsdenn aber gehet der Nacheingeſetzte mit ſeinem Rechte vor.

§. 6.

So auch findet, ſo gar nachdem Tode des erſten Legatars, die Zurückforderung Statt, wenn der erſte Legatar das vermachte Gut an einen andern von ſeinen rechtmäßigen Erben bey ſeinen Lebzeiten verkauft oder verſchenkt hat, indem der Teſti-

rer die rechtmäßigen Erben des erſten Legatars, ſo vornehmlich vom Beſitze des vermachten Guts, hat ausſchlieſſen wollen.

§. 7.

Wenn aber der Teſtirer dem erſten Legatar das Vermächtniß nur auf eine beſtimmte Zeit verſchrieben, ſo findet die Nacheinſetzung Statt, geſetzt auch der erſte Legatar ſey ein rechtmäßiger Erbe, und das Gut kann, wenn es von dem erſten Legatar veräuſſert worden, von dem Nacheingeſetzten zu ſeiner Zeit zurückgefordert werden. Eine gleiche Bewandtniß hat es, wenn der Teſtirer das vermachte Gut dem Nacheingeſetzten von demſelben Tage an verſchrieben hat. In dieſem Falle hat er offenbar dem erſten Legatar nur den Nießbrauch, dem Nacheingeſetzten aber das Eigenthum verſchrieben. Daher findet die Nacheinſetzung ſtatt, wenn auch der erſte Legatar ein rechtmäßiger Erbe iſt, und das

Gut

Gut kann von dem erſten Legatar nicht veräußert werden.

§. 8.

Hat der Teſtirer das vermachte Gut nach dem Tode des Nacheingeſetzten einem zweyten, dritten u. ſ. w. Nacheingeſetzten gleichfals von demſelben Tage an verſchrieben; ſo hat der letzte Nacheingeſetzte das Eigenthum die zuvor Eingeſetzten aber nur den Nießbrauch.

§. 9.

In allen vorhin erwehnten Fällen der Nacheinſetzung können weder die Gläubiger des erſten Legatars, noch deſſen Ehefrau ſich zum Nachtheil des Nacheingeſetzten das vermachte Gut ſelbſt bezahlt machen, wohl aber durch die Nutzung deſſelben, ſo lange er noch lebet.

§. 10.

Wenn der Teſtirer ſich ſelbſt oder ſeine Erben nacheingeſetzt hat, ſo kann das vermachte Gut, wenn

es von dem ersten Legatar verfremdet worden, von dem Nacheingesetzten zurückgefordert werden.

§. 11.

In diesem Falle fällt das vermachte Gut nach dem Tode des ersten Legatars, nur denjenigen Erben des Testirers anheim, die er bey Verfertigung des Testaments gehabt, mit Ausschließung aller derjenigen, die er nachher bekömmt, selbst den Fall nicht ausgenommen, wenn er damahls nur Töchter gehabt, nachhero aber auch Söhne bekommen hätte.

§. 12.

Diejenigen, die in der zweiten, dritten oder vierten Stelle nacheingesetzt werden, können alsdenn zum Besitz des Vermächtnisses gelangen, wenn sie alle die Legatarien, die ihnen vorgehen, überleben; Wenn aber der Nacheingesetzte eher stirbt, als derjenige, der ihm voreingesetzt worden, so fällt das vermachte Gut den Erben des Voreingesetzten anheim,

und

und können alle folgende Nacheingesetzte keinen Anspruch darauf machen. So z. B. Wenn der Nacheingesetzte bey Lebzeiten des ersten Legatars verstorben, so fällt das Vermächtniß nach dem Tode des ersten Legatars nicht den Nacheingesetzten, sondern den Erben des Legatars anheim, und eben so verhält es sich mit dem ersten Nacheingesetzten in Absicht auf den zweyten, dritten u. s. w.

§. 13.

In allen Fällen wo dem zuvor Eingesetzten nur der Nießbrauch, dem zuletzt eingesetzten aber das Eigenthum gehöret (§. 8.) fällt das vermachte Gut den Erben des Testirers anheim, wenn einer von den Nacheingesetzten bey Lebzeiten desjenigen verstorben, der ihm vorgehet.

Viertes Hauptstück.

Von Ehesachen.

In so weit sie das Mein und Dein angehen.

Erster Abschnitt.

Von der Ehe überhaupt.

§. 1.

Zum Ehebündniß nach jüdischen Gesetzen, gehören drey verschiedene Handlungen. Die Verabredung, oder Verlobung, da die Partheyen die Heyrath beschließen, und die Bedingungen und andere Umstände festsetzen, unter welchen sie vollzogen werden soll. Die Verträge, die bey dieser Gelegenheit schriftlich aufgesetzt werden, heißen die ersten Ehe-

Ehepakten, oder der Verlobungskontract. Dieser vorläufige Actus ist zwar nicht unumgänglich nothwendig, und ist die Ehe, auch ohne denselben, gültig. Es wird aber für unanständig, und nach einiger Meynung, auch der Geißelzucht a) unterworfen, gehalten, ohne vorläufige Verabredung, alsofort zur Trauung zu schreiten. Ferner ist dieser Actus widerruflich, und kann ohne Scheidebrief, blos durch beider Partheyen Einwilligung, wiederum aufgehoben werden.

§. 2.

Die Trauung, oder die Handlung, durch welche sich das Brautpaar einander die Ehe auf das rechtskräftigste angeloben, und versichern. Dieses kann auf dreyerley Art geschehen. a) Durch Geld; die Mannsperson giebt nemlich der Frauensperson

in

a) Anmerk. Eine Art von Leibesstrafe, die nicht mehr gebräuchlich ist.

Gegenwart zweyer Zeugen ein Stück gemünztes Geld, das wenigstens eine Prutah (ungefähr ein und einen halben Pfennig) am Werth hat, oder eine Sache, die zuverläßig so viel werth iſt, und ſpricht dabey die Worte: Hierdurch ſollſt du für mich abgeſondert, oder mir angetrauet ſeyn, mit mir verheyrathet ſeyn, mir geehliget ſeyn, meine Frau ſeyn, oder einen ähnlichen Ausdruck, der daſſelbe beſagen will, und auch von ihm alſo verſtanden wird, (nach einiger Meynung, müſſen die Worte: nach der Weiſe Moſes und Iſraels hinzugeſetzt werden a) ſie aber nimmt das Geld oder Geldeswerth gutwillig in dieſer Abſicht von ihm an.

b) Durch

a) Anmerkung. Dieſe Trauungsart iſt die gebräuchlichſte. Man pflegt dazu einen Ring von Geld oder Silber ohne Steine zu nehmen, den der Bräutigam der Braut an den Finger ſteckt, indem er die Worte ſpricht: Mit dieſem Ringe, ſollſt du für mich abgeſondert ſeyn, nach der Weiſe Moſes und Iſraels.

b) Durch einen Brief. Der Mann schreibt, mit Vorwissen der Frau, und eigentlich für sie auf einem Blatte, die vorhin angeführte Trauungsworte, (zu welchen nach Einiger Meynung, auch die Namen des Ehepaars hinzukommen müssen,) und giebt ihr solchen in Gegenwart zweyer Zeugen in die Hand, sie aber nimmt solchen gutwillig in dieser Absicht von ihm an. c) Durch die Beywohnung. Er spricht nemlich in Gegenwart zweyer Zeugen, durch den Beyschlaf sollst du mir angetrauet seyn, und verschließt sich mit der Frauensperson in ein Zimmer. Diese Trauungsweise ist zwar dem Rechte nach gültig; sie wird aber für unzüchtig gehalten, und mit der Geißelzucht bestraft. Die Trauung ist zur Heyrath unumgänglich nothwendig, und findet ohne dieselbe kein Ehebündniß statt. Nach derselben heißet das Ehepaar die Getrauten, und nunmehr kann ihre Verbindung nicht anders, als durch einen Scheidebrief getrennt werden. Bey dieser

fer Gelegenheit werden die Bedingungen der vorläufigen Verabredung, zum Theil erfüllt, zum Theil aber bekräftiget, und aufs künftige festgesetzt. Die Verträge, die dabey aufgesetzt werden, heißen die zweyten Ehepakten, oder die Trauungspakten. Indessen heißt sie in allen diesen Fällen noch nicht würklich seine Frau, und ist ihm unerlaubt, ihr ehelich beyzuwohnen, so lange sie noch in ihres Vaters Wohnung sich aufhält. Er muß sie also

§. 3.

Zu sich in seine Wohnung nehmen, oder mit ihr, wie gebräuchlich ist, Zusammenkunft halten, unter dem Trauhimmel und hernach im Brautgemach. a) Sodann ist sie in aller Betrachtung seine

a) Anmerkung. Nach einigen Rabbinen nemlich reicht die Zusammenkunft unter dem Trauhimmel hin, die Heyrath als würklich vollzogen anzusehen; nach andern aber muß das Brautpaar in einem besondern Zimmer Zusammenkunft halten, welches das Brautgemach heißt.

seine wirkliche Ehefrau, wenn er ihr auch die eheliche Pflicht noch nicht geleistet hat; jedoch muß sie in den Umständen seyn, daß ihr solche geleistet werden könne. Hat sie aber ihre monatliche Reinigung, oder ist gefährlich krank, daß sie der ehelichen Pflicht vorjetzt gänzlich unfähig ist; so erlangt sie auch durch die Zusammenkunft nicht völlig die Rechte einer Ehefrau, wovon in der Folge weitläuftiger. (S. Abschn. 8. §. 2.)

Zweyter Abschnitt.

Von dem zur Ehe erforderlichen Alter.

§. 1.

Die Mannsperson wird großjährig, wenn sie dreyzehn Jahr und einen Tag alt ist, und zugleich ein Zeichen der Manbarkeit an sich hat. Hat sie aber entweder dieses Alter nicht, oder es fehlen ihr vorhin benannte Zeichen; so ist sie als ein Kind anzusehen, bis sich etwan die Merkmale der Unfruchtbarkeit zeigen, oder wenn auch diese nicht erscheinen; bis ihr fünf und dreißigstes Jahr und ein Tag verstrichen ist.

§. 2.

Eine minderjährige Mannsperson kann keine Frau ehelichen, und sind alle Handlungen derselben in dieser Absicht, als nichtig anzusehen. Es ist auch

nicht

nicht erlaubt, einem Minderjährigen eine Frau zu geben.

§. 3.

Eine Frauensperson wird, so lange sie nicht älter ist, als zwölf Jahre, noch immer ein Kind genennet, und wenn sie auch Zeichen der Mannbarkeit hätte. Ist sie aber zwölf Jahr und einen Tag alt, und hat zugleich diese Zeichen; so heißt sie ein Mägdchen und sechs Monat hernach, eine Erwachsene. Wenn aber diese Zeichen fehlen; so bleibt sie ein Kind, bis sich Merkmale der Unfruchtbarkeit sehen lassen, oder wenn auch diese nicht erscheinen, bis sie das fünf und dreißigste Jahr und einen Tag zurückgelegt hat.

§. 4.

Die Tochter stehet unter väterlicher Gewalt, bis sie erwachsen ist, und so lange sie Kind oder Mägdchen heißt, kann der Vater sie, ohne ihr

Vorwissen', und selbst wider ihren Willen, verheyrathen.

§. 5.

Hat der Vater sie verlobt, und sie wird verstoßen, verwittbet, bevor die Ehe durch die Zusammenkunft vollzogen worden; so bleibet sie immer noch unter väterlicher Gewalt, und der Vater kann sie wieder an einen andern verheyrathen. Ist aber die Ehe einmahl vollzogen worden, und sie wird verwittbet oder verstoßen, so kehret sie nicht mehr in die Gewalt des Vaters zurück, und derselbe hat kein Recht, sie wiederum zu verheyrathen.

Dritter Abschnitt.

Von den ersten Ehepakten oder Verlobungspakten.

§. 1.

In den ersten Ehepakten werden die Punkte des Ehekontrakts so wohl zwischen Braut und Bräutigam, als zwischen ihnen und ihren Aeltern und Anverwandten, in so weit sie dazu beytragen, festgesetzt.

§. 2

Die Punkte, die in den ersten Ehepakten gewöhnlichermaßen vorkommen, sind diese:

a) Das Vermögen des Bräutigams und der Braut, das sie entweder selbst besitzen und einbringen, oder von ihren Aeltern und Anverwanten zur Mitgabe erhalten.

b) Die Kleidungsstücke und Brautgeschenke, welche gewöhnlicherweise nicht bestimmt, sondern nur nach Stand und Vermögen verschrieben werden.

c) Ob die Aeltern dem Brautpaar etwa nach der Hochzeit freye Wohnung und Tisch geben, und wie lange?

d) Ob die Aeltern der Braut ihr zur Hochzeit den halben Antheil eines nachgebornen Sohnes verschreiben wollen?

e) Ob die Brüder des Bräutigams der Braut zur Hochzeit einen Chalizabrief geben wollen.

f) Wenn, wo und auf wessen Unkosten die Hochzeit seyn soll?

g) Wo das Ehepaar wohnen soll?

h) Wie

h) Wieviel der übertretende Theil an Geldstrafe zu erlegen haben soll. Man pflegt gemeiniglich die Hälfte der Mitgabe zur Geldstrafe festzusetzen, und zwar, wenn sie von einer Seite stärker ist, als von der andern; so pflegt man die Hälfte der stärksten Mitgabe anzunehmen.

i) Die Bürgschafter von beyden Seiten, die für die Geldstrafe die Gewähr leisten, werden benennt, und von diesen auch der Mantelgrif abgenommen.

k) Endlich wird auch verabredet, wie es in einem Todesfalle, oder wenn Zwist und Trennung entstehet, gehalten seyn soll, und beruft man sich gewöhnlicher Maßen nur schlechtweg auf die Einrichtung, die vormals die Gemeinden zu Speyer, Worms und Mainz dieserhalb getroffen, welche

alsdenn in den zweyten Ehepakten umständlich angeführet werden.

§. 3.

Dieſes alles wird durch den Mantelgriff und den ſchweren Bann bekräftiget, dabey auch ausdrücklich verabredet, daß die Erlegung der Geldſtrafe nicht von dem Banne, auch der Bann nicht von der Geldſtrafe befreyen ſoll. Zuweilen werden zu mehrerer Sicherheit von beyden Theilen Wechſel über beliebige Summen ausgeſtellt, und niedergelegt.

§. 4.

Da bey dieſem vorläufigen Kontrakte nichts würklich geſchiehet; ſondern nur verabredet wird, was künftig geſchehen ſoll; ſo würde der Mantelgriff denſelben nicht hinlänglich verſichern (S. Cap. 3. Abſchnitt 1. §. 4.) ja der Ausdruck von Heute; oder nun an würde nicht völlig hinreichen, ihn nach der

der Meynung aller Rabbinen, rechtskräftig zu machen.

§. 5.

Ferner würde die Geldstrafe, zu welcher die Partheyen sich anheischig machen, in jedem andern Falle zu der Klasse der Scheinkontrakte gehören, welche durch den Mantelgriff nicht verbindlich gemacht werden.

§. 6.

Von der Beschaffenheit dieser Scheinverträge, und welche Fälle eigentlich dahin zu rechnen seyn, handelt Choschen hammischpat Cap. 207. weitläuftig, und werden daselbst die verschiedenen Meynungen der Rabbinen, so wie die Erklärungen und Regeln, die sie davon geben, umständlich angeführet. Das hauptsächlichste davon läuft etwa auf folgende Rechtsregel hinauf, die in den mehresten Fällen ziemlich ausweichen wird.

§. 7.

Wenn sich jemand bedingungsweise (d. i. in einem bestimten Falle, oder wenn dieses oder jenes erfolgt,) zu einer ihm nachtheiligen Sache verstehet, und die Umstände sind von der Beschaffenheit, daß zu vermuthen ist, er würde es nicht gethan haben, wenn er den vorausgesetzten Fall, oder Erfolg nicht für unwahrscheinlich oder leicht vermeidlich gehalten hätte; so heißt dieses ein unzuverläßiger oder Scheinkontrakt.

§. 8.

Es gehört also zur wesentlichen Beschaffenheit eines Scheinvertrags, 1) daß die Bedingung, zu welcher sich der Kontrahent in einem gewissen Falle verstehet, für ihn nachtheilig sey, und daß er 2) einigen Grund gehabt habe, den Fall für nicht vermuthlich zu halten. Cajus verbindet sich z. B. zum Nutzen des Titius dieses oder jenes zu bewerkstelligen,

gen, und im ausbleibenden Falle, ihm so und so viel zu bezahlen. Wenn der Erfolg blos vom Cajus abgehangen, und der Ersatz, zu welchem er sich im ausbleibenden Falle verstanden, übersteigt den Nutzen nicht, den Titius davon hätte haben können: so ist der Kontract allerdings zuverläßig. Hat aber der Erfolg nicht völlig in der Macht des Cajus gestanden, oder der Ersatz übersteiget den Nutzen des Titius: so ist zu vermuthen, Cajus habe sich nun zu der ihm nachtheiligen Bedingung verstanden, weil er den Fall, oder den Erfolg für vermeidlicher gehalten, als er würklich war, und der Vertrag ist unzuverläßig. Hat aber der Erfolg blos vom Zufall abgehangen, so daß Cajus keinen Grund gehabt, ihn für unwahrscheinlich oder vermeidlich zu halten, so ist der Kontract auch in dem letzten Falle zuverläßig. Man hält daher die bloßen Hazardspiele, nach jüdischen Rechten, für verbindlicher, als die Kunstspiele, oder auch als die vermischten, Spiele

woran

woran Geschicklichkeit oder Klugheit einigen Antheil haben.

§. 9.

Ein unzuverlässiger Vertrag, oder Scheinkontract kann durch den bloßen Mantelgriff nicht verbindlich gemacht werden. Auch der Zusatz, daß der Kontract von nun an seinen Anfang nehmen soll, reicht nach einiger Meynung nicht hin, ihn rechtskräftig zu machen, wenn nicht überdem der Kontract vor einem angesehenen Gerichte, das heißt, vor dreyen der Rechte kundigen Männern geschlossen werden, bey welchen derselbe auch bis zur Erfüllung der Bedingung niedergelegt werden muß. Ferner kann ein solcher Kontract rechtskräftig gemacht werden, wenn zu dem Mantelgriff der Eid, oder Bann hinzukommt, dem sich der Kontrahent freywillig unterziehet. Allein diese Weise hat abermals ihre Schwierigkeit, indem nach der Meynung einiger Gelehrten, auch in diesem Falle Mittel seyn

sollen,

sollen, sich vom Eide zu befreyen. Endlich kann ein unzuverlässiger Kontract rechtskräftig werden, wenn der Kontrahent die Summe, zu welcher er sich verbinden will, alsofort als eine würkliche Schuld übernimmt, und darüber rechtskräftige Verschreibungen oder Wechselbriefe ausstellt, und deponiert; da es alsdenn anzusehen, als wenn er solche Summe bereits würklich bezahlt hätte, und sich nur ausbedinge, daß in einem gewissen Falle, wenn er nemlich von seiner Seite den Kontract halten, und erfüllen wird, ihm die Schuld erlassen, und die Wechsel zurück gegeben werden sollen.

§. 10.

Nun würde in unserm Falle die Geldstrafe, zu welcher sich die Partheyen in den ersten Ehepakten verbinden, nach dem Urtheile der mehresten Rabbiner allerdings zu den Scheinkontracten gehören; indem wahrscheinlicherweise keiner derselben sich zur Geldstrafe verstanden haben würde, wenn sie nicht

sicher

ſicher und zuverläßig geglaubt hätten, es werde dazu nicht kommen; ſondern die Heyrath vielmehr würklich vollzogen werden. Mithin dürfte es Schwierigkeiten haben, den Vertrag vollkommen rechtskräftig und die Geldſtrafe verbindlich zu machen.

§. 11.

In ſo weit aber die erſten Ehepakten öffentlich errichtet werden, und der übertretene Theil unter der Verbindlichkeit ſtehet, die öffentliche Schande, die er ſeinem Nächſten durch die Weigerung der Heyrath und Nichthaltung des Kontracts zufüget, wieder gut zu machen; ſo kann er allerdings ſich durch den Mantelgriff allein zu einer jeden beliebigen Geldſtrafe verpflichten und der Kontract iſt als zuverläßig anzuſehen. Daher der Uebertreter allerdings zur Erlegung der Geldſtrafe angehalten werden kann.

§. 12.

Wenn aber die Sache geheim gehalten, und also durch die Uebertretung niemanden Schande zugefügt worden; so fällt der vorhin angeführte Grund hinweg, und alsdenn müssen alle die Kautelen beobachtet werden, welche bey unzuverlässigen Verträgen nöthig und im vorigen §. berührt worden sind.

§. 13.

Nach den Gesetzen eigentlich werden die Ehepakten, so wie alle übrigen Verträge, blos von zween Zeugen unterschrieben, und ist die Unterschrift der Partheyen dabey unnöthig. Man hat aber hiesiges Orts die Einrichtung getroffen, daß alle Verträge überhaupt, außer der Unterschrift der Zeugen, auch von den Partheyen selbst unterzeichnet werden müssen, welches auch bey den Ehepakten zu beobachten ist.

Vierter Abschnitt

Wie die ersten Ehepakten aufgehoben werden.

§. 1.

Wenn beyde Theile übereinkommen, die Heyrath nicht vollziehen zu lassen; so bedarf es keines Scheidebriefes; sondern sie können sich einander so wohl des Bannes als der Geldstrafe entlassen. Die Geschenke von beyden Seiten müssen zurück gegeben werden, wenn nicht ausdrücklich anders verabredet wird.

§. 2.

So hört auch beydes so wohl der Bann, als die Geldstrafe auf, wenn sich von einer Seite, nach Errichtung der Ehepakten eine Unmöglichkeit hervorthut, die Heyrath zu vollziehen, und werden ausdrücklich folgende Fälle angeführt, in welchen die sich

sich weigernde Parthey so wohl vom Banne, als von der Geldstrafe frey zu sprechen ist.

a) Wenn eine Parthey unter der Zeit in Unvermögen gerathen, und das nicht leisten kann, wozu sie sich anheischig gemacht, so kann sie die Unmöglichkeit vorschützen, und ist nicht verbunden Wohnhaus und Meubles zu verkaufen, um den Kontract zu erfüllen; die Gegenparthey ist aber auch von ihrer Seite nicht verbunden, die Heyrath zu vollziehen, da der Kontract, wegen Unvermögens nicht erfüllt werden kann.

b) So auch, wenn sich Ursachen hervor thun, warum die eine Parthey unmöglich an dem Orte wohnen kann, wo das Brautpaar sich hätte besetzen sollen; so sind beyde Theile so wohl vom Banne, als von der Geldstrafe befreyet, die eine durch die Un-

möglichkeit, und die andere, weil sie nicht gezwungen werden kann, sich an einem andern Orte nieder zu lassen, als verabredet worden.

c) Wenn unter der Zeit die nächsten Anverwandten des einen Theils durch ihre Aufführung der Familie öffentliche Schande zugezogen, und um so viel mehr, wenn eines von dem Brautpaar selbst sich offenbar einer schlechten Aufführung schuldig machet; so ist auch dieses als eine Unmöglichkeit anzusehen, und die Gegenparthey zu befreyen.

d) Wenn der Vater sich in den ersten Ehepakten zu einer Mitgabe anheischig gemacht, und verstirbt, bevor die Heyrath vollzogen worden; so befindet sich der Vater in dem Fall der Unmöglichkeit, die Erben aber sind

sind durch die ersten Ehepakten nicht verbunden, und es kömmt auf die Vermögensumstände des Erblassers an, ob das Kind so viel als versprochen worden, zur Mitgabe haben soll oder nicht. Hat aber der Vater bey Errichtung der ersten Ehepakten die Geldstrafe als eine würkliche Schuld übernommen, und darüber rechtskräftige Schuldverschreibungen, oder Wechselbriefe ausgestellt, und zur Sicherheit niedergelegt; so sind die Erben allerdings verbunden, den Kontract zu erfüllen, oder die Geldstrafe zu erlegen.

e) So auch wenn der Vater die Ehepakten errichtet, und die Tochter äußert sich nachher, sie könne mit diesem Manne nicht leben; so ist dieses von Seiten des Vaters als eine Unmöglichkeit anzusehen, und er

ist sowohl von der Geldstraft, als vom Banne zu befreyen, jedoch muß vorher untersucht werden, ob der Vater auch würklich außer Schuld ist. Selbst, wenn der Vater zur Sicherheit des Kontracts auf die vorhin beschriebne Weise Schuldverschreibungen, oder Wechsel ausgestellt, soll, nach einiger Rabbiner Meynung, diese Unmöglichkeit schützen können; indem zu vermuthen, er habe vorausgesetzt, seine Tochter werde mit diesem Manne leben können. Andere Rabbiner sind hierinn anderer Meynung, und wollen, daß dieser Vorwand nicht hinreiche, von einer auf die vorhin beschriebene Weise übernommenen Schuldpost zu befreyen, und wider die darüber ausgestellte Wechsel zu schützen und also der Vater wohl vom Banne, aber

aber nicht von der Geldstrafe dispensiret sey. a)

§. 3.

Kann aber keine Unmöglichkeit von dieser Art angeführet werden, und eine Parthey weigert sich die Heyrath zu vollziehen, oder überhaupt den Verlobungskontract, in allen seinen Punkten zu erfüllen; so kann sie gerichtlich zu Bezahlung der Geldstrafe angehalten werden; wiewohl durch die Erlegung der Geldstrafe der Bann nicht aufgehoben wird, dem sich der übertretende Theil unterworfen; daher die Partheyen eigentlich zu Haltung des Kontracts im Gewissen verbunden sind, ob sie gleich äußerlich, und vor Gericht, blos zur Geldstrafe angehalten werden können.

a) Anmerkung. Hat die Tochter ihren Vater zu Errichtung der Ehepakten bevollmächtiget, so soll die Tochter zur Geldstrafe angehalten werden können; so wie nach einiger Rathsherr Meynung, der Vater selbst, wenn er vorgegeben, er habe Vollmacht von seiner Tochter, ohne daß er solche würklich gehabt.

Anmerkung. Wenn der Mantelgriff ausdrücklich nicht blos in Absicht auf die Geldstrafe sondern auf die Haltung des Kontracts selbst eingerichtet, und durch die gehörige Kautelen gültig gemacht worden; so soll, wie einige Rabbiner wollen, die übertretende Parthey auch äußerlich zu Haltung des Kontracts gezwungen werden, und sich mit der Geldstrafe nicht davon befreyen können.

§. 4.

Wenn von dem übertretenden Theile die Geldstrafe nicht zu erhalten stehet; so können die Bürgschafter angegriffen werden. Jedoch nur in dem Falle, da die Parthey selbst zur Geldstrafe verbunden ist, und kann der Bürge alsdenn auf die Parthey zurückgehen, und auf Entschädigung dringen. Hat der Bürge, wie gewöhnlich in den ersten Ehesachen zu geschehen pflegt, sich als Selbst-Schuldner verpflichtet; so kömmt ihm nicht einmal das beneficium ordinis zu statten, sonderen derselbe kann alsofort angegriffen werden, sobald der eine Theil sich weigert, die Heyrath zu vollziehen.

§. 5.

Alles dieses findet nur statt, wenn die ersten Ehepakten würklich niedergeschrieben und von den Zeugen unterschrieben worden sind. Hat man sie aber blos verabredet, und sich einander durch den Mantelgriff versichert, daß sie niedergeschrieben werden sollen; oder man hat die Punktationen entworfen, und durch den Mantelgriff bestätiget, dabey aber die Absicht gehabt, solche nachher in gehöriger Form abfassen zu laßen; so stehen die Partheyen, so lange die Zeugen den Contract nicht gehörig unterzeichnet, weder unter dem Banne, noch unter der festgesetzten Geldstrafe, und jede derselben kann den Zeugen verwehren, den actum zu vollziehen.

Fünfter Abschnitt.

Von den zweyten Ehepakten oder Traungspakten.

§. 1.

Bey der Trauung werden die zweyten Ehepakten errichtet, in welchen angezeiget wird, in wieweit dasjenige würklich vollzogen worden, was in den ersten Ehepakten verabredet worden; und was davon noch nicht hat vollzogen werden können, wird abermals verbindlich gemacht. Gewöhnlicher Weise pflegen dieselben folgende Punkte zu enthalten:

a) Wird angezeigt, daß die Heyrath würklich vollzogen worden, und

b) Wieviel jedes Theil an baaren Gelde, Aussteuer, Hausrath, Brautgeschenke u. s. w. mitbekommen.

c) Daß

c) Daß der Vater der Braut ihr die Hälfte eines männlichen Erbtheils verschreibet.

d) Daß die Brüder des Bräutigams einen Thalizabrief unterschreiben.

e) Wenn die Aeltern des Ehepaars ihm etwa freye Wohnung, freyen Tisch oder andere Wohlthaten versprechen, die noch künftig zu leisten sind; so wird solches festgesetzt, und durch den Mantelgriff bekräftiget.

f) Ferner wird festgesetzt, wie es in einem Todesfalle, oder bey entstehender Uneinigkeit gehalten werden soll: und zwar was Uneinigkeit betrift, wird solche von einigen übergangen, und nichts besonders dieserhalb festgesetzt; andere hingegen reden auch dieserhalb das Nöthige ab, wie aus dem angehängten Formulare B. zu ersehen; was aber den Todesfall betrift, wird gewöhnli-

cher Weise dieselbe Einrichtung verabredet, welche die Gemeine zu Speyer, Worms und Maynz vormals dieserhalb getroffen, nehmlich, wenn der Mann in dem ersten Jahre nach der Hochzeit ohne beständigen Saamen zu hinterlassen, stirbt; so bekommt die Frau ihr Eingebrachtes, ohne Eheverschreibung und Vermehrung: stirbt er in dem 2ten Jahre nach der Hochzeit, ohne Kinder zu hinterlassen, so bekommt die Frau außer dem Eingebrachten, auch noch die Hälfte der Eheverschreibung und der Vermehrung. Sollte er aber in dem dritten Jahre nach der Hochzeit, oder nachher, ohne Kinder, mit Tode abgehen; so bekommt die Frau außer dem Eingebrachten, noch die ganze Eheverschreibung und Vermehrung. So auch von der andern Seite; wenn die Frau in dem ersten Jahre

re nach der Hochzeit, ohne Kinder von diesem Manne zu hinterlassen stirbt; so muß der Mann ihren Erben alles zurück geben, was sie ihm eingebracht, nach Abzug der gewöhnlichen Kosten: Stürbe sie in dem 2ten Jahre nach der Hochzeit, ohne Kinder; so würde er nur die Hälfte des Eingebrachten, nach Abzug der gewöhnlichen Kosten, den Erben heraus zu geben haben. Geschähe aber der Todesfall in dem dritten Jahre, oder nachher; so bliebe es bey dem Gesetze, daß der Mann der einzige Erbe seiner Ehefrau sey. Der Trauring bleibet allezeit der Frau, ohne daß ihr dafür etwas von der Eheverschreibung, oder Vermehrung abgezogen wird.

§. 2.

Die Geldstrafe wird bey dieser Gelegenheit so wenig als die Bürgschaften für nöthig gehalten.

Denn

Denn da die Partheyen jezt den wichtigsten Theil des Vertrages würklich vollziehen; so übernehmen sie das übrige, das sie sich einander annoch zu leisten haben, als eine würkliche Schuld, zu der sie sich durch den Mantelgriff allein allerdings verstehen können. Ja es würde bey dieser Gelegenheit schwerer seyn die Geldstrafe verbindlich zu machen, da die Heyrath nunmehr wirklich vollzogen worden, mithin der Grund der öffentlichen Schande, der Abschn. 3. §. 11. — angeführt worden, wegfallen, und also der Vertrag als unzuverläßig anzusehen seyn würde.

§. 3.

Aus eben dem Grunde können die Partheyen nach vollzogener Trauung zu keinem Punkte gezwungen werden, der zwar in den ersten Ehepakten verschrieben, in den zweyten aber nicht wiederhohlt worden, und der sich weigernde Theil ist auch von der Geldstrafe zu befreyen, wenn nicht bey den ersten Ehepakten die Verücht gebraucht worden, die zufäl-

zufolge Abschn. 3. §. 9. bey unzuverläßigen, oder sogenannten Scheinkontracten nöthig ist, wenn sie verbindlich seyn sollen.

§. 4.

Alles was sich das Ehepaar, unmittelbar vor der Trauung, einander mündlich zugesagt, ist auch ohne Mantelgriff verbindlich. So auch was ein Vater bey dieser Gelegenheit zum Besten seines Kindes, das sich jetzt zum ersten male verheyrathet, mündlich verspricht, bedarf gleichfalls keines Mantelgriffes; indem vorausgesetzt wird, daß der Vater, der die Freude erlebt, daß sein Sohn oder seine Tochter sich zum erstenmale in den Ehestand begeben, die Absicht hat, sein Versprechen treulich zu halten, und von ganzem Herzen das Recht darauf zu ertheilen. Ist zu diesem rechtskräftigen Versprechen noch der Mantelgriff hinzugekommen; so hat es die Gültigkeit einer würklichen Schuldverschreibung, und gehet spätern hypothekarischen Schulden vor. Jedoch

doch findet dieses ausdrücklich nur in Absicht auf den Vater statt. Was aber die Mütter oder eine andere anverwante Person vor oder nach der Trauung verspricht, ist ohne Mantelgriff ungültig, und gehet auch keinen hypothekarischen Schulden vor, wenn darüber keine förmliche Schuldverschreibung ausgefellt worden ist.

§. 5.

Was in den zweiten Ehepakten verschrieben, oder bey der Trauung rechtskräftiger Weise (S. den vorigen §.) versprochen worden, muß von den Erben, auch nach des Vaters Tode gehalten werden.

Sech-

Sechster Abschnitt.

Von den übrigen Instrumenten, welche bey der Trauung ausgefertigt zu werden pflegen.

§. 1.

Nach den Satzungen der Rabbiner, ist es nicht erlaubt, mit einer Frau zu leben, bevor man ihr nicht ein Bestimmtes zur Morgengabe und Ehegeld verschrieben, das sie heben kann, wenn sie verwittwet, oder verstoßen wird. Diese Morgengabe muß sich wenigstens auf Zweyhundert Sus (nach Ausrechnung Nahlath Schibeah drey und funfzig und ein Drittheil Loth fein Silber) für eine Jungfer und Hundert Sus (oder nach obiger Ausrechnung sechs und zwanzig und zwey Drittheil Loth fein Silber) für eine Wittwe oder Verstoßene belaufen. Jedoch stehet es bey dem Manne, dieselbe nach Willkühr

für zu vergrößern. Der Gebrauch iſt über dieſe Summe, ohne zwiſchen Armen und Reichen ein Unterſchied zu machen, ein Inſtrument auszufertigen, worin auch die Pflichten eines Ehemannes angeführt werden, und wird ſolches Inſtrument von zween Zeugen an einigen Orten auch von dem Bräutigam unterſchrieben, und bey der Trauung laut vorgeleſen. Dieſes Inſtrument heiſſet die Nenubah der Traubrief oder die Eheverſchreibung. (S. Anhang B. C.)

§. 2.

In dieſer Eheverſchreibung wird ferner auch des weiblichen Heyrathgutes, und der willkührlichen Zulage von Seiten des Ehemannes erwehnt, und pflegt dieſes ohne Unterſchied des Vermögens (um den Armen nicht zu beſchämen) bey einer Jungfer auf zweyhundert Sekukim Silber oder hundert Litern (nehmlich hundert Sekukim für das Heyrathsgut und eben ſoviel für die Zulage) bey einer Wittwe oder Verſtoßene

ſtoßene aber auf hundert Sekukim oder funfzig Litztern (die Hälfte für das Heyrathgut und die Hälfte für die Zulage gerechnet) feſtgeſetzt zu werden. Ein Sekuk ſoll nach einigen Rabbinern zwölf Groſchen, nach andern hingegen vier und zwanzig Groſchen betragen, und wird nach dem hieſiges Orts obwaltenden Gebrauch, der Sekuk zu Groſchen gerechnet.

§. 3.

Dieſe in der Eheverſchreibung angenommene Summe der zweyhundert Sekukim, ſoll nach einiger Meynung eine bloß Formalität (zu Ehren des Bräutigams) ſeyn, im übrigen aber zu nichts verbinden; und wenn es zur würklichen Hebung kömmt, die Frau außer der Morgengabe für ihr Heyrathsgut nicht mehr bekommen, als ſie dem Manne würklich eingeliefert, nebſt der gewöhnlichen Vermehrung von Funfzig von Hundert, welches alsdenn aus den zweyten Ehepakten und dem Vermehrungsbriefe (wovon im folgenden §.) zu erſehen oder zu beweiſen

ist. Andere hingegen wollen, daß diese Verschreibung der zweyhundert Sekukim allerdings verbindlich sey, im Falle das würklich Eingebrachte nebst der Vermehrung nicht mehr austrägt, und soll dieses die geringste Summe seyn, die eine Frau nach getrennter Ehe, von dem Vermögen ihres Mannes zu fordern hat, nehmlich eine Jungfer zweyhundert Sekukim, und eine Wittwe oder Verstossene hundert Sekukim. Im Falle aber das würklich eingebrachte Heyrathsgut nebst der Vermehrung mehr als zweyhundert Sekukim betrage, so wird die größere Summe in dem besondern Vermehrungsbriefe verschrieben, und die in der Eheverschreibung angeführte kleinere Summe der zweyhundert Sekukim, ist in der Vermehrung der Funfzig von H. mit einbegriffen. Dieses will auch der aller Orten eingeführte Gebrauch. Ob aber in den zweyhundert Sekukim die Morgengabe der zweyhundert Sus mit einbegriffen; oder ob diese besonders zu entrichten sind, ist nicht entschieden, und richtet

richtet man sich hierin nach dem Herkommen. Hiesiges Ortes sollen die zweyhundert Sekukim, wenn keine höhere Summe verschrieben, für Morgengabe, Heyrathsgut und Vermehrung gelten, und der Mann zur Bezahlung der zweyhundert Sus nicht verbunden seyn.

§. 4.

Der Vermehrungsbrief, der gleichfalls bey der Trauung ausgefertigt wird, enthält eine Vermehrung von Funfzig von Hundert zu dem weiblichen Heyrathsgute, das in demselben nach der Wahrheit angegeben wird; dergestallt, daß die Frau, anstatt jede eingebrachte Hundert, wenn sie verwittwet oder verstoßen wird, von der Verlassenschaft oder dem Vermögen des Mannes Hundert und funfzig zu heben hat, die Kleidungsstükke der Frau ungerechnet, als welche ihr in diesem Vermehrungsbriefe besonders geschenkt zu werden pflegen. Dieses ist von den Kleidungen zu verstehen, die ihr der Ehemann hat

verfertigen lassen, (als welche der Frau nach den Rechten für ihren Werth angerechnet werden. S. Abschn. §. 10.) Diejenigen Kleider aber, die sie eingebracht, ohne sie dem Manne für ihren Werth anzurechnen, gehören der Frau eigenthümlich, und bedarf es dieserhalb keiner Verschreibung von Seiten des Mannes. (S. Anhang B. D.)

§. 5.

Von den Rechten der Morgengabe des weiblichen Heyrathsgutes und der Vermehrung der Funfzig von Hundert soll in der Folge umständlich gehandelt werden.

§. 6.

Die Brüder des Bräutigams pflegen der Braut, auch bey der Trauung einen Chalizabrief zu unterschreiben; das heißt, die schriftliche Versicherung von sich zu geben, daß sie, wenn der Mann ohne Kinder sterben sollte, sie von der Bruderehe, durch das im 5. m. 25. 5. 10. verordnete Ausziehen des

Schu-

Schuhes befreyen, und kein Entgeld von ihr dafür verlangen wollen. (S. Anhang B. E.)

§. 7.

Dagegen verschreibet von der andern Seite der Vater der Braut ihr den halben Erbtheil eines nachgelaſſenen Sohns, welches in Form eines Schuldſcheins ausgefertiget werden muß, wie oben (Cap. 3. Abſchn. 3. §. 6.) bereits ausgeführt worden, und aus dem am Ende angefügten Formular unter dem B. F. mit mehrerem zu erſehen iſt.

Siebenter Abschnitt.

Von den Pflichten des Ehemannes gegen seine Frau.

§. 1.

Die Pflichten des Ehemannes gegen seine Frau, die ihm nehmlich von Rechtswegen obliegen, wenn auch nichts darüber verabredet oder niedergeschrieben worden wäre, werden von den Rabbinern in 10 Punkte abgetheilt; Er ist nehmlich verbunden ihr

1) freye Kost und
2) andern Lebensunterhalt zu geben.
3) ihr die eheliche Pflicht zu leisten, und
4) eine Eheverschreibung zu geben.
5) sie kuriren zu lassen, wenn sie krank wird.
6) sie auszulösen, wenn sie in Sklaverey gerathen

7) sie

7) ſie begraben zu laſſen, wenn ſie ſtirbt,

8) ihr nach ſeinem Tode von ſeinem Vermögen die Verpflegung reichen zu laſſen, ſo lange ſie ſich nicht wieder verheyrathet,

9) ihre Töchter ſo lange zu verpflegen, bis ſie verheyrathet haben oder großjährig worden, und endlich

10) ihre Söhne, die ſie von ihm haben wird, das ihr in der Eheverſchreibung zugedachte zum voraus erben zu laſſen. a)

§. 2.

Was die Koſt betrift, ſo muß ſolche nach Stand, Vermögen und eingeführter Gewohnheit des Orts, überall aber eben ſo gut eingerichtet ſeyn, als die ſeinige. Ja wenn bey ihrer Familie durchgehends eine beſſere Lebensart eingeführt iſt, ſo hat der Mann

a) Anmerkung. Dieſer Punkt fällt izziger Zeit völlig weg, und iſt ſeit undenklichen Jahren, aus dem Gebrauche gekommen.

auch darauf Rücksicht zu nehmen, nach der gemeinen Regel der Rabbiner: Die Frau steigt mit ihrem Manne hinauf, aber nicht mit ihm hinunter, das heißt: sie nimmt die Vorzüge seines Standes an, ohne die Vorzüge des ihrigen durch ihn zu verlieren. Ist aber die bessere Lebensart nicht durchgehends bey ihrer Familie eingeführt; so muß sie sich gefallen lassen, mit ihm vorlieb zu nehmen, wenn sie mit ihm an einem Tische speiset. Führet sie aber ihren besondern Tisch a) so muß darauf gesehen werden, wie sie in ihres Vaters Hause zu leben gewohnt gewesen.

§. 3.

a) Anmerkung. Dieses findet statt, wenn die Frau einwilliget, an einem besondern Tische zu speisen, und nach einiger Meynung kann der Mann auch ohne ihre Einwilligung (S. den folgenden §.) diese Einrichtung machen. Ferner giebt es Fälle, wo der Mann abwesend ist oder aus andern Ursachen nicht mit ihr an einem Tische speisen kann.

§. 3.

Es kann aber der Mann, nach einigen Rabbinern, die ganze Woche hindurch an einem besondern Tische speisen, wenn er der Frau nur die Kost nach Stand und Vermögen reichen läßt. Die Sabbathabende aber soll er verbunden seyn, mit ihr an einem Tische zu essen. Nach anderer Rabbiner Meynung aber soll er sich auch die Woche hindurch nicht ohne ihre Einwilligung von ihr absondern können.

§. 4.

Wenn er arm ist; so ist er verbunden, als Taglöhner zu arbeiten, und so bald er den Unterhalt für einen Tag erworben, seine Frau daran Theil nehmen zu lassen. Ist er aber unvermögend, ihr das tägliche nothdürftige Brod zu reichen; so kann er nach einiger Rabbiner Meynung gezwungen werden, ihr den Scheidebrief zu geben, und die Rechte der Eheverschreibung aber als eine Schuld zu übernehmen, die er abzutragen hat, sobald er zu Vermögen

mögen kömmt. Nach andern hingegen findet dieſer Zwang nicht ſtatt, wenn er das thut, was in ſeinem Vermögen ſtehet, um ſeine Frau zu ernähren.

§. 5.

Der übrige Lebensunterhalt, den er ihr zu geben verbunden, beſtehet in anſtändiger auch zierlicher Kleidung, Wohnung, Feurung, Betten, Haußrath und Taſchen- oder Nadelgeld; welches alles nach Stand und Vermögen eingerichtet, wenigſtens aber ſo beſchaffen ſeyn muß, wie eine Haußfrau vom geringſten Stande in demſelben Lande zu haben pflegt. Hat er aber auch hierzu das Vermögen nicht; ſo hat es dieſelbe Bewandniß wie oben §. 4. in Anſehung der Koſt angeführt worden.

§. 6.

Wenn der Mann verreiſet iſt, ſo werden der Frau in den erſten drey Monaten ſeiner Abweſenheit von den Gerichten keine Verpflegungsgelder ausgeſetzt.

gesetzt, indem der Mann wahrscheinlicherweise so viel zurückgelassen, als in dieser Zeit zu ihrem Unterhalte erfordert wird. Nach dieser Zeit aber wird sein hinterlassenes Vermögen von den Gerichten angegriffen, und der Frau der nöthige Unterhalt, an Kost, Wohnung, Feurung, auch anständiger, (aber nicht zierlicher Kleidung, indem sie in Abwesenheit ihres Mannes solcher nicht bedarf) gereicht; ohne mit ihr, wegen ihres Verdienstes, Abrechnung zu halten, oder ihr irgend einen Eid abzufordern. Wenn sie auch allenfalls, ohne die Gerichte, sein Vermögen angegriffen und davon zu ihrem Lebensunterhalte verkauft; so ist der Verkauf gültig. Der Mann kann aber nach seiner Zurückkunft von ihr Rechnung fordern, wegen ihres Verdienstes, auch sie vor Gericht zum Eide zwingen, daß sie nicht mehr als das Nothwendige genommen. So auch wenn man erfährt, daß der Mann gestorben, und sie wegen der Rechte ihrer Eheverschrei-

bung

bung den gewöhnlichen Wittweneid ablegen muß; so wird ihr auch der Nebeneid abgefordert, daß sie bis dahin, zu ihrem Unterhalte nicht mehr genommen, als nothwendig war.

§. 7.

Was die eheliche Pflicht betrift; so ist er ihr solche von Zeit zu Zeit zu leisten verbunden, nachdem es seine Kräfte und seine Lebensart erlauben. a) Wenigstens aber muß er ihr solche zu der Zeit, wenn sie im Reinigungsbade gewesen, oder wenn er Tages darauf zu verreisen gedenket, nicht entziehen.

§. 8.

Es ist dem Manne nicht erlaubt, ohne der Frauen Einwilligung, weitere Reisen vorzunehmen, als seine

a) Anmerkung. Nachdem er nehmlich mehr oder weniger abwesend seyn, oder durch mühsame und entkräftende Beschäftigungen seinen Unterhalt suchen muß. So wird z. B. dem Handwerksmann eine längere Zeit bestimmt, als dem Müßiggänger, und auch in Absicht auf jene ein Unterschied gemacht, ob er in der Stadt, oder außerhalb derselben seine Arbeit hat. u. s. w.

seine Lebensart mit sich bringet: oder eine andere Lebensart überhaupt, als er bey der Hochzeit gehabt, zu ergreifen, wenn dadurch der Leistung der ehelichen Pflicht Eintrag geschiehet. Einen Gelehrten aber kann die Frau nicht verhindern, zu seinem Unterrichte, zwey oder drey Jahre abwesend zu seyn: so wie sie keinen Handwerksmann z. B. verhindern kann ein Gelehrter zu werden, obgleich dadurch die Zeiten zur ehelichen Pflicht aufgehoben werden.

§. 9.

Wenn ihn die Frau überhaupt von der ehelichen Pflicht lossspricht, so ist es ihm zwar erlaubt, sich derselben zu enthalten: jedoch nur alsdann, wenn er das Gebot der Vermehrung gehalten, und die vorgeschriebene Anzahl der Kinder zur Welt geliefert. Ist aber dieses nicht geschehen, so kann ihn die Frau nicht davon befreyen.

§. 10.

§. 10.

Ist der Mann durch Krankheit oder Leibesschwäche unfähig, ihr ehelich beyzuwohnen; so muß sie sechs Monate mit ihm Geduld haben. Nach Verfließung dieser Zeit aber ist der Mann verbunden, wenn sie darauf bestehet, ihr den Scheidebrief zu geben, nebst ihrem Herrathsgute und der Vermehrung. Wenn aber die Aerzte die Krankheit kuriren zu können glauben; so muß sie den Ausgang der Kur abwarten.

§. 11.

Die Pflicht die Frau kuriren zu lassen, erstreckt sich auf alle Krankheiten, die Kosten mögen bestimmbar oder unbestimmbar seyn. (Die Heilungskosten der hitzigen Krankheiten werden nehmlich für bestimmbar, der langwierigen Krankheiten aber für unbestimmbar gehalten.) Nach des Mannes Tode aber sind die Erben nur verbunden, der Wittwe die unbestimmbaren Heilungskosten zu bezahlen, indem

solche

solche gleichsam zu der Kost mit zurechnen. Die bestimmbarern Heilungskosten aber muß die Wittwe von dem Ihrigen tragen, da den Erben die Pflicht nicht obliget, sie kuriren zu lassen. Ja es stehet den Erben frey, selbst bey langwirigen Krankheiten, da sie die Kosten zu tragen verbunden seyn sollten, mit dem Arzte, wegen der Kur, einen bestimmten Accord zu treffen, um sich dadurch von Bezahlung derselben zu befreyen.

§. 12.

Wenn die Heilungskosten aber dem Manne zu beschwerlich fallen; so ist ihm den Rechten nach erlaubt, (wiewohl es für unbillig und lieblos gehalten wird) ihr die Wahl zu geben: ob sie den Inhalt der Eheverschreibung, das heißt, ihre Morgengabe, das Heirathsgut und die Vermehrung zu sich nehmen, und sich dafür kuriren laßen, oder lieber geschieden seyn soll. Nach einigen Rabbinern soll zwar der Mann dieses Recht nur in den vorigen Zeiten

ten gehabt haben, als ihm noch erlaubt gewesen, der Frau, wider ihren Willen den Scheidebrief aufzuzwingen. Seitdem aber durch den Bann des Rabbi Gersom dem Manne die Freyheit genommen worden, die Frau zu verstoßen, soll er sich auch auf vorhin angeführte Weise nicht von der Pflicht sie kuriren zu lassen, befreyen können. Allein andere Rabbiner wollen, daß diese Vorrechte nicht so schlechterdings von einander abhängen.

§. 13.

Von der Pflicht hingegen, sie zu befreyen, wenn sie das erstemal in Sklaverey gerathen, kann sich der Mann auf keine Weise dispensiren, wenn er ihr auch den Scheidebrief, und den Inhalt der Eheverschreibung geben wollte; ja wenn sie auch bey der Heyrath die Bedingung eingegangen, daß ihm die Pflicht sie auszulösen nicht obliegen, sie dagegen den Nießbrauch ihrer Güter, der ihm dafür ausgemacht ist, für sich behalten sollte, so reicht dieses nicht hin; sondern

sondern ihm liegt auf alle Weise die Verbindlichkeit ob, sie in Freyheit zu setzen.

§. 14.

Ob der Mann verbunden, an Lösegeld, soviel als gefordert wird, zu bezahlen, ja ob ihm sogar erlaubt sey, vielmehr zu bezahlen, als gewöhnlich für eine solche Sklavin gezahlt wird, um den ungerechten Wucher nicht zu beyzustigen, ist nicht entschieden: Soviel aber ist gewiß, wenn ihr Werth als Sklavin, auch ihr Eingebrachtes zehnfach übersteigt; so ist der Mann verbunden, sein ganzes Vermögen herzugeben, um sie zu befreyen.

§. 15.

Hat der Mann aber einmal sie befreyet, und sie geräth abermals in die Sklaverey; so stehet es bey ihm, ihr den Scheidebrief nebst dem Inhalte der Eheverschreibung zu geben, und sie mag sich selbst auslösen.

§. 16.

Die Pflicht sie auszulösen, liegt nur dem Manne ob, so lange er lebt. Ist er aber verstorben, so sind die Erben dazu nicht verbunden.

§. 17.

Von der Eheverschreibung ist im Vorhergehenden gehandelt worden. Von der Obliegenheit nach dem Tode, die Frau und die Töchter, so lange sie unverheyrathet sind, von der Verlassenschaft zu versorgen, siehe Kap. 1. Abschn. 5. §. 1. Das Vorrecht der männlichen Erben auf das mütterliche Heyrathsgut, ist, wie vorhin erwähnt worden, nicht mehr üblich, und wird auch darnach nicht mehr erkannt.

§. 18.

Pflichten, die Geldsachen betreffen, können durch Verträge erlassen werden. Diese allgemeine Regel findet auch in Absicht auf die Pflichten des Ehemannes gegen seine Frau statt, in so weit solche blos Geldsachen betreffen; daher der Mann sich davon

von durch ausdrükliche Bedingung bey der Heyrath befreyen kann; die Morgengabe ausgenommen, in Absicht auf welche kein Gegenvertrag statt findet; indem es verboten iſt, ohne Morgengabe mit ſeiner Frau zu leben.

§. 19.

Zwar kann die Frau dem Manne die Eheverſchreibung erlaſſen, wenn ſolches ohne Zwang aus freyem Willen geſchiehet, und bedarf es keines rechtlichen Bekräftigungsmittels auch weder Zeugen noch Unterſchrift; ſondern das bloße Geſtändniß, daß ſie ſolches alles Ernſtes und mit Ueberlegung gethan, iſt hinreichend, ihn von der Morgengabe und andern Schulden der Eheverſchreibung zu befreyen. Indeſſen kann das Ehepaar in dieſem Zuſtande nicht fortfahren, mit einander zu leben, wie oben angeführt worden.

§. 20.

Wenn die Frau dem Manne die Rechte der **Eheverschreibung** erläßet: so soll nach einiger Rabbiner Meynung ihr eingebrachtes Heyrathsgut, wenn solches nicht mehr in Natur vorhanden (und also der Vorwand des Hausfriedens nicht statt findet) mit einbegriffen seyn; nach andern Rabbinern aber wird das eingebrachte Heyrathsgut nicht mit darunter verstanden, wenn nicht auf dasselbe ausdrüklich Verzicht gethan worden.

Achter Abschnitt.

Von den Rechten des Ehemannes gegen seine Frau.

§. 1.

Die Rechte, welche dem Ehemanne gegen seine Frau von Rechtswegen zukommen, wenn auch deßhalb nichts verabredet worden, werden in vier Punkte eingetheilt:

1.) Er hat ein Recht auf alles, was sie durch Arbeit erwirbt.

2.) Auf alles, was ihr durch das Glück zufällt.

3.) Er hat den Nießbrauch von allen Gütern, die sie bey der Heyrath sich vorbehalten, und ihm nicht eingeliefert, oder die ihr nachher durch Erbschaft, Schenkung, Vermächtniß u. s. w. zufallen und.

4.) ist ihr Universalerbe.

§. 2.

Dieſer Vorrechte wird der Ehemann theilhaft, ſo bald er mit ſeiner Frau die oben (Abſchnitt 1. §. 1.) beſchriebene Zuſammenkunft gehalten, ſo wie ihm von dieſer Zeit an, die in dem vorigen Abſchnitte beſchriebene Pflichten obliegen; obgleich die fleiſchliche Vermiſchung noch nicht erfolgt iſt. Jedoch muß die Ehefrau bey der Zuſammenkunft der ehelichen Pflicht fähig geweſen ſeyn. Iſt ſie aber derſelben Krankheits halber unfähig; ſo iſt die Zuſammenkunft nicht gültig, und ſie noch blos als eine Getraute anzuſehen, in Abſicht auf welche weder die Pflichten noch die Rechte des Ehemannes Statt finden. Iſt ſie aber blos vor iezt ihrer monathlichen Reinigung halber, der ehelichen Beywohnung unfähig; ſo ſind die Meynungen der Rabbiner getheilt, und wollen einige die Zuſammenkunft in dieſem Falle in aller übrigen Betrachtung für gültig erklären, die Anlage und die Vermehrung ausgenommen, die die Frau

Frau auf keine Weise heben kann, wenn sie nicht in einem der fleischlichen Vermischung vor izt flüchtigen Zustande, Zusammenkunft gehalten hat. Wenn also der Mann, ohne eine solche Zusammenkunft mit seiner Frau gehabt zu haben, in den Jahren Ehestandes stürbe, in welchen ihr wohl sonst die Zulage gebühret; so bekommt sie solche gleichwohl aus der Ursache nicht, weil sie in dieser Betrachtung noch nicht als Ehefrau anzusehen ist.

§. 3.

Was nun das Recht auf ihre Händearbeit betrift; so ist ihm dieses zugestanden, in Gegensatz der Verpflegung, die er der Frau schuldig ist. Daher es bey der Frau stehet, wenn sie auf die Verpflegung Verzicht thun will; sich von ihrer Händearbeit zu verpflegen; das heißt, sich Kost, Kleidung Wohnung, Feuerung u. s. w. anzuschaffen. Wenn die Frau eine solche Erklärung einmal von sich gegeben; so ist unter den Rechtslehrern nicht ausge-

macht, ob sie solche in der Folge wieder zurücknehmen, und auf Verpflegung Anspruch machen könne. Der Mann hingegen von seiner Seite kann seine Frau, wenn er die Verpflegung zu bezahlen hat, auf ihre Händearbeit anweisen. Wenn sie aber nicht so viel verdienen kann, als sie, vermöge ihres Standes, verzehren darf; so muß der Mann das fehlende von dem Seinigen hinzu thun.

§. 4.

Es ist aber die Frau verbunden, diejenigen Handarbeiten zu verrichten, welche das Frauenzimmer ihres Standes und Vermögens, und insbesondere, das Frauenzimmer ihrer und des Mannes Familien, zu verrichten pflegen; als weben, stükken, spinnen in Wolle und Leinen. Ist aber keine von diesen Arbeiten besonders eingeführt; so kann sie blos zum Spinnen der Wolle angehalten werden.

§. 5.

§. 5.

Außer dieser Kunstarbeit hat sie auch wirthschaftliche Verrichtungen und Arbeiten, die ihr obliegen, jedoch alles nach Stand und Vermögen. Eine gemeine Frau, z. B. muß 1.) das Mahlen besorgen (nehmlich darauf Acht haben) welches aber jetzt nicht mehr gebräuchlich 2.) Brod backen, 3.) waschen (auch dieses ist an manchen Orten nicht gebräuchlich) 4.) kochen 5.) ihr Kind säugen (wenn ihr Kind aber gestorben ist: so ist sie nicht verbunden, sich als Amme zu vermiethen, so wie auch der Mann von seiner Seite ihr verwehren kann, ein fremdes Kind zu säugen; selbst, wie einige wollen, wenn sein Kind verstorben ist, und also der Milch nicht mehr bedarf 6.) einiges Vieh füttern, da aber noch nicht entschieden ist, welche Arten zu füttern sie verbunden.

§. 6.

§. 6.

Ferner iſt ſie verbunden, ihrem Ehemanne Liebesdienſte zu erweiſen, d. i. ihm ſo wohl bey Tiſche, als auch ſonſt Handreichungen zu thun, und für ſeine Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu ſorgen.

§. 7.

Je nachdem ſie Vermögen eingebracht, Mägde zu halten, oder nachdem der Mann ſelbſt Vermögen hat, und ſich Mägde halten kann, wird ihr von der Arbeit abgenommen. Bey einer Bedienten z. B. iſt die Pflicht, die Mühle zu beſorgen, zu backen, zu waſchen, und das Vieh zu füttern; bey zween Mägden auch von Pflicht zu kochen, und ihr Kind zu ſäugen, entlediget, und wenn ſie ihrer drey zu halten im Stande ſind, ſo kann ſie auch einiger Handreichungen überhoben ſeyn, die ſie dem Manne zu thun hat. Wenn ſie aber auch noch ſo reich, und vornehm iſt, und noch ſoviel Bedienten halten kann; ſo kann ſie ſich doch nicht aller Arbeit entſchlagen,

gen, indem der Müßiggang für die gute Sitten ſchädlich iſt. Daher ſie verbunden, nicht nur dem Manne einige Liebesdienſte perſönlich zu erzeigen, ſondern überdem zum Zeitvertreibe einige geringe Handarbeit zu verrichten. Ja wenn der Mann ſelbſt ſo eigenſinnig iſt, und durchaus darauf beſtehet, daß ſie ſich dem Müßiggange ergeben, und gar nichts verrichten ſoll; ſo kann er zur Eheſcheidung gezwungen werden.

§. 8.

In dem angeführten Falle, wenn die Frau auf die Verpflegung Verzicht thut, und ſich ſelbſt ernähren will, kann ſie von dem Manne ſicherlich zu keiner Kunſtarbeit (§. 4.) angehalten werden; jedoch iſt ſie dem ungeachtet zu den (§. 6.) erwähnten Liebesdienſten verbunden. Ob ſie aber dennoch ſchuldig ſey die §. 5. angeführten wirthſchaftlichen Verrichtungen zu übernehmen, iſt nicht entſchieden,

und

und hat die Frau auch eine wichtige Autorität für sich, daher sie nicht gezwungen werden kann.

§. 9.

Wenn die Frau ein Zwilling gehabt, so sind die Meynungen der Rechtslehrer getheilt, ob sie beyde Kinder, oder nur eines, zu säugen verbunden, daher sie nicht gezwungen werden darf.

Neun-

Neunter Abſchnitt.

Von den Rechten des Ehemannes auf die Güter ſeiner Frau.

§. 1.

Die Güter einer Ehefrau beſtehen, entweder in dem Brautſchatz, oder Heyrathsgute, welches ſie bey der Heyrath eingebracht, oder in ſolchen, die ſie für ſich behalten, imgleichen die ihr nach der Hochzeit, durch Schenkungen, Vermächtniſſe oder Erbſchaften zufallen. Die Güter des Brautſchatzes ſind entweder Baarſchaften und Kaufmannsgüter, oder Grundſtücke, Mobilien, Kleidungen, Vieh und andere Dinge, die ordentlicherweiſe nicht zur Ausgabe oder zum Verkaufe beſtimmt ſind, und dieſe werden dem Ehemann entweder für einen beſtimmten Werth angerechnet, oder ohne Schätzung des Werthes hingegeben. Die Güter des Braut-

Brautſchatzes, die in Baarſchaften und Kaufmanns-gütern, wie nicht weniger diejenigen, welche in den andern angeführten Dingen beſtehen, und dem Ehemann für einen beſtimmten Werth angerechnet worden ſind, heißen die Güter des eiſernen Viehes, müſſen von dem Ehemanne, nach aufgehobner Ehe in demſelben Zuſtande wieder zurück gegeben werden, in welchem ſie ihm überliefert worden ſind, und ſtehen bis dahin für ſeine Gefahr und Rechnung. Alle übrige Güter der Frau aber, ſo wohl die ſie dem Ehemanne gar nicht, oder ohne Schätzung des Werthes eingebracht, als die durch Schenkungen, Vermächtniſſe, und Erbſchaften zugefallen ſind, heiſſen Nutzungsgüter. a) Der Ehemann genieſſet in währender Ehe, die Früchte und Nutzungen davon (wenn ſie von der Art ſind, daß ſie keinen Nu-

ßen

a) Anmerkung. Nach der Etymologie eigentlich Raufe- oder Rupfgüter, von den Haaren oder der Wolle, die dem lebendigen Viehe ausgerauft, oder ausgerupft werden.

ger bringen; ſo werden ſie verkauft, und liegende Gründe dafür angeſchaft, davon der Mann den Nießbrauch hat) und liefert ſie nach aufgehobner Ehe in dem beſſern oder ſchlimmern Zuſtande ab, in welchem ſie ſich zu derſelben Zeit befinden; denn ſie ſtehen bis dahin für der Ehefrau Gefahr und Rechnung, ſo daß der Mann nicht einmal für geſtiftentliche Verwahrloſung zu haften hat, für die ſonſt ſelbſt der unentgeltliche Güterverwahrer zu ſtehen verbunden iſt.

§. 2

Dieſer Nießbrauch erſtreckt ſich auch auf Dinge, die durch den Gebrauch ganz, oder zum Theil verzehrt werden, und iſt dem Manne von dem Rabbiner ausgemacht, als eine Vergütigung für die Verbindlichkeit, ſeine Frau aus der Sklaverey zu erlöſen, und ſtehet es weder in des Ehemannes, noch in der Frauen Vermögen, dieſes aufzuheben, damit

damit der Ehemann auf alle Weiſe verbunden bleibe, ſeine Frau zu erlöſen.

§. 3.

Wenn der Frau merkliche Früchte und Nutzungsgelder eines Guts zugefallen, das ihr nicht eigenthümlich gehört; ſo gehören ſolche zu den Nutzungsgütern, und wird dafür zum Nießbrauch des Mannes, ein nutzbares Gut eingeſchaft. Iſt ihr aber blos der Nießbrauch eines Guts zugefallen; ſo fällt ſolcher, ſo lange das Eheband währet, dem Manne anheim.

§. 4.

Sind der Frau Güter, durch Erbſchaft, Vermächtniß, oder Schenkung, zugefallen, davon der Mann nichts weiß; ſo iſt ihr erlaubt, ſo lange ſie ſolches geheim halten kann, die Früchte davon zu genießen. Sobald aber es der Mann erfährt, ſind die Güter ſelbſt, ſo wie die Nutzungsgelder, die ſie noch etwa in Händen hat, als Nutzungsgüter anzuſehen,

ſehen, und letztere werden in liegende Gründe verwandelt, davon der Mann den Nießbrauch hat.

§. 5.

Einen Rechtshandel, der die Güter des eisernen Viehes betrift, kann der Mann auch ohne Vollmacht der Frau, ja wider ihren Willen führen. Betrift es aber die Nutzungsgüter, so wird von Seiten der Frau Vollmacht erfordert. Wenn aber die Rechtsſache auch um Nutzung und Früchte geführt wird, die des Ehemannes ſind, kann der Ehemann auch ohne Vollmacht ſolche zugleich um das Eigenthum führen, wenn die Frau nicht ausdrücklich widerſpricht. Zu einem gütlichen Vergleiche aber wird auch in dieſem Falle ihre ausdrückliche Vollmacht erfordert.

§. 6.

Nach einigen Rabbinern müſſen die Früchte und Nutzungen, um welche gestritten wird, würklich vorhanden ſeyn, wenn dem Manne, auch ohne

Vollmacht, die Actien zuſtehen ſoll. Nach andern hingegen iſt es hinreichend, wenn der Rechtshandel Sachen betrift, die nuzbar ſind, und dem Manne Vortheil bringen können. Wenn aber der Handel baares Geld betrift, ſo kommen alle Rabbiner überein, daß keine Vollmacht nöthig ſey, weil ſolches gar leicht nuzbar gemacht werden kann.

§. 7.

Wenn die Frau ihre Gerechtſame, vermöge der Eheverſchreibung auf ihr Eingebrachtes und die Zulage, an einen Dritten verkauft hätte, ſo hat der Mann kein Recht auf die Nuzungen von dieſem Kaufſchillinge, und kann die Frau damit nach eigenem Verlangen ſchalten.

§. 8.

Ein Geſchenk, das der Mann ſeiner Frau nach der Hochzeit macht, es beſtehe in beweglichen, oder unbeweglichen Gütern, iſt der Frauen völliges Eigenthum, und hat der Mann kein Recht auf die Nu-

Nutzung davon; jedoch kann sie solches weder verschenken noch verkaufen, sondern muß es Zeitlebens in Händen behalten, damit es der Mann nach ihrem Tode erbe. Die Nutzungen davon, die ihr zufließen, haben das Recht anderer Nutzungsgüter. Man kaufet dafür liegende Gründe, davon der Mann den Nießbrauch hat.

§. 9.

Diejenigen Geschenke, welche der Mann der Ehefrau vor der Hochzeit (nehmlich bevor sie Zusammenkunft gehalten, wenn auch die Trauung schon vollzogen wäre) macht, gehören, wenn es Sachen sind, die nicht zum weiblichen Putze gehören, (von welchen nehmlich die Vermuthung, er habe sie ihr blos zu diesem Gebrauche reichen wollen,) zu den ordentlichen Nutzungsgütern, davon der Mann den Nießbrauch hat. Diese Geschenke müssen auch der Frau, wenn das Eheband nach der ehelichen Zusammenkunft getrennt wird, außer dem Eingebrach-

ten und der Zulage zugestellet werden. Würde aber das Eheband zwar nach der Trauung, aber vor der ehelichen Zusammenkunft getrennt; so hat die Frau kein Recht auf die Geschenke. Es wird vermuthet, der Mann habe ihr nur die Geschenke in der Voraussetzung gemacht, daß die Heyrath vollzogen werden wird.

§. 10.

Hat ihr ein anderer ein Geschenk gemacht, mit der Bedingung, daß der Mann kein Recht daran haben soll, so wird solches dadurch allein der männlichen Gewalt nicht entzogen; sondern zu den Nutzungsgütern geschlagen; es müste denn der Schenker die Vorsicht gebraucht haben, entweder den Gebrauch des Geschenks specialiter zu bestimmen, als z. B. ich schenke dir dieses Geld, um dir dafür Kleider zu kaufen, da denn kein weiterer Zusatz nöthig, um dem Manne sein Recht zu entziehen; oder allenfals den Gebrauch zwar nur generaliter

raliter zu bestimmen, als z. B. Thu damit was dir beliebt; die Bedingung aber ausdrücklich hinzu zu thun; jedoch muß dein Eheman kein Recht daran haben: in welchen Fällen der Mann auf den Nießbrauch keinen Anspruch zu machen hat.

§. 11.

Es ist aber hierbey anzumerken, daß in Absicht auf dieses Gesetz nicht alle Rabbiner übereinstimmen, und nach einigen die Bedingung von Seiten des Schenkers allein da, nehmlich der Mann keine Gewalt darüber haben soll, hinreicht, das Geschenk dem männlichen Rechte zu entziehen; nach andern hingegen, blos die speciale Bestimmung des Gebrauchs das männliche Recht aufheben können.

§. 12.

Hat ihr ihr Vater auf die vorhin erwähnte Weise ein Geschenk gemacht, und sie wäre eine rechtmäßige Erbin ihres Vaters; so wird das Geschenk

nach dem Tode deſſelben in eine Erbſchaft verwandelt, und gehört alsdenn zu der Claſſe der Nutzungsgüter, davon der Mann die Früchte genießet.

§. 13.

Der Ehemann kann durch ausdrückliche Verabredung auf alle ſeine Rechte Verzicht thun, das Recht ſeine Frau zu erben ausgenommen, in Abſicht auf welches keine Verabredung des Gegentheils Statt findet; wenn ſolche nicht zwiſchen der Trauung und der ehelichen Zuſammenkunft geſchehen; ſo iſt ſie ungültig.

Zehnter Abschnitt.

Von zweifelhaften Gütern.

§. 1.

Eine Frau, die des Mannes Wirthschaft führet, oder sein Vermögen unter Händen hat (wofür jede Frau zu halten, so lange nicht das Gegentheil constirt) kann sich kein Geld oder Gut, auch keine auf ihren Mann ausgestellte Dokumente zueignen, so wenig bey des Mannes Leben, als nach seinem Tode, unter dem Vorwande, es sey ihr solches von einem andern geschenkt worden. Die Rechtsvermuthung ist in diesem Falle, daß es des Mannes Eigenthum sey, so lange die Frau nicht erweiset, daß sie eigenes Vermögen gehabt hat; da ihr denn die Sachen, oder die auf ihren Namen ausgestellte Documente, in deren Besitz sie ist, nicht entzogen werden können.

§. 2.

Ist die Frau aber verstorben, und es finden sich in ihrem Nachlaße Sachen von Werthe und Documente, die auf ihren Namen ausgestellt sind; so ist die Rechtsvermuthung in Ansehung der Sachen für den Ehemann, und die Erben der Frau haben das Gegentheil zu erweisen; in Ansehung der Documente aber für die Erben der Frau, und dem Ehemanne liegt der Beweis des Gegentheils ob.

§. 3.

Wenn der Fall ist, daß sie den Besitz der Sachen, die sie sich zueignen will, entweder vor dem Manne hätte völlig verschweigen, oder auch nachdem derselbe es erfahren, und sie zur Rede gestellt, auch vor Gericht gefordert hätte, vorgeben können; sie habe ihm solches bereits wiedergegeben; sie aber gesichet die Wahrheit, behauptet aber; es sey das Ihrige, so sind die Meynungen der Rechtslehrer getheilt. Einige halten dafür, sie habe die Rechtsre-

gel

gel einer beſſern Vertheidigung A) für ſich, und der Mann habe das Gegentheil zu erweiſen. Andere hingegen wollen, daß dieſe Rechtswohlthat ſie nicht ſchützen könne, da ſie die Rechtsvermuthung wider ſich hat.

§ 5 §. 4.

A) Dieſe Rechtsregel iſt in dem Rabbiniſchen Rechte von ſehr ausgebreiteten Folgen, und über die Gültigkeit, den Gebrauch und die Einſchränkung derſelben vieles in den Schriften der Rabbiner anzutreffen, das der Richter gar deutlich vor Augen haben muß, um die Gränzen derſelben in vorkommenden Fällen richtig zu beſtimmen. Es beruhen aber dieſe Regel eigentlich auf folgenden Grundſätzen: Wenn jemand ſich vor Gericht eines Vorwandes bedienen kann, wodurch er notoriſch den Beweis auf ſeinen Widerſacher geſchoben hätte, er laße aber denſelben fahren, und bedienet ſich eines Vorwandes, der in irgend einem Umſtande, für ihn weniger günſtig, oder weniger bequem iſt; ſo iſt die Vermuthung, daß er mit der Wahrheit umgehe, und der Beweis des Gegentheils liegen immer noch ſeinem Widerſacher ob. Cajus fordert z. B. vom Titius eine Summe Geldes, die der Titius mit gutem Fuge hätte längſten können empfangen zu haben, und es iſt ausgemacht, daß er dadurch den Beweis auf den Cajus geſchoben hätte.

Er

§. 4.

In allen Fällen, in welchen eine Ehefrau sich dasjenige nicht zueignen kann, das sie in Händen hat, wird ihr auch kein Glauben beygemessen, wenn sie vorgiebt, es sey das Eigenthum eines andern, der

Er aber gestehet die Wahrheit, solche empfangen zu haben, giebt aber vor, er habe sie bezahlt; so ist die Vermuthung, daß er aus Liebe zur Wahrheit sich keines lügenhaften Vorwandes habe bedienen wollen; daher dem Caius obliegt, die Nichtbezahlung zu beweisen. Hierdurch wird verhindert, daß ein Schuldner, der wirklich bezahlt hat, und die Bezahlung nicht beweisen kann, nicht gleichsam durch die Rechte selbst gezwungen werde, sich eines lügenhaften Vorwandes zu bedienen, und am Ende zu beschwören, wenn er nicht vor Gerichte unterliegen, und zum zweytenmale dieselbe Schuldpost bezahlen will. Man hat daher für dienlich gefunden, die Einrichtung so zu machen, daß niemand in Gefahr sey, aus Liebe zur Wahrheit, von seinem Rechte zu verlieren. Die Einschränkungen die diese Rechtsregel leidet, sind mancherley.

1) Der Inhaber einer Sache kann sich zwar durch dieselbe bey dem Besitze schützen, und den Beweis auf denjenigen schieben, der ihm solche entzie-

der es ihr zu verwahren gegeben. Jedoch iſt hauptſächlich darauf zu ſehen, in wieweit ihr, oder den vorgeblichen Eigenthümern das Recht der beſſern Vertheidigung, oder die Berufung auf eine wich

entziehen will, jenem aber, der die Sache an ſich bringen will, kömmt dieſe Regel nicht zu Statten.

2) Der Beſitzer, dem dieſe Regel zu Statten kommen ſoll, muß weder Zeugen, noch eine Ver-muthung wider ſich haben.

3) Der lügenhafte Vorwand, deſſen er ſich hätte bedienen können, muß keinen groſſern Grad der Unverſchämtheit vorausſetzen, als derjenige, deſſen er ſich wirklich bedienet, u. d. g. Einſchränkungen mehr, die hier anzuführen zu weitläuftig ſind.

Von eben der Weitläuftigkeit ſind die genauere Beſtimmungen, in wie weit der eine, oder der andere Vorwand mehr, oder weniger Wahrſcheinlichkeit für ſich haben kann: in wie weit der Vorwand, deſſen ſich die eine Parthey hatte bedienen können, notoriſch von der Würkung ſeyn muß, den Beweiß auf den Gegner zu ſchieben; ob ſolcher noch jezt vor Gericht muß möglich geweſen ſeyn; oder ob es genug iſt, wenn es vorher in der Gewalt des Beſitzers geſtanden,

wichtige Autorität B) zu statten kommen, und schützen könne.

§. 5.

Hat sie aber von des Mannes Vermögen nichts unter Händen gehabt; so wird alles zweifelhafte Gut,

den, ihn möglich zu machen u. s. w. Alle diese Untersuchungen müssen in den verschiedenen Stellen des Cholschen hammischpat, wo sie gelegentlich vorkommen, selbst nachgelesen werden.

B) Mit dieser Rechtsregel hat es folgende Beschaffenheit. Wenn die Meynungen der Rechtslehrer irgend in einer Rechtssache getheilt sind; so hat der Richter die Autoritaten auf beyden Seiten, so wohl der Menge, als den Ansehen und Gewichte nach zu erwegen und mit einander zu vergleichen. Im Falle derselbe Uebergewicht genug hat, einen entschiedenen Ausschlag zu geben; so kann sich der Inhaber auf die für ihn streitende **wichtige Autorität berufen**; daher derselbe bey dem Besitze zu schützen, und der Beweis dem Gegner aufzulegen ist. Man hält nehmlich dafür, ein **unentschiednes Recht** sey eben so wie ein **unentschiednes Faktum** zu betrachten. Wenn nun die Partheyen über das Faktum streiten, und nicht herausgebracht werden kann, auf

Gut, welches bey ihr gefunden wird, für Nuzungsgut gehalten, und wenn sie vorgiebt, es sey ihr solches geschenkt worden, der Mann aber vermuthet, sie könnte solches durch ihren Verdienst angeschaft haben; so ist das Recht auf ihrer Seite. Das Gut wird,

auf welcher Seite die Wahrheit sey, so ist es ausgemacht, daß der Inhaber ein Vorrecht habe, und der Beweis demjenigen zukomme, der die Sache an sich bringen will. Wenn also das Recht bezweifelt wird, und der Richter selbst in Ansehung desselben in Ungewißheit ist, weil die Autorität auf keiner Seite ein hinlängliches Uebergewicht hat; so kommt dem Inhaber auf gleiche Weise das Vorrecht zu, sich bey dem Besitze zu schützen, und sich so lange an die Autorität zu halten, die ihm günstig ist, bis es seinem Widersacher, der ihm, Kraft der entgegen stehenden Autorität, den Besitz entziehen will, möglich wird, das Gegentheil zu erweisen. Dieses ist der wahre Beweis der Rechtsregel oder der **Berufung auf eine wichtige Autorität**, über welche K. Schaber einen besondern Traktat geschrieben. Denn es ist diese Regel in den Rechten von sehr ausgebreiteten Folgen, wie leicht zu erachten. Es hat aber auch mit derselben ungemeine Schwierigkeit, der vielen Einschränkung wegen,

die

wird, wie bey Nutzungsgütern gewöhnlich, in liegende Gründe verwandelt, davon der Mann den Nießbrauch hat; jedoch kann der Mann vor Gerichte in allgemeinen terminis, über denjenigen den Bann ausrufen, der vor Gerichte lüget. Behauptet

die sie leiden, und die der Richter bey vorkommenden Fällen in Erwegung zu ziehen hat. Es ist z. B. erstlich darauf zu sehen; ob der Besitzer **getreuer** oder **ungetreuer** Inhaber der streitigen Sache ist; ob er dieselbe bereits im Besitz gehabt, bevor die Ungewißheit entstanden, oder solche erst nach entstandener Ungewißheit an sich gebracht hat; denn in vielen Fällen kann ein solcher Besitz den Inhaber nicht schützen. Ferner ist in Erwegung zu ziehen; ob die streitige Meinungen der Rechtslehrer das Recht der Partenen, oder die Gültigkeit des Besitzers angehen. Denn nach einiger Rabbiner Meinung soll in einem solchem Falle, wo die Gültigkeit des Besitzers selbst zweifelhaft ist, keine Berufung auf eine wichtige Autorität schützen können, indem solche nur dem **gewissen Inhaber einer bezweifelten Sache** zu Statten kommen soll. Noch vieler andern Unterscheidungen und subtilen Eintheilungen zu geschweigen, die man in den Autoren selbst, welche von dieser Rechtsregel handeln, nachsehen kan.

tet aber der Mann, mit Gewißheit: es sey solches ihr Verdienst; so muß sie ihr Vorgeben durch den Eid der Rabbiner bekräftigen. Will sie aber auch die Nutzungen davon dem Manne entziehen, und giebt vor, es sey ihr das Geschenk zu einem bestimmten Behuf und unter dem Bedinge gemacht worden, daß der Mann kein Recht daran haben soll, so liegt ihr ob, dieses zu beweisen.

§. 6.

Nach einiger Meynung soll dieses Gesetz nur Statt haben, wenn der Mann nicht vorher gewußt, daß seine Frau etwas für sich besitze. Hat er aber dieses gewußt, und dazu geschwiegen; so soll sie auch ohne Beweiß berechtiget seyn, die Nutzungen davon für sich zu behalten. Ferner soll sie auch ohne Beweis sich schützen können, wenn sie das Recht einer beßern Vertheidigung für sich hat, wovon aber ein mehrers anzuführen hier der Ort nicht ist.

§. 7.

§. 7.

Hat die Frau ihrem Ehemanne Geld geliehen, und also sich gutwillig der Possession entäußert, so kann der Mann sich solches zueignen, und ist selbst nach aufgelößtem Ehebande nicht gehalten, ihr solches zu bezahlen.

§. 8.

Einige wollen auch hier den Unterschied gemacht wissen, ob der Mann vorher gewußt, daß sie Geld besitze, oder nicht, und in dem ersten Falle, ihn für schuldig halten, ihr den Darlehn zu bezahlen.

§. 9.

Hat sie aber ein Grundstück von ihm verkauft, und ihm das Kaufgeld dafür bezahlt; so stimmen die Rechtslehrer überein, daß es darauf ankomme, ob dem Manne bekannt gewesen, daß sie Vermögen habe oder nicht. In dem ersten Falle ist der Kauf gültig, und der Mann behält den Nießbrauch des

des Grundſtückes; in dem lezten Falle iſt der Kauf ſelbſt nicht gültig und wird das Geld zu den gemeinen Nutzungsgütern gerechnet, davon der Mann den Nießbrauch hat. Der Mann kann nehmlich vorgeben, er ſey den Kauf zum Scheine eingegangen, um auf dieſe Weiſe heraus zu bringen, ob dieſe Frau Vermögen beſitze, deſſen Früchte ſie ihm entziehe.

§. 10.

Eigentlich ſoll niemand von einer Ehefrau, ohne des Mannes Vorwiſſen, Güter in Verwahrung nehmen. Iſt es aber geſchehen, ſo hat er ſolches der Frauen ſelbſt, oder wenn ſie ſagt, ſie gehörten einem Dritten, dieſem Dritten weiter zuzuſtellen. Hat er ſie aber dem Ehemanne zugeſtellt, ſo iſt es auch gut, und die Frau hat weiter keinen Anſpruch an ihm.

§. 11.

Wenn die Frau des Mannes Vermögen unter Händen gehabt; so soll der Güterverwahrer nach einigen Rechtslehrern, verbunden seyn, die von der Frau in Verwahrung genommene Güter entweder dem Ehemanne, oder der Frau selbst, nicht aber einem dritten, dem sie solche zueignen will, zuzustellen.

Eilfter Abschnitt.

Von dem Erb = Rechte des Ehemannes.

§. 1.

Der Ehemann ist der Universalerbe seiner Ehefrau, wenn sie in währender Ehe verstirbt, und bekömmt so wohl ihre Nutzungsgüter, als die Güter des eisernen Viehes, wie nicht weniger ihren besondern Eigenthum, davon er den Nießbrauch nicht gehabt, ohne alle Ausnahme. Jedoch ist dieses nur von dem Gute zu verstehen, das sie würklich besessen, nicht aber von einem Gute, auf welches sie blos Anwartschaft gehabt. Wenn sie z. B. die Anwartschaft gehabt, jemanden zu erben, und sie stürbe bey Lebzeiten dieses Erblassers; so tritt der Ehemann nicht an ihre Stelle, denselben zu erben. So auch alle ausstehende Schulden

nehmlich (ohne Hypotheck und Unterpfand. Denn solche Sicherheiten sind in einigen Fällen als würkliche Besitzungen anzusehen, die dem Universalerben zufallen) die sie ihm eingebracht, oder die ihr in währender Ehe zugefallen, und bey ihren Lebzeiten nicht eingegangen, also in währender Ehe nie würklich in ihrem Besitz gewesen sind, werden als eine bloße Anwartschaft betrachtet, die dem Ehemanne nicht zufällt. Sind ihr aber Güter zugefallen, die andere in Verwahrung haben; so ist sie allerdings als würkliche Besitzerin derselben anzusehen, und sie fallen nach ihrem Tode dem Ehemanne anheim.

§. 2.

Die Anwartschaft auf das halbe Erbtheil eines nachgebornen Sohnes, welche in Form einer Schuldverschreibung versichert wird, cessirt gleichwohl, kraft ausdrücklicher Bedingung, wenn die Frau bey ihres Vaters Lebzeiten verstirbt, und keine Kinder

der hinterläßt, wie solches bereits an seinem Orte ist gesagt worden. Hat sie aber ein Kind hinterlassen; so erbet dieses Kind die Anwartschaft auf den halbmännlichen Erbtheil von seiner Mutter und wenn auch dieses Kind beym Leben seines Großvaters, des Erblassers stirbt; so fällt die Anwartschaft auf den Ehemann als den Vater des Kindes zurück. (Wenn nicht in der deshalb ausgefertigten Beschreibung ausdrücklich das Gegentheil bedungen worden, welches zuweilen zu geschehen pflegt) Denn in diesem Falle erbt derselbe die Anwartschaft nicht von seiner Frau; sondern von seinem Kinde.

§. 3.

Wenn jemand eine Ehefrau zur Aftererbinn einsetzet, und z. B. ein Stück Guts, jemanden mit der Bedingung vermacht, daß solches nach des Legatars Tode einer gewissen Frau zufallen soll; so kömmt es darauf an, ob solches mit dem Zusatze von nun oder heute an, nehmlich wenn der Legatar

ſtirbt, ſoll es ihr von nun an zugehören, geſchehen, oder nicht. In dem erſten Falle iſt die Aftererbinn als würkliche Beſitzerinn anzuſehen, und der Mann tritt an ihre Stelle, wenn ſie beym Leben des erſten Legatars verſtirbt; in dem andern Falle aber hat ſie blos die Anwartſchaft hinterlaſſen, die nur ihre Kinder, nicht aber der Ehemann erben kann.

§. 4.

Hat jemand einer unverheyratheten Frauensperſon etwas vermacht, und nach ihrem Tode einen andern zur Folge eingeſetzet, ſie aber verheyrathete ſich nachher: ſo hat der Mann die Rechte eines Käufers, und das Vermächtniß fällt, nach dem Tode der Ehefrau, ihrem Ehemanne und nicht dem nacheingeſetzten zu. Wenn aber einer verheyratheten Frauensperſon unter dieſer Bedingung etwas vermacht worden; ſo hat der Schenker den Ehemann von der Erbfolge ſo gut als nachdrücklich ausgeſchloſſen, und der Aftereingeſetzte tritt, nach dem

Tode

Tode der Frau in ſein Recht. Wenn ſie aber das vermachte Gut verkauft: ſo hat ſie es dadurch den Aftereingeſetzten entzogen (S. Cap. 3. Abſchnitt 16. §. 4.)

§. 5.

Wenn die Frau Vermögen hinterlaſſen, davon dem Mann nichts bekannt geweſen, davon ſie alſo zufolge Abſchnitt 9. §. 4. die Nutzung mit Recht gezogen hat: ſo fallen ſolche nach ihrem Tode, dennoch dem Ehemanne, als Univerſalerben zu.

§. 6.

Schulden, die die Frau in währender Ehe gemacht hat, iſt der Ehemann nicht zu bezahlen verbunden: die ſie aber vor der Heyrath gemacht, müſſen von ihrem Eingebrachten bezahlt werden, wenn ſie Schuldbriefe darüber ausgeſtellt hat. Mündliche Gläubiger hingegen, werden ſchlechterdings abgewieſen, wenn nicht etwa das Geld annoch in

Natur vorhanden, das sie der Frau vorgestreckt haben.

§. 7.

Wie es nach der vormaligen Verfügung der Gemeinen zu Speyer, Worms und Mayny, nach welcher man sich hierin durchgehends zu richten pflegt, wegen der Erbfolge zu halten, wenn die Frau in dem ersten oder zweyten Jahre nach der Hochzeit stirbt, ist aus Abschnitt 5. §. 1. 2. wie nicht weniger aus dem Formulare der zweyten Ehepakten zu ersehen. Einige Rabbiner wollen, daß diese Einrichtung nur das eiserne Vieh, oder die Mitgift, die sie von ihrem Vater erhalten und eingebracht, nicht aber die Nutzungsgüter angehen soll, und sollen diese alsofort dem Manne zufallen. Andre hingegen wollen zwar die Nutzungsgüter mit darunter begriffen wissen, diejenige aber ausnehmen, die ihr in währender Ehe zugefallen sind, wie nicht weniger die Hochzeitgeschenke, welche dem Ehepaar gemacht wor-

den

den sind, und soll der Ehemann diese, auch in dem ersten Jahre nach der Hochzeit, erben. Indessen wollen auch einige Rechtslehrer gar keinen Unterschied gemacht wissen, und behaupten, daß der Mann, wenn die Frau in dem ersten Jahre stirbt, alles, so wohl das eiserne Vieh als die Nutzungsgüter, und selbst die Hochzeitgeschenke, und wenn sie in dem zweyten Jahre stirbt, die Hälfte von diesem allen, ihren Erben zurückzugeben verbunden sey, und dieses will auch der eingeführte Gebrauch.

Zwölfter Abschnitt.

Von der Veräußerung der weiblichen Güter.

§. 1.

Wenn die Frau in währender Ehe, ein Nutzungsgut, davon ihr nur das Eigenthum, dem Manne aber der Nießbrauch zustehet, an einen andern verkauft, und dem Käufer den Besitz desselben eingeräumet hätte; so wird derselbe zwar, nach Urtheile der angesehensten Lehrer, in dem Besitze gelassen; er muß aber, so lange das Ehebond währet, dem Ehemann die Nutzungen und Früchte davon zustellen. Andere hingegen wollen dem Ehemanne das Recht einräumen, dem Käufer auch den Besitz zu entziehen, so lange das Eheband unzertrennt ist. Indessen kann der Käufer unstreitig dem Ehemanne verwehren eigenmächtige Veränderungen

in

in dem Gute vorzunehmen; so wie die Ehefrau, in deren Rechte der Käufer getreten, dieses Recht unstreitig gehabt hat. Stirbt der Ehemann in währender Ehe; so fällt das Gut, samt den Nutzungen dem Käufer zu. Stirbt aber die Ehefrau bey ihres Mannes Leben, so ist der Kauf als null anzusehen. Das Gut fällt auf den Ehemann als Universalerben, und derselbe ist nicht einmal verbunden, dem Käufer das Kaufgeld wieder zu geben; so wie der Ehemann überhaupt nicht verbunden ist, die Schulden seiner Ehefrau zu bezahlen. Jedoch wenn das Kaufgeld noch in Natur vorhanden, oder wenn auch nur die Frau überhaupt baares Geld hinterlassen, welches dieses Kaufgeld seyn könnte, so muß solches allerdings dem Käufer zurück gegeben werden.

§. 2.

Hat der Mann ausdrücklich in den Handel gewilliget; so ist derselbe gültig. Ein bloßes Still-

schweig

schweigen des Mannes aber ist nicht als eine Einwilligung anzusehen.

§. 3.

Wenn die Frau ein Gut verkauft, davon der Mann nichts weiß und sie also vermöge Abschn. 9. §. 4. so wohl das Eigenthum als den Nießbrauch hat; so ist auch der Kauf gültig, wenn auch der Mann nachher solches erfahren hätte; wiewohl die Frau unbillig gehandelt, ein Gut zu veräußern, daran der Mann zwar vor der Hand keinen Anspruch hat, das ihm aber nach ihrem Tode zugefallen wäre.

§. 4.

Auf die Güter des eisernen Viehes hat der Mann das Recht des Eigenthums, die Frau aber blos das Recht der Anwartschaft: daher wenn sie ein solches ohne des Ehemannes Einwilligung verkauft hätte, der Handel nicht nur vor der Hand ungültig, sondern auch zweifelhaft ist, ob sie selbst nach des Mannes Tode verbun-

verbunden sey, solchen zu halten. Wenn sie aber ausdrüklich ihr Anwartschaftsrecht verkauft hat; so ist sie allerdings daran gebunden.

§. 5.

Ob gleich der Mann auf die Güter des eisernen Viehes das Eigenthumsrecht hat; so kann er solche dennoch nicht, ohne seiner Frauen Einwilligung, weder verkaufen noch verpfänden, und hat die Frau ein Recht zu verlangen, daß ihr eingebrachtes Gut in Natur erhalten werde.

§. 6.

Hat der Mann von den Nuzungsgütern, oder auch von den Gütern des eisernen Viehes, ohne seiner Frauen Einstimmung, verkauft oder verpfändet; so ist der Handel, wenn er unbewegliche Güter betrift schlechterdings ungültig, und so gar wenn die Frau stirbt, der Mann nicht verbunden, den Kauf zu halten, im Falle er nicht ausdrüklich sein Anwart-

wartschaftsrecht verkauft hat. Jedoch verstehet sich von selbst, daß er verbunden, das Kaufgeld wieder zu geben.

§. 7.

Betrift es aber bewegliche Güter des eisernen Viehes, die der Mann ohne seiner Frauen Einwilligung veräußert hat, so ist der einmal geschlossene Handel, nach einiger Rabbiner Lehre, als gültig anzusehen, indem der Mann ja das Recht hat, solche allenfalls zu verbrauchen, das heißt, durch den Gebrauch zu verzehren. (S. Abschn. 9. §. 2. f

§. 8.

Andere aber wollen auch in diesem Falle den Handel für ungültig erklären. Jedoch haben Kleidungsstücke der Frau, welche sie ihm eingebracht, die Vorrechte der Nutzungsgüter und ist, in Absicht auf dieselben, alle einseitige Veräußerung ungültig, wenn sie nicht einwilliget. (S. 9. §. 1.)

§. 9.

§. 9.

Kleidungsstücke und Mobilien, die der Mann seiner Frau zu ihrem Gebrauche gegeben, oder auch nur dazu angeschaft, ohne ihr solche noch eingehändiget zu haben, dürfen von dem Manne nicht, ohne der Frauen Einwilligung, verkauft werden, wenn er auch nicht zu leben hätte, und ist hierin kein Unterschied zu machen, ob solche für den alltäglichen Gebrauch, oder für die Feyertage bestimmt gewesen. Sind es aber Sachen, die blos zum Ueberfluße und zur Pracht gehören, als silberne und goldene Geschirre, u. d. gl. so darf sie der Mann im Nothfall, auch ohne der Frauen Einstimmung, verkaufen. Wenn ihr von ihren Anverwandten Hausrath oder Kleidungsstücke geschenkt worden sind, ohne daß ihm auf die Abschn. 9. §. 10. 11. angeführte Weise, aller Anspruch darauf benommen worden; so kann er solche gleichfalls im Nothfall angreifen, und in Nutzungsgüter verwandeln.

§. 10.

§. 10.

Wenn der Mann die unbeweglichen Güter des eisernen Viehes (oder überhaupt unbewegliches Gut, auf welches die Frau, wegen ihres Eingebrachten, und anderer weiblichen Gerechtsamen, im Falle der Trennung, ein hypothekarisches Recht hat) verkauft, und die Frau nachher ihre Einwilligung dazu hergiebt, so ist solche nicht gültig, und kann sie von ihm, nach des Mannes Tode, oder wenn sie von ihm geschieden wird, wieder zurük genommen werden. Der Grund dieses Gesezes ist, weil die Frau vorgeben kann, sie habe ihre Einwilligung nicht freywillig gegeben, sondern aus einer Art von Zwang hergeben müssen, um den Haußfrieden zu erhalten. Denn da diese Güter unter des Mannes Gewalt sind, und sie blos ein Anwartschaftsrecht darauf hat, so würde er Ursache haben, auf Argwohn zu gerathen, wenn die Frau zu sehr auf ein Recht bestünde, das ihr nicht eher, als nach der Trennung zukömmt; daher

daher ihre Einwilligung von keiner Würkung iſt. Ja wenn ſie ſich auch dieſer Rechtswohlthat ausdrüklich begeben; ſo reicht dieſes nicht hin, die Einwilligung unwiderruflich zu machen.

§. 11.

Es werden jedoch von den Rabbinern folgende Fälle angeführt, in welchen die Einwilligung einer Ehefrau in die Verkaufung der Güter unwiderruflich iſt, und der Vorwand, daß ſie um des Hausfriedens willen ihre Einſtimmung hat geben müſſen, nicht angenommen wird. 1.) Wenn die Frau mit ausdrüklichen Worten die Gewährleiſtung für den Kauf übernimmt. 2.) Wenn ſie bey einer ähnlichen Gelegenheit ſchon einmal ihre Einwilligung verweigert, und dadurch zu erkennen gegeben hat, daß ſie nicht geneigt ſey, der Einigkeit halber ihre Rechte aufzugeben. 3.) Wenn der Kauf, vermittelſt der erforderlichen Bekräftigungsmittel, zuerſt von ihr, hernach aber von dem Ehemanne in Beſiz ge-

nommen worden. 4.) Wenn sie ein besonders Instrument über den Kauf ausstellt, und endlich nach einigen Rabbinern, wenn sie geschwohren, das Kaufgeld selbst empfangen zu haben.

§. 12.

Eine gleiche Bewandniß hat es auch, wenn die Frau ihre Gerechtsame auf die Güter des eisernen Viehes, sie mögen unbeweglich, oder beweglich seyn, oder auf ein Gut, das ihr der Mann zur besondern Hypothek auf ihre Eheverschreibung und andere weibliche Gerechtsame angewiesen, an ihren Ehemann selbst verkauft, oder verschenket. Sie kann den Vertrag, wenn solcher auch durch den Mantelgriff bestätiget worden, so bald es ihr gefällt, wieder aufheben, und vorgeben; sie habe solches blos aus Gefälligkeit nicht verweigern können. Wenn sie aber ausdrüklich die Gewährleistung übernommen; so findet dieser Vorwand nicht statt.

§. 13.

§. 13.

Was hier in Absicht auf die Güter des eisernen Viehes gesagt worden, ist zu verstehen, so lange solche in Natur noch würklich vorhanden. Sind sie aber verloren gegangen, oder gestohlen worden, so kann die Frau ihrem Manne die Wiederersetzung erlassen, wenn von zween Zeugen, vermittelst des Mantelgrifs von ihr Besitz genommen wird.

§. 14.

Es sind zwar einige Lehrer der Meynung, daß die Exception des Haußfriedens, überhaupt nur angenommen werde, bey Schenkung oder Verkaufung des eisernen Viehes; nicht aber wenn die Frau zum Besten des Mannes, auf alle ihre weiblichen Gerechtsame, allgemeine Verzicht thut, und soll diese auch in Ansehung, des noch in Natur vorhandenen eisernen Viehes gültig seyn. Allein die mehresten nehmen diesen Unterschied nicht an, und nach ihnen ist die Verzicht nur in Absicht des verlornen oder

geſtohlnen eiſernen Viehes für gültig zu achten, wie im vorigen §. angeführt worden.

§. 15.

Eingebrachte Baarſchaften ſollen wie Güter des eiſernen Viehes anzuſehen ſeyn, die nicht mehr in Natur vorhanden ſind, und alſo von der Frau auf vorerwähnte Weiſe gar wohl ihrem Manne geſchenkt werden können.

§. 16.

Da aber die Nuzungsgüter ein Eigenthum der Frau ſind, und der Mann blos den Nießbrauch davon hat; ſo wäre kein Grund vorhanden, warum der Ehemann auf argwöhniſche Gedanken kommen ſollte, wenn die Frau ein Gut, darauf ſie nicht blos die Anwartſchaft hat, ſondern das ſie jezt würklich beſizet, nicht verſchenken wollte: daher in Abſicht auf die Nuzungsgüter der Vorwand des Ehefriedens nicht angenommen werden kann, und der Le-

ctus gültig, wenn sie solche ihrem Manne selbst geschenkt, oder verkauft; so wie nicht weniger, wenn sie den Verkauf derselben mit unterschrieben, und durch die gehörigen rechtlichen Mittel bekräftiget hat.

§. 17.

Wenn die Frau mit dem Ehemanne Schuldbriefe, als Selbstschuldnerin, unterschrieben; so findet der Vorwand des Haußfriedens nicht statt, und sie ist zu bezahlen verbunden.

Dreyzehnter Abschnitt.

Von der Verpflegung der Wittwen.

§. 1.

Die Erben müssen der Wittwe ihren Unterhalt an Kost, Kleidung, Wohnung u. s. w. geben, so wie sie solches zu ihres Mannes Lebzeiten, (wenigstens in dessen Abwesenheit) gewohnt gewesen, und zwar so lange, bis sie sich einem andern verspricht, und die Verlobungspakten unterschreibt, oder bis sie ihre Eheverschreibung einklagt, und wegen ihrer Gerechtsame, durch die Gerichte befriediget seyn will.

§. 2

Bis dahin können ihr die Erben den Unterhalt nicht verweigern, und wenn sie auch dieselbe wegen ihrer Gerechtsame befriedigen, und ihr alles zustellen wollten, was die Ehepakten besagen; so stünde

es

es doch eigentlich, den Rechten nach, bey ihr: ob sie solches alsofort annehmen, oder noch so lange es ihr gefällt, verschieben, und unterdessen auf Kosten der Erben leben wolle, indem die Verpflegung der Wittwe, so lange sie im Wittwenstande leben will, eine stillschweigende Bedingung des Ehekontracts ist, die nicht anders, als durch einen ausdrücklichen Gegenvertrag aufgehoben werden kann. Indessen ist durch den allgemein eingeführten Gebrauch eine Zeit von dreyen Monaten festgesetzt, als so lange es von der Wittwe abhänget; nachher aber muß sie sich gefallen lassen, daß die Erben sie befriedigen, und keinen Unterhalt mehr geben.

§. 3.

Obgleich die Verpflegung der Wittwe und ihrer Töchter eben so wohl in dem Ehekontracte verschrieben werden, als die Morgengabe und Zulage; so hat sie dennoch nicht dieselben hypothekarischen Vorrechte, und kann blos von dem vorhandenen

Nachlaß, nicht aber von einem Gute gehoben werden, das der Ehemann selbst, bey seinem Leben verkauft, oder als das Geschenk eines gesunden Menschen, weggegeben hat, und eben so wenig von einem Gute, das die Erben verkauft oder verschenkt haben. Hat aber der Verstorbene etwas als ein Geschenk auf dem Krankenbette vermacht, so gehet die Verpflegung vor.

§. 4.

So lange die Erben der Wittwe ihren Unterhalt reichen, genießen sie auch dasjenige, was sie durch ihre Arbeit verdienen kann, und stehet es bey der Wittwe, nicht aber bey den Erben, eines gegen das andere aufgehen zu lassen.

§. 5.

So ist sie auch verbunden, so lange sie den Unterhalt genießet, die Abschnitt 8. §. 5. erwähnte wirth-

wirthschaftliche Geschäfte nicht aber die (ebendaselbst §. 6 —) angeführte Liebesdienste zu verrichten.

§. 6.

Es haben aber die Erben kein Recht auf dasjenige, was ihr in ihrem Wittwenstande, durch das Glück zufällt; so wenig als auf den Nießbrauch der Nutzungsgüter.

Vierzehnter Abschnitt.

Von der Verpflegung der Töchter.

§. 1.

Die Töchter werden von dem väterlichen Vermögen auch nach dem Tode des Vaters, oder nach der Ehescheidung, mit Kost, Kleidung, und Wohnung unterhalten, bis sie großjährig werden, oder sich verheyrathen, wie solches bereits in dem Cap. von den Erbschaften ist berührt worden, und ist dieses gleichfalls ein stillschweigender Punkt des Ehekontracts, davon die Frau selbst den Mann nicht anders dispensiren kann, als wenn sie ihm ausdrücklich diese Schuldigkeit erläßt. Eine allgemeine Verzicht aber auf die Rechte der Eheverschreibung überhaupt, soll ihn, nach einigen Rabbinern, dieser Schuldigkeit in Ansehung der Töchter nicht überheben.

§. 2.

§. 2.

Die Erben haben indessen gleichwohl kein Recht auf den Verdienst der Töchter, so wenig als auf dasjenige, was ihnen das Glück zuwendet.

§. 3.

Es ist aber nicht nöthig bey Verpflegung der Töchter, so wie bey der Verpflegung der Wittwe geschehen muß, auf Stand und Vermögen zu sehen; sondern die Erben sind blos verbunden, ihnen das Nothwendige zu reichen.

§. 4.

Die Töchter gehen mit ihrem Verpflegungsrechte keinem hypothecarischen Schuldner vor, so wie solches oben Abschnitt 13. §. 3. von der Wittwe selbst angeführt worden, welche mit ihrem Verpflegungsrechte bey Unzulänglichkeit des Vermögens, den Töchtern in einigen Fällen vorgehet (S. Cap 1. Abschnitt 3. §. 1, Anmerkung.)

§. 5.

§. 5.

Wenn eine angetraut oder verheyrathet gewesene Tochter, bevor sie grosjährig wird, als Wittwe oder Verstoßene zu den Ihrigen zurückkömmt; so ist nicht ausgemacht, ob die Erben ferner verbunden sind, sie zu verpflegen.

Fünf-

Funfzehnter Abschnitt.

Von Hebung der weiblichen Gerechtsame.

§. 1.

Die Rechte der Eheverschreibung, als nehmlich die Morgengabe, oder das Ehegeld und die Zulage, wie auch das eingebrachte Heyrathsgut, nebst der Vermehrung der 50 von H. sind wie eine Schuld zu betrachten, die der Ehemann bey der Heyrath contrahiret, die aber nicht eher fällig ist, und zu heben stehet, als wenn der Mann stirbt, oder der Frau den Scheidebrief giebt. In währender Ehe hat also die Frau, wegen ihrer weiblichen Gerechtsame auf Morgengabe, Zulage, eingebrachtes Heyrathsgut und Vermehrung, den eigentlichen Rechten nach, nicht den mindesten Anspruch zu machen. Sie muß sich vielmehr alles gefallen lassen, was

was der Ehemann mit seinem beweglichen und unbeweglichen Vermögen vornehmen will, und kann mit ihren weiblichen Ansprüchen nicht eher zum Vorscheine kommen, als nach der Trennung des Ehebandes, durch den Tod des Ehemannes oder durch die Scheidung. Jedoch ist hierin in dem einzigen Falle, wenn über des Mannes Vermögen Concurs entstehet, und die Frau nach aufgelöseten Ehebande wahrscheinlicher Weise kein Object finden dörfte, sich wegen ihrer Gerechtsame bezahlt zu machen, zum Besten und zur Sicherheit der Eheweiber eine Aenderung getroffen worden, wovon im folgenden Abschnitte ausführlicher gehandelt werden soll.

§. 2.

Wie es nach der Verfügung zu Speyer, Worms und Maynz, (nach der sich die Juden in diesem Falle gemeiniglich richten) zu halten, wenn die Auflösung des Ehebandes in dem ersten oder zweyten

Jahre

Jahre nach der Hochzeit geſchiehet, iſt oben (Abſchnitt 5. §. 1. f.) gezeigt worden.

§. 3.

Erfolgt die Auflöſung durch den Tod des Ehemannes, oder durch die Scheidung, in dem dritten Jahre nach der Hochzeit; ſo bekömmt die Frau 1) ihre Morgengabe nebſt Zulage, wie oben beſchrieben worden. 2) Das eingebrachte Heyrathsgut, nemlich die Güter des eiſernen Viehes, oder den Brautſchatz nebſt der Vermehrung der Funfzig von Hundert, wie oben angeführt worden, und endlich 3) die eingebrachten Nutzungsgüter, ſo wie diejenigen, welche ihr etwa nach der Heyrath zugefallen ſind, in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich befinden, jedoch ohne Vermehrung, und zwar alles dieſes, wie die Eheverſchreibung und der Vermehrungsbrief beſagt, nachdem das Eheband mehr als zwey Jahre gedauert, ohne den mindeſten Abzug.

§. 4.

§. 4.

Was nun von dem eisernen Vieh, so wohl, als von den Nuzungsgütern, noch in Natur vorhanden, oder auch für dieselbe angeschaft worden, so wie nicht weniger ein Grundstück, das der Ehemann ihr zur besondern Hypothek eingesezt, nimmt die verwittwete oder verstoßene Ehefrau alsofort, ohne Eidesleistung, wieder im Besiz; indem solches als das Ihrige zu betrachten ist.

§. 5.

Dasjenige aber, welches die Wittwe von der Verlassenschaft des Mannes zu heben hat, wird ihr ohne Leistung des so genannten Wittwenrides nicht bezahlt, nach der gemeinen Regel der Rabbiner, daß von einer Verlassenschaft nichts ohne Eid gehoben werden könne. Dieselbe Bewandniß hat es auch mit einer geschiedenen Ehefrau, wenn sie mit ihren Forderungen erst nach des Mannes Tode zum Vorschein käme, und von dem Nachlaß desselben befriedi-

friediget seyn wollte. Daher auch wenn eine solche Frau verstürbe, bevor sie den Wittweneid abgelegt ihre Erben von der Verlassenschaft des Mannes gar nichts heben können, und der Rechte ihrer Erblasserin verlustig seyn würden, nach der Rechtsregel, daß eine Schuld, die nicht ohne Eid zu heben stehet, auch nicht den Erben hinterlassen werden könne, bevor der Eid geleistet worden. Diese Rechtsregel ist zwar nicht allgemein, und leidet manche Ausnahme; bey einer Wittwe aber, die wegen ihrer ehelichen Gerechtsame befriediget werden will, ist sie unstreitig anzuwenden, und leidet keine Einschränkung.

§. 6.

Der Wittweneid wird mit dem heiligen Gesetzbuche in der Hand und in Gegenwart dreyer zu Zeugen tüchtigen Männer abgelegt, auch können die Erben selbst mit zugegen seyn, und kann dieser Eid nicht auf die Gegenwarten zurück geschoben werden.

§. 7.

Der Inhalt des Eides ist, sie wolle die Wahrheit gestehen, ob ihr der Mann nicht ihre Ehevorschreibung ganz oder zum Theile bezahlt gemacht; ferner ob sie dem Manne nicht solche gutwillig erlassen oder verkauft, und endlich ob sie dem Manne nichts muthwillig verschwendet, das von ihren Forderungen abgerechnet werden müßte.

§. 8.

Die Geschiedene aber, welche von dem Manne selbst das Ihrige haben will, bedarf dieses Eides nur alsdenn, wenn der Ehemann ausdrücklich darauf anträgt und mit Gewißheit behauptet, sie ganz oder zum Theile befriediget zu haben, wie nicht weniger, wenn der Mann abwesend ist, und nicht befragt werden kann; ferner, wenn ein Dritter z. B. ein Gläubiger des Ehemannes darunter leiden dürfte,

te, in welchen Fällen die geſchiedene Frau gleichfalls zur Eidesleiſtung verbunden iſt. Außer dieſen Fällen aber ſtehen die Forderungen einer geſchiedenen Ehefrau von ihrem Ehemanne auch ohne Eid zu heben; daher wenn die Geſchiedene ſtirbt, bevor ſie das Ihrige gehaben hat, ihre Erben blos den gewöhnlichen Eid der Erben abzulegen haben, und alsdenn wenn der Ehemann nach ihrem Tode gleichfals verſtorben wäre, auch von ſeiner Nachlaſſenſchaft befriedigt werden müſſen. Der Inhalt des gewöhnlichen Erbeneides iſt, daß der Erblaſſer nicht hinterlaſſen, auch in ſeinem Nachlaſſe keine Anzeige gefunden worden ſey, daraus abzunehmen geweſen wäre, daß u. ſ. w.

§. 9.

Hat der Mann ſeine Frau bey der Verheyrathung oder in währender Ehe ſchriftlich von Leiſtung

des Wittweneides gegen seine Nachkommen befreyet, und dieses durch den Mantelgriff bestätiget; so soll dieses gültig seyn; in so weit kein Dritter dar unter beeinträchtiget wird. Hat er aber den Mantelgriff fehlen lassen; so ist die Erlassung nach einiger Rabbiner Meinung, nicht hinreichend, sie des Wittweneides zu überheben, wenn sie selbst von den Erben des Mannes bezahlt werden will. Ist sie aber verstorben, bevor sie den Wittweneid abgelegt; so müssen ihre Erben ohne Eidesleistung befriediget werden.

§. 10.

Die Kleidungsstücke, die ihr der Mann für seine Kosten gemacht hat, und bey der Trennung in Natur vorhanden sind, werden der Frau, für ihren jetzigen Werth, in Rechnung gegeben. So auch die Dinge, die er ihr zum Schmucke geschenkt hat; indem

indem vorausgesetzt wird, daß er ihr solche nur in währender Ehe hat zukommen lassen wollen. Daher er ihr solche zwar (nach Abschn. 12. §. 9.) in währender Ehe, auch im Nothfalle nicht wieder zu entziehen das Recht hat, allein nach getrennter Ehe fallen sie ihm nichts desto weniger wieder anheim. Geschenke des Ehemannes aber, die nicht zum Schmucke gehören, werden der Frau nicht abgerechnet, sondern als ihr Eigenthum angesehen. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit Geschenken, die ihr von andern gemacht worden sind, und wenn sie auch zu ihrem Schmuck gehörten; denn diese sind (nach Abschnitt 12. §. 9.) als Nutzungsgüter zu betrachten, davon die Frau Eigenthümerin ist.

§. 11.

Die Hochzeitgeschenke, die von den Verwanten des Ehemannes gemacht worden sind, gehören dem

Mannes; die aber von den Verwandten der Ehefrau gemacht worden sind, der Frau zu, und müssen ihr bey der Trennung unentgeltlich ausgeliefert werden.

§. 12.

Die Wittwe ist nicht verbunden, die Begräbnißkosten ihres Mannes zu bezahlen.

Sechszehnter Abſchnitt.

Von dem Objekt der Eheverſchreibungsrechte.

§. 1.

Nach dem Talmudiſchen Rechte kann die Morgengabe und Zubare, die (zufolge Abſchn. 6. §. 1. 2.) ohne Rükſicht auf den würklichen Brautſchaz feſtgeſezt iſt, überall nur von liegenden Gründen, niemals aber von beweglichen Gütern gehoben werden. Der würkliche Brautſchaz nebſt der Vermehrung der Funfzig von Hundert hingegen hat die Rechte einer jeden Schuldforderung, und kann von dem Schuldner ſelbſt ſo wohl in unbeweglichen als in beweglichen Gütern, von den Erben deſſelben aber gleichfalls nur in unbeweglichen Gütern gehoben werden; nach dem Lehrſaz der Rabbiner: Die

beweglichen Güter einer Verlassenschaft nicht für die Schulden des Erblaßers.

§. 2.

Allein die Rabbiner, die unmittelbar nach den Talmudisten gefolgt, und unter dem Namen der Geonim bekannt sind, haben hierin die Aendrung getroffen, daß die festgesetzte Morgengabe und Zulage, so wie die übrigen Rechte der Eheverschreibung, wenn keine liegende Gründe vorhanden, auch von den beweglichen Gütern des Ehemannes sollen gehoben werden können, und in den folgenden Zeiten, da größtentheils das Vermögen der Juden in beweglichen Dingen bestanden, sind diese in aller Betrachtung den unbeweglichen Dingen gleichgesetzt worden, und haften nunmehr die beweglichen so wohl als unbeweglichen Güter auch für das Heirathsgut nebst der Vermehrung der Funfzig von Hundert so wie für alle Schuldforderungen, den Lebzeiten des Gläubigers und nach dessen Tode.

§. 3.

§. 3.

Hingegen müſſen die beweglichen Dinge, von welchen ſich die Frau bezahlt machen will, noch in des Mannes, oder der Erben Gewalt ſeyn. Hat ſie aber der Mann verkauft; oder in Form einer Schenkung in geſunden Tagen (S. Cap. 3. Abſchn. 2. §. 4.) verſchenkt; ſo kann die Frau keinen Anſpruch auf dieſelbe machen. Wenn er ſie aber, als eine Schenkung auf dem Krankenbette vermacht; ſo nimmt ſolche (nach Cap. 3. Abſchn. 2.) erſt nach deſſen Tode ihren Anfang; und alsdenn gehet die Frau mit ihren Anſprüchen vor.

§. 4.

Hat der Mann bewegliche Dinge ſeinen Erben vermacht, ſo ſoll nach einiger Meynung, die Frau mit ihren Anſprüchen vorgehen, ungeachtet er ſie als eine Schenkung in geſunden Tagen verſchrieben.

§. 5.

Wenn die Erben bewegliche Dinge der Verlaſſenſchaft veräußern, bevor die Frau befriediget worden; ſo kann ſie die Frau gleichfalls dem Käufer nicht entziehen. Die Verſchenkung der Erben aber ſoll nach einiger Rabbiner Meynung der Frau nicht zum Nachtheile gereichen können.

§. 6.

Ferner kann die Morgengabe nebſt der Zulage nur den würklichen Beſitz (worunter in dieſem Falle auch Activſchulden zu rechnen, ob ſie gleich in Anſehung des Erbrechts des Erſtgebornen ſo wohl, als des Ehemannes für bloße Anwartſchaftsgüter gehalten werden (S. Cap. 1. Abſchn. 4. §. 5. Cap. 4. Abſchn. 11. §. 1.) nicht aber von ſolchen Dingen gehoben werden, die der Ehemann blos zu erwarten gehabt, als Erbſchaften, Belohnung für geleiſtete Dienſte u. ſ. w. Der Brautſchatz aber nebſt der

Mor-

Vermehrung der Funfzig von Hundert haben die Rechte einer Schuldforderung, und können auch von Anwartschaftsgütern gehoben werden; in so weit nehmlich die Schuldforderungen von demselben gehoben werden können.

§. 7.

Hat der Mann ein Grundstük in währender Ehe verkauft, ohne daß die Frau auf eine gültige Weise (S. Abschn. 12. §. 11.) ihre Einwilligung gegeben, so kann sie nach getrennter Ehe, wenn kein ander Objekt vorhanden, mit allen ihren Ansprüchen, nehmlich der Morgengabe, Zulage, des Brautschatzes, und der Vermehrung der Funfzig von Hundert auf den Käufer zurük gehen, und das Grundstük an sich bringen.

§. 8.

Bei Unzulänglichkeit der Masse gehet die Frau mit allen ihren Ansprüchen, in Ansehung der unbe-

weg-

weglichen Güter, den Gläubigern vor, deren hypothekarische Schuldverschreibungen vom spätern dato sind, als die ihrige, und stehet denjenigen hingegen nach, deren hypothekarische Verschreibungen älter sind. Hat sich ein späterer Gläubiger etwas von der Masse angemaßt; so muß er solches wieder heraus geben.

§. 9.

In Ansehung der beweglichen Dinge, aber kommt es (wenn nicht besonders in der Verschreibung dafür gesorgt ist) auf die Zeit der Ausstellung nicht an; sondern die Frau muß mit ihrer Morgengabe, und der Zulage allen Gläubigern nachstehen; sie mögen vom frühern oder spätern dato seyn; ja so gar wenn sie auch nichts schriftliches aufzuweisen haben, sondern nur sonst die Richtigkeit ihrer Forderungen darthun können; so gehen sie allezeit mit ihrem ausgelegten Gelde der Morgengabe der Frau

nebst

nebſt der Zulage vor, dafür ſie doch im Grunde nichts gegeben hat.

§. 10.

Mit ihrem Heyrathsgute aber, das ſie gleichfalls würklich hergegeben, wird ſie als eine Gläubigerin angeſehen, und hat mit den übrigen Gläubigern, ſie mögen vom frühern oder ſpätern dato ſeyn, gleiches Recht. Ob ſie aber auch mit Vermehrung der Funfzig von Hundert als eine Gläubigerin anzuſehen ſey, oder nicht, iſt nicht völlig entſchieden.

§. 11.

Iſt die Frau aber dem Gläubiger zuvorgekommen, und hat ſich der beweglichen Dinge bemächtiget, ſo ſollen, nach einigen Lehrern, ihr dieſelben gelaſſen werden; wie wohl die mehreſten hierin anderer Meynung ſind, und dem Gläubiger das Recht einräumen, ihr ſolche zu entziehen.

§. 12.

Dieſelbe Bewandniß hat es auch in Anſehung der unbeweglichen Güter, wenn die hypothekariſchen Rechte der Frau und des Gläubigers gleichzeitig ſind; das heißt, wenn entweder beide Verſchreibungen von demſelben dato ſind; oder beide zu der Zeit bereits ausgeſtellt geweſen, als der Mann die unbeweglichen Güter erlangt hat; (denn auch in dieſem Falle ſind beyde hypothekariſche Rechte, wenn alle übrige Umſtände gleich ſind, als gleichzeitig anzuſehen.) Die Frau wird mit ihrer Morgengabe und der Zulage dem Gläubiger nachgeſetzt; wegen ihres Heyrathsgutes aber hat ſie mit ihm gleiche Rechte; und in Anſehung der Vermehrung der Funfzig von Hundert iſt der Fall gleichfalls auch nicht entſcheidend.

§. 13.

Wenn aber die Frau von den Gerichten in die folgende Gründe eingeſetzt worden, bevor ſich der

Gläu-

Gläubiger gemeldet; ſo können ihr ſolche nicht wie der entzogen werden. Eine eigenmächtige Beſitznehmung aber iſt in Abſicht auf unbewegliche Güter ohne Wirkung.

§. 14.

Wie Gläubiger, die ein gleiches Recht haben, ſich in eine unzulängliche Maſſe theilen, lehret Choschen hammischpat umſtändlich, und iſt von uns Cap. 3. Abſchn. 5. §. 2. in der Anmerkung mit einigen Worten berühret worden.

§. 15.

Aus §. 2. dieſes Abſchnitts erhellet, was nach den Zeiten des Talmuds zur Sicherheit der weiblichen Gerechtſame, für Verfügungen getroffen worden. Da nun in unſern Zeiten, und beſonders in hieſigen Gegenden, die Juden faſt gar keine liegende Gründe beſitzen, und daher die Eheweiber mit ihren Gerechtſamen auf alle Weiſe gefährdet, und

unſi-

unsicher sind, wenn sie in währender Ehe, wegen ihrer Gerechtsame gar keinen Anspruch machen können, wie §. 8. angeführet worden, so hat die hiesige Judenschaft mit Zuziehung der Rabbiner zur Sicherstellung der Eheweiber die Verfügung getroffen, daß, im Falle über des Mannes Vermögen Concurs entstehet, und die Frau in Gefahr ist, nach getrennter Ehe, kein Object zu finden, sich wegen ihres Brautschatzes bezahlt zu machen, ihr das Recht eingeräumt werde, sich auch in währender Ehe mit ihrem eingebrachten Heyrathsgute zu melden, und nach dem Landesrechte, die Priorität vor den Gläubigern des Mannes zu behaupten. Jedoch ist dieses blos von dem Hauptstocke des Heyrathsguts, nicht aber von der Vermehrung der Zunsig von Hundert zu verstehen.

Sieben-

Siebenzehnter Abſchnitt.

Wie die Ehefrau ihrer ehelichen Gerechtſame verluſtig werden könne.

§. 1.

Die Ehefrau verliert ihre weiblichen Gerechtſame, nicht nur, wenn ſie würklich die Ehe gebrochen und davon dergeſtalt überführt worden, daß der Mann nach dem Geſetze ſie verſtoßen muß; ſondern auch überhaupt, wenn ſie in ihrer Aufführung Zucht und Ehrbarkeit beleidiget, und durch des Mannes Warnung und Bedrohung ſich davon nicht abhalten läßt, wovon er ſie jedoch durch Zeugen muß überführen können. Ferner, wenn ſie nicht nur ſelbſt den Geſetzen der moſaiſchen Religion zuwiderlebt; ſondern auch veranlaſſet, daß der Mann

ſie unwiſſend übertritt, und davon durch Zeugen überführt worden iſt.

§. 2.

In allen dieſen Fällen, die in Ebenhäſer (oder von den Ehegeſetzen) Cap. 115. umſtändlich auseinander geſetzt werden, iſt der Mann berechtiget, ihr den Scheidebrief, wider ihren Willen aufzudringen; obgleich ſonſt nach der Verfügung des Rabbi Gerſon eine Frau nicht ohne ihre Einwilligung, verſtoßen werden darf. Sie hat auch über dem alle Gerechtſame der Eheverſchreibung verloren; bekömmt weder Morgengabe noch Vermehrung, und von ihrem eingebrachten Heirathsgütern, ſo wohl von dem eiſernen Vieh, als von den Nutzungsgütern, nur dasjenige zurück, welches noch in Natur vorhanden, ohne Vermehrung der 50 v. H. auch ohne Vergütigung des verlorenen, oder zu Grunde gegangenen eiſernen Viehes.

§. 3.

§. 3.

Ferner verliert die Frau ihre Gerechtsame wenn sie dem Manne die eheliche Pflicht verweigert, ohne von ihrem Betragen annehmlichen Grund anzugeben, und nach widerhohlter Warnung und Bedrohung von Seiten der Gerichte, auf ihrem Eigensinne beharret. Die besondern Gesetze hierüber, so wohl als über den Fall, wenn der Mann seiner Ehefrau, ohne gültigen Grund die eheliche Pflicht verweigert, werden in dem angeführten Buche von den Ehegesetzen Cap. 77. weitläuftig ausgeführt, und verschiedene Vorfälle und Umstände, die dabey vorkommen können, umständlich auseinander gesetzt.

§. 4.

Wir begnügen uns blos die Capitel des Gesetzbuches anzuführen, in welchen diese Materien ab-

gehandelt werden, eines Theils, um beschwerliche Weitläuftigkeit zu vermeiden, und andern Theils, weil wir eine weitere Ausführung derselben, zu der Absicht, in welcher dieser Auszug der Ritualgesetze dienen soll, für unnöthig halten.

Anhang.

Anhang.

Formulare

jüdiſcher

Contracte.

A.

Erſte Ehepakten

oder

Verlobungspakten.

Der das Zukünftige voraus ſagen kann, gebe Segen und beſtändige Dauer den Worten dieſes Contracts und dieſes Bundes, welcher zwiſchen den beiden Partheyen verabredet und bedungen worden: nehmlich zwiſchen dem Jüngling N. Sohne des N. mit Einwilligung ſeines Vaters an einem: und zwiſchen dem Herrn N. N. der die Stelle ſeiner Tochter der Jungfer N. vertritt am andern Theile. Zuvörderſt will der Jüngling gedachter N. N.

zum guten Glück sich mit der Jungfer N., unter dem Trauhimmel, durch die Trauungsceremonie nach der Weise Moses und Israels, ehelich verbinden. Sie wollen ferner nichts, weder er ihr, noch sie ihm vorheelen und geheim halten, in Ansehung ihres Geldes und ihrer Güter; sondern sie werden beyde in gleichem Maaße über ihre Güter Macht und Gewalt haben. Herr N. der Vater des obgenannten Bräutigams, hat ferner seinem Sohn den obgedachten Bräutigam noch vor der Hochzeit mit Ehrenkleidern kleiden, und ihm die verwilligte Summe baar Geld, (nehmlich so und so viel) geben. Herr N. hingegen, der Vater der Braut, giebt seiner Tochter zur Ausstever die und die Summe vor der Trauung, auch Kleinodien, von Gold und von Silber, (an Werth so und so viel) Er will sie auch mit Ehrenkleidern bekleiden nach Verhältniß des Standes und Größe der Ausstever und zwar alles noch vor der Trauung. Er will ihr auch ein

Bette

Bette mit Bettzeug und allem Zubehör, Leinenzeug, Hauben und Mützen, einen Bethmantel, und einen Sterbekittel, alles der Aussteuer und ihrem Stande gemäß, mitgeben. Die Hochzeit soll zum guten Glück zu der und der Zeit auf Kosten des Herrn N. des Vaters der Braut, an dem und dem Orte gehalten werden, oder noch vor dieser Zeit, wenn eher es die gedachten beyden Partheyen fest setzen wollen. Zu diesem allen haben sich die mehr erwähnten Partheyen verbindlich gemacht, daß sie es halten und befolgen wollen, unter einem schweren Bann und Eid des Gesetzes und unter der Strafe der Hälfte der Aussteuer, wenn sie es übertreten. Es soll aber nicht etwa die Geldstrafe von dem Banne, oder der Bann von der Geldstrafe befreyen. Herrn N. N. Vater der Braut will auch das Ehepaar an seinem Tisch zwey Jahre lang (oder wie lange er will) nach der Hochzeit beständig speisen, und dasselbe in seinem Hause 4 Jahr nach der Trauung frey wob-

nen lassen, die beiden Jahre da er sie heiset, mit dazu gerechnet.

Die Bürgen, welche als Selbstschuldner für den Bräutigam haften wollen, sind N. N. und N. N. und für die Braut haben die Bürgschaft als Selbstschuldner übernommen N. N. und N. N. die Partheyen aber sind schuldig die Bürgen wieder von ihrer geleisteten Bürgschaft zu entschuldigen, damit sie keinen Schaden davon haben mögen. Der Herr N. will seiner Tochter den Versicherungsbrief geben, daß sie nach seinem Tode die Hälfte so viel, als einer seiner Söhne erben soll, wogegen der Bräutigam von seinen Brüdern, oder der Vater des Bräutigams von seinen Söhnen auszürken will, daß sie ihr einen Coaliza- oder Auszihungsbrief umsonst geben. Sollte aber, dafür Gott sey, Todesfall oder Zwiespalt entstehen; so hat es bey der Einrichtung, welche vormals die Gemeinden zu Speyer, Worms

Worms und Maynz dieserhalb getroffen, sein Bewenden.

Alles dieses haben wir in Besitz genommen, von der Parthey- und den Bürgen zum Besten der Gegenpartheyen, zu Haltung alles dessen, so oben beschrieben und ausgedrückt worden, mit einem Zeuge, welcher tüchtig ist, damit in Besitz zu nehmen. A) Geschehen u. s. w. Alles werde befolgt und gehalten.

A) Anmerkung. Dieses geschiehet gewöhnlicher Weise vermittelst eines Kleides, welches die Zeugen demselben anzufassen geben, von welchem sie in Besitz nehmen, und wird diese Handlung der Mantelgriff genannt.

B.

Zweyte Ehepakten

oder

Trauungspakten.

Gutes Glük treibe hervor und bringe in die Höhe, wie das Kraut eines bewäſſerten Gartens, die Worte dieſes Bundes und dieſes Contracts, welche die zwey Partheyen gemacht und verabredet haben, zur Zeit der Trauung, an dem und dem Tage, in dem Monate, im Jahr — hier in der Stadt N. nehmlich der Herr N. N. und ſein Herr Sohn der Bräutigam N. auf der einen Seite, und Herr N. N. und ſeine Tochter, die Braut, Jungfer N. auf der andern Seite. Vor uns unterſchriebenen Zeugen haben dieſe Partheyen, auf alle Weiſe, wie es nur vortheilhaft ſey kann, über alle Worte dieſes

dieſes Vertrages, der hier nun folget, den Manſch griff gemacht. Zuvörderſt hat der Junggeſell, der Bräutigam N. die Jungfer N. vermittelſt eines goldenen Trauringes gehliget und geheyrathet, auch ſie unter den Trauhimmel geführet, nach den Rechten Moſes und der Iſraeliten. Sie hat auch die Trauung angenommen, nach Gebrauch und eingeführter Weiſe. Herr N. hat ſeinem Sohn zur Ausſteuer die und die Summe gegeben und ihn mit Ehrenkleidern für den Sabbath, die Feſttage und die Werktage bekleidet, wie es billig und Recht iſt, auch Standes gemäß und nach dem Verhältniß der Ausſteuer. Er hat ferner ſeinem Sohn Hochzeitgeſchenke und den Trauring nach ſeinem Vermögen mitgegeben. Herr N. hingegen hat die und die Summe an baaren Gelde vor der Trauung ſeiner Tochter zukommen laſſen. Er hat ſeine Tochter, die Braut, mit Ehrenkleidern bekleidet, mit Röcken für den Sabbath, Feſt- und Werktage, und ihr Kleider,

Kopf-

Kopfzeug, Ehrgeschenke und ein vollständiges und mit allem Zubehör versehenes Bette, alles Standes gemäß und nach der Größe des Brautschatzes mitgegeben. Herr N. hat ferner seinem Sohn, dem Bräutigam, für seine Braut den Chalizabrief von allen seinen Brüdern ausgewirkt, und Herr N. Vater der Braut, seiner Tochter den Versicherungsbrief gegeben, daß sie nach seinem Tode halb so viel als einer seiner Söhne, nach dem Erstgebornen erben solle. Herr N. N. Vater der Braut hat sich auch durch den Mantelgriff, und Handschlag völlig, nach dem Rechte eines Eides des Gesetzes mit einer vollkommenen und wahren Verbindlichkeit anheischig gemacht, das Paar zwey völlige Jahre an seinem Tische zu speisen, so gut als andere, die an seinem Tische essen, und wenn diese Jahre verflossen sind ihnen noch zwey Jahre freye Wohnung in seinem Hause zu geben. In diesen 4. Jahren soll das Paar von allen Ausgaben des Hauses frey seyn.

z. B. von Anschaffung des Brennholzes, der Lampen und des Oeles. Was das gedachte Ehepaar aber anbelangt, so sollen sie mit einander in Liebe und Freundlichkeit leben, und weder er ihr, noch sie ihm etwas in der Welt verhelen, verbergen und vorbehalten; sondern beyde sollen gleiche Macht über ihre Güter haben. Sollte aber, welches nicht geschehen möge! Herr N. sich gegen seiner Ehegattin, Frau N. deren oben Meldung geschehen, etwa so betragen, daß sie es nicht länger aushalten, und darüber klagen müßte: so soll er ihr gleich und ohne Verzug 20 zu ihrem Unterhalte geben, und eben so viel hernach alle Monate, so lange der Zwist dauert. Er soll ihr auch ihre Kleider und Kleinodien geben, die zu ihrem Leibe gehören. Vornehmlich aber soll er mit ihr vor dem Gericht erscheinen, unter dem sie stehen. (Wenn aber in ihrer Stadt kein eigenes Gericht ist, so schreibt man zum nächsten Gericht, oder vor dem Gericht, welches sie sich ernäh-

erwählen werden, und zwar innerhalb 14. Tagen, nachdem sie es von ihm verlangt hat. Auf den Ausspruch dieser Richter soll die ganze Sache und Streitigkeit ankommen. Wenn sie sich darauf nun wieder verglichen haben, so soll die Frau N. zu ihres Mannes Hause zurükkehren, und alles was an baaren Gelde, Kleider und Geschmeide noch vorhanden, mit zurük bringen. Was Todesfälle anlangt, ist folgendes verabredet worden. Wenn obbenannter Herr N. im ersten Jahre nach der Trauung sterben sollte, ohne von seiner erwähnten Ehegattin lebendige und gesunde Erben nach zu lassen; so soll gedachte Frau N. alles zu sich nehmen, was sie eingebracht hat, aber nicht das ihr im Traubriefe und Vermehrungsbriefe vermachte Geld. Sollte er aber im andern Jahre nach der Trauung ohne vollkommene Erben von ihr mit Tode abgehen: so soll gemeldete Frau N. zu sich nehmen was sie eingebracht hat, und die Hälfte der Zugabe. Wenn er aber im

dritten

dritten und in den folgenden Jahren ſtirbt, ſo nimmt ſie das ihr im Trauſchein und Zugabebriefe verſprochene Geld alles hin. Wenn die Frau N. im erſten Jahre nach der Trauung ohne beſtändigen Saamen von ihrem gedachten Manne, ſterben ſollte: ſo ſoll gemeldeter Herr N. ihren Erben nach Abzug der ordentlichen Unkoſten (bey der Beerdigung ꝛc.) alles wieder heraus geben, was er von ihr bekommen hat. Stirbt ſie im zweyten Jahre nach der Hochzeit, ohne Kinder, ſo ſoll Herr N. deſſen eben Meldung geſchehen, ihren Erben die Hälfte von dem heraus geben, was ſie eingebracht hat, nach Abzug der ordentlichen Unkoſten. Stirbt ſie endlich in dem dritten und in den folgenden Jahren, ſo ſoll es nach dem Geſetz Gottes gehalten werden, daß der Mann die Güter der Frau erbe. In allen dieſen Fällen aber ſoll ſie zuvörderſt ihren Trauring hinnehmen, ohne daß ihr der Werth deſſelben von ihrem Trauſcheine abgezogen werde. Alles, was hier ſtehet, iſt

von uns unterschriebenen Zeugen mit dem Mantelgriff und Handschlag geschehen, vollkommen, nicht Schenkontract, auch nicht als ein bloßer Entwurf. Wir haben von einer jeden Parthey für die andere in Besitz genommen, in allen Stücken die oben beschrieben stehen, vermittelst eines Zeuges, das tüchtig ist, damit in Besitz zu nehmen, alles soll gehalten und bestätigt werden!

Es unterschrieben sich zwey Zeugen.

C) Trau-

C.

Traubrief
oder
Eheverſchreibung.

Am fünften Tage in der Woche, am ſiebzehnten Tage des Monats N. im Jahr Fünftauſend u. ſ. w. nach Erſchaffung der Welt, nach der Zahl, die wir hier in der Stadt N. zählen. Es hat der Herr N. Sohn des N. zu dieſer Jungfer, der N. Tochter des N. geſagt: Sey meine Frau nach dem Rechte Moſis und Iſraels; ſo will ich dich bedienen und in Ehren halten, ſpeiſen und ernähren, nach der Gewohnheit der jüdiſchen Männer, daß ſie ihre Frauen redlich bedienen, ſpeiſen und ernähren. Ich will dir auch die Morgengabe deiner Jungferſchaft (wenn es eine Wittwe iſt, ſchreibt man die

Morgengabe deiner Wittwenſchaft; iſt es eine Geſchiedene, ſo ſchreibt man, deiner Scheidung; iſt es eine Chaluze, der von ihres verſtorbenen Mannes Bruder die Ehe verſagt worden; ſo ſchreibt man deiner Befreyung von der Bruderehe, nehmlich an Silber hundert Sus, die dir nach Anordnung der Rabbiner zukommen) nehmlich Sus Gulden, die dir nach der Lehre des Geſetzes gehören, dazu auch deine Speiſe, deine Kleider und deine Nothdurft, und will der beywohnen, wie es in der ganzen Welt gebräuchlich iſt. Die Frau N., dieſe Jungfer (wenn es eine Wittwe iſt, ſchreibt man, dieſe Wittwe; iſt es aber eine Geſchiedene, ſo ſchreibt man, dieſe Verſtoßene: iſt es eine ſolche, die ſich durch das Ausziehen des Schuhes von ihrem Schwager losgemacht hat; ſo ſchreibt man, dieſe von der Bruderehe befreyete) die Tochter des N. hat auch eingewilliget ſeine Ehefrau zu ſeyn. Ihre Mitgabe oder das Heyrathsgut, ſo ſie aus dem Hauſe ihres Vaters

ters mitgebracht hat (wenn es ein Waiſenkind iſt; ſo ſchreibt man nicht aus dem Hauſe ihres Vaters, ſondern aus dem Hauſe ihrer Familie,) ſo wohl Silbergeld, Gold und Kleinodien, als Kleidung, die man tragen kann, und was zur Wohnung und zum Bette gehöret (d. i. Mobilien und Bettzeug ꝛc.) alles das nimmt Herr N. dieſer Bräutigam, an zu hundert (wenn es eine Wittwe oder Geſchiedene oder Chaliza iſt, ſo ſchreibt man zu funfzig) Sekukim (Gulden) fein Silber. Als eine Zulage will ihr Herr N. dieſer Bräutigam, von dem Seinigen noch hundert Gulden fein Silber hinzuthun; ſo daß die ganze Summe zweyhundert Sekukim oder Gulden fein Silber betragen ſoll. (Iſt es eine Wittwe oder Geſchiedene, oder der die Ehe von ihrem Schwager iſt abgeſchlagen worden; ſo ſchreibt man: er will ihr von dem Seinigen noch funfzig Gulden fein Silber zugeben, ſo das die ganze Summe Hundert Silber Gulden beträgt.) Der Bräutigam N. hat

ferner gesprochen: Ich übernehme auf mich und meine Erben nach mir die Gewährleistung für diesen Trau-aussteuer- und Vermehrungsbrief; so daß er soll bezahlt werden von meinen besten Gütern und Besitzungen, die ich unter dem ganzen Himmel habe, die ich bereits erworben, und die ich noch künftig erlangen werde, so wohl von beweglichen als unbeweglichen Gütern. Alle die sollen verbergt und verwändet seyn, daß davon für mich dieser Trau-Aussteuer- und Vermehrungsbrief bezahlt werde, sollte auch der Mantel, den ich auf meinen Achseln trage, dazu hergegeben werden müssen, es sey noch bey meinem Leben, oder nach meinem Tode, von heute bis ewig. Die Gewährleistung für diesen Trau-Aussteuer- und Vermehrungsbrief hat der Bräutigam N. N. auf sich genommen, nach der Gültigkeit und dem Nachdruk aller Obligationen, die unter den Töchtern in Israel gewöhnlich sind, nach Anordnung unserer Weisen seligen Andenkens! gemacht

macht worden, nicht wie ein Scheinkontract oder ein loſer Entwurf. Das haben wir in Beſitz genommen von Herrn N. dieſem Bräutigam und es der Jungfer N. Tochter des N. übergeben, nach allem, was oben geſchrieben und erklärt iſt, vermittelſt eines Zeuges, das tüchtig iſt, damit in Beſitz zu nehmen. Alles ſoll beſtätigt und bekräftigt werden.

D.

Vermehrungsbrief.

Zum Andenken des Zeugniſſes u. ſ. w. Es iſt vor uns gekommen Herr N. Sohn des N. und zu uns geſagt ꝛc. Ich will dieſes mit gutem Willen meiner Seele, gar nicht aus Zwang; ſondern mit freyen Herzen, und gutwilliger Entſchlieſung u. ſ. w. Siehe! ich bekenne vor euch, als vor meinem angeſehenen und competirenden Gericht, mit einem vollkommenen gegründeten und ſtandhaften Bekenntniſſe, nicht zur Veränderung ꝛc. von dieſem an bis in Ewigkeit: daß ich mit gutem Willen es zu einer würklichen und wahrhaften Schuld auf mich genommen habe, meiner Ehegattin der Frau N. die Summe

Summe als meine Vermehrung und Zulage zu ihrer Eheverſchreibung bewilliget. Aehnlich außer der Morgengabe und der Vermehrung, die ich ihr bey der Hochzeit verſchrieben, da ich ſie als eine Junafer geheyrathet habe, ſoll ſie die erwehnte Summe als eine neue Zulage haben. Es beträgt alſo das Capital ihres Traubriefes und der ehemaligen und jetzigen Vermehrung ſo und ſo viel. Wenn denn die Zeit kommt, da ſie die Bezahlung fordert, ſo ſind entweder ich, oder meine Erben, oder Bevollmächtigten ſchuldig, ihr von meinen Mitteln die ganze erwehnte Summe völlig auszubezahlen, ohne die geringſte Einwendung und Weigerung.

Alle Gültigkeit und Kraft welche die andern Eheverſchreibungen haben, die den Töchtern Iſra-

als von ihren Männern ausgefertigt und nach Anordnung der Rabbiner abgefaßt werden, soll ebenfalls dieser Vermehrungsbrief haben ohne die geringste Ausnahme. Ja alle Güter und Besitzungen, die ich unter dem ganzen Himmel habe, die ich mir erworben habe, oder erwerben werde, alle die nur verpfändet werden können, sollen verborgt und verpfändet seyn, so daß davon die Schuld bezahlt werden möge, wenn ich auch das Kleid, das ich trage, dazu hergeben müßte, so wohl bey meinem Leben als nach meinem Tode, von diesem Tage an ewiglich. Ich übernehme auch für mich und meine Erben die Gewährschaft für diesen Vermehrungsbrief, nach der Gültigkeit und Wichtigkeit aller in Israel gebräuchlichen Eheverschreibungen, die nach Verordnung der Weisen seligen Andenkens verfertigt

sind,

ſind, nicht als ein Scheinkontract oder ein bloſer Aufſaz. Wir haben in Beſiz genommen von Herrn N. N. für ſeine Frau Frau N. N. ſo wie es oben geſchrieben und erklärt iſt, vermittelſt eines Zeuges, das tüchtig iſt, damit etwas in Beſiz zu nehmen.

Alles werde beſtätiget und gehalten!

E. Cha.

E.

Chalitzabrief.

Zum Andenken des Zeugnißes, das vor uns unterschriebenen Zeugen am sechsten Tage der Woche u. s. w. nach der Zahl die wir zählen, hier in der Stadt N. ist abgelegt worden. Es sind nehmlich vor uns gekommen die Brüder N. N. und N. N. und haben zu uns gesagt: Seyd unsre glaubwürdige Zeugen, und nehmet von uns in rechtmäßigen Besitz durch den Mantelgriff, und schreibt nach allerley Art und Inhalt, wie es am besten ist; Alsdenn unterschreibt und gebet es der Frau N. N. daß es ihr zum Zeugniß, Grund und Beweis diene, daß wir dieses wollen mit guten Willen unsers Her-

Herzens, nicht aus Zwang, ſondern mit friedfertiger Seele und mit einwilligendem Herzen mißendlich und wohl überlegt. Siehe! wir bekennen vor euch heute, als einer, der etwas von einem werthem und anſehnlichen Gericht bekennt, mit einem vollkommnen, feſten und ſtandhaften Bekenntniß, nicht zum Scherz oder zur Veränderung, oder es zu widerrufen von dieſem Tage an, bis in Ewigkeit, daß wenn, welches Gott verhüte! unſer Bruder N. Sohn N. der Ehemann der Frau N. N. ohne geſunden und lebendigen Saamen, oder Erben, ſterben und dieſe Welt verlaßen, und alſo ſeine Frau, Frau N. deren oben gedacht iſt, verbunden ſeyn ſollte, ſich durch Ausziehung des Schuhes von der Bruderehe zu befreyen; ſo ſoll ein jeder von uns erwähnten Brüdern, den ſie fordern wird, ihm den

Schuh

Schuh auszuziehen, ſchuldig und gehalten ſeyn, ſie durch ein rechtes Schuhausziehen, ganz umſonſt, von ſich loß zu machen, ohne daß er von ihr oder allen ihren Bevollmächtigten einen Pfennig in der Welt nehme, und zwar ſogleich, und alſobald nach drey Monaten nach dem Abſterben unſers Bruders, ihres erwähnten Mannes, welches Gott verhüte! da ſie tüchtig iſt, ihm den Schuh auszuziehen. Jedoch muß ſich die Schwägerin gefallen laſſen, zu dem Schwager hin zu gehen, und ſoll er nicht verbunden ſeyn, dieſer Ceremonie halber zu ihr zu kommen. Alles dieſes was hier ſtehet, von kleinen bis zum großen, haben gedachte Brüder auf ſich genommen, es zu halten und zu beſtätigen mit einem ſchweren Bann und Eyd des Geſetzes, und in aller Kraft und Stärke der Chalizaß- oder Ausziehungs-

hungsbriefe, die in Israel gebräuchlich und nach Anordnung der Rabbiner verfertigt sind, nicht allein als ein Scheinkontract oder ein bloßer Entwurf und mit Zernichtung aller Protestationen, in der kräftigsten Formul, in welcher man, nach der Lehre der Rabbiner, Protestationen vernichten kann. Dieser Chalizabrief soll nicht ungültig gemacht, und seine Gültigkeit und Kraft durch kein: Verringerung in der Welt, welche nur der Mund aussprechen und das Herz denken kann, geschwächt werden; sondern alles soll zum Besten zum Vortheil und zum Vorzuge der Besitzerin beurtheilt und ausgelegt werden. Sie soll beständig die Oberhand haben, und der das wider processiren will, unterliegen. Das haben wir in Besitz genommen von den Gebrüdern N. N. und N. N. den Söhnen des N. N. an der Frau N. N.

der

der Frau ihres Bruders des Herrn N. nach allem, was oben geſchrieben und beſchrieben worden, vermittelſt eines Zeugen das tüchtig iſt, etwas damit in Beſitz zu nehmen. Alles ſoll beſtätigt und bekräftigt werden!

F. Ver-

F.

Verschreibung des halben männlichen Erbtheils.

Zum Andenken des Zeugniſſes, das vor uns unten unterſchriebenen Zeugen iſt abgelegt worden, an dem Tage u. ſ. f. Es iſt vor uns gekommen Herr N. N. und hat zu uns geſagt u. ſ. w. Gebet es meiner Tochter, Frau N. der Ehefrau des Herrn N. N. daß es ihr und ihren Kindern, die ſie mit ihrem erwähnten Mann haben wird, zum Zeugniß Titel und Beweis diene, daß ich alles was hier ſtehet beſchloſſen nicht aus Zwang ſondern vom ganzen Herzen und williger Seele und mit völligem und ſichern Bewußtſeyn und Ueberlegung. Siehe

ich bekenne heute vor Euch, als einer, der etwas vor einem ansehnlichen und hochgeschätzten Gericht bekennet mit einem vollkommenen, festen und beständigen Bekenntniß, nicht zum Scherz oder zur Veränderung, auch nicht es zu widerrufen von diesem Tage an bis in Ewigkeit: daß ich das Geld meiner obenerwähnten Tochter in Händen habe, tausend Ducaten (mehr oder weniger, nach dem Vermögen des Vaters,) welche dreytausend Rheinische Gulden betragen, jeden Gulden zu 16 Groschen gerechnet, welche Summe sie mir in baaren Gelde gegeben hat. Sie ist also mir und meinen Nachkommen nach mir eine vollkommene Schuld und wahre und rechtmäßige Anleihe, so daß ich verpflichtet bin, die erwähnte Summe entweder meiner Tochter oder ihren Kindern, die sie mit diesem ihrem Manne bekommen

kommen wird, nach den Bedingungen, die in dieſem Contractbriefe ſtehen, auszubezahlen. Ich habe aber die Bedingung mit ihr verabredet, daß die Zeit der Bezahlung nicht eher eintreffen ſoll, als eine Stunde vor meinem Tode. Wenn dieſe Zeit kommen wird; ſo verlange ich keine andere Friſt; ſondern alsdenn bin ich und meine Bevollmächtigte verpflichtet, die ganze gedachte Summe meiner Tochter auszubezahlen, oder ihren Kindern, die ſie mit dieſem ihren erwähnten Mann bekommen wird, oder ihrem Bevollmächtigten und zwar ſchlechterdings in baaren Gelde und in guter und überall gangbarer Münze, ohne daß mir die Schuld durch Waaren ſollten abtragen können (ja wenn mir auch ſehr gute Waare hätten, ſo bin ich oder meine nachfolgende Erben und alle meine Bevollmächtigten verbunden,

uns zu bemühen, sie zu verkaufen, sollten wir auch nicht einmahl halb soviel dafür bekommen, als sie werth sind, damit wir ja in baaren Gelde die gedachte Schuld entrichten können) Ich bin auch verpflichtet alle Unkosten und Schaden zu vergüten, welche durch den Aufschub der Bezahlung entstehen könnten, eben so gut als das Capital selbst. Ferner bin weder ich, noch sonst ein Mensch in der Welt glaubwürdig, wenn er auch die Einrede unter einem schweren Eyde vorbrächte, die Kraft dieser Obligation zu vermindern. Hingegen meine obbenannte Tochter oder ihre Kinder, die sie mit ihrem gemeldeten Mann haben wird, und alle ihre Gevollmächtigten, sollen gegen mich und meine Erben nach mir und allen meinen Bevollmächtigten auf ein bloßes Wort, ohne Fluch und Eyd und ohne Ue-

bernehmung des Bannes geglaubt werden, wenn sie sagen: dieser Schuldbrief ist nicht bezahlt, und seine Verbindlichmachung nicht aufgehoben, weder gänzlich noch zum Theil. Auch in Ansehung der Unkosten und Beschädigungen und aller übrigen Sachen der erwähnten Schuld, in allen dem sollen sie ewig glaubwürdig seyn, so wohl vor, als in und nach der Zeit der Bezahlung, so lange, bis darüber ein Aufhebungs- und Zernichtungsbrief vor gültigen Zeugen geschrieben oder der Brief vom Gericht zerrissen wird. Alle Güter und Besitzungen, die ich unter dem ganzen Himmel habe, die ich bereits habe, oder noch künftig mir erwerben werde, so wohl bewegliche als unbewegliche Güter, sollen verborgt und verpfändet seyn, und ich muß damit, wenn ich auf keine andere Art kann, gedachte Schuld-

abtragen, wenn ich auch so gar den Rock verkaufen müßte, den ich auf meinem Leibe trage. Und das soll nicht nur so bey meinem Leben, sondern auch nach meinem Tode von nun an, in der ganzen Folge der Zeit, gehalten werden. Ich habe hingegen diesen Contract mit meiner Tochter gemacht, daß wenn die erwähnte Zeit der Bezahlung kömmt, und meine männliche Kinder das Erbtheil in Besitz nehmen und zur Theilung meiner Nachlassung schreiten wollen; so soll es meinen Söhnen frey stehen, ob sie ihr die obgenannte Summa ausbezahlen, oder ihr, meiner Tochter, oder ihren Kindern, die sie von diesem Manne alsdann haben wird, oder ihren Bevollmächtigten halb so viel als meinem Sohn nach dem Erstgebohrnen von allen meinen Gütern geben wollen, die ich verlassen werde, und zwar von den vor-

vorhandenen so wohl, als von ausstehenden sichern und unsichern Schulden, Mobilien und Kleinodien, die ich alsdann haben werde, ausgenommen Bücher und liegende Güter. Wenn sie ihr den erwähnten halben Theil geben; so dürfen sie ihr nicht die gemeldete Summe bezahlen, wenn auch dieser halbe Theil nicht so viel als die gedachte Geldsumme ausmachen sollte, da denn der Ueberschuß meinen Erben völlig geschenkt seyn, und ihnen nie abgefordert werden soll. Denn unter dieser Bedingung ist mir gleich Anfangs das Geld übergeben worden. Wenn aber meine Erben dieses übertreten, und meiner Tochter oder ihren Kindern nicht den oberwähnten halben Theil geben, wenn sie zur Theilung schreiten; so soll diese Obligation völlig gültig seyn, und sie müssen ihr die gemeldete Summe ganz ausbezah-

len. Auch haben wir beſchloſſen, daß keine Erlaß-briefe und Quittungen, die über dieſe Obligation von meiner erwähnten Tochter könnten ausgeſtellet werden, gelten ſollen, wenn ſie nicht mit der Einwilligung ihres genannten Mannes ausgefertigt worden. Ferner habe ich mich unter einem harten Bann und mit einem Eyd des Geſetzes mit dem Handſchlage nach dem Bewußtſeyn vieler, ſonderlich des Herrn N. meines Schwiegerſohns, unterſchia gemacht, kein Inſtrument von irgend jemand in der Welt ausfertigen zu laſſen, um dadurch auf eine liſtige Weiſe die Kraft dieſer Verſchreibung zu vernichten oder zu verringern. Alle dieſe Bedingungen ſind dergeſtalt verabredet worden, daß beyde Fälle, ſo wohl die bejahende, als der verneinende, ausdrücklich angeführet, und zwar der bejahende zuerſt

und

und alsdann der verneinende, ferner die Bedingung zuerſt, und alsdann die Zuſage, oder das was geſchehen ſoll, ausgedruckt worden; die Bedingungen ſind auch von der Art, daß ſie gehalten werden können; nach allen Erforderniſſen eines bedinglichen Contracts, wie der Contract mit den Kindern Gad und Ruben (S. 4. Moſ. 32, 23: 29. 30.) Alles das habe ich mir und meinen Erben zur vollkommenen Pflicht gemacht, daß alles ſoll gehalten und beſtätigt werden, unter einem harten Bann, mit dem Handſchlag und Mantelgriff, wie oben ſchon gemeldet worden. Ich zernichte auch, und erkläre hiermit vor euch heute völlig für ungültig, alle Rechtsverwahrungen (Proteſtationes) und Rechtsverwahrungen der Rechtsverwahrungen, auch alle Zeugniſſe der Rechtsverwahrungen, wider dieſe Schuld-

verschreibung, die ich von mir gegeben habe, oder geben werde, in der besten Form, in welcher nach unsern Rabbinern, Rechtsverwahrungen vernichtet werden müssen. Diese Obligation soll nicht ungültig gemacht werden u. s. w. sondern alles soll so erkläret und ausgelegt werden, wie es zum Vortheil, zum Besten und zum Nutzen des Besitzers des Briefes gereichen kann. Dieser soll beständig die Oberhand haben, hingegen ich und jeder der dawider processiren will, unterliegen. Solches Zänkers Worte sollen völlig ungültig seyn, und so wenig bemerkt und geachtet werden, als ein zerbrochen Scherben, der zu nichts taugt, oder als einer, der etwas wider ein ansehnliches Gericht einzuwenden hat, und soll weder vor christlichen noch jüdischen Gericht Gehör finden. Beständig soll diese Obligation ihre Kraft behal-

behalten, so lange sie nicht vom Gericht zerrissen, oder durch einen öffentlichen Brief ungültig erklärt wird, so wie es mit allen Obligationen und Bekennungsbriefen gehalten wird, die in Israel gebräuchlich sind, und verfaßt werden nach Anordnung der Rabbiner, nicht als ein Scheinkontrakt auch nicht als ein bloßer Aufsatz. Wir haben in Besitz genommen u. s. w.

Druckfehler, die zu verbessern.

Seite	Zeile		soll heißen:
30.	7.	verfertiget	— verfertigen
31.	7.	. . .	— Unterhalte der Mündel nach u. s. w.
36.	1.	Männer	— Mannsen.
—	2.	Weibser	— Weibsen.
37.	15.	. . .	— gefordert werden können.
38.	5.	darfer u. s.w.	— braucht er von u. s. w.
—	6.	ableaen	— abzulaen.
—	8.	einer Vormundschaft	— seiner Vormundschaft.
50.	3.	gleichlautend	— gleichgeltend.
53.	7.	geschähe	— geschehen.
—	9.	sondern muß	— Ferner muß dieselbe u. s.w.
55.	6.	des	— als
56.	7.	auf diesen	— durch diesen.
57.	6.	. . .	— so lange der Schenker nicht u. s. w.
—	8.	. . .	— der Schenkung für u s.w.
64.	7.	. . .	— verschenken, was er wirklich besitzt, nicht aber u. s. w.
89.	14.	lanae er	— lange der letzte Legatar.
94.	2.	Prutetz	— Brutah.
—	9.	auch von ihm	— auch von ihr
128.	8.	Retubah	— Retubah.
167.	5.	Auf ihren Mann	— Auf ihren Namen.
173.	20.	wahre Beweiß	— wahrer Beariff.
218.	8.	nur den	— nur von den
234.	8.	entschuldigen	— entledigen.
244.	7.	Sus Gulden	— zwey Hundert Sus
248.	9	. . .	— von diesem Tage an.
—	12.	habe	— und.
247.	1.	meine	— eine

Manaſſeh Ben Iſrael

Rettung der Juden

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Nebſt einer Vorrede

von

Moſes Mendelsſohn.

Als ein Anhang

zu des

Hrn. Kriegsraths Dohm

Abhandlung:

Ueber

die bürgerliche Verbeſſerung

der Juden.

Mit Königl. Preußiſcher allergnädigſter Freyheit.

Berlin und Stettin

bey Friedrich Nicolai.

1782.

Vorrede.

Dank ſey es der allgütigen Vorſehung, daß ſie mich am Ende meiner Tage noch dieſen glücklichen Zeitpunkt hat erleben laſſen, in welchem die Rechte der Menſchheit in ihrem wahren Umfange beherziget zu werden anfangen. Wenn bisher von Duldung und Verträgſamkeit unter den Menſchen geſprochen ward; ſo war es immer die ſchwächere, bedrückte Parten, die ſich unter dem Schuße der Vernunft und der Menſchlichkeit zu retten ſuchte. Der herrſchende Theil hatte entweder für beyde keinen Sinn, oder ſtüßte ſich auf die leider! allzu gemeine Erfahrung, daß der ſchwächere Theil, an allen Orten, wo er Macht und Gelegenheit dazu hat, es nicht beſſer machen würde, und gründete hierauf den Argwohn, daß man ihm nur das Heft aus den Händen zu winden ſu-

che, um die Spitze wider ihn selbst zu kehren. Man schien nicht zu überlegen, daß dieser Argwohn nothwendig Haß und Zwiespalt unter den Menschen verewigen müsse, und daß der Geist der Versöhnung, so wohl als die Liebe, vom stärkern Theile die ersten Schritte fordert. Dieser muß sich seiner Ueberlegenheit entäussern, und anbieten, wenn der schwächere Theil Zutrauen gewinnen, und erwidern soll. Ist es Zweck der Vorsehung, daß der Bruder den Bruder lieben soll, so ist es offenbar die Pflicht des Stärkern, den ersten Antrag zu thun, die Arme auszustrecken, und, wie August zu rufen: Laß uns Freunde seyn! — — Was aber auch über Toleranz bisher geschrieben und gestritten ward, gieng blos auf die drey im R. R. begünstigte Religionsparteyen, und höchstens auf einige Nebenzweige derselben. An Heiden, Juden, Mahometaner und Anhänger der natürlichen Religion ward entweder gar nicht oder höchstens nur in der Absicht gedacht, um die Gründe für die Toleranz problematischer zu machen. Nach euern Grundsätzen, sprachen die Widersacher derselben, müsten wir auch Juden und Naturalisten nicht nur hegen und dulden; sondern auch an

allen

allen Rechten und Pflichten der Menschheit Theil nehmen lassen; und mitleidig war es anzusehen, wie sich die Anhänger derselben winden und krümmen mußten, um diese Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen. — Der Fragmentist war, so viel mir bekant ist, in Deutschland der erste Schriftsteller, der die Rechte der Duldung auch für Naturalisten forderte. Lessing und Dohm, jener als philosophischer Dichter *) und dieser als philosophischer Staatskundiger **), haben den großen Zweck der Vorsehung, die Bestimmung des Menschen und die Gerechtsame der Menschheit im Zusammenhange gedacht und ein bewundernswürdiger Monarch ist es, der nicht nur zu eben der Zeit dieselben Grundsätze in ihrem ganzen Umfange durchgedacht, sondern auch seinem weitumfassenden Wirkungskreise gemäß, einen Plan entworfen hat, zu dessen Ausführung mehr als menschliche Kräfte zu gehören scheinen, — und nunmehr zu Werke schreitet.

Von den Cabinetern der Großen, und von allem, was auf dieselbe Einfluß hat, bin ich allzuweit entfernt, um an diesem großen

*) Nathan der Weise. **) Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden.

Geschäft auch nur den mindesten Theil nehmen, und mitwürken zu können. Ich lebe in einem Staate, in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühend, und vernünftige Freyheit zu dencken so allgemein gemacht hat, daß sich ihre Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstrecket. Unter seinem glorreichen Zepter habe ich Gelegenheit und Veranlassung gefunden, mich zu bilden, über meine und meiner Mitbrüder Bestimmung nachzudenken, und über Menschen, Schicksal und Vorsehung, nach Maßgabe meiner Kräfte, Betrachtungen anzustellen. Aber von allen Großen und ihrem Umgange bin ich stets entfernt gewesen. Ich habe jederzeit im Verborgenen gelebt, niemals Antrieb oder Beruf gehabt, mich in die Händel der würksamen Welt einzumischen, und mein ganzer Umgang hat sich von je her blos auf den Zirkel einiger Freunde eingeschränkt, die mit mir ähnliche Wege gegangen sind. In dieser dunklen Ferne stehe ich noch da, und erwarte mit kindlicher Sehnsucht, was die allweise und allgütige Vorsehung aus diesem Allen will werden lassen.

Unter-

Unterdeſſen mache ich mir das Vergnügen mit Herrn Dohm über die Gründe nachzudenken, die der Menſchenfreund hat, die bürgerliche Aufname meiner Mitbrüder zu begünſtigen, über die mancherley Schwierigkeiten, die ſich dabey finden, und vielleicht zum Theil von Seiten der zu bildenden Nation ſelbſt in den Weg gelegt werden dürften; und dieſe mit den Vortheilen zu vergleichen, die dem Staate zuwachſen werden, dem es zuerſt gelingen wird, dieſe eingebohrnen Coloniſten zu ſeinen Bürgern zu machen, und eine Menge von Händen und Köpfen, die zu ſeinem Dienſte gebohren ſind, auch zu ſeinem Dienſte anzuſtrengen. — Als philoſophiſch-politiſcher Schriftſteller, dünkt mich, hat Herr Dohm die Materie faſt erſchöpft, und nur eine ſehr geringe Nachleſe zurück gelaſſen. Seine Abſicht iſt, weder für das Judenthum, noch für die Juden eine Apologie zu ſchreiben. Er führet bloß die Sache der Menſchheit, und vertheidiget ihre Rechte. Ein Glück für uns, wenn dieſe Sache auch zugleich die unſerige wird, wenn man auf die Rechte der Menſchheit nicht dringen kan, ohne zugleich die Unſerigen zu reklamiren. Der Weltweiſe aus dem 12ten Jahrhunderte hat ſich über den

Unterſchied der Lehren und Meinungen hinweggeſetzt, und in dem Menſchen nur den Menſchen betrachtet. Man vergleiche mit dieſem, was ein Rabbiner des 17ten Jahrhunderts, der die Sache ſeiner Nation vor den Augen des engliſchen Parlaments führet, zu ihrer Vertheidigung vorbringet, und durch welche Gründe er die Nation bewegt, ſeine Mitbrüder in England aufzunehmen. Man weiß, daß die Juden zu Eduards I. Zeiten aus England verjagt worden ſind, und nicht eher, als unter Cromwel die Freyheit erhielten, wieder dahin zu kommen. R. Manaſſeh war es, der ihnen dieſe auswürkte. Er war ein Mann von vieler rabbiniſcher Gelehrſamkeit und auch andern Wiſſenſchaften, und von einem ſehr brennenden Eifer für das Wohl ſeiner Mitbrüder. Er erhielt zu Amſterdam, allwo er als Chacam der Portugieſiſchen Judenſchaft lebte, die nöthigen Reiſepäſſe, und gieng, in Begleitung einiger ſeiner Nation nach London, um die Sache ſeines Volks bey dem Protektor, bey dem er wohlgelitten war, und bey dem Parlamente zu unterſtützen. Er fand aber mehr Schwierigkeit, als er ſich vorſtellte, und dieſen Aufſatz ſchrieb er zu einer Zeit, da er die Hofnung in ſeinem Geſchäfte

glück-

glücklich zu seyn, fast aufgegeben hatte. Endlich aber gelang es ihm dennoch, und die Juden wurden unter leidlichen Bedingungen wieder aufgenommen. Dieser Brief des R. Manasseh findet sich in einer periodischen Sammlung verschiedener Aufsätze, die im Jahr 1708 unter dem Titel: the Phenix, or Revival of scarce and valuable Pieces, no where to be found but in the Closets of the Curious zu London in 8. herausgekommen ist. Um eben dieselbe Zeit schrieb auch ein gewisser Edward Nicholas, Apologia por los Judios, und Toland soll auch zu ihrer Vertheidigung geschrieben haben. Die Schrift des Rabbi hat mir jetzt, da so viel und mancherley von und über die Juden gesprochen wird, der Uebersetzung nicht unwerth geschienen.

Merkwürdig ist es, zu sehen, wie das Vorurtheil die Gestalten aller Jahrhunderte annimmt, uns zu unterdrücken, und unserer bürgerlichen Aufname Schwierigkeiten entgegen zu setzen. In jenen abergläubischen Zeiten waren es Heiligthümer, die wir aus Muthwillen schänden; Crucifixe, die wir durchstechen, und bluten machen; Kinder, die wir heimlich beschneiden, und zur Augen-

welche zerfetzen; Chriſtenblut, das wir zur Oſterfeyer brauchen; Brunnen, die wir vergiften u. ſ. w Unglaube, Verſtocktheit, geheime Künſte und Teufeleyen, die uns vorgeworfen, um derentwillen wir gemartert, unſeres Vermögens beraubt, ins Elend gejagt, wo nicht gar hingerichtet worden ſind. — Itzt haben die Zeiten ſich geändert; dieſe Verläumdungen machen den erwünſchten Eindruck nicht mehr. Itzt iſt es gerade Aberglaube und Dumheit, die uns vorgerückt werden; Mangel an moraliſchen Gefühle, Geſchmack und feine Sitten; Unfähigkeit zu Künſten, Wiſſenſchaften und nützlichen Gewerbe, hauptſächlich zu Dienſten des Krieges und des Staates; unüberwindliche Neigung zu Betrug, Wucher und Geldgiosigkeit, die an der Stelle jener gröbern Beſchuldigungen getreten ſind, uns von der Anzahl nützlicher Bürger auszuſchlieſſen, und aus dem müterlichen Schoße des Staats zu verſtoßen. Vormals gab man ſich um uns alle erſinnliche Mühe, und machte mancherley Vorkehrungen, uns nicht zu nützlichen Bürgern, ſondern zu Chriſten zu machen, und da wir ſo hartnäckig und verſtockt waren, uns nicht bekehren zu laſſen; ſo war dieſes Grundes genug, uns als eine unnütze

nütze Laſt der Erde zu betrachten, und dem verworfenen Scheuſale alle Greuel anzudichten, die ihm dem Haß und der Verachtung aller Menſchen blos ſtellen konnten. Izt hat der Bekehrungseifer nachgelaſſen. Nun werden wir vollends vernachläßiget. Man fährt fort, uns von allen Künſten, Wiſſenſchaften und andern nützlichen Gewerben und Beſchäftigungen der Menſchen zu entfernen; verſperret uns alle Wege zur nützlichen Verbeſſerung, und macht den Mangel an Cultur zum Grunde unſerer fernern Unterdrückung. Man bindet uns die Hände, und macht uns zum Vorwurfe, daß wir ſie nicht gebrauchen.

Mit Recht hat **Dohm** jene unmenſchliche Anklagen der Juden die die Merkmole der Zeiten und der Mönchszellen an ſich tragen, in denen ſie ausgeheckt worden, kaum einer flüchtigen Berührung gewürdiget. In den Augen der Leſer, für die ein **Dohm** ſchreibt, können dieſe barbariſche Beſchuldigungen keinen Glauben finden, keiner ernſthaften Widerlegung bedürfen. Er hat ſich alſo blos darauf eingeſchränkt, dieſe der Cultur und Verbeſſerungsreichen Zeiten angemeſſenere Beſchuldigungen zu beſtreiten, und dem philoſophiſchen Vorurtheile philoſophiſche Gründlichkeit

keit entgegen zu ſetzen. Indeſſen hat doch die Vernunft und der Forſchungsgeiſt unſeres Jahrhunderts noch bey weitem nicht alle Spuren der Barbarey in der Geſchichte vertreten. Manche Legende der damaligen Zeit hat ſich erhalten, weil noch niemanden eingefallen iſt, ſie in Zweifel zu ziehen. Manche ſind mit ſo gewichtigen Autoritäten belegt, daß nicht jeder die Stirn hat, ſie geradezu für Legende und Verläumdung zu halten. Andere haben ſich den Folgen nach noch immer erhalten; obgleich ſie ſelbſt ſchon lange nicht mehr geglaubt werden. Ueberhaupt iſt die Verläumdung von ſo giftiger Art, daß ſie immer einige Wirkung in den Gemüthern zurückläßt, wenn auch ihre Unwahrheit entdeckt, und allgemein anerkant wird. In ſo mancher lieben Stadt Deutſchlands wird noch itzt kein Beſchnittener, wenn er auch ſeinen Glauben verzollt hat, am hellen Tage ohne Bewachung gelaſſen, aus Beyſorge, er möchte einem Chriſtenkinde nachſtellen, oder die Brunnen vergiften. Des Nachts hingegen wird ihm unter aller Bewachung nicht getrauet, wegen ſeines bekannten Umganges mit den böſen Geiſtern. Wem wohnet nicht aus der Brandenburgiſchen Geſchichte bey, daß der Churfürſt

fürſt Joachim II. von ſeinem Leibarzt, dem Juden Lippold vergiftet worden ſey? — dieſes ward ſo oft geſagt und von Chronikſchreibern wiederholt, daß der vernünftigſte Mann die Authencität davon vorausſetzen und die Geſchichtsſache für wahr halten mußte. Dank ſey es dem Unterſuchungsgeiſte des Herrn Leibmedicus Möhſens, *) der der Legende dennoch auf die Spur gekommen iſt. An der ganzen Geſchichte hat ſich weiter nichts wahr befunden, als daß Churfürſt Joachim II. geſtorben, und daß ein Jude damals Lippold geheiſſen. Uebrigens war Lippold kein Arzt, und der Churfürſt iſt nichts weniger, als vergiftet worden, wie Herr Möhſen mit Beweiſen belegt, die über alle Bedenklichkeit hinweg ſind. Lippold war des Churfürſten Kammerdiener und Münzmeiſter; zwey Bedienungen am Hofe, die einem Juden ſelten viel Freunde gewinnen. Der Churfürſt ſtarb, wie alle Urkunden und Originalprotokolle einſtimmig ausſagen, an einem offenen Schaden am Fuße, davon der Ausfluß durch eine plötzliche Erkältung gehemt worden. Der Kammerdiener und Münzmeiſter wurde der Untreue

*) Geſchichte der Wiſſenſchaften in der Mark Brandenburg. (S. 513. u. f.)

Untreue in seinen Rechnungen beschuldiget, und in Verhaft genommen. Als die Untersuchung aber hierin seine Unschuld bewies, und seine Loslassung nicht länger aufgeschoben werden konte, nam man zu ganz anderen Anklagen seine Zuflucht. Einige von der Bürgerwache wollten gehört haben, wie die Frau des Lippold in einem Zanke, den sie mit ihm gehabt, zu ihm in der Bosheit gesagt „wenn der Churfürst wüßte, was du für ein „böser Schelm bist, und was du für Buben„stücke mit deinem Zauberbuche kannst, so „würdest du schon längst kalt seyn" und Lippold wurde den Criminalrichtern übergeben. Sehr richtig ist, was Hr. M. bey dieser Gelegenheit zur Entschuldigung der Regenten der damaligen Zeiten bemerkt. „Die Fürsten „hielten sich zu der Zeit gesichert, daß sie ihrer „Regentenpflicht ein Genüge geleistet, wenn „sie die Anklagen und Untersuchungen rechts„verständigen Räthen überließen, und diese „glaubten nach den Gesetzen zu verfahren, „wenn sie die Buchstaben des Gesetzes erfüll„ten" auf solche Weise sind freylich barbarische Gesetze weit schädlicher, als gar keine Gesetze. Lippold ward, nach K. Karls V. Halsgerichtsordnung §. 44. dem Henker übergeben,

geben, der ihn peinlich verhören ſollte, und Meiſter Balzer, der Scharfrichter, machte ſeine Sache ſo gut, daß der Deliquent alles eingeſtand, was man von ihm wiſſen wollte. Er hatte durch Zauberey die Gunſt des Fürſten zu gewinnen gewußt, und ihn am Ende vergiftet. Er weigerte ſich zwar, dieſes Bekentniß öffentlich zu wiederholen; allein auch dazu wußte ihn ſein peinlicher Halsrichter zu bringen. „Er ward hierauf an verſchiedenen „Orten zehn mal mit glühenden Zangen ge„zwickt, und auf dem Neuenmarkte zu Ber„lin, auf einem dazu erbaueten Gerüſte, an „Armen und Beinen mit vier Stößen gerä„dert, in vier Stücken zerhauen, und das „Eingeweide nebſt dem Zauberbuche ver„brant.“ Eine große Maus,*) die unter dem Gerüſte hervor kam, und in welcher niemand den Zauberteufel verkennen konte, benam den Zuſchauern allen Ueberreſt des Zweifels, daß dem Verurtheilten Recht geſchehen. Dieſe Verbrechen des Lippolds hatten, wie Hr. M. weiter erzehlet auf das Schickſal der ganzen Judenſchaft in der Mark einen

*) Hr. M. führet ſeine Gewährsmänner an, die dieſen wichtigen Umſtand der Nachwelt aufbehalten haben.

einen groſſen Einfluß. Sie wurden angeklagt, und nach Urtheil und Recht verdammet. „Sie muſten ihre Güter verkaufen, „den Gerichten die Inventarien, Unterſuchungskoſten und Abzugsgelder bezahlen, „und das Land räumen.“ — Und ſo ward die Nachricht von Hand zu Hand überliefert, und erhielt ſich noch in unſeren erleuchteten Tagen, die Juden haben den Churfürſt Joachim II. vergiftet, ſeyn deſſen überführt, und zur Strafe aus dem Lande gejagt worden.

Und ſelbſt die Aufklärung unſerer beſſern Tage erſtreckt ſich noch lange ſo weit nicht, daß dieſe gröbere Anklagen gänzlich ohne Wirkung ſeyn ſollten. Es iſt nicht lange her, daß die Judenſchaft zu Poſen beſchuldigt wurde ſie hätte ein Chriſtenkind, zum Gebrauch der Oſterfeyer ermordet. Zwey fromme Rabbinen wurden als Häupter der Gemeine vor Gericht gezogen, eingekerkert, nach der daſigen Halsgerichtsordnung gemartert. Ich verſchone das menſchliche Gefühl meiner Leſer mit der umſtändlichen Erzählung dieſer Martern. Sie waren die ſchrecklichſten, die ſich die Barbarey je erlaubt hat. Allein die Geplagte waren ſtandhaft genug, kein Bekenntniß von ſich erpreſſen zu laſſen; ob ſie

gleich

gleich ſo lange gepeiniget wurden, bis ſie unter den Händen der Furien den Geiſt aufgaben. — Barmherziger Gott! und die Männer waren ſo unſchuldig an der Ermordung des Kindes, wenn ja eine Mordthat begangen worden, woran noch ſehr zu zweifeln iſt — ſo ſchuldlos, als ich und meine Leſer es ſind. — Die Gemeine zu Poſen hat noch itzt an den unerſchwinglichen Summen zu bezahlen, die ſie damals aufnehmen mußte, theils Gerichtskoſten zu bezahlen, theils ſchrecklichere Uebel von ſich abzuwenden. Noch vor wenigen Jahren wurde dieſelbe Geſchichte in der Gegend von Warſchau wiederholt worden ſeyn, hätte nicht der weiſe König von Polen und einige aufgeklärte Magnaten zum Glücke den Lauf der daſigen Gerechtigkeit noch ſo lange gehemmet, bis es den Juden gelang, die Verläumdung an den Tag zu bringen. — Ich habe ſo manche einſichtsvolle und ſonſt nicht unbillig denkende Chriſten aus Polen und andern katholiſchen Ländern geſprochen, die ſich noch immer von dieſem Vorurtheile wider meine Mitbrüder nicht völlig losmachen konnten. Sie beriefen ſich immer auf die geſetzmäßige Form, nach welcher Prozeſſe dieſer Art ſo oft geführt worden ſind; auf die

Unbescholtenheit der Richter, die sie geführt haben, und auf das Bekenntniß der Verurtheilten, das öfters den Umständen allzuangemessen seyn und mit den übrigen Aussagen übereinstimmen soll, als daß es eine bloße Erdichtung, die ihnen die Marter eingegeben, gewesen seyn könte. Solche aufrichtige Gemüther können vielleicht durch die Gründe des Rabbi Manasse, und noch mehr durch den schrecklichen Reinigungseid, den er im Namen des ganzen Judenthums ablegt, und den ich mit reinem Gewissen hier nachspreche, auf bessere Gedanken gebracht werden. Denn die wichtige Wahrheit kan nicht genug eingeschärft werden, daß barbarische Gesetze desto schrecklichere Folgen haben, je gesetzmäßiger das Verfahren ist, und je strenger die Richter nach dem Buchstaben urtheilen. Unweise Gesetze können nur durch Abweichungen; so wie Rechnungsfehler nur durch andere Rechnungsfehler wieder gutgemacht werden. Calas und Maser sind vielleicht von unbescholtenen Richtern, nach einer sehr gesetzlichen Form hingerichtet worden.

Indessen sind alle Gründe und Eidschwüre fruchtlos, wenn der Gegner nicht hören will; wenn sich Nebenabsichten der Ueberfüh-

tung widerſetzen, oder wenn das Gemüth ſo ſehr von Vorurtheilen befangen iſt, daß man den Gegengründen nicht die erforderliche Aufmerkſamkeit zuwenden mag. Man kan einem verjäheten Vorurtheile alle Wurzeln durchſchneiden, ohne ihn die Nahrung gänzlich zu entziehen. Es ſaugt ſolche allenfalls aus der Luft. Hat nicht ein Recenſent in den Göttingiſchen Anzeigen, bey Gelegenheit der Dohmiſchen Schrift, Beſchuldigungen wider uns, wörtlich wie aus der Luft gegriffen, die man keinem Schriftſteller unſeres Jahrhunderts, am wenigſten, einem in dieſem wahren Sitze der Muſen lebenden Gelehrten zutrauen ſollte? — Er trägt ſo gar kein Bedenken, uns jetztlebende Iſraeliten die Unart vorzuwerfen und anzurechnen, deren ſich unſere Vorfahren in der Wüſten ſchuldig gemacht haben; ohne zu bedenken, daß aller der gerügten Untugend ungeachtet, der Geſetzgebende Gott unſerer Väter, oder wie die Modeſprache lieber will, der Geſetzgeber Moſes, es gleichwohl möglich gefunden, dieſen rohen Haufen zu einer ordentlichen, blühenden Nation umzubilden, die erhabene Geſetze und Verfaſſung weiſe Regenten, Feldherren, Richter und glückliche Bürger aufzuweiſen hat: ja ohne

in ſich zu gehen, und zu bedenken, was wohl ſeine eigene Vorfahren, in nördlichen Einöden, um eben dieſe Zeit für Cultur gehabt haben mögen, aus denen doch heutiges Tages Recenſenten in Göttingſchen Anzeigen entſprungen ſind. — Mit einem Worte, Vernunft und Menſchlichkeit erheben ihre Stimme umſonſt; denn graugewordnes Vorurtheil hat kein Gehör.

Wenn aber auch alle Vernunftgründe ſich vereinigen, den Juden an den Rechten der Menſchheit gleichen Antheil zu zuſprechen, ſo wird dadurch nicht eingeräumt, daß ſie in ihrer jetzigen dürftigen Verfaſſung, dem Staate nicht nützlich, oder das ihre Vermehrung demſelben wohl gar ſchädlich werden könte. Auch hierüber verdienen die Gründe des Manaſſe in folgender Schrift in Erwegung gezogen zu werden, der doch zu ſeiner Zeit nichts anders, als eine ſehr eingeſchrenkte Aufname in England, für ſeine Mitbrüder ſuchen konte. Holland allein giebt ein Beyſpiel, das hierüber allen Zweifel benehmen kan. Noch niemals hat man ſich daſelbſt über die Vermehrung der Juden beklagt; obgleich die Erwerbungsmittel ihnen daſelbſt eben ſo kärglich zugezehlt, und ihre Freiheiten

faſt

faſt ſo eingeſchränkt ſind, als in mancher Provinz Deutſchlands — „Ja, ſpricht man, „Holland macht hier eine Ausnahme; denn „es iſt ein handelnder Staat, der alſo der „handelnden Menſchen nicht zu viel haben „kan." — Gut! Ich möchte aber wiſſen; ob die Handlung daſelbſt die Menſchen, oder nicht vielmehr die Menſchen die Handlung herbeygelockt haben? wie gehet es zu, daß ſo manche Stadt in Brabant und den Niederlanden, bey eben derſelben, und vielleicht noch vorzüglichern Gelegenheit zur Handlung, der Stadt Amſterdam dennoch ſo ſehr nachſtehet? Warum drängen ſich hier auf einem unfruchtbaren Boden, ja in einem von Natur unbewohnbaren Moraſte, die Menſchen ſo zuſammen, bilden den öden Sumpf, durch Fleiß und Kunſt, in einen Garten Gottes um, und erfinden ſich Hülfsquellen zur glücklichen Subſiſtenz, über die wir erſtaunen müſſen? Nichts als Freiheit, Milde der Regierung. Billigkeit der Geſetze, und die offenen Arme, mit welchem ſie die Menſchen aller Art, und Kleidung, Meinung, Sitte, Gebrauch und Religion aufnehmen, und ſchützen, und machen laſſen; nichts als dieſe Vorzüge ſind es, die in Holland den faſt überreichen Se-

gen, die Fülle des Guten hervorgebracht, darum es so sehr beneidet wird.

Ueberhaupt, Menschen dem Staate unnützlich; Menschen, die in einem Lande nichts zu gebrauchen sind, dieses ist eine Sprache, die mir eines Staatsmannes unwürdig zu seyn scheint. Die Menschen können mehr oder weniger nützlich seyn; können so oder anders beschäftiget, die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen und ihre eigene mehr oder weniger befördern. Aber kein Staat kan die geringsten, nutzloscheinendsten seiner Bewohner, ohne empfindlichen Nachtheil, entbehren, und einer weisen Regierung ist kein Bettler zu viel, kein Krüppel völlig unbrauchbar. Hr. Dohm hat zwar im Eingange seiner Schrift versucht, den Punkt festzusetzen, den die Volksmenge in einem Lande nicht überschreiten darf, ohne das Land zu überfüllen, und schädlich zu werden. Mich dünkt aber, daß ein Gesetzgeber unter keiner Bedingung hierauf im mindesten Rücksicht zu nehmen habe; sicherlich gereicht jede Anstalt, die man dem Anwachs der Menschenmenge entgegensetzt, jede Masregel, die man ergreift, der Vermehrung Einhalt zu thun, der Cultur der Einwohner, der Bestim-

Bestimmung der Menschen und ihrer Glückseeligkeit zu weit größerm Nachtheil, als die zu besorgende Ueberfüllung. Man verlasse sich hierin auf die weise Einrichtung der Natur. Man lasse ihr ihren Lauf und lege ihr durch unzeitige Geschäftigkeit nur keine Hindernisse in den Weg. Die Menschen eilen dahin, wo sie ihr Auskommen finden; sie vermehren sich und drängen sich zusammen, wo ihre Thätigkeit freyen Spielraum findet: die Bevölkerung nimmt zu, so lange das Genie neue Erwerbungsmittel entdecken kan. So bald die Quellen erschöpft sind, stehet sie von selbst stille, und wenn ihr das Gefäß von der einen Seite überfüllet; so läßt es von der andern Seite den Ueberfluß von selbst auslauffen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß der Fall sich nie zuträgt, und daß niemals eine Auslerung, oder Auswanderung des Volks geschehen, daran nicht die Gesetze, oder ihre Handhabung Schuld gewesen. So oft Menschen in irgend einer Verfassung, Menschen schädlich werden, liegt es blos an den Gesetzen oder an ihren Verwesern.

In einigen neuern Schriften findet man den Einwurf wiederholt, „die Juden bringen „nichts hervor. Sie sind in ihrer jetzigen

„Verfaſſung, weder Landbauer, noch Künſt-
„ler und Handwerker, helfen alſo der Natur
„nicht in ihrem Hervorbringen, und geben
„auch ihren Producten keine andere Form;
„ſondern tragen und verſetzen bloß die rohen
„oder verbeſſerten Erzeugniſſe der Länder
„von einem Orte an den andern. Sie ſind
„alſo lediglich Verzehrer, die den Erzeugern
„zu Laſt fallen müſſen." Ja, ein großer ſonſt einſichtsvoller Kopf hat letzthin *) laut über den Misbrauch geklagt, daß der Hervorbringer ſo viele Zwiſchenhände zu verſorgen, ſo viele unnütze Mäuler zu ernähren habe! Der geſunde Menſchenverſtand, meinet er, lehr' ſchon, daß die Produkte der Natur und der Kunſt vertheuert werden müſſen, je mehr Zwiſchenkäufer dazukommen, die ſolche nicht vermehren, und doch erhalten werden, alſo an denſelben Antheil nehmen wollen. Er ertheilet alſo den Staaten den Rath und die wohlmeinende Warnung, entweder die Juden nicht zu dulden, oder ihnen Landbau und Handwerke zu erlauben.

Das Reſultat mag herzlich gut gemeint ſeyn; aber die Gründe ſind ſchwach, die dem Verf. ſo einleuchtend und unwiderlegbar ſcheinen.

*) In den Ephemeriden der Menſchheit.

nen. Was heißt denn nach ſeinen Begriffen eigentlich Hervorbringer und Verzehrer? Wenn nur derjenige hervorbringet, der etwas Greifbares erzeugen hilft, oder durch ſeiner Hände Arbeit verbeſſert; ſo beſtehet ja der weit wichtigſte und größte Theil des Staats aus bloſſen Verzehrern. Der ganze Lehr und Wehrſtand bringet, nach dieſen Grundſätzen nichts hervor; wenn nicht etwa die Bücher, die von jenem geſchrieben werden, eine Ausname machen. Beym Nehrſtande ſelbſt ſind zuförderſt Kaufleute, Laſtträger, Land- und Waſſerfahrer abzurechnen, und am Ende wird die Claſſe der ſogenanten Hervorbringer größtentheils aus Ackerknechten und Handwerksgeſellen beſtehen; denn die Landeigenthümer und Meiſter pflegen ſelten mehr ſelbſt Hand ans Werk zu legen. Sonach beſtünde der Staat, auſſer jenem zwar achtungswerthen, aber doch geringern Theil des Volks, aus Leuten, die durch ihrer Hände Arbeit die Produkte der Natur weder befördern, noch vervollkommnen; alſo aus bloſſen Verzehrern, und wie? alſo auch aus unnützen Mäulern, die dem Hervorbringer zur Laſt werden?

Hier fällt die Ungereimtheit in die Augen, und da die Folgerung richtig iſt, ſo muß der Fehler in den Vorderſätzen liegen. Und ſo iſt es auch! Nicht bloß **Machen**; ſondern auch **Thun** heißt hervorbringen. Nicht nur wer mit Händen arbeitet; ſondern überhaupt, wer nur etwas **thut, befördert, veranlaſſet, erleichtert**, das ſeinen Nebenmenſchen zum Nutzen oder Vergnügen gereichen kann, verdient den Namen des Hervorbringers, und er verdient ihn zuweilen um deſto mehr, je weniger Bewegung ihr an ſeinen Extremitäten gewahr werdet. Mancher Kaufmann, der an ſeinem Pulte Spekulationen macht, oder auf ſeinen Ruheſeſſel Plane entwirft, bringet im Grunde mehr hervor als der Arbeiter und Handwerksmann, der das mehreſte Geräuſch macht. Der Kriegsmann bringt hervor; denn er verſchaffet dem Staate Ruhe und Sicherheit. Der Gelehrte bringt hervor; zwar ſelten etwas, das in die Sinne fällt, aber doch Güter, die wenigſtens eben ſo ſchätzbar ſind, guter Rath, Unterricht, Zeitvertreib und Vergnügen. Nur in der Anwandelung einer übeln Laune kann einem weiſen Manne, wie Rouſſeau, der Einfall entfahren, daß der Biscuitbäcker zu Paris mehr

hervorbringe, als die Akademie der Wiſſenſchaften. Zur Glückſeligkeit des Staats, ſo wie der einzelnen Menſchen, gehören mancherley ſinnliche und überſinnliche Dinge, körperliche und geiſtige Güter, und wer zu deren Hervorbringung oder Vervollkommung, auf irgend eine mehr, oder entfernte, mittelbare oder unmittelbare Weiſe etwas beyträgt, der iſt kein bloßer Verzehrer zu nennen; der ißt ſein Brod nicht umſonſt; ſondern hat dafür hervorgebracht.

Ich ſollte glauben, dieſes leuchte vielmehr dem geſunden Menſchenverſtande ein, und was insbeſondere die Zwiſchenhände und ihr Verhältnis zum Hervorbringen und zum Verzehren betrift: ſo getraue ich mir zu behaupten, daß ſie für beide, für den Erzeuger ſowohl als für den Verzehrer, nicht nur nicht nachtheilig; ſondern wenn der Mißbrauch verhindert wird, höchſt nützlich und faſt unentbehrlich ſind; ja, daß durch ihre Vermittelung die Produkte brauchbarer, gemeinnützliger und auch wohlfeiler werden, und der Producent dennoch mehr gewinne, und alſo in den Stand geſetzt werde, ohne übermäßige Anſtrengung ſeiner Kräfte, bequemer und beſſer zu leben. Man ſtelle ſich einen Arbei-

ter vor, der die rohe Materie zu seiner Kunstarbeit selbst von dem Landmanne abholen, und nachdem er sie veredelt hat, selbst dem Verzehrer zuführen muß; der dafür zu sorgen hat, daß er jene zu gewisser Zeit in hinlänglicher Menge anschaffe, und diese so oft sein Bedürfnis es erfordert, an dejenigen Mann bringe, der sie zu eben der Zeit braucht, und ihm abzunehmen veranlasset wird. Man vergleiche mit ihm den Arbeiter, dem der Zwischenhändler die rohe Materie in das Haus bringet, nach Masgabe seines Bedürfnisses und seiner Umstände verkauft, vertauscht oder auf Glauben darreicht; der ihm die verbesserten Produkte abnimmt, und es seine Mühe und Sorge seyn läßt, solche dem Verzehrer wiederum zur bequemen Zeit zuzuführen. Wie viel Zeit und Kräfte ersparet dieser nicht, die er seiner Kunst widmen kan; jener hingegen durch unnützes Herumreisen und herumtrödeln und tausend Abhaltungen und Zerstreuungen, zu denen er genöthiget oder verführt wird, verschwenden muß. Wird dieser nicht ungleich mehr arbeiten; also mit eben der Anstrengung mehr hervorbringen, und also bessere Preise bewilligen und dennoch bequemer leben können? Wird nicht dadurch die wahre

Indu-

Induſterie befördert, und verdienet der Zwiſchenhändeler noch ein nutzloſer Verzehrer genennt zu werden? — Dieſe Gründe für den Zwiſchenhändler im Kleinen, ſind noch weit einleuchtender, wenn ſie auf die Zwiſchenhand im Großen, auf den eigentlichen Kaufmann, der die Produkte der Natur und des Fleißes von Land in Land, Weltgegend in Weltgegend verführet und verſetzt, angewendet werden. Dieſer iſt ein wahrer Wohlthäter des Staats, des menſchlichen Geſchlechts überhaupt, und alſo nichts weniger, als ein unnützes Maul, das von dem Hervorbringer umſonſt unterhalten werden muß.

Ich habe vorausgeſetzt, daß der Mißbrauch verhindert werde. Dieſer beſtehet hauptſächlich darin, daß gewinnſüchtige Zwiſchenhändler das Schickſal der Erzeuger in ihre Gewalt zu bringen wiſſen; daß ſie ſuchen, Herren und Meiſter über die Preiſ der Waaren zu werden; ſolche in den Händen der erſten Beſitzer herabzuſetzen, und in den ihrigen in die Höhe zu bringen. Dieſes ſind große Uebel, die den Fleiß des Hervorbringers; ſo wie den Muth des Verzehrers zu Boden drücken, und denen durch Geſetze und Polizey entgegen gearbeitet werden muß.

Zwar

Zwar nicht geradezu durch Verbot, Ausschließung oder Hemmung; am wenigsten durch bewilligten oder begünstigten Allein- oder Vorkauf. Dergleichen Vorkehrungen befördern entweder die Uebel noch, die man durch sie abzuwenden sucht, oder bringen welche hervor, die noch schädlicher sind. Man suche vielmehr alle Einschränkungen, so viel sich thun läßt, zu vermindern, die Monopolien, Vor- und Ausschließungsrechte aufzuheben, dem geringsten Aufkäufer mit dem größten Handlungshause gleiche Rechte und Freyheit zukommen zu lassen; mit einem Worte, die Concurrenz unter den Zwischenhändlern auf alle Weise zu befördern; einen Wetteifer zwischen ihnen zu erregen, wodurch der Preis der Dinge im Gleichgewichte erhalten, der Kunstfleis von der einen Seite aufgemuntert, und von der andern Seite jeder Verzehrer in den Stand gesetzt wird, den Fleis seiner Nebenmenschen, ohne übermäßige Anstrengung, zu genießen. Der Verzehrer kan, ohne Ueppigkeit, bequem leben, und der Künstler findet dennoch sein anständiges Auskommen. Nur durch Concurrenz, unbeschränkte Freyheit und Gleichheit in den Rechten des Kaufs und Verkaufs sind diese Endzwecke zu

erreichen, und ſonach iſt der gemeinſte Trödler und Aufkäuffer, der geringſte herumwandernde Jude, der den rohen Stof von dem Landmanne zum Künſtler, oder den bearbeiteten von dieſem zu jenem bringet, zur Aufnahme des Landbaues, der Künſte, Manufakturen und Handlung überhaupt von ſehr beträchtlichem Nutzen. Zum Vortheil des Landmannes erhält er den rohen Stof in ſeinem Werthe, und zum Nutzen des Künſtlers, ſo wie zur Aufnahme der Kunſt ſucht er die Produkte der Induſterie in alle Winkel zu verbreiten, die Bequemlichkeiten des menſchlichen Lebens brauchbarer und allgemeiner zu machen. Der geringſte Handelsjude iſt in dieſer Betrachtung kein bloßer Verzehrer, ſondern ein nützlicher Einwohner (ich darf nicht ſagen, Bürger) des Staats, ein wirklicher Hervorbringer.

Man ſage nicht, ich ſey ein partheyiſcher Sachwalter meiner Glaubensbrüder, und ſuche alles zu vergrößern, was zu ihrem Vortheil, oder zu ihrer Empfehlung gereichen kan. Ich berufe mich abermals auf Holland, und auf welches Land könnte man ſich, wenn von Handlung und Induſtrie die Rede iſt, füglicher berufen? Blos durch Concurrenz

und

und Wettreiser, durch uneingeschränkte Freyheit und Gleichheit der Rechte aller Käuffer und Verkäuffer, wes Standes, Ansehens oder Glaubens sie auch seyn mögen, blos durch diese unschätzbare Vorzüge haben daselbst alle Dinge ihren Werth, der zwischen Käuffer und Verkäuffer nur um ein mäßiges unterschieden ist. Beyde werden durch Mitwerber und Concurrenten auf ein Verhältniß gestimmt, daß ihnen zum gegenseitigen Vortheil gereicht. Ihr könnet nirgend so gut und so bequem, zu allen Zeiten des Jahres und des Tages, mit geringen Verluste alles kaufsen und alles verkauffen, als zu Amsterdam.

Ueber Verstattung der Autonomie und deren Verwaltung, davon Hr. Dohm S. 125 u. f. seiner Schrift redet, habe ich noch einige Anmerkungen zu machen, die man mir hieher zu setzen erlaube. Autonomie, die einer Colonie verstattet werden soll, erstreckt sich entweder auf Civilsachen, oder gehet die Religion und kirchliche Dinge an. Jene betreffen bloß das Mein und Dein unter den Gliedern der Colonie. Hier kömt alles auf Verträge an. Die Rechte des Eigenthums und was davon abhänget, sind veräusserliche Rechte, können durch freywilligen Entschluß

ſchluß und Verabredung andern abgetreten und zugeeignet werden, und ſo bald dieſes unter erforderlichen Bedingungen geſchehen iſt, ſo werden ſie zum Eigenthum desjenigen, dem ſie übertragen ſind, und können ihm ohne Ungerechtigkeit nicht entzogen werden. Hier kan man es allerdings auf das Uebereinkommen und die Verträge der Colonie unter ſich ankommen laſſen. Hält ſie es für einen Vorzug, die Streitſachen ihrer Glieder unter ſich, nach eigenen Geſetzen und Rechtsregeln entſcheiden zu laſſen; ſo kan ihr von Seiten der Regierung, offenbar ohne Schaden, nachgeſehen werden. Da nun die Juden, wie Hr. Dohm gar richtig bemerkt, ſowohl die chriſtlichen Geſetze Moſes, welche ſich nicht auf Judäa und die ehemalige gerichtliche und gottesdienſtliche Verfaſſung beziehen, als die durch mündliche Ueberlieferung erhaltene, oder durch richtige Argumentationen herausgebrachte Folgerungen, Erklärungen und Auslegungen derſelben für göttliche Gebote halten; ſo kan ihnen vergönnt werden, ihre Glieder unter ſich durch freywillige Verträge zu verbinden, ihre Händel nach eigenen Geſetzen und Rechten auseinander ſetzen und entſcheiden zu laſſen.

„Soll Entſcheidung von jüdiſchen oder „chriſtlichen Richtern geſchehen?" Ich antworte, von obrigkeitlichen Richtern. Gleichviel, ob ſie der jüdiſchen, oder einer andern Religion anhängen. Sobald die Glieder des Staats, welcher Meinungen in Religionsſachen ſie auch zugethan ſind, gleiche Rechte der Menſchheit genießen; ſo kan auf dieſen Unterſchied nichts ankommen. Der Richter ſoll ein gewiſſenhafter Mann ſeyn, und die Rechte verſtehen, nach welchen er ſeinen Nebenmenſchen Recht ſprechen ſoll. Denke er in Religionsſachen nach welcher Lehrmeinung er gut findet; wenn ihn die Obrigkeit zum Richteramte tüchtig findet, und einſetzet; ſo müſſen ſeine Rechtsſprüche gültig ſeyn. Trauen wir doch unſere Geſundheit, unſer Leben einem Arzte an, ohne auf den Unterſchied der Religion zu ſehen; warum nicht auch unſer Vermögen einem Richter? Der gewiſſenhafte Arzt, dem ſeine Kunſt werth iſt, wird einen Verbrecher, der morgen hingerichtet werden ſoll, heute nach allen Regeln ſeiner Kunſt behandeln und von einem Uebel zu befreyen ſuchen. Eben alſo wird der Richter, wenn er ein Menſch iſt, ſeinen Nebenmenſchen in Abſicht auf die Güter dieſes

Lebens

Lebens Gerechtigkeit angedeihen laſſen, ſie mögen, ſeinen Grundſätzen nach, in jener Zukunft verdammt oder ſeelig ſeyn. Der angeführte göttingſche Recenſent meinet zwar, die Juden würden zu keinem chriſtlichen Richter das Zutrauen haben, daß er ihre Geſetze verſtehe. Herr **Dohm** hat aber Zeugniß gelehrter Chriſten für ſich und in Händen, die das Gegentheil nicht bloß vermuthen; ſondern öfters erfahren zu haben verſichern. Und wenn irgend ein Mistrauen dieſer Art obgewaltet hätte; wäre es denn nicht natürlich geweſen, da ſich bisher die Gelehrten unter den Chriſten ſo wenig um unſere Rechtslehren bekümmert haben?

Wie aber in kirchlichen Sachen, in Sachen die die Religion der Colonie angehen? Wie weit ſollen ſich die Rechte jeder Colonie, und der Juden insbeſondere, über ihre Glieder, in Glaubensſachen erſtrecken? welche Macht darf ſie anwenden, welche Gewalt ausüben, ſie zur Einigkeit und Reinigkeit in Abſicht auf Lehre und Leben zu zwingen? wie weit darf ſie ihren kirchlichen Arm ausſtrecken, die Unwilligen zu züchtigen, oder auszuſtoßen, und die Irrenden oder Abweichenden in das Gleis zurück zu ziehen?

Kirchliche Rechte, Kirchliche Gewalt und Macht. — Ich muß gestehen, daß ich mir von diesen Redensarten keinen deutlichen Begriff machen kan, und mein Adelung will mich keines bessern belehren. Ich weis von keinem Rechte auf Personen und Dinge, das mit Lehrmeinungen zusammenhänge, und auf denselben beruhe; das die Menschen erlangen, wenn sie in Absicht auf ewige Wahrheiten gewissen Sätzen beystimmen, und verlieren, wenn sie nicht einstimmen können, oder wollen. Am wenigsten weis ich von Rechte und Gewalt über Meinungen, die die Religion ertheilen und der Kirche zukommen sollen. Die wahre, göttliche Religion maßt sich keine Gewalt über Meinungen und Urtheile an; giebt und nimmt keinen Anspruch auf irrdische Güter, kein Recht auf Genuß, Besitz und Eigenthum; kennet keine andere Macht, als die Macht durch Gründe zu gewinnen, zu überzeugen, und durch Ueberzeugung glückseelig zu machen. Die wahre, göttliche Religion bedarf weder Arme noch Finger zu ihrem Gebrauche; sie ist lauter Geist und Herz.

Recht heißt die Befugniß etwas zu thun, oder zu lassen; das sittliche Vermö-

ge

ge zu handeln. Eine freywillige Handlung nehmlich iſt **gerecht** und ſittlich, wenn ſie mit den Regeln der Weisheit und Güte übereinſtimmt, und dasjenige, woraus dieſe Uebereinſtimmung erkannt wird, heißt ein **Recht**; ein möglicher Gebrauch unſerer Kräfte, ein möglicher Genuß der Dinge, eine mögliche Aeuſſerung unſerer freywilligen Thätigkeit, die der weiſen Gütigkeit nicht widerſpricht. Ich mag den Begriff wenden, von welcher Seite ich will, ich finde keinen Uebergang zu Lehrmeinung und Urtheil in Abſicht auf **ewige Wahrheiten**. Wie kan mein Beyſtimmen oder nicht Beyſtimmen in allgemeine Sätze und Lehren, dieſe Befugniß erweitern, oder einſchränken; mir auf Perſonen und Dinge, und deren Gebrauch und Genuß eine ſittliche Gewalt verſchaffen, oder nehmen? Wie entſpringet aus einer Meinung, aus dem Inbegriffe aller Meinungen zuſammen genommen, ein modus acquirendi, eine Befugniß mehr, uns gewiſſe Dinge, als Mittel zu unſerer Glückſeeligkeit zu eigen zu machen, und uns ihrer nach Willkühr zu bedienen? was für Merkmale haben dieſe disparate Dinge, **Recht** und **Meinung**, gemeinſchaftlich, daß ſie je ſollten in einem Sa-

ße zuſammen kommen und verbunden werden können? Sollten aber die Geſetze der Natur und Vernunft ein Recht einräumen, das ſich auf das Annehmen, oder Verwerfen einer Meinung gründet; ſo müſſen unumgänglich dieſe beiden Begriffe in einem Satze verbunden, und aus dem Beyfall, den ich einer Lehre gebe oder verweigere, begreiflich gemacht werden können, warum mir dieſe oder jene Aeuſſerung meiner Thätigkeit zukomme, oder nicht zukomme; warum mir ein gewiſſer Gebrauch und Genuß der Güter dieſer Welt, nach den ewigen Geſetzen der Weisheit und der Güte vergönnt, oder nicht vergönnt ſey. Ich muß geſtehen, daß ich die Möglichkeit dieſer Verbindung nicht einſehe.

Vielleicht aber können die Menſchen durch poſitive Geſetze und Verträge eine ſolche Verbindung möglich machen; durch ausdrückliches oder ſtillſchweigendes Uebereinkommen, ſich einander Rechte zueignen, die auf Lehr und Meinung beruhen ſollen? Wenn auch der Stand der Natur hiervon nichts wiſſen ſollte, vielleicht kan der Stand der Geſelligkeit, der geſellſchaftliche Vertrag eine ſolche Einrichtung treffen, oder getroffen haben? die Verträge haben ja ſo manches in

der menſchlichen Natur und in dem Syſtem ihrer Pflichten und Rechte verändert; warum nicht auch Rechte erzeugt, die im Stande der Natur nicht anzutreffen geweſen?

Mit Nichten, ſollte ich denken. So wenig die Cultur eine Frucht erzielen kan, wozu die Natur nicht den Keim hergegeben; ſo wenig die Kunſt durch Ueben und Gewöhnen eine willkührliche Bewegung hervorbringen kan, wo die Natur keine Muskel hingelegt; eben ſo wenig können alle Verträge und Verabredungen unter den Menſchen ein Recht erſchaffen, davon der Grund nicht im Stande der Natur anzutreffen ſeyn ſollte. Durch Verträge können blos unvollkommene Rechte in vollkommene, unbeſtimmte Pflichten in beſtimmte verwandelt werden. Was ich dem menſchlichen Geſchlechte überhaupt zu leiſten ſchuldig bin, kan durch einen Vertrag auf eine gewiſſe Perſon eingeſchränkt, und eben dadurch die unbeſtimmte einer Pflicht gegen die Menſchheit, in eine beſtimte, äuſſere Pflicht gegen dieſe Perſon umgeſchaffen werden. Eben dieſe Perſon, die vorhin nur ein unvollkommenes Recht hat, von dem menſchlichen Geſchlechte, oder von der Natur überhaupt, einen gewiſſen Beytrag zu ihrer Glückſeeligkeit

seeligkeit zu erwarten, erlanget durch den Vertrag ein vollkommenes, äusseres Recht, diesen Vertrag von mir, oder meinen Sachen, zu fordern, und zu erzwingen. Da im Stande der Natur alle positive Pflichten der Menschen gegen einander, alle Verbindlichkeit zu thun und zu leisten, blos unvollkommene Pflichten und Verbindlichkeiten sind; so können und müssen im Stande der Gesellschaft viele derselben bestimmt, näher eingeschränkt und in vollkommene verwandelt werden. Wo aber ohne Vertrag, sich weder Pflicht noch Recht denken läßt, da sind alle Verträge der Menschen und ihre Abkommisse leere Schall und Ton, Worte in den Wind gesprochen, wie man zu sagen pflegt, ohne Kraft und Wirkung. Ich sehe also nicht ab, wie der Gesellschaft der Menschen das Vermögen zukommen könne, Vorrechte mit Meinungen zu verbinden, das die Natur so sehr verkennet?

Und nun vollends ein Recht über Meinungen, über die Urtheile unserer Nebenmenschen, in Absicht auf ewige, nothwendige Wahrheiten; welcher Mensch, welche Gesellschaft von Menschen darf sich dieses anmaßen? da sie nicht unmittelbar von unserm Willen abhängen;

gen; ſo kömmt uns ſelbſt kein anderes Recht zu, als das Recht ſie zu unterſuchen, der ſtrengen Prüfung der Vernunft zu unterwerfen, ohne ihre Einſtimmung, unſer Urtheil zu verſchieben u. ſ. w.

Aber dieſes Recht iſt untrennbar von der Perſon; kan, der Natur der Sache nach, eben ſo wenig verſtrendet, veräuſſert und auf andere übertragen werden, als das Recht unſern Hunger zu ſtillen, oder freyen Oden zu ziehen. Verträge hierüber ſind ungereimt, der Natur und dem Weſen des Pacti zuwider, und alſo ohne Erfolg und Wirkung. Wir können uns durch Verträge verbindlich machen, gewiſſe freywillige Handlungen nicht von unſerm eigenen Urtheile, und Gutachten abhängen zu laſſen; ſondern dem Gutachten eines andern zu unterwerfen, und alſo auf unſer eigenes Urtheil Verzicht thun, in ſo weit es in Handlungen übergehen, und Einfluß haben kan; aber unſer Urtheil ſelbſt iſt ein untrennbares, unbewegliches, und alſo unveräuſſerliches Eigenthum. Auf dieſen Unterſchied, ſo fein er auch ſcheinet, kömmt hier alles an, wenn man nicht die Begriffe verwirren, und in ungereimte Folgen und Widerſprüche verwickelt werden will. Ein an-

ders ist es, Verzicht auf seine Meinung in Absicht auf Handlung; ein anders Verzicht auf seine Meinung selbst. Die Handlung stehet unmittelbar in unserer Willkühr; so nicht die Meinung.

Also hat die mütterliche Nation selbst keine Befugniß mit einer ihr gefälligen Lehrmeinung den Genuß irgend eines irrdischen Guts oder Vorzugs zu verbinden, das Annehmen oder Verwerfen derselben zu belohnen, oder zu bestrafen, und was sie selbst nicht hat, wie sollte sie es der Colonie einräumen und gewähren können?

Ich begreife kaum, wie ein so einsichtsvoller Schriftsteller, wie Dohm S. 124. hat sagen können „So wie jede kirchliche „Gesellschaft müßte auch die jüdische das „Recht der Ausschließung auf gewisse Zeiten „oder immer haben, und im Falle einer Wi„dersetzung das Erkenntniß der Rabbinen „durch obrigkeitliche Beyhülfe unterstützt wer„den." — Jede Gesellschaft, dünkt mich, hat das Recht der Ausschließung, nur keine Kirchliche; denn es ist ihrem Endzwecke schnurstracks zuwider. Die Absicht derselben ist gemeinschaftliche Erbauung, Theilnehmung an der Ergiessung des Herzens, mit welcher

welcher wir unſere Dankſagung gegen die Wohlthaten Gottes, und unſer kindliches Vertrauen auf die Allgütigkeit Deſſelben zu erkennen geben. Mit welchem Herzen wollen wir einem Diſſidenten, Andersdenkenden, Irrdenkenden oder Abweichenden den Zutritt verweigern, die Freyheit verſagen, an dieſer Erbauung Antheil zu nehmen? Wider Unruhemachen und Stöhren ſind Geſetze und Polizey. Dieſe Unordnung muß und kann durch den weltlichen Arm geſteuert werden; aber ein ſtiller und ruhiger Zutritt zur Verſammlung muß dem Verbrecher ſelbſt nicht verwehrt werden; wenn wir ihm nicht gefliſſentlich alle Wege zur Rückkehr verſperren wollen. Das Andachtshaus der Vernunft bedarf keiner verſchloſſenen Thüren. Sie hat von innen nichts zu verwahren, und von auſſen Niemanden den Eingang zu verhindern. Wer einen ruhigen Zuſchauer abgeben, oder gar Antheil nehmen will, der iſt dem Gottſeeligen in der Stunde ſeiner Erbauung höchſt willkommen.

Herr Dohm hat vielleicht bey dieſer Gelegenheit mehr die Dinge genommen, wie ſie liegen, als wie ſie liegen ſollten. Die Menſchen ſcheinen ſich vereiniget zu haben, die

die äuſſerliche Form des Gottesdienſtes; die Kirche, als eine moraliſche Perſon zu betrachten, die ihre eigene Rechte und Pflichten hat; und ihr mehr, oder weniger Gewalt einzuräumen, auf ihre Rechte zu halten, und ſie durch äuſſerlichen Zwang geltend zu machen. Man findet es nicht widerſinnig, Eine dieſer Perſonen, in jedem Staate, die herrſchende zu nennen, die ihre Schweſtern, nach ihrer Laune behandelt; bald ſich der ihr anvertrauten Gewalt bedienet, ſie zu drücken, bald großmüthig genug iſt, ſie zu dulden, und ihr von ihren Vorrechten, von ihren Anſprüchen und von ihrer Gewalt, ſo viel einzuräumen, als ſie gut findet. Da nun Bann- und Ausſchlieſſungsfreyheit allezeit das erſte Recht iſt, mit welcher die herrſchende Religion die geduldete belehnet; ſo forderte Herr Dohm für die jüdiſche Religion daſſelbe Recht, das man allen andern religiöſen Geſellſchaften zugeſtehet. So lange dieſe noch das Recht der Ausſchlieſſung haben, hielt er es für eine Inconſequenz, wenn man die jüdiſche hierin mehr einſchränken wollte. Wenn aber, wie es mir ausgemacht ſcheinet, gottesdienſtliche Rechte auf irrdiſche Dinge, gottesdienſtliche Macht und gottesdienſtliches

Zwangs-

Zwangsrecht, Worte ohne Begriff sind, und Ausschließung überhaupt ungottesdienstlich zu nennen ist; so laßet uns lieber inconsequent bleiben, als Misbräuche häufen.

Ich finde, daß die Weiseste unserer Vorfahren auf keine Ausschließung von gottesdienstlichen Uebungen Anspruch gemacht haben. Als König Salomo den Bau des Tempels vollendet hatte, schloß er in seinem erhabenen Einweihungsgebete auch den Ausländer, also zu seiner Zeit den Götzendiener mit ein, breitete seine Hände aus gen Himmel und flehete: „Wenn auch ein Fremder, der nicht „deines Volks Israel ist, kommt aus fernem „Lande, um deines Namens willen. (Denn „sie werden hören von deinem großen Namen, „und von deiner mächtigen Hand, und von „deinem ausgereckten Arme); und kommt, „daß er bete vor diesen Hause; so wollest du „hören im Himmel, im Sitz deiner Wohnung, und thue alles, darum der Fremde „dich anruft; auf daß alle Völker auf Erden deinen Namen erkennen, daß sie „auch dich fürchten, wie dein Volk „Israel" *). So haben auch unsere Rabbinen vorgeschrieben, von Götzendienern freywillige

*) 1 Buch der Könige Cap. 8, v. 41 u. f.

willige Opfer und Gelübte im Tempel anzunehmen, von der Nation selbst keinen Verbrecher, der nicht der Religion völlig entsagt hat, mit seinem Opfer abzuweisen, damit er Gelegenheit und Anlaß zur Besserung finde.*) So dachte man zu einer Zeit, als man etwas mehr Recht und Autorität hatte, in gottesdienstlichen Sachen ausschliessend zu seyn, und wir wollten uns nicht entblöden, Dissidenten aus unseren kaum geduldeten kirchlichen Versammlungen auszuschliessen?

Ich schweige von der Gefahr, die mit dem Anvertrauen eines solchen Ausschließungsrechts verknüpft, von dem Misbrauche, der bey einem solchen Bannrechte, so wie bey jeder Kirchenzucht und Kirchenmacht unvermeidlich ist. Ach! das menschliche Geschlecht wird sich noch in Jahrhunderten nicht von den Geisselschlägen erholen, die ihm diese Ungeheuer beygebracht haben! Ich sehe keine Möglichkeit den falschen Religionseifer im Zügel zu halten, sobald er diesen Weg vor sich offen findet; denn am Sporne wird es ihm niemals fehlen. Hr. Dohm glaubt uns wider allen Misbrauch dieser Art sattsam zu schützen,

*) Chullin Bl. 5. S. 1.

ſchützen, indem er vorausſetzet, das der Colonie anvertraucte Bannrecht müſſe „nie über „irgend eine religiöſe Geſellſchaft hinausgehen, „und in der politiſchen durchaus keine Wir„kung haben, da das ausgeſtoßene Glied „jeder Kirche ein ſehr nützlicher und geachte„ter Bürger ſeyn könne. Ein Grundſatz des „allgemeinen Kirchenrechts, ſetzt Hr. Dohm „hinzu, der in unſern Zeiten nicht mehr bez„weifelt werden ſollte.“*)

Wenn aber das ſogenannte allgemeine Kirchenrecht, wie ich herzlich gern zugebe, den wichtigen Grundſatz endlich einmal anerkennet, daß ein ausgeſtoßenes Glied jeder Kirche ein ſehr nützlicher und geachteter Bürger ſeyn könne; ſo iſt dem Uebel durch dieſes ſchwache Verwahrungsmittel bey weitem nicht abgeholfen: denn fürs erſte will dieſer ſehr nützliche und geachtete Bürger, der vielleicht auch ſehr viel innere Religion hat, doch auch nicht gern von allen gottesdienſtlichen Verſammlungen und Religionsübungen ausgeſchloſſen, nicht gern ohne äuſſerliche Religion ſeyn. Hat er nun das Unglück, von der Gemeine, zu welcher er gehört, für diſſidentiſch gehalten zu werden, und ſein Gewiſſen

*) S. 124.

wissen verbietet ihm, einer andern im Staate herrschenden oder geduldeten Religionspartey beyzutreten; so ist der nützliche und geachtete Bürger ja höchst unglücklich, wenn seiner Gemeine erlaubt wird, ihn auszustoßen, und er bey ihren gottesdienstlichen Versammlungen verschlossene Thüren findet. Und nach diesem Grundsatze würde er sie vielleicht allenthalben finden; denn jede kirchliche Gemeine würde ihn vielleicht mit gleichem Rechte abweisen. Wie kann aber der Staat zulassen, daß irgend einer seiner nützlichen und geachteten Bürger durch die Gesetze unglücklich werde? — Zweytens, welche kirchliche Ausschließung, welcher Bann ist ohne alle bürgerliche Folgen, ohne allen Einfluß auf die bürgerliche Achtung wenigstens, auf den guten Leumund des Ausgestoßenen und das Zutrauen bey seinen Mitbürgern, ohne welche doch niemand seines Berufs warten, und dem Staate nützlich seyn kann? Da die Grenzlinien dieser feinen Unterscheidung des bürgerlichen und kirchlichen, dem scharfsichtigsten Auge kaum bemerkbar sind; so ist es eine wahre Unmöglichkeit, sie in irgend einem Staate so fest und so scharf zu zeichnen, daß sie jedem Bürger in die Augen fallen, und

im gemeinen bürgerlichen Leben die gewünschte Wirkung thun mögen. Sie werden immer unsicher und schwankend bleiben, und sehr oft die Unschuld selbst dem Stachel der Verfolgung und des blinden Religionseifers blosstellen.

Kirchenzucht einführen, und die bürgerliche Glückseeligkeit ungekränkt erhalten, scheinet mir ein Problem zu seyn, daß in der Politik noch aufgelöset werden soll. Es ist der Bescheid des allerhöchsten Richters an den Ankläger: Er sey in deiner Hand, doch schone seines Lebens! Zerbrich das Faß, wie die Ausleger hinzuthun, und laß den Wein nicht auslaufen!

Ich will nicht untersuchen, in wie weit die Klagen gegründet, oder ungegründet seyn mögen, die kürzlich über Misbräuche dieser Art, welche sich ein berühmter Rabbiner erlaubt haben soll, öffentlich geführet worden sind. Da der Bericht einseitig ist; so will ich gerne glauben, daß mancher Umstand übertrieben, die Schuld des Angeklagten von der einen Seite verringert; so wie von der andern Seite die Härte des Verfahrens geflissentlich vergrößert worden sey. Die Sache ist, wie verlautet, vor die Landesobrigkeit gebracht

worden. Diese wird untersuchen, und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie mag indessen ausfallen, wie sie wolle; so wünschte ich, das der wahre Verlauf derselben, wie er aus den Akten erhellet, zur Beschämung des allzuraschen Richters, oder seines öffentlichen Anklägers, bekant gemacht werde. Das Publikum hat die Anklage vernommen. Es höre auch Vertheidigung und Urtheil!

Dem sey aber, wie ihm wolle, noch ist es mit der Bruderliebe unter den Menschen nicht dahin gekommen, daß wir bey Einführung einer Kirchenzucht, so ganz über alle Furcht und Besorgnisse dieser Art hinweg seyn könnten. Noch ist keine Geistlichkeit so aufgeklärt, daß ihr ein solches Recht, wenn es eines giebt, ohne Gefahr anvertrauet werden könnte. Ja, je aufgeklärter sie ist, desto weniger wird sie sich selbst hierin trauen, und ein Rachschwerd in die Hände nehmen, das nur der Wahnsinn sicher führen zu können, glaubt. Zu den erleuchtesten und frömmsten unter den Rabinen und Aeltesten meiner Nation habe ich das Zutrauen, daß sie sich eines so schädlichen Vorrechts gern entäussern, auf alle Religions- und Synagogenzucht gern Verzicht thun, und ihre Mitbrüder von ihrer

Seite

Seite dieſelbe Liebe und Duldung genieſſen laſſen werden, nach welcher ſie ſelbſt bisher ſo ſehr geſeufzt haben. Ach! meine Brüder! ihr habe das drückende Joch der Intolerenz bisher allzuhart gefühlt, und vielleicht eine Art von Genugthuung darinn zu finden geglaubt, wenn euch die Macht eingeräumet würde, euern Untergebenen ein gleichhartes Joch aufzudrücken. Die Rache ſuchet ihren Gegenſtand, und wenn ſie andern nichts anhaben kan; ſo nagt ſie ihr eigenes Fleiſch. Vielleicht auch ließet ihr euch durch das allgemeine Beiſpiel verführen. Alle Völker der Erde ſchienen bisher von dem Wahne bethört zu ſeyn, daß ſich Religion nur durch eiſerne Macht erhalten; Lehren der Seligkeit nur durch unſeeliges Verfolgen ausbreiten, und wahre Begriffe von Gott, der nach unſer aller Geſtändniß, die Liebe iſt, nur durch die Wirkung des Haſſes mittheilen laſſen. Ihr ließet euch vielleicht verleiten eben daſſelbe zu glauben, und die Macht zu verfolgen war das euch wichtigſte Vorrecht, das eure Verfolger euch einräumen konten. Danket dem Gotte eurer Väter, danket dem Gotte, der die Liebe und die Barmhertzigkeit ſelbſt iſt, daß jener Wahn ſich nach und nach zu verlieren

ſcheinet. Die Nationen dulden und ertragen ſich einander, und laſſen auch gegen euch Liebe und Verſchonung blicken, die unter dem Beyſtande desjenigen, der die Herzen der Menſchen lenkt, bis zur wahren Bruderliebe anwachſen kan. O meine Brüder! folget dem Beyſpiel der Liebe, ſo wie ihr bisher dem Beyſpiele des Haſſes gefolgt ſeyd! Ahmet die Tugend der Nationen nach, deren Untugend ihr bisher nachahmen zu müſſen geglaubt. Wollet ihr gehegt, geduldet und von andern verſchonet ſeyn; ſo heget und duldet und verſchonet euch unter einander! Liebet; ſo werdet ihr geliebet werden!

Berlin, den 19ten März 1782.

Moſes Mendelsſohn.

Rabbi Manaſſeh Ben Iſrael

Rettung der Juden,

oder

Sendſchreiben

zur Beantwortung einiger Fragen, die ihm ein vornehmer und gelehrter Engländer, die Beſchuldigungen betreffend, die man der jüdiſchen Nation zu machen pflegt, vorgelegt hatte.

Im Original gedruckt im Jahre 1656.

Ich habe einen Brief von Ihnen empfangen der mir ſehr willkommen war: ich las ihn, da er von Ihnen war, mit vielem Vergnügen; ſo unangenehm mir auch, mit Ihrer Erlaubnis deſſen Inhalt iſt. Ich verſichere Ihnen, daß nie in meinem Leben etwas eine tiefere Wirkung bey mir hinterlaßen hat, als dieſer Brief; denn er betrift das Anſehen eines Volks, das ich, der mannigfaltigen, offenbaren und ſchändlichen Verläumdungen ungeachtet, für unſchuldig zu erklären, mich unterfange. Ich fürchte freylich mit meiner Widerlegung manchen zu beleidigen, deſſen Eifer nicht einmahl die Betrachtung zuläßt, „daß die bloß vertheidigende Selbſtwehr jedem Geſchöpfe natürlich iſt; aber ganz ſchweigen hieße die falſchlichen Beſchuldigungen eingeſtehen.“ Um mein eigenes Gewiſſen zu beruhigen, gehorche ich daher Ihrem Befehl, der am wenigſten von mir gering geachtet werden kann. Ich ſetze zum voraus, daß Sie keine weitläufige oder politiſche Unterſuchung über einen ſo traurigen Gegenſtand erwarten werden; wer kann in ſeinem Unglücke noch ehrbegierig ſeyn? Ich habe bloß einige kurze gedrungene Betrachtungen zuſammengetragen; deren Auseinanderſetzung zwar die Gränzen eines Briefes überſchreitet, die aber doch Ihnen hinreichend ſeyn können, die Regenten der engliſchen Nation in der aufrichtigen Wahrheit zu unterrichten; und welche ſie, wie ich zufolge ihrer beſondern edlen Weisheit und Frömmigkeit, hoffe, gut aufnehmen werden. Denn da die Unſchuld niemals gern etwas Böſes von andern vermuthet; ſo kann auch ich mich

nicht bereden, daß je einer wider uns auf eine liebloſe Weiſe geſprochen oder geſchrieben haben ſollte, bloß weil er mit beſonderm Haß und Groll gegen uns eingenommen wäre, ſondern vielmehr nur deshalb, weil er unſern Wohlſtand ſeinem Intereſſe und Eigennutz für nachtheilig hielt. Denn die Liebe fängt natürlich immer bey ſich ſelbſt an. Aber demungeachtet werde ich die Sache von einer vortheilhaften Seite vorſtellen (den dieß hat uns in andern Ländern willkommen gemacht,) und ich hoffe deshalb in meinem Unternehmen zu beſtehen. Ich habe indeſſen nur wenig Aufmunterung zur Erlangung einer andern Abſicht, als dieſe, daß die Wahrheit von ihren Kindern gerechtfertigt werden möge. Ich will in meiner Antwort dem Vortrage Ihrer Herrlichkeit, nach der Ordnung folgen.

Erſter Abſchnitt.

Zuerſt alſo muß ich mit bittern Thränen und Beklemmung der Seele jene harte und ſchreckliche Anklage einiger Chriſten wider die zerſtreuten niedergebeugten unter ihnen wohnenden Juden, beweinen, daß ſie (ich zittere indem ich es niederſchreibe!) bey der Feyer ihres Oſterfeſtes, zur Gährung ihres Brodes ſich des Blutes einiger Chriſten bedienen, die ſie zu dieſem Ende umgebracht haben: wenn, wie die traurige Erfahrung es in verſchiedenen Plätzen gezeigt, die Verläumder ſelbſt die abſcheuliche barbariſche That begangen; oder, um glimpflicher zu ſeyn, einen gefundenen todten Körper, in die Häuſer oder Bezirke der Juden geworfen, und dann mit einer zahmloſen Wuth und Aufruhr die unſchuldigen Juden als die Ausüber dieſer gräulichen Handlung anklagen; eine Bosheit die bisweilen, um Gelegenheit zu Gram-

ſam-

samkeiten dadurch zu erlangen, bisweilen um die bereits ausgeübten Hinrichtungen dadurch zu rechtfertigen und zu beschönigen, ausgeübt worden ist. Aber wie weit von der Wahrheit entfernt diese Anklage ist, mögen Sie aus folgenden Beweisen urtheilen.

1) Es ist den Juden schlechterdings verboten irgend eine Art Blut zu essen Levit. 7. 26. und Deut. 12. wo es ausdrücklich heißt: ולם und zufolge dieses Gesetzes, essen die Juden das Blut keines Thiers. Noch mehr, sie werfen ein Ey als verboten weg, wenn sie einen Tropfen Bluts darin finden, und es muß so gar ein Stück Brodt, auf den, in während dem Kauen ein Blutstropfen aus dem Zahnfleische oder Gaumen fällt, vor dem Genusse gereinigt und abgewaschen werden. Ist dieses, wie kann man auf den Gedanken kommen, daß eben diese Juden Menschenblut essen sollen, welches noch weit abscheulicher ist? Kaum giebts auf dem Erdboden ein barbarisches Volk, das einer solchen Bosheit fähig ist?

2) Das Gesetz in den zehn Geboten: Du sollst nicht tödten ist von allgemeinen Umfange; es ist ein moralisches Gesetz, so daß den Juden nicht nur verboten ist, jemanden von den Menschen unter denen sie leben zu tödten, sondern sie sind sogar nach dem Gesetze verpflichtet sie zu lieben: was die andern Völker betrift, dieß sind die eigenen Worte des Rabbi Moses aus Egypten im zehnten Kapitel seines Jad hachsaka, „so ist uns von unsern Vorfahren befohlen, ihre Kranke zu besuchen, ihre Todte wie die unsrigen zu begraben, und ihren Nothleidenden beyzustehen und sie zu unterhalten, so wie die Armen aus Israel; denn Gott ist, wie es in den Psalmen 145, 9. heißt, allen gut, und seine Barmherzigkeit erstreckt sich über alle seine Werke." Und diesem zufolge bezeuge ich vor dem ewigen Gott, daß ich

in Amſterdam wo ich wohne, beſtändig ein gutes Verhalten, mancherley Wechſel von brüderlicher Zuneigung und unterſchiedliche Handlungen von gegenſeitiger Liebe zwiſchen beyden Nationen geſehn habe. Ich habe es drey mahl geſehen, wie einige flamländiſche Chriſten in den Fluß Fiembueg in unſerm Viertel, gefallen, und unſere Glaubensgenoſſen ſich ihnen nachgeſtürzt, um ihn herauszuhelfen und ſie vom Tode zu retten. — Wahrlich, derjenige, der ſich ſelbſt ſo wagt um einen andern zu retten, kann keine ſolche boshafte Grauſamkeit in ſeiner Bruſt verbergen, einen Unſchuldigen zu tödten, den er nach den Pflichten der Menſchheit zu vertheidigen und zu beſchützen verbunden iſt!

3) Es iſt im Exod. 21, 20. verboten einen Fremden zu tödten: wer ſeinen Knecht oder Magd ſchlägt mit einem Stabe, daß er ſtirbt unter ſeinen Händen, der ſoll darum geſtraft werden. Bleibt er aber einen oder zween Tage, ſo ſoll er nicht darum geſtraft werden, denn es iſt ſein Geld. Der Text ſpricht hier offenbar von einem heidniſchen Knecht, denn von dieſem allein kann, wie Aben Eſra an der Stelle bemerkt, geſagt werden, daß er das Geld des Juden, ſeines Herren ſey. Gott belegt dieſe Handlung mit der Todesſtrafe des Herrn, wenn der Knecht ihm unter der Hand ſtirbt; weil er alsdenn eine mörderiſche Abſicht bey derſelben gehabt zu haben ſcheint; nicht ſo aber, wenn der Todesfall erſt nachher erfolgt. Da kein Vorſatz zur Ermordung dabey erſcheint; ſo iſt er in ſo fern frey, und durch den Verluſt ſeines Geldes hinreichend beſtraft. Kann nun ein Jude nach dem Geſetze, nicht einmahl einen Sklaven aus jener Nation tödten, um wie weniger kann er berechtiget ſeyn jemanden zu tödten, der nicht ſein Feind iſt, mit dem er in Ruhe und Frieden lebt? und wie kann ein gut herziger

Menſch

Mensch glauben, daß ein Jude, in einem fremden Lande, diesem heiligen Gesetze zuwieder, sich einer solchen schändlichen Handlung schuldig machen wird.

4) Und selbst zugegeben, es wäre (welches Gott verhüte!) gesetzmäßig, warum sollte man das Blut noch essen? und warum gerade am Ostern essen? gerade an dem Feste, wo bey jeder Zubereitung die äußerste Reinigkeit beobachtet werden muß, wo weder Sauerteig noch sonst etwas das eine Gährung verursache, erlaubt ist, welches Blut doch gewißlich thut?

5) Wenn auch die Juden diese Handlung (welche man ohne schrecklichen Beynahmen nicht nennen kann) für nothwendig hielten; so würden sie sich doch wahrlich keiner so großen Gefahr, keiner so grausamen und wohlverdienten Bestrafung aussetzen, es sey denn, daß sie durch ein Göttliches Gesetz, oder durch Einführungen ihrer Weisen dazu verleitet werden. Nun fordern wir, wie es doch in einer Rechtssache billig ist, alle diejenige, welche diese entsetzliche Meinung von uns haben, auf, irgend eine Stelle in der Schrift oder bey den Rabbinen aufzuweisen, wo ein solches Gesetz, eine solche Lehre vorgetragen wird! und bis sie dieses leisten, wird man uns die Freyheit erlauben, es für nichts bessers als für boshafte Verläumdung zu halten.

6) Um das Leben zu retten stehet es uns frey den Sabbath zu entheiligen, und, wie im Talmud bestimmt und vom Rabbi Moses zu Egypten, im fünften Kapitel seiner Abhandlung von den Grundgesetzen, bestätigt wird, noch eine Menge anderer Gesetze zu übertreten: bis auf folgende drey: Götzendienst, Mordthat und Ehebruch. Das Leben darf also um keinen so theuren Preis als die Ausübung dieser abscheulichen Sünden, erkauft werden, sondern ein unschuldiger Tod ist ihr unendlich vorzu-

ſtehen. Wenn nun die Ermordung eines Chriſten, wie unſere Gegner behaupten (und von meinem Begriffen weit entfernt iſt,) eine göttliche Vorſchrift, ein Göttliches Geſetz wäre; ſo würde es doch wahrlich aufgehoben und vernichtet werden müſſen, indem es niemand vollführen kann, ohne ſein Leben, und ſogar das Leben einer ganzen Verſammlung, eines ganzen Volkes in Gefahr zu ſetzen; da es überdem eine Verletzung eines der drey erwähnten Geſetze iſt; indem die Vorſchrift, du ſollſt nicht morden, wie wir bereits angeführt, ſich allgemein auf alle Menſchen erſtreckt!

7) Der Ewige hat durch ſeinen Propheten Jeremias Cap. 29, 7. den gefangenen unter den Heiden zerſtreuten Iſraeliten befehlen laſſen, um den Frieden, die Wohlfahrt und die Glückſeligkeit der Stadt in der ſie ſich befinden und ihrer Einwohner, ſich zu bekümmern, und deshalb zu beten. Dieß haben die Juden auch überall gethan, und thun es noch bis auf dieſen Tag in allen ihren Synagogen, durch einen beſondern Seegen über den Fürſten oder die Obrigkeit unter deren Schutz ſie leben. Dieß kann der verehrungswürdige Lord St. John bezeugen, da er als Geſandter bey den Herrn General Staaten der vereinigten Provinzen, unſere Synagoge zu Amſterdam mit ſeiner Gegenwart beehrte, wurde er von unſerer Nation mit Muſik und allen Ausdrücken der Freude und des Zujauchzens unterhalten, unter welchen der Seegen nicht nur über den verehrungswürdigen Gegenwärtigen ſondern über das ganze gemeine Weſen von England geſprochen wurde, als einen Staat der mit uns in Verbindung und Freundſchaft lebt, und deſſen Volk uns Hofnung zu gleicher Liebe und Zuneigung gegen uns giebt, als wir beſtändig gegen daſſelbe hegten. — Sind wir alſo, um auf unſern Vorwurf zurück zu kom-

kommen, ſind wir alſo verbunden, uns des guten und blühenden Zuſtandes der Stadt in der wir leben, ſo anzunehmen, und das Wohl der Einwohner mit ſo vieler Theilnehmung zu beherzigen und durch unſern Beytrag zu befördern; wie werden wir denn ihnen ihre Kinder ermorden? ſie des gröſten Gutes, des blühendſten Segens, welchen das Leben ihnen verleihet, berauben?

2) Barmherzigkeit und Mitleiden iſt den Iſraeliten natürlich. Dieſes haben ſogar ihre Feinde erkannt. Als der Aſſiriſche König Benhadad 1 Kön. 20, 31. überwunden in einer Schlacht davon floh, überreichte er ſeinem Sieger dem König Ahab eine Bittſchrift für ſein Leben; denn er hätte vernommen, daß die Könige des Hauſes Iſrael barmherzige Könige wären. Und die Erfahrung hat es ihm beſtätigt, indem er auf eine geringe Höflichkeitsbezeugung ſein Leben und ſeine Güter zurück erhielt, deren ihn das Kriegesglück beraubet hatte. Und als die Gibeonitten das grauſame Verlangen gegen David äußerten, daß ſieben Söhne Sauels, welche unſchuldig waren, ihnen ausgeliefert werden möchten, ſo ſagte der Prophet, die Gibeonitten aber waren nicht von den Kindern Iſraels 2 Sam. 21, 2. gleichſam als wolle er hiermit ſagen: in dieſer Grauſamkeit zeigt ſich nicht die Frömmigkeit der Iſraeliten, ſondern die Tyranney und die unverſöhnliche Wuth der Heiden, der Gibeonitten. Iſt nun dieſes, wie den auch die Erfahrung es überall, durch die Treue, welche unſere Nation gegen ihre Obere unverletzlich beobachtet hat, beſtätigt, wie wenig übereinſtimmend und entſprechend mit dieſem iſt nicht die Ermordung der Kinder?

3) Es giebt einige Chriſten, welche die Juden als Chriſtenmörder beſchimpfen, indem ſie ihnen eine Urſach dieſer ihrer vorgeblichen mörderiſchen

Handlung anbichten: gleichsam als wenn eine Anklage deshalb ganz untrüglich wahr wäre, weil irgend ein Scheingrund ausfindig gemacht werden kann, warum es sich so verhalten möchte! So sagen sie, es geschehe aus Haß und Abscheu gegen Jesus den Nazarer, deshalb stehlten sie christliche Kinder, und schlügen sie auf dieselbe Weise, wie dieser geschlagen worden, um das Andenken an dessen Tod aufzufrischen und lebhaft zu machen. Auf gleiche Weise bilden sie sich ein, daß die Juden die Kreuze, Crucifixe oder ähnliche gegrabene Bilder welche die Papisten geheim und sorgfältig in ihren Häusern bewahren, heimlich entwendeten, alle Tage tüchtig peitschten, schlügen, schändlich anspien, und was der ähnlichen verächtlichen Ceremonien mehr sind, dabey verrichteten, und dieß alles aus Haß gegen Jesus. — Aber ich begreife es nicht, was sie in der That dabey denken, wenn sie uns dergleichen Dinge vorwerfen und zur Last legen? denn wahrlich, wir können nicht glauben, daß ein Volk von vorzüglicher Vernunft und Urtheilskraft, sich in der That von der Meynung sollte bereden lassen, daß die Juden solche Handlungen verüben, wenn sie nicht vermutheten, daß solches aus Ehrfurcht und Gehorsam gegen den Gott den sie verehren, geschehe. Und welche Art von Gehorsam könnten sie wohl dem Ewigen dadurch leisten, daß sie seinem ausdrücklichen Befehl, du sollst nicht morden, gerade entgegen handelten? dazu kömmt, daß diese Handlungen nicht unternommen werden können, ohne äußerste und offenbare Gefahr des Lebens und der Güter, und ohne sich nothwendigerweise einer gerechten Rache auszusetzen. Außerdem ist es so gar unter dem Banne den Juden verbothen, irgend ein gegrabenes Bild, oder sonst etwas von einem Götzen im Hause zu haben, das von irgend einem Volke bildlich verehrt wird. Deut. 7, 26. 10)

10) Matthæus Pariſienſis meldet, pag. 732. daß im Jahr 1240 die Juden ein Chriſtenkind zu Norwich beſchnitten, ihm den Nahmen Jurnim gaben, und es zur Kreuzigung aufbewahrten, weshalb auch viele derſelben grauſam hingerichtet worden ſind. Die Falſchheit dieſer Geſchichte erhellet aus Betrachtung der Umſtände. Das Kind wurde erſt beſchnitten und dadurch vollkommen zum Juden gemacht; ein Beweis von großer Liebe und Zuneigung von Seiten des Juden, gegen den Chriſten, den er in ſeine Arme nimmt und in ſeinem Schoße ernährt. Aber zu welchem Ende würde man das Kind erſt beſchnitten haben, wenn man zur Abſicht gehabt hätte, es bald nachher zu kreuzigen? wenn aus Haß gegen die Chriſten die ganze Handlung geſchieht, ſo ſcheint doch im Gegentheil, daß ſie die Juden vielmehr an dem eigentlichen Gegenſtand ihres Abſcheues, als an einem neulichen Proſelitten, der eben ihren Glauben angenommen, verüben werden? — wahrlich, dieſe Poſſe (die nach der Erzählung in den papiſtiſchen Zeiten geſchehen ſeyn ſoll) ſieht jenen wahren Auftritten katholiſcher Frömmigkeit der Spanier, welche die armen Indianer erſt tauften, und hernach aus einem grauſamen Mitleiden mit ihrer Seele, unmenſchlich ſchlachteten, weit ähnlicher, als den ihre Geſetze ſtrengbeobachtenden Juden, die mit keinem Siegel ihres heiligen Geſetzes ein Spiel treiben dürfen.

11) Es iſt beſſer, ſagten unſere Vorfahren, unter Edom als unter Ismael zu wohnen, und ſo iſt, wie die Erfahrung unſere Nation gelehrt, unſere Gefangenſchaft unter den Mahometanern weit läſtiger und unerträglicher, als unter den Chriſten, welche ein geſitteteres, vernünftigeres und beſſer politirtes Volk ſind. Denn außer der höheren und edlern Art Juden welche am Hofe zu Conſtantinopel

pel leben, und der große Haufe derſelben, welcher in andern Ländern der mahometaniſchen Reiche, in Aſien und Afrika zerſtreuet iſt, im höchſten Grade ſchimpflich und verächtlich behandelt.*) Daraus folgt, daß wenn das Opfern der Kinder eine Wirkung des Haſſes wäre, es an den Mahometanern, welche die Juden in ſolchem Elend und Drucke halten, weit mehr verübet werden müſte. Wäre es nothwendig bey der Feyer des Oſterfeſtes, warum tödten ſie nicht gleichergeſtalt einen Mahometaner? aber ob ſchon die Juden in allen dieſen weitläuftigen Gebiethen zerſtreut und vertheilt ſind, ſo haben die Mahometaner, aller ihrer Verachtung gegen uns ungeachtet, dennoch nie bis auf dieſen Tag, eine ſolche ſchändliche Beſchuldigung uns angedichtet. Es ſcheint daher offenbar, daß ſie eine bloße Verläumdung ſey, und zwar, wenn man bedenkt, wie die Scene angelegt iſt, eine ſolche, von der man nicht beſtimmen kann, ob ſie mehr aus Bosheit oder aus

Thorheit

*) In den itzigen Zeiten mag es wahr ſeyn, daß ſich die Juden in den chriſtlichen Staaten beſſer als in den mahometaniſchen befinden; aber nie ſind ſie doch in dieſen ſo grauſam verfolgt, gemordet, geplündert, verbrannt, des übrigen beraubt, nackend verjagt worden, als von den chriſtlichen Regierungen und Religionslehrern der mittlern Zeiten. Noch itzt zahlen die Juden in den türkiſchen Landen nur ein mäßiges Kopfgeld, und ſie leiden wenig mehr als andre Unterthanen und wie es die willkührliche Regierung mit ſich bringt. Die Zahl der Juden in den mahometaniſchen Staaten iſt vermuthlich gröſſer, als die in den chriſtlichen. Sie kommen daſelbſt öfterer durch vorzügliche Geſchicklichkeit als Aerzte oder auch Staatsbediente zu Reichthum und Ehren. noch itzt iſt der erſte Miniſter des Kaiſers von Marocco ein Jude Sumbul. Anmerk. des Herausgebers.

Thorheit ausgeheckt vorgebracht wird: in der That machte ſich Sultan Selim nicht wenig luſtig darüber, als ihm dieß Geſchichtchen von ſeinem Leibarzt Moſes Amon erzählt wurde!

12) Wenn alles bishergeſagte noch nicht hinreicht dieſe Beſchuldigung zu vereiteln, ſo bin ich, da die Sache von unſerer Seite bloß verneinend, und alſo keiner Aufklärung durch Zeugen fähig iſt, gezwungen, mich einer andern Art Beweiſes zu bedienen, den der Ewige vorgeſchrieben, Exod. 22. eines Eydes. Ich ſchwöre daher, ohne allen Betrug oder Liſt, bey dem höchſten Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, welcher ſein Geſetz dem Volke Iſrael auf dem Berge Sinai offenbart hat, daß ich nie bis auf dieſen Tag einen ſolchen Gebrauch unter dem Volke Iſrael geſehen, daß es nie ſo etwas für eine geſetzmäßige göttliche Vorſchrift, noch für eine Verordnung oder Stiftung ſeiner Weiſen halte, und daß es nie (ſo viel ich weiß, auf eine glaubwürdige Art gehört, oder in einem jüdiſchen Schriftſteller geleſen habe,) eine ſolche Ruchloſigkeit ausgeübt oder verſucht! und wenn ich hierinn lüge, ſo mögen alle in den Büchern des Geſetzes (Levit. und Deuter. 4. und 5ten B. Moſe) erwähnten Flüche über mich kommen, ich mag nie den Segen und den Troſt Zions ſehen, noch an der Auferſtehung der Todten Antheil nehmen! — Ich hoffe, daß ich dadurch beweiſen, was ich zur Abſicht hatte, und gewiß wird dieſes allen Freunden der Wahrheit und allen aufrichtigen Chriſten hinreichend ſeyn, dem was ich hier vorgebracht, Glauben beyzumeſſen. Und in der That ſind diejenigen unſerer Gegner, welche etwas gelehrter und folglich etwas geſitteter als der gemeine Haufen waren, bey dieſer Beſchuldigung ſtill geſtanden. John Hoorbeck welcher in dem Buche das er neuerlich wider unſere Nation ſchrieb,

alles, Recht oder Unrecht, was er nur auf eine Weise zu unserm Nachtheil zusammen scharren konte, uns vorwirft, schämte sich demungeachtet, diese uns zur Last zu legen. An autem verum sit, sagt er in seinem Prologomen. S. 26. quod vulgo in historiis legatur &c. d. i. ob es wahr ist, was gemeiniglich in den Geschichten, um den Haß der Juden wider die Christen oder vielmehr den Haß der Christen wider die Juden zu verstärken, angeführt wird, daß sie jährlich bey der Zubereitung des Osterfestes, aus Beschimpfung und Verachtung gegen Christus, dessen Leiden und Creutzigung die Christen feyern, ein christliches Kind heimlich stehlen, und auf eine grausame Weise opfern, dafür mag ich nicht stehen; indem er wohl wuste, wie leicht zu den Zeiten, in welchen diese Dinge sich zugetragen haben sollen (besonders nach der Einführung der Inquisition im Pabstthum) das Erdichten und Erfinnen war; und wie gar sehr die Geschichten dieses Zeitalters nach den Gesinnungen der Verfasser erdichtet und vorgestellt wurden. In der That habe ich nie gesehen, daß jemals eine sichere Erfahrung zum Beweise dieser Beschuldigung wäre angeführt worden. Alle diese Erzählungen gründen sich auf ungewisse Nachrichten des Pöbels oder auf eine geheime Anklage der Inquisitionsmönche, des Geizes der Ankläger nicht zu erwähnen, welche durstig nach dem Vermögen der Juden eine solche Bosheit leicht erdichten. Denn in dem ersten Buche der Sicilianischen Constitutionen Tit. 7. lesen wir vom Kaiser Friderich Si vero judæus vel Saracenus sit, in quibus prout certo perpendimus Christianorum persecutio nimis abundat, ad presens &c. d. i. Wenn es aber ein Jude oder ein Saracene ist, wider welche, wie wir in Erwegung gezogen, die Verfolgung der Christen zu heftig seyn könnte u. s. w. so bestraft er die Gewaltthätigkeit gewisser

reisser Christen gegen die Juden. Wenn es sich aber auch vielleicht einmahl ereignet hat, daß ein Jude einen Christen ermordete, so müssen wir deshalb nicht sagen, daß sie in allen Orten wo sie wohnen jährlich ein Christenkind ermorden. Und was das betrift, was Thomas Cantimpratensis Lib. 2. cap. 23. behauptet, es sey nehmlich zuverläßig bekannt, daß die Juden alle Jahr in jeder Provinz das Loos werfen, welcher Ort oder welche Stadt die übrigen Städte mit Christenblut versehen soll? so kann ich diesem nicht mehr Glauben beymessen als seinen übrigen Erdichtungen und Lügen, womit er sein Buch angestopft hat. — So weit John Koornbeeck.

13) Alles dieses ungeachtet fehlt es nicht an einigen Geschichten, welche diese oder ähnliche Lästerungen wider ein niedergeschlagenes Volk beweisen sollen; aus welcher Ursache Gott sagt Zach. 2. Wer euch antastet, der tastet sein'n Augeapfel an. Ich will einiger Begebenheiten, die zu meiner Zeit sich ereignet haben, flüchtig erwähnen; davon ich zwar kein Augenzeuge gewesen, die aber allgemein erzählt, und ohne den mindesten Widerspruch geglaubt wurden. In meiner Fortsetzung des Josephus Flavius habe ich treulich beydes, die Namen der Personen, der Oerter und der Zeit wo und wenn sie sich zugetragen, aufgezeichnet, und werde daher hier bey der Erzählung minder sorgfältig seyn.

In Wien der Hauptstadt von Oestereich, war unter dem Kaiser Friderich, bey der Kälte dieser Gegend, ein Teich zugefroren, in welchen drey Leichname (wie nur zu oft dieses geschieht) geworfen wurden. Bey Vermissung derselben fiel die Beschuldigung auf die Juden, welche auf der Stelle angeklagt wurden, daß sie dieselben zur Feyer ihres Osterfestes ermordet hätten. Sie wurden im Kerker geworfen, und nach unendlichen vergeblichen Bitten

und Verstellungen, drey hundert derselben verbrannt. Als der Teich aufthaute, fand man diese drey Körper, die Unschuld kam an den Tag, aber zu spät, nachdem die Grausamkeit verübt war.

Ungefähr vor dreyßig Jahren war zu Arouza ein Christenweib, in deren Haus ein kleines Mädchen (von eilf Jahr, die Tochter eines benachbarten Edelmannes,) reichlich mit Juwelen geschmückt, kam: Das elende Weib wuste keinen sicherern Weg es zu berauben als durch dessen Ermordung, schnitt ihm die Brust auf und warf es unter ihr Bette. Das Mädchen wurde bald vermißt, und bey der Erkundigung, erfuhr man, daß man es in dieß Haus habe hinein gehen sehen. Der Magistrat hielt Nachsuchung, und man fand es tod. Die Frau gestand die That, und gleichsam als wenn sie ihr eigenes Verbrechen dadurch aufhöbe, wenn sie einen Juden, so unschuldig er auch sey, unglücklich machte; so sagte sie, sie hätte es auf Anrathen und Zureden eines gewissen Isaac Jeshunn gethan, weil dieser Jude zur Feyer des Osterfestes Blut nöthig hätte. Sie wurde gehangen, der Jude ergriffen, und mit Anwendung alles Witzes, zur Erfindung unerhörter und unerträglicher Marter, die einen Perillus zum Erbarmen und Mitleiden hätten bringen können, sechs mahl grausam gefoltert. Gleichwohl bestand er auf der Falschheit der Anklage, und behauptete, daß diese Bosheit, die er nie verübt, noch je sich habe träumen lassen, auf eine schändliche Weise ihm zugeschrieben werde. Demungeachtet wurde er zu einer zwanzigjährigen Gefangenschaft verdammt (in welcher er aber nur drey Jahr blieb,) wo er in einer dazu aufgeführten viereckigten Mauer nackt angeschlossen, durch ein Loch mit Brod und Wasser kümmerlich gefüttert werden sollte, damit er in seinem eigenen Unrath umkommen möchte. (Dieses Man-

nes

nes Bruder Joſeph Jeſchurun lebt noch ſeho in Hamburg.) Der Elende rief Gott an, flehete zu ihm, ein Zeugniß ſeiner Unſchuld durch ein Zeichen an den Tag zu legen, und die Richter, die mit ſo wenig Erbarmen als Gerechtigkeit ihn ſo grauſam und unmenſchlich plagten, vor ſeinen göttlichen Richterſtuhl zu fordern; und der Ewige war ein gerechter Richter, denn der Fürſt ſtarb plötzlich bey einem Schmauſe, den nächſten Sonntag nachdem er den Urtheilsſpruch gegeben, und eben ſo fielen während der Zeit ſeiner Gefangenſchaft die erwähnten Richter nach und nach hin und ſtarben. Dieß wurde weißlich von den wenigen übrigen bemerkt, und für eine beſondere göttliche Vorſicht gehalten, ſie entſchloſſen ſich daher, um ſich ſelbſt zu retten, ihn in Freyheit zu ſetzen. Dieſer Mann kam wohlbehalten heraus, reiſete durch ganz Italien, wo er zur Verwunderung aller die von ſeinen Leiden wußten, geſehen wurde, und ſtarb einige Jahre nachher zu Jeruſalem.

14) Die berühmte Glaubenshandlung (Auto-da-fe) welche gewöhnlich zu Toledo gehalten wird, wurde im Jahre 1632 in Gegenwart des Königs von Spanien, in Madrit gefeyert, wo die Inquiſitors dem Könige und der Königinn einen Eid abnamen, daß ſie den katholiſchen Glauben in ihrem Reiche beſchützen und aufrecht halten wollen. In der Nachricht von dieſer Glaubenshandlung findet man aufgezeichnet, wie eine Familie aus unſerer Nation verbrannt worden, nachdem ſie auf der Folter die Anklage einer Dienſtmagd eingeſtanden, welche (aufgebracht durch einige Beleidigungen) vorgab, ſie hätten ein Bild geſchlagen und gegeißelt, und dieſes habe unter den Streichen einen großen Theil Blut von ſich gelaſſen, und mit heftiger Stimme geſchrien „warum geißelt ihr mich ſo grauſam? Der ganze

Adel merkte wohl, daß alles falsch sey, aber von Dingen der Inquisition darf niemand reden.

15) Im Jahr 1631 ereignete sich zu Lissabon folgende wahre Geschichte. Eine gewisse Kirche vermißte in einer Nacht eine silberne Büchse, in welcher die papistische Hostie befindlich war. Ein junger ziemlich vornehmer Knabe unserer Nation, mit Nahmen Simao pures Solis, war dieselbe Nacht in der Nachbarschaft vorbey gegangen um eine Dame zu besuchen; bloß auf diese Anzeige wurde er ergriffen, ins Gefängniß geworfen und erschrecklich gemartert. Sie schnitten ihm die Hände ab, und verbrannten ihn, nachdem sie ihn durch die Straßen geschleift hatten. Ein Jahr, nachher bekannte ein Dieb, unter dem Galgen, daß er die Schachtel mit der Hostie geraubt hätte, und nicht jener arme Unschuldige, den sie verbrannt hätten. Der Bruder dieses jungen Mannes war ein Mönch, ein großer Gottesgelehrter und Prediger; jetzo lebt er als Jude in Amsterdam und nennt sich Eleasar de Solis.

16) Es möchten vielleicht einige sagen, die Leute wären nicht zu tadeln, die den Juden etwas aufbürden, das sie selbst mit eigenem Munde bekannten; aber wahrlich, diese müssen die Marter und Qualen, die so sprechen machen, wenig kennen. Der Arzt eines portugiesischen Grafen wurde eingezogen, weil man ihn für einen Juden hielt. Der Graf ersuchte einen von den Inquisitoren schriftlich, er möchte seine Loslassung besorgen, weil er gewiß wüßte, daß der Arzt ein wahrer aufrichtiger Christ sey; aber dieser konnte die ihm angethane Folter nicht aushalten, gestand selbst, daß er ein Jude sey, und ward ein Bußender. Der Graf sehr aufgebracht darüber, stellte sich krank, und ließ durch einen seiner Bedienten den Inquisitor bitten, daß er zu ihm kommen und ihn besuchen möchte. Als er kam, befahl er ihm,

zu

zu gestehen, daß er ein Jude sey, ferner, daß er dieses mit eigener Hand niederschreibe; und als er sich dessen weigerte, befahl der Graf einigen seiner Bedienten, ihm einen glühenden Helm (womit er sich zu dieser Absicht bereits versehen hatte) auf den Kopf zu setzen. Dieser, unfähig die gedachte Folter auszuhalten, nahm ihn auf die Seite, gestand ihm, und schrieb es mit seiner eigenen Hand, daß er ein Jude sey. Der Graf nahm darauf Gelegenheit, ihm seine Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Unmenschlichkeit zu verweisen; auf gleiche Weise, sagte er, als ihr bekennt, that es auch mein Arzt; ungerechnet, daß ihr gegenwärtig schon ohne das Feuer, ohne Gefühl der Marter, mehr bekannt habt. Daß durch ähnliche Instrumente der Grausamkeit zärtlich erzogene Kinder oder sonst Personen die weichlich gelebt haben, zum Geständniß gezwungen werden können, daß sie ein Bild gegeißelt oder ähnlicher sträflichen Mißhandlungen sich schuldig gemacht haben, beweißt die tägliche Erfahrung. Es war aus dieser Ursache bey dem Israelitischen Senate nie die Folter gebräuchlich; sondern man konnte bloß durch das Zeugniß zweyer Zeugen überführt werden.

17) Andere führen vielleicht an, diese Geschichten mögen wohl richtig seyn, aber sie sind nicht geheiligt oder canonisch. Ich antworte, Liebe und Haß, sagt Plutarch, verdirbt die Wahrheit jedes Dings, wie die Erfahrung hinreichend zeigt, wenn wir die Sachen die geschehen, betrachten, wie eine und dieselbe, in einer und derselben Stadt, zu einer und derselben Zeit, auf verschiedene Weise erzählt wird. Ich selbst habe es in meinen eigenen Geschäften so gefunden. Es gieng z. B. allgemein die Rede, daß unsere Nation die St. Paulskirche gekauft habe, um sie zu ihrer Synagoge zu machen, ungeachtet sie vorher ein der Diana geheiligter Tempel war. So

sind noch mancherley andere Dinge von uns erzählt worden, die unserer Nation nie in den Sinn gekommen. So habe ich eine fabelhafte Erzählung von dem Verfahren eines grossen Conciliums von Juden gesehen, die sich auf der Ebene von Ageda in Ungarn versammelt haben sollten, um zu bestimmen ob der Messias gekommen oder nicht?

18) Da es klar ist, daß den Juden der Genuß jeder Art Blut unerlaubt, das Ermerden eines Menschen geradezu durch unser Gesetz verboten sey, und daß die vorher angeführten Gründe dem Verstande eines jeden faßlich und einleuchtend seyn müssen; so weis ich, es wird vielen, besonders den Frommen und Freunden der Wahrheit, an der Untersuchung liegen, wie diese Verläumdung entstanden, woher ihr erster Ursprung abzuleiten sey? Ich möchte antworten, daß diese Bosheit aus verschiedenen Ursachen ihnen zur Last gelegt wird.

Erstlich, sagt uns Ruffinus, der vertraute Freund des heiligen Hieronymus, in seiner Uebersetzung des zweyten Buchs Josephus, das er wider Apion den Grammatiker, schrieb (der griechische Text fehlt hier) wie Apion dem Antiochus zu gefallen, diese Verläumdung ersonnen, um dessen Gottlosigkeit zu entschuldigen, und dessen treulose Behandlung der Juden, da er durch ihr Vermögen seinen Mangel ersetzte, zu rechtfertigen. Prophetas vero aliorum est Apion &c. Apion ist ein Prophet worden, und sagte, daß Antiochus im Tempel ein Bette fand, auf welchem ein Mann gelegen, einen Tisch mit allen Leckerbissen der See und des Landes und Flügelwerken, besetzt, vor sich habend, der über den Eintritt des Königs erstaunt, ihm zu Füßen gefallen und ihn als seinen Retter verehrt habe, als käme er ihn zu helfen und ihm beyzustehen; er streckte seine rechte Hand aus und bat um Freyheit. Als

der König ihm befahl, sich niederzusetzen, und zu erklären, wer er wäre, warum er hier wohne und was die Ursache dieses seines reichhaltigen Vorraths sey? so klagte der Mann jämmerlich mit Seufzern und Thränen über seine Noth, und sagte ihm, er sey ein Grieche, und als er außer der Provinz reisete, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen, so sey er plötzlich ergriffen, von einigen fremden Männern gefangen und in den Tempel gebracht worden, wo er eingeschlossen worden, von niemanden gesehen zu werden, aber mit allen Arten von Leckereyen gefüttert werde. Diese unerwartete Wohlthaten verursachten ihm erst Freude, dann Verdacht, nachher Erstaunen; und endlich zuletzt merkte er aus den Rathschlägen des Priesters, der zu ihm kam, daß die Juden jährlich zu einer gewissen bestimmten Zeit, zufolge ihres geheimen Gesetzes, einen fremden Griechen fangen, und nachdem sie ihn während eines ganzen Jahres köstlich gefüttert haben, in einen gewissen Wald bringen und tödten. Alsdann opfern sie, ihren feyerlichen Gebräuchen und Ceremonien gemäß, seinen Körper, ein jeder schmeckt seine Eingeweide, und während der Opferung dieses Griechen, legen sie einen feyerlichen Eyd ab, daß sie den Griechen einen unsterblichen Haß und Groll nachtragen wollen. Die Reste dieses umgebrachten Mannes werfen sie alsdann in eine gewisse Grube. Nachdiesem, läßt Apion diesen Mann sagen, daß ihm nur noch wenige Tage bis zu dieser Hinrichtung übrig seyen, und den König bitten, daß er, der die griechischen Götter verehre und fürchte, das Blut seiner Unterthanen an den Juden rächen, und ihn von dem nahen Tode befreyen möchte. Diese Fabel (sagt Josephus), ist so voll von greulicher Unverschämtheit, als von traurigen Auftritten. Ich wünschte, daß Sie vielmehr die Widerlegung dieser Verläum-

dung hier lesen, als daß ich sie an deren Stelle hinschreibe. Sie finden sie in der Genfer Ausgabe des Josephus S. 1066.

Zweytens, diese berüchtigte Anklage und schreckliche Bosheit vom Ermorden der Kinder und dem Essen ihres Bluts, ist schon von Alters her den Christen von den Heiden zur Last gelegt worden, um sie verhaßt zu machen und das gemeine Volk wider sie aufzubringen, wie aus dem Tertullian in seiner Apologia contra gentes, Justin Martyr in der Apologia ad Anton. 2. Eusebius Cæsarensis. l. 5. Cap. 1 und 4. Pinedo in seiner Monarchia Ecclesiastica l. 11. Cap. 52. und aus verschiedenen andern hinreichend zu ersehen ist. Und eben diese Grausamkeit wird ihr von ihnen aus demselben Grunde den Juden Schuld gegeben, da sie sich der ihnen gemachten gleichen Beschuldigung kaum mehr erinnern. Aus derselben Absicht und auf gleiche Weise wie sie die Sache als eine fälschliche Anklage leugneten, läugnen auch wir sie, und, ich möchte sagen, vielleicht noch mit etwas mehrerem Grunde, indem wir keine Art von Blut genießen dürfen, wozu die Christen sich nicht verpflichtet halten.

Nun war die Ursache dieser Verläumdung überall eine Niederträchtigkeit einiger, welche aus Verlangen nach ihrem Hab und Gut und nach dem Besitze ihrer Reichthümer, diese ungeheure Beschuldigung erdichtet und eingeführt, um unter dem besondern Vorwand ihr eignes Blut zu rächen, ihrer Bosheit einen Anstrich zu geben. Und ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit, daß, als ich einst einem Rabbi (der aus Pohlen nach Amsterdam kam,) wegen der übermäßigen Zinsen, welche sie in Deutschland und Pohlen von den Christen fordern, Vorwürfe machte, und ihm sagte, wie mäßig sie in Holland und Italien wären; so antwortete er, wir sind gezwungen es so zu machen; indem sie so oft

falsche

Univ. Bibl.

falſche Zeugniß wider uns aufſtellen, und auf einmahl mehr von uns heben, als wir in vielen Jahren von ihnen zu gewinnen im Stande ſind. Und ſo iſt es, wie die Erfahrung zeigt, mit unſerm armen Volke, unter dieſem Vorwand und Anſtrich, gewöhnlich gegangen.

19) Und dieß war der Fall öfterer; die Leute beleidigten die Juden um ihre eigene Bosheit zu entſchuldigen: wie zum Beyſpiel der Vorfall zu der Zeit eines gewiſſen Königs von Portugal war. Der Ewige beraubte ihn eine Nacht des Schlafes, (ſo wie den König Ahaſverus) und er ging auf einem Altan des Palaſtes, von welchem er die ganze Stadt überſehen konnte, von da bemerkte er, (der Mond ſchien helle) zwey Menſchen welche einen todten Körper trugen, und ihn in den Hof eines Juden warfen. Sogleich fertigte er ein paar Bediente ab, mit dem Befehl, mit einer ſcheinbaren Nachläßigkeit, dieſen Leuten nachzuſpühren, zu folgen und ſich ihre Wohnung zu bemerken; welches ſie ausrichteten. Den nächſten Tag entſtand ein Aufruhr und Tumult in der Stadt, man klagte die Juden als Mörder an. Darauf ließ der König die Scheine ergreifen und ſie geſtanden die Wahrheit; und als er in Erwegung zog, daß dieß Geſchäfte durch eine beſondere göttliche Vorſicht geleitet wurde; ſo berief er einige Weiſe Männer der Juden, und fragte ſie, wie ſie den vierten Vers des hundert und ein und zwanzigſten Pſalms verdollmetſchten? und ſie antworteten, Siehe, der Hüter Iſrael ſchläft noch ſchlummert nicht. Unrichtig, erwiderte der König, denn wenn er nicht ſchlummert, um wie viel weniger wird er ſchlafen? die wahre Verdollmetſchung iſt dieſe: Siehe, der Herr ſchlummert nicht, und läßt den nicht ſchlafen, der Iſrael hütet. Gott, der auf euch acht hat, hat mir meinen Schlaf genommen,

men, damit ich ein Augenzeuge derjenigen Bosheit seyn möge, welche diesen Tag euch zur Last gelegt worden. Diese und viele ähnliche Begebenheiten kann man in dem Buche Seeder Jehuda lesen, wie oft, wenn unsere Nation, solcher erdichteten Verläumdung halber, am Rande des Unterganges war, die Wahrheit sich von selbst, zu ihrer Errettung entdeckt hat.

20) Ueber diesen Blutgegenstand ist schon vormahls vor einem von den Päbsten bey einem völligen Concilium gehandelt, gestritten und endlich entschieden worden, daß es nichts als eine bloße Verläumdung sey. Er gab auch darauf den Juden die Freiheit in seinen Ländern zu wohnen, und machte daß die italiänischen Fürsten ein gleiches thaten, so wie auch Alfonso der Weise, König von Spanien. Und gesetzt auch, daß irgend einer eine solche That begangen, wie ich nie von einem Juden glaube; so wäre es doch eine große Grausamkeit, wegen eines einzigen Mannes Bosheit, eine ganze Nation zu bestrafen!

21) Doch wozu mehr Worte über diese Sache, da es so offenbar ist, daß über uns kömmt, was von allen Propheten vorausgesagt ist? Moses Deut. 28. 61. Dazu alle Krankheit und alle Plage, die nicht geschrieben sind in dem Buche dieses Gesetzes, wird der Herr über dich kommen lassen u. s. w. darum daß du nicht gehorcht hast der Stimme des Herrn deines Gottes. David führt im vier und vierzigsten Psalm eine traurige Klage über die Uebel und die schändliche Schmach, von welchen wir in dieser Gefangenschaft umgeben sind, als wenn wir der Mittelpunkt des Elends wären; denn wir werden ja, sagt er, um deinetwillen täglich erwürget und sind geachtet wie Schlachtschafe. Eben so spricht er im vier und siebenzigsten Psalm und in mehreren. Eze-

Ezechiel erwähnt dieſer Verläumdung ausdrücklicher. Der ewig gelobte Gott verſpricht Cap. 36, 13. daß eine Zeit kommen wird, wo ſie des Verſchlingens der Menſchen oder des Eſſens des Menſchenbluts nicht mehr werden beſchuldigt werden, zufolge der wahren und reinen Auslegung des gelehrten Dan Iſaac Abarbanels. Der gelobte Gott wird nach der Größe ſeiner Erbarmung, mit ſeinem Volke Mitleiden haben, und alle Beſchuldigungen Iſraels von der Erde wegnehmen, daß ſie nicht mehr gehört werden mögen, wie durch Iſaiah verpheyhet werden. Und dieß mag von dieſem Punkte genug ſeyn!

Zweyter Abſchnitt.

Sie verlangten nächſt dieſem zu wiſſen, welcher Ceremonie oder Demüthigung die Juden in ihren Synagogen gegen das Geſetzbuch ſich bedienen, weshalb ſie von einigen aus Unwiſſenheit für Götzendiener gehalten werden. Ich werde hierauf nach der Ordnung antworten.

Erſtlich, die Juden halten ſich verbunden aufzuſtehen, wenn das auf Pergament geſchriebene Geſetzbuch aus den Schranken genommen werden, bis es auf dem Pult geöfnet wird, um es dem Volke zu zeigen und hernach darin zu leſen. Wir ſehen daß dieſes beobachtet wurde in Nehemia, wo es heißt Cap. 8. 6. Und als er geöfnet hat, ſo ſtund das ganze Volk auf. Und dieß geſchiehet aus Ehrerbietung gegen das göttliche Wort und dies geheiligte Buch.

Aus gleicher Urſache neigen alle ihre Häupter mit Ehrfurcht, denen es vom Schranken nach dem Pulte vorübergehet; welches aus folgenden Gründen kein Götzendienſt ſeyn kann.

Erſtl

Erſtlich, etwas anders iſt ein Ding anbeten, adorare; etwas anders es verehren, venerari. Das Anbeten jedes Geſchöpfs, es ſey ein engliſches oder irrdiſches, iſt verbothen; aber Verehrung kann einem jeden derſelben ertheilt werden, ſo wie ein Menſch von höherem Range Ehrwürdig genennt wird. So demüthigte ſich Abraham, der zu ſeiner Zeit den falſchen Götzendienſt ausrottete, und warf ſich hin vor jene drey Gäſte, die er doch für Menſchen hielt. Eben ſo warf Joſua der höchſte Anführer des Volks ſich vor einem Engel hin, der ihm, mit dem Schwerdt in der Hand an den Pforten von Jericho Furcht einflößte. Waren dieſes nun gerechte Männer, deren Beyſpiel zu folgen wir verbunden ſind, und ſind ſie deshalb nicht getadelt worden; ſo iſt klar, daß das Verehren des Geſetzes nach unſerer Weiſe kein Götzendienſt zu nennen ſey.

Zweytens, die Juden ſind äußerſt gewiſſenhaft in ſolchen Dingen, und fürchten ſo gar den Schein, als erzeugten ſie Bildern eine Ehrerbietung. Man kann dieſes im Talmud, und in der Abhandlung vom Götzendienſt des R. Moſes aus Egypten ſehen, wo ſich die Vorſchrift findet, daß wenn von ungefähr ein Iſraelite einer Kirche vorbey gehet, an deren Außenſeite ſich Bilder befinden, und zu gleicher Zeit ihm ein Dorn im Fuße ſticht, ſo darf er nicht ſtill ſtehen, um ihn heraus zu ziehen, weil es ihm bey jemand der ihn ſiehe, den Verdacht erwecken kann, als bückte er ſich vor einem ſolchen Bilde. Wenn alſo das Bücken vor dem Geſetze irgend einen Anſchein von Götzendienſt hätte, ſo würden die Juden, zufolge dieſer Strenge, allerdings es verabſcheuen; und daß ſie es thun, iſt ein ſicheres Zeichen, daß es kein Götzendienſt ſey.

Drittens, das Küſſen der Bilder iſt die vorzüglichſte Verehrung beym Götzendienſt, ſo wie Gott

ſagt

ſagt 1 Kön. 19, 18. und ich will laſſen überbleiben ſieben tauſend in Iſrael, nehmlich, alle Knie, die ſich nicht gebeugt haben vor Baal, und allen Mund, der ihn nicht geküſſet hat; wäre dieß aber, ſo würde folgen, daß alle diejenigen, welche nachdem ſie geſchworen, das Teſtament küſſen, Götzendiener ſeyn müßten; aber da es ſich nicht ſo verhält, indem dieſe Handlung bloß eine einfache Verehrung iſt, ſo folgt aus demſelben Grunde, daß das Neigen des Haupts für keinen Götzendienſt gehalten werden kann.

Viertens, die Erfahrung zeigt, daß es bey allen Nationen, eine Höflichkeitsbezeugung der Menſchen gegen einander iſt, ihr Haupt zu neigen, und es giebt darin Grade, nach Beſchaffenheit der Perſon, mit der ſie ſprechen; ein Beweis, daß es nach der Meinung aller Nationen kein Götzendienſt iſt, und viel weniger daher iſt es die Verehrung des Geſetzes durch eine Verbeugung des Körpers.

Fünftens, wenn das Volk in Aſien (und ſo iſt es beynahe in der ganzen Welt) einen Beſcheid oder Befehl von ſeinem Könige erhält; ſo nimt es ihn, küßt ihn, und legt ihn auf den Kopf. Wir ſind Gottes Wort und ſeinen göttlichen Befehlen weit mehr ſchuldig.

Sechſtens, als die zwey und ſiebenzig Dollmetſcher mit dem Geſetzbuch zu Ptolomäus Philadelphus kamen; ſo ſtand er, (wie Ariſtäus uns verſichert) aus Verehrung deſſelben, von ſeinem Stuhle auf, und warf ſich ſieben mahl nieder. Wenn ein Heyde ſich ſo gegen ein Geſetz bezeugt, zu dem er ſich nicht verpflichtet hält, wie viel mehr ſind wir dieſem Geſetze Ehrerbietung ſchuldig, des beſonders uns gegeben iſt?

Siebentens, die Iſraeliten halten für Artikel ihres Glaubens, daß ein Gott ſey der die einfache Ein-

Einheit, ewig, unkörperlich iſt; der das geſchrie-
bene Geſetz ſeinem Volke Iſrael, durch die Hand
Moſes des Fürſten und Oberhauptes aller Propheten
gegeben habe, deſſen Vorſicht ſich um die Welt be-
kömmert, die er erſchaffen; der aller Menſchen
Handlungen beobachtet, und ſie dafür belohnt und
beſtraft. Endlich, daß einſt Meſſias komme, um
die zerſtreuten Iſraeliten wieder zu verſammeln, und
daß kurz nachher die Auferſtehung der Todten erfol-
gen werde.

Dieſes ſind ihre Lehren, welche, wie ich glaube
nichts abgöttiſches enthalten, ſelbſt nicht nach der
Meinung derer, die anders urtheilen. „Die Ju-
den," ſagt ein ſehr gelehrter Chriſt unſerer Zeit, der
ein franzöſiſches Buch, daß er die Zurückberufung
der Juden nennt, geſchrieben, (in welchem er den
König von Frankreich zu ihren Führer macht, wenn
ſie nach ihrem eigenen Lande zurückkehren werden)
„die Juden werden erlöſt werden, denn wir erwar-
„ten noch eine zweyte Ankunft deſſelben Meſſias;
„und die Juden glauben, daß dieſes ſeine erſte,
„nicht die zweyte Ankunft ſey, und durch dieſen
„Glauben werden ſie erlöſt werden: denn der Un-
„terſchied beſtehet nur in der verſchiedenen Angabe
„der Zeit dieſer Ankunft."

Dritter Abſchnitt.

Ich hoffe Ihnen in Abſicht auf die angeführten
Punkte Genüge geleiſtet zu haben. Ich werde
Ihnen in Anſehung des übrigen, mit der nehmli-
chen Aufrichtigkeit berichten. Sixtus ſenenſis in ſeiner
Bibliothec Lib. 2. unter dem Titul contra Talmud
und andere, als Bartenſis ordine 1 Tract. 1. unter dem
Titul Perachat verſichern aus dem Talmud cap. 4.

„daß

„daß jeder Jude drey mahl täglich allen Chriſten „Fluche, und zu Gott bete, ſie zu vertilgen und auszurotten, ſamt ihren Königen und Fürſten. Und „dieß geſchehe beſonders in der Synagoge drey mahl „täglich durch die jüdiſchen Prieſter.“ Wer die Wahrheit liebe, beliebe doch, den Talmud in der angeführten Stelle nachzuſchlagen, man wird nichts von dem vorgeworfenen finden; es iſt in dem beſagten vierten Kapitel bloß das tägliche Gebeth erzählt, das von den Minim (d. i. Ketzern) ſpricht, und in Jabne (einer Stadt unweit Jeruſalem zwiſchen Gath und Gazum u. ſ. w.) angeſtellt worden, mehr iſt nicht im Talmud. Hieraus erkünſtelt nun Sixtus Senenſis die erwähnte Verläumdung, und ſpricht von demjenigen, was der Talmud nur kürzlich berührt, daß es bloß von weiſen Männern in der beſagten Stadt geſchehen, als wäre es eine Verordnung im Talmud auf alle Zeiten.

Laßt uns nun ſehen, was durch dieſe weiſe Männer in der erwähnten Stadt geſchehen iſt, und unterſuchen, ob es mit Rechte die Chriſten beleidigen kann.

Unter den täglichen Gebeten iſt ein gewiſſes Kapitel, worinn es heißt: La-Mumarim &c. d. i. Laſſe den Abtrünnigen keine Hofnung, vertilge alle Ketzer, und alle deine Feinde und alle die dich haſſen laß umkommen. Und das Reich des Hochmuths wolleſt du ausrotten, ſchwäche und vertilge es bald und in unſern Tagen. Dieß ganze Kapitel ſpricht nicht von urſprünglichen Chriſten; ſondern von Juden welche damahls den Sabaeern, Epikurern und den Heiden zu gefallen waren, wie Moſes aus Egypten ſagt Treat. Taphill. c. 2. Denn unter Abtrünnige und Ketzer ſind nicht alle Menſchen zu verſtehen, welche von verſchiedener Religion, Abgötter oder Heiden ſind; ſon-

dern solche abgefallene Juden, welche dem ganzen mosaischen Reich oder einigen darinn angenommenen Artikeln entsagen; und diese werden eigentlich von uns Ketzer genannt. Auch zufolge des Gesetzes der Christen ist der eigentlich kein Apostat oder Ketzer, welcher gebohren und von Jugend auf ein Schüler und treuer Befolger eines verschiedenen Gesetzes ist, und darinn verbleibet; sonst müßten gebohrne Juden, Mahommedaner und andere Nationen welche keine Christen sind, noch zu warten, in Rücksicht auf die Christen eigentlich Apostaten und Ketzer genannt werden, welches ungereimt ist; eben so ungereimt wäre es von Seiten der Juden, wenn sie die Christen so benennten. Die Rede ist daher kurzweges von Christen, sondern von Ueberläufern der Juden, d. i. von solchen, welche die Fahne oder das heilige Gesetz verlaßen haben.

2) Endlich werden hier weder die Königreiche noch die Könige welche Christen oder Mahommedaner oder von einer andern Secte sind, verflucht, sondern namentlich das Königreich des Stolzes. Gewiß ist es, daß zu der Zeit (da unsere weise Männer zu den täglichen Gebeten das erwähnte Kapitel hinzuthaten,) noch kein christliches Königreich war. Was war also dieses Reich des Hochmuths? könnte man fragen, wer kann dieses deutlich darthun? — So viel wir muthmaßen können, ist es das Königreich der Römer, das damahls blühete, welches über alle Nationen und besonders über die Juden tyrannisch und stolz herrschte *); denn Vespasian und sein Sohn

*) Wenn in dieser Stelle unter Reich des Stolzes ein gewißes Reich auf Erden verstanden werden soll; so kann wohl kein anderes, als das Römische gemeinet seyn, unter dessen Drucke die Juden damahls lebten, als dieses Gebet eingeführet worden. Die Römer

Sohn Titus haben nachher ganz Judea zerſtöret. Und ob gleich einige römiſche Kaiſer nachher Chriſten geworden ſind, oder von dem Chriſtenthum eine gute Meynung hatten, ſo war doch das römiſche Königreich ein heidniſches, und ohne Unterſchied ſtolz und tyranniſch. Und ob ſchon die Juden dieſe Worte des Gebets wiederholen, wenn auch der Fürſt gut war, und ſie unter einer gerechten Regierung lebten; ſo geſchah es bloß aus altem Gebrauch ohne eine Bedeutung wider die gegenwärtige Regierung. Und in der That ſind nun in allen ihren Büchern, die nachher gedruckt worden, dieſe Worte weggelaſſen, damit ſie nicht ungerechter Weiſe den Juden zum Vorwurf gerichen möchten; und ſo ſagen ſie anſtatt Apoſta-

räumt ſich dieſes aber mit dem, was unſer Rabbi in der Folge behauptet, und durch Stellen aus dem Joſephus und Philo beweiſet, daß nehmlich die Juden für das Wohl der römiſchen Kaiſer und des Reichs geopfert und Gebete angeſtellt? Ja, nach dem Ausſpruch der Rabinen überhaupt all der Sünde, aber nicht dem Sünder geflucht werden.

Mich dünkt, es liege hier offenbar eine Zweydeutigkeit in der Sprache, die der Rabbi, nach ſeiner gründlichen Kenntniß des Hebräiſchen, gar wohl hätte bemerken ſollen. Reich des Stolzes kann freylich ſo viel bedeuten, als, das ſtolze Reich: die ſtolze Regierung. Die hebräiſche Sprache hat dieſe Eigenheit, daß ſie die Eigenſchaften der Dinge mehr durch abſtrakte Hauptwörter, als durch Beywörter ausdrücket; anſtatt daß in anderen bekannten Sprachen, die Abſtrakta faſt durchgehends aus den Beywörtern gebildet zu werden pflegen. Männer der Gerechtigkeit: Tage der Glückſeligkeit: Stimme der Stärke, heißt ſo viel, als: gerechte Männer; glückſeelige Tage; ſtarke Stimme; Seele des Lebens, ſo viel als lebendige

ten und Retter, heimliche Ankläger oder Verräther der Juden; und anstatt des Königreichs des Stolzes, setzen sie alle Zedim, d. i. stolze Menschen.

3) Auf gleiche Weise haben die zwey und siebenzig Dollmetscher, um Aergerniß zu vermeiden, als sie in Levit. an die unreinen Thiere kamen, anstatt Arnebeth, welches ein Hase bedeutet, δασύπδα d. i. Rauchfuß gesetzt; sie verließen den Namen, und gebrauchten dessen Sinn. Sie wollten das hebräische Wort Arnebeth nicht beybehalten, wie sie es bey verschiedenen andern Nennwörtern gethan haben, damit die Frau des Ptolomäus, deren Namen Arnebat war, nicht denken möchte, die Juden spotten ihrer

ge Seele. In dieser abgeleiteten Bedeutungsart des abstrakten Hauptworts heißt Regierung des Stolzes so viel als stolze Regierung, bedeutet folglich eine gewisse, bestimmte Regierung, und nun ist keine Frage mehr, welche?

Allein das Nomen Abstrattum hat deswegen in der hebräischen Sprache seine ursprüngliche Bedeutung nicht völlig verloren. Die Herrschaft des Stolzes kann auch schlechtweg die Herrschaft des Stolzes bedeuten, die Gewalt dieser Leidenschaft überhaupt, oder der Menschen und vornehmlich der Regenten, die sich ihr ergeben, und ihre Nebenmenschen mit Hoffart und Uebermuth beherrschen. In diesem Verstande also wird allhier keinem bestimmten Reiche auf Erden geflucht, keiner Regierung der Untergang angewünscht, und die Gebetsformel kann gar füglich in folgenden unschuldigen Wunsch verwandelt werden: Laß den Uebermuth (oder die Uebermüthigen) nicht länger die Menschen beherrschen; sondern die Gewalt des Hochmuths geschwächt, gebrochen und die sich ihm überlassen, bald und in unsern Tagen gedemüthiget werden? wer sezt nicht hier von ganzem Herzen sein Amen hinzu?

ihrer, wenn ſie ihren Namen unter die unreinen Thiere hingeſetzt hätten. Nach wollten ſie es durch λαγως lagoon oder λαγος lagon geben, welches in der griechiſchen Sprache ein Haaſe bedeutet, damit Ptolomäus ſelbſt, der ein Sohn und Brudersſohn des Lagi war, ſich nicht beleidigt fände, den Namen ſeiner Familie unter den unreinen Thieren aufgezeichnet zu ſehen. Ueberdieß erwähnt Plutarch, wie ſehr übel es aufgenommen worden, wenn jemand Ptolomäus fragte, wer der Vater des Lagus geweſen? gleichſam als wenn man ſpöttiſch auf ſeine dunkele Herkunft und Abſtammung merkte.

4) Die völlig ähnliche Verläumdung fällt weg aus der Betrachtung deſſelben Capitels unſers Gerbeths. Als Muley Zidan in Marocco regierte, klagte ein abtrünniger Jude, um ſich ſtandhaft in der mahometaniſchen Religion und als einen Feind ſeiner eigenen Nation zu zeigen, die Juden bey dem König an, daß ſie Gott um ſeinen Untergang bäten, indem ſie in ihren Gebeten aller Zedim erwehnen, als wollten ſie haben, daß die ganze Familie von Zidan zerſtört werde. Sie entſchuldigten ſich mit der Wahrheit, und behaupteten, daß, indem ſie wider Zedim bäten, es bloß wider die ſtolzen Menſchen (wie dieſes Wort in der hebräiſchen Sprache eigentlich bedeutet) nicht wider ſeine Majeſtät geſchehe. Der König nahm die Entſchuldigung an, und ſagte ihnen, daß ſie wegen der Zweydeutigkeit des Worts, es mit einem andern vertauſchen ſollten.

5) Gewiß die Juden geben keine Gelegenheit einen Fürſten oder einen Magiſtrat zu beleidigen; ſondern im Gegentheil, ſie ſind, wie mir ſcheint, verbunden ihn zu lieben, zu vertheidigen und zu beſchützen; denn zufolge ihres Geſetzes, des Talmuds und des unverletzlichen Gebrauche der überall zerſtreuten Juden, haben ſie an dem Sabath und an allen

jährlichen Feyerlichkeiten Gebete für die Könige und Fürsten, unter deren Regierung sie leben, sie mögen von christlicher oder von anderer Religion seyn. Ich sage, zufolge ihres Gesetzes, wie Jeremias empfiehlt cap. 29. nehmlich: Sucht der Stadt Bestes, dahin ich euch habe lassen wegführen, und betet für sie den Herrn u. s. w. zufolge des Talmuds, ord. 4 Tract. 4 Abodezara cap. 1. wo sich ein Gebet für das Wohl des Königreichs findet; und zufolge des Gebrauchs, der nie von den Juden unterlassen worden. Ueberall wo sie sind, segnet der Priester der Synagoge, bevor er das jüdische Volk segnet, den Landesfürsten unter dem sie leben mit lauter Stimme, damit alle Juden es hören können; und sie sagen darauf Amen. Sie haben die Form des Gebets in dem Buche The humble Adresses gesehen.

6) Auf gleiche Weise bemerken die Alten, als Gott befahl, daß an den sieben Tagen des Laubehüttenfestes, siebenzig Stiere geopfert werden sollen, solches eine Beziehung auf die siebenzig Nationen habe welche einst, Jahr auf Jahr, nach Jerusalem aufkommen werden, um dieses Laubehüttenfest zu halten. Zechor 14. 16.) für deren Erhaltung, sie geopfert werden. Denn sie sagen, daß alle Nationen der Erde, in Abraham und dessen Saamen werden gesegnet werden, nicht nur geistig, und in der Erkenntniß der einzigen ersten Ursache; sondern auch jetzund schon zeitliche und irrdische Seegen, durch die Kraft dieses Versprechens, genießen werden. Und so brachten sie in den Zeiten des zweyten Tempels Opfer für die mit ihnen verbundene Nationen, wie aus folgenden Fällen erscheint.

In Megilat Tahanit cap. 9. wird erzählt, daß als Alexander der große, auf Anstiftung der Samaritaner, welche den Berg Perizim bewohnten, mit dem

dem Entschlusse kam den Tempel zu zerstören; stellte Simon der gerechte sich ihm in den Weg, und unter andern Gründen welche er vorbrachte, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, sagte er zu ihm: Dies ist der Ort, wo wir Gott bitten für deine eigene Wohlfahrt, und für dein Königreich, daß es nicht zerstört werde, und sollen diese Menschen dich bereden diesen Ort zu zerstören?

Ein gleiches finden wir im ersten Buche der Maccabeer cap. 7. 33. und in Josephus antiq. lib. 12. 17. als Demetrius den Nicanor den General seiner Armee wider Jerusalem schickte, so kamen die Priester mit den Aeltesten des Volks ihn zu grüßen, und ihm die Opfer zu zeigen, welche sie für die Wohlfahrt des Königs Gott bringen.

In derselben Geschichte lib. 2. 3. und im Josephus Antiq. lib. 3. cap. 14. lesen wir, daß Heliodorus, Seleucus General, aus gleicher Absicht nach Jerusalem kam; Onias der hohe Priester ersuchte ihn, diesen Ort nicht zu zerstören, wo sie Gott für die Glückseligkeit des Königs und seiner Nachkommen und für die Erhaltung seines Königreichs bitten.

In dem ersten Capitel des Baruchs, des Schülers von Jermioh, finden wir, daß die Juden, welche zuerst nach Babylon mit Jechonias gefangen geführt worden, Geld zusammen schossen, jeder nach seinem Vermögen, und es nach Jerusalem sendeten, und sagten: siehe! wir haben euch Geld geschickt, wofür ihr Opfer kaufen und für das Leben Nebuchadnezzars und seines Sohns Baltasar beten solit, daß ihre Tage auf der Erde wie die Tage des Himmels seyn mögen; daß Gott uns Kraft verleihe und unsere Augen erleuchte; daß wir unter ihrem Schatten leben, ihnen große Dienste leisten, und Gunst in ihrem Angesicht finden mögen.

Die Juden in Asien, wie Josephus Gorionides lib. 3. cap. 4. erzählt, thaten ein gleiches; sie schickten dem hohen Priester Hircanus Briefe nebst einem Geschenke, und verlangten, daß man für das Leben des Augustus Cäsar und seinen Gefährten Marcus Antonius Gebete anstellen möchte.

Philo Judäus erzählt in dem Buche von seiner Gefangenschaft bey Cajus, wo er eines Briefes erwähnt, in welchem Cajus verlangte, daß man seine Bildsäule in dem heiligen Tempel aufstellen sollte, daß dieses die Worte in Agrippas Antwort an diesen Kaiser waren: die Juden opfern für das Wohl deines Königreichs, und das nicht nur an ihren feyerlichen Festen, sondern alle Tage.

Ein gleiches wird vom Josephus angeführt. Die Juden sagten zum Petronius, General des Kaisers Cajus: wir bringen täglich Brandopfer zu Gott für den Frieden des Kaisers und des ganzen römischen Volks. Und im zweiten Buch wider Apion, sagt er, wir Hebräer sind überall gewohnt die Kaiser mit besondern Opfern zu verehren. Auch ist diese Dienstleistung nie mit Undankbarkeit aufgenommen worden, wie aus dem Bescheid des Cyrus Esra 3. 6. zu sehen ist, wo Darius befiehlt, daß sogleich von des Königs Gütern, selbst von seinen Steuern, den Aeltesten der Juden die Unkosten gegeben werden sollten u. s. w. und alles was sie nöthig hätten, Kälber, Lämmer und Böcke zu den Brandopfern vor dem Gotte des Himmels, Weitzen, Salz, Wein und Oehl u. s. w. daß sie opfern zum süßen Geruch dem Gott vom Himmel, und bitten für des Königs Leben, und seiner Kinder.

Dasselbe wurde nachher vom Artaxerxes befohlen, welcher verschiedene große Gaben spendete, so wohl zum Bau des Tempels als zur Unterhaltung des

Opfer

Opfer. So ließ Alexander der große von seinem Wagen, bückte sich zu den Füßen des hohen Priesters, und ersuchte ihn seinethalben Gott Opfer zu bringen. Und wem kann es unbekannt seyn, wie reichlich Ptolomäus Philadelphus, nach Aristeus Erzehlung, den Tempel beschenkte? Nichts unähnliches that Antiochus der griechische König, als er durch eine öffentliche Verordnung jeden Fremden verboth in den Tempel zu gehen, und den Ort zu entweihen, welchen die Juden der Religion und der göttlichen Verehrung geheiligt haben. Josephus. lib. 12. cap. 3. Ein gleiches that Demetrius lib. 13. cap. 5. 6. Man kann noch hinzuthun, daß als die Jerusalemer mit den Einwohnern von Samaria wegen der Ehre und Würde des Tempels vor Alexander den Großen rechteten, so behaupteten die jerusalemer Priester in ihrem Vortrage, daß dieser Tempel beständig von allen asiatischen Königen in großen Ehren gehalten, und mit verschiedenen glänzenden und herrlichen Geschenken bereichert worden sey. Im zweyten Buche Josephus wider Apion, lesen wir, daß Ptolomäus Euergetes, als er Syrien erobert hatte, Dankopfer brachte, nicht den Götzen und falschen Göttern, sondern dem wahren Gott zu Jerusalem, nach der Weise der Juden. Pompeius der große, wagte es nicht, wie Josephus erwähnt, de Bello Judaico. lib 1. cap. 5. weder zu plündern, noch im mindesten die Schätze des Tempels berühren, nicht, (wie Cicero in seiner Rede für den Plancius voraussetzt, dem Augustin in seinem Buche de civitate Dei beystimmt.) weil er besorgte, man möchte ihn für zu geitzig halten; denn dieses scheint vergleichungsweise sehr lächerlich und kindisch, indem das Kriegsgesetz ihn bald davon losgesprochen haben würde; sondern aus Ehrfurcht gegen den Ort, von welchem sein Gemüth so gerührt war. Philo Judäus führt einen

Brief vom Agrippas an, pag. 102. 6. wo er schreibt, daß Augustus Cäsar den Tempel in so großer Ehre hält, daß er befohlen, aus seinen eigenen Einkünften, täglich einen Stier und zwey Lämmer zu opfern; und seine Frau Julia Augusta schmückte ihn mit güldenen Kelchen und Becken und verschiedenen andern köstlichen Geschenken. Auch Cleopatra die Königin von Egypten ließ es nicht an Freygebigkeit fehlen. Tiberius befahl während der ganzen zwey und zwanzig Jahr seiner Regierung, daß aus seinem eigenem Zolle Gott Opfer gebracht werden sollen. Ein gleiches that Nero, bis die unbedachtsame Verwegenheit des Eiferers, indem er seine Opfer ausschlug, das Gemüth des Kaisers abwendig machte, und eine blutige Verfolgung veranlaßte.

Und diesem zufolge können wir den eilften Vers des ersten Capitels des Malachi, (welcher während des zweyten Tempels blühete) besser verdollmetschen. Seine Worte sind: Aber vom Aufgang der Sonnen bis zum Niedergang soll mein Name herrlich werden unter den Heiden, und an allen Orten soll meinem Namen geräuchert, und ein rein Speisopfer geopfert werden, denn mein Name soll herrlich werden unter den Heiden, spricht der Herr Zebaoth. Denn außerdem daß die Heiden den Tempel das Haus des großen Gottes nannten; Esra 5. 8. so haben ihre Könige und Kaiser, persische, griechische und römische, wie wir gehört haben, verlangt, daß man für sie im Namen Gottes Opfer und Weyrauch bringen sollte.

9) Der Leser mag ferner bemerken, daß die Juden nicht nur für die Kaiser ihre Freunde und Bundesgenossen, sondern allgemein für die ganze Welt Gott zu opfern und zu bitten gewohnt waren. Es

ist

ist gebräuchlich, (sagte Agrippa zu Cajus nach dem Philo, (S. 1035) daß der hohe Priester am Versöhnungstag ein Gebet zu Gott für das ganze menschliche Geschlecht thut und ihn ersucht, demselben ein neues Jahr mit Segen und Frieden zu verleihen. Dasselbe sagt Philo Judæus in seinem zweyten Buche von der Monarchie: „Die Priester anderer Nationen bitten Gott bloß für die Wohlfarth ihres eigenen besondern Volks; aber der hohe Priester bittet „für das Wohl und die Glückseeligkeit der ganzen „Welt.“ Und in dem Buche von den Opfern p. 836 sagt er: „Einige Opfer werden für unsere Nation, „einige für das ganze Menschengeschlecht gebracht. „Denn die zwiefachen täglichen Opfer, nemlich des „Morgens und des Abends, sind für die Erlangung „der guten Dinge, welche Gott, das höchste Gute, „ihnen zu diesen beyden Tageszeiten verleihet.“

Und auf gleiche Weise, sagt Josephus in seinem zweyten Buche wider den Apion „Wir opfern „beten zu Gott zuerst für das Wohl und die Glückseligkeit der ganzen Welt, und nachher mehr besonders für uns selbst, weil, (wie wir glauben) ein „solches Gebet, welches erst allgemein sich erstreckt, „und nachher mehr besonders verrichtet wird, Gott „weit annehmlicher ist.“ Welche Worte auch von Eusebius Cæsarensis in seiner Præparatio Evangelii, lib. 8. cap. 2. angeführt werden.

10) So wie keine äußerliche materielle Herrlichkeit beständig ist; so hatte auch der Tempel seine Periode, und mit dem Osterlamme hörten auch alle andere Opfer auf: aber an deren Stelle haben wir jetzund Gebete, wie Hosea spricht Cap. 14, 7. statt der Stiere wollen wir opfern die Pfarren unserer Lippen. Und drey mahl ist täglich unsre Bitte zu Gott: Fülle die ganze Welt, o Herr, mit deinem Seegen; denn alle Geschöpfe sind das

Werke

Werk deiner Hände, wie es in den Psalmen heiße 145, 9. Der Herr ist allen gütig, und erbarme sich aller seiner Werke.

11) Ja wir bitten auch um die Bekehrung *) der Nationen, und so sagen wir in den trefflichen Gebeten am Rosa tana (Neujahrsfest) und am Versöhnungstag: „Unser Gott und Gott unserer Väter, „regiere über die ganze Welt mit deinem Glanze und „sey erhaben über die ganze Erde in deiner Herrlich„keit; verbreite deinen Einfluß über alle Einwohner „der Welt in der herrlichen Majestät deiner Stärke; „und laß jedes Geschöpf wissen, daß du es geschaffen; „und laß jedes gebildete Ding einsehen, daß du es „gebildet; und laß alles was Athem in der Nase hat „sagen, der Herr Gott von Israel regiert, und sein „König-

*) Bekehrung (Conversion) war sicherlich nicht das eigentliche Wort, dessen sich der Rabbi hier bedienen wollte, oder sollte. In allen Stellen, die er aus dem Gebete am Neujahrstage und am Versöhnungsfeste anführt, findet sich keine Spur von Bekehrung zum Judenthume und allgemeiner Vereinigung zur Annehmung ihrer Gesetze und Lehren, welches doch nur eigentliche Bekehrung seyn würde, und König Salomo hat in der aus seinem Gebete angeführten merkwürdigen Stelle warlich an keine Bekehrung von dieser Art gedacht. Auch wäre ein solches Gebet ein ziemlich zweydeutiger Beweis von Liebe und Verträglichkeit. Bey jedem Auto-da-fe werden laute Gebete zur Bekehrung der Ketzer angestimt, die man alsdenn freylich, wenn das Gebet ohne erwünschte Wirkung ist, den Flammen übergiebt. Nach dem wahren Geiste des Judenthums, erwarten wir eine Zeit, da sich die Erkentniß Gottes, als einzigen und allgemeinen Schöpfers, Erhalters und Regenten des Himmels und der Erde, über alle Nationen ausbreiten; alles, was göttlichen Hauch in seiner Nase hat, ihn erkennen,

„Königreich iſt über alle Herrſchaften.“ Und ferner, „laß alle Einwohner der Erde wiſſen und ſehen, daß „dir jede Knie ſich beuge, und jedes Zunge ſchwöre; „Vor dir o Herr unſer Gott, laß ſie ſich bücken und „hinwerfen: laß ſie der Würde deines Nahmens Ehre geben, und laß ſie alle das Joch deines Königreichs auf ſich nehmen.“ Und wiederum, „erſtrecke „deine Furcht, o Herr unſer Gott, über alle deine „Werke, und dein Schrecken über alles was du geſchaffen; laß alle deine Werke dich fürchten, laß „alle Geſchöpfe ſich vor dir niederbücken, und laß „alle ſich eine Handvoll machen (d. i. mit verbundener Eintracht) deinen Willen mit vollkommenen „Herzen thun u. ſ. w.“ Eine faſt wörtliche Nachahmung des weiſen Königs Salomo, der nachdem

kennen, vor ihm niederfallen und ihn anbeten werde. In der äuſſern Form des Gottesdienſtes wird und ſoll, nach dem Plane der Vorſehung, allezeit Mannigfaltigkeit bleiben. Das eigentliche Judenthum, oder der Inbegriff jüdiſcher Gebräuche, Geſetze und Zeugniſſe ſoll blos für Juden und Iſraeliten ſeyn, ein Erbtheil der Gemeine Jakobs. Die übrigen Völker werden Gott, nach ihrer Weiſe, anrufen; aber ſie werden die Majeſtät und unendliche Größe des wahren, einigen Gottes anerkennen, und ihre Götzen von ſich werfen. Um die Herannahung dieſer güldnen Zeit bitten wir in unſerm täglichen Gebete und vornehmlich am Neujahrsfeſte und am Verſöhnungstage. „Darum hoffen wir, heißt es „in dem Beſchluſſe unſers täglichen Gebets; darum hoffen wir, bald die Herrlichkeit deiner Allmacht zu ſchauen, daß die Greuel von der Erde „verbannt, und die Söhen ausgerottet werden; „daß die Welt durch das Reich des Allmächtigen „vervollkommnet werde, alle Kinder des Fleiſches „deinen Nahmen anrufen, und die Frevler der Erde „ſich ſelbſt zu dir wenden mögen. daß alle Bewoh-

„ner

er den Bau des Tempels zu Ende gebracht, in dem langen Gebete 1 Kön. 8. der Heiden nicht uneingedenk war; sondern im 41ten Vers sagt er: wenn auch ein Fremder, der nicht deines Volks Israel ist, kommt aus fernem Lande, um deines Namens Willen. (Denn sie werden hören von deinem großen Namen, und von deiner mächtigen Hand, und von deinem ausgestrecktem Arm,) und kommt, daß er bete vor diesem Hause, so wollest du hören im Himmel im Sitz deiner Wohnung, und thun alles, darum der Fremde dich anruft, auf daß alle Völker auf Erden deinen Namen erkennen, daß sie auch dich fürchten, wie dein Volk Israel, und daß sie inne werden, wie dieß Haus nach deinem Namen genennt sey, das ich gebauet habe.

„ner des Erdbodens erkennen, und begreifen, daß „zu dir allein sich alle Knie beugen, alle Zungen „schwören müssen, und daher vor dir, Ewiger! „unser Gott! hinknien, niederfallen, und die Ehre „deines Namens verherrlichen. Laß sie sich alle in „das Joch deines Reichs schmiegen, und dich allein, „bald und auf ewige Zeiten, für ihren Beherrscher „erkennen. Denn dein ist das Reich, und du wirst „auf ewige Zeiten rühmlich König seyn; so wie in „deiner Lehre angeschrieben stehet: der Ewige „wird König seyn, auf ewige Zeiten, und fer„ner: der Ewige wird König seyn, über die „ganze Erde. Damals wird der Ewige einig „und sein Name einig seyn." Hier ist von keiner Vereinigung in Lehr und Gesetz, noch weniger von einer sogenannten Glaubensvereinigung die Rede. Diese führet gerades Weges auf die gehäßige Intoleranz. Alle Verfolgungen sind von je her im Namen und zum Besten dieser Glaubensvereinigung ausgeübt worden, und man hat diese, wie den gefährlichsten Feind des menschlichen Geschlechts

Habe. Es iſt hier zu bemerken, daß wenn ein Iſraelite beten kömmt, ſo ſagt er v. 39. daß du gebeſt einem jeglichen wie er gehandelt hat, aber bey dem Gebete eines Fremden ſagt er, und thue alles, darum der Fremde dich anruft. Und dieſer Unterſchied iſt zu dieſem Ende gemacht, damit alle Heiden durch die offenbare und augenſcheinliche Gewährung ihrer Bitte zur Wahrheit, Erkenntniß und Furcht Gottes gebracht werden möchten, ſo gut wie die Iſraeliten.

12) Da nun alle Propheten, Gebete und Fürbitten für alle Menſchen ſo gut als für die Iſraelitiſche Nation gemacht haben, wie ſollten wir nicht das ruhmliche für die Völker thun, unter denen wir wohnen, denen wir noch mehr beſondern Verpflichtung dafür haben, daß wir unter ihrem Schutze und ihrer Gunſt leben? In Deut Cap. 23, 7. befiehlt Gott,

ſchlechts und ſeiner Glückſeeligkeit, zu vermeiden und mit aller Macht zu verhindern; denn ſie würde, wenn ſie je erhalten werden könte, unfehlbar die alte Barbarey, und den ſchrecklichen Verfall der Verfolgung wieder empor bringen. Liebe und Haß ſind nicht ſo ſehr verſchieden, als Ausbreitung der Erkenntniß Gottes von Glaubensvereinigung. Der Ritter Michaelis hat in ſeinen vermiſchten Schriften über dieſe Materie einige ſehr richtige Briefe drucken laſſen, für die ihm jeder Freund der Wahrheit und der Freyheit zu denken, nicht wenig Dank ſchuldig iſt. Man vergebe mir die Länge dieſer Note. Sie war nöthig, um einer Mißdeutung zuvor zu kommen, zu welcher die Worte des Rabbi Gelegenheit geben. Man ſcheinet auch itzt, wo ich nicht irre, an manchen Orten damit umzugehen, dieſe Verwirrung der Begriffe in Schwung zu bringen, und den toleranten Sinn der Großen auf Glaubensvereinigung leiten, oder vielmehr verleiten zu wollen. (Anmerk. des Herausgebers.)

Gott, Du ſolt den Egypter nicht für Greuel halten, ungeachtet der ſchweren Laſten, womit er dich plagte, bloß, weil du ein Fremder in ſeinem Lande warſt; weil er zuerſt dich unterhielt und dich in ſein Land aufnam.

Von der andern ſagt Ezech. 33, 11. So wahr ich lebe, ſpricht der Herr Gott, ich mag nicht den Tod des Böſen, ſondern daß der Böſe von ſeinem Wege zurückkehre, und lebe. Wir müſſen daher ſeine Werke nachahmen, und niemand dieß auf Rechnung der Religion haſſen, ſondern für ſeine Bekehrung bitten, und dieſes ohne ihm eine Aergerniß oder eine Art von Kränkung zu geben. Diejenige verwünſchen oder verabſcheuen, denen wir die Glückſeligkeit die wir genießen, ſchuldig ſind, oder die nach ihrer eigenen Seeligkeit ſtreben iſt eine unwürdige und übele Sache; aber nicht, ihre Laſter und Sünden verabſcheuen. Es war eine ſehr treffliche Beobachtung eines ſehr weiſen und tugendhaften Weibes, Beruria, die, (wie im Talmud Beraschat c. 1 angeführet iſt,) als ihr Ehemann R. Meier im Begriff war Gott zu bitten, daß er einige böſe und muthwillige Nachbaren, die ihn nicht mindre hart als boshaft beläſtigt und gekränkt hatten, vertilgen möchte, ihm die gelegentliche Vermahnung gab, daß ſo etwas in Iſrael nicht geſchehen müſſe; ſondern daß er vielmehr bitten ſolle, daß ſie zurückkehren, und durch Reue ihre Sünden aufheben möchten, indem ſie den Text aus den Pſalmen anführte 104, 35. Der Sünden müſſe; ein Ende werden auf Erden; hier iſt nicht geſagt, der Sünder, ſondern der Sünden; und dann werden die Gottloſen nicht mehr ſeyn.

13) Wir haben nun in dieſem Abſchnitt gezeigt, daß es eine bloße Verläumdung iſt, dafür zu halten, daß wir Juden Gott bitten, den Chriſten eine Kränkung

lung zu ſtiften, oder daß wir durch irgend Etwas in unſern Gebeten ihnen eine Aergerniß geben, es müßte denn ſeyn, daß wir nicht ſtets Chriſten ſind. Wir haben im Gegentheil dargethan, daß wir täglich für ſie beten; daß wir, ſo lange der Tempel dauerte, Opfer für die Völker brachten, die mit uns verbunden waren, daß alle Kayſer es verlangten, und daß wir ferner nicht nur für beſondere Fürſten, ſondern überhaupt für das ganze Menſchengeſchlecht Opfer brachten; daß wir noch jetzo, da der Tempel ſamt den Opfern aufgehört, das nemliche in unſern Gebeten thun, Gott um ihre Seligkeit erſuchen, ohne in Anſehung der Religion ein Aergerniß zu geben; und daß wir uns verpflichtet halten, alles dieſes nach der heiligen Schrift zu verrichten. Durch alles dieſes zuſammen genommen, hoffe ich hinreichend die Wahrheit desjenigen bewieſen zu haben, was ich behauptet habe.

Vierter Abſchnitt.

Die Anklage des Buxtorph in ſeiner Bibliotheca Rabbinorum, da er uns die Gottesläſterung zur Laſt legt, kan folglich keinen Schein der Wahrheit haben. Ich will das Gebet ſelbſt hier herſetzen:

„Wir ſind verbunden den Herrn aller Dinge zu „loben, den zu erheben, der die Welt geſchaffen hat, „daß er uns nicht wie die Völker der Erde gemacht, „uns nicht wie die Geſchlechter der Erde geſtellt, „unſern Antheil nicht gleich den ihrigen, noch unſer „Loos mit ihrem Haufen übereinſtimmend gemacht „hat. Denn ſie erniedrigen ſich gegen unwürdige „und eitele Dinge, richten ihre Gebete an Götter, „die nicht helfen können; aber wir verehren den Kö„nig aller Könige, der heilig und geſegnet iſt, der

„die Himmel ausſtreckte und die Erde bildete; der „Sitz ſeiner Glorie iſt oben im Himmel, und ſeine „göttliche Macht in dem Höchſten der Himmel. „Er iſt unſer Gott, es giebt keinen anderen; er iſt „wahrlich unſer König und außer ihm giebt es kei„nen, wie in dem Geſetze geſchrieben iſt, und wiſſe „heute, und kehre zurück in dein Herz, denn der „Herr iſt Gott im Himmel von oben und auf der „Erde von unten, es iſt kein anderer.

Dieſes iſt wahrlich meiner Meynung nach, ein kurzes und treffliches Gebet, und werth empfohlen zu werden. Sultan Selim, der berühmte Eroberer und mahometaniſcher Kaiſer, hielt ſo viel darauf, daß er ſeinem Arzt Moſes Arnon (welcher die fünf Bücher Moſes ins arabiſche und perſiſche überſetzt hat) befahl, daß er unſere Gebete überſetzen ſollte. Und da er ſie ihm in türkiſcher Sprache zuſtellte, ſo ſagte der Sultan, wozu ſind ſolche lange Gebete nöthig? wahrhaftig dieß eine kann hinreichend ſeyn! ſo ſehr ſchätzte und achtete er es. Dieſem gleicht ein anderes Gebet welches zu derſelben Zeit verfaßt worden iſt, nehmlich:

„Benedeyt ſey unſer Gott, welcher uns zu ſeiner „Ehre geſchaffen, und von denen die im Irrthume „ſind getrennt hat, und uns ein Geſetz der Wahr„heit gegeben, und unter uns ewiges Leben gepflanzt „hat. Laß öfnen unſere Herzen in ſeinem Geſetze, „und ſeine Liebe in unſerm Herzen wohnen, und „ſeine Furcht, ſeinen Willen zu thun, und ihm zu „dienen mit ganzem Herzen; daß wir nicht mögen „vergeblich arbeiten, noch Kinder der Verderbniß „zeugen. Laß es dein Wille ſeyn, o Herr unſer „Gott und Gott unſerer Väter, daß wir deine „Satzungen und Geſetze in dieſer Welt halten, und „verdienen und leben und gut erben und erreichen die „Seegen der künftigen Welt, daß wir zu deiner

„Ehre

„Ehre unaufhörlich singen mögen. O Herr mein „Gott, ich will dich loben ewiglich.

Aber weder das eine noch das andere ist eine Lästerung noch ein Fluch gegen eine ander Gottheit, aus folgenden Gründen. 1) Daß es nicht die Weise der Juden ist, nach ihrem Gesetze andere Gottheiten, wenn es auch heidnische sind, nahmentlich zu fluchen. So heißt es in Exod. 22. 27. Den Göttern solstu nicht fluchen, hebräisch, אלהים, d. i. Göttern oder Gott, wie Philo Judäus, im Buche de Monarchia es verdollmetscht, und nicht Richter, wie Onkelos und Jonathan es in ihrer Caldäischen Umschreibung übersetzen. Philo giebt davon folgenden Grund an, damit nicht diejenigen, welche ihre eigene Götter lästern hören, aus rachgieriger Gegenvergeltung den wahren Gott Israels lästern. Und wir haben Beyspiele genug, wie gebräuchlich es unter den abgöttischen Heiden war, wechselsweise einander ihre Götter zu fluchen und schimpfen, im Cicero und im Juvenal.

Und in diesem Verstande schreibt Flavius Josephus in seinem Buche wider Apion, folgendes: so wie es unser Gebrauch ist, uns selbst zu verachten, und keinen andern anzuklagen oder zu schmähen; so müssen wir auch nie diejenigen verspotten oder lästern, welche etwas anders für Gott halten. Unser Gesetzgeber hat es uns durch die Benennung Götter ausdrücklich verbothen. Diesem zufolge, dürfen wir nach unserer eigenen Religion das nicht thun, was Buxdorf uns aufbürdet. Und daher sagen uns die Talmudisten, daß wir nicht nur den Königen von Israel sondern allen Königen, Fürsten und Regenten Ehrerbietung schuldig sind; da die heilige Schrift ihnen, in Ansehung ihrer Stelle, den Nahmen Götter beygelegt.

2) Die Zeit in welcher dieſe ſo wie die andern Gebete abgefaßt und anbefohlen worden, war in den Tagen Esras, welcher, wie wir aus dem Talmud wiſſen, mit hundert und zwanzig Männern, unter denen drey Propheten, Haggai, Zecharr, Malachi waren, dieſelben verfertigt hat. Man kann daher nicht ſagen, daß darin irgend etwas wider die Ehre und Achtung Chriſtus abzwecke, der erſt ſo viele Jahre nachher gebohren worden iſt.

Die Juden haben daher, ſeit dem dieſe Verläumdung zuerſt entſtand, dieſe Zeile (ob ſchon ſie auf die Heiden und ihre eitele Götter ſich bezieht, die ſich gegen unwürdige und eitele Dinge erniedrigen) um auch die mindeſte Gelegenheit der Aergerniß und der Beleidigung zu vermeiden und auszuweichen, weggelaſſen, und ſie drucken in einigen Büchern nichts mehr davon ab, zufolge des Zeugniſſes des Johann Haorenbeck in ſeinen vorerwähnten Prolegomena: William Dorſtius in ſeinen Beobachtungen über R. David Gantz S. 269. und des Burtorffs in ſeinem Buche von den Abkürzungen. Und es iſt vielleicht unſerer Beobachtung würdig, daß alle dieſe drey Zeugniſſe ſagten, daß es ihnen zuerſt durch einen gewiſſen Antonius Margarita bekannt gemacht worden, einen Juden der zum chriſtlichen Glauben übergegangen, daß dieſer Theil des Gebets, contra Idola Paparus, wider die papiſtiſchen Götzen verſtanden worden, welches ſie daher als eine nothwendige Folge, wider Chriſtus auslegen; aber mit welchem Rechte, mag der unentgenommene und unpartheiſche Leſer beurtheilen.

3) Wenn dieſes iſt, wie kann man denken, daß ſie (fern ſey es von uns!) in ihrer Synagoge ihn mit verächtlichen Spotte nennen? die jüdiſche Nation iſt weiſe und verſtändig. So ſagt der Herr, Deut. 4. 6. Die Völker werden ſagen, gewiß dieß

dieß ist ein weises und verständiges Volk. Wie kann man also glauben, daß sie in einem fremden Lande so unvernünftig seyn werden, wenn ihre Religion nicht davon abhängt? in der That, es ist der Vorschrift, von der wir sprechen, gerade zuwider, irgend einen Schein von Verachtung zu zeigen. Es ist nie so etwas, (wie wohl bekannt ist) in Italien und Holland geschehen, wo gewöhnlich die Synagogen voller Christen sind, die mit großer Aufmerksamkeit alle ihre Handlungen und Bewegungen beobachten und erwegen, und sie würden gewiß große Gelegenheit zum Tadeln finden, wenn es sich so verhielte. Aber man hat nie gehört, daß ein Mensch uns, wo wir uns aufhalten und wohnen, dieses beschuldigt hat; welches ein hinreichend mächtiger Grund ist, uns frey zu sprechen. Ich setze daher voraus, daß ich Sie, was unsere Gebete betrift, hinreichend überführt habe, wie wir in denselben nichts zur Absicht haben, als Gott zu loben, und geistigen und zeitlichen Seegen von ihm zu erbitten, und durch unsern Dienst und unsere Verehrung die göttliche Güte, Schuz und Vertheidigung zu erflehen.

Fünfter Abschnitt.

Aber was man ferner sagt, daß wir andere zu unseren Glauben verleiten und verführen, u. s. w.

1) Es ist dieses nirgend, wo die Juden zerstreut sind, bis auf diesen Tag gearghwohnt worden, auch kann es hier nicht statt finden. In der That habe ich mit verschiedenen großen, mit den weisesten und erhabensten Männern in Europa Freundschaft, gepflogen;

pflegen: sie kamen aus verschiedenen Orten mich in meinem Hause zu besuchen, und haben mancherley freundschaftliche Unterredungen mit mir gehalten; und doch gab dieß nie Gelegenheit uns einer solchen Sache wegen verdächtig zu machen. Ja, Gaspar Barlæus, der Virgil unserer Zeit, und manche andere, haben zu meinem Lobe verschiedene Gedichte gemacht, welches nicht, (fern sey es von mir) aus eitelem Ruhme, sondern als einen Beweis meines unschuldigen guten Nahmens anführe.

2) Wir sind zufolge unserer Kirchenbücher frey von dieser Verführung. Wenn jemand, von welchem Volke es sey, sich anträgt, ein Jude zu werden, so sind wir, ehe wir ihn annehmen und als ein Mitglied zu unserer Synagoge zulassen, verbunden zu untersuchen, ob er durch die Nothwendigkeit bewogen wird, es zu thun, oder etwa aus Liebe gegen einzelne Personen aus unserer Nation, oder aus einer andern weltlichen Absicht. Und wenn wir keinen andern Grund haben ihn verdächtig zu finden, so haben wir noch eine andere Verpflichtung auf uns, welche darin besteht, daß wir ihn die Strafen bekannt machen, denen er sich unterwirft, wenn er den Sabbath entheiligt, Blut oder Fett ißt, welches Lev. 3, 17. verboten ist, oder wenn er irgend eine Vorschrift des Gesetzes verletzt, wie in dem Targum auf Ruth zu sehen ist. Und wenn er sich standhaft und eifrig zeigt, alsdann wird er angenommen und beschützt. Wir verführen also niemanden; sondern im Gegentheil, wir vermeiden alle Religionsstreitigkeiten mit den Menschen, nicht aus Mangel an Wohlwollen, sondern weil wir so weit als möglich Aergerniß und Haß zu vermeiden suchen. Und aus dieser Ursache, weil wir keinen Anstoß geben wollen, versagen wir denen die Beschneidung,

die

die zu uns kommen. Ja, ich habe einige gekannt, die deshalb sich selbst beschnitten haben. Und wenn Ferdinand und Isabella, König und Königinn von Castilien einen Befehl gaben, die Juden zu vertreiben; weil sie verschiedene Christen, und einige vom Adel verführten, Juden zu werden; so war dieß bloß ein Vorwand und ein Anstrich ihrer Tyranney, bloß, weil, wie sehr bekannt ist, sie nichts anders uns vorzuwerfen hatten. In der That empfehle ich sehr die Meynung des Osorius de rebus Immanuelis so wohl, als die des Flavius Josephus, des berühmtesten aller Geschichtschreiber; welche er in Geschichte seines eigenen Lebens äußert:

„Um diese Zeit, (sagt er) kamen zwey Edelleute von den Trachonitischen Unterthanen des Königs, zu mir, und brachten mit sich Reuter mit „Waffen und Geld. Als die Juden sie zwingen „wollten sich beschneiden zu laßen, wenn sie unter „ihnen leben wollten, so wollte ich es nicht leiden, „daß man sie beunruhige, indem ich behauptete, daß „ein jeder Gott nach seinem freyen Willen dienen, „und nicht von andern dazu gezwungen werden müßte. Denn, wenn wir dieses thun, (sagte ich) so „möchten wir es sie hernach bereuen machen, daß sie „je zu uns geflohen. Und da ich den Haufen so bereitete, so ließ ich diesen Leuten, nach ihrer Lebensart Speisen im Ueberflusse geben.

Dieß war in der That eine Handlung würdig eines edlen und weisen Mannes, und nachahmungswerth zur Vertheidigung der allgemeinen Freyheit; indem man das Urtheil und die Entscheidung Gott allein überläßt. Die spanische Inquisition mit allen ihren Foltern und Grausamkeiten kann nicht machen, daß ein einziger Jude, der ihnen in die Hände fällt, ein Christ werde. Denn durch Schläge

werden unvernünftige Thiere gezähmet, Menschen müssen durch die Vernunft bewegt werden: Auch können Menschen durch Martern zu keiner andern Meynung bereder werden; im Gegentheil werden sie vielmehr dadurch standhafter und beharrlicher bey ihren Grundsätzen.

Sechster Abschnitt.

Nachdem ich die vornehmsten Einwendungen erwogen habe, so gehe ich nun fort zu unwichtigern Dingen, ob schon diese meiner Fähigkeit minder angemessen sind, nehmlich, zu dem Handlungsgeschäfte. Einige sagen, wenn die Juden hier zu wohnen kämen, so würden sie zum großen Schaden der natürlichen Einwohner, die ganze Handlung an sich ziehen. Ich antworte, 1) daß es immer meine Meynung gewesen (mit Unterwerfung unter ein besseres Urtheil) daß es auf keine Weise der englischen Nation nachtheilig seyn könne; da sie, besonders bey dem Transport der Güter der Juden nach England, durch das Bezahlen der öffentlichen Zölle und Auflagen, viel gewinnen würde.

Sie würden ferner allerdings dem Lande Nutzen bringen, so wohl durch das Einkaufen der Waaren, die sie nach andern Oertern versenden, als dadurch daß sie andere Waaren in dasselbe einführen. Und wenn zufälliger Weise eine einzelne Person dadurch verlöre, daß der Preis einer Waare, die unter vielen Händen zerstreuet ist, heruntergebracht würde; so muß das gemeine Wesen doch eben dadurch gewinnen, wenn die Waare wohlfeiler eingekauft und um einen niedrigern Preis veräußert werden kann.

Da-

Ja, es würde den natürlichen Einwohnern dadurch ein großer Nutzen erwachsen, ſo wohl im Verkauf aller Nahrungsmittel als ſonſt in allen Dingen welche zur Verzierung des Körpers dienen. Auch die eingebohrnen Handwerker würden dadurch gewinnen, da ſich unter uns ſelten jemand findet, der eine ſolche Kunſt treibt.

2) Dazu kömmt, daß unſer Volk faſt alle Theile der Welt durchſegelt hat, und Juden alſo durch die Fähigkeit, ihre Meynung zum Beſten des Volks zu geben, unter dem ſie leben, einer Nation nützlich werden können. Nicht zu erwähnen daß alle Fremde neue Handlungsweiſe zugleich mit der Erkenntniß der fremden Länder in welchen ſie gebohren ſind, einführen.

Und es iſt ſo weit entfernt, daß dieſes den Eingebohrnen ſollte ſchädlich ſeyn, daß es ihnen vielmehr vortheilhaft iſt; da ſie aus ihren Ländern neue Waaren und neue Kenntniſſe bringen. Denn aus der Abſicht um eine Gemeinſchaft auf dem Erdboden zu machen, hat der große Werkmeiſter und Schöpfer aller Dinge nicht jedem Orte alles verliehen, ſondern hat ſeine Wohlthaten unter ihnen vertheilt, wodurch er einen jeden der Hülfe anderer bedürftig gemacht. Dieß kann in England geſehn werden, welches, da es eins der mächtigſten Länder der Welt iſt, dennoch verſchiedene Dinge nöthig hat ſich zu Waſſer kommen zu laſſen, als Wein, Oehl, Feigen, Mandeln, Roſinen und alle italiäniſche Gewürze; Dinge die im menſchlichen Leben ſo unentbehrlich ſind. Außerdem mangelt es ihm noch an mancherley andern Waaren und ſogar der Kenntniß derſelben, die in andern Ländern im Ueberfluße ſind; ob ſchon es nach meiner Meynung wahr iſt, daß es auf der ganzen Welt kein in der Schiffarth verſtän-

bigers Volk, und kein zu allen Handelsgeſchäften fähigers giebt als das engliſche.

3) Es können ferner zwiſchen den Eingebohrnen und den Fremden (wo ſie mehr bekannt ſind) Geſellſchaften errichtet oder Factors angeſtellt werden. Alles dieſes muß, wenn ich mich nicht betrüge, zum Vortheil der Eingebohrnen gereichen. Es könnten dafür noch verſchiedene Gründe angeführt werden, ob ſchon ich ſie itzo nicht begreife, der ich beſtändig eine ſtehende Lebensart geführet, mich meiner Studien beſtiſſigt habe, die von Dingen dieſer Art ſo weit entfernt ſind.

4) Es kann auch nicht mit Recht wider unſere Nation einzuwerfen werden, daß ſie Betrügeriſch ſind, weil auf keine vernünftige Weiſe eine Gemeinheit wegen einiger beſondern verdammt werden kann. Ich kann ſie nicht alle für ſchuldlos halten, noch kann ich anders denken, als daß unter ihnen einige Betrüger ſeyn mögen, ſo wie unter allen andern Nationen und Völkern, indem die Armuth faſt allezeit eine ſchlechte und niedrige Geſinnung mit ſich führet.

5) Wenn wir aber betrachten, was uns unſere Religion auflegt, ſo finden wir, daß das moraliſche Geſetz in den Zehngeboten, Du ſollſt nicht ſtehlen auf alle Juden gegen alle Heiden ſich erſtreckt; wie in des A. Moſes aus Egypten Tract. Genebr. cap. 1. und Gerdh cap. 2. zu ſehen iſt. Es iſt eine Sünde, (ſagt er) irgend jemand zu berauben, wenn ſchon er ein Heide iſt. Auch kann man ſich nicht auf die heilige Geſchichte berufen in Anſehung der Juwelen und der Hausgeräthe, deren die Iſraeliten die Egyptier beraubt haben, wie ich ſolches verſchiedene mahl von einigen habe anführen hören; weil dieſes zu der Zeit eine beſondere Geſetzerlaſſung und ein göttliches Gebot war. So wird im Talmud, im Tract. Sanhedrim, cap. 11. angeführt, daß

daß zur Zeit Alexanders des großen, die Alexandrier die Juden als Diebe anklagten, und die Wiedererstehung ihrer Güter verlangten. Aber Gurbia Ben Pesia antwortete ihnen: „unsere Väter gingen nieder nach Egypten ihrer siebenzig Seelen „nur, hier wuchsen sie zu einem zahlreichen Volke „über sechsmahl hundert tausend an, und verrichteten für die Egyptier sehr niedrige Dienste während „eines Zeitraums von zwey hundert und zehn Jahren; diesem zufolge, bezahlt uns für unsere Arbeit, „und macht hernach die Rechnung, und ihr werdet „sehen, daß ihr uns noch viel schuldig bleibt." Dieser Grund befriedigte Alexander, und er sprach sie frey.

6) Die Juden sind folglich verbunden, niemanden, wer es auch sey, zu betrügen oder in Geschäften und Rechnungen zu hintergehen, wie solches ausdrücklich im R. Moses aus Egypten und in R. Moseh de Kosi in Sameg zu sehen ist.

7) Ja, sie behaupten ferner, daß die Wiedererstattung eine Handlung ist, welche zum Lobe Gottes und des heiligen Gesetzes gereicht. Als der heilige und weise Mann R. Simeon Ben Satah, von einem Heiden einen Esel kaufte, so war unter dessen Halfter ein Juwel von großem Werth, das dem Eigenthümer unbekannt war: als er ihn hernach fand, so stellte er ihn freywillig und umsonst dem Verkäufer, der nichts davon wuste, wieder zu. Ich habe den Esel gekauft, sagte er, aber nicht den Edelstein. Woher dann, wie der Midras R. Raba in Parasot Hekel anführt, Gott seinem Gesetze und der jüdischen Nation Ehre erwuchs.

8) Auf gleiche Weise gebieten sie, daß der Schwur, den sie einer andern Nation ablegen, mit Wahrheit, Aufrichtigkeit und bis auf alle Besonderheiten beobachtet werden muß. Und zum Beweis

führen

führen ſie die Geſchichte von Zedekias an, den Gott ſtrafte und ſeines Königreichs beraubte, weil er ſein Wort und ſeinen Schwur, den er Nebuchadnezzarn im Nahmen Gottes ablegte, nicht hielt, ob ſchon er ein Heide war, wie es in dem 2 B. der Chron. 36. 13. heißt: dazu ward er abtrünnig von Nebucad Nezar, der einen Eyd bey Gott von ihm genommen hatte.

9) Dieſes ſind die Geſetze und Verpflichtungen welche die Juden halten. Eben das Geſetz welches den Juden verbietet, einen Heiden zu tödten, verbietet ihnen auch ihn zu beſtehlen. Dennoch muß ſich jeder in Acht nehmen, denn die Welt iſt voller Betrug bey allen Nationen. Ich erinnere mich einer luſtigen Begebenheit, die ſich in Marocco am Hofe des Königs von Mauritanien zugetragen. Es befand ſich da ein Jude der eine Art falcher Steine hatte. Er machte mit einem portugiſiſchen Chriſten einen Tauſch für einigen Grünſpan, der ihr unrein (wie ſie es daſelbſt zu machen pflegen) und ganz mit Erde verfälſcht war. Einer von des Portugiſen Freunden lachte ihn aus, indem er ihm ſagte, der Jude hat dich gut zugerichtet. Dieſer antwortete, wenn der Jude mich geſteinigt hat, ſo habe ich ihn begraben. Und ſo redt gewöhnlich einer den andern.

Dieß kann ich verſichern, daß viele Juden, weil ſie ſich nicht an anderer Leute Güter vergreifen wollen, zu Amſterdam ſehr arm ſind, und ſehr kümmerlich leben; und diejenigen, die es aus Noth thaten, wurden um deſto elender, daß ſie hernach von Almoſen lebten.

Und als zu den Zeiten des Königs Eduards I. die Juden angeklagt wurden, daß ſie die königliche Münzen beſchnitten; ſo ſcheint es, daß dieſe Anklage bloß von dem Verdachte und dem Haſſe, welchen die Chriſten wider die Juden trugen, ihren Urſprung genom-

genommen haben, wie aus der Geſchichte, welche Mr. Prynne herausgegeben, in ſeinem zweyten Theile von dem Furzen Aufſchub an die Juden ꝛc. S. 82. zu ſehen iſt, wo claus. 7. E. 1. n. 7. De fine recipiendo a Judæis er des Königs lateiniſches Schreiben an ſeine Richter, in folgenden Worten mittheilt: „Rex dilectis & fidelibus ſuis *Stephano de Pruncſtar*, „*Walthero de Helyn*, & *Th. de Cobham*. Juſticiariis ad „placita transgreſſionis monetæ audienda, ſalutem. „Quia omnes Judæi nuper rectati, per certam ſuſpicio„nem indictati de retonſura monetæ noſtræ, & inde „convicti eum ultimo ſupplicio puniuntur; & quidam „coram eadem occaſione, omnia bona & catalla ſua „ſatisfecerunt, & inpriſona noſtra liberabantur, in „eadem ad voluntatem noſtram detinendi. Et cum ac„cepimus, quod plures Chriſtiani ob Odium *Judæorum*, „propter diſcrepantiam Fidei Chriſtianæ & *Ritus Ju„dæorum*, & diverſa gratia minus per ipſos *Judæos* „Chriſtianis hactenus illata, poſtquam *Judæi* rondum „rectatos in indictatos de tranſgreſſione monetæ, per „levas & voluntarias accuſationes accuſare, & indictare „de die in diem nituntur & proponunt, imponendas eis „ad terrorem ipſorum, quod de ejus modi trangreſſione „culpabiles exiſtunt ſuper ipſos *Judæos* facienda, & ſic „per minas hujuſmodi accuſationis ipſos *Judæos* meru „inuriant, & pecuniam extorqueant abeſidem; ita quod „ipſi *Judæi* ſuper hoc ad legem ſuam ſæpe ponuntur „in vitæ ſuæ periclum manifeſtum. Volumus quod „omnes *Judæi* qui ante primum diem Maii proximi „praeterit indictati, vel per certam ſuſpicionem rectati „non fuerunt de tranſgreſſione monetæ praedictæ, & „qui facere voluerint finem juxta diſcretionem veſtram, „ad opus noſtrum facere pro ſic, quod non occaſionen„tur &c. hujuſmodi trangreſionibus factis ante primum „diem Maii propter novas accuſationes Chriſtianorum „poſt eundam diem inde factas non moleſtentur, ſed

„pacem

„pacem inde habeant in futurum. *Proviſo*, quod *Ju-*
„*dari* indictati, vel per certam ſuſpicionem, reſtati de
„hujusmodi trangreſſione ante praedictum diem Maii,
„Judicium ſubeant coram vobis. juxta formam prius
„inde ordinatam & proviſam. Et ideo vobis manda-
„mus, quod fines hujuſmodi capitis & praemiſſa fieri
„& obſervari faciatis in forma praedicta. Teſte Rege
„apud Cantuar. 8 die Maii."

Siebenter Abſchnitt.

Und nun denke ich für dieß mahl in Anſehung aller Ihrer Einwürfe, (ſo weit es ſich in einem Briefe thun läßt) Ihnen hinreichend Genüge geleiſtet, ohne jemand gerechte Urſache zur Beleidigung oder Aergerniß, gegeben zu haben. Und weil Sie ferner noch einiges zu wiſſen verlangen, von dem was meine gegenwärtige Verrichtung und Unterhandlung betrift; ſo will ich nur kurz ſagen, daß die Gemeinſchaft und der Briefwechſel welche ich ſeit einigen Jahren mit einigen erhabenen Perſonen aus England unterhalten habe, der erſte Urſprung von der Unternehmung meines Vorhabens war; indem es mir allemahl dadurch ſehr wahrſcheinlich wurde, das zu erlangen, was ich ſuche; weil ſie verſicherten, daß zu jetziger Zeit, die Gemüther der Menſchen uns ſehr zugeneigt wären, und daß wir ihnen auf dieſer Inſul ſehr angenehm und willkommen ſeyn würden. Und ſeit dem entſprang in mir eine ähnliche Begierde und Verlangen dieſes Ziel zu erreichen, und ich habe ſeit ſieben Jahren ununterbrochen, durch Briefe und andere Mittel, mir um dieſe Sache Mühe gegeben und darnach geſtrebt. Denn ich halte dafür, daß unſere allgemeine Zerſtreuung ein Umſtand ſey, der nothwendig erfüllt werden muß, bevor Alles voll-

vollbracht werden kann, was Gott dem jüdischen Volke in Ansehung ihrer Rückkehr und Wiedervereinigung in ihr eigenes Land verheissen hat, zufolge der Worte Daniels, 12. 17. wenn er wird vollendet haben zu zerstreuen die Macht des heiligen Volks, so werden alle diese Dinge geendiget werden. Eben so, da unsere Zerstreuung allmählich unter allen Völkern seyn wird, wie es in Deut. 28. 64. heißt, von dem einem Ende der Erde bis zum andern; so glaubte ich, daß durch das Ende der Erde diese Insul verstanden wird. Und ich weis nicht, ob Gott, der oft durch natürliche Mittel wirkt, mich zur Vollführung seines Werks bestimmt und gewählt habe? Ich wendete mich daher mit diesem Antrag, aus vollem Eifer, an die englische Nation, wünschte ihr zu der rühmlichen Freyheit und dem glücklichen Frieden, deren sie jetzo genießt, Glück, und schrieb mein Buch die Hofnung Israels dem ersten Parlement und dem Staatsrath zu, und erklärte zugleich meine Absicht, weshalb sie mir einen sehr günstigen Paß schickten. Nachher wendete ich mich an das zweyte, und es schickte mir einen andern. Aber bey den damahligen Zeitläuften, war meine Reise nicht sogleich thunlich, denn meine Verwandte und Freunde, welche die in einander verwebten Abwechslungen und Veränderungen der Dinge hienieden in Erwegung zogen, ersuchten mich umarmend mit dringenden Ungestüm, nicht von ihnen zu reisen, und wollten nicht nachlassen, bis, von ihrer Liebe gezwungen, ich versprechen muste noch eine Zeitlang mich bey ihnen aufzuhalten. Aber allem diesem ungeachtet konnte ich in meinem Gemüthe nicht ruhig seyn (ich weis nicht ob dieses durch eine besondere göttliche Vorsicht etwa geschah) bis ich von neuem meine unterthänige Bittschrift an Ihre Hoheit den Lord Protector (Gott erhalte ihn) machte.

machte. Und da ich fand, daß mein Ueberkommen ihm nicht gänzlich unwillkommen seyn würde, so nahm ich fröhlich, mit den gefaßten großen Hoffnungen, Abschied von meinem Hause, meinen Freunden, meinen Verwandten, allen meinen hiesigen Bequemlichkeiten, und von dem Lande, in welchem ich meine ganze Lebenszeit unter dem wohlthätigen Schutz und Gunst der Herren Generalstaaten und des Magistrats von Amsterdam, zugebracht habe, und trat endlich meine Reise nach England an. Als ich daselbst nach meiner Ankunft sehr höflich aufgenommen und mit vieler Achtung begegnet wurde; so übergab ich Sr. Durchlauchtigsten Hoheit eine Bittschrift, und einige Wünsche, welche mir größtentheils von meinen Brüdern, den Juden aus verschiedenen Theilen Europens geschrieben worden sind, wie Sie aus den ersten Erzehlungen besser ersehen werden. Worauf es Ihre Hoheit gefiel zu Whitehall eine Versammlung aus Geistlichen, Rechtsgelehrten und Kaufleuten, von verschiedener Meynung und Denkungsart, zusammen zu berufen; wobey die Urtheile und Aussprüche der Leute so verschieden ausfielen, daß wir noch bis jetzo keinen endlichen Bescheid von Ihre Durchlaucht sie Hoheit haben. Weshalb die wenigen Juden die hier waren, an unsern erwarteten Fortgang verzweifeln, wieder wegreisten, und andere, welche hieher zu kommen verlangten, ihre Hofnung fahren ließen, und sich theils nach Italien, theils nach Genf begaben, wo die Regierungen ihnen damahls ganz freywillig viele und große Privilegien gestatteten.

Nun, o höchster Gott, richte ich mein Gebet an Dich, ja an Dich, den Gott unserer Väter: Du, dem es gefiel sich selbst den Hüter Israels zu nennen; Du der gnädig durch den heiligen Propheten Jermias versprochen, daß du nicht willst allen

Seelen

Saamen von Iſrael verworfen, wegen des Böſen das ſie gethan haben; Du, der durch ſo viele erſtaunliche Wunder dein Volk aus Egypten, dem Land der Sclaverey zogſt und es in das heilige Land führeteſt, laß gnädig deinen heiligen Einfluß auf das Gemüth des Fürſten wirken (der aus keiner eigennützigen oder andern Abſicht, als bloß aus Mitleiden über unſere Unterdrückung, ſich bewogen laßen uns zu beſchützen und zu beſchirmen; für welche auſſerordentliche Menſchlichkeit weder ich noch mein Volk je die Fähigkeit erwarten kann, ihm hinreichend erkenntlich und dankbar zu ſeyn) und auf das Gemüth ſeines berühmten und weiſen Raths, daß ſie das entſcheiden möchten, was nach deiner unendlichen Weisheit für uns das beſte und dienſchſte iſt. Denn die Menſchen, o Herr, ſehen das Gegenwärtige, aber Du in deiner Allwiſſenheit ſiehſt das Entfernteſte.

Und die ſehr ehrwürdige engliſche Nation erſuche ich ganz unterthänigſt, daß ſie meine Gründe unpartheyiſch, ohne Vorurtheil und frey von aller Leidenſchaft überleſen wolle, ich empfehle mich gänzlich ihrer Gnade und Gunſt, und bitte Gott ernſtlich, daß es ihm gefallen möge, die durch Zephanja verſprochene Zeit heran nahen zu laſſen, da wir ihn alle eines Sinnes und eines Herzens anbeten, alle in ſeinem Dienſte einſtimmig ſeyn werden; daß ſo wie ſein Name einzig iſt, auch ſeine Furcht einzig ſeyn möge; und das wir die Güte des ewig gelobten Gottes und die Tröſtungen Zions ſehen mögen. Amen! Amen!

In meiner Studierſtube in London den 10ten April im Jahr 5416 von Erſchaffung der Welt, und im Jahr 1656 nach der gemeinen Rechnung.

Ihrem Verlangen gemäß folgt hier das Verzeichnis der von mir geſchriebenen und gedruckten, oder zum Drucke bereits fertigen Bücher.

Verzeichnis der Bücher

welche von

Manaſſeh Ben Iſrael

im Hebräiſchen herausgegeben worden.

Nſchmath Chajim, d. i. Seele des Lebens, vier Bücher die Unſterblichkeit der Seele betreffend, worinn verſchiedene merkwürdige und anmuthige Fragen unterſucht und abgehandelt werden, wie aus dem Inhalt der beſondern Capitel, welcher dem Buche vorgeſetzt iſt, zu erſehen. Lateiniſch, und dem Kaiſer Ferdinand dem dritten zugeeignet.

Pene Raba. auf Raboth, von den alten Rabinen, lateiniſch und ſpaniſch.

Conciliatoris pars prima in Pentateuchum.

De Reſurrectione mortuorum libri tres.

Problemata de Creatione.

De Termino vitæ.

De Fragilitate humana, ex lapſu Adami, deque divino in bono opere Auxilio.

Spes Iſraelis. Iſt auch engliſch gedruckt.

Orationes Panegyricæ, quarum una ad illuſtriſſimum Principem. Aurantium, altera ad ſereniſſimam Reginam Sueciorum. Bloß ſpaniſch.

Conciliator { der zweyte Theil, über die erſten Propheten. / der dritte Theil, über die letzten Propheten. / der vierte Theil, über die Hagiographa.

Chumoſch, oder der Pentateuch, mit verſchiedenen Lehren am Rande.

Theſoro de las dinim, fünf Bücher von den Gebräuchen und Ceremonien der Juden, zwey Bände.

Chumoſch, der Pentateuch, mit einem Commentar.

Piedra preciosa, von Nebuchadnezars Bild, oder die fünfte Monarchie.

Laus Orationes dell Anno, die Gebete der Juden vom ganzen Jahre, aus der Urſprache überſetzt.

Bücher welche 1656 zum Druck fertig ſind.

De cultu imaginum contra Pontificios, lateiniſch.

Sermois Reden in portugieſiſcher Sprache.

Loci communes omnium Midraſim, welches die Göttlichkeit der alten Rabinen enthält, hebräiſch.

Bibliotheca Rabbinica zugleich mit dem Inhalte ihrer Bücher, und meinem Urtheil über ihre verſchiedene Ausgaben.

Pho-

Phocylides, in ſpaniſchen Verſen mit Anmerkungen.

Hippocratis Aphorismi, hebräiſch.

Flavius Joſephus adverſus Apionem, hebräiſch. Deſſen Monarchia rationis, hebräiſch.

Refutatio libri cui titulus Præadamitæ.

Hiſtoria ſive continuatio Flavii Joſephi ad hæc uſque tempora.

De divinitate legis Moſaicæ.

De ſcientia Talmuditarum, in ſingulis facultatibus.

Philoſophia Rabbinica.

De Diſciplinis Rabbinorum.

Nomenclator Hebraicus & Arabicus.

Auch habe ich über ſechzig andere Bücher herausgegeben und in meiner eigenen Druckerey gedruckt, unter welchen ſich verſchiedene Bibeln in hebräiſcher und ſpaniſcher Sprache, wie auch alle unſere hebräiſche Gebete, verbeſſert und in Ordnung gebracht, befinden.

Jerusalem

oder

über religiöse Macht

und

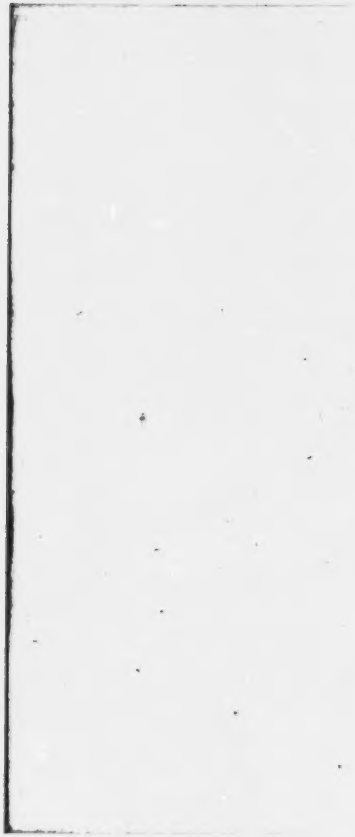
Judentum.

Von

Moses Mendelssohn.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Berlin,
bey Friedrich Maurer, 1783.



Erſter Abſchnitt.

BIBLIOTHECA
REGIA
CENSIS.

Staat und Religion — bürgerliche und geistliche Verfassung — weltliches und kirchliches Ansehen — diese Stützen des gesellschaftlichen Lebens so gegen einander zu stellen, daß sie sich die Wage halten, daß sie nicht vielmehr Lasten des gesellschaftlichen Lebens werden, und den Grund desselben stärker drücken, als was sie tragen helfen — dieses ist in der Politik eine der schwersten Aufgaben, die man seit Jahrhunderten schon aufzulösen bemühet ist, und hie und da vielleicht glücklicher praktisch beygelegt, als theoretisch aufgelöset hat. Man hat für gut befunden, diese verschiedene Verhältnisse des geselligen Menschen in moralische Wesen abzusondern, und jedem derselben ein eignes Gebiet, besondere Rechte, Pflichten

Gewalt und Eigenthum zuzuschreiben. Aber der Bezirk dieser verschiedenen Gebiete, und die Gränzen, die sie trennen, sind noch bis itzt nicht genau bestimmt. Man siehet bald die Kirche das Markmal weit in das Gebiet des Staats hinübertragen, bald den Staat sich Eingriffe erlauben, die den angenommenen Begriffen zufolge, eben so gewaltsam scheinen. Und unermeßlich sind die Uebel, die aus der Mißhelligkeit dieser moralischen Wesen bisher entstanden sind, und noch zu entstehen drohen. Liegen sie gegen einander zu Felde, so ist das menschliche Geschlecht das Opfer ihrer Zwietracht; und vertragen sie sich, so ist es gethan, um das edelste Kleinod der menschlichen Glückseligkeit; denn sie vertragen sich selten anders, als um ein drittes moralisches Wesen, die Freyheit des Gewissens, die von ihrer Uneinigkeit einigen Vortheil zu ziehen weis, aus ihrem Reiche zu verbannen.

Der Despotismus hat den Vorzug, daß er bündig ist. So lästig seine Forderungen auch dem gesunden Menschenverstande sind, so sind sie doch unter sich zusammenhängend und systematisch. Er hat auf jede Frage seine bestimmte Antwort. Ihr dürft euch weiter um die Gränzen

nicht

nicht bekümmern; denn wer alles hat, fragt nicht weiter, wie viel? — So auch nach römisch-katholischen Grundsätzen die kirchliche Verfassung. Sie ist auf jeden Umstand ausführlich, und gleichsam aus einem Stücke. Räumet ihr alle ihre Forderungen ein; so wisset ihr wenigstens, woran ihr euch zu halten habet. Euer Gebäude ist aufgeführt, und in allen Theilen desselben herrscht vollkommene Ruhe. Freylich nur jene fürchterliche Ruhe, wie Montesquieu sagt, die Abends in einer Festung ist, welche des Nachts mit Sturm übergehen soll. Wer aber Ruhe in Lehr und Leben für Glückseligkeit hält, findet sie dennoch nirgend gesicherter, als unter einem römischkatholischen Despoten; oder weil auch hier die Macht noch zu sehr vertheilt ist, unter der despotischen Herrschaft der Kirche selbst.

So bald aber die Freyheit an diesem systematischen Gebäude etwas zu verrücken wagt, so drohet Zerrüttung von allen Seiten, und man weis am Ende nicht mehr, was davon stehen bleiben kann. Daher die ausserordentliche Verwirrung, die bürgerlichen sowohl als kirchlichen Unruhen in den ersten Zeiten der Reformation, und die auffallende Verlegenheit der Lehrer und Verbes-

ferer selbst, so oft sie in dem Fall waren, in Absicht auf Gerechtsame, das wie weit? fest zu setzen. Nicht nur praktisch war es schwer, den großen, seiner Fessel entbundenen Haufen innerhalb geziemender Schranken zu halten; sondern auch in der Theorie selbst findet man die Schriften jener Zeiten voller unbestimmten und schwankenden Begriffe, so oft von Festsetzung der kirchlichen Gewalt die Rede ist. Der Despotismus der römischen Kirche war aufgehoben, aber — welche andre Form soll an ihrer Stelle eingeführt werden? — Noch itzt in unsern aufgeklärtern Zeiten haben die Lehrbücher des Kirchenrechts von dieser Unbestimmtheit nicht befreyet werden können. Allen Anspruch auf Verfassung will oder kann die Geistlichkeit nicht aufgeben, und gleichwohl weis niemand recht, worin solche bestehe? Man will Streitigkeiten in der Lehre entscheiden, ohne einen obersten Richter zu erkennen. Man beruft sich noch immer auf eine unabhängige Kirche, ohne zu wissen, wo sie anzutreffen sey. Man macht Anspruch auf Macht und Recht, und kann doch nicht angeben, wer sie handhaben soll?

Thomas Hobbes lebte zu einer Zeit, da der Fanatismus, mit einem unordentlichen Gefühle von Freyheit verbunden, keine Schranken mehr kannte, und im Begriffe war, wie ihm auch am Ende gelang, die königliche Gewalt unter den Fuß zu bringen, und die ganze Landesverfassung um zu stürzen. Der bürgerlichen Unruhen überdrüßig, und von Natur zum stillen, spekulativen Leben geneigt, setzte er die höchste Glückseligkeit in Ruhe und Sicherheit, sie mochte kommen, woher sie wollte; und diese fand er nirgend, als in der Einheit und Unzertrennlichkeit der höchsten Gewalt im Staate. Der öffentlichen Wohlfarth, glaubte er also, sey am besten gerathen, wenn alles, sogar unser Urtheil über Recht und Unrecht, der höchsten Gewalt der bürgerlichen Obrigkeit unterworfen würde. Um dieses desto füglicher thun zu können, setzte er zum voraus, der Mensch habe von Natur die Befugniß zu allem, wozu er von ihr das Vermögen erhalten hat. Stand der Natur sey Stand des allgemeinen Aufruhrs, des Krieges aller wider alle, in welchem jeder mag, was er kann; alles Recht ist, wozu man Macht hat. Dieser unglückselige Zustand habe so lange ge-

dauert, bis die Menschen übereingekommen, ihrem Elende ein Ende zu machen, auf Recht und Macht, in so weit es die öffentliche Sicherheit betrift, Verzicht zu thun, solche einer festgesetzten Obrigkeit in die Hände zu liefern, und nunmehr sey dasjenige Recht, was diese Obrigkeit befielt.

Für bürgerliche Freyheit hatte er entweder keinen Sinn, oder wollte er sie lieber vernichtet, als so gemißbraucht sehen. Um sich aber die Freyheit zu denken aus zu sparen, davon er selbst mehr als irgend jemand Gebrauch machte, nam er seine Zuflucht zu einer feinen Wendung. Alles Recht gründet sich, nach seinem System, auf Macht, und alle Verbindlichkeit auf Furcht; da nun Gott der Obrigkeit an Macht unendlich überlegen ist; so sey auch das Recht Gottes unendlich über das Recht der Obrigkeit erhaben, und die Furcht vor Gott verbinde uns zu Pflichten, die keiner Furcht vor der Obrigkeit weichen dürfen. Jedoch sey dieses nur von der innern Religion zu verstehen, um die allein es dem Weltweisen zu thun war. Den äussern Gottesdienst unterwarf er völlig dem Befehle der bürgerlichen Obrigkeit, und jede Neuerung in kirch-

lichen

lichen Sachen, ohne derselben Autorität, sey nicht nur Hochverrath, sondern auch Lästerung. Die Collisionen, die zwischen dem innern und äussern Gottesdienste entstehen müssen, sucht er durch die feinsten Unterscheidungen zu heben, und obgleich noch so manche Lücken zurückbleiben, die die Schwäche der Vereinigung sichtbar machen; so ist doch der Scharfsinn zu bewundern, mit welchem er sein System hat bündig zu machen gesucht.

Im Grunde liegt in allen Behauptungen des Hobbes viel Wahrheit, und die ungereimten Folgen, zu welchen sie führen, fließen blos aus der Uebertreibung, mit welcher er sie, aus Liebe zur Paradoxie, oder den Bedürfnissen seiner Zeiten gemäß, vorgetragen hat. Zum Theil waren auch die Begriffe des Naturrechts zu seiner Zeit noch nicht aufgeklärt genug, und Hobbes hat das Verdienst um die Moralphilosophie, das Spinoza um die Metaphysik hat. Sein scharfsinniger Irrthum hat Untersuchung veranlasset. Man hat die Ideen von Recht und Pflicht, Macht und Verbindlichkeit besser entwickelt; man hat physisches Vermögen von sittlichem Vermögen, Gewalt von Befugniß richtiger

unterscheiden gelernt, und diese Unterscheidungen so innigst mit der Sprache verbunden, daß nunmehr die Widerlegung des hobbesischen Systems schon in dem gesunden Menschenverstande, und so zu sagen, in der Sprache zu liegen scheinet. Dieses ist die Eigenschaft aller sittlichen Wahrheiten. Sobald sie ins Licht gesetzt sind, vereinigen sie sich so sehr mit der Sprache des Umgangs und verbinden sich mit den alltäglichen Begriffen der Menschen, daß sie dem gemeinen Menschenverstande einleuchten, und nunmehr wundern wir uns, wie man vormals auf einem so ebnen Wege habe straucheln können. Wir bedenken aber den Aufwand nicht, den es gekostet, diesen Steig durch die Wildniß so zu ebnen.

Hobbes selbst mußte die unstatthaften Folgen auf mehr als eine Weise empfinden, zu welchen seine übertriebenen Sätze unmittelbar führen. Sind die Menschen von Natur an keine Pflicht gebunden, so liegt ihnen auch nicht einmal die Pflicht ob, ihre Verträge zu halten. Findet im Stande der Natur keine andre Verbindlichkeit Statt, als die sich auf Furcht und Ohnmacht gründet; so dauert die Gültigkeit der

Ver-

Verträge auch nur so lange, als sie von Furcht und Ohnmacht unterstützt wird; so haben die Menschen durch Verträge keinen Schritt näher zu ihrer Sicherheit gethan, und befinden sich noch immer in ihrem primitiven Zustande des allgemeinen Krieges. Sollten aber Verträge gültig seyn; so muß der Mensch von Natur, ohne Vertrag und Verabredung, an und für sich selbst nicht befugt seyn, wider ein Paktum zu handeln, das er gutwillig eingegangen; das heißt, es muß ihm nicht erlaubt seyn, wenn er auch kann: er muß das sittliche Vermögen nicht haben, wenn er auch das physische dazu hätte. Macht und Recht sind also verschiedene Dinge, und waren auch im Stande der Natur heterogene Begriffe. —— Ferner, der höchsten Gewalt im Staate schreibt Hobbes strenge Gesetze vor, nichts zu befehlen, das der Wohlfarth ihrer Unterthanen zuwider sey. Wenn sie auch keinem Menschen Rechenschaft zu geben schuldig seyen; so haben sie diese doch vor dem allerhöchsten Richter abzulegen; wenn sie auch nach seinen Grundsätzen keine Furcht vor irgend einer menschlichen Macht binde; so binde sie doch die Furcht vor der Allmacht, die ihren Willen hierüber hinäng-

länglich zu erkennen gegeben. Hobbes ist hierüber sehr ausführlich, und hat im Grunde weit weniger Nachsicht für die Götter der Erde, als man seinem System zutrauen sollte. Allein eben diese Furcht vor der Allmacht, welche die Könige und Fürsten an gewisse Pflichten gegen ihre Unterthanen binden soll, kann doch auch im Stande der Natur für jeden einzelnen Menschen eine Quelle der Obliegenheiten werden, und so hätten wir abermals ein solennes Recht der Natur, das Hobbes doch nicht zugeben will. — Auf solche Weise kan sich in unsern Tagen jeder Schüler des Naturrechts einen Triumph über Thomas Hobbes erwerben, den er im Grunde doch ihm zu verdanken hat.

Locke, der in denselben verwirrungsvollen Zeitläuften lebte, suchte die Gewissensfreyheit auf eine andre Weise zu schirmen. In seinen Briefen über die Toleranz legt er die Definition zum Grunde: Ein Staat sey eine Gesellschaft von Menschen, die sich vereinigen, um ihre zeitliche Wohlfarth gemeinschaftlich zu befördern. Hieraus folgt alsdann ganz natürlich, daß der Staat sich um die Gesinnungen der Bürger, ihre ewige Glückseligkeit betreffend,

gar

gar nicht zu bekümmern, sondern jeden zu dulden habe, der sich bürgerlich gut aufführt, das heißt seinen Mitbürgern, in Absicht ihrer zeitlichen Glückseligkeit, nicht hinderlich ist. Der Staat, als Staat, hat auf keine Verschiedenheit der Religionen zu sehen; denn Religion hat an und für sich auf das Zeitliche keinen nothwendigen Einfluß, und stehet blos durch die Willkühr der Menschen mit demselben in Verbindung.

Sehr wohl! Ließe sich der Zwist durch eine Worterklärung entscheiden; so wüßte ich keine bequemere, und wenn sich die unruhigen Köpfe seiner Zeit hiemit hätten die Intoleranz ausreden lassen; so würde der gute Locke nicht nöthig gehabt haben, so oft ins Elend zu wandern. Allein was hindert uns, fragen jene, daß wir nicht auch unsere ewige Wohlfarth gemeinschaftlich zu befördern suchen sollten? Und in der That, was für Grund haben wir, die Absicht der Gesellschaft blos auf das Zeitliche einzuschränken? Wenn die Menschen ihre ewige Seligkeit durch öffentliche Vorkehrungen befördern können; so ist es ja ihre natürliche Pflicht es zu thun; ihre vernunftmäßige Schuldigkeit, daß sie sich auch in dieser Absicht zusammenthun, und in gesellschaftliche

liche Verbindung treten. Ist aber dieses, und der Staat, als Staat, will sich blos mit dem Zeitlichen abgeben; so entstehet die Frage: wem sollen wir die Sorge für das Ewige antrauen? — Der Kirche? Nun sind wir auf einmal wieder da, wo wir ausgegangen waren. Staat und Kirche. — Sorge für das Zeitliche und Sorge für das Ewige — bürgerliche und kirchliche Autorität. Jene verhält sich zu dieser, wie die Wichtigkeit des Zeitlichen zur Wichtigkeit des Ewigen. Der Staat ist also der Religion untergeordnet; muß weichen, wenn eine Collision entstehet. Nun widerstehe, wer da kann, dem Cardinal Bellarmin, mit dem fürchterlichen Gefolge seiner Argumente, daß das Oberhaupt der Kirche, zum Behuf des Ewigen, über alles Zeitliche zu befehlen, und also wenigstens indirecte *) ein Hoheitsrecht habe, über alle Güter und Gemüther der Welt; daß alle weltliche Reiche indirecte

*) Bellarmin selbst ward beinahe von dem Pabste Sixtus V verketzert, weil er ihm blos eine indirecte Macht über das Zeitliche der Könige und Fürsten zuschrieb. Sein Werk ward in das Verzeichnis der Inquisition gesetzt.

directe unter der Botmäßigkeit des geistlichen Einzelherren stünden, und von ihm Befehle annehmen müßten, wenn sie ihre Regierungsform verändern, ihre Könige absetzen, und andere an ihrer Stelle einsetzen müßten; weil sehr oft das ewige Heil des Staats auf keine andere Weise erhalten werden könne — und wie die Maximen seines Ordens alle heißen, die Bellarmin in seinem Werke de Romano Pontifice mit so vielem Scharfsinne festsetzet. Alles, was man den Trugschlüssen des Cardinals in sehr weitläuftigen Werken entgegen gesetzt hat, scheint nicht zum Ziel zu treffen, sobald der Staat die Sorge für die Ewigkeit ganz aus den Händen giebt.

Von einer andern Seite ist es im genausten Verstande weder der Wahrheit gemäß, noch dem Besten der Menschen zuträglich, daß man das Zeitliche von dem Ewigen so scharf abschneide. Dem Menschen wird im Grunde nie eine Ewigkeit zu Theile werden: Sein Ewiges ist blos ein unaufhörliches Zeitliche. Sein Zeitliches nimmt nie ein Ende, ist also ein wesentlicher Theil seiner Fortdauer, und mit derselben aus einem Stücke. Man verwirret die Begriffe, wenn man seine zeitliche Wohlfarth der ewigen Glückseligkeit

keit entgegen setzet. Und diese Verwirrung der Begriffe bleibt nicht ohne praktische Folgen. Sie verrückt den Wirkungskreis der menschlichen Fähigkeiten, und spannet seine Kräfte über das Ziel hinaus, das ihm von der Vorsehung mit so vieler Weisheit gesetzt worden. „Auf dem „dunkeln Pfade, man erlaube, daß ich meine „eigenen Worte *) hier anführe, auf dem dun„keln Pfade, den der Mensch hier zu wandeln „hat, ist ihm gerade so viel Licht beschieden, „als zu den nächsten Schritten, die er zu „thun hat, nöthig ist. Ein mehreres würde „ihn nur blenden, und jedes Seitenlicht nur „verwirren.„ Es ist nöthig, daß der Mensch unaufhörlich erinnert werde, mit diesem Leben sey nicht alles aus für ihn; es stehe ihm eine endlose Zukunft bevor, zu welcher sein Leben hienieden eine Vorbereitung sey, so wie in der ganzen Schöpfung jedes Gegenwärtige eine Vorbereitung aufs Künftige ist. Dieses Leben, sagen die Rabbinen, ist ein Vorgemach, in welchem man sich so anschicken muß, wie man im innern Zim-

*) S. Anmerk. zu Abbts freundschaftlichen Correspondenz. S. 28.

Zimmer erscheinen will. Aber nun hütet euch auch, die es Leben mit der Zukunft weiter in Gegensatz zu bringen, und die Menschen auf die Gedanken zu führen: ihre wahre Wohlfarth in diesem Leben sey nicht einerley mit ihrer ewigen Glückseligkeit in der Zukunft; ein anderes wäre es für ihr zeitliches, ein anderes für ihr ewiges Wohl sorgen, und es sey möglich, eines zu erhalten, und das andre zu vernachläßigen. Dem Blödsichtigen, der auf schmalem Steige wandeln soll, werden durch dergleichen Vorspiegelungen Standpunkt und Gesichtskreis verrückt, und er ist in Gefahr schwindlicht zu werden, und auf ebenem Wege zu stolpern. So mancher gestraut sich nicht, die gegenwärtigen Wohlthaten der Vorsehung zu genießen, aus Besorgniß eben so viel von denselben dort zu verlieren, und mancher ist ein schlechter Bürger auf Erden geworden, in Hoffnung dadurch ein desto besserer im Himmel zu werden.

Ich habe mir die Begriffe von Staat und Religion, von ihren Gränzen und wechselweisem Einfluß auf einander, sowohl, als auf die Glückseligkeit des bürgerlichen Lebens, durch folgende Betrachtungen deutlich zu machen gesucht. So

bald der Mensch zur Erkenntnis kömmt, daß er, ausserhalb der Gesellschaft, so wenig die Pflichten gegen sich selbst und gegen den Urheber seines Daseyns, als die Pflichten gegen seinen Nächsten erfüllen, und also ohne Gefühl seines Elends nicht länger in seinem einsamen Zustande bleiben kann; so ist er verbunden, denselben zu verlassen, mit seines gleichen in Gesellschaft zu treten, um durch gegenseitige Hülfe ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und durch gemeinsame Vorkehrungen, ihr gemeinsames Beste zu befördern. Ihr gemeinsames Beste aber begreift das Gegenwärtige sowohl als das Zukünftige, das Geistliche sowohl als das Irdische, in sich. Eins ist von dem andern unzertrennlich. Ohne Erfüllung unserer Obliegenheiten ist für uns weder hier noch da; weder auf Erden, noch im Himmel, ein Glück zu erwarten. Nun gehöret zur wahren Erfüllung unserer Pflichten, zweierlei: Handlung und Gesinnung. Durch die Handlung geschieht das, was die Pflicht erfordert, und die Gesinnung macht, daß es aus der wahren Quelle komme, d. i. aus ächten Bewegungsgründen geschehe.

Also Handlungen und Gesinnungen gehören zur Vollkommenheit des Menschen, und die Gesellschaft hat, so viel als möglich, durch gemeinschaftliche Bemühungen für beides zu sorgen; d. i. die Handlungen der Mitglieder zum gemeinschaftlichen Besten zu lenken, und Gesinnungen zu veranlassen, die zu diesen Handlungen führen. Jenes ist die Regierung, dieses die Erziehung des geselligen Menschen. Zu beiden wird der Mensch durch Gründe geleitet, und zwar zu den Handlungen durch Bewegungsgründe, und zu den Gesinnungen durch Wahrheitsgründe. Die Gesellschaft hat also beide durch öffentliche Anstalten so einzurichten, daß sie zum allgemeinen Besten übereinstimmen.

Die Gründe, welche den Menschen zu vernünftigen Handlungen und Gesinnungen leiten, beruhen zum Theil auf Verhältnissen der Menschen gegen einander, zum Theil auf Verhältnissen der Menschen gegen ihren Urheber und Erhalter. Jene gehören für den Staat, diese für die Religion. In so weit die Handlungen und Gesinnungen der Menschen, durch Gründe, die aus ihren Verhältnissen gegen einander fließen, gemeinnützig gemacht werden können,

sind sie ein Gegenstand der bürgerlichen Verfassung; in so weit aber die Verhältnisse der Menschen gegen Gott, als Quelle derselben angenommen werden, gehören sie für die Kirche, Synagoge oder Moschee. Man liest in so manchen Lehrbüchern des sogenannten Kirchenrechts ernsthafte Untersuchungen: ob auch Juden, Ketzer und Irrgläubige eine Kirche haben können. Nach den unermeßlichen Vorrechten, die die sogenannte Kirche sich anzumaßen pflegt, ist die Frage so ungereimt nicht, als sie einem unbefangenen Leser scheinen muß. Mir kömmt es aber, wie leicht zu erachten, auf diesen Unterschied der Benennung nicht an. Oeffentliche Anstalten zur Bildung des Menschen, die sich auf Verhältnisse des Menschen zu Gott beziehen, nenne ich Kirche; — zum Menschen, Staat. Unter Bildung des Menschen verstehe ich die Bemühung, beides, Gesinnungen und Handlungen so einzurichten, daß sie zur Glückseligkeit übereinstimmen; die Menschen erziehen und regieren.

Heil dem Staate, dem es gelinget, das Volk durch die Erziehung selbst zu regieren; das heißt, ihm solche Sitten und Gesinnungen einzuflößen, die von selbst zu gemeinnützigen Handlungen

lungen führen, und nicht immer durch den Spern der Gesetze angetrieben zu werden brauchen. — Der Mensch im gesellschaftlichen Leben muß auf manches von seinen Rechten zum allgemeinen Besten Verzicht thun; oder wie man es nennen kann, sehr oft seinen eigenen Nutzen dem Wohlwollen aufopfern. Nun ist er glücklich, wenn diese Aufopferung eigenes Triebes geschiehet, und er jedes Mal wahrnimmt, daß sie blos zum Behuf des Wohlwollens von ihm geschehen sey. Wohlwollen macht im Grunde glücklicher, als Eigennutz; aber wir müssen uns selbst und die Aesserung unserer Kräfte dabey empfinden. Nicht wie einige Sophisten es auslegen, weil alles am Menschen Eigenliebe ist; sondern weil Wohlwollen kein Wohlwollen mehr ist, weder Werth noch Verdienst mit sich führet, wenn es nicht aus freyem Triebe des Wohlwollenden fließet.

Hierdurch kann man vielleicht auf die bekannte Frage: Welche Regierungsform ist die beste? eine befriedigende Antwort geben. Eine Frage auf welche bisher sich widersprechende Antworten, mit gleichem Scheine der Wahrheit, gegeben worden sind. Im Grunde ist sie zu unbestimmt, fast so wie jene medicinische Frage

von gleicher Art: Welche Speise ist die gesundeste? Jede Complexion, jedes Clima, jedes Alter, Geschlecht, Lebensart u. s. w. erfordert eine andere Antwort. Eben so verhält es sich mit unserm politischphilosophischen Problem. Für jedes Volk, auf jeder Stufe der Cultur, auf welcher es stehet, ist eine andere Regierungsform die beste. Manche despotisch regierte Nationen würden höchst elend seyn, wenn man sie sich selbst überließe; so elend als manche freygesinnten Republikaner, wenn man sie einem Einzelherrn unterwerfen wollte. Ja manche Nation wird, so wie sich Cultur, Lebensart und Gesinnung abändert, auch mit der Regierungsform ändern, und in einer Folge von Jahrhunderten den ganzen Zirkel der Regierungsformen, von Anarchie bis zum Despotismus, durch alle Schattierungen und Vermischungen durchwandern, und doch immer die Form gewählt haben, die in solchen Umständen für sie die Beste war.

Unter allen Umständen und Bedingungen aber halte ich es für einen untrüglichen Maaßstab von der Güte der Regierungsform, je mehr in derselben durch Sitten und Gesinnungen gewürkt, und also durch die Erziehung selbst regiert

ziert wird. Mit andern Worten, je mehr dem Bürger Anlaß gegeben wird, anschauend zu erkennen, daß er auf einige seiner Rechte nur zum allgemeinen Besten Verzicht zu thun, von seinem Eigennutzen nur zum Behuf des Wohlwollens aufzuopfern hat, und also von der einen Seite durch Aeusserung des Wohlwollens eben so viel gewinnet, als er durch die Aufopferung verliert. Ja, daß er durch die Aufopferung selbst noch an innerer Glückseligkeit wuchere; indem diese das Verdienst und die Würde der wohlthätigen Handlung und also die wahre Vollkommenheit des Wohlwollenden vermehret. Es ist z. B. nicht rathsam, daß der Staat alle Pflichten der Menschenliebe, bis auf die Almosenpflege, übernehme, und in öffentliche Anstalten verwandele. Der Mensch fühlt seinen Werth, wenn er Mildthätigkeit ausübt; wenn er anschauend wahrnimmt, wie er durch seine Gabe die Noth seines Nebenmenschen erleichtert; wenn er giebt, weil er will. Giebt er aber, weil er muß; so fühlt er nur seine Fesseln.

Eine Hauptbemühung des Staats muß es also seyn, die Menschen durch Sitten und Gesinnungen zu regieren. Nun giebt es kein Mit-

tel, die Gesinnungen, und vermittelst derselben, die Sitten der Menschen zu verbessern, als Ueberzeugung. Gesetze verändern keine Gesinnung, willkürliche Strafen und Belohnung erzeugen keine Grundsätze, veredeln keine Sitten. Furcht und Hoffnung sind keine Kriterien der Wahrheit. Erkenntniß, Vernunftgründe, Ueberzeugung, diese allein bringen Grundsätze hervor, die, durch Ansehen und Beyspiel, in Sitten übergehen können. Und hier ist es, wo die Religion dem Staat zu Hülfe kommen, und die Kirche eine Stütze der bürgerlichen Glückseligkeit werden soll. Ihr kömmt es zu, das Volk auf die nachdrücklichste Weise von der Wahrheit edler Grundsätze und Gesinnungen zu überführen; ihnen zu zeigen, daß die Pflichten gegen Menschen auch Pflichten gegen Gott seyen, die zu übertreten, schon an und für sich höchstes Elend sey; daß dem Staate dienen ein wahrer Gottesdienst, Recht und Gerechtigkeit der Befehl Gottes, und Wohlthun sein allerheiligster Wille sey, und daß wahre Erkenntniß des Schöpfers keinen Menschenhaß in der Seele zurücklassen könne. Dieses zu lehren, ist Amt und Pflicht und Beruf der Religion; dieses zu predigen Amt und Pflicht und Beruf

ihrer

ihrer Diener. Wie hat es den Menschen bekommen können, jene das Gegentheil lehren, diese das Gegentheil predigen zu lassen?

Wenn aber der Charakter der Nation, der Grad der Cultur, auf welchen sie gestiegen, die mit dem Wohlstande der Nation gewachsene Volksmenge, vervielfältigte Verhältnisse und Verbindungen, überhand genommene Ueppigkeit und andere Ursachen es unmöglich machen, die Nation blos durch Gesinnungen zu regieren; so nimmt der Staat seine Zuflucht zu öffentlichen Anstalten, Zwangsgesetzen, Bestrafungen des Verbrechens und Belohnung des Verdienstes. Wenn der Bürger nicht aus innerm Gefühl seiner Schuldigkeit das Vaterland vertheidigen will; so werde er durch Belohnung gelockt, oder durch Gewalt gezwungen. Haben die Menschen keinen Sinn mehr für den innern Werth der Gerechtigkeit, erkennen sie nicht mehr, daß Redlichkeit in Handel und Wandel wahre Glückseligkeit sey; so werde die Ungerechtigkeit gezüchtiget, der Betrug bestraft. Freylich erhält der Staat auf diese Weise den Endzweck der Gesellschaft nur zur Hälfte. Aeußere Bewegungsgründe machen den, auf welchen sie auch wir-

ken, nicht glücklich. Wer aus Liebe zur Rechtschaffenheit den Betrug meidet, ist glücklicher, als der nur die willkührlichen Strafen fürchtet, die der Staat mit dem Betruge verbunden. Allein seinem Nebenmenschen kann es gleichviel gelten, aus welchen Bewegursachen das Unrecht unterbleibt, durch welche Mittel ihm sein Recht und Eigentum gesichert wird. Das Vaterland ist vertheidiget; die Bürger mögen aus Liebe, oder aus Furcht vor positiver Strafe, für dasselbe fechten; obgleich die Vertheidiger selbst in jenem Falle glücklich, in diesem aber unglücklich sind. Wenn innere Glückseligkeit der Gesellschaft nicht völlig zu erhalten stehet; so werde wenigstens äussere Ruhe und Sicherheit allenfalls erzwungen.

Der Staat also begnügt sich allenfalls mit todten Handlungen, mit Werken ohne Geist, mit Uebereinstimmung im Thun, ohne Uebereinstimmung in Gedanken. Auch wer nicht an Gesetze glaubt, muß nach dem Gesetze thun, sobald es Sanction erhalten hat. Er kann dem einzelnen Bürger das Recht lassen, über die Gesetze zu urtheilen; aber nicht nach seinem Urtheile zu handeln; denn hierauf hat er als Mitglied der

Gesell-

Geſellſchaft Verzicht thun müſſen, weil ohne dieſe Verzicht eine bürgerliche Geſellſchaft ein Unding iſt. — Nicht alſo die Religion! Dieſe kennet keine Handlung ohne Geſinnung, kein Werk ohne Geiſt, keine Uebereinſtimmung im Thun, ohne Uebereinſtimmung im Sinne. Religiöſe Handlungen, ohne religiöſe Gedanken, iſt leeres Puppenſpiel, kein Gottesdienſt. Dieſe müſſen alſo an und für ſich ſelbſt aus dem Geiſte kommen, und können weder durch Belohnung erkauft, noch durch Strafen erzwungen werden. Aber auch von bürgerlichen Handlungen ziehet die Religion ihre Hand ab, in ſo weit ſie nicht durch Geſinnung, ſondern durch Macht hervorgebracht werden. Der Staat hat ſich auch keine Hülfe mehr von der Religion zu verſprechen, ſobald er blos durch Belohnung und Beſtrafung würken kann; denn in ſo weit dieſes geſchiehet, kommen die Pflichten gegen Gott weiter in keine Betrachtung, ſind die Verhältniſſe zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Schöpfer ohne Wirkung. Aller Beyſtand, den die Religion dem Staate leiſten kann, iſt Belehren und Tröſten; durch ihre göttlichen Lehren dem Bürger gemeinnützige Geſinnungen beybrin-

bringen, und durch ihre überirdische Trostgründe den Elenden aufrichten, der als ein Opfer für das gemeine Beste zum Tode verurtheilt worden.

Hier zeigt sich also schon ein wesentlicher Unterschied zwischen Staat und Religion. Der Staat gebietet und zwinget; die Religion belehrt und überredet; der Staat ertheilt Gesetze, die Religion Gebote. Der Staat hat physische Gewalt und bedient sich derselben, wo es nöthig ist; die Macht der Religion ist Liebe und Wohlthun. Jener giebt den Ungehorsamen auf, und stößt ihn aus; diese nimmt ihn in ihren Schoos, und sucht ihn noch in dem letzten Augenblicke seines gegenwärtigen Lebens, nicht ganz ohne Nutzen, zu belehren, oder doch wenigstens zu trösten. Mit einem Worte: die bürgerliche Gesellschaft kann, als moralische Person, Zwangsrechte haben, und hat diese auch durch den gesellschaftlichen Vertrag würklich erhalten. Die religiöse Gesellschaft macht keinen Anspruch auf Zwangsrecht und kann durch alle Verträge in der Welt kein Zwangsrecht erhalten. Der Staat besitzet vollkommene, die Kirche blos unvollkommene Rechte. Um dieses gehörig

ins

ins Licht zu ſetzen, erlaube man mir zu den erſten Begriffen hinaufzuſteigen, und den

Urſprung der Zwangsrechte und Gültigkeit der Verträge unter den Menſchen

etwas genauer zu unterſuchen. Ich bin in Gefahr, für manche Leſer zu ſpekulativ zu werden. Allein hat doch jeder die Freyheit das zu überſchlagen, was nicht nach ſeinem Geſchmacke iſt. Den Freunden des Naturrechts dürfte es nicht unangenehm ſeyn, zu ſehen, wie ich mir die erſten Grundſätze deſſelben zu erörtern geſucht habe. —

Die Befugniß (das ſittliche Vermögen) ſich eines Dinges als Mittels zu ſeiner Glückſeligkeit zu bedienen, heißt ein Recht. Das Vermögen aber heißt ſittlich, wenn es mit den Geſetzen der Weisheit und Güte beſtehen kann, und die Dinge, die als Mittel zur Glückſeligkeit dienen können, werden Güter genannt. Der Menſch hat alſo ein Recht auf gewiſſe Güter oder Mittel zur Glückſeligkeit, in ſo weit ſolches den Geſetzen der Weisheit und Güte nicht widerſpricht.

Was nach den Gesetzen der Weisheit und der Güte geschehn muß, oder dessen Gegentheil den Gesetzen der Weisheit oder der Güte widersprechen würde: heißt sittlich nothwendig. Die sittliche Nothwendigkeit (Schuldigkeit) etwas zu thun, oder zu unterlassen, ist eine Pflicht.

Die Gesetze der Weisheit und Güte können sich nicht einander widersprechen. Wenn ich also ein Recht habe etwas zu thun; so kann mein Nebenmensch kein Recht haben, mich daran zu verhindern; sonst wäre eben dieselbe Handlung zu einerley Zeit sittlich möglich und sittlich unmöglich. Einem jeden Rechte entspricht also eine Pflicht; dem Rechte zu thun entspricht die Pflicht zu leiden; dem Rechte zu fordern, die Pflicht zu leisten, u. s. w. *)

Weis-

*) Man macht den Einwurf: der Kriegsmann habe in währendem Kriege die Befugniß, den Feind umzubringen, ohne daß diesem die Pflicht obliege, solches zu leiden.

Allein der Kriegsmann hat diese Befugniß nicht als Mensch; sondern als Mitglied, oder Söldner des

Weisheit mit Güte verbunden heißt Gerechtigkeit. — Das Gesetz der Gerechtigkeit, auf welches ein Recht sich gründet, ist entweder von der Beschaffenheit, daß alle Bedingungen, unter welchen das Prädikat dem Subiekte zukommt, dem Rechthabenden gegeben sind, oder nicht. In dem ersten Falle ist es ein vollkommenes, in dem andern ein unvollkommenes Recht. Bey dem unvollkommenen Rechte nämlich hängt ein Theil der Bedingungen, unter welchen das Recht zukömmt, von dem Wissen und Gewissen des Pflichtträgers ab.

Dieser

des kriegführenden Staats. Der Staat nämlich ist entweder wirklich beleidiget, oder giebt vor beleidiget zu seyn, und seine Befriedigung nicht anders, als durch die Gewalt, erhalten zu können. Das Gefecht ist also eigentlich nicht zwischen Mensch und Mensch; sondern zwischen Staat und Staat; und unter den beiden kriegführenden Staaten hat doch offenbar nur einer das Recht auf seiner Seite. Dem Beleidiger liegt allerdings die Pflicht ob, den Beleidigten zu befriedigen, und alles zu leiden, ohne welches jener nicht zu seinem gekränkten Rechte gelangen kann.

Dieser ist also auch in dem ersten Falle vollkommen, in dem andern aber nur unvollkommen zu der Pflicht verbunden, die jenem Rechte entspricht. — Es giebt vollkommene und unvollkommene, sowohl Pflichten, als Rechte. Jene heißen Zwangsrechte und Zwangspflichten; diese hingegen Ansprüche (Bitten) und Gewissenspflichten. Jene sind äusserlich, diese aber nur innerlich. Zwangsrechte dürfen mit Gewalt erpreßt; Bitten aber verweigert werden. Unterlassung der Zwangspflichten ist Beleidigung, Ungerechtigkeit; der Gewissenspflichten aber blos Unbilligkeit.

Die Güter, auf welche der Mensch ein ausschließendes Recht hat, sind 1) seine eigenen Fähigkeiten; 2) was er durch dieselben hervorbringet, oder dessen Fortkommen er befördert, was er anbauet, hegt, schützt u. s. w. (Produkte seines Fleißes); 3) Güter der Natur, die er mit den Produkten seines Fleißes so verbunden, daß sie von denselben ohne Zerstörung nicht mehr getrennt werden können, die er sich

alſo zu eigen gemacht. Hierin beſtehet alſo ſein natürliches Eigentum, und dieſe Güter ſind auch im Stande der Natur, bevor noch irgend ein Vertrag unter den Menſchen Statt gefunden, von der urſprünglichen Gemeinſchaft der Güter ausgeſchloſſen worden. Die Menſchen beſitzen nämlich urſprünglich nur diejenigen Güter gemeinſchaftlich, die von der Natur, ohne eines Menſchen Fleis und Beförderung, hervorgebracht werden. — Nicht alles Eigentum iſt blos conventionell.

Der Menſch kann ohne Wohlthun nicht glücklich ſeyn; Nicht ohne leidendes, aber eben ſo wenig ohne thätiges Wohlthun. Er kann nicht anders, als durch gegenſeitigen Beyſtand, durch Wechſel von Dienſt und Gegendienſt, durch thätige und leidende Verbindung mit ſeinem Nebenmenſchen, vollkommen werden.

Wenn alſo der Menſch Güter beſitzet, oder Mittel zur Glückſeligkeit in ſeinem Vermögen hat, die er entbehren kan, d. i. die nicht nothwendig zu ſeinem Daſeyn erforderlich ſind, und zu ſeinem Beſſerſeyn dienen; ſo

ist er verpflichtet, solche zum Theil zum Besten seines Nebenmenschen, zum Wohlwollen anzuwenden; denn Besserseyn ist von Wohlwollen unzertrennlich.

Er hat aber auch aus ähnlichen Ursachen ein Recht auf seines Nebenmenschen Wohlwollen. Er kan erwarten, und Anspruch darauf machen, daß ihm andere mit ihren entbehrlichen Gütern beystehen, und zu seiner Vollkommenheit beförderlich seyn werden. Man erinnre sich nur immer, was wir unter dem Worte Güter verstehen. Alles innere und äussere Vermögen des Menschen, in so weit es ihm, oder andern, ein Mittel zur Glückseligkeit werden kann. Was also der Mensch im Stande der Natur an Fleiß, Vermögen und Kräften besitzet; alles, was er Sein nennen kan, ist Theils zum Selbstgebrauch (eigenen Nutzen), Theils zum Wohlwollen gewidmet.

Wie aber das Vermögen der Menschen eingeschränkt, und also erschöpflich ist; so kann dasselbe Vermögen oder Gut zuweilen nicht mir und meinem Nebenmenschen zugleich dienen. So kan ich auch dasselbe

Vermö-

Vermögen oder Gut nicht gegen alle meine Nebenmenſchen, nicht zu allen Zeiten, auch nicht unter allen Umſtänden zum Beſten anwenden; und da ich ſchuldig bin von meinen Kräften den beſtmöglichſten Gebrauch zu machen; ſo kömmt es auf die Auswahl und nähere Beſtimmung an, wie viel von dem Meinigen ich zum Wohlwollen beſtimmen ſoll? Gegen wen? zu welcher Zeit, und unter welchen Umſtänden?

Wer ſoll dieſes entſcheiden? wer die Colliſionsfälle ſchlichten? — Nicht mein Nächſter; denn ihm ſind nicht alle Gründe gegeben, aus welchen der Streit der Pflichten entſchieden werden muß. Zu dem würde jeder andere eben das Recht haben, und wenn von meinen Nebenmenſchen jeder zu ſeinem Vortheil entſcheiden ſollte, wie wahrſcheinlicher Weiſe geſchehen dürfte, ſo wäre die Verlegenheit nicht gehoben.

Mir, und mir allein, kömmt alſo im Stande der Natur das Entſcheidungsrecht zu, ob und wieviel, wenn, wem, und unter welchen Bedingungen ich zum Wohlthun verbunden bin? und ich kann im Stande der

Natur durch keine Zwangsmittel, zu keinerley Zeit, zum Wohlthun angehalten werden. Meine Pflicht wohlzuthun, ist blos Gewissenspflicht, davon ich äusserlich niemanden Rechenschaft zu geben habe; so wie mein Recht auf anderer Wohlthun, blos ein Recht zu bitten ist, das abgewiesen werden kann. — Im Stande der Natur sind alle positive Pflichten der Menschen gegen einander blos unvollkommene Pflichten; so wie ihre positive Rechte auf einander blos unvollkommene Rechte, keine Pflichten, die erpreßt werden können, keine Rechte, die Zwang erlauben. — Blos die Unterlassungspflichten und Rechte sind im Stande der Natur vollkommen. Ich bin vollkommen verpflichtet, niemanden zu schaden, und vollkommen berechtiget, zu verhindern, daß niemand mir schade. Schaden aber heißt, wie bekannt, wider das vollkommene Recht eines andern handeln.

Man könnte zwar glauben, die Pflicht zur Entschädigung sey eine positive Pflicht, zu der der Mensch auch im Stande der

Natur

Natur verbunden ist. Wenn ich meinem Nächsten Schaden zugefügt habe, so bin ich, ohne allen Vertrag, blos nach den Gesetzen der natürlichen Gerechtigkeit, auch äusserlich verpflichtet, ihm solchen zu ersezzen, und kann von ihm mit Gewalt dazu angehalten werden.

Allein die Entschädigung ist zwar eine positive Handlung; die Verbindlichkeit aber zu derselben fließet im Grunde aus der Unterlassungspflicht; beleidige nicht! denn der Schaden, den ich meinem Nächsten zugefügt habe, ist, so lange er seiner Wirkung nach nicht aufgehoben wird, als eine fortgesezte Beleidigung anzusehen. Ich handele also eigentlich wider eine negative Pflicht, so lange ich die Entschädigung unterlasse; denn ich fahre fort zu beleidigen. Die Entschädigungspflicht macht also keine Ausnahme von der Regel, daß der Mensch im Stande der Natur unabhängig, d. i. niemanden positive verpflichtet sey. Niemand hat ein Zwangsrecht mir vorzuschreiben, wie viel ich von meinen Kräften zum Besten anderer anwenden, und wem ich die

Wohlthat davon angebeten lassen soll. Auf mein Gutdünken allein muß es ankommen, nach welcher Regel ich die Collisionsfälle entscheiden will.

Auch das natürliche Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist diesem allgemeinen Naturgesetz nicht zuwider. Es ist leicht zu erachten, daß nur diejenigen Personen im Stande der Natur unabhängig sind, denen man eine vernunftmäßige Entscheidung der Collisionsfälle zutrauen kann. Bevor also die Kinder zu den Jahren gelangen, in welchen man ihnen den Gebrauch der Vernunft zutrauen kann, haben sie keinen Anspruch auf Unabhängigkeit, müssen sie von andern entscheiden lassen, wie und zu welchen Absichten sie ihre Kräfte und Fähigkeiten anwenden sollen. Die Eltern sind ihrer Seits auch verbunden, ihre Kinder in der Kunst die Collisionsfälle vernünftig zu entscheiden, nach und nach zu üben, und so wie ihre Vernunft zunimmt, ihnen auch allmählig den freien, unabhängigen Gebrauch ihrer Kräfte zu überlassen.

Nun ſind die Eltern zwar auch im Stande der Natur gegen ihre Kinder zu gewiſſen Dingen äuſſerlich verpflichtet, und könte man glauben, daß dieſes eine poſitive Pflicht ſey, die ohne allen Vertrag, nach den ewigen Geſetzen der Weisheit und Güte erzwungen werden könnte. Allein mich dünkt, das Zwangsrecht zur Erziehung der Kinder komme im Stande der Natur blos den Eltern ſelbſt, einem gegen den andern, keinem dritten aber zu, der ſich etwa der Kinder annehmen und die Erziehung von den Eltern erpreſſen wollte. Niemand iſt im Stande der Natur befugt, die Eltern zur Erziehung ihrer Kinder mit Gewalt anzuhalten. Daß aber die Eltern ſelbſt gegen einander dieſes Zwangsrecht haben, flieſſet aus der Verabredung, die ſie, obſchon nicht in Worten, doch durch die Handlung ſelbſt, getroffen zu haben, vorausgeſetzt wird.

Wer ein zur Glückſeligkeit fähiges Weſen hervorbringen hilft, iſt nach dem Geſetze der Natur verbunden, die Glückſeligkeit deſſelben zu befördern, ſo lange es ſelbſt noch

in dem Stande nicht ist, für sein Fortkommen zu sorgen. Dieses ist die natürliche Pflicht der Erziehung, die zwar an und für sich blos eine Gewissenspflicht ist, durch die Handlung selbst aber haben die Eltern sich verstanden, einander hierin beyzustehen, d. i. dieser ihrer Gewissenspflicht gemeinschaftlich Genüge zu leisten. Mit einem Worte: die Eltern sind durch die Beywohnung selbst in den Stand der Ehe getreten, haben einen stillschweigenden Vertrag gemacht, das zur Glückseligkeit bestimmte Wesen, das sie gemeinschaftlich hervorbringen, auch gemeinschaftlich der Glückseligkeit fähig zu machen, d. i. zu erziehen.

Aus diesem Grundsatze fließen alle Pflichten und Rechte des Ehestandes ganz natürlich, und es ist nicht nöthig, wie die Rechtslehrer zu thun pflegen, ein doppeltes Principium anzunehmen, um alle Pflichten der Ehe und des Hausstandes aus demselben herzuleiten. Die Pflicht zur Erziehung folgt aus der Verabredung, Kinder zu erzeugen, und die Schuldigkeit in einen gemeinschaftlichen

lichen Hausſtand zu treten, aus der gemeinſchaftlichen Pflicht zur Erziehung. Die Ehe iſt alſo im Grunde nichts anders, als eine Verabredung zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, gemeinſchaftlich Kinder zur Welt zu bringen; und hierauf beruhet das ganze Syſtem ihrer gegenſeitigen Pflichten und Rechte *). Daß aber

*) Wenn Subjekte von verſchiedenen Religionen in ein Ehebündniß treten; ſo wird beym Contrakte verabredet, nach welchen Grundſätzen der Hausſtand geführt, und die Kinder erzogen werden ſollen. Wie aber, wenn Mann oder Weib nach vollzogner Heurath, Grundſätze ändern, und zu einer andern Religion übergehen? giebt dieſes der andern Partei ein Recht auf die Scheidung zu dringen? In einer kleinen Schrift, †) die zu Wien geſchrieben ſeyn will, und deren ich in dem zweiten Abſchnitte mit mehrerem zu erwähnen, Gelegenheit haben werde, wird geſagt, daß der Fall itzt daſelbſt vorliege. Ein Jude, der zur chriſtlichen Religion übergegangen, ſoll ausdrücklich begehren,

†) Das Forſchen nach Licht und Recht. Berlin, bey Friederich Maurer, 1782.

die Menschen durch Verabredung den Stand der Natur verlassen, und in den Stand der Gesell-

gehren, seine bey der jüdischen Religion gebliebene Ehefrau zu behalten, und der Prozeß soll anhängig gemacht seyn. Genannter Verfasser entscheidet nach dem System der Freyheit. „Man vermuthet „mit Recht, spricht er, daß die Verschiedenheit „der Religion für keine gültige Ursache zur Ehe„scheidung erkannt werden werde. Nach den „Grundsätzen des weisen Josephs, dürfte wohl „Unterschied in kirchlichen Meinungen nicht gesell„schaftlichen Banden entgegen stehen dürfen."

Sehr übereilt, wie mich dünkt. Ich hoffe, ein eben so gerechter als weiser Imperator wird auch die Gegengründe anhören, und nicht zugeben, daß das System der Freyheit zur Bedrückung und Gewaltthätigkeit gemißbraucht werde. — Ist die Ehe blos ein bürgerlicher Contrakt, wie doch zwischen Jude und Jüdinn, selbst nach katholischen Grundsätzen, die Ehe nichts anders seyn kann; so müssen die Worte und Bedingen des Contrakts nach dem Sinne der Contrahenten ausgelegt und erklärt werden, nicht nach dem Sinne des Gesetzgebers oder Richters. Wenn nach den Grundsätzen der Contrahenten mit Zuverlässigkeit behauptet werden kann, daß sie gewisse Worte so, und nicht anders

Gesellschaft treten, wird in der Folge gezeigt werden. Mithin ist auch die Erziehungs-

anders verstanden, und wenn sie gefragt worden wären, so und nicht anders erklärt haben würden; so muß diese moralisch gewisse Erklärung, als eine stillschweigende, vorausgesetzte Bedingung des Contrakts angenommen, vor Gericht eben so gültig seyn, als wenn sie ausdrücklich verabredet worden wäre. Nun ist offenbar, daß das Ehepaar bey Schließung des Contrakts, da sie beiderseits, wenigstens äusserlich, noch der jüdischen Religion zugethan gewesen, keinen andern Sinn gehabt, als den gemeinschaftlichen Hausstand nach jüdischen Lebensregeln zu führen, und die Kinder nach jüdischen Grundsätzen zu erziehen. Wenigstens hat die Partey, der es um die Religion ein Ernst war, nichts anders voraus setzen können, und wäre damals eine Veränderung von dieser Art besorglich gewesen, und die Bedingung zur Sprache gekommen, sie würde sich sicherlich nicht anders erklärt haben. Sie wußte und erwartete nichts anders, als einen Hausstand nach väterlichen Lebensregeln anzutreten, und Kinder zu erzeugen, die sie nach väterlichen Grundsätzen würde erziehen können. Wenn dieser Person der Unterschied wichtig ist, wenn es notorisch ist, daß ihr der Unterschied der

Religion

hungspflicht der Eltern, ob sie schon in gewisser Betrachtung eine Zwangspflicht zu

nen=

Religion bey Schließung des Contrakts hat wichtig seyn müssen; so muß der Contrakt nach ihren Begriffen und Gesinnungen erklärt werden. Gesetzt der ganze Staat habe hierin andre Gesinnungen; so hat dieses keinen Einfluß auf die Deutung des Vertrages. Der Mann verändert Grundsätze, und nimmt eine andre Religion an. Soll die Frau gezwungen werden, in einen Hausstand zu treten, dem ihr Gewissen zuwider ist, und ihre Kinder nach Grundsätzen zu erziehen, die nicht die Ihrigen sind; mit einem Worte, Bedingungen des Ehekontrakts anzunehmen, und sich aufdringen zu lassen, zuwelchen sie sich niemals verstanden hat; so geschiehet ihr offenbar Unrecht; so läßt man sich offenbar, durch Vorspiegelung der Gewissensfreyheit zum widersinnigsten Gewissenszwange verleiten. Die Bedingungen des Contrakts können nun nicht mehr erfüllt werden. Der Mann, der Grundsätze verändert hat, ist, wo nicht in dolo, doch wenigstens in culpa, daß solche nicht mehr in Erfüllung gebracht werden können. Muß die Frau Gewissenszwang leiden, weil der Mann Gewissensfreiheit haben will? Wo hat sie sich hierzu verstanden, oder verstehen können? Ist nicht auch von ihrer Seite das Gewissen ungebunden, und muß die Partey, welche

die

nennen iſt, keine Ausnahme von dem angeführten Naturgeſetz, daß der Menſch im Stande der Natur unabhängig ſey, und ihm allein das Recht zukomme, die Colliſionsfälle zwiſchen Selbſtgebrauch und Wohlwollen zu entſcheiden.

In dieſem Rechte beſtehet die natürliche Freyheit des Menſchen, die einen großen Theil ſeiner Glückſeligkeit ausmacht. Die Unabhängigkeit gehört alſo zu ſeinen eigenthümlichen Gütern, deren er ſich, als Mittel

die Veränderung verurſacht hat, nicht auch für die Folgen dieſer Veränderung ſtehen, den Gegentheil ſchadlos halten, und ſo viel es ſich thun läßt, wieder in den vorigen Stand ſetzen? Mich dünkt nichts ſey einfacher, und die Sache rede für ſich ſelber. Niemand kann gezwungen werden, Bedingungen eines Contrakts anzunehmen, zu welchen er ſich, ſeinen Grundſätzen nach, nicht hat verſtehen können.

An Erziehung der gemeinſchaftlichen Kinder haben beide Theile gleiches Recht. Hätten wir unparteyiſche Erziehungsanſtalten; ſo müßten in ſolchen ſtreitigen Fällen die Kinder ſo lange unparteyiſch erzogen werden, bis ſie zur Vernunft kom-

tel zu seiner Glückseligkeit zu bedienen befugt ist, und wer ihn in dem Gebrauch derselben stöhret, der beleidiget ihn, und begehet eine äusserliche Ungerechtigkeit. Der Mensch im Stande der Natur ist Herr über das Seinige, über den freien Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten, über den freien Gebrauch alles dessen, so er durch dieselben hervorgebracht, (d. i. der Früchte seines Fleißes) oder mit den Früchten seines Fleißes auf eine unzertrennliche Weise verbunden hat, und es hänget von ihm ab, wie viel,

kommen, und selbst wählen. So lange aber dafür noch nicht gesorgt worden; so lange noch unsere Erziehungsanstalten mit der positiven Religion in Verbindung stehen, hat derjenige Theil ein offenbares Vorrecht, der bei den vorigen Grundsätzen geblieben ist, und solche nicht verändert hat. Auch dieses folgt ganz natürlich aus obigen Grundsätzen, und es ist gewaltsame Anmaßung und Religionsdruck, wenn irgendwo das Gegentheil geschiehet. Ein eben so gerechter als weiser Joseph wird sicherlich diesen gewaltsamen Misbrauch der Kirchenmacht in seinen Staaten nicht zulassen.

viel, wenn und zum Besten wessen von seinen Nebenmenschen er einiges von diesen Gütern, das ihm entbehrlich ist, ablassen will. Alle seine Nebenmenschen haben blos auf seinen Ueberfluß ein unvollkommenes Recht, ein Recht zu bitten, und er, der unumschränkte Herr trägt die Gewissenspflicht, einen Theil seiner Güter dem Wohlwollen zu widmen; ja bisweilen ist er verbunden, seinen Eigengebrauch so gar dem Wohlwollen aufzuopfern; in so weit die Ausübung des Wohlwollens glücklicher macht, als Eigennutz. Nur muß diese Aufopferung eigenes Willens und aus freiem Triebe geschehen. Alles dieses scheinet keinen Zweifel mehr zu leiden. Allein ich thue einen Schritt weiter.

Sobald dieser Unabhängige einmal ein Urtheil gefällt hat; so muß es gültig seyn. Habe ich im Stande der Natur den Fall entschieden, wem, wenn und wie viel ich von dem Meinigen überlassen will; habe ich diesen meinen freien Entschluß hinlänglich zu erkennen gegeben, und mein Nächster, dem zum Besten der Ausspruch geschehen,

schehen, hat das Gut in Empfang genommen; so muß die Handlung Kraft und Würkung haben, wenn mein Entscheidungsrecht etwas bedeuten soll. Wenn mein Ausspruch unkräftig ist, und die Sachen so läßt, wie sie gewesen sind; wenn er nicht in Ansehung des Rechts diejenige Veränderung hervorbringet, die ich beschlossen; so enthält mein vermeintes Recht den Ausspruch zu thun, einen offenbaren Widerspruch. Meine Entscheidung muß also wirken, muß den Zustand des Rechts verändern. Das Gut, wovon die Rede ist, muß aufhören das Meine zu seyn, und nunmehr wirklich meines Nächsten geworden seyn. Das vorhin unvollkommen gewesene Recht meines Nächsten muß durch diese Handlung ein vollkommenes Recht geworden; so wie mein vollkommen gewesenes Recht in ein unvollkommenes übergegangen seyn; sonst wäre meine Entscheidung null. Nach vollzogener Handlung also kann ich das abgetretene Gut, ohne Ungerechtigkeit, mir nicht mehr anmaßen; und wenn ich es thue, so beleidige ich; so han-

dele

dele ich wider das vollkommene Recht meines Nächsten.

Dieses gilt sowohl von körperlichen beweglichen Gütern, die von Hand in Hand gegeben und angenommen werden können, als von unbeweglichen, oder auch geistigen Gütern, davon die Rechte blos durch hinlängliche Willenserklärung abgetreten und angenommen werden können. Im Grunde kömmt alles blos auf diese Willenserklärung an, und die wirkliche Einhändigung beweglicher Güter selbst kann nur gültig seyn, in so weit sie für ein Zeichen der hinlänglichen Willenserklärung genommen wird. Die bloße Einhändigung an und für sich betrachtet, giebt und nimmt kein Recht, so oft diese Absicht nicht damit verbunden ist. Was ich meinem Nächsten in die Hand gebe, habe ich ihm deswegen noch nicht eingehändiget, und was ich von ihm in die Hand nehme, habe ich damit noch nicht rechtskräftig angenommen, wenn ich nicht zu erkennen gegeben, daß die Handlung in dieser Absicht geschehen sey. Ist aber die Tradition selbst blos als

Zeichen gültig; so können bey solchen Gütern, wo die wirkliche Aushändigung nicht Statt findet, andere bedeutende Zeichen dafür genommen werden. Man kann also sein Recht auf unbewegliche oder auch unkörperliche Güter durch hinlänglich verständliche Zeichen andern abtreten und überlassen.

Auf diese Weise kann das Eigentum von Person zu Person wandern. Was ich durch meinen Fleiß zu dem Meinigen gemacht, wird durch Abtreten das Gut eines Andern, das ich ihm nicht wieder nehmen kann, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen.

Und nun noch einen Schritt näher, so stehet die Gültigkeit der Verträge auf sicheren Füßen. — Das Recht, die Collisionsfälle zu entscheiden, selbst ist, wie oben gezeigt worden, ein unkörperliches Gut des unabhängigen Menschen; in so weit es ein Mittel zu seiner Glückseligkeit werden kann. Jeder Mensch hat im Stande der Natur auf den Genuß dieses Mittels zur Glückseligkeit ein vollkommenes, und sein

Neben-

Nebenmensch ein unvollkommenes Recht. Da aber der Genuß dieses Rechts wenigstens in vielen Fällen zur Erhaltung nicht unumgänglich nothwendig ist; so ist es ein entbehrliches Gut, das, vermöge des Erwiesenen, abgetreten, und vermittelst einer hinlänglichen Willenserklärung, einem Andern überlassen werden kann. Eine Handlung, wodurch dieses geschiehet, heißt ein Versprechen, und wenn von der andern Seite die Annahme hinzukömmt, d. i. die Einwilligung in dieses Uebertragen der Rechte hinlänglich zu erkennen gegeben wird; so entstehet ein Vertrag. Demnach ist ein Vertrag nichts anders, als von der einen Seite die Ueberlassung, und von der andern Seite, die Annahme des Rechts, in Absicht auf gewisse, dem Versprecher entbehrliche Güter, die Collisionsfälle zu entscheiden.

Ein solcher Vertrag muß, vermöge des vorhin Erwiesenen, gehalten werden. Das Entscheidungsrecht, welches vorhin einen Theil meiner Güter ausmachte, d. i. das Meine war, ist durch diese Abtretung das

Gut meines Nächsten, das Seine geworden, und ich kann es ihm, ohne Beleidigung nicht wieder entziehen. Den Anspruch, den er auf den Gebrauch dieser meiner Unabhängigkeit, in so weit sie nicht zu meiner Erhaltung nothwendig ist, so wie jeder andere machen konnte, ist durch diese Handlung in ein vollkommnes Recht übergegangen, das er sich mit Gewalt zu erzwingen befugt ist. Dieser Erfolg ist unstreitig; sobald mein Entscheidungsrecht Kraft und Wirkung haben soll —*)

Ich

*) Auf diese sehr einleuchtende Auseinandersetzung der Begriffe bin ich von dem philosophischen Rechtsgelehrten, meinem sehr werthen Freunde, dem Herrn Assistenzrath Klein geführt worden, mit dem ich das Vergnügen gehabt, mich über diese Materie zu unterhalten. Mich dünkt, diese Theorie der Contrakte sey einfach und fruchtbar. Fergouson in seiner Moralphilosophie, und sein vortreflicher Uebersezer, finden die Nothwendigkeit, das Versprechen zu halten, in der bey dem Nebenmenschen erregten Erwartung und Unsittlichkeit der Täuschung. Allein hieraus scheint blos eine

Un

Ich verlasse meine spekulativen Betrachtungen, und komme in mein voriges Geleis zurück; muß aber vorher die Bedingungen festsetzen, unter welchen nach obigen Grundsätzen ein Vertrag gültig sey, und gehalten werden müsse.

1) Cajus besitzet ein Gut (irgend ein Mittel zur Glückseligkeit: den Gebrauch seiner natürlichen Fähigkeiten selbst, oder das Recht auf die Früchte seines Fleißes, und die damit verbundenen Güter der Natur, oder was sonst auf eine gerechte Weise ihm zu eigen geworden; es sey solches ein körperliches oder unkörperliches Ding, als nämlich Gerechtsame, Freyheiten u. d. g.)

Gewissenspflicht zu folgen. Was ich vorhin im Gewissen verbunden gewesen, von meinen Gütern zum Besten meiner Nebenmenschen überhaupt hinzugeben, bin ich durch die bey diesem Subiekt ins besondere erregte Erwartung, im Gewissen verbunden, ihm zukommen zu lassen. Wodurch aber ist diese Gewissenspflicht in eine Zwangspflicht übergegangen? Mich dünkt, hierzu gehören unumgänglich die allhier ausgeführten Grundsätze der Abtretung überhaupt, und ins besondere der Entscheidungsrechte in Collisionsfällen.

2) Dieſes Gut aber gehört nicht unumgänglich zu ſeinem Daſeyn, und kann alſo zum Beſten des Wohlwollens, d. i. zum Nutzen anderer angewendet werden.

3) Sempronius hat auf dieſes Gut ein unvollkommenes Recht. Er kann, ſo wie jeder andere Menſch verlangen, aber nicht zwingen, daß dieſes Gut itzt zu ſeinem Beſten angewendet werde. Das Recht zu entſcheiden gehört dem Caius, iſt das Seine, und darf ihm mit Gewalt nicht entzogen werden.

4) Nunmehr bedienet ſich Cajus ſeines vollkommenen Rechts, entſcheidet zum Vortheil des Sempronius, und giebt ſeine Entſcheidung durch hinlängliche Zeichen zu erkennen; d. i. Cajus verſpricht.

5) Sempronius nimmt an, und giebt ſeine Einwilligung gleichfalls auf eine bedeutende Weiſe zu verſtehen.

So iſt der Ausſpruch des Cajus wirkſam und von Kraft; d. i. jenes Gut, das ein Eigentum des Cajus, das Seine geweſen, iſt durch dieſe Handlung zum Gute des Sempronius geworden. Das vollkom-

kommene Recht des Cajus ist in ein unvollkommenes übergegangen; so wie das unvollkommene Recht des Sempronius in ein vollkommenes Zwangsrecht verwandelt worden ist.

Cajus muß sein rechtskräftiges Versprechen halten, und Sempronius kann ihn, im Verweigerungsfalle, mit Gewalt dazu zwingen.

Durch Verabredungen dieser Art verläßt der Mensch den Stand der Natur und tritt in den Stand der gesellschaftlichen Verbindung; und seine eigene Natur treibet ihn an, Verbindungen mancherley Art einzugehen, um seine schwankenden Rechte und Pflichten in etwas Bestimmtes zu verwandeln. Nur der Wilde klebt, wie das Vieh, an dem Genusse des gegenwärtigen Augenblickes. Der gesittete Mensch lebt auch für die Zukunft, und will auch für den nächsten Augenblick worauf Rechnung machen können. Schon der Vermehrungstrieb, wenn er nicht blos viehischer Instinkt seyn soll, zwinget die Menschen, wie wir oben gesehen, zu einem gesellschaftlichen Ver-

trage, davon man sogar bey vielen Thieren etwas Analogisches findet.

Laßt uns von dieser Theorie der Rechte, Pflichten und Verträge die Anwendung auf den Unterschied zwischen Staat und Kirche machen, davon wir ausgegangen sind. Beide, Staat und Kirche, haben sowohl Handlungen, als Gesinnungen zu ihrem Gegenstande: jene in so weit sie sich auf Verhältnisse zwischen Mensch und Natur; diese in so weit sie sich auf Verhältnisse zwischen Natur und Gott gründen. Die Menschen bedürfen einander, hoffen und versprechen, erwarten und leisten einer dem andern Dienst und Gegendienst. Die Vermischung von Ueberfluß und Mangel, Kraft und Bedürfniß, Eigensucht und Wohlwollen, die ihnen die Natur gegeben, treibet sie an, in gesellschaftliche Verbindung zu treten, um ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen weitern Spielraum zu verschaffen. Jedes Individuum ist verbunden, einen Theil seiner Fähigkeiten und der dadurch erworbenen Rechte, zum Besten der verbundenen Gesellschaft anzuwenden; aber welchen? wenn? und zu welchem Entzwecke? — An und für sich sollte dieses nur der bestim-

men,

men, der leisten soll. Man kann aber auch für gut finden, auf dieses Recht der Unabhängigkeit durch einen gesellschaftlichen Vertrag Verzicht zu thun, und durch Positivgesetze diese unvollkommene Pflichten in vollkommene verwandeln; d. i. man kann die nähere Bestimmungen verabreden und festsetzen, wie viel jedes Mitglied, von seinen Rechten zum Nutzen der Gesellschaft zu verwenden, soll gezwungen werden können. Der Staat, oder die den Staat vorstellen, werden als eine moralische Person betrachtet, die über diese Rechte zu schalten hat. Der Staat hat also Rechte und Gerechtsame auf Güter und Handlungen der Menschen. Er kann nach dem Gesetze geben und nehmen, vorschreiben und verbieten, und weil es ihm auch um Handlung als Handlung zu thun ist, bestrafen und belohnen. Der Pflicht gegen meinen Nächsten geschiehet äußerlich Genüge, wenn ich ihm leiste, was ich soll; meine Handlung mag erzwungen oder freywillig seyn. Kann nun der Staat nicht durch innere Triebfedern wirken, und dadurch für mich mit sorgen; so wirkt er

wenigstens durch äussere, und verhilft meinem Nächsten zu dem Seinigen.

Nicht also die Kirche! Sie beruhet auf dem Verhältnisse zwischen Gott und Menschen. Gott ist kein Wesen, das unsers Wohlwollens bedarf, unsern Beystand fordert, auf irgend eines von unseren Rechten zu seinem Gebrauch Anspruch macht, oder dessen Rechte mit den Unserigen je in Streit und Verwirrung gerathen können. Auf diese irrigen Begriffe hat die in mancher Betrachtung unbequeme Eintheilung der Pflichten in Pflichten gegen Gott und Pflichten gegen die Menschen, führen müssen. Man hat die Parallele zu weit gezogen. Gegen Gott — gegen Menschen — dachte man. So wie wir aus Pflicht gegen unsern Nächsten etwas von dem Unsrigen aufopfern und hingeben, so auch aus Pflicht gegen Gott. Die Menschen fodern Dienst; so auch Gott. Die Pflicht gegen mich selbst kann mit der Pflicht gegen meinen Nächsten in Streit und Gegenstoß gerathen; eben also die Pflicht gegen mich selbst, mit der Pflicht gegen Gott. — Niemand wird sich ausdrücklich dazu verstehen, wenn ihm diese ungereimten Sätze in trocknen Worten vorgehalten werden,

den, und gleichwohl hat jedermann mehr oder weniger davon gleichsam eingesogen, und seine innern Säfte damit angesteckt. Aus dieser Quelle flossen alle ungerechte Anmaßungen, die sich sogenannte Diener der Religion, unter dem Namen der Kirche, von je her erlaubt. Alle Gewaltthätigkeit und Verfolgung, die sie ausgeübt, aller Zwist und Zwiespalt, Meuterey und Aufruhr, die sie angezettelt haben, und alle Uebel, die von jeher unter dem Scheine der Religion, von ihren grimmigsten Feinden, von Heucheley und Menschenfeindschaft, ausgeübt worden, sind einzig und allein Früchte dieser armseligen Sophisterey; eines vorgespiegelten Conflikts zwischen Gott und Menschen, Rechten der Gottheit und Rechten des Menschen.

Im Grunde machen in dem System der menschlichen Pflichten, die gegen Gott keine besondere Abtheilung; sondern alle Pflichten des Menschen sind Obliegenheiten gegen Gott. Einige derselben gehen uns selbst, andere unsere Nebenmenschen an. Wir sollen, aus Liebe zu Gott, uns selbst vernünftig lieben, seine Geschöpfe lieben; so wie wir aus vernünftiger Liebe

zu uns selbst verbunden sind, unsere Nebenmenschen zu lieben.

Das System unserer Pflichten hat ein doppeltes Principium; das Verhältniß zwischen Menschen und Natur, und das Verhältniß zwischen Geschöpf und Schöpfer. Jenes ist Moralphilosophie, dieses Religion, und denjenigen, der von der Wahrheit überführt ist, daß die Naturverhältnisse nichts anders sind, als Aeusserungen des göttlichen Willens, dem fallen auch diese beiden Principien in einander, dem ist Sittenlehre der Vernunft heilig, wie Religion. Auch heischt die Religion, oder das Verhältniß zwischen Gott und Menschen keine andere Pflichten; sondern giebt jenen Pflichten und Obliegenheiten nur erhabenere Sanction. Gott bedarf unseres Beystandes nicht; verlanget keinen Dienst von uns *), keine Aufopferung unserer

*) Die Wörter, Dienst, Ehre, u. a. haben in Beziehung auf Gott eine ganz andere Bedeutung, als in Beziehung auf Menschen. Gottesdienst ist nicht Dienst, den ich Gotte erzeige, Ehre Gottes nicht Ehre, die ich Gotte anthue. Man hat, um die Worte zu retten, ihre Bedeutung geändert. Der gemeine

ſerer Rechte zu ſeinem Beſten, keine Verzicht auf unſere Unabhängigkeit zu ſeinem Vortheil. Seine Rechte können mit den Unſerigen nie in Streit und Irrung kommen. Er will nur unſer Beſtes, eines jeden Einzelnen Beſtes, und dieſes muß ja mit ſich ſelbſt beſtehen, kann ſich ja ſelbſt nicht widerſprechen. —

Alle dieſe Gemeinörter ſind ſo trivial, daß der geſunde Menſchenverſtand ſich wundert, wie man je hat anderer Meinung ſeyn können; und gleichwohl haben die Menſchen von jeher wider dieſe einleuchtenden Grundſätze gehandelt; und wohl ihnen! wenn ſie im Jahre 2240 aufhören werden, dawider zu handeln.

Die nächſte Folge aus dieſen Maximen iſt, wie mich dünkt, offenbar, daß die Kirche kein Recht habe auf Gut und Eigentum, keinen Anſpruch auf Beytrag und Verzicht; daß ihre Gerechtſame mit den Unſerigen niemals in Irrung gerathen, daß alſo zwiſchen Kirche und Bür-

gemeine Mann aber klebt noch immer an der ihm gewöhnlichen Bedeutung, und hänget noch immer feſt an ſeinem Sprachgebrauch, woraus in Religionsſachen viele Verwirrungen entſtanden ſind.

Bürger nie Collisionsfälle vorkommen können. Ist aber dieses, so findet auch zwischen Kirche und Bürger kein Vertrag statt; denn alle Verträge setzen Collisionsfälle voraus, die zu entscheiden sind. Wo keine unvollkommene Rechte Statt haben, entstehen keine Collisionen der Ansprüche, und wo nicht Ansprüche gegen Ansprüche entschieden werden sollen, da ist Vertrag ein Unding.

Alle menschliche Verträge haben also der Kirche kein Recht auf Gut und Eigentum beylegen können, da sie ihrem Wesen nach auf keins derselben Anspruch machen, oder ein unvollkommenes Recht haben kann. Ihr kann also niemals ein Zwangsrecht zukommen, und den Mitgliedern kann keine Zwangspflicht gegen dieselbe aufgelegt werden. Alle Rechte der Kirche sind, Vermahnen, Belehren, Stärken und Trösten, und die Pflichten der Bürger gegen die Kirche sind ein geneigtes Ohr und ein williges Herz. *)

So

*) Der Psalmist singet:

Dir gefällt nicht Opfer, nicht Geschenk
Ohren hast du mir gegraben!

(Ps. 40, 7.)

So hat auch die Kirche kein Recht Handlungen zu belohnen oder zu bestrafen. Die bürgerlichen Handlungen gehören dem Staat, und die eigentlichen religiösen Handlungen leiden, ihrer Natur nach, weder Zwang noch Bestechung. Sie fließen entweder aus freiem Antriebe der Seele, oder sind ein leeres Spiel, und dem wahren Geiste der Religion zuwider.

Wenn aber die Kirche kein Eigentum hat, wer besoldet die Lehrer der Religion? Wer lohnet die Prediger der Gottesfurcht? — Religion und Sold — Lehren der Tugend und Bezahlung — Predigten der Gottesfurcht und Lohn. Die Begriffe scheinen sich einander zu fliehen. Was verspricht sich der Lehrer der Weisheit und Tugend für Wirkung, so bald er bezahlt wird, und den Meistbietenden feil ist? Was der Prediger der Gottesfurcht für Eindruck, wenn er nach Lohne ausgehet? — Siehe, ich lehre euch Gesetze und Rechte, so wie mich der Ewige mein Gott u. s. w. (V. B. M. C. 4, 5.) So wie mich mein Gott; erklären die Rabbinen, wie er mich, ohne Entgeld; so ich euch, und so auch ihr die Eurigen. Bezahlen, Lohnen, ist für diese erhabene Beschäftigung so unnatürlich

lich mit der Lebensart, welche diese Beschäftigung erfordert, so unvereinbar, daß die mindeste Anhänglichkeit an Gewinnen und Erwerben diesen Stand zu erniedrigen scheinet. Das Verlangen nach Reichtum, das man jedem andern Stande gern zu Gute hält, scheinet uns bey diesem Geiz und Habsucht, oder artet bey Männern, die sich diesem edlen Geschäfte widmen, wirklich gar bald in Geiz und Habsucht aus, weil es ihrem Berufe so widernatürlich ist. Höchstens kann ihnen Entschädigung für Zeitversäumniß eingeräumt werden, und diese auszumitteln und zu ertheilen, ist ein Geschäft des Staats, nicht der Kirche. Was hat die Kirche mit Dingen zu schaffen, die feil sind, bedungen und bezahlt werden? Die Zeit macht einen Theil von unserm Vermögen aus, und wer sie zum gemeinen Besten anwendet, darf hoffen, aus dem gemeinen Schatze dafür entschädiget zu werden. Die Kirche lohnet nicht, die Religion kauft nichts, bezahlet nichts, giebt keinen Sold.

Dieses sind, meinem Bedünken nach, die Gränzen zwischen Staat und Kirche, in so weit sie auf die Handlungen der Menschen Einfluß haben.

haben. In Abſicht auf Geſinnungen treten ſie ſchon etwas näher zuſammen; denn hier hat der Staat keine andere Wirkungsmittel, als die Kirche. Beide müſſen unterrichten, belehren, aufmuntern, veranlaſſen; aber weder belohnen, noch beſtrafen; weder zwingen noch beſtechen; denn auch der Staat hat durch keinen Vertrag das mindeſte Zwangsrecht über Geſinnungen erlangen können. Ueberhaupt kennen die Geſinnungen der Menſchen kein Wohlwollen, leiden keinen Zwang. Ich kann auf keine meiner Geſinnungen, als Geſinnung betrachtet, aus Liebe zu meinem Nächſten Verzicht thun; kann ihm keinen Antheil an meiner Urtheilskraft aus Wohlwollen überlaſſen und abtreten, und eben ſo wenig ein Recht auf ſeine Geſinnungen mir anmaßen, oder auf irgend eine Weiſe erwerben. Das Recht auf unſere eigene Geſinnungen iſt unveräuſſerlich, kann nicht von Perſon zu Perſon wandern; denn es giebt und nimmt keinen Anſpruch auf Vermögen, Gut und Freyheit. Daher das mindeſte Vorrecht, das ihr euern Religions- und Geſinnungsverwandten öffentlich einräumet, eine indirekte Beſtechung; die mindeſte Freyheit, die ihr den Diſſidenten entziehet,

eine indirekte Bestrafung zu nennen ist, und im Grunde dieselbe Wirkung hat, als eine direkte Belohnung des Einstimmens, und Bestrafung des Widerspruchs. Es ist armseliges Blendwerk, wenn in einigen Lehrbüchern des Kirchenrechts so sehr auf den Unterschied zwischen Belohnung und Vorrecht; Bestrafung und Einschränkung gedrungen wird. Den Sprachforschern kann diese Bemerkung nützlich seyn; allein dem Elenden, der die Rechte der Menschheit entbehren muß, weil er nicht sagen kann: ich glaube, wo er nicht glaubet; nicht mit dem Munde Muselmann, und im Herzen Christ seyn will, dem bringet diese Distinktion nur leidigen Trost. Und welches sind die Gränzen der Vorrechte auf der einen, und der Einschränkung auf der andern Seite? Mit einer mäßigen Gabe von Dialektik erweitert man diese Begriffe, und dehnet sie so lange aus, bis sie auf der einen Seite bürgerliche Glückseligkeit, auf der andern Unterdrückung, Verbannung und Elend werden *).

Furcht

*) Ein Collegium von gelehrten und angesehenen Männern, in einem übrigens ziemlich duldsamen Staate

Furcht und Hoffnung wirken auf den Begehrungstrieb der Menschen; Vernunftgründe auf sein Erkenntnißvermögen. Ihr ergreifet die unrechten Mittel, wenn ihr die Menschen durch Furcht und Hoffnung zur Annahme oder zur Verwerfung gewisser Lehrsätze führen wollt. Ja, wenn auch dieses gradezu eure Absicht nicht ist; so hindert ihr selbst doch eure bessern Absichten, wenn ihr Furcht und Hoffnung nicht so weit zu entfernen sucht, als nur immer möglich ist. Ihr bestechet und verführet euer eigenes Herz, oder euer Herz hat euch verführt, wenn ihr glaubet, Prüfung der Wahrheit könne bestehen, Freyheit der Untersuchung bleibe ungekränkt, wenn hier Stand und Würden, dort Verachtung und Dürftigkeit die Un-

Staate, ließ vor einiger Zeit gewisse Dissidenten für die Approbation gedoppelte Gebühren bezahlen, und als sie von der Obrigkeit deswegen zur Rede gestellt wurden, war die Entschuldigung, jene wären doch überall im bürgerlichen Leben deterioris Conditionis. Das Sonderbarste ist, daß es bis auf den heutigen Tag bey der Erhöhung der Gebühren geblieben seyn soll.

tersuchenden erwarten. Vorstellung des Guten und Bösen sind Werkzeug für den Willen; der Wahrheit und Unwahrheit für den Verstand. Wer auf den Verstand wirken will, lege jenes Werkzeug zuvörderst aus der Hand; sonst ist er in Gefahr, wider seinen eigenen Vorsatz, auszuglätten, wo er durchschneiden; zu befestigen, wo er einreissen soll.

Was wird also der Kirche für eine Regierungsform anzurathen seyn? — keine! — Wer soll entscheiden, wenn in Religionssachen Streitigkeiten entstehen? — Wem Gott die Fähigkeit gegeben, zu überzeugen. Was soll Regierungsform, wo nichts zu regieren ist; Obrigkeit, wo niemand Unterthan seyn darf; Richteramt, wo keine Rechte und Ansprüche zu entscheiden vorkommen? Weder Staat noch Kirche sind in Religionssachen befugte Richter; denn die Glieder der Gesellschaft haben ihnen durch keinen Vertrag dieses Recht einräumen können. Der Staat hat zwar von Ferne darauf zu sehen, daß keine Lehren ausgebreitet werden, mit denen der öffentliche Wohlstand nicht bestehen kann; die wie Atheisterey und Epikurismus den Grund untergraben, auf welchem die Glückseligkeit

keit des gesellschaftlichen Lebens beruhet. Plutarch und Bayle mögen immer untersuchen: ob ein Staat bey der Atheisterey nicht besser bestehen könne, als beym Aberglauben? mögen immer die Plagen berechnen, und vergleichen, die dem menschlichen Geschlechte aus diesen verschiedenen Quellen des Elends bisher entstanden sind, und noch zu entstehen drohen. Im Grunde heißt dieses nichts anders, als untersuchen: ob ein schleichendes oder ein hitziges Fieber tödlicher sey? Seinen Freunden wird man gleichwohl keines von beiden anwünschen. So wird eine jede bürgerliche Gesellschaft wohl thun, wenn sie keines von beiden, weder Fanatismus, noch Atheisterey Wurzel schlagen und sich ausbreiten läßt. Der Staatskörper siecht und ist elend, er mag vom Krebsschaden aufgerieben, oder von Fieberhitze verzehrt werden.

Aber nur von Ferne her muß der Staat hierauf Rücksicht nehmen, und selbst die Lehren nur mit weiser Mäßigung begünstigen, auf welchen seine wahre Glückseligkeit beruhet, ohne sich unmittelbar in irgend eine Streitigkeit zu mischen, und durch Autorität entscheiden zu wol-

len; denn er handelt offenbar wider seinen eigenen Endzweck, wenn er geradezu Untersuchung verbietet, oder Streitigkeiten anders, als durch Vernunftgründe entscheiden läßt. Auch hat er sich nicht um alle Grundsätze zu bekümmern, die eine herrschende oder beherrschte Dogmatik annimmt oder verwirft. Die Rede ist nur von jenen Hauptgrundsätzen, in welchen alle Religionen übereinkommen, und ohne welche die Glückseligkeit ein Traum, und die Tugend selbst keine Tugend mehr ist. Ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborne Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerey, die wir uns einander einzuschwatzen suchen, damit der Thor sich placke, und der Kluge sich gütlich thun und auf jenes Unkosten sich lustig machen könne.

Kaum wird es nöthig seyn, noch die Frage zu berühren: ob es erlaubt sey, die Lehrer und Priester auf gewisse Glaubenslehren zu beeidigen? Auf welche sollte dieses geschehen? Jene Grundartikel aller Religionen, davon vorhin gesprochen worden, können durch keine Eidsschwüre bekräftiget werden. Ihr müsset dem Schwörenden auf sein Wort glauben, daß er sie

annimmt;

annimmt; oder ſein Eid iſt ein leerer Schall; Worte, die er in die Luft ſtößt, ohne daß ſie ihn mehr Ueberwindung koſten, als eine bloße Verſicherung; denn alles Zutrauen zu Eidſchwüren, und das ganze Anſehen derſelben beruhet ja blos auf dieſen Grundlehren der Sittlichkeit. Sind es aber beſondere Artikel dieſer oder jener Religion, die ich beſchwören oder abſchwören ſoll; ſind es Grundſätze, ohne welche Tugend und Wohlſtand unter den Menſchen beſtehen können, und wenn ſie auch nach der Meinung des Staats, oder der Perſonen, die den Staat vorſtellen, zu meinem ewigen Heile noch ſo nothwendig ſind; ſo frage ich: was hat der Staat für Recht in das Innerſte der Menſchen ſo zu wühlen, und ſie zu Geſtändniſſen zu zwingen, die der Geſellſchaft weder Troſt noch Frommen bringen? Eingeräumt hat ihm dieſes nicht werden können; denn hier fehlen alle Bedingniſſe des Vertrags, die im vorhergehenden ausgeführt worden. Es betrift keines von meinen entbehrlichen Gütern, das ich meinem Nächſten überlaſſen ſoll; es betrift keinen Gegenſtand des Wohlwollens; und Colliſionsfälle können dabei zur Entſcheidung nicht vor-

kommen. Wie kann sich aber der Staat ein Befugniß anmaßen, die durch keinen Vertrag eingeräumt, durch keine Willenserklärung von Person zu Person wandern und übertragen werden kann? Lasset uns indessen zum Ueberflusse untersuchen: ob überall Beeidigung über Glauben und Nichtglauben ein reeller Begriff sey? ob die Meinungen der Menschen überhaupt, ihr Beystimmen und Nichtbeystimmen in Absicht auf Vernunftsätze, ein Gegenstand sind, über welche sie beeidiget werden können?

Eidschwüre erzeugen keine neuen Pflichten. Die feyerlichste Anrufung Gottes zum Zeugen der Wahrheit giebt und nimmt kein Recht, das nicht ohne dieselbe schon da gewesen; legt dem Anrufenden auch keine Verbindlichkeit auf, die ihm nicht auch ohne dieselbe obliegt. Sie dienen blos, das Gewissen der Menschen, wenn es etwa eingeschläfert seyn sollte, aufzuwecken; und auf das aufmerksam zu machen, was der Wille des Weltrichters schon so von ihm fordert. Die Eidschwüre sind also eigentlich weder für den gewissenhaften Mann, noch für den entschlossenen Taugenichts. Jener muß ohnehin

wissen,

wiſſen, muß ohne Eid und Fluch von der Wahrheit innigſt durchdrungen ſeyn, daß Gott Zeuge ſey, nicht nur aller Worte und Ausſagen, ſondern aller Gedanken und geheimſten Regungen des Menſchen, und daß er die Uebertretung ſeines allerheiligſten Willens nicht ungeahndet laſſe; — und der entſchloſſene, gewiſſenloſe Böſewicht?

Der fürchtet keine Götter,

Der keines Menſchen ſchont.

Alſo blos für den gemeinen Mittelſchlag von Menſchen, oder im Grunde für jeden von uns, in ſo weit wir alle, ſo viel unſerer ſind, in ſo manchen Fällen zu dieſer Klaſſe zu zählen ſind; für die ſchwachen, unſchlüſſigen und ſchwankenden Menſchen, die Grundſätze haben, und ſie nicht immer befolgen; die träge und läſſig ſind zum Guten, das ſie erkennen und einſehen; die ihrer Laune nachgeben, einer Schwachheit zu gefallen, aufſchieben, bemänteln, Entſchuldigung ſuchen, und mehrentheils zu finden glauben. Sie wollen, und haben die Feſtigkeit nicht, ihrem Willen treu zu bleiben. Dieſen muß der Wille geſtählt,

das Gewiſſen rege gemacht werden. Der itzt vor Gericht läugnet, beſitzet vielleicht fremdes Gut, ohne die entſchloſſene Bosheit, ungerecht ſeyn zu wollen. Er kann ſolches verzehrt, oder haben von Händen kommen laſſen, und will voritzt durch das Abläugnen nur Zeit gewinnen; und ſo wird vielleicht der gute Geiſt, der für die Gerechtigkeit in ihm kämpft, von Tag zu Tag abgewieſen, bis er ermüdet, und unterliegt. Man muß ihm alſo zu Hülfe eilen, und erſtlich den Fall, der Aufſchub leidet, in eine Handlung verwandeln, die itzt geſchiehet, wo der Augenblick entſcheidend iſt, und alle Entſchuldigung wegfällt; ſodann aber auch alle Feyerlichkeit aufbieten, alle die Kraft und den Nachdruck zuſammennehmen, mit welchen die Erinnerung an Gott, den allgerechten Rächer und Vergelter, auf das Gemüth wirken kann.

Dieſes iſt die Beſtimmung des Eides, und hieraus, dünkt mich, ſey offenbar, daß man die Menſchen nur über Dinge beſchwören müſſe, die in die äuſſeren Sinne fallen; davon ſie mit der Ueberzeugung, welche die Evidenz

der

der äuſſern Sinne mit ſich führet, die Wahrheit behaupten und ausſagen können: ich habe gehört, geſehen, geſprochen, empfangen, gegeben, oder nicht gehört u. ſ. w. Man bringet aber ihr Gewiſſen auf eine grauſame Folter, wenn man ſie über Dinge befragt, die blos für den innern Sinn gehören. Glaubſt du? Biſt du überführt? überredet? dünkt es dir? Iſt irgend in einem Winkel deines Geiſtes oder deines Herzens noch einiger Zweifel zurück; ſo zeige an, oder Gott wird den Mißbrauch ſeines Namens rächen. — Um des Himmels willen, ſchonet der zarten, gewiſſenhaften Unſchuld! Und wenn ſie einen Satz aus dem erſten Buche des Euklides zu behaupten hätte; ſo müßte ſie in dieſem Augenblicke zagen, und unausſprechliche Marter leiden.

Die Wahrnehmungen des innern Sinnes ſind an und für ſich ſelbſt ſelten ſo handgreiflich, daß der Geiſt ſie mit Sicherheit feſte halten, und ſo oft es verlangt wird, von ſich geben könne. Sie entſchlüpfen ihm zuweilen, indem er ſie zu faſſen glaubt. Wovon ich itzt

versichert zu seyn glaube, darüber schleichet oder stielt sich in dem nächsten Augenblicke ein kleiner Zweifel ein, und lauret in einer Falte meiner Seele, ohne daß ich ihn gewahr worden. Viele Behauptungen, über die ich heute zum Märtyrer werden möchte, können mir morgen vielleicht problematisch vorkommen. Soll ich diese innern Wahrnehmungen gar durch Worte und Zeichen von mir geben, oder auf Worte und Zeichen schwören, die andere Menschen mir vorlegen; so ist die Unsicherheit noch weit größer. Ich und mein Nächster, wir können unmöglich mit eben denselben Worten eben dieselben innern Empfindungen verbinden; denn wir können diese nicht anders gegen einander halten, mit einander vergleichen und berichtigen, als wiederum durch Worte. Wir können die Worte nicht durch Sachen erläutern; sondern müssen wiederum zu Zeichen und Worten unsere Zuflucht nehmen, und am Ende zu Metaphern, weil wir, durch Hülfe dieses Kunstgriffs, die Begriffe des innern Sinnes auf äussere sinnliche Wahrnehmungen gleichsam zurückführen. Was für Verwirrung und Undeutlichkeit muß aber nicht auf solche

Weise

Weise in der Bedeutung der Worte zurückbleiben, und wie sehr müssen die Ideen verschieden seyn, die verschiedene Menschen, in verschiedenen Zeiten und Jahrhunderten, mit denselben äusserlichen Zeichen und Worten verbinden?

Wer du auch seyest, lieber Leser! so beschuldige mich hier nicht der Zweifelsucht, oder der bösen List, dich zum Skepticisten machen zu wollen. Ich bin vielleicht einer von denjenigen, die am weitesten von dieser Krankheit der Seele entfernt sind, und sie an allen ihren Nebenmenschen kuriren zu können, am sehnlichsten wünschen. Aber eben deswegen, weil ich diese Kur so oft an mir selbst verrichtet, und an andern versucht habe, bin ich gewahr worden, wie schwer sie sey, und wie wenig man den Erfolg in Händen habe. Mit meinem besten Freunde, mit dem ich noch so einhellig zu denken glaubte, konnte ich mich sehr oft über Wahrheiten der Philosophie und Religion nicht vereinigen. Nach langem Streit und Wortwechsel ergab sich zuweilen, daß wir mit denselben Worten, jeder andere Begriffe verbun-

bunden hatten. Nicht selten dachten wir einerley, und drückten uns nur verschiedentlich aus; aber eben so oft glaubten wir überein zu stimmen, und waren in Gedanken noch weit von einander entfernt. Gleichwohl waren wir beyderseits im Denken nicht ungeübt, gewohnt, mit abgesonderten Begriffen umzugehen, und beiden schien es um die Wahrheit im Ernst, mehr um sie, als ums Rechthaben zu thun zu seyn. Demohngeachtet mußten sich unsere Begriffe lange Zeit an einander reiben, bevor sie in einander sich wollten fügen lassen; bevor wir mit einiger Zuverlässigkeit sagen konnten: hierin kommen wir überein! O! wer diese Erfahrung in seinem Leben gehabt hat, und noch intolerant seyn, noch seinen Nächsten hassen kann, weil dieser in Religionssachen nicht denkt, oder sich nicht so ausdrückt wie er, den möchte ich nie zum Freunde haben; denn er hat alle Menschheit ausgezogen.

Und ihr, Mitmenschen! ihr nehmet einen Mann, mit dem ihr euch vielleicht niemals über dergleichen Dinge besprochen habet, ihr leget ihm die subtilsten Sätze der Metaphysik und Religion,

wie

wie ſie vor Jahrhunderten in Worte eingekleidet worden ſind, in ſogenannten Symbolen vor; ihr laſſet ihm bey jenem allerheiligſten Namen betheuern, daß er bei dieſen Worten eben ſo denket, wie ihr, und beide eben ſo, wie jener, der ſie vor Jahrhunderten niedergeſchrieben hat; betheuern, daß er dieſe Sätze von ganzem Herzen annehme, und an keinem derſelben Zweifel hege; mit dieſer beſchwornen Uebereinſtimmung verbindet ihr Amt und Würden, Macht und Einfluß, deren Reizung gar wohl fähig iſt, ſo manchen Widerſpruch zu heben, ſo manchen Zweifel zu unterdrücken, und wenn ſich denn am Ende hervorthut, daß es ſo nicht iſt mit des Mannes Ueberzeugung, wie er vorgegeben; ſo beſchuldiget ihr ihn des gräßlichſten aller Verbrechen, ihr klaget ihn des Meineides an, und laſſet erfolgen, was auf dieſe Unthat erfolgen ſoll. Iſt hier die Schuld nicht, am gelindeſten davon zu urtheilen, auf beiden Seiten gleich?

„Ja! ſprechen die billigſten unter euch: „wir beeidigen nicht auf den Glauben. Wir „laſſen dem Gewiſſen ſeine Freyheit, und beſchwö-

„schwören den Mitbürger nur, den wir mit ei-
„nem Amte bekleiden, daß er dieses Amt, wel-
„ches ihm, unter der Bedingung der Ueberein-
„stimmung anvertrauet wird, nicht ohne Ueber-
„einstimmung annehme. Dieses ist ein Ver-
„trag, den wir mit ihm eingehen. Finden sich
„nachher Zweifel, die diese Uebereinstimmung
„aufheben; so stehet es ja bey ihm, seinem
„Gewissen treu zu seyn, und das Amt nieder-
„zu legen. Welche Gewissensfreyheit, welche
„Rechte der Menschheit erlauben, wider einen
„Vertrag zu handeln?“

Nun wohl! ich will diesem Schein von Gerechtigkeit nicht alle die Gründe entgegen setzen, die nach oben ausgeführten augenscheinlichen Grundsätzen, entgegen gesetzt werden können. Wozu unnöthige Wiederholungen? aber um der Menschlichkeit willen! bedenket den Erfolg, den diese Einrichtung bisher unter den geüttesten Menschenkindern gehabt hat. Zählet die Männer alle, die eure Lehrstühle und eure Kanzeln besteigen, und so manchen Satz, den sie bey der Uebernehmung ihres Amts beschworen, in Zweifel ziehen; die Bischöffe alle, die

im

im Oberhause ſitzen; die wahrhaftig großen Männer alle, die in England Amt und Würden bekleiden, und jene 39 Artikel, die ſie beſchworen, nicht mehr ſo unbedingt annehmen, als ſie ihnen vorgelegt worden; Zählet ſie, und ſaget alsdenn noch, man könne meiner unterdrückten Nation keine bürgerliche Freyheit einräumen, weil ſo viele unter ihnen die Eide gering achteten! — Ach! Gott bewahre mein Herz vor menſchenfeindlichen Gedanken! Sie könnten bey dieſer traurigen Betrachtung gar leicht über Hand nehmen.

Nein! aus Achtung für die Menſchheit, bin ich vielmehr überredet, alle dieſe Männer erkennen das nicht für Meineid, was man ihnen unter dieſem Namen Schuld giebt. Die geſunde Vernunft ſagt ihnen vielleicht, daß niemand, weder Staat noch Kirche, ein Recht gehabt, ſie über Glaubensſachen zu beeidigen; weder Staat noch Kirche ein Recht gehabt, mit dem Glauben und Schwören auf gewiſſe Sätze, Amt, Ehre und Würden zu verbinden, oder den Glauben an gewiſſe Sätze zur Bedingung zu machen, unter welchen dieſe verliehen werden.

Eine solche Bedingung, glauben sie vielleicht, sey an und für sich null, weil sie niemanden zum Besten gereicht; weil keines Menschen Recht und Eigentum darunter leidet, wenn sie gebrochen wird. *) Wenn also, wie sie nicht in Abrede seyn können, Böses gethan worden; so sey es damals geschehen, als ihnen die versprochenen Vortheile einen so unzulässigen Eid abgelockt haben. Diesem Uebel sey aber nunmehr nicht abzuhelfen; am wenigsten durch das Niederlegen ihres auf diese Weise erlangten Amts abzuhelfen. Damals habe man, um erlaubte irdische Vortheile zu erhalten, freilich auf eine vor Gott unverantwortliche Weise, sich seines allerheiligsten Namens bedient; allein dieses Ge-

*) Eine Bedingung nämlich ist gültig, und bindet den Vertrag, wenn eine Möglichkeit zu erdenken, unter welcher sie in Bestimmung der Collisionsfälle hat Einfluß haben können. Meinungen aber können nicht anders, als durch ein irriges Gewissen mit äusserlichen Vortheilen in Verbindung gebracht werden, und ich zweifele, ob sie je eine rechtskräftige Bedingung machen können.

Geſchehene wird dadurch nicht ungeſchehen, wenn ſie itzt auf die Früchte Verzicht thun, die ſie davon genießen; ja die Unordnung, das Aergerniß und andere böſe Folgen, die das Aufgeben ihres Amts, verbunden mit einem öffentlichen Bekenntniß ihrer Abweichung, nach ſich ziehen dürfte, könnte das Uebel nur vermehren. Es ſey alſo allen ihren Mitmenſchen, ſowohl als ihnen ſelbſt und den Ihrigen beſſer gerathen, wenn ſie es dabey bewenden laſſen, und fortfahren, den Staaten und der Kirche die Dienſte zu leiſten, zu welchen ihnen die Vorſehung Trieb und Fähigkeit verliehen; Hierin liege ihr Beruf zur öffentlichen Bedienung, nicht in ihrer Geſinnung in Abſicht auf ewige Wahrheiten und Vernunftſätze, die im Grunde nur ſie ſelbſt und keinen ihrer Nebenmenſchen angehet. — Wenn gleich mancher zu gewiſſenhaft iſt, ſein Glück ſolchen überfeinen Entſchuldigungsgründen zu verdanken zu haben; ſo ſind doch auch diejenigen nicht völlig zu verdammen, die ſchwach genug ſind, ihnen nachzugeben; wenigſtens iſt es nicht Neid, ſondern menſchliche Schwachheit, die ich Männern

von ihrem Werthe möchte zu Schulden kommen lassen.

Zum Beschlusse dieses Abschnitts will ich das Resultat wiederholen, auf das mich meine Betrachtungen geführt haben.

Staat und Kirche haben zur Absicht, die menschliche Glückseligkeit in diesem und jenem Leben, durch öffentliche Vorkehrungen, zu befördern.

Beide wirken auf Gesinnung und Handlung der Menschen, auf Grundsätze und Anwendung: der Staat, vermittelst solcher Gründe, die auf Verhältnissen zwischen Mensch und Mensch, oder Mensch und Natur, und die Kirche, die Religion des Staats, vermittelst solcher Gründe, die auf Verhältnissen zwischen Mensch und Gott beruhen. Der Staat behandelt den Menschen als unsterblichen Sohn der Erde; die Religion als Ebenbild seines Schöpfers.

Grundsätze sind frey. Gesinnungen leiden ihrer Natur nach keinen Zwang, keine Bestechung. Sie gehören für das Erkenntnißvermögen des Menschen, und müssen nach dem

Richt-

Richtmaß von Wahrheit und Unwahrheit entschieden werden. Gutes und Böses wirkt auf sein Billigungs- und Mißbilligungsvermögen. Furcht und Hoffnung lenken seine Triebe. Belohnung und Strafe richten seinen Willen, spornen seine Thatkraft, ermuntern, locken, schrecken ab.

Aber wenn Grundsätze glückselig machen sollen; so müssen sie weder eingeschreckt, noch eingeschmeichelt, so muß blos das Urtheil der Verstandeskräfte für gültig angenommen werden. Ideen vom Guten und Bösen mit einmischen, heißt die Sachen von einem unbefugten Richter entscheiden lassen.

Weder Kirche noch Staat haben also ein Recht die Grundsätze und Gesinnungen der Menschen irgend einem Zwange zu unterwerfen. Weder Kirche noch Staat sind berechtiget, mit Grundsätzen und Gesinnungen Vorzüge, Rechte und Ansprüche auf Personen und Dinge zu verbinden, und den Einfluß, den die Wahrheitskraft auf das Erkentnißvermö-

gen hat, durch fremde Einmischung zu schwächen.

Selbst der gesellschaftliche Vertrag hat weder dem Staate noch der Kirche ein solches Recht einräumen können. Denn ein Vertrag über Dinge, die ihrer Natur nach unveräusserlich sind, ist an und für sich ungültig, hebt sich von selbst auf.

Auch die heiligsten Eidschwüre können hier die Natur der Sachen nicht verändern. Eidschwüre erzeugen keine neuen Pflichten, sind blos feyerliche Bekräftigungen desjenigen, wozu wir ohnehin, von Natur oder durch Vertrag, verpflichtet sind. Ohne Pflicht ist der Eidschwur eine leere Anrufung Gottes, die lästerlich seyn kann, aber an und für sich zu nichts verbindet.

Zu dem können die Menschen nur dasjenige beeidigen, was die Evidenz der äussern Sinne hat, was sie gesehen, gehört, betastet haben. Wahrnehmungen des innern Sinnes sind keine Gegenstände der Eidesbekräftigung.

Alles

Alles Beschwören und Abschwören in Absicht auf Grundsätze und Lehrmeinungen sind diesemnach unzulässig, und wenn sie geleistet worden, so verbinden sie zu nichts, als zur Reue, über den sträflich begangenen Leichtsinn. Wenn ich itzt eine Meinung beschwöre; so bin ich Augenblicks darauf nichts desto weniger frey, sie zu verwerfen. Die Unthat eines vergeblichen Eides ist begangen, wenn ich sie auch beybehalte; und Meineid ist nicht geschehen, wenn ich sie verwerfe.

Man vergesse nicht, daß nach meinen Grundsätzen der Staat nicht befugt sey, mit gewissen bestimmten Lehrmeinungen, Besoldung, Ehrenamt und Vorzug zu verbinden. Was das Lehramt betrift; so ist es seine Pflicht, Lehrer zu bestellen, die Fähigkeit haben, Weisheit und Tugend zu lehren, und solche nüzliche Wahrheiten zu verbreiten, auf denen die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft unmittelbar beruhet. Alle nähere Bestimmungen müssen ihrem besten Wissen und Gewissen überlassen werden, wo nicht unendliche

Verwirrungen und Collisionen der Pflichten entstehen sollen, die am Ende den Tugendhaften selbst oft zur Heucheley oder Gewissenlosigkeit führen. Jede Vergehung wider die Vorschrift der Vernunft bleibet nicht ungerochen.

Wie aber? Wenn das Uebel nun einmal geschehen ist: der Staat bestellt und besoldet einen Lehrer auf gewisse bestimmte Lehrmeinungen. Der Mann findet nachher diese Lehrmeinungen ohne Grund; was hat er zu thun? Wie sich zu verhalten, um den Fuß aus der Schlinge herauszuwinden, in welche ihn ein irriges Gewissen verwickelt hat?

Drey verschiedene Wege stehen hier vor ihm offen. Er verschließt die Warheit in seinem Herzen, und führet fort, wider sein besseres Wissen, die Unwahrheit zu lehren; oder er legt sein Amt nieder, ohne die Ursachen anzugeben, warum dieses geschehe; oder endlich giebt er der Warheit ein lautes Zeugniß, und läßt es auf den Staat ankommen, was mit seinem Amte und mit der ihm ausgesetz-

ten Besoldung werden, oder was er sonst für seine unüberwindliche Wahrheitsliebe leiden soll.

Mich dünkt, keiner von diesen Wegen sey unter allen Umständen schlechterdings zu verwerfen. Ich kann mir eine Verfassung denken, in welcher es vor dem Richterstuhle des allgerechten Richters zu entschuldigen ist, wenn man fortfährt, seinem sonst heilsamen Vortrage gemeinnütziger Warheiten, eine Unwahrheit mit einzumischen, die der Staat, vielleicht aus irrigem Gewissen geheiliget hat. Wenigstens würde ich mich hüten, einen übrigens rechtschaffenen Lehrer dieserhalb der Heucheley, oder des Jesuitismus zu beschuldigen, wenn mir nicht die Umstände und die Verfassung des Mannes sehr genau bekannt sind; so genau, als vielleicht die Verfassung eines Menschen niemals seinem Nächsten bekannt seyn kann. Wer sich rühmt, nie in solchen Dingen anders gesprochen, als gedacht zu haben, hat entweder überall nie gedacht, oder findet vielleicht für gut, in diesem Augenblicke selbst, mit einer Unwahrheit zu pralen, der sein Herz widerspricht.

Also in Absicht auf Gesinnungen und Grundsätze kommen Religion und Staat überein, müssen beide allen Schein des Zwanges und der Bestechung vermeiden, und sich auf Lehren, Vermahnen, Bereden und Zurechtweisen einschränken. Nicht also in Absicht auf Handlung. Die Verhältnisse von Mensch zu Menschen erfordern Handlung, als Handlung; die Verhältnisse zwischen Gott und Menschen, blos in so weit sie zu Gesinnungen führen. Eine gemeinnützige Handlung hört nicht auf, gemeinnützig zu seyn, wenn sie auch erzwungen wird; eine religiöse Handlung hingegen ist nur in dem Maße religiös, in welcher sie aus freyer Willkühr und in gehöriger Absicht geschiehet.

Daher kann der Staat zu gemeinnützigen Handlungen zwingen; belohnen, bestrafen; Amt und Ehren, Schande und Verweisung austheilen, um die Menschen zu Handlungen zu bewegen, deren innere Güte nicht kräftig genug auf ihre Gemüther wirken will. Daher hat dem Staate, durch den gesellschaftlichen

Ver-

Vertrag, auch das vollkommenste Recht und das Vermögen, dieses zu thun, eingeräumt werden können und müssen. Daher ist der Staat eine moralische Person, die ihre eigene Güter und Gerechtsame hat, und damit nach Gutfinden schalten kann.

Fern von allem diesen ist die göttliche Religion. Sie verhält sich gegen Handlung nicht anders, als gegen Gesinnung; weil sie Handlung blos als Zeichen der Gesinnung befielt. Sie ist eine moralische Person; aber ihre Rechte kennen keinen Zwang; Sie treibet nicht mit eisernem Stabe; sondern leitet am Seile der Liebe. Sie zückt kein Rachschwerdt, spendet kein zeitliches Gut aus; maßet sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äusserliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung; ihre Macht die göttliche Kraft der Warheit; die Strafen, die sie androhet sind, so wie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe; heilsam und wohlthätig für die Person selbst, die sie leidet. An diesen Merkmalen erkenne ich dich, Tochter

der

der Gottheit! Religion! die du in Wahrheit allein die seligmachende bist, auf der Erde, so wie im Himmel.

Bann und Verweisungsrecht, das sich der Staat zuweilen erlauben darf, sind dem Geiste der Religion schnurstracks zuwider. Verbannen, ausschließen, den Bruder abweisen, der an meiner Erbauung Theil nehmen, und sein Herz in wohlthätiger Mittheilung, mit dem Meinigen zugleich zu Gott erheben will! — Wenn sich die Religion keine willkührliche Strafen erlaubt, am wenigsten diese Seelenquaal, die ach! nur dem empfindlich ist, der wirklich Religion hat. Gehet die Unglücklichen alle durch, die von je her durch Bann und Verdammniß haben gebessert werden sollen; Leser! welcher äusserlichen Kirche, Synagoge oder Moschee du auch anhängest! untersuche, ob du nicht in dem Haufen der Verbannten mehr wahre Religion antreffen wirst, als in dem ungleich größern Haufen ihrer Verbanner? — Nun hat die Verbannung entweder bürgerliche Folgen, oder sie hat keine. Ziehet sie bürgerliches

Elend

Elend nach sich; so fällt sie nur dem Edelmüthigen zur Last, der dieses Opfer der göttlichen Warheit schuldig zu seyn glaubt. Wer keine Religion hat, ist ein Wahnwitziger, wenn er sich einer vermeinten Warheit zu gefallen, der mindesten Gefahr aussetzet. Soll sie aber, wie man sich bereden will, blos geistige Folgen haben; so drücken sie abermals nur denjenigen, der für diese Art von Empfindniß noch Gefühl hat. Der Irreligiose lacht ihrer und bleibt verstockt.

Und wo ist die Möglichkeit sie von allen bürgerlichen Folgen zu trennen? Kirchenzucht einführen, habe ich an einem andern Orte, wie mich dünkt, mit Recht gesagt, Kirchenzucht einführen, und die bürgerliche Glückseligkeit ungekränkt erhalten, gleichet dem Bescheide des allerhöchsten Richters an den Ankläger: Er sey in deiner Hand, doch schone seines Lebens! Zerbrich das Faß, wie die Ausleger hinzusetzen; doch laß den Wein nicht auslaufen! Welche kirchliche Ausschließung, welcher Bann ist ohne alle bürgerliche Folgen, ohne allen Einfluß auf die bürgerliche Achtung wenigstens, auf den gu-

ten

ten Leumund des Ausgestoßenen und auf das Zutrauen bey seinen Mitbürgern, ohne welches doch niemand seines Berufs warten, und seinen Mitmenschen nützlich, das ist, bürgerlich glückselig seyn kann?

Man beruft sich immer noch auf das Naturgesetz. Jede Gesellschaft, spricht man, hat das Recht auszuschließen: Warum nicht auch die religiose?

Allein ich erwiedere: grade hier macht die religiose Gesellschaft eine Ausnahme; vermöge eines höhern Gesetzes kann keine Gesellschaft ein Recht ausüben, das der ersten Absicht der Gesellschaft selbst schnurstracks entgegengesetzt ist. Einen Dissidenten ausschließen, sagt ein würdiger Geistlicher aus dieser Stadt, einen Dissidenten aus der Kirche verweisen, heißt einem Kranken die Apotheke verbieten. In der That, die wesentlichste Absicht religioser Gesellschaften ist gemeinschaftliche Erbauung. Man will durch die Zauberkraft der Sympathie, die Wahrheit aus dem Geiste in das Herz übertragen, die zuweilen todte Vernunfterkenntniß durch Theilnehmung zu hohen Empfindnissen beleben. Wenn

das

das Herz allzusehr an sinnlichen Lüsten klebt, um der Vernunft Gehör zu geben; wenn es auf dem Punkte ist, die Vernunft selbst mit ins Garn zu locken; so werde es hier vom Schauer der Gottseligkeit ergriffen, vom Feuer der Andacht entflammt, und lerne Freuden höherer Art kennen, die auch hienieden schon den sinnlichen Freuden die Wage halten. Und ihr wollt den Kranken vor der Thür abweisen, der dieser Arzeney am meisten bedarf; destomehr bedarf, je weniger er dieses Bedürfniß empfindet, und in seinem Irrsinne, sich gesund zu seyn einbildet? Muß nicht vielmehr eure erste Bemühung seyn, ihm diese Empfindung wieder zu geben, und den gleichsam vom kalten Brande bedroheten Theil seiner Seele ins Leben zurück zu rufen? Statt dessen verweigert ihr ihm alle Hülfe, und lasset den Ohnmächtigen den moralischen Tod dahin sterben, dem ihr ihn vielleicht würdet entrissen haben.

Weit edler und dem Zwecke seiner Schule gemäßer, handelte jener Weltweise zu Athen. Ein Epikurer kam von seinem Gelage, die Sinne

von

von nächtlicher Wollust benebelt, und das Haupt von Rosen umwunden. Er trat in den Hörsal der Stoiker, um sich in der Frühstunde noch das letzte Vergnügen entnervter Wollüstlinge zu verschaffen, das Vergnügen zu spotten. Der Weltweise läßt ihn ungehindert, verdoppelt das Feuer seiner Beredsamkeit wider die Verführung der Wollust, und schildert die Seligkeit der Tugend mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Schüler Epikurs hört, wird aufmerksam, schlägt die Augen nieder, reißt die Kränze von seinem Haupte, und wird selbst ein Anhänger der Stoa.

Ende des ersten Abschnitts.

Zweiter Abschnitt.

Das Wesentliche dieser Behauptung, das einem sonst allgemein herrschenden Grundsatze so schnurstraks entgegensteht, habe ich bereits bey einer andern Gelegenheit auszuführen gesucht. Herrn Dohm vortrefliche Schrift **Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden** veranlaßte die Untersuchung: **in wie weit einer aufgenommenen Kolonie eigene Gesetzverwesung in kirchlichen und bürgerlichen Sachen überhaupt, und insbesondre ein Bann- und Ausschließungsrecht nachzulassen sey?** — Gesetzliche Macht der Kirche — Bannrecht — Wenn die Kolonie diese haben soll; so muß sie von dem Staate, oder von der Mutterkirche damit gleichsam belehnt werden. Jemand, der dieses Recht, vermöge des gesellschaftlichen Ver-

trages, beſitzet, muß ihr einen Theil davon, in ſo weit es ſie ſelbſt angehet, abgetreten, und überlaſſen haben. Wie aber? Wenn niemand ein ſolches Recht beſitzen kann? Wenn weder dem Staate, noch der Mutterkirche ſelbſt irgend ein Zwangsrecht in Religionsſachen zukäme? Wenn nach den Grundſätzen der geſunden Vernunft, deren Göttlichkeit wir alle anerkennen müſſen, weder Staat noch Kirche befugt wäre, ſich in Glaubensſachen ein anderes Recht anzumaßen, als das Recht zu belehren; eine andere Macht, als die Macht der Ueberführung, eine andere Zucht, als die Zucht durch Vernunft und Grundſätze? Kann dieſes erweislich, und dem geſunden Menſchenverſtande einleuchtend gemacht werden; ſo iſt kein ausdrücklicher Vertrag, noch vielweniger Herkommen und Verjährung mächtig genug, ein Recht geltend zu machen, das ihm entgegengeſetzt iſt; ſo iſt aller kirchliche Zwang widerrechtlich, alle äußere Macht in Religionsſachen gewaltſame Anmaſſung, und wenn dieſes iſt; ſo darf, ſo kann die Mutterkirche kein Recht verleihen, das ihr ſelber nicht zukömmt, keine Macht vergeben, die ſie

ſich

sich mit Unrecht angemaßt hat. Es kann seyn, daß der Mißbrauch, durch irgend ein allgemeines Vorurtheil, so um sich gegriffen, so sehr in den Gemüthern der Menschen Wurzel gefaßt hat, daß es nicht thunlich, oder nicht rathsam wäre, ihn mit einem Male, ohne weise Vorbereitung abzuschaffen; aber in diesem Falle ist es doch wenigstens unsere Schuldigkeit, ihm von ferne her entgegen zu arbeiten, und vorerst seiner fernern Ausbreitung einen Damm entgegen zu sezzen. Können wir ein Uebel nicht völlig ausrotten; so müssen wir ihm wenigstens die Wurzel abstechen.

Dieses war das Resultat meiner Betrachtungen, und ich wagte es, meine Gedanken dem Publikum *) zur Beurtheilung vorzulegen; wiewohl ich meine Gründe damals nicht so ausführlich angeben konnte, als hier in dem vorigen Abschnitte geschehen.

Ich habe das Glück, in einem Staate zu leben, in welchem diese meine Begriffe weder neu, noch sonderlich auffallend sind. Der weise Re-

*) In der Vorrede zu Manasseh Ben Israels Rettung der Juden.

gent, von dem er beherrscht wird, hat es, seit Anfang seiner Regierung, beständig sein Augenmerk seyn lassen, die Menschheit in Glaubenssachen, in ihr volles Recht einzusetzen. Er ist der Erste unter den Regenten unsers Jahrhunderts, der die weise Maxime, in ihrem ganzen Umfange, niemals aus den Augen gelassen: **die Menschen sind für einander geschäffen: belehre deinen Nächsten, oder ertrage ihn!***) Mit

) Worte meines verewigten Freundes, Hrn. Iselin, in einem seiner letzten Aufsätze in den Ephemeriden der Menschheit. Das Andenken dieses wahren Weisen sollte jedem seiner Zeitgenossen, der Tugend und Wahrheit werthschätzt, unvergeßlich seyn. Desto unbegreiflicher ist es mir selbst, wie ich ihn habe übergehen können, als ich die wohlthätigen Männer nannte, die in Deutschland zuerst die Grundsätze der uneingeschränkten Toleranz auszubreiten suchten, ihn, der sie in unserer Sprache sicherlich früher und lauter, als irgend einer, in ihrem weitesten Umfange lehrte. Mit Vergnügen schreibe ich hier die Stelle aus der Anzeige meiner Vorrede R. Manasse, in den Ephemeriden) ab, wo dieses erinnert wird,

um

*) Zehntes Stück. Oct. 1790. Seite 448.

Mit weiser Mäßigung hat er zwar die Vorrechte der äußern Religion geschont, in deren Besitz er

 sie

um einem Manne nach seinem Tode Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der in seinem Leben so allgemein gerecht gewesen. „Der Verfasser der Ephemeriden der Menschheit stimmet auch mit Herrn Mendelssohn gänzlich in demjenigen überein, was er von den gesetzgebenden Rechten der Obrigkeit über die Meinung der Bürger und von den Verkommnissen sagt, welche einzelne Menschen unter einander über solche Meinungen eingehen können. Und diese Denkungsart hat er nicht erst seit Herrn Dohm und Herrn Leßing angenommen; sondern er hat sich schon vor mehr als dreyßig Jahren dazu bekannt. Auf die gleiche Weise hat er auch schon lange anerkannt, daß dasjenige, was man Religionsduldung nennet, nicht eine Gnade, sondern eine Pflicht der Regierung sey. Deutlicher konnte man sich nicht ausdrücken, als folgendermaßen*): „Wenn also eine oder mehrere Religionen in seinem „Staate eingeführt sind; so erlaubt ein weiser und „gerechter Landesherr sich nicht, die Rechte derselben „zu dem Besten der seinigen anzugreifen. Jede Kirche, jede Vereinigung, welche den Gottesdienst zur „Ab-

*) Träume eines Menschenfreundes, Band 2. S. 19. u. 17.

sie gefunden. Noch gehören vielleicht Jahrhunderte von Cultur und Vorbereitung dazu, bevor die

„Absicht hat, ist eine Gesellschaft, der der Landes„herr Schutz und Gerechtigkeit schuldig ist. Ihnen „diese versagen, um auch die beste Religion zu be„günstigen, wäre wider den Geist der wahren Gott„seligkeit."

„In Rücksicht auf die bürgerlichen Rechte sind „alle Religionsgenossen einander gleich, diejenigen „allein ausgenommen, deren Meinungen den Grund„sätzen der menschlichen und der bürgerlichen Pflich„ten zuwider laufen. Eine solche Religion kann in „dem Staate auf keine Rechte Anspruch machen. „Diejenigen, welche das Unglück haben, ihr zuge„than zu seyn, können nur Duldung erwarten, so „lange sie nicht durch ungerechte und schädliche „Handlungen die gesellschaftliche Ordnung stöhren. „Wenn sie dieses thun, müssen sie gestraft werden, „nicht für ihre Meinungen; sondern für ihre „Thaten." Was aber im vorhergehenden (Seite 425) von einer falschen Meinung, in Absicht auf die Zwischenhände in der Handlung, gesagt wird, die ich dem Verf. der Ephemeriden mit Unrecht zuschreiben soll, verhält sich in Wahrheit ganz anders. Nicht Hr. Iselin; sondern ein anderer, sonst einsichtsvoller Schriftsteller, hat in den Ephemeriden

einen

die Menſchen begreifen werden, daß Vorrechte um der Religion willen weder rechtlich, noch im Grunde nützlich ſeyen, und daß es alſo eine wahre Wohlthat ſeyn würde, allen bürgerlichen Unterſchied um der Religion willen ſchlechterdings aufzuheben. Indeſſen hat ſich die Nation unter der Regierung dieſes Weiſen ſo ſehr an Duldung und Vertragſamkeit in Glaubensſachen gewöhnt, daß Zwang, Bann und Ausſchließungsrecht wenigſtens aufgehört haben, populäre Begriffe zu ſeyn.

einen Aufſatz einrücken laſſen, in welchem er die Schädlichkeit der Zwiſchenhände behauptet, und ward von dem Herausgeber vielmehr widerlegt. — Die Erinnerungen, welche in derſelben Anzeige wider meine Glaubensgenoſſen gemacht werden, übergehe ich mit Stillſchweigen. Es iſt hier der Ort nicht, ſie zu vertheidigen, und ich überlaſſe dieſes Geſchäft dem Hrn. Bohm, der es mit weniger Parteylichkeit verrichten kann. Man vergiebt übrigens einem Baſeler ſehr leicht ein Vorurtheil wider ein Volk, das er nur aus dem herumſtreifenden Theile deſſelben, oder aus den Observations d'un Alſacien, zu kennen Gelegenheit haben kann.

Was aber einem jeden Rechtschaffenen wahre Freude ins Herz bringen muß, iſt der Ernſt und Eifer, mit welchem einige würdige Glieder der hieſigen Geiſtlichkeit ſelbſt dieſe Grundſätze der Vernunft, oder vielmehr der wahren Gottesfurcht, unter dem Volke auszubreiten ſuchen. Ja einige derſelben haben kein Bedenken getragen, meinen Gründen wider das allgemein angebetete Idol des Kirchenrechts überhaupt beyzutreten, und dem Reſultate derſelben öffentlich Beyfall zu geben. Welche hohe Begriffe müſſen dieſe Männer von ihrer Beſtimmung haben, da ſie ſo willig ſind, alle Nebenabſicht davon zu entfernen; welch edles Zutrauen zu der Kraft der Wahrheit, da ſie ſich getrauen, ſie, ohne alle Stützen, auf ihrem eigenen Poſtemente ſicher zu ſtellen! Wenn wir übrigens in den Grundſätzen auch noch ſo verſchieden wären; ſo könnte ich nicht umhin, ihnen, wegen dieſer erhabenen Geſinnungen, meine ganze Bewunderung und Ehrerbietung zu bezeugen.

Manche andere Leſer und Bücherrichter haben ſich gar ſonderbar dabey genommen. Meine Gründe haben ſie zwar nicht beſtritten; ſondern viel-

vielmehr gelten laſſen. Niemand hat es verſucht, zwiſchen Lehrmeinung und Recht den mindeſten Zuſammenhang zu zeigen. Niemand hat einen Fehler in der Schlußfolge aufgedeckt, daß mein Beyſtimmen oder Nichtbeyſtimmen in gewiſſe ewige Wahrheiten mir kein Recht über Dinge, keine Befugniß ertheilen, über Güter und Gemüther nach eigenem Belieben zu ſchalten. Und gleichwohl haben ſie bey dem unmittelbaren Reſultate derſelben, wie bey einer unerwarteten Erſcheinung, geſtutzt. Wie? So giebt es überall kein Kirchenrecht? So beruhet alles, was ſo viele Schriftſteller, was wir ſelbſt vielleicht über das Kirchenrecht geſchrieben, geleſen, gehört und disputirt haben, auf grundloſem Boden? — Dieſes ſchien ihnen zu weit zu gehen, und gleichwohl muß in der Schlußfolge ein verborgener Fehler liegen, wenn das Reſultat nicht nothwendig wahr ſeyn ſoll.

In den Göttingiſchen Anzeigen führt der Recenſent meine Behauptung an, daß es kein Recht auf Perſonen und Dinge gebe, welches mit Lehrmeinungen zuſammenhänge, und daß alle Verträge und Abkommniſſe der Menſchen kein

solches Recht möglich machen können, und setzet hinzu: „dieses alles ist neu und hart. Die ers„sten Grundsätze werden weggeleugnet, und al„ler Streit hat ein Ende.“

Ja wohl, gehet es um die ersten Grundsätze, die nicht anerkannt werden wollen. — Soll aber deswegen aller Streit ein Ende haben? Sollen denn Grundsätze niemals in Zweifel gezogen werden? So können Männer aus der pythagorischen Schule in Ewigkeit streiten, woher ihr Lehrer zur güldenen Hüfte gekommen, wenn es niemand wagen darf, zu untersuchen: ob auch Pythagoras überall eine güldene Hüfte habe?

Jedes Spiel hat seine Gesetze, jeder Wettkampf seine Regeln, nach welchen der Kampfrichter urtheilt. Willst du den Einsatz, oder den Kampfpreis davon tragen; so unterwirf dich den Grundsätzen. Wer aber über die Theorie der Spiele nachdenken will, kann allerdings die Grundbegriffe selbst in Augenschein nehmen. So auch vor Gericht. Jener Criminalrichter, der einen Mörder zu richten hatte, brachte ihn zum Geständnisse seines Verbrechens. Allein der Ruchlose behauptete, er wisse keinen Grund,

warum

warum es nicht eben so gut erlaubt sey, einen Menschen zu ermorden, als ein Thier, um seines Vortheils willen, umzubringen. Diesem Unmenschen konnte der Richter mit Recht antworten: „du leugnest die Grundsätze, Bursche! „mit dir hat aller Streit ein Ende. Du wirst „wenigstens einsehen, daß es auch uns erlaubt „sey, um unseres Vortheils willen, die Erde „von einem solchen Ungeheuer zu befreyen.“ So aber durfte ihm der Priester schon nicht antworten, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Dieser war verbunden sich mit ihm über die Grundsätze selbst einzulassen, und ihm, wenn sein Zweifel ihm ein Ernst war, solchen zu benehmen. Nicht anders verhält es sich in Künsten uud Wissenschaften. Jede derselben setzet gewisse Grundbegriffe voraus, von denen sie weiter keine Rechenschaft giebt. Deswegen aber ist in dem ganzen Inbegriff der menschlichen Erkenntnisse kein Punkt über allen Anspruch hinweg zu setzen, kein Titel, der nicht zur Untersuchung gezogen werden darf. Liegt mein Zweifel außer den Schranken dieses Gerichtshofes; so muß ich vor einen andern verwiesen werden. Irgendwo muß ich gehört, und zu rechte gewiesen werden.

Der

Der Fall, den der Rec. zum Beyspiel anführet, um mich zu widerlegen, trift vollends nicht zum Ziele. Er spricht: „Wir wollen sie (die geleugneten Grundsätze,) indessen auf einen bestimmten Fall anwenden. Die Judenschaft in „Berlin bestellt eine Person, die nach den Gesetzen ihrer Religion die Kinder männlichen „Geschlechts beschneiden soll; diese Person erhält durch ein Factum gewisse Rechte auf so viel „Einkünfte, auf diesen bestimmten Rang in der „Gemeine ꝛc. Nach einiger Zeit kommen ihr „Bedenklichkeiten über die Lehrmeinung oder das „Gesetz von der Beschneidung bey; sie weigert „sich den Vertrag zu erfüllen. Bleiben ihr denn „nun auch die Rechte, die sie durch den Vertrag „erhielt? So überall.“ —

Und wie überall? Ich will die Möglichkeit des Falls zugeben, der sich hoffentlich nie zutragen wird*). Was soll diese mir so nahe gelegte Ins

*) Man genießet unter den Juden, für das Amt der Beschneidung, weder Einkünfte, noch einen bestimmten Rang in der Gemein. Wer die Geschicklichkeit besitzet, verrichtet vielmehr dieses verdienstliche

stanz beweisen? Doch wohl nicht, daß nach der Vernunft Rechte auf Personen und Güter mit Lehrmeinungen zusammenhängen, und auf derselben beruhen? oder daß positive Gesetze und Verträge ein solches Recht möglich machen können? Auf diese beiden Punkte kömmt es, nach dem eigentlichen Anführen des Recens. hauptsächlich an, und beide finden in dem erdichteten Falle nicht Statt, denn der Beschneider würde ja die Einkünfte und den Rang nicht für den Beyfall zu genießen haben, den er der Lehrmeinung giebt; sondern für die Operation, die er an der Stelle der Hausväter verrichtet. Verhindert ihn nun sein Gewissen, diese Mühwaltung

liche Werk mit Vergnügen. Ja dem Vater, dem eigentlich die Pflicht seinen Sohn zu beschneiden obliegt, hat mehrentheils unter verschiedenen Mitwerbern, die darum anhalten, zu wählen. Alle Belohnung, die der Beschneider für seine Verrichtung zu erwarten hat, bestehet etwa darin, daß er beym Beschneidungsmale obenan sitzet, und nach der Malzeit den Seegen spricht. — So sollten nach meiner neu und hart scheinenden Theorie alle religiöse Aemter besetzt werden!

tung ferner zu übernehmen; so wird er allerdings auf die Belohnung Verzicht thun müssen, die er dafür sich ausbedungen. Was hat dieses aber mit den Vorrechten gemein, die man einer Person einräumt, weil sie dieser oder jener Lehre beystimmet, diese oder jene ewige Wahrheit annimmt, oder verwirft? — Alles, womit die erdichtete Instanz einige Aehnlichkeit haben könnte, wäre etwa der Fall, da der Staat Lehrer bestellt und besoldet, die gewisse Lehren so und nicht anders ausbreiten sollen; diese aber nachher sich im Gewissen verbunden erachteten, von den ihnen vorgeschriebenen Lehren abzuweichen. Diesen Fall, der so oft zu lauten und hitzigen Streitigkeiten Gelegenheit gegeben, habe ich im vorigen Abschnitte umständlich berührt, und nach meinen Grundsätzen zu erörtern gesucht. Auf das angeführte Gleichnis aber scheinet er mir eben so wenig zu passen. Man erinnere sich des Unterschiedes, den ich gemacht, zwischen Handlungen, die als Handlungen verlangt werden, und solchen, die blos als Zeichen der Gesinnungen gölten. Eine Vorhaut ist abgeschnitten, der Beschneider mag von dem Gebrauche selbst

denken

denken und glauben, was er will; so wie ein Schuldherr, dem die Gerichte zu seiner Befriedigung verholfen, bezahlt ist, der Schuldner mag von der Pflicht zu bezahlen, denken, wie er will. Wie kann aber hiervon die Anwendung auf den Lehrer der Religionswahrheiten gemacht werden, dessen Lehren sicherlich wenig Frommen bringen, wenn nicht Geist und Herz damit übereinstimmen; wenn sie nicht aus innerer Ueberzeugung fließen? — Ich habe bereits an dem angeführten Orte zu erkennen gegeben, daß ich mich nicht getraue, einem auf diese Weise in die Enge getriebenen Lehrer vorzuschreiben, wie er sich als rechtschaffener Mann zu verhalten habe; oder Vorwürfe zu machen, wenn er sich anders verhält; und daß nach meinem Bedünken alles auf Zeit, Umstände und Verfassung ankomme, in welchen er sich befindet. Wer darf hier über die Gewissenhaftigkeit seines Nächsten den Stab brechen? Wer ihr zu einer so kritischen Entscheidung eine Waage aufdringen, die sie vielleicht nicht für die richtige erkennt?

Indessen liegt diese Untersuchung nicht so ganz auf meinem Wege, und hat wenig mit den

beiden Fragen gemein, auf welche alles ankömmt, und die ich hier abermals wiederhole.

1) Giebt es, nach dem Gesetze der Vernunft, Rechte auf Personen und Dinge, die mit Lehrmeinungen zusammenhängen, und durch das Einstimmen in dieselben erworben werden?

2) Können Verträge und Abkommnisse vollkommene Rechte erzeugen, Zwangspflichten hervorbringen, wo nicht, ohne allen Vertrag, schon unvollkommene Rechte und Gewissenspflichten da gewesen sind?

Einer von diesen Sätzen muß aus dem Naturrechte erwiesen werden, wenn ich eines Irrtums überführt werden soll. Daß man meine Behauptung neu und hart findet, thut nichts zur Sache, wenn ihr die Warheit nur nicht widerspricht. Noch ist mir kein Schriftsteller bekant, der diese Fragen berührt, und in Anwendung auf Kirchenmacht und Bannrecht untersucht hätte. Sie gehen alle von dem Punkte aus, daß es ein Jus circa sacra gebe; nur modelt es ein jeder nach seiner Weise, und belehnet damit bald eine unsichtbare, bald diese oder jene sichtbare Person.

son. Selbst Hobbes, der hierin sich am weitesten von den eingeführten Begriffen zu entfernen wagt, hat sich von dieser Idee nicht völlig loswinden können. Er giebt ein solches Recht zu, und sucht nur die Person auf, der man es mit dem geringsten Schaden zutrauen darf. Alle glauben, das Meteor sey sichtbar, und bemühen sich nur, nach verschiedenen Systemen, die Höhe desselben zu bestimmen. Es wäre nichts unerhörtes, wenn ein Unbefangener, der gerade auf den Ort hinschauete, wo es erscheinen soll, mit weit geringerer Fähigkeit, sich von der Wahrheit überführte: es sey überall kein solches Meteor zu sehen.

Ich komme zu einem weit wichtigern Einwurfe, der mir gemacht worden, und der hauptsächlich diese Schrift veranlaßt hat. Abermals ohne meine Gründe zu widerlegen, hat man ihnen die geheiligte Autorität der mosaischen Religion, zu welcher ich mich bekenne, entgegengesetzt. Was sind die Gesetze Moses anders, als ein System von religiöser Regierung, von Macht und Recht der Religion? „Die Vernunft mag „es gut heissen," drükt sich ein ungenannter

Schriftsteller *) hierüber aus, „daß alles Kir„chenrecht und die Macht eines geistlichen Ge„richts, wodurch Meinungen erzwungen, oder „eingeschränkt werden, eine begrifflose Sache „ist; daß kein Fall zu erdenken, wodurch so ein „Gesetz begründet sey, daß die Kunst nichts schaf„fen könne, wozu die Natur nicht den Keim her„vorgebracht habe — aber so vernunftmäßig dies„es alles seyn mag, was Sie darüber sagen,„ redet er mich an, „so geradezu widerspricht es „dem Glauben ihrer Väter im engern Verstan„de, und den Grundsätzen der Kirche, welche nicht „blos von den Kommentaristen angenommen; „sondern selbst in den Büchern Mose ausdrük„lich festgesetzt sind. Nach der gesunden Ver„nunft findet gar kein Gottesdienst ohne Ueber„zeugung statt, und jede erzwungene gottes„dienstliche Handlung hört das auf zu seyn. Be„folgung göttlicher Gebote aus Furcht vor der „darauf gesetzten Strafe ist Sklavendienst, der „nach reinen Begriffen nimmermehr Gott ge„fällig

*) Das Forschen nach Licht und Recht, in einem Schreiben an Herrn M. Mendelssohn. Berlin 1782.

„fällig seyn kann. Indessen ist es wahr, daß Mo„ses Zwang und positive Strafen — an Nicht„beobachtung gottesdienstlicher Pflichten bindet. „Sein statuarisches Kirchenrecht beficlt den Sab„bathsübertreter, den Lästerer des göttlichen „Namens und andere Abweichende von seinem „Gesetze mit Steinigung und Tode zu bestrafen“ — — „Das ganze Kirchensystem Mose,“ spricht er an einer andern Stelle, „war nicht nur Un„terricht und Anweisung zu Pflichten, sondern „es war zugleich mit dem strengsten Kirchen„rechte verbunden. Der Arm der Kirche war „mit dem Schwerdt des Fluchs bewafnet. — „Verflucht, heißt es, wer nicht hält alle Worte „dieses Gesetzes, daß er darnach thue u. s. w. — „Und dieser Fluch war in den Händen der ersten „Diener der Kirche. — Das bewafnete Kirchen„recht ist immer einer der vorzüglichsten Grund„steine der jüdischen Religion selbst, und ein „Hauptartikel in dem Glaubenssystem Ihrer Vä„ter. In wiefern können Sie, mein Theurer „Herr Mendelssohn, bey dem Glauben Ihrer „Väter beharren, und durch Wegräumung sei„ner Grundsteine das ganze Gebäude erschüttern,

„wenn Sie das durch Mosen gegebene, auf göttliche Offenbarung sich berufende Kirchenrecht „bestreiten?“

Dieser Einwurf dringet an das Herz. Ich muß gestehen, daß die Begriffe, die hier vom Judentume gegeben werden, bis auf einige Unbehutsamkeit im Ausdrucke, selbst von vielen meiner Religionsbrüder dafür angenommen werden. Wäre nun dem in Wahrheit also, und ich davon überführet, so würde ich allerdings meine Sätze mit Beschämung zurücknehmen, und die Vernunft unter dem Joche des Glaubens — doch nein! was sollte ich heucheln? Autorität kann demüthigen, aber nicht belehren; sie kann die Vernunft niederschlagen, aber nicht fesseln. Stünde das Wort Gottes mit meiner Vernunft in einem so offenbaren Widerspruche, so würde ich der letztern höchstens Stillschweigen gebieten können; aber meine nicht widerlegten Gründe würden im geheimsten Winkel meines Herzens nichts destoweniger wiederkehren, sich in beunruhigende Zweifel verwandeln, und die Zweifel sich in kindliche Gebete, in inbrünstiges

Flehen

flehen um Erleuchtung auflösen. Ich würde mit dem Psalmist anrufen:

Herr! sende mir dein Licht, deine Wahrheit,
Daß sie mich leiten, und bringen
Zu deinem heiligen Berge, zu deinem Ruhesitze!

Hart und kränkend aber ist es in allen Fällen, wenn man mit dem ungenannten Forscher nach Licht und Warheit, und dem sich nennenden Herrn Mörschel, der die Schrift des Forschers mit einer Nachschrift begleitet hat, mir die gehässige Absicht zuschreibt, die Religion, zu welcher ich mich bekenne, umzustoßen, und ihr, wo nicht ausdrüklich, doch gleichsam unter der Hand zu entsagen. Dergleichen Consequenzerey sollte aus dem Umgange der Gelehrten auf ewig verbannt seyn. Nicht jeder, der sich zu einer Meinung verstehet, verstehet sich zugleich zu allen Folgen derselben, und wenn sie auch noch so richtig aus derselben hergeleitet werden. Aufbürdungen von dieser Art sind gehässig, und

führen nur zu Verbitterung und Streitsucht, dabey die Wahrheit selten gewinnet.

Ja, der Forscher gehet so weit, mich folgender Gestalt anzureden: „Sollte der jetzt von Ihnen gethane gar merkwürdige Schritt wohl „wirklich ein Schritt zur Erfüllung der ehemals „an Sie ergangenen Lavaterschen Wünsche seyn? „Unstreitig haben Sie nach jener Veranlassung „der Sache des Christentums näher nachgedacht, und den Werth der in mannigfaltigen „Gestalten und Modifikationen vor ihren Augen „liegenden christlichen Religionssysteme mit der „Unparteylichkeit eines unbestechbaren Wahrheitsforschers genauer gewogen. Vielleicht sind „Sie jetzt dem Glauben der Christen näher getreten, indem Sie der Knechtschaft eiserner Kirchenbande sich entreissen, und das Freyheitssystem des vernünftigern Gottesdienstes nunmehr selbst lehren, welches das eigentliche Gepräge der christlichen Gottesverehrung ausmacht, nach welchem wir dem Zwange und lästigen Zeremonien entronnen sind, und den wahren Gottesdienst weder an Samaria noch an „Jerusalem binden, sondern das Wesen der Religion

„ligion darin setzen, daß nach den Worten un-
„sers Lehrers die wahrhaftigen Anbeter Gott im
„Geist und in der Wahrheit anbeten.“

Feyerlich und pathetisch genug ist diese An-
sinnung vorgebracht. — Allein, Lieber! soll ich
diesen Schritt thun, ohne vorher zu überlegen, ob
er mich auch wirklich aus der Verwirrung ziehen
wird, in welcher ich mich Ihrer Meinung nach
befinde? Wenn es wahr ist, daß die Eckſteine
meines Hauses austreten, und das Gebäude ein-
zustürzen drohet, ist es wohlgethan, wenn ich
meine Habseligkeit aus dem untersten Stokwer-
le in das oberste rette? Bin ich da sicherer?
Nun ist das Christentum, wie Sie wissen, auf
dem Judentume gebauet, und muß nothwendig,
wenn dieses fällt, mit ihm über einen Hauffen
stürzen. Sie sagen, meine Schlußfolge unter-
grabe den Grund des Judentums, und bieten mir
die Sicherheit Ihres obersten Stokwerks an;
muß ich nicht glauben, daß Sie meiner spotten?
Sicherlich! Der Christ, dem es um Licht und
Wahrheit im Ernste zu thun ist, wird beim An-
scheine eines Widerspruchs zwischen Wahrheit
und Wahrheit, zwischen Schrift und Vernunft,

nicht den Juden zum Kampfe auffordern, sondern mit ihm gemeinschaftlich den Ungrund des Widerspruchs zu entdecken suchen. Es gehet ihrer beiden Sache an. Was sie unter sich auszumachen haben, mag auf eine andere Zeit ausgesetzt bleiben. Voritzt müssen sie mit vereinigten Kräften die Gefahr abwenden, und entweder den Fehlschluß der Vernunft entdecken, oder zeigen, daß es blos ein Scheinwiderspruch sey, der sie erschrekt hat.

So könnte ich nun der Schlinge ausweichen, ohne mich mit dem Forscher in weitere Untersuchung einzulassen. Allein was würde mir der Winkelzug helfen? Sein Gefährte, Herr Mörschel, hat, ohne mich persönlich zu kennen, mir allzutief ins Spiel gesehen. „Er hat" wie er versichert, „in der gerügten Vorrede blos Merk„male entdekt, um welcher willen er mich eben „so weit entfernt von der Religion, in welcher „ich geboren worden, als von der, die er von sei„nen Vätern empfing, halten zu können glaubt." Zum Beweise seiner Vermuthung führt er aus derselben, ausser der Hinweisung auf S. IV. Z. 21. (wo ich Heiden, Juden, Mahometaner und Anhänger

händer der natürlichen Religion in einer Zeile zuſammen nenne, und für alle Toleranz fordere) — S. V. Z. 8. (in welcher ich abermals von Duldung der Naturaliſten rede), und endlich S. XXXVII. Z. 13. (wo ich von ewigen Wahrheiten rede, die die Religion lehren ſoll), folgende Stelle wörtlich an: „Das Andachtshaus der „Vernunft bedarf keiner verſchloſſenen Thüren. „Sie hat von innen nichts zu verwahren, und „von auſſen niemanden den Eingang zu verhin„dern. Wer einen ruhigen Zuſchauer abgeben, „oder gar Antheil nehmen will, iſt dem Gottſe„ligen in der Stunde ſeiner Erbauung höchſt „willkommen.“ Man ſiehet, daß, nach Hrn. M. Meinung, kein Anhänger der Offenbarung ſo laut um Duldung der Naturaliſten anhalte, ſo laut von ewigen Wahrheiten ſprechen würde, die die Religion lehren ſoll, und daß ein wahrer Chriſt oder Jude Bedenken tragen müſſe, ſein Bethaus ein Andachtshaus der Vernunft zu nennen. Was ihn auf dieſe Gedanken gebracht haben könne, begreife ich nun zwar nicht; indeſſen enthalten ſie doch den ganzen Grund zu ſeiner Vermuthung, und veranlaſſen ihn, wie er

sich ausdrükt, nicht mich aufzufordern, mich zu „der Religion zu bekennen, die er bekennt, oder „sie zu widerlegen, wofern ich ihr nicht beyzutre„ten im Stande bin; sondern mich im Namen „aller, denen Wahrheit am Herzen liegt, zu bit„ten, mich in Ansehung dessen, was immer dem „Menschen das Wichtigste seyn muß, deutlich und „bestimmt zu erklären.“ Er hat zwar, wie er versichert, die Absicht nicht, mich zu bekehren, möchte auch nicht gern Veranlassung zu Einwürfen gegen die Religion seyn, von der er Zufriedenheit in diesem Leben, und unbegränztes Glük nach derselben erwartet; aber er möchte doch gern — Was weis ichs, was der liebe Mann alles nicht möchte, und indessen doch möchte — Vorerst also zur Beruhigung dieses gutherzigen Briefschreibers: ich habe die christliche Religion niemals öffentlich bestritten, und werde mich auch mit wahren Anhängern derselben niemalen in Streit einlassen. Und damit man mir nicht abermals Schuld gebe, ich wolle durch dergleichen Erklärung gleichsam zu verstehen geben, ich hätte gar wohl siegreiche Waffen in Händen, diesen Glauben, wenn ich wollte, zu bestreiten; die Ju-

den

den besäßen etwa geheime Nachrichten, unbekannt gewordene Aktenstücke, wodurch die Thatsachen in einem andern Lichte erscheinen, als sie von Christen vorgetragen werden, und dergleichen Vorspiegelungen, die man uns hat zutrauen, oder andichten wollen; um allen Verdacht von dieser Art ein für allemal zu entfernen, so bezeuge ich hiermit vor den Augen des Publikums, daß ich **wenigstens nichts Neues** wider den Glauben der Christen vorzubringen habe; daß wir, so viel ich weis, keine andere Nachrichten von der Geschichtssache wissen, keine andere Aktenstücke aufzuweisen haben, als die allgemein bekannt sind; daß ich also von meiner Seite nichts vorzubringen habe, das nicht schon unzählige Male von Juden und Naturalisten gesagt und wiederholt, und von der Gegenpartey beantwortet und wiederholt worden sey. Mich dünkt, es sey in so vielen Jahrhunderten, und insbesondere in unserm schreibseligen Jahrhunderte, genug in der Sache replizirt und duplizirt worden. Es ist einmal Zeit, da die Parteyen nichts Neues mehr anzubringen haben, die Akten zu schliessen. Wer Augen hat, der sehe; wer Vernunft hat,

der

der prüfe, und lebe nach seiner Ueberzeugung. Was nützt es, daß die Rüstigen am Wege stehen, und jedem Vorübergehenden den Kampf anbieten? Allzuvieles Gerede von einer Sache kläret in derselben nichts auf, und verdunkelt vielmehr noch den schwachen Schein der Wahrheit. Ihr dürft von welchem Satze ihr wollet, nur oft und lange dafür und dawider reden und schreiben und streiten, und könnet versichert seyn, daß er von seiner etwanigen Evidenz immer mehr und mehr verlieren wird. Das allzugrosse Detail verhindert das Ueberschauen des Ganzen. Herr M. hat also nichts zu besorgen. Durch mich soll er sicherlich nicht die Veranlassung zu Einwürfen gegen eine Religion werden, von der so viele meiner Nebenmenschen Zufriedenheit in diesem Leben und unbegränztes Glük nach demselben erwarten.

Ich muß aber auch seinem spähenden Blik Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat zum Theil nicht unrecht gesehen. Es ist wahr: **ich erkenne keine andere ewige Wahrheiten, als die der menschlichen Vernunft nicht nur begreiflich, sondern durch menschliche Kräfte darge-**

dargethan und bewährt werden können. Nur darin täuscht ihn ein unrichtiger Begriff vom Judentum, wenn er glaubt, ich könne dieses nicht behaupten, ohne von der Religion meiner Väter abzuweichen. Ich halte dieses vielmehr für einen wesentlichen Punkt der jüdischen Religion, und glaube, daß diese Lehre einen charakteristischen Unterschied zwischen ihr und der christlichen Religion ausmache. Um es mit einem Worte zu sagen: ich glaube, das Judentum wisse von keiner geoffenbarten Religion, in dem Verstande, in welchem dieses von den Christen genommen wird. Die Israeliten haben göttliche **Gesetzgebung**. Gesetze, Gebote, Befehle, Lebensregeln, Unterricht vom Willen Gottes, wie sie sich zu verhalten haben, um zur zeitlichen und ewigen Glükseligkeit zu gelangen; dergleichen Sätze und Vorschriften sind ihnen durch Mosen auf eine wunderbare und übernatürliche Weise geoffenbaret worden; aber keine Lehrmeinungen keine Heilswahrheiten, keine allgemeine Vernunftsätze. Diese offenbaret der Ewige uns, wie allen übrigen Menschen, allezeit durch **Natur** und **Sache**, nie durch **Wort** und **Schriftzeichen**.

Ich

Ich besorge, daß dieses auffallen, und manchem Leser abermals neu und hart scheinen dürfte. Man hat auf diesen Unterschied immer wenig Acht gehabt; man hat übernatürliche Gesetzgebung für übernatürliche Religionsoffenbarung genommen, und vom Judentume so gesprochen, als sey es blos eine frühere Offenbarung religiöser Sätze und Lehren, die zum Heile des Menschen nothwendig sind. Ich werde mich also etwas weitläuftig zu erklären haben, und um nicht misverstanden zu werden, zu frühern Begriffen hinaufsteigen müssen, um mit meinem Leser aus demselben Standpunkte auszugehen, und gleichen Schritt halten zu können.

Man nennet ewige Wahrheiten diejenigen Sätze, welche der Zeit nicht unterworfen sind, und in Ewigkeit dieselben bleiben. Diese sind entweder nothwendig, an und für sich selbst unveränderlich, oder zufällig; das heißt, ihre Beständigkeit gründet sich entweder auf ihr Wesen, sie sind deswegen so und nicht anders wahr, weil sie so und nicht anders denkbar sind, oder auf ihre Wirklichkeit: sie sind deswegen allgemein wahr, deswegen so und nicht anders, weil

sie

sie so und nicht anders wirklich geworden, weil sie, unter allen möglichen ihrer Art, so und nicht anders die besten sind. Mit andern Worten: sowohl die nothwendigen als zufälligen Wahrheiten fließen aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus der Quelle aller Wahrheit: jene aus dem **Verstande**, diese aus dem **Willen Gottes**. Die Sätze der nothwendigen Wahrheiten sind wahr, weil sie Gott so und nicht anders sich vorstellet; der zufälligen, weil sie Gott so und nicht anders gut gefunden, und seiner Weisheit gemäß betrachtet hat. Beyspiele der ersteren Gattung sind die Sätze der reinen Mathematik und der Vernunftkunst; Beyspiele der letzteren die allgemeinen Sätze der Physik und Geisterlehre, die Gesetze der Natur, nach welchen dieses Weltall, Körper und Geisterwelt regiert wird. Die ersten sind auch der Allmacht unveränderlich, weil Gott selbst seinen unendlichen Verstand nicht veränderlich machen kann; die letztern hingegen sind dem Willen Gottes unterworfen, und nur in so weit unveränderlich, als es seinem heiligen Willen gefällt, das heißt, in so weit sie seinen Absichten entsprechen. Seine

Allmacht konnte andere Gesetze an ihrer Stelle einführen, und kann, so oft es nützlich ist, Ausnahmen Statt finden lassen.

Außer diesen ewigen Wahrheiten giebt es noch Zeitliche, Geschichtswahrheiten; Dinge, die sich zu Einer Zeit zugetragen, und vielleicht niemals wiederkommen; Sätze, die durch einen Zusammenfluß von Ursachen und Wirkungen in einem Punkte der Zeit und des Raumes wahr geworden, und also von diesem Punkte der Zeit und des Raumes nur als wahr gedacht werden können. Von dieser Art sind alle Wahrheiten der Geschichte, in ihrem weitesten Umfange. Dinge der Vorwelt, die sich einst zugetragen, und uns erzählt werden, die wir aber selbst nie wahrnehmen können.

So wie diese Classen der Sätze und Wahrheiten ihrer Natur nach verschieden sind, so sind sie es auch in Ansehung ihrer Ueberzeugungsmittel, oder in der Art und Weise, wie die Menschen sich und andere davon überführen. Die Lehren der ersten Gattung, oder die nothwendigen Wahrheiten gründen sich auf Vernunft, d. i. auf unveränderlichen Zusammenhang,

hang, und wesentliche Verbindung zwischen den Begriffen, vermöge welcher sie sich einander entweder voraussetzen, oder ausschließen. Von dieser Art sind alle mathematische und logische Beweise. Sie zeigen alle die Möglichkeit, oder Unmöglichkeit, gewisse Begriffe in Verbindung zu denken. Wer seinen Nebenmenschen davon unterrichten will, muß sie nicht seinem Glauben empfehlen, sondern seiner Vernunft gleichsam aufdringen; nicht Autoritäten anführen, und sich auf die Glaubwürdigkeit der Männer berufen, die eben dasselbe behauptet haben; sondern die Begriffe selbst in ihre Merkmale zerlegen, und seinem Lehrling stückweise so lange vorhalten, bis sein innerer Sinn ihre Fugen und Verbindungen wahrnimmt. Der Unterricht, den wir hierin andern geben können, bestehet, wie Sokrates gar wohl gesagt, blos in einer Art von Geburtshülfe. Wir können nichts in ihren Geist hineinlegen, das er nicht schon wirklich hat; aber wir können ihm die Anstrengung erleichtern, die es kostet, das Verborgene an das Licht zu bringen; das heißt, das Unbemerkte bemerkbar und anschaulich zu machen.

Zu den Wahrheiten der zwoten Classe wird, außer der Vernunft, auch noch **Beobachtung** erfordert. Wollen wir wissen, welche Gesetze der Schöpfer seiner Schöpfung vorgeschrieben, nach welchen allgemeinen Regeln die Veränderungen in derselben vorgehen: so müssen wir einzelne Fälle erfahren, beobachten, versuchen, das heißt, zuvörderst die Evidenz der Sinne brauchen, und hernach durch die Vernunft, aus mehrern besondern Fällen dasjenige herausbringen, was sie gemein haben. Hier werden wir zwar manches schon auf Glauben und Ansehen von andern annehmen müssen. Unsere Lebenszeit reicht nicht hin, alles selbst zu erfahren, und wir müssen in vielen Fällen uns auf glaubhafte Nebenmenschen verlassen: die Beobachtungen und Versuche, die sie angestellt zu haben vorgeben, als wahr voraussetzen. Wir trauen ihnen aber nur, in so weit wir wissen, und überführet sind, daß die Gegenstände noch immer vorhanden sind, und die Versuche und Beobachtungen von uns oder von andern, die Gelegenheit und Fähigkeit dazu haben, wiederholt und geprüft werden können. Ja, wenn

das Resultat wichtig wird, und einen merklichen Einfluß auf unsere oder anderer Glückseligkeit hat; so beruhigen wir uns schon weit weniger bey der Aussage der glaubhaftesten Zeugen, die uns die Versuche und Beobachtungen erzählen, sondern suchen Gelegenheit, sie selbst zu wiederholen und uns durch ihre eigene Evidenz von denselben zu überführen. So können die Siameser z. B. allerdings dem Berichte der Europäer trauen, daß in ihrer Weltgegend das Wasser zu gewissen Zeiten hart werde, und schwere Lasten trage. Sie können dieses auf Glauben annehmen, und allenfalls in ihren Lehrbüchern der Physik als ausgemacht vortragen; in der Voraussetzung, daß die Beobachtung noch immer wiederholt und bewährt werden kann. Wenn es indessen zur Lebensgefahr käme, wenn sie itzt diesem hartgewordenen Elemente sich selbst oder die Ihrigen anvertrauen sollten; so würden sie sich bey dem Zeugnisse schon weit weniger beruhigen können, sondern durch mancherley eigene Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche von der Wahrheit zu überführen haben.

Hinge-

Hingegen die Geschichtswahrheiten, die Stellen, die gleichsam im Buche der Natur nur Einmal vorkommen, müssen durch sich selbst erläutert werden, oder bleiben unverständlich: das heißt, sie können nur von denenjenigen vermittelst der Sinne wahrgenommen werden, die zu der Zeit und an dem Orte zugegen gewesen, als sie sich in der Natur zugetragen haben. Von jedem andern müssen sie auf Autorität und Zeugniß angenommen werden; und zwar die zu einer andern Zeit leben, müssen sich schlechterdings auf die Glaubhaftigkeit des Zeugnisses verlassen. Denn das Bezeugte ist nicht mehr. Der Gegenstand und dessen unmittelbare Beobachtung, an der sie etwa appelliren wollen, sind in der Natur nicht mehr anzutreffen. Die Sinne können sich von der Wahrheit nicht überführen. Das Ansehen des Erzählers und seine Glaubhaftigkeit machen die einzige Evidenz in historischen Dingen. Ohne Zeugniß können wir von keiner Geschichtswahrheit überführt werden. Ohne Autorität verschwindet die Wahrheit der Geschichte mit dem Geschehenen selbst.

So oft es nun den Absichten Gottes gemäß ist, daß die Menschen von irgend einer Wahrheit überführt seyn sollen; so verleihet ihnen seine Weisheit auch die schicklichsten Mittel, zu derselben zu gelangen. Ist es eine nothwendige Wahrheit, so verleihet sie den dazu erforderlichen Grad der Vernunft. Soll ihnen ein Naturgesetz bekannt werden, so giebt sie ihnen den Geist der Beobachtung; und soll eine Geschichtswahrheit der Nachwelt aufbehalten werden, so bestätiget sie ihre historische Gewißheit, und setzet die Glaubwürdigkeit der Erzähler über alle Zweifel hinweg. Blos in Absicht auf Geschichtswahrheiten, dünkt mich, sey es der allerhöchsten Weisheit anständig, die Menschen auf menschliche Weise, d. i. durch Worte und Schrift zu unterrichten, und wo es zur Bewährung des Ansehens und der Glaubwürdigkeit erforderlich war, ausserordentliche Dinge und Wunder in der Natur geschehen zu lassen. Jene ewigen Wahrheiten hingegen, in so weit sie zum Heile und zur Glückseligkeit der Menschen nützlich sind, lehret Gott auf eine der Gottheit gemäßere Weise: nicht durch Laut und Schrift-

zeichen, die hier und da, diesem und jenem verständlich sind, sondern durch die Schöpfung selbst und ihre innerlichen Verhältnisse, die allen Menschen leserlich und verständlich sind. Er bestätiget sie auch nicht durch Wunder, die nur historischen Glauben bewirken; sondern erwekket den von ihm erschaffenen Geist, und giebt ihm Gelegenheit jene Verhältnisse der Dinge zu beobachten, sich selbst zu beobachten, und von den Wahrheiten zu überzeugen, die er hienieden zu erkennen bestimmt ist.

Ich glaube also nicht, daß die Kräfte der menschlichen Vernunft nicht hinreichen, sie von den ewigen Wahrheiten zu überführen, die zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlich sind, und daß Gott ihnen solche auf eine übernatürliche Weise habe offenbaren müssen. Die dieses behaupten, sprechen der Allmacht oder der Güte Gottes auf der andern Seite ab, was sie auf der einen Seite seiner Güte zu zulegen glauben. Er war, nach ihrer Meinung gütig genug, den Menschen diejenigen Wahrheiten zu offenbaren, von welchen ihre Glückseligkeit abhänget; aber nicht allmächtig, oder nicht gütig genug, ihnen

selbst

ſelbſt die Kräfte zu verleihen, ſolche zu entdecken. Zudem mache man durch dieſe Behauptung die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung allgemeiner, als die Offenbarung ſelbſt. Wenn denn das menſchliche Geſchlecht ohne Offenbarung verderbt und elend ſeyn müßte; warum hat denn der bey weitem größere Theil deſſelben von je her ohne **wahre Offenbarung** gelebet, oder warum müſſen beide Indien warten, bis es den Europäern gefällt, ihnen einige Tröſter zu zuſenden, die ihnen Bothſchaft bringen ſollen, ohne welche ſie, dieſer Meinung nach, weder tugendhaft, noch glückſelig leben können? ihnen Bothſchaft zu bringen, die ſie ihren Umſtänden, und der Lage ihrer Erkenntniß nach, weder recht verſtehen, noch gehörig brauchen können?

Nach den Begriffen des wahren Judentums ſind alle Bewohner der Erde zur Glückſeligkeit berufen, und die Mittel derſelben ſo ausgebreitet, als die Menſchheit ſelbſt, ſo milde ausgeſpendet, als die Mittel ſich des Hungers und anderer Naturbedürfniſſe zu erwehren. Hier der rohen Natur überlaſſen, die ihre Kraft in-

nerlich empfindet, und ſich derſelben bedienet, ohne ſich in Wort und Vortrag anders, als höchſt mangelhaft, und gleichſam ſtammelnd, auslaſſen zu können; dort durch Wiſſenſchaft und Kunſt unterſtützt, hellglänzend durch Worte, Bilder und Gleichniſſe, durch welche die Wahrnehmungen des innern Sinnes in deutliche Zeichenerkenntniß verwandelt und aufgeſtellt werden. So oft es nützlich war, hat die Vorſehung unter jeder Nation der Erde weiſe Männer aufſtehen laſſen, und ihnen die Gabe verliehen, mit hellerem Auge in ſich ſelbſt, und um ſich her zu ſchauen, die Werke Gottes zu betrachten, und ihre Erkenntniſſe andern mitzutheilen. Aber nicht zu allen Zeiten iſt dieſes nöthig oder nützlich. Sehr oft reichet, wie der Pſalmiſt ſagt, das Lallen der Kinder und Säuglinge hin, den Feind zu beſchämen. Der einfältig lebende Menſch hat ſich die Einwürfe noch nicht erkünſtelt, die den Sophiſten ſo ſehr verwirren. Ihm iſt das Wort Natur, der bloſſe Schall, noch nicht zu einem Weſen geworden, das die Gottheit verdrengen will. Er weis ſo gar noch wenig von dem Unterſchiede zwiſchen mittelba-

rer

ter und unmittelbarer Wirkung, und hört und ſiehet vielmehr die alles belebende Kraft der Gottheit überall: in jeder aufgehenden Sonne, in jedem Regen, der niederfällt, in jeder Blume, die aufblühet, und in jedem Lamme, das auf der Wieſe weidet und ſich ſeines Daſeyns freuet. Dieſe Vorſtellungsart hat etwas fehlerhaftes; allein ſie führet unmittelbar zur Erkenntniß eines unſichtbaren allmächtigen Weſens, dem wir alles Gute, das wir genießen, zu verdanken haben. Sobald aber ein Epikur oder Lukrez, ein Helvetius oder Hume das Unvollſtändige in dieſer Vorſtellungsart rüget, und (welches der menſchlichen Schwachheit zu gute zu halten iſt) auf der andern Seite ausſchweifet, und mit dem Worte Natur ein täuſchendes Spiel treiben will; ſo erweckt die Vorſehung wiederum andere Männer im Volke, die Vorurtheil von Wahrheit trennen, das Uebertriebene von beiden Seiten berichtigen, und zeigen, daß die Wahrheit Beſtand habe, wenn auch das Vorurtheil verworfen wird. Im Grunde iſt es immer noch derſelbe Stoff; dort mit allen rohen aber kraftvollen Säften, die ihm

die

die Natur giebt; hier mit dem verfeinerten Wohlgeschmacke der Kunst, zur Verdauung leichter, aber auch nur für Schwächliche. Das Thun und Lassen der Menschen und die Sittlichkeit ihres Lebenswandels hat sich von jener rohen Vorstellungsart, im Ganzen genommen, vielleicht eben so gute Folgen zu versprechen, als von diesen verfeinerten und gereinigten Begriffen. Manches Volk ist von der Vorsehung bestimmt, diesen Kreislauf der Begriffe durch zu wandern; ja zuweilen mehr als Einmal durch zuwandern; aber vielleicht bleibt das Maaß und Gewicht ihrer Sittlichkeit in allen diesen mannigfaltigen Epochen, im Ganzen genommen, ungefähr dasselbe.

Ich für meinen Theil habe keinen Begriff von der Erziehung des Menschengeschlechts, die sich mein verewigter Freund Lessing von, ich weis nicht, welchem Geschichtsforscher der Menschheit, hat einbilden lassen. Man stellet sich das collektive Ding, das menschliche Geschlecht, wie eine einzige Person vor, und glaubt, die Vorsehung habe sie hieher gleichsam in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Man-

ne erzogen zu werden. Im Grunde iſt das menſchliche Geſchlecht faſt in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten ſoll, Kind und Mann und Greis zugleich, nur an verſchiedenen Orten und Weltgegenden. Hier in der Wiege, ſaugt an der Bruſt, oder lebt von Ram und Milch; dort in männlicher Rüſtung und verzehrt das Fleiſch der Rinder; und an einem andern Orte am Stabe und ſchon wieder ohne Zähne. Der Fortgang iſt für den einzelnen Menſchen, dem die Vorſehung beſchieden, einen Theil ſeiner Ewigkeit hier auf Erden zu zubringen. Jeder gehet das Leben hindurch ſeinen eigenen Weg; dieſen führt der Weg über Blumen und Wieſen, jenen über wüſte Ebenen oder über ſteile Berge und gefahrvolle Klüfte. Aber alle kommen auf der Reiſe weiter, und gehen ihres Weges zur Glückſeligkeit, zu welcher ſie beſchieden ſind. Aber daß auch das Ganze, die Menſchheit hienieden, in der Folge der Zeiten immer vorwärts rücken, und ſich vervollkommnen ſoll, dieſes ſcheinet mir der Zweck der Vorſehung nicht geweſen zu ſeyn; wenigſtens iſt dieſes ſo ausgemacht, und zur Rettung der Vorſehung

ſehung Gottes bey weitem ſo nothwendig nicht, als man ſich vorzuſtellen pflegt.

Daß wir doch immer wider alle Theorie und Hypotheſen uns ſträuben, und von Thatſachen reden, nichts als von Thatſachen hören wollen, und uns gerade da am wenigſten nach Thatſachen umſehen, wo es am meiſten darauf ankommt. Ihr wollt errathen, was für Abſichten die Vorſehung mit der Menſchheit hat? Schmiedet keine Hypotheſen; ſchauet nur umher auf das, was wirklich geſchiehet, und, wenn ihr einen Ueberblick auf die Geſchichte aller Zeiten werfen könnet, auf das, was von jeher geſchehen iſt. Dieſes iſt Thatſache, dieſes muß zur Abſicht gehört haben, muß in dem Plane der Weisheit genehmigt, oder wenigſtens mit aufgenommen worden ſeyn. Die Vorſehung verfehlt ihres Endzweckes nie. Was wirklich geſchiehet, muß von jeher ihre Abſicht geweſen ſeyn, oder dazu gehört haben. Nun findet ihr, in Abſicht auf das geſammte Menſchengeſchlecht, keinen beſtändigen Fortſchritt in der Ausbildung, der ſich der Vollkommenheit immer näherte. Vielmehr ſehen wir das Menſchengeſchlecht im Ganzen

kleine

kleine Schwingungen machen, und es that nie einige Schritte vorwärts, ohne bald nachher, mit gedoppelter Geſchwindigkeit, in ſeinen vorigen Stand zurück zu gleiten. Die mehreſten Nationen der Erde leben viele Jahrhunderte auf derſelben Stufe von Cultur, in demſelben dämmernden Lichte, das unſeren verwöhnten Augen viel zu ſchwach ſcheint. Je zuweilen entzündet ſich ein Punkt in der großen Maſſe, wird zum glänzenden Geſtirne, und durchwandelt eine Laufbahn, die ihn nach einer bald kurzen bald längern Periode zurückführet, und wiederum an ſeinen Ort des Stillſtandes, oder nicht weit davon, abſetzet. Der Menſch gehet weiter; aber die Menſchheit ſchwankt beſtändig zwiſchen feſtgeſetzten Schranken, auf und nieder, behält aber im Ganzen betrachtet, in allen Perioden der Zeit ungefähr dieſelbe Stufe der Sittlichkeit, daſſelbe Maaß von Religion und Irreligion, von Tugend und Laſter, von Glückſeligkeit und Elend; daſſelbe Reſultat, wenn Gleiches mit Gleichem in Berechnung gebracht wird; von allen dieſen Gütern und Uebeln ſo viel, als zum Durchgange der einzelnen Menſchen erforderlich war,

war, damit diese hienieden erzogen werden, und sich der Vollkommenheit so viel nähern mögen, als einem jeden beschieden und zugetheilt worden.

Ich komme wieder zu meiner vorigen Bemerkung. Das Judentum rühmet sich keiner ausschließenden Offenbarung ewiger Wahrheiten, die zur Seligkeit unentbehrlich sind; keiner geoffenbarten Religion, in dem Verstande, in welchem man dieses Wort zu nehmen gewohnt ist. Ein anderes ist geoffenbarte Religion; ein anderes geoffenbarte Gesetzgebung. Die Stimme, die sich an jenem großen Tage, auf Sinai hören ließ, rief nicht: „ich bin der „Ewige, dein Gott! das nothwendige, selbstständige Wesen, das allmächtig ist und allwissend, das den Menschen in einem zukünftigen „Leben vergilt, nach ihrem Thun.“ Dieses ist allgemeine Menschenreligion, nicht Judentum; und allgemeine Menschenreligion, ohne welche die Menschen weder tugendhaft sind, noch glückselig werden können, sollte hier nicht geoffenbart werden. Konnte im Grunde nicht; denn wen sollte die Donnerstimme und der Posaunenklang von jenen ewigen Heilslehren überführen?

führen? Sicherlich den gedankenlosen Thiermenschen nicht, den seine eigene Betrachtung noch nicht auf das Daseyn eines unsichtbaren Wesens geführt hat, das dieses Sichtbare regieret. Diesem würde die Wunderstimme keine Begriffe eingegeben, also nicht überzeugt haben. Den Sophisten noch weniger, dem so viele Zweifel und Grübeleyen vor dem Gehöre sausen, daß er die Stimme des gesunden Menschenverstandes nicht mehr wahrnimmt. Dieser fordert **Vernunftgründe**, keine Wunderdinge. Und wenn der Religionslehrer alle Todten aus dem Staube erweckt, die jemals auf demselben gestanden haben, um eine **ewige Wahrheit** dadurch zubestätigen; der Zweifler spricht: der Lehrer hat viele Todten erweckt, aber von der ewigen Wahrheit weiß ich nicht mehr als vorhin. Ich weiß nunmehr, daß jemand ausserordentliche Dinge thun, und hören lassen kann, aber dergleichen Wesen kann es mehrere geben, die sich eben itzt zu offenbaren, nicht für gut finden, und wie weit ist alles dieses noch von der unendlich erhabenen Idee einer **Einzigen, ewigen Gottheit**, die dieses ganze Weltall, nach ihrem un-

umschränkten Willen regiert, und die geheimsten Gedanken der Menschen durchschauet, um ihre Handlungen, wo nicht hier, doch in jener Zukunft, nach Verdienst zu belohnen? — Wer dieses nicht wußte, wer von diesen zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlichen Wahrheiten nicht durchdrungen, und so vorbereitet zum heiligen Berge hintrat, den konnten die großen wundervollen Anstalten betäuben, und niederschlagen, aber nicht eines bessern belehren. — Nein! alles dieses ward vorausgesetzt, ward vielleicht in den Vorbereitungstagen gelehrt, erörtert und durch menschliche Gründe ausser Zweifel gesetzt, und nun rief die göttliche Stimme: „Ich bin der ewige, dein Gott! der dich „aus dem Lande Mizraim geführt, aus der „Sklaverey befreiet hat u. s. w.“ Eine Geschichtswahrheit, auf die sich die Gesetzgebung dieses Volks gründen sollte, und Gesetze sollten hier geoffenbaret werden; Gebote, Verordnungen, keine ewige Religionswahrheiten. „Ich „bin der Ewige, dein Gott, der mit deinen Vä„tern Abraham, Isaak und Jakob einen Bund „gemacht, und ihnen zugeschworen hat, aus „ihrem

„ihrem Samen eine mir eigene Nation zu bilden. „Der Zeitpunkt iſt endlich gekommen, da dieſe „Verheiſſung in Erfüllung gehen ſoll. Ich ha„be euch zu dem Ende aus der Sklaverey der „Egyptier erlöſet, mit unerhörten Wundern und „Zeichen erlöſet. Ich bin euer Erretter, euer „Oberhaupt und König, mache auch mit euch ei„nen Bund, und gebe euch Geſetze, nach wel„chen ihr in dem Lande, das ich euch eingeben „werde, leben und eine glückliche Nation ſeyn „ſollet.“ Alles dieſes ſind Geſchichtswahrheiten, die ihrer Natur nach, auf hiſtoriſcher Evidenz beruhen, durch Autorität bewährt werden müſſen, und durch Wunder bekräftiget werden können.

Wunder und auſſerordentliche Zeichen ſind nach dem Judentume, keine Beweismittel für oder wider ewige Vernunftwahrheiten. Daher ſind wir in der Schrift ſelbſt angewieſen, wenn ein Prophet Dinge lehret, oder anräth, die ausgemachten Wahrheiten zuwider ſind, und wenn er ſeine Sendung auch durch Wunder bekräftiget, ihm nicht zu gehorchen; ja den Wunderthäter zum Tode zu verurtheilen, wenn er zur Ab-

götterey verleiten will. Denn Wunder können nur Zeugnisse bewähren, Autoritäten unterstützen; Glaubhaftigkeit der Zeugen und Überlieferer bekräftigen; aber alle Zeugnisse und Autoritäten können keine ausgemachte Vernunftwahrheit umstoßen, keine zweifelhafte über Zweifel und Bedenklichkeit hinwegsetzen.

Ob nun gleich dieses göttliche Buch, das wir durch Mosen empfangen haben, eigentlich ein Gesetzbuch seyn, und Verordnungen, Lebensregeln und Vorschriften enthalten soll; so schließt es gleichwohl, wie bekannt, einen unergründlichen Schatz von Vernunftwahrheiten und Religionslehren mit ein, die mit den Gesetzen so innigst verbunden sind, daß sie nur Eins ausmachen. Alle Gesetze beziehen, oder gründen sich auf ewige Vernunftwahrheiten, oder erinnern und erwecken zum Nachdenken über dieselben; so daß unsere Rabbinen mit Recht sagen: die Gesetze und Lehren verhalten sich gegen einander, wie Körper und Seele. Ich werde hiervon weiter unten ein mehreres zu sagen Gelegenheit haben, und begnüge mich dieses hier blos als eine Thatsache vorauszusetzen, davon

sich

ſich ein Jeder überführen kann, der die Geſetze Moſes auch nur in irgend einer Ueberſetzung zu dieſer Abſicht in die Hand nimmt. Die Erfahrung vieler Jahrhunderte lehret auch, daß dieſes göttliche Geſetzbuch, einem großen Theil des menſchlichen Geſchlechts Quelle des Erkenntniſſes geworden, aus welcher ſie neue Begriffe ſchöpfen, oder die alten berichtigen. Je mehr ihr in demſelben forſchet, deſto mehr erſtaunt ihr, über die Tiefe der Erkenntniſſe, die darinn verborgen liegen. Die Wahrheit bietet ſich zwar in demſelben, in der einfachſten Bekleidung, gleichſam ohne Anſpruch, auf den erſten Anblick dar. Allein je näher ihr hinzudringet, je reiner, unſchuldiger, liebe- und ſehnſuchtsvoller der Blick iſt, mit welchem ihr auf ſie hinſchauet, deſto mehr entfaltet ſie euch von ihrer göttlichen Schönheit, die ſie mit leichtem Flor verhüllt, um nicht von gemeinen unheiligen Augen entweihet zu werden. Allein alle dieſe vortrefliſchen Lehrſätze werden dem Erkenntniß dargeſtellt, der Betrachtung vorgelegt, ohne dem Glauben aufgedrungen zu werden. Unter allen Vorſchriften und Verordnungen des Moſaiſchen Geſetzes,

lautet kein Einziges: ‚Du sollst glauben! oder nicht glauben; sondern alle heissen: du sollst thun, oder nicht thun! Dem Glauben wird nicht befohlen; denn der nimmt keine andere Befehle an, als die den Weg der Ueberzeugung zu ihm kommen. Alle Befehle des göttlichen Gesetzes sind an den Willen, an die Thatkraft der Menschen gerichtet. Ja, das Wort in der Grundsprache, das man durch Glauben zu übersetzen pflegt, heißt an den mehresten Stellen eigentlich **Vertrauen, Zuversicht**, getroste Versicherung auf Zusage und Verheissung. **Abraham vertraute dem Ewigen, und es ward ihm zur Gottseligkeit gerechnet** (1 B. M. 15, 6.): die Israeliten sahen, und hatten **Zutrauen zu dem Ewigen und zu Mosen, seinem Diener** (2 B. M. 14, 31. Wo von ewigen Vernunftwahrheiten die Rede ist, heißt es nicht, glauben, sondern **erkennen** und **wissen**. **Damit du erkennest, daß der Ewige wahrer Gott, und ausser ihm keiner sey.** (5. B. M. 4, 39.) **Erkenne also und nimm dir zu Sinne, daß der Herr allein Gott sey, oben im Himmel, so wie unten auf der Erde,**

de, und ſonſt niemand (daſelbſt). Vernimm Iſrael! der Ewige, unſer Gott iſt ein Einziges, ewiges Weſen! (5 B. M. 6, 4.) Nirgend wird geſagt: glaube Iſrael, ſo wirſt du geſegnet ſeyn; Zweifle nicht, Iſrael! oder dieſe und jene Strafe wird dich verfolgen. Gebot und Verbot, Belohnung und Strafen ſind nur für Handlungen, für Thun und Laſſen, die in des Menſchen Willkühr ſtehen, und durch Begriffe vom Guten und Böſen, alſo auch von Hofnung und Furcht gelenkt werden. Glaube und Zweifel, Beyfall und Widerſpruch hingegen, richten ſich nicht nach unſerem Begehrungsvermögen, nicht nach Wunſch und Verlangen, nicht nach Fürchten und Hoffen; ſondern nach unſerer Erkenntniß von Wahrheit und Unwahrheit.

Daher hat auch das alte Judentum keine ſymboliſche Bücher, keine Glaubensartikel. Niemand durfte Symbola beſchwören, niemand ward auf Glaubensartikel beeidiget; ja, wir haben von dem, was man Glaubenseide nennet, gar keinen Begriff, und müſſen ſie, nach dem Geiſte des ächten Judentums, für uns

unſtatthaft halten. Majemonides kam zuerſt auf den Gedanken, die Religion ſeiner Väter auf eine gewiſſe Anzahl von Grundſätzen einzuſchränken; damit die Religion, wie er zu verſtehen giebt, ſo wie alle Wiſſenſchaften, ihre Grundbegriffe habe, aus welchen alles übrige hergeleitet wird. Aus dieſem blos zufälligen Gedanken ſind die dreyzehn Artikel des jüdiſchen Katechismus entſtanden, denen wir das Morgenlied Jigdal, und einige gute Schriften von Chisdai, Albo und Abarbanell zu verdanken haben. Dieſes ſind auch alle Folgen, die ſie bisher gehabt haben. Zu Glaubensfeſſeln ſind ſie, Gottlob! noch nicht geſchmiedet worden. Chisdai beſtreitet ſie und ſchlägt Abänderungen vor; Albo ſchränkt ihre Anzahl ein, und will nur von dreyen Grundartikeln wiſſen, die mit denen, welche Herbert von Cherbury in ſpätern Zeiten zum Katechismus vorgeſchlagen, ziemlich übereintreffen, und noch andere, hauptſächlich Lorja und ſeine Schüler, die neueren Kabbaliſten, wollen gar keine beſtimmte Anzahl von Fundamentallehren gelten laſſen, und ſprechen: in unſrer Lehre iſt alles fundamental. Indeſſen

ward

ward dieſer Streit geführt, wie alle Streitigkeiten dieſer Art geführt werden ſollten: mit Ernſt und Eifer, aber ohne Haß und Bitterkeit; und ob ſchon die dreyzehn Artikel des Majemonides von dem größten Theile der Nation angenommen worden ſind; ſo hat doch meines Wiſſens noch niemand den Albo verketzert, daß er ſie hat einſchränken und auf weit allgemeinere Vernunftſätze zurückführen wollen. Hierin haben wir den wichtigen Ausſpruch unſerer Weiſen noch nicht aus der Acht gelaſſen: „Obgleich „dieſer löſet, jener bindet, ſo lehren ſie „doch beide Worte des lebendigen Gottes.“ *)

*) Ich habe ſo manchen Pedanten dieſen Spruch zum Beweiſe anführen ſehen, daß die Rabbinen den Satz des Widerſpruchs nicht glauben. Ich wünſche die Tage zu erleben, da alle Völker der Erde dieſe Ausnahme von dem allgemeinen Satze des Widerſpruchs werden gelten laſſen: der Faſttag des Vierten und der Faſttag des Zehnten Monats mag in Wonne und Freudentag verwandelt werden, nur liebet Wahrheit und Frieden. (Zachar. 8, 19.)

Im Grunde kömmt auch hier alles auf den Unterschied zwischen Glauben und Wissen, Religionslehren und Religionsgeboten, an. Alles menschliche Wissen läßt sich allerdings auf wenige Fundamentalbegriffe einschränken, die zum Grunde gelegt werden. Je weniger, desto fester stehet das Gebäude. Aber Gesetze leiden keine Abkürzung. In ihnen ist alles fundamental, und in so weit können wir mit Grunde sagen: uns sind alle Worte der Schrift, alle Gebote und Verbote Gottes fundamental. Wollt ihr gleichwohl die Quintessenz daraus haben; so höret, wie jener größere Lehrer der Nation, Hillel der ältere der vor der Zerstöhrung des zweyten Tempels lebte, sich dabey genommen. Ein Heide sprach: Rabbi, lehret mich das ganze Gesetz, indem ich auf einem Fuße stehe! Samai, an den er diese Zumuthung vorher ergehen ließ, hatte ihn mit Verachtung abgewiesen; allein der durch seine unüberwindliche Gelassenheit und Sanftmuth berühmte Hillel sprach: Sohn! liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Dieses ist der Text des Gesetzes; alles übrige ist Kommentar. Nun gehe hin und lerne!

Ich

Ich habe nunmehr, zum Grundriſſe des alten, urſprünglichen Judentums, wie ich mir ſolches vorſtelle, die Außenlinien entworfen. Lehrbegriffe und Geſetze; Geſinnungen und Handlungen. Jene waren nicht an Worte und Schriftzeichen gebunden, die für alle Menſchen und Zeiten, unter allen Revolutionen der Sprachen, Sitten, Lebensart und Verhältniſſe immer dieſelben bleiben, und immer dieſelbe ſtrife Formen darbieten ſollen, in welche wir unſere Begriffe nicht einzwängen können, ohne ſie zu zerſtümmeln. Sie wurden dem lebendigen, geiſtigen Unterrichte anvertrauet, der mit allen Veränderungen der Zeiten und Umſtände gleichen Schritt halten, und nach dem Bedürfnis, nach der Fähigkeit und Faſſungskraft des Lehrlings abgeändert und gemodelt werden kann. Die Veranlaſſung zu dieſem väterlichen Unterrichte fand man in dem geſchriebenen Geſetzbuche, und in den Zeremonialhandlungen, die der Bekenner des Judentums unaufhörlich zu beobachten hatte. Es war Anfangs ausdrücklich verboten, über die Geſetze mehr zu ſchreiben, als Gott der Nation durch Moſen hat verzeich-

nen lassen. „Was mündlich überliefert worden,“ sagen die Rabbinen, „ist dir nicht erlaubt, nies „derzuschreiben.“ Mit vielem Widerwillen entschlossen sich die Häupter der Synagoge in den folgenden Zeiten zu der nothwendig gewordenen Erlaubnis, über die Gesetze schreiben zu dürfen. Sie nannten diese Erlaubnis eine Zerstörung des Gesetzes, und sagten mit dem Psalmisten: „es „ist eine Zeit, da man um des Ewigen willen, „das Gesetz zerstören muß.“ So sollte es aber, der ursprünglichen Verfassung nach, nicht seyn. Das Zeremonialgesetz selbst ist eine lebendige, Geist und Herz erweckende Art von Schrift, die bedeutungsvoll ist, und ohne Unterlaß zu Betrachtungen erweckt, und zum mündlichen Unterrichte Anlaß und Gelegenheit giebt. Was der Schüler vom Morgen bis Abend that und thun sahe, war ein Fingerzeig auf religiöse Lehren und Gesinnungen, trieb ihn an, seinem Lehrer zu folgen, ihn zu beobachten, alle seine Handlungen zu bemerken, den Unterricht zu holen, dessen er durch seine Anlagen fähig war, und sich durch sein Betragen würdig gemacht hatte. Die Ausbreitung der Schriften und Bücher

cher, die durch die Erfindung der Druckerey in unsern Tagen ins Unendliche vermehrt worden sind, hat den Menschen ganz umgeschaffen. Die große Umwälzung des ganzen Systems der menschlichen Erkenntnisse und Gesinnungen, die sie hervorgebracht, hat von der einen Seite zwar ersprießliche Folgen für die Ausbildung der Menschheit, dafür wir der wohlthätigen Vorsehung nicht genug danken können; indessen hat sie, wie alles Gute, das dem Menschen hienieden werden kann, so manches Uebel nebenher zur Folge, das zum Theil dem Mißbrauche, zum Theil auch der nothwendigen Bedingung der Menschlichkeit zuzuschreiben ist. Wir lehren und unterrichten einander nur in Schriften; lernen die Natur und die Menschen kennen, nur aus Schriften; arbeiten und erholen, erbauen und ergötzen uns durch Schreiberey; der Prediger unterhält sich nicht mit seiner Gemeine, er liest oder deklamirt ihr eine aufgeschriebene Abhandlung vor. Der Lehrer auf dem Catheder liest seine geschriebenen Hefte ab. Alles ist todter Buchstabe; nirgends Geist der lebendigen Unterhaltung. Wir lieben und zürnen in Briefen,

zanken

zanken und vertragen uns in Briefen, unser ganzer Umgang ist Briefwechsel, und wenn wir zusammenkommen, so kennen wir keine andere Unterhaltung, als spielen oder vorlesen.

Daher ist es gekommen, daß der Mensch für den Menschen fast seinen Werth verloren hat. Der Umgang des Weisen wird nicht gesucht; denn wir finden seine Weisheit in Schriften. Alles was wir thun, ist ihn zum Schreiben aufzumuntern, wenn wir etwa glauben, daß er noch nicht genug hat drucken lassen. Das graue Alter hat seine Ehrwürdigkeit verloren; denn der unbärtige Jüngling weis mehr aus Büchern, als jenes aus der Erfahrung. Wohlverstanden, oder übelverstanden, darauf kömmt es nicht an; genug er weis es, trägt es auf den Lippen, und kann es dreister an den Mann bringen, als der ehrliche Greis, dem vielleicht mehr die Begriffe, als die Worte zu Gebote stehen. Wir begreifen nicht mehr, wie der Prophet es hat für ein so erschreckliches Uebel halten können, daß der Jüngling sich erhebe über den Greis; oder wie jener Grieche dem Staate habe den Untergang prophezeihen können, weil in einer

ner öffentlichen Verſammlung ſich eine muthwillige Jugend über einen Alten luſtig gemacht hatte. Wir brauchen des erfahrnen Mannes nicht, wir brauchen nur ſeine Schriften. Mit einem Worte, wir ſind litterati, Buchſtabenmenſchen. Vom Buchſtaben hängt unſer ganzes Weſen ab, und wir können kaum begreifen, wie ein Erdenſohn ſich bilden, und vervollkommnen kann, ohne Buch.

So war es nicht in den grauen Tagen der Vorwelt. Kann man nun ſchon nicht ſagen, es war beſſer; ſo war es doch ſicherlich anders. Man ſchöpfte aus andern Quellen, ſammlete und erhielt in andern Gefäßen, und vereinzelte das Aufbewahrte durch ganz andere Mittel. Der Menſch war dem Menſchen nothwendiger; die Lehre war genauer mit dem Leben, Betrachtung inniger mit Handlung verbunden. Der Unerfahrne mußte dem Erfahrnen, der Schüler ſeinem Lehrer auf dem Fuße nachfolgen, ſeinen Umgang ſuchen, ihn beobachten, und gleichſam ausholen, wenn er ſeine Wißbegierde befriedigen wollte. Um deutlicher zu zeigen, was dieſer Umſtand für Einfluß auf Religion und Sitten

ten gehabt, muß ich mir abermals eine Abschweifung von meinem Wege erlauben, von der ich aber gar bald wieder einlenken werde. Meine Materie gränzet an so mannichfache andere Materien an, daß ich mich nicht immer auf demselben Gange erhalten kann, ohne in Nebenwege auszuweichen.

Mich dünkt, die Veränderung, die in den verschiedenen Zeiten der Cultur mit den Schriftzeichen vorgegangen, habe von jeher an den Revolutionen der menschlichen Erkenntnisse überhaupt, und insbesondere an den mannigfaltigen Abänderungen ihrer Meinungen und Begriffe in Religionssachen sehr wichtigen Antheil, und wenn sie dieselben nicht völlig allein verursacht, doch wenigstens mit andern Nebensachen auf eine merkliche Weise mitgewirkt. Kaum höret der Mensch auf, sich mit den ersten Eindrücken der äussern Sinne zu begnügen, und welcher Mensch kann es lange dabey bewenden lassen? Kaum fühlet er den seiner Seele eingesenkten Sporn, aus diesen äussern Eindrücken sich Begriffe zu bilden, so wird er die Nothwendigkeit gewahr, sie an sinnliche Zeichen zu binden;

nicht

nicht nur, um ſie andern mittheilen, ſondern um ſie für ſich ſelbſt feſthalten, und ſo oft es nöthig iſt, wieder beachten zu können. Die erſten Schritte zur Abſonderung allgemeiner Merkmale wird er zwar ohne Zeichen thun können, und thun müſſen; denn noch itzt müſſen alle neue abſtrakte Begriffe ohne Hülfe der Zeichen gebildet, und ſodann erſt mit einem Namen belegt werden. Das gemeinſame Merkmal muß zuvörderſt, durch die Kraft der Aufmerkſamkeit, aus dem Gewebe, in welchem es verflochten iſt, herausgehoben, und hervorſtechend gemacht werden. Hierzu verhilft von der einen Seite die objektive Gewalt des Eindruks, den dieſes Merkmal auf uns zu machen fähig iſt; ſo wie von unſerer Seite, das ſubjektive Intereſſe, das wir an demſelben haben. Aber dieſes Herausheben und Beachten des gemeinſamen Merkmals koſtet der Seele einige Anſtrengung. Nicht lange, ſo verſchwindet das Licht wieder, das die Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt des Gegenſtandes geſammelt hatte, und er verlieret ſich in den Schatten der ganzen Maſſe, mit welcher er vereinigt iſt. Die Seele iſt nicht im Stande

viel weiter zu kommen, wenn diese Anstrengung eine Zeitlang anhalten, und gar zu oft wiederholt werden muß. Sie hat angefangen abzusondern; aber sie kann nicht denken. Wie ist ihr zu rathen? — Die weise Vorsehung hat ihr ein Mittel sehr nahe gelegt, dessen sie sich zu allen Zeiten bedienen kann. Sie heftet das abgezogene Merkmal, entweder durch eine natürliche, oder willkührliche Ideenverbindung an ein sinnliches Zeichen, das, so oft sein Eindruk erneuert wird, auch zugleich dieses Merkmal, rein und unvermischt, wieder hervorbringt und beleuchtet. So sind, wie bekannt, die aus natürlichen und willkührlichen Zeichen zusammengesetzten Sprachen der Menschen entstanden, ohne welche sie sich nur wenig vom unvernünftigen Thiere hätten unterscheiden können; weil der Mensch, ohne Hülfe der Zeichen, sich kaum um einen Schritt vom Sinnlichen entfernen kann.

So wie die ersten Schritte zur vernünftigen Erkenntnis gethan werden mußten, auf eben die Weise werden die Wissenschaften noch itzt erweitert und mit Erfindungen bereichert, und daher ist zuweilen die Erfindung eines Worts in

den Wissenschaften von großer Wichtigkeit. Der erste, der das Wort Natur erfunden, scheinet eben keine große Entdekkung gemacht zu haben. Gleichwohl hatten es seine Zeitgenossen ihm zu verdanken, daß sie den Gaukler, der sie eine Erscheinung in der Luft sehen lies, beschämen, und sagen konnten, sein Spiel sey nichts Uebernatürliches; sondern eine Wirkung der Natur. Gesetzt, sie wußten noch nichts Deutliches von den Eigenschaften gebrochener Stralen, und wie durch dieselben ein Bild in der Luft hervorgebracht werden könne, — und wie weit reichet denn noch itzt unsere Erkenntnis hierin? Kaum um einen Schritt weiter; denn von der Natur des Lichts selbst und von seinen innern Bestandtheilen sind wir noch wenig unterrichtet; — so wußten sie doch wenigstens eine einzelne Erscheinung auf ein allgemeines Naturgesetz zurückzubringen, und waren nicht genöthiget, jedem Spiele eine besondere, freywillige Ursache zuzuschreiben. So war es auch mit der neueren Entdeckung, daß die Luft eine Schwere habe. Wissen wir schon nicht die Schwere selbst zu erklären, so sind wir doch wenigstens im Stande, die Beobachtung, daß

die flüſſigen Materien in luftleeren Röhren in die Höhe ſteigen, auf das allgemeine Geſetz der Schwere zu reduziren, das dem erſten Anſcheine nach, vielmehr die Flüſſigkeit ſinken machen ſollte. Wir können begreiflich machen, wie durch das allgemeine Sinken, das wir nicht erklären können, in dieſem Falle hat ein Steigen hervorgebracht werden müſſen; und auch dieſes iſt ein Schritt weiter in der Erkenntnis. Es iſt alſo nicht jedes Wort in den Wiſſenſchaften ſogleich für leeren Schall zu erklären, wenn es nicht aus frühern Elementarbegriffen hergeleitet werden kann. Genug, wenn es eine allgemeine Eigenſchaft der Dinge nur in ihrem wahren Umfange bezeichnet. Der Ausdruck fuga vacui würde nicht zu tadeln geweſen ſeyn, wenn er nicht allgemeiner geweſen wäre, als die Beobachtung. Man fand, daß es Fälle gebe, wo die Natur nicht ſo gleich das Leere anzufüllen eile; daher die Redensart nicht als leer, ſondern als falſch zu verwerfen geweſen. — So bleiben die Wörter: **Cohäſion der Körper** und **allgemeine Gravitation**, in den Wiſſenſchaften noch immer von großer Wichtigkeit; ob wir

ſie

ſie gleich noch nicht aus frühern Grundbegriffen abzuleiten wiſſen.

Bevor der Herr von Haller das Geſetz der Reitzbarkeit entdeckte, wird ſo mancher Beobachter die Erſcheinung ſelbſt in der organiſchen Natur lebendiger Geſchöpfe wahrgenommen haben. Allein ſie verſchwand in dem erſten Augenblick wieder, und zeichnete ſich nicht genug von Nebenerſcheinungen aus, um die Aufmerkſamkeit des Beobachters feſt zu halten. So oft die Bemerkung wiederkam, war ſie ihm eine einzelne Wirkung der Natur, die ihn an die Menge der Fälle nicht erinnern konnte, in welchen er daſſelbe wahrgenommen hatte; ſie verlor ſich alſo gar bald wieder, ſo wie die vorhergegangenen, und ließ weiter kein merkliches Andenken in der Seele zurück. Nur Hallern gelang es, dieſen Umſtand aus der Verbindung herauszuheben, ſeine Allgemeinheit gewahr zu werden, ihn mit einem Worte zu bezeichnen, und nunmehr hat er unſere Aufmerkſamkeit rege gemacht, und wir wiſſen jeden beſondern Fall, in welchem wir etwas ähnliches inne werden, auf ein allgemeines Naturgeſetz hinzuleiten.

Die Bezeichnung der Begriffe iſt alſo doppelt nothwendig: einmal für uns ſelbſt, gleichſam als ein Gefäß, worinnen ſie verwahrt, und zum Gebrauch bey der Hand bleiben mögen, und ſodann um unſere Gedanken anderen mittheilen zu können. Nun haben die Laute, oder die hörbaren Zeichen, in letzterer Rückſicht einigen Vorzug; denn wenn wir unſere Gedanken andern mittheilen wollen, ſo ſind die Begriffe ſchon in der Seele gegenwärtig, und wir können, nach Erfordern, die Laute hervorbringen, durch welche ſie bezeichnet und unſern Nebenmenſchen vernehmlich werden. So aber nicht in Abſicht auf uns ſelbſt. Wollen wir die abgeſonderten Begriffe zu einer andern Zeit wieder in der Seele erwecken und vermittelſt der Zeichen in Erinnerung bringen können; ſo müſſen die Zeichen ſich von ſelbſt darbiethen, und nicht erſt auf unſere Willkühr warten, die ſie hervorrufe; indem dieſe ſchon die Ideen vorausſetzt, deren wir uns erinnern wollen. Dieſen Vortheil verſchaffen die ſichtbaren Zeichen, weil ſie fortdauernd ſind, und nicht immer wieder hervorgebracht werden müſſen, um Eindruck zu machen.

Die

Die erſten ſichtbaren Zeichen, deren ſich die Menſchen zu Bezeichnung ihrer abgeſonderten Begriffe bedient haben, werden vermuthlich die Dinge ſelbſt geweſen ſeyn. Wie nämlich jedes Ding in der Natur einen eigenen Charakter hat, mit welchem es ſich von allen übrigen Dingen auszeichnet; ſo wird der ſinnliche Eindruck, den dieſes Ding auf uns macht, unſere Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf dieſes Unterſcheidungszeichen lenken, die Idee deſſelben rege machen, und alſo zur Bezeichnung deſſelben gar füglich dienen können. So kann der Löwe ein Zeichen der Tapferkeit, der Hund ein Zeichen der Treue, der Pfau ein Zeichen der ſtolzen Schönheit geworden ſeyn, und ſo haben die erſten Aerzte lebendige Schlangen mit ſich geführt, zum Zeichen daß ſie das Schädliche unſchädlich zu machen wüſten.

Mit der Zeit kann man es bequemer gefunden haben, anſtatt der Dinge ſelbſt, ihre Bildniſſe in Körpern oder auf Flächen zu nehmen; endlich der Kürze halber ſich der Umriſſe zu bedienen, ſodann einen Theil des Umriſſes Statt des Ganzen gelten zu laſſen, und endlich aus heterogenen Theilen ein unförmliches, aber bedeu-

tungsvolles Ganze zusammenzusetzen; und diese Bezeichnungsart ist die Hieroglyphik.

Alles dieses hat, wie man siehet, sich ganz natürlich so entwickeln können; aber von der Hieroglyphik bis zu unserer alphabetischen Schrift — dieser Uebergang scheinet einen Sprung, und der Sprung mehr als gemeine Menschenkräfte zu erfordern.

Daß zwar, wie einige glauben, unsere alphabetische Schrift blos Zeichen der Laute, und nicht anders, als vermittelst der Laute, auf Sachen und Begriffe anzuwenden seyn sollte, ist völlig ohne Grund. Uns, die wir von den hörbaren Zeichen lebhaftere Vorstellungen haben, bringet allerdings die Schrift auf die vernehmlichen Worte zuerst. Uns also gehet der Weg von Schrift auf Sache, über und durch die Sprache; aber deswegen ist es nicht nothwendig also. Dem Taubgebornen ist die Schrift unmittelbar Bezeichnung der Sachen, und wenn er sein Gehör erlangt, werden ihn in den ersten Zeiten sicherlich die Schriftzeichen zuerst auf die unmittelbar mit ihnen verbundenen Dinge, und sodann erst vermittelst derselben auf die Laute bringen,

die

ihnen entſprechen. Die Schwierigkeit, die ich mir beym Uebergange auf unſere Schrift vorſtelle, iſt eigentlich dieſe, daß man ohne Vorbereitung und Anlaß hat den überdachten Vorſatz faſſen müſſen, durch eine geringe Anzahl von Elementarzeichen und ihre möglichen Verſetzungen eine Menge von Begriffen zu bezeichnen, die weder zu überſehen, noch dem erſten Anſcheine nach, in Claſſen zu bringen, und dadurch zu umfaſſen ſcheinen mußten.

Indeſſen iſt auch hier der Gang des Verſtandes nicht ganz ohne Leitung geweſen. Da man ſehr oft Gelegenheit gehabt, Schrift in Rede und Rede in Schrift zu verwandeln, und alſo die hörbaren Zeichen mit den ſichtbaren zu vergleichen; ſo kann man gar bald bemerkt haben, daß ſowohl in der Redeſprache dieſelben Laute, als in verſchiedenen hieroglyphiſchen Bildern dieſelben Theile öfters wiederkommen, aber immer in anderer Verbindung, wodurch ſie ihre Bedeutung vervielfältigen. Endlich wird man gewahr worden ſeyn, daß die Laute, die der Menſch hervorbringen und vernehmlich machen kann, ſo unendlich an der Zahl nicht ſind, als

die Dinge, welche durch sie bezeichnet werden, daß man den ganzen Umfang aller vernehmlichen Laute gar bald umfassen und in Classen abtheilen könne. Und sonach kann man diese Eintheilung, Anfangs unvollständig versucht, mit der Zeit ergänzt und immer verbessert, und jeder Classe ein ihr entsprechendes Schriftzeichen aus der Hieroglyphik zugeeignet haben. Es bleibt zwar auch so noch eine der herrlichsten Entdeckungen des menschlichen Geistes; allein man siehet doch wenigstens, wie die Menschen haben allmählig, ohne Flug der Erfindungskraft, darauf geführt werden können, sich das Unermeßliche als meßbar zu denken, gleichsam den gestirnten Himmel in Figuren abzutheilen, und so jedem Sterne seinen Ort anzuweisen, ohne die Anzahl der Sterne zu wissen. Ich glaube, bey den hörbaren Zeichen war die Spur leichter zu entdecken, der man nur nachgehen durfte, um die Figuren wahrzunehmen, in welche sich das unermeßliche Heer der menschlichen Begriffe bringen ließe; und sodann war es so schwer nicht mehr, die Anwendung davon auf die Schrift zu machen, und auch diese zu schichten, und in

Classen

Classen abzutheilen. Mich dünkt daher, ein Volk von Taubgebornen, würde mehr Erfindungskraft anzustrengen haben, von der Hieroglyphik auf die alphabetische Schrift zu kommen; weil sichs bey den Schriftzeichen nicht so leicht einsehen läßt, daß sie einen faßlichen Umfang haben, und in Classen zu bringen seyen.

Ich bediene mich des Worts Classen, so oft von den Elementen der lautbaren Sprachen die Rede ist; denn noch itzt in unsern lebendigen, ausgebildeten Sprachen, ist die Schrift bey weitem so mannigfaltig nicht, als die Rede, und wird dasselbe Schriftzeichen in verschiedener Verbindung und Stellung verschiedentlich gelesen und ausgesprochen. Gleichwohl ist es offenbar, daß wir durch den häufigen Gebrauch der Schrift unsere Redesprache eintöniger, und nach Anleitung und Bedürfniß der Schrift, elementarischer gemacht haben. Daher die Nationen, die der Schrift nicht kundig sind, eine weit größere Mannigfaltigkeit in ihrer Redesprache haben, und viele Laute in derselben so unbestimmt sind, daß wir sie durch unsere Schriftzeichen nur sehr unvollkommen anzudeuten im Stande sind. Man wird also Anfangs

fangs die Sachen haben im Ganzen nehmen, und eine Menge ähnlicher Laute, durch ein und eben daſſelbe Schriftzeichen bezeichnen müſſen. Mit der Zeit aber werden feinere Unterſchiede wahrgenommen, und zu ihrer Bezeichnung mehrere Buchſtaben angenommen worden ſeyn. Daß aber unſer Alphabet aus einer Art von hieroglyphiſcher Schrift entlehnt worden, iſt noch itzt an den mehreſten Zügen, und Namen des hebräiſchen Alphabets *) zu erkennen, und aus dieſen ſind, wie aus der Geſchichte offenbar iſt, alle übrige uns bekannte Schriftarten entſtanden. Ein Phönizier war es, der die Griechen in der Kunſt zu ſchreiben unterrichtete.

Alle dieſe verſchiedenen Modifikationen der Schrift und Bezeichnungsarten müſſen auch auf den Fortgang und Verbeſſerung der Begriffe, Meinungen und Kenntniſſe verſchiedentlich gewirkt haben. Von der einen Seite zu ihrem Vortheil. Die Beobachtungen, Verſuche und Betrach-

*) Als א Rind, ב Haus, ג Kamel, ד Thüre. ו Hacken, ז Schwerdt, כ Fauſt, Löffel, ט Stimulus, י Fiſch, ל Stütze, Unterlage, ע Auge, מ Mund, פ Aſte, ש Zähne.

Betrachtungen in aſtronomiſchen, ökonomiſchen, moraliſchen und religioſen Dingen wurden vervielfältiget, ausgebreitet, erleichtert und den Nachkommen aufbehalten. Sie ſind die Zellen, in welche die Bienen ihren Honig ſammlen, und zum Genuſſe für ſich und andere aufbewahren. — Allein, wie es in menſchlichen Dingen allezeit gehet. Was die Weisheit hier bauet, ſuchet die Thorheit dort ſchon wieder einzureiſſen, und mehrentheils bedient ſie ſich derſelben Mittel und Werkzeuge. Mißverſtand von der einen, und Misbrauch von der andern Seite verwandelten das, was Verbeſſerung des menſchlichen Zuſtandes ſeyn ſollte, in Verderben und Verſchlimmerung. Was Einfalt und Unwiſſenheit war, ward nunmehr Verführung und Irrtum. Von der einen Seite Mißverſtand: der große Haufe war von den Begriffen, die mit dieſen ſinnlichen Zeichen verbunden ſeyn ſollten, gar nicht, oder nur halb unterrichtet. Sie ſahen die Zeichen nicht als bloſſe Zeichen an; ſondern hielten ſie für die Dinge ſelbſt. So lange man ſich noch der Dinge ſelbſt, oder ihrer Bildniſſe und Umriſſe ſtatt der Zeichen bediente, war dieſer

ser Irrtum leicht möglich. Die Dinge hatten auſſer ihrer Bedeutung, auch ihre eigene Realität. Die Münze war zugleich Waare, die ihren eigenen Gebrauch und Nutzen hat; daher der Unwiſſende deſto leichter ihren Werth als Münze, verkennen und unrichtig angeben konnte. Die hieroglyphiſche Schrift konnte zwar zum Theil dieſen Irrtum benehmen, oder begünſtigte ihn wenigſtens ſo ſehr nicht, als die Umriſſe; denn dieſe waren aus heterogenen und übel paſſenden Theilen zuſammengeſetzt; unförmliche nnd widerſinnige Geſtalten, die kein eigenes Daſeyn in der Natur haben, und alſo, wie man denken ſollte, nicht für Schrift genommen werden konnten. Allein dieſes räthſelhafte und fremde in der Zuſammenſetzung ſelbſt gab dem Aberglauben Stof zu mancherley Erdichtung und Fabel. Heucheley und muthwilliger Mißbrauch waren von der andern Seite geſchäftig, und gaben ihm Mährchen an die Hand, die er zu erfinden, nicht ſinnreich genug war. Wer einmal Gewicht und Anſehen ſich erworben, möchte ſolches, wo nicht vermehren, doch wenigſtens gern erhalten. Wer einmal auf eine Frage eine be-

friedi-

friedigende Antwort gegeben, möchte ſolche gern niemals ſchuldig bleiben. Da iſt keine Frage ſo ungereimt, keine Poſſe ſo poſſenhaft, zu der man nicht ſeine Zuflucht nimmt, keine Fabel ſo vernunftlos, die man der Einfalt nicht einzubilden ſuchet, um nur auf jedes **Warum?** alſofort mit einem Darum zur Hand ſeyn zu können. Unausſprechlich bitter wird das Wort: **ich weis nicht!** wenn man ſich erſt als ein vielwiſſender, oder gar alleswiſſender angekündiget hat; insbeſondere, wenn Stand und Amt und Würde von uns zu fordern ſcheinet, daß wir wiſſen ſollen. Ach! wie manchem mag das Herz ſchlagen, wenn er itzt auf dem Punkte iſt, Gewicht und Anſehen zu verlieren, oder an der Wahrheit zum Verräther zu werden; und wie wenige beſitzen die Klugheit des Sokrates, ſelbſt in den Fällen, wo man etwas mehr weis, als ſein Nächſter, immer noch die erſte Antwort ſeyn zu laſſen: **ich weis nichts!** damit man ſich ſelbſt Verlegenheit erſpare, und auf den Fall, da ein ſolches Bekenntniß nöthig ſeyn würde, die Selbſtdemüthigung zum voraus leichter gemacht habe.

Indeſſen

Indessen siehet man, wie hieraus hat Thierdienst, und Bilderdienst, Götzen und Menschendienst, Fabeln und Mährchen entstehen können, und wenn ich dieses schon nicht für die einzige Quelle der Mythologie ausgebe; so glaube ich doch, daß es zur Entstehung und Fortpflanzung aller dieser Albernheiten sehr viel hat beytragen können. Insbesondere läßt sich hieraus eine Bemerkung erklären, die Hr. Pr. Meiners irgend wo in seinen Schriften gemacht hat. Er will durchgehends bemerkt haben, daß bey den ursprünglichen Nationen, solchen nämlich, die sich selbst gebildet, und ihre Kultur keiner andern Nation zu verdanken haben, mehr Thierdienst als Menschendienst, im Schwange gewesen, ja leblose Dinge weit eher als Menschen göttlich verehrt und angebetet worden seyn. Ich setze die Richtigkeit der Bemerkung voraus, und lasse den philosophischen Geschichtsforscher dafür die Gewähr leisten. Ich will versuchen sie zu erklären!

Wenn die Menschen die Dinge selbst, oder ihre Bildnisse und Umrisse Zeichen der Begriffe seyn lassen; so können sie zu Bezeichnung moralischer

lischer Eigenschaften keine Dinge bequemer und bedeutender finden, als die Thiere. Die Ursachen sind eben dieselben, die mein Freund Lessing, in seiner Abhandlung von der Fabel, angiebt, warum Aesop die Thiere zu seinen handelnden Wesen in der Apologue gewählt hat. Jedes Thier hat seinen bestimmten, auszeichnenden Charakter, und kündiget sich dem ersten Anblicke gleich von dieser Seite an, indem die ganze Bildung desselben mehrentheils auf dieses eigentümliche Unterscheidungszeichen hinweiset. Dieses Thier ist behende, jenes scharfsichtig; dieses stark, jenes gelassen; dieses treu, und den Menschen ergeben, jenes falsch, oder liebt die Freyheit u. s. w. Ja die leblosen Dinge selbst haben in ihrem Aeußern mehr Bestimmtheit, als der Mensch dem Menschen. Dieser sagt, dem ersten Anblicke nach, nichts, oder vielmehr alles. Er besitzet diese Eigenschaften alle, schließt keine derselben wenigstens völlig aus, und das Mehr oder Weniger davon zeigt er nicht sogleich an der Oberfläche. Sein unterscheidender Charakter fällt also nicht in die Augen, und er ist

zu Bezeichnung moralischer Begriffe und Eigenschaften das unbequemste Ding in der Natur.

Noch itzt können in den bildenden Künsten die Personen der Götter und Helden nicht besser angedeutet werden, als vermittelst der thierischen oder leblosen Bilder, die man ihnen zugesellt. Ist schon eine Minerva von einer Juno der Bildung nach unterschieden, so zeichnen sie sich gleichwohl durch die thierischen Merkmale, die ihnen zugegeben werden, weit besser aus. Auch der Dichter, wenn er von sittlichen Eigenschaften in Metaphern und Allegorien reden will, nimmt mehrentheils seine Zuflucht zu den Thieren. Löwe, Tyger, Adler, Stier, Fuchs, Hund, Bär, Wurm, Taube, alles dieses spricht, und die Bedeutung springet in die Augen. Daher wird man zuerst auch die Eigenschaften des Anbetungswürdigsten durch dergleichen Zeichen haben anzudeuten und sinnlich zu machen gesucht. In der Nothwendigkeit diese abgezogensten Begriffe an sinnliche Dinge zu heften, und an solche sinnliche Dinge, die am wenigsten vieldeutig sind, wird man thierische Bilder haben wählen, oder aus ihnen welche zusammensetzen müssen.

ſen. Und wir haben geſehen, wie ein ſo unſchuldiges Ding, eine bloſſe Schriftart, in den Händen der Menſchen gar bald ausarten, und in Abgötterey übergehen kann. Natürlich alſo wird alle urſprüngliche Abgötterey mehr Thierdienſt, als Menſchendienſt ſeyn. Menſchen konnten zur Bezeichnung göttlicher Eigenſchaften gar nicht gebraucht werden, und die Vergötterung derſelben mußte von einer ganz andern Seite kommen. Es mußten etwan Helden und Eroberer, oder Weiſe, Geſetzgeber und Propheten aus einer glücklichen und früher gebildeten Weltgegend herüber gekommen ſeyn, und ſich durch außerordentliche Talente ſo hervorgethan, ſo erhaben gezeigt haben, daß man ſie als Boten der Gottheit, oder als die Gottheit ſelbſt verehrte. Daß dieſes aber weit füglicher bey Nationen eintreffen kann, die ihre Kultur nicht ſich ſelbſt, ſondern andern zu verdanken haben, läßt ſich leicht begreifen; weil, wie das gemeine Sprichwort lautet, ein Prophet in ſeiner Heimat ſelten zu außerordentlichem Anſehen gelanget. — Und ſonach wäre die Bemerkung des Herrn Meiners, eine Art von Beſtätigung

für meine Hypotheſe, daß das Bedürfniß der Schriftzeichen die erſte Veranlaſſung zur Abgötterey geweſen.

Bey Beurtheilung der Religionsbegriffe einer ſonſt noch unbekannten Nation muß man ſich, aus eben der Urſache, hüten, nicht alles mit eigenen heimiſchen Augen zu ſehen, um nicht Götzendienſt zu nennen, was im Grunde vielleicht nur Schrift iſt. Man ſtelle ſich vor, ein zweiter Omhya, der von dem Geheimniß der Schreibekunſt nichts wüßte, würde plötzlich, ohne ſich nach und nach an unſere Ideen zu gewöhnen, aus ſeinem Welttheile in irgend einen der bilderfreyeſten Tempel von Europa — um das Beyſpiel auffallender zu machen — in den Tempel der Providenz verſetzt. Er fände alles leer von Bildern und Verzierung; nur dort auf der weiſſen Wand einige ſchwarze Züge *) die vielleicht das Ohngefähr dahin geſtrichen. Doch nein! die ganze Gemeine ſchauet auf dieſe Züge mit Ehrfurcht, faltet die Hände zu ihnen, richtet zu

*) Die Worte: Gott, allweiſe, allmächtig, allgütig, belohnt das Gute.

zu ihnen die Anbetung. Nun führet ihn eben so schnell und eben so plötzlich nach Othaiti zurück, und lasset ihn seinen neugierigen Landesleuten von den Religionsbegriffen des D. Philanthropins Bericht abstatten. Werden sie den abgeschmackten Aberglauben ihrer Mitmenschen nicht zugleich belachen und bedauern, die so tief gesunken sind, schwarzen Zügen auf weissem Grunde göttliche Ehre zu erzeigen? — Aehnliche Fehler mögen unsere Reisenden sehr oft begehen, wenn sie uns von der Religion entfernter Völker Nachricht ertheilen. Sie müssen sich die Gedanken und Meinungen einer Nation sehr genau bekannt machen, bevor sie mit Zuverläßigkeit sagen können, ob die Bilder bey ihr noch den Geist der Schrift haben, oder schon in Abgötterey ausgeartet sind. Die Eroberer Jerusalems fanden bey Plünderung des Tempels die Cherubim auf der Lade des Bundes, und hielten sie für die Götzenbilder der Juden. Sie sahen alles mit barbarischen Augen, und aus ihrem Gesichtspunkte. Ein Bild der göttlichen Vorsehung und obwaltenden Gnade nahmen sie, ihrer Sitte nach, für Bild der Gottheit, für Gott-

heit selber, und freueten sich ihrer Entdeckung. So lachen die Leser noch itzt über die indianischen Weltweisen, die dieses Welttall von Elephanten tragen lassen; die Elephanten auf eine große Schildkröte stellen, diese von einem ungeheuren Bären halten, und den Bär auf einer unermeßlichen Schlange ruhen lassen. Die guten Leute haben wohl an die Frage nicht gedacht: worauf ruhet denn die unermeßliche Schlange?

Nun leset in der Schasta der Gentoos selbst die Stelle, in welcher ein Sinnbild dieser Art beschrieben wird, das wahrscheinlicher Weise zu dieser Sage Gelegenheit gegeben hat. Ich entlehne sie aus dem zweiten Theil der Nachrichten von Bengalen und dem Kaisertum Indostan von J. Z. Hollwell, der sich in den heiligen Büchern der Gentoos hat unterrichten lassen, und im Stande war mit den Augen eines eingebornen Braminen zu sehen. So lauten die Worte im achten Abschnitte:

Modu und Rytu (zwey Ungeheuer, Zwietracht und Aufruhr,) waren überwunden, und nun trat der Ewige aus der Unsicht-

sichtbarkeit hervor, und Glorie umgab ihn von allen Seiten.

Der Ewige sprach: du Birma, (Schöpfungskraft)! erschaffe und bilde alle Dinge der neuen Schöpfung, mit dem Geiste, den ich dir einhauche. — Und du, Bistnu, (Erhaltungskraft)! beschütze und erhalte die erschaffenen Dinge und Formen, nach meiner Vorschrift. — Und du, Sieb, (Zerstörung, Umbildung)! verwandele die Dinge der neuen Schöpfung, und bilde sie um, mit der Kraft, die ich dir verleihen werde.

Birma, Bistnu und Sieb vernahmen die Worte des Ewigen, bückten sich und bezeigten Gehorsam.

Alsofort schwamm Birma auf die Oberfläche des Johala (Meerestiefe,) und die Kinder Modu und Rytu flohen und verschwanden, als er erschien.

Als durch den Geist des Birma die Bewegungen der Tiefen sich legten, verwandelte sich Bistnu in einen mächtigen Bär (Zeichen der Stärke, bey den Gentoos, weil er in Verhältniß seiner Größe das stärkste

Thier ist), stieg hinab in die Tiefen des Johala, und zog mit seinen Hauhern Murto (die Erde) ans Licht. — Sodann entsprangen aus ihm freywillig eine mächtige Schildkröte (Zeichen der Beständigkeit bey den Gentoos) und eine mächtige Schlange (derselben Zeichen der Weisheit) Und Bistnu richtete die Erde auf dem Rükken der Schildkröte auf, und setzte Murto auf das Haupt der Schlange u. s. w.

Alles dieses findet man bey ihnen auch in Bildern vorgestellt, und man siehet, wie leicht solche Sinnbilder und Bilderschrift zu Irrtümern verleiten können.

Die Geschichte der Menschheit hat wirklich, wie bekannt, einen Zeitraum von vielen Jahrhunderten zurückgelegt, in welchen ein wirklicher Götzendienst fast auf dem ganzem Erdboden zur herrschenden Religion geworden. Die Bilder hatten ihren Werth als Zeichen verloren. Der Geist der Wahrheit, der in ihnen aufbewahrt werden sollte, war verduftet, und das schale Vehikulum, das zurückblieb, in verderbliches Gift verwandelt. Die Begriffe von der

Gotts

Gottheit, die in den Volksreligionen ſich noch erhielten, waren von Aberglauben ſo entſtellt, von Heucheley und Pfaffenliſt ſo verderbt, daß man mit Grunde zweifeln konnte: ob nicht Ohngötterey der menſchlichen Glückſeligkeit weniger ſchädlich, ob ſo zu ſagen, die Gottloſigkeit ſelbſt nicht weniger gottlos ſey, als eine ſolche Religion. Menſchen, Thiere, Pflanzen, die ſcheußlichſten und verächtlichſten Dinge in der Natur wurden angebetet und als Gottheiten verehrt; oder vielmehr als Gottheiten gefürchtet. Denn von der Gottheit hatten die öffentlichen Volksreligionen der damaligen Zeiten keinen andern Begriff, als von einem furchtbaren Weſen, das uns Erdbewohnern an Macht überlegen, leicht zum Zorne zu reitzen, und ſchwer zu verſöhnen iſt. Zur Schmach des menſchlichen Verſtandes und Herzens wußte der Aberglaube die unverträglichſten Begriffe mit einander zu verbinden, Menſchenopfer und Thierdienſt neben einander gelten zu laſſen. In den prächtigſten, nach allen Regeln der Kunſt erbaueten und ausgezierten Tempeln, ſahe man, wie Plutarch ſich ausdrückt, zur Schande der Vernunft, ſich nach der Gott-

helt um, die hier angebetet würde, und fand auf dem Altare eine scheußliche Meerkatze; und diesem Unthiere wurden blühende Jünglinge und Mädchen geschlachtet. So tief hatte die Abgötterey die menschliche Natur erniedriget! Man schlachtete Menschen, wie der Prophet in einer emphatischen Antithese sich ausdrückt, man schlachtete Menschen, um sie dem angebeteten Viehe zu opfern.

Hier und da wagten es zuweilen die Philosophen, sich dem allgemeinen Verderbniß zu widersetzen, und öffentlich, oder durch geheime Anstalten, die Begriffe zu reinigen und aufzuklären. Sie versuchten es, den Bildern ihre alte Bedeutung wieder zu geben, oder auch neue unterzulegen, und dadurch dem todten Leichnam gleichsam seinen Geist wieder einzuhauchen. Aber vergeblich! Auf die Religion des Volks hatten ihre vernünftigen Erklärungen keinen Einfluß. So gierig der ungebildete Mensch nach Erklärung zu seyn scheint, so unzufrieden ist er, wenn sie ihm in ihrer wahren Einfalt gegeben wird. Was ihm verständlich ist, wird ihm gar bald zum Ueberdrusse, und verächtlich,

und er gehet immer nach neuen, geheimnißvollen, unerklärbaren Dingen aus, die er mit verdoppeltem Wohlgefallen beherziget. Seine Wißbegier will immer gespannt, niemals befriediget seyn. Der öffentliche Vortrag fand also bey den größten Haufen kein Gehör, oder vielmehr von Seiten des Aberglaubens und der Heucheley den hatnäckigsten Widerstand, und empfing seinen gewöhnlichen Lohn, Verachtung, oder Haß und Verfolgung. Die geheimen Anstalten und Vorkehrungen, in welchen die Rechte der Wahrheit einigermaßen; aufrecht erhalten werden sollten, gingen zum Theil, selbst den Weg der Corruption, und wurden zu Pflanzschulen alles Aberglaubens, aller Laster und aller Abscheulichkeiten. — — Eine gewisse Schule der Weltweisen faßte den kühnen Gedanken, die abgesonderten Begriffe der Menschen von allem bildlichen und bildähnlichen zu entfernen, und an solche Schriftzeichen zu binden, die ihrer Natur nach, für nichts anders genommen werden können, an Zahlen. Da die Zahlen an und für sich selbst nichts vorstellen, mit keinem sinnlichen Eindrucke in natürlicher Verbindung

stehen,

stehen, so sollte man glauben, sie wären keiner Mißdeutung fähig; man müßte sie für willkührliche Schriftzeichen der Begriffe nehmen, oder als unverständlich dahin gestellt seyn lassen. Hier sollte man meinen, kann der roheste Verstand nicht Zeichen mit Sachen verwechseln, und aller Mißbrauch wäre durch diesen feinen Kunstbegriff verhütet. Wem die Zahlen nicht verständlich sind, dem sind sie leere Figuren. Wen sie nicht aufklären, den können sie wenigstens nicht verführen.

So konnte sich der große Stifter dieser Schule bereden. Allein gar bald gieng in dieser Schule selbst der Unverstand seinen alten Gang. Unzufrieden mit dem, was man so verständlich, so begreiflich fand, suchte man in den Zahlen selbst eine geheime Kraft, in den Zeichen abermals eine unerklärbare Realität, wodurch abermals ihr Werth als Zeichen verloren ging. Man glaubte, oder machte wenigstens andere glauben, daß in diesen Zahlen alle Geheimnisse der Natur und der Gottheit verborgen lägen, schrieb ihnen wunderthätige Kraft zu, und wollte durch und vermittelst derselben nicht nur die

Neu-

Neu- und Wißbegierde der Menschen, sondern ihre ganze Eitelkeit, ihr Streben nach hohen unerreichbaren Dingen, ihren Vorwitz und ihre Habsucht, ihren Geitz und ihren Wahnsinn befriedigen. Mit einem Worte, die Thorheit hatte abermals die Anschläge der Weisheit vereitelt, und das wieder vernichtet, oder gar zu ihrem Gebrauche verwendet, was diese zu besserm Endzwecke angeschaft hatte.

Und nun bin ich im Stande meine Vermuthung von der Bestimmung des Zeremonialgesetzes im Judentume deutlicher zu machen. — Die Stammväter unserer Nation, Abraham, Isaak und Jakob, sind dem Ewigen treu geblieben, und haben lautere, von aller Abgötterey entfernte Religionsbegriffe bey ihren Familien und Nachkommen zu erhalten gesucht. Und nun waren diese ihre Nachkommen von der Vorsehung ausersehen, eine priesterliche Nation zu seyn; das ist, eine Nation, die durch ihre Einrichtung und Verfassung, durch ihre Gesetze, Handlungen, Schicksale und Veränderungen immer auf gesunde unverfälschte Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften hinweise, solche

unter

unter Nationen gleichsam durch ihr bloſſes Daſeyn, unaufhörlich lehre, rufe, predige und zu erhalten ſuche. Sie lebten unter Barbaren und Götzendienern im äußerſten Druck und das Elend hatte ſie beynahe, gegen die Wahrheit ſo fühllos gemacht, als ihre Unterdrücker der Uebermuth. Gott befreiete ſie aus dieſem ſklaviſchen Zuſtande, durch außerordentliche Wunderthaten, ward der Erretter, Anführer, König, Geſetzgeber und Geſetzverweſer dieſer von ihm gebildeten Nation, und legte ihre ganze Verfaſſung ſo an, wie es die weiſen Abſichten ſeiner Vorſehung erforderten. Schwach und kurzſichtig iſt des Menſchen Auge! Wer kann ſagen, ich bin in das Heiligtum Gottes gekommen, habe ſeinen Plan ganz überſehen, weis ſeine Abſichten, Maß und Ziel und Gränze zu beſtimmen? Aber erlaubt iſt dem beſcheidenen Forſcher zu muthmaßen, aus dem Erfolge zu ſchließen, wenn er nur beſtändig eingedenk iſt, das er nichts als vermuthen kann.

Wir haben geſehen, was für Schwierigkeit es hat, die abgeſonderten Begriffe der Religion unter den Menſchen durch fortdauernde Zeichen

zu

zu erhalten. Bilder und Bilderschrift führen zu Aberglauben und Götzendienst, und unsere alphabethische Schreiberey macht den Menschen zu spekulativ. Sie legt die symbolische Erkenntniß der Dinge und ihrer Verhältnisse gar zu offen auf der Oberfläche aus, überhebt uns der Mühe des Eindringens und Forschens, und macht zwischen Lehr und Leben eine gar zu weite Trennung. Diesen Mängeln abzuhelfen, gab der Gesetzgeber dieser Nation das **Zeremonialgesetz**. Mit dem alltäglichen Thun und Lassen der Menschen sollten religiose und sittliche Erkenntnisse verbunden seyn. Das Gesetz trieb sie zwar nicht zum Nachdenken an, schrieb ihnen blos Handlungen, blos Thun und Lassen vor. Die große Maxime dieser Verfassung scheinet gewesen zu seyn: **Die Menschen müssen zu Handlungen getrieben und zum Nachdenken nur veranlasset werden.** Daher jede dieser vorgeschriebenen Handlungen, jeder Gebrauch, jede Zeremonie ihre Bedeutung, ihren gediegenen Sinn hatte, mit der spekulativen Erkenntniß der Religion und der Sittenlehre in genauer Verbindung, stand, und dem Warheits-

forscher eine Veranlassung war, über jene geheiligten Dinge selbst nachzudenken, oder von weisen Männern Unterricht einzuholen. Die zur Glückseligkeit der Nation sowohl als der einzelnen Glieder derselben nügliche Wahrheiten sollten von allem Bildlichen äußerst entfernt seyn; denn dieses war Hauptzweck, und Grundgesetz der Verfassung. An Handlungen und Verrichtungen sollten sie gebunden seyn, und diese ihnen statt der Zeichen dienen, ohne welche sie sich nicht erhalten lassen. Die Handlungen der Menschen sind vorübergehend, haben nichts Bleibendes, nichts Fortdaurendes, das, so wie die Bilderschrift, durch Mißbrauch oder Mißverstand zur Abgötterey führen kann. Sie haben aber auch den Vorzug vor Buchstabenzeichen, daß sie den Menschen nicht isoliren, nicht zum einsamen, über Schriften und Bücher brütenden Geschöpfe machen. Sie treiben vielmehr zum Umgange, zur Nachahmung und zum mündlichen, lebendigen Unterricht. Daher waren der geschriebenen Gesetze nur wenig, und auch diese ohne mündlichen Unterricht und Ueberlieferung nicht ganz verständlich, und es war verboten,

boten, über dieſelbe mehr zu ſchreiben. Die ungeſchriebenen Geſetze aber, die mündliche Ueberlieferung, der lebendige Unterricht von Menſch zu Menſch, von Mund ins Herz, ſollte erklären, erweitern, einſchränken, und näher beſtimmen, was in dem geſchriebenen Geſetze, aus weiſen Abſichten, und mit weiſer Mäßigung unbeſtimmt geblieben iſt. In allem, was der Jüngling thun ſahe, in allen öffentlichen ſowohl als Privatverhandlungen, an allen Thoren und an allen Thürpfoſten, wohin er die Augen, oder die Ohren wendete, fand er Veranlaſſung zum Forſchen und Nachdenken, Veranlaſſung einem ältern und weiſern Manne auf allen ſeinen Tritten zu folgen, ſeine kleinſten Handlungen und Verrichtungen mit kindlicher Sorgfalt zu beobachten, mit kindlicher Gelehrigkeit nachzuahmen, nach dem Geiſte und der Abſicht dieſer Verrichtungen zu forſchen, und den Unterricht einzuholen, deſſen ſein Meiſter ihn fähig und empfänglich hielt. So war Lehre und Leben, Weisheit und Thätigkeit, Spekulation und Umgang auf das Innigſte verbunden; oder ſo ſollte es vielmehr der erſten Einrichtung und Abſicht

des Gesetzgebers nach, seyn; aber, unerforschlich sind die Wege Gottes! auch hier ging es, nach einer kurzen Periode, den Weg des Verderbnisses. Nicht lange, so war auch dieser glänzende Zirkel durchlaufen, und die Sachen kamen wieder nicht weit von der Tiefe zurück, von welcher sie ausgegangen waren, wie leider! seit vielen Jahrhunderten am Tage liegt.

Schon in den ersten Tagen der so wundervollen Gesetzgebung fiel die Nation in den sündlichen Wahn der Aegyptier zurück, und verlangte ein Thierbild. Ihrem Vorgeben nach, wie es scheinet, nicht eigentlich als eine Gottheit zum Anbeten; hierinn würde der Hoheprieſter und Bruder des Gesetzgebers nicht gewillfahret haben, und wenn sein Leben noch so sehr in Gefahr gewesen wäre. — Sie sprachen blos von einem göttlichen Wesen, das sie anführen und die Stelle Moses vertreten sollte, von dem sie glaubten, daß er seinen Posten verlassen hätte. Aron vermochte dem Andringen des Volks nicht länger zu widerstehen, goß ihnen ein Kalb, und um sie bey dem Vorsatze festzuhalten, dieses Bild nicht, sondern den Ewigen allein göttlich

zu

zu verehren, rief er: morgen sey dem Ewigen zu Ehren ein Fest! Aber am Festtage, beym Tanz und Schmause, ließ der Pöbel ganz andere Worte hören: dieses sind deine Götter, Israel! die dich aus Aegypten geführt haben! Nun war das Fundamentalgesetz übertreten, das Band der Nation aufgelöset. Vernünftige Vorstellungen fruchten selten bey einem aufgewiegelten Pöbel, wenn die Unordnung erst eingerissen, und man weis zu welchen harten Maaßregeln der göttliche Gesetzgeber sich hat entschließen müssen, das aufrührische Gesindel wieder zum Gehorsam zu bringen. Es verdienet indessen angemerkt, und bewundert zu werden, was die Vorsehung Gottes aus diesem unglücklichen Vorfalle selbst für Vortheil zu ziehen, zu welcher erhabenen und ganz ihrer würdigen Absicht sie ihn anzuwenden gewußt hat?

Ich habe bereits oben angeführt, daß das Heidentum von der Macht der Gottheit noch erträglichere Begriffe gehabt, als von ihrer Güte. Der gemeine Mann hält Güte und Leichtversöhnlichkeit für Schwachheit. Er be-

neidet jeden um den mindesten Vorzug an Macht, Reichtum, Schönheit, Ehre u. s. w., nur nicht um den Vorzug an Gütigkeit. Und wie kann er auch dieses, da es doch größtentheils nur von ihm selbst abhängt, den Grad von Sanftmuth zu erlangen, den er beneidenswerth findet? Es gehört Nachsinnen dazu, wenn wir begreifen sollen, daß Haß und Rachsucht, Neid und Grausamkeit, im Grunde nichts anders als Schwachheit, lediglich Wirkungen der Furcht sind. Furcht, mit zufälliger, unsicherer Ueberlegenheit verbunden, ist die Mutter aller dieser barbarischen Gesinnungen. Nur die Furcht macht grausam und unversöhnlich. Wer sich seiner Ueberlegenheit mit Sicherheit bewußt ist, findet weit größre Glückseligkeit in Nachsicht und Verzeihung.

Hat man erst dieses einsehen gelernt, so kann man nicht länger Anstand nehmen, Liebe für einen wenigstens eben so erhabenen Vorzug zu halten als Macht, und dem allerhöchsten Wesen, dem man Allmacht zuschreibt, auch Allgütigkeit zuzutrauen; den Gott der Stärke auch für den Gott der Liebe zu erkennen. Aber wie

weit

weit war das Heidentum von dieſer Verfeine-
rung entfernt! Ihr findet in ihrer ganzen Göt-
terlehre, in allen Gedichten und andern Ueber-
bleibſeln der frühern Zeit keine Spur, daß ſie
irgend einer ihrer Gottheiten auch Liebe und
Barmherzigkeit gegen die Menſchenkinder zuge-
ſchrieben hätten. „Sowohl das Volk,“ ſagt
Herr Meiners *) von dem weiſeſten Staate
der Griechen, „ſowohl das Volk, als der größte
„Theil ſeiner tapferſten Heerführer und weiſe-
„ſten Staatsmänner, hielten die Götter, die ſie
„anbeteten, zwar für Weſen, die mächtiger als
„Menſchen wären, die aber mit ihnen einerley
„Bedürfniſſe, Leidenſchaften, Schwachheiten
„und ſogar Laſter hätten. — Alle Götter ſchie-
„nen den Athenienſern, ſo wie den übrigen
„Griechen, ſo bösartig, daß ſie ſich einbildeten:
„ein auſſerordentliches oder langedauerndes
„Glück ziehe den Zorn und die Mißgunſt der
„Götter auf ſich, und werde durch ihre Veran-
„ſtaltungen übern Haufen geworfen. Sie dach-
„ten ſich ferner eben dieſe Götter ſo reitzbar,

*) Geſchichte der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom. Zweiter Band. S. 77.

„daß sie alle Unglücksfälle für göttliche Strafen „ansahen, die ihnen nicht um allgemeiner Sit„tenverderbniß, oder einzelner großen Verbre„chen willen, sondern wegen unbedeutender, „meistens unwillkührlicher Nachlässigkeiten bey „gewissen Gebräuchen und Feyerlichkeiten zuge„schickt wurden.“ Im Homer selbst, in dieser sanften, liebevollen Seele, war der Gedanke noch nicht aufgeglühet, daß die Götter aus Liebe verzeihen, daß sie ohne Wohlwollen in ihrem himmlischen Wohnsitze nicht seelig seyn würden.

Und nun sehe man, mit welcher Weisheit der Gesetzgeber der Israeln sich ihrer schrecklichen Vergehung gegen die Majestät bedienet, um eine so wichtige Lehre dem menschlichen Geschlecht bekannt zu machen, und ihm eine Quelle des Trostes zu eröfnen, aus welcher wir noch itzt schöpfen und uns erquicken. — Welch erhabne und schauervolle Vorbereitung! Der Aufruhr war gedämpft, die Sünder zur Erkenntniß ihres sträflichen Vergehens gebracht, die Nation in Bestürzung, und der Gesandte Gottes, Moses selbst, ließ fast den Muth sinken: „Ach „Herr! so lange Dein Unwillen sich nicht legt,

„daß

„laß uns nicht von dannen ziehen! Wodurch sollte „wohl erkannt werden, daß ich und Deine Nation Wohlgewogenheit in Deinen Augen gefunden? Ist es nicht, wenn Du mit uns gehest? „Nur dadurch werden wir uns, ich und Deine „Nation, von jeder andern unterscheiden, welche auf dem Erdboden ist.

„Gott. Auch darinn will ich Dir willfahren; denn Du hast Gnade gefunden in meinen „Augen, und ich habe Dich namentlich zu meinem Liebling ausersehen."

Moses. Durch diese trostreichen Worte aufgerichtet, wage ich noch eine kühnere Bitte! Ach „Herr! laß mich Deine Herrlichkeit schauen!

„Gott. Ich will meine Allgütigkeit vor „Dir vorüberziehen lassen, *) und mit dem „Namen des Ewigen Dir bekannt machen, „welchergestalt ich gewogen bin, dem ich „gewogen bin, und mich erbarme, dessen

*) Welch großer Sinn! Du willst meine ganze Herrlichkeit schauen; ich werde meine Güte vorüberziehen lassen. — Du wirst sie hinten nach erkennen. Von vorne her ist sie sterblichen Augen nicht sichtbar.

„sen ich mich erbarme. — Meine Erscheinung „sollst Du von hinten nachschauen; denn mein „Antlitz kann nicht gesehen werden.“ — Darauf zog die Erscheinung vor Mose vorüber, und ließ eine Stimme hören: „Der Herr (ist, „war und wird seyn), ewiges Wesen, all„mächtig, allbarmherzig, und allgnädig; „langmüthig, von großer Huld und Treue; „der seine Huld dem tausendsten Geschlechte „noch aufbehält; der Missethat, Sünde „und Abfall verzeihet; aber nichts ohne „Ahndung hingehen läßt! *) — Wer ist so abgehärtetes Sinnes, daß er dieses mit trockenen Augen lesen; wer so unmenschliches Herzens, daß er seinen Bruder noch hassen, gegen seinen Bruder unversönlich bleiben kann?

Zwar spricht der Ewige, daß er nichts ohne Ahndung wolle hingehn lassen, und es ist bekannt, daß diese Worte schon zu mancherley Mißverstand und Mißdeutung Gelegenheit gegeben. Wenn sie aber das vorige nicht völlig wider aufheben sollen; so führen sie unmittelbar auf

*) II B. M. C. 33. v. 19. u f. nach meiner mit hebräischen Lettern erschienenen Uebersetzung.

auf den großen Gedanken, den unſere Rabbinen darin gefunden, daß auch dieſes eine Eigenſchaft der göttlichen Liebe ſey, dem Menſchen nichts ohne alle Ahndung hingehen zu laſſen.

Ein verehrungswürdiger Freund, mit dem ich mich einſt in Religionsſachen unterhielt, legte mir die Frage vor: **ob ich nicht wünſchte, durch eine unmittelbare Offenbarung die Verſicherung zu haben, daß ich in der Zukunft nicht elend ſeyn würde?** Wir ſtimmeten beide darin überein, daß ich keine ewige Höllenſtrafe zu fürchten hätte; denn Gott kann keines ſeiner Geſchöpfe unaufhörlich elend ſeyn laſſen. So kann auch kein Geſchöpf durch ſeine Handlungen die Strafe verdienen, ewig elend zu ſeyn. Daß die Strafe für die Sünde der beleidigten Majeſtät Gottes angemeſſen, und alſo unendlich ſeyn müſſe, dieſe Hypotheſe hatte mein Freund, mit vielen großen Männern ſeiner Kirche, längſt aufgegeben, und hierüber hatten wir uns nicht mehr zu ſtreiten. Der nur zur Hälfte richtige Begrif von Pflichten gegen Gott, hat den eben ſo ſchwankenden Begrif.

von Beleidigung der Majestät Gottes veranlasset, und dieser im buchstäblichen Verstande genommen, jene unstatthafte Meynung von der Ewigkeit der Höllenstrafen zur Welt gebracht, deren fernerer Mißbrauch nicht viel weniger Menschen in diesen Leben wirklich elend gemacht, als sie der Theorie nach, in jener Zukunft unglükselig machet. Mein philosophischer Freund kam mit mir darin überein, daß Gott den Menschen erschaffen, zu seiner, d. i. des Menschen Glückseligkeit, und daß er ihm Gesetze gegeben, zu seiner, d. i. des Menschen Glückseligkeit. Wenn die mindeste Uebertretung dieser Gesetze, nach Verhältniß der Majestät des Gesetzgebers bestraft werden, und also ewiges Elend zur Folge haben soll; so hat Gott diese Gesetze dem Menschen zum Verderben gegeben. Ohne die Gesetze eines so unendlich erhabenen Wesens, würde der Mensch nicht haben ewig elend seyn dürfen. O wenn die Menschen, ohne göttliche Gesetze, weniger elend seyn könnten, wer zweifelt daran, daß sie Gott mit dem Feuer seiner Gesetze verschont haben würde, da es sie so unwiderbringlich verzehren muß? — Dieses

vorausgesetzt, wurde die Frage meines Freundes näher bestimmt: ob ich nicht wünschen müßte, durch eine Offenbarung versichert zu seyn, daß ich im zukünftigen Leben auch vom endlichen Elende befreyet seyn werde?

Nein! antwortete ich; dieses Elend kann nichts anders, als eine wohlverdiente Züchtigung seyn, und ich will in der väterlichen Haushaltung Gottes die Züchtigung gern leiden, die ich verdiene. —

„Wie aber? wenn der Allbarmherzige den „Menschen auch die wohlverdiente Strafe erlas„sen wolle?“

Er wird es sicherlich thun, so bald die Strafe zur Besserung des Menschen nicht mehr unentbehrlich seyn wird. Hievon überführt zu seyn, bedarf ich keiner unmittelbaren Offenbarung. Wenn ich die Gesetze Gottes übertrete; so macht das moralische Uebel mich unglükselig, und die Gerechtigkeit Gottes, d. i. seine allweise Liebe, suchet mich durch physisches Elend zur sittlichen Besserung zu leiten. So bald dieses physische Elend, die Strafe für die Sünde, zu meiner

Sinnes-

Sinnesänderung nicht mehr unentbehrlich ist, bin ich, ohne Offenbarung, so gewiß als von meinem eigenen Daseyn überführet, daß mein Vater mir die Strafe erlassen werde. — Und im Gegenfalle: wenn diese Strafe zu meiner moralischen Besserung noch nützlich ist, wünsche ich auf keine Weise davon befreyet zu werden. In dem Staate dieses väterlichen Regenten leidet der Uebertreter keine andere Strafe, als die er selbst zu leiden wünschen muß, wenn er die Wirkung und Folgen davon in ihrem wahren Lichte sehen könnte.

„Kann aber, versetzte mein Freund, kann „Gott nicht gut finden, den Menschen andern zum „Beyspiele leiden zu lassen, und ist die Befrey„ung von dieser exemplarischen Strafe nicht „wünschenswerth?"

„Nein, erwiderte ich: In dem Staate Got„tes leidet kein Individuum blos andern zum „Besten. Wenn dieses geschehen soll: so muß diese Aufopferung zum Besten andrer dem Leidenden selbst einen höhern sittlichen Werth geben; so muß es in Absicht auf den innern Zuwachs seiner Vollkommenheit, ihm selbst wich-

tig

tig seyn, durch seine Leiden so viel Gutes befördert zu haben. Und wenn dieses ist; so kann ich einen solchen Zustand nicht fürchten; so kann ich keine Offenbarung wünschen, daß ich niemals in diesen Zustand des großmüthigen, meine Mitgeschöpfe und mich selbst beglückenden Wohlwollens versetzt werden sollte. Was ich zu fürchten habe, ist die Sünde selbst. Habe ich die Sünde begangen; so ist die göttliche Strafe eine Wohlthat für mich, eine Wirkung seiner väterlichen Allbarmherzigkeit. So bald sie aufhört Wohlthat für mich zu seyn; so bin ich versichert, sie wird mir erlassen. Kann ich wünschen, daß mein Vater seine züchtigende Hand von mir abwende, bevor sie gewirkt, was sie hat wirken sollen? Wenn ich bitte, daß mir Gott ein Vergehen soll ohne alle Ahndung hingehen lassen, weis ich wohl selbst was ich bitte? Ach! sicherlich, auch dieses ist eine Eigenschaft der unendlichen Liebe Gottes, daß er kein Vergehen der Menschen ohne alle Ahndung hingehen läßt! — — Sicherlich

Allmacht iſt nur Gottes:
Und Dein iſt auch die Liebe, Herr!
Wenn jedem Du nach ſeinem Thun vergölteſt.
(ſ. 62, 12. 13.)

Daß die Lehre von der Barmherzigkeit Gottes bey dieſer wichtigen Veranlaſſung zuerſt der Nation durch Moſen bekannt gemacht worden ſey, bezeuget der Pſalmiſt ausdrüklich, an einem andern Orte, wo er dieſelben Worte aus der Schrift Moſes anführet, von welchen hier die Rede iſt:

Moſen zeigt er ſeine Wege;
Den Iſraeln ſein Thun.
Allbarmherzig iſt der Herr, allgnädig,
Langmüthig und von großer Güte.
Er wird nicht unaufhörlich hadern;
Nicht ewiglich nachtragen ſeinen Groll.
Er handelt nicht mit uns, nach unſren Sünden;
Vergilt uns nicht nach unſrer Miſſethat.
So hoch der Himmel iſt über der Erde;
Waltet ſeine Liebe über ſeine Verehrer.
So fern der Morgen iſt vom Abend;
Entfernt er von uns unſere Schuld.

Wie Väter ihrer Kinder ſich erbarmen;
Erbarmt der Herr ſich ſeiner Verehrer.
Denn er kennet unſere Bildung;
Iſt eingedenk, daß wir nur Staub ſind. *) u. ſ. w.
(Pſ. 103.)

Nunmehr kann ich meine Begriffe vom Judenthume der vorigen Zeit kurz zuſammenfaſſen und in einen Geſichtspunkt vereinigen. Das Juden-

*) Dieſer ganze Pſalm iſt überhaupt von äuſſerſt wichtigem Inhalte. Leſer, denen daran gelegen iſt, werden wohl thun, ihn ganz mit Aufmerkſamkeit durchzuleſen, und mit obiger Betrachtung zu vergleichen. Er ſcheinet mir offenbar durch dieſe merkwürdige Stelle in der Schrift veranlaſſet, und nichts anders zu ſeyn, als ein Ausbruch lebhafter Rührung, in welche der Sänger durch Betrachtung dieſes auſſerordentlichen Vorfalls gerathen iſt. Er fordert daher im Eingange des Pſalms ſeine Seele zur feyerlichſten Dankſagung, wegen der göttlichen Verheiſſung ſeiner Gnade und ſo väterlichen Barmherzigkeit auf: Benedeie, meine Seele! den Herrn! vergiß nicht aller ſeiner Wohlthaten! Er vergiebt Dir alle Deine Sünden; er heilet Deine Krankheiten alle; Er erlöſet Dein Leben vom Untergange; er krönet Dich mit Liebe und Barmherzigkeit, u. ſ. w.

Judentum bestand, oder sollte der Absicht des Stifters nach, bestehen, in

1) Religionslehren und Sätzen, oder ewigen Warheiten von Gott, und seiner Regierung und Vorsehung, ohne welche der Mensch nicht aufgeklärt und glücklich seyn kann. Diese sind nicht dem Glauben der Nation, unter Androhung ewiger oder zeitlicher Strafen, aufgedrungen; sondern der Natur und Evidenz ewiger Wahrheit gemäß, zur vernünftigen Erkenntnis empfohlen worden. Sie durften nicht durch unmittelbare Offenbarung eingegeben, durch Wort und Schrift, die nur itzt, nur hier verständlich sind, bekannt gemacht werden. Das allerhöchste Wesen hat sie allen vernünftigen Geschöpfen durch Sache und Begriff geoffenbaret, mit einer Schrift in die Seele geschrieben, die zu allen Zeiten und an allen Orten leserlich und verständlich ist. Daher singt der öfters angeführte Sänger:

Die Himmel erzählen die Majestät Gottes,
Und seiner Hände Werk verkündet die Veste.
Ein Tag strömt diese Lehr dem andern zu;
Und Nacht giebt Unterricht der Nacht.

Keine

Keine Lehre, keine Worte,
Deren Stimme nicht vernommen werde.
Ueber den ganzen Erdball tönet ihre Saite:
Ihr Vortrag dringet bis an der Erden Ende,
Dorthin, wo er der Sonn' ihr Zelt aufſchlug,
u. ſ. w.

Ihre Wirkung iſt ſo allgemein, als der wohlthätige Einfluß der Sonne, der, indem ſie ihren Kreislauf durcheilt, Licht und Wärme über den ganzen Erdball verbreitet; wie derſelbe Sänger ſich an einem andern Orte noch deutlicher erklärt:

Von Sonnenaufgang bis zum Niedergange
Preiß man des Ewgen Namen.

oder wie der Prophet im Namen des Herrn ſpricht: Von Aufgang der Sonne bis zum Niedergange iſt mein Name unter Heiden berühmt, und an allen Orten wird meinem Namen geräuchert, dargebracht, auch reine Speiſegabe; denn mein Name iſt berühmt unter Heiden.

2) Geſchichtswarheiten, oder Nachrichten von dem Schikſale der Vorwelt, hauptſächlich von den Lebensumſtänden der Stammväter der Na-

tien; von ihrer Erkenntniß des wahren Gottes, ihrem Wandel vor Gott; von ihren Vergehungen selbst und der väterlichen Züchtigung, die darauf gefolgt ist; von dem Bunde, den Gott mit ihnen errichtet, und von der Verheissung, die er ihnen so oft wiederholt: aus ihren Nachkommen dereinst eine ihm geweihete Nation zu machen. Diese historische Nachrichten enthielten den Grund der Nationalverbindung, und als Geschichtswarheiten können sie, ihrer Natur nach, nicht anders, als auf Glauben angenommen werden. Autorität allein giebt ihnen die erforderliche Evidenz; auch wurden diese Nachrichten der Nation durch Wunder bestätiget, und durch eine Autorität unterstützt, die hinreichend war, den Glauben über alle Zweifel und Bedenklichkeit hinweg zu setzen.

3) Gesetze, Vorschriften, Gebote, Lebensregeln, die dieser Nation eigen seyn, und durch deren Befolgung sie sowohl zur Nationalglückseligkeit, als jedes Glied derselben zur persönlichen Glückseligkeit gelangen sollte. Der Gesetzgeber war Gott, und zwar Gott, nicht in dem Verhältnisse, als Schöpfer und Erhalter des

Welt-

Weltalls; sondern Gott, als Schutzherr und Bundesfreund ihrer Vorfahren, als Befreyer, Stifter und Anführer, als König und Oberhaupt dieſes Volks; und er gab ſeinen Geſetzen die feyerlichſte Sanktion, öffentlich und auf eine nie erhörte, wundervolle Weiſe, wodurch ſie der Nation und allen ihren Nachkommen, als unabänderliche Pflicht und Schuldigkeit auferlegt worden ſind.

Dieſe Geſetze wurden **geoffenbaret**, d. i. von Gott durch **Worte** und **Schrift** bekannt gemacht. Jedoch iſt nur das Weſentlichſte davon den Buchſtaben anvertrauet worden; und auch dieſe niedergeſchriebenen Geſetze ſind, ohne die ungeſchriebenen, mündlich überlieferten und durch mündlichen, lebendigen Unterricht fortzupflanzenden Erläuterungen, Einſchränkungen und näheren Beſtimmungen, größtentheils unverſtändlich, oder mußten es mit der Zeit werden; weil alle Worte und Schriftzeichen kein Menſchenalter hindurch ihren Sinn unverändert behalten.

Sowohl die geſchriebenen, als die ungeſchriebenen Geſetze haben unmittelbar, als **Vorſchrif-**

ten der Handlungen und Lebensregeln, die öffentliche und Privatglückseligkeit zum Endzwecke. Sie sind aber auch größtentheils als eine Schriftart zu betrachten, und haben als Zeremonialgesetze, Sinn und Bedeutung. Sie leiten den forschenden Verstand auf göttliche Warheiten; theils auf ewige, theils auf Geschichtswarheiten, auf die sich die Religion dieses Volks gründete. Das Zeremonialgesetz war das Band, welches Handlung mit Betrachtung, Leben mit Lehre verbinden sollte. Das Zeremonialgesetz sollte zwischen Schule und Lehrer, Forscher und Unterweiser, persönlichen Umgang, gesellige Verbindung veranlassen, zu Wetteifer und Nachfolge reizen und ermuntern; und diese Bestimmung hat es in den ersten Zeiten wirklich erfüllt, bevor die Verfassung ausartete, und die Thorheit der Menschen sich abermals ins Spiel mischte, durch Mißverstand und Mißleitung, das Gute in Böses, das Nützliche in Schädliches zu verwandeln.

Staat und Religion war in dieser ursprünglichen Verfassung nicht vereiniget, sondern eins; nicht verbunden, sondern eben dasselbe. Verhältniß

hältniß des Menschen gegen die Gesellschaft und Verhältniß des Menschen gegen Gott trafen auf einen Punkt zusammen, und konnten nie in Gegenstoß gerathen. Gott, der Schöpfer und Erhalter der Welt, war zugleich der König und Verweser dieser Nation, und er ist ein Einiges Wesen, das so wenig im Politischen, als im Metaphysischen, die mindeste Trennung, oder Vielheit zuläßt. Auch hat dieser Regent keine Bedürfnisse, und heischet nichts von der Nation, als was zu ihrem Besten dienet, die Glückseligkeit des Staats befördert; so wie von der andern Seite der Staat nichts fordern konnte, das den Pflichten gegen Gott zuwider, das nicht vielmehr von Gott, dem Gesetzgeber und Gesetzverweser der Nation befohlen sey. Daher gewann das Bürgerliche bey dieser Nation ein heiliges und religioses Ansehen, und jeder Bürgerdienst ward zugleich ein wahrer Gottesdienst. Die Gemeine war eine Gemeine Gottes, ihre Angelegenheiten waren Gottes, öffentliche Steuern waren Hebe Gottes, und bis auf die geringste Polizeyanstalt, war alles gottesdienstlich. Die Leviten, die von den öffentlichen Einkünf-

ten lebten, hatten ihren Unterhalt von Gott. Sie sollten kein Eigentum im Lande haben, denn Gott ist ihr Eigentum. Wer ausserhalb Landes herumtreiben muß, der dienet fremden Göttern. Dieses kann in verschiedenen Stellen der Schrift nicht im buchstäblichen Verstande genommen werden, und bedeutet im Grund nicht mehr, als er ist fremden politischen Gesetzen unterworfen, die nicht, wie die vaterländischen, zugleich gottesdienstlich sind.

Und nun auch die Verbrechen. Jeder Frevel wider das Ansehen Gottes, als des Gesetzgebers der Nation, war ein Verbrechen wider die Majestät, und also ein Staatsverbrechen. Wer Gott lästerte, war ein Majestätsschänder; wer den Sabbath freventlich entheiligte, hob, in so weit es an ihm lag, ein Grundgesetz der bürgerlichen Gesellschaft auf, denn auf der Einsetzung dieses Tages beruhete ein wesentlicher Theil der Verfassung. Der Sabbath sey ein ewiger Bund zwischen mir und den Kindern Israels, spricht der Herr, ein immerwährendes Zeichen, daß der

Ewige

Ewige in sechs Tagen, u. s. w. Diese Verbrechen also konnten, ja sie mußten in dieser Verfassung bürgerlich bestraft werden; nicht als irrige Meinung, nicht als Unglaube; sondern als Unthaten, als freventliche Staatsverbrechen, die darauf abzielen, das Ansehen des Gesetzgebers aufzuheben, oder zu schwächen, und dadurch den Staat selbst zu untergraben. Und gleichwohl, mit welcher Gelindigkeit wurden diese Hauptverbrechen selbst bestraft! Mit welcher überschwänglichen Nachsicht gegen menschliche Schwachheit! Nach einem ungeschriebenen Gesetze, konnte keine Leib- und Lebensstrafe verhängt werden, wenn der Verbrecher nicht von zween unverdächtigen Zeugen, mit Anführung des Gesetzes, und unter Bedrohung der verordneten Strafe gewarnt worden; ja bey Leib- und Lebensstrafen mußte der Verbrecher mit ausdrücklichen Worten die Strafe anerkannt, übernommen, und unmittelbar darauf, in Beyseyn derselben Zeugen, das Verbrechen begangen haben. Wie selten mußten die Blutgerichte bey einer solchen Einrichtung seyn, und

wie mancherley Gelegenheit hatten die Richter nicht, der traurigen Nothwendigkeit auszuweichen, über ihr Mitgeschöpf und Mitebenbild Gottes, den Stab zu brechen! Ein Hingerichteter ist, nach dem Ausdrucke der Schrift, eine Geringschätzung Gottes. Wie sehr mußten die Richter anstehen, untersuchen und auf Entschuldigung bedacht seyn, bevor sie ein Halsgerichts-Urtheil unterzeichneten! Ja, wie die Rabbinen sagen, hat jedes Halsgericht, das für seinen guten Namen besorgt ist, darauf zu sehen, daß in einem Zeitraume von siebenzig Jahren, nicht mehr als eine Person am Leben gestraft werde.

Hieraus erhellet, wie wenig man die mosaischen Gesetze und die Verfassung des Judentums kennen muß, um zu glauben, daß nach derselben Kirchenrecht und Kirchenmacht autorisirt, oder Unglaube und Irrglaube mit zeitlichen Strafen zu belegen sey. Der Forscher nach Licht und Wahrheit, sowohl als Herr Mörschel, sind also weit von der Warheit entfernt, wenn sie glauben ich habe durch meine Vernunftgründe wider Kirchenrecht und Kirchenmacht

macht, das Judentum aufgehoben. Warheit kann nicht mit Warheit ſtreiten. Was das göttliche Geſetz gebietet, kann die nicht minder göttliche Vernunft nicht aufheben.

Nicht Unglaube, nicht falſche Lehre und Irrthum, ſondern freventliches Vergehen wider die Majeſtät des Geſetzgebers, freche Unthaten wider die Grundgeſetze des Staats und der bürgerlichen Verfaſſung wurden gezüchtiget, und nur alsdann gezüchtiget, wenn der Frevel in ſeiner Ausgelaſſenheit alles Maß überſchritt, und dem Aufruhr nahe kam; wenn ſich der Verbrecher nicht ſcheuete, von zweyen Mitbürgern ſich das Geſetz vorhalten, die Strafe androhen zu laſſen, ja die Strafe zu übernehmen und in ihrem Angeſichte das Verbrechen zu begehen. Hier wird der religioſe Böſewicht ein freventlicher Majeſtätsſchänder, ein Staatsverbrecher. Auch haben, wie die Rabbinen ausdrücklich ſagen, mit Zerſtörung des Tempels, alle Leib- und Lebensſtrafen, ja auch Geldbuſſen, in ſo weit ſie blos national ſind, aufgehöret Rechtens zu ſeyn. Vollkommen nach meinen Grundſätzen, und ohne dieſelben

unerklärbar! Die bürgerlichen Bande der Nation waren aufgelöset, religiose Vergehungen waren keine Staatsverbrechen mehr, und die Religion, als Religion kennet keine Strafen, keine andere Busse, als die der reuevolle Sünder sich freywillig auferlegt. Sie weis von keinem Zwange, wirkt nur mit dem Stabe gelinde, wirkt nur auf Geist und Herz. Man versuche es, diese Behauptung der Rabbinen, ohne meine Grundsätze, vernünftig zu erklären!

„Wozu nun, höre ich manchen Leser fragen; „wozu diese Weitläuftigkeit, uns etwas sehr „bekanntes zu sagen? Das Judentum war ei„ne Hierokratie, eine kirchliche Regierung, ein „Priesterstaat, eine Theokratie, wenn ihr wol„let. Wir kennen die Anmaßungen schon, die „sich eine solche Verfassung erlaubt.“

Nicht doch! alle diese Kunstnamen werfen auf die Sache ein falsches Licht, das ich vermeiden mußte. Wir wollen immer nur classificiren, in Fächer abtheilen. Wenn wir nur wissen, in welches Fach ein Ding einzutragen sey; so sind wir zufrieden, so unvollständig der Begriff auch übrigens seyn mag, den wir davon

von haben. Warum suchet ihr ein Geschlechtswort, für ein einzelnes Ding, das kein Geschlecht hat, das mit nichts schichtet, mit nichts unter eine Rubrik zu bringen ist? Diese Verfassung ist ein einziges Mal da gewesen: nennet sie die mosaische Verfassung, bey ihrem Einzelnamen. Sie ist verschwunden, und ist dem Allwissenden allein bekannt, bey welchem Volke und in welchem Jahrhunderte sich etwas Aehnliches wieder wird sehen lassen.

So wie es, nach dem Plato, einen irdischen und auch einen himmlischen Amor geben soll, so giebt es auch, könnte man sagen, eine irdische und eine himmlische Politik. Nehmet einen flatterhaften Abentheurer, einen Gunsteroberer, wie ihn das Pflaster jeder Hauptstadt darbeut, und unterhaltet ihn von dem Liede der Lieder Salomons, oder von der Liebe der ersten Unschuld im Paradiese, wie sie Milton beschreibt; Er wird glauben, ihr schwärmet, oder wollt eure Lektion aufsagen, wie ihr das Herz einer Spröden durch platonische Liebkosungen zu bestürmen verstehet. Eben so wenig wird euch ein Politiker nach der Mode ver-

verſtehen, wenn ihr von der Einfalt und ſittlichen Großheit jener urſprünglichen Verfaſſung redet. Wie jener in der Liebe nur die Befriedigung der gemeinen Lüſternheit kennet; ſo ſpricht dieſer in der Staatsklugheit blos von Macht, Geldumlauf, Handlung, Gleichgewicht, Volksmenge, und die Religion iſt ihm ein Mittel, deſſen ſich der Geſetzgeber bedienet, den unbändigen Menſchen im Zaume zu halten, und der Prieſter, um ihn auszuſaugen, und ſein Mark zu verzehren.

Dieſen falſchen Geſichtspunkt, aus welchem wir das wahre Intereſſe der menſchlichen Geſellſchaft zu betrachten gewohnt ſind, mußte ich meinem Leſer aus den Augen rücken. Ich habe ihm dieſerhalb den Gegenſtand bey keinen Namen genennet; ſondern ſelbſt mit ſeinen Eigenſchaften und Beſtimmungen darzuſtellen geſucht. Wenn wir mit geradem Blick auf denſelben hinſchauen, werden wir, wie jener Weltweiſe von der Sonne ſagte, in der ächten Politik eine Gottheit erblicken, wo gemeine Augen einen Stein ſehen.

Ich habe geſagt, daß die moſaiſche Verfaſſung nicht lange in ihrer erſten Lauterkeit beſtanden.

ſtanden. Schon zu den Zeiten des Propheten Samuel gewann das Gebäude einen Riß, der ſich immer weiter aufthat, bis die Theile völlig zerfielen. Die Nation verlangte einen ſichtbaren, fleiſchlichen König zum Regenten. Es ſey nun, daß die Prieſterſchaft, wie von den Söhnen des Hohenprieſters in der Schrift erzählt wird, ſchon angefangen ihr Anſehen bey dem Volke zu mißbrauchen, oder daß der Glanz einer benachbarten Hofhaltung die Augen geblendet; genug, ſie forderten einen König, wie alle andere Völker haben. Der Prophet, den dieſes kränkte, ſtellte ihnen vor, was ein menſchlicher König ſey, der ſeine eigne Bedürfniſſe hat, und ſie nach Wohlgefallen erweitern kann, und wie ſchwer ein ſchwacher Sterblicher zu befriedigen ſey, dem man das Recht der Gottheit einräumet. Umſonſt, das Volk beſtand auf ſeinen Vorſatz, erhielt ſeinen Wunſch, und erfuhr, was ihnen der Prophet angedrohet hatte. Nun war die Verfaſſung untergraben; die Einheit des Intereſſe aufgehoben; Staat und Religion nicht mehr eben daſſelbe, und Colliſion der Pflichten war ſchon nicht mehr unmög-

lich.

lich. Indessen mußte sie noch immer selten seyn, so lange der König selbst nicht nur von der Nation war, sondern auch den Gesetzen des Vaterlandes gehorchte. Aber nun verfolge man die Geschichte, durch mancherley Schicksale und Veränderungen, durch manche gute und böse, gottesfürchtige und gottvergessene Regierung hindurch, bis auf jene traurigen Zeiten herunter, in welchen der Stifter der christlichen Religion den vorsichtigen Bescheid ertheilte: **gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist.** Offenbarer Gegensatz, Collision der Pflichten! Der Staat sinnd unter fremder Bothmäßigkeit, empfing seine Befehle gleichsam von fremden Göttern, und die einheimische Religion mit einem Theile ihres Einflusses auf das bürgerliche Leben, hatte sich noch erhalten. Hier ist Forderung gegen Forderung, Anspruch gegen Anspruch. „Wem sollen wir geben? wem „gehorchen?" — So ertraget denn beide Lasten, fiel der Bescheid aus, so gut ihr könnet; dienet zweien Herren in Geduld und Ergebenheit: Gebet dem Kaiser und gebet auch Gotte! Jedem das Seine, nachdem die Einheit des Interesse nun zerstört ist!

Und

Und noch itzt kann dem Hause Jakobs kein weiserer Rath ertheilt werden, als eben dieser. Schicket euch in die Sitten und in die Verfaſſung des Landes, in welches ihr verſetzt ſeyd; aber haltet auch ſtandhaft bey der Religion eurer Väter. Traget beider Laſten, ſo gut ihr könnet! Man erſchweret euch zwar von der einen Seite die Bürde des bürgerlichen Lebens, um der Religion willen, der ihr treu bleibet, und von der andern Seite macht das Clima und die Zeiten die Beobachtung eurer Religionsgeſetze, in mancher Betrachtung, läſtiger, als ſie ſind. Haltet nichts deſto weniger aus, ſtehet unerſchüttert auf dem Standorte, den euch die Vorſehung angewieſen, und laſſet alles über euch ergehen, wie euch euer Geſetzgeber lange vorher verkündiget hat.

In der That ſehe ich nicht, wie diejenigen, die in dem Hauſe Jakobs geboren ſind, ſich auf irgend eine gewiſſenhafte Weiſe, vom Geſetze entledigen können. Es iſt uns erlaubt, über das Geſetz nachzudenken, ſeinen Geiſt zu erforſchen, hier und da, wo der Geſetzgeber keinen Grund angegeben, einen Grund zu vermuthen,

der vielleicht an Zeit und Ort und Umstände gebunden gewesen, vielleicht mit Zeit und Ort und Umständen verändert werden kann — wenn es dem allerhöchsten Gesetzgeber gefallen wird, uns seinen Willen darüber zu erkennen zu geben; so laut, so öffentlich, so über alle Zweifel und Bedenklichkeit hinweg zu erkennen zu geben, als Er das Gesetz selbst gegeben hat. So lange dieses nicht geschiehet, so lange wir keine so authentische Befreyung vom Gesetze aufzuweisen haben, kann uns unsere Vernünfteley nicht von dem strengen Gehorsam befreyen, den wir dem Gesetze schuldig sind, und die Ehrfurcht vor Gott ziehet eine Gränze zwischen Spekulation und Ausübung, die kein Gewissenhafter überschreiten darf. Darum wiederhole ich meine vorausgeschickte Protestation: Schwach und kurzsichtig ist des Menschen Auge! Wer kann sagen: ich bin in das Heiligtum Gottes gekommen, habe das System seiner Absichten ganz durchschauet, und weis ihnen Maaß und Ziel und Gränze zu bestimmen? Ich kann vermuthen, aber nicht entscheiden, aber nicht nach meiner Vermuthung handeln — Darf ich doch in menschlichen

Dingen

Dingen mich nicht erdreiſten, aus eigener Vermuthung und Geſetzdeuteley, ohne Autorität des Geſetzgebers oder Geſetzverweſers, dem Geſetze zuwider zu handeln; um wie viel weniger in göttlichen Dingen? Geſetze, die mit Landeigentum und Landeseinrichtung in nothwendiger Verbindung ſtehen, führen ihre Befreyung mit ſich. Ohne Tempel und Prieſtertum und auſſerhalb Judäa, finden weder Opfer noch Reinigungsgeſetz, noch prieſterliche Abgabe Statt, in ſo weit ſie vom Landeigentume abhängen. Aber perſönliche Gebote, Pflichten die dem Sohne Iſraels, ohne Rückſicht auf Tempeldienſt und Landeigentum in Paläſtina, auferlegt worden ſind, müſſen, ſo viel wir einſehen können, ſtrenge nach den Worten des Geſetzes beobachtet werden, bis es dem Allerhöchſten gefallen wird, unſer Gewiſſen zu beruhigen, und die Abſtellung derſelben laut und öffentlich bekannt zu machen.

Hier heißt es offenbar: was Gott gebunden hat, kann der Menſch nicht löſen. Wenn auch einer von uns zur chriſtlichen Religion übergehet; ſo begreife ich nicht, wie er dadurch ſein

Gewiſſen zu befreyen, und ſich von dem Joche des Geſetzes zu entledigen glauben kann? Jeſus von Nazareth hat ſich nie verlauten laſſen, daß er gekommen ſey, das Haus Jakob von dem Geſetze zu entbinden. Ja, er hat vielmehr mit ausdrücklichen Worten das Gegentheil geſagt; und was noch mehr iſt, hat ſelbſt das Gegentheil gethan. Jeſus von Nazareth hat ſelbſt nicht nur das Geſetz Moſes; ſondern auch die Satzungen der Rabbinen beobachtet, und was in den von ihm aufgezeichneten Reden und Handlungen dem zuwider zu ſeyn ſcheinet, hat doch in der That nur dem erſten Anblicke nach, dieſen Schein. Genau unterſuchet, ſtimmet alles nicht nur mit der Schrift, ſondern auch mit der Ueberlieferung völlig überein. Wenn er gekommen iſt, der eingeriſſenen Heucheley und Scheinheiligkeit zu ſteuern; ſo wird er ſicherlich nicht das erſte Beyſpiel zur Scheinheiligkeit gegeben, und ein Geſetz durch Beyſpiel autoriſirt haben, das abgeſtellt und aufgehoben ſeyn ſollte. Aus ſeinem ganzen Betragen, ſo wie aus dem Betragen ſeiner Jünger in der erſten Zeit, leuchtet vielmehr der rabbiniſche Grund-

ſatz

ſatz augenſcheinlich hervor: Wer nicht im Geſetze geboren iſt, darf ſich an das Geſetz nicht binden; wer aber im Geſetze geboren iſt, muß nach dem Geſetze leben, und nach dem Geſetze ſterben. Haben ſeine Nachfolger in ſpätern Zeiten anders gedacht, und auch die Juden, die ihre Lehre annahmen, entbinden zu können geglaubt; ſo iſt es ſicherlich ohne ſeine Autorität geſchehen.

Und ihr, lieben Brüder und Mitmenſchen! die ihr der Lehre Jeſu folget, ſolltet uns verargen, wenn wir das thun, was der Stifter eurer Religion ſelbſt gethan, und durch ſein Anſehen bewähret hat? Ihr ſolltet glauben, uns nicht brüderlich wieder lieben, euch mit uns nicht bürgerlich vereinigen zu können, ſo lange wir uns durch das Zeremonialgeſetz äuſſerlich unterſcheiden, nicht mit euch eſſen, nicht von euch heurathen, das, ſo viel wir einſehen können, der Stifter eurer Religion ſelbſt weder gethan, noch uns erlaubt haben würde? — Wenn dieſes, wie wir von chriſtlich geſinnten Männern nicht vermuthen können, eure wahre Geſin-

nung seyn und bleiben sollte; wenn die bürgerliche Vereinigung unter keiner andern Bedingung zu erhalten, als wenn wir von dem Gesetze abweichen, das wir für uns noch für verbindlich halten; so thut es uns herzlich leid, was wir zu erklären für nöthig erachten: so müssen wir lieber auf bürgerliche Vereinigung Verzicht thun; so mag der Menschenfreund Dohm vergebens geschrieben haben, und alles in dem leidlichen Zustande bleiben, in welchem es itzt ist, oder in welchen es eure Menschenliebe zu versetzen, für gut findet. Es stehet nicht bey uns, hierin nachzugeben; aber es stehet bey uns, wenn wir rechtschaffen sind, euch dennoch brüderlich zu lieben, und brüderlich zu flehen, unsere Lasten, so viel ihr könnet, erträglich zu machen. Betrachtet uns, wo nicht als Brüder und Mitbürger, doch wenigstens als Mitmenschen und Miteinwohner des Landes. Zeiget uns Wege und gebet uns Mittel an die Hand, wie wir bessere Menschen und bessere Miteinwohner werden können, und lasset uns, so viel es Zeit und Umstände erlauben, die Rechte der Menschheit mit genießen. Von dem

Gesetze

Geſetze können wir mit gutem Gewiſſen nicht weichen, und was nützen euch Mitbürger ohne Gewiſſen?

„Wie kann aber auf dieſe Weiſe die Pro„phezeyung in Erfüllung kommen, daß dereinſt „nur ein Hirt und eine Heerde ſeyn ſoll?“

Lieben Brüder! die ihr es mit den Menſchen wohlmeinet, laſſet euch nicht bethören! Um dieſes allgegenwärtigen Hirten zu ſeyn, braucht weder die ganze Heerde auf Einer Flur zu weiden, noch durch Eine Thür in des Herrn Haus ein und auszugehen. Dieſes iſt weder dem Wunſch des Hirten gemäß, noch dem Gedeien der Heerde zuträglich. Ob man die Begriffe vertauſcht, oder gefliſſentlich zu verwirren ſucht? Man ſtellet euch vor, Glaubensvereinigung ſey der nächſte Weg zur Bruderliebe und Bruderduldung, die ihr Gutherzigen ſo ſehnlich wünſchet. Wenn wir alle nur Einen Glauben haben, wollen verſchiedene euch einbilden; ſo können wir uns einander des Glaubens, der Verſchiedenheit der Meinungen halber, nicht mehr haſſen; ſo iſt Religionshaß

und Verfolgungssucht bey der Wurzel gefaßt und ausgerottet; so ist der Heucheley die Geissel, und dem Fanatismus das Schwerdt aus der Hand gewunden, und die glücklichen Tage treten ein, da es heißt: der Wolf wird mit dem Lamme wohnen, und der Leopard neben der Ziege u. s. w. — Sie, die Sanftmüthigen, die dieses in Vorschlag bringen, sind bereit Hand ans Werk zu legen; sie wollen als Unterhändler zusammentreten und sich die menschenfreundliche Mühe geben, einen Glaubensvergleich zu Stande zu bringen; um Wahrheiten wie um Recht, wie um feiles Kaufmannsgut, zu handeln, wollen fordern, bieten, dingen, abdrohen und abbitten, übereilen und überlisten, bis die Parteyen sich einander in die Hände schlagen, und der Vertrag zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts niedergeschrieben werden kann. Viele, die ein solches Vorhaben zwar als chimärisch und unausführbar verwerfen, sprechen doch von der Glaubenseinigkeit, als von einem sehr wünschenswerthen Zustande, und bedauern das menschliche Geschlecht mit Leidwesen, daß

dieser

dieſer Gipfel der Glückſeligkeit, durch menſchliche Kräfte, nicht zu erreichen ſiehe. — Hütet euch, Menſchenfreunde! ſolchen Geſinnungen, ohne die genaueſte Prüfung, Gehör zu geben. Es können Fallſtricke ſeyn, die der ohnmächtig gewordene Fanatismus der Gewiſſensfreyheit legen will. Ihr wiſſet, dieſer Feind des Guten iſt von mancherley Geſtalt und Form; Löwenwut und Lammesart, Taubeneinfalt und Schlangenliſt, keine Eigenſchaft iſt ihm ſo fremd, daß er ſie nicht entweder beſitze, oder anzunehmen verſtehe, um ſeine blutdürſtigen Abſichten zu erreichen. Da ihm, durch eure wohlthätigen Bemühungen die offene Gewalt benommen iſt, ſo nimmt er vielleicht die Maske der Sanftmuth an, um euch zu hintergehen, heuchelt Bruderliebe, gleißet Menſchenduldung, und ſchmiedet heimlich die Ketten ſchon, die er der Vernunft anzulegen gedenkt, um ſie unverſehens wieder in den Pful der Barbarey zu ſtürzen, aus der ihr ſie zu ziehen angefangen. *)

*) Auch die Ohngötterey hat, wie eine leidige Erfahrung lehrt, ihren Fanatismus. Zwar hat dieſe

Man glaube nicht, daß dieses eine blos eingebildete Furcht sey, die etwa Hypochondrie zur Mutter hat. Im Grunde kann eine Glaubensvereinigung, wenn sie je zu Stande kommen sollte, keine andere als die unseligsten Folgen für Vernunft und Gewissensfreyheit haben. Denn gesetzt, man vereinige sich über die Glaubensformel, die man einzuführen und festzusetzen denkt;

dieser vielleicht nie ohne eine Vermischung von innerer Ohngötterey wüthend werden können. Daß aber auch äusserer, offenbarer Atheismus fanatisch werden könne, ist so unleugbar als schwer zu begreifen. So sehr der Atheist, wenn er bündig seyn will, alles aus Eigennutz thun muß, und so wenig es diesem gemäß zu seyn scheinet, wenn der Atheist Partey zu machen, und das Geheimniß nicht für sich zu behalten suchet; so hat man ihn doch seine Lehren mit dem hitzigsten Enthusiasmus predigen, und wüthend werden, ja verfolgen gesehen, wenn seine Predigt nicht Eingang finden wollte. Und schrecklich ist der Eifer, wenn er einen erklärten Atheisten beseelt; wenn die Unschuld einem Wüterich in die Hände fällt, der alles fürchtet, nur keinen Gott.

denkt; man bringe Symbolen zu Stande, wi-
der welche keine von den itzt in Europa herr-
schenden Religionsparteyen etwas einzuwenden
findet. Was ist dadurch ausgerichtet? Etwa,
daß ihr alle über Religionswahrheiten eben
dasselbe denket? — Wer von der Natur des
menschlichen Geistes nur einigen Begriff hat,
kann sich dieses nicht beykommen lassen. Also
bloß in den Worten, in der Formel läge die
Uebereinstimmung. Dazu wollen die Glaubens-
vereiniger sich zusammenthun; sie wollen hier
und da von den Begriffen etwas abzwacken,
hier und da die Maschen der Worte so lange
erweitern, sie so unbestimmt und weitschichtig
machen, daß sich die Begriffe, ihrer innern Ver-
schiedenheit ungeachtet, noch zur Noth hinein-
zwängen lassen. Ein jeder verbände alsdann im
Grunde mit denselben Worten eine andere ihm
eigene Meynung, und ihr rühmtet euch, den
Glauben der Menschen vereiniget, die Heerde
unter ihren einigen Hirten gebracht zu haben?
O wenn diese allgemeine Gleißnerey überall
einen Endzweck haben soll; so fürchte ich, man
will den freygewordnen Geist der Menschen nur

vorerst

vorerſt wieder in Schranken eingeſperrt haben. Das ſcheue Wild wird ſich alsdann ſchon fangen, und den Kappzaum umwerfen laſſen. Bindet den Glauben nur erſt an Symbolen, die Meinung an Worte, ſo beſcheiden und nachgebend ihr immer wollet; ſetzet nur ein für allemal die Artikel feſt: Wehe dem Elenden alsdann, der einen Tag ſpäter kömmt, und auch an dieſen beſcheidenen, geläuterten Worten etwas auszuſetzen findet! Er iſt ein Friedensſtörer! Zum Scheiterhaufen mit ihm!

Brüder! iſt es euch um wahre Gottſeligkeit zu thun; ſo laſſet uns keine Uebereinſtimmung lügen, wo Mannigfaltigkeit offenbar Plan und Endzweck der Vorſehung iſt. Keiner von uns denkt und empfindet vollkommen ſo, wie ſein Nebenmenſch; warum wollen wir denn einander durch trügliche Worte hintergehen? Thun wir dieſes ſchon leider! in unſerm täglichem Umgange, in unſern Unterhaltungen, die von keiner ſonderlichen Bedeutung ſind; warum denn noch in ſolchen Dingen, die unſer zeitliches und ewiges Wohl, unſere ganze Beſtimmung

mung angehen. Warum uns einander in den wichtigsten Angelegenheiten unsers Lebens durch Mummerey unkenntlich machen, da Gott einem jeden nicht umsonst seine eigenen Gesichtszüge eingeprägt hat? Heißt dieses nicht, so viel an uns liegt, sich der Vorsehung widersetzen, den Zweck der Schöpfung, wenn es möglich ist, vereiteln; unserm Beruf, unserer Bestimmung in diesem und jenem Leben geflissentlich zuwider handeln? — Regenten der Erde! wenn es einem unbedeutenden Mitbewohner derselben vergönnt ist, seine Stimme bis zu euch zu erheben; trauet den Räthen nicht, die euch mit glatten Worten zu einem so schädlichen Beginnen verleiten wollen. Sie sind entweder selbst verblendet, und sehen den Feind der Menschheit nicht, der im Hinterhalt lauret, oder suchen euch zu verblenden. Es ist gethan, um unser edelstes Kleinod, um die Freiheit zu denken, wenn ihr ihnen Gehör gebet! Um eurer und unserer aller Glückseligkeit willen, Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz; ist der wahren Duldung grade entgegen! Um eurer und unserer Glückseligkeit willen, gebet euer vielvermögendes Ansehen nicht

her,

her, irgend eine ewige Wahrheit, ohne welche die bürgerliche Glückſeligkeit beſtehen kann, in ein Geſetz; irgend eine dem Staate gleichgültige Religionsmeinung in Landesverordnung zu verwandeln! Haltet auf Thun und Laſſen der Menſchen; ziehet dieſes vor den Richterſtuhl weiſer Geſetze, und überlaſſet uns das Denken und Reden, wie es uns unſer aller Vater, zum unveräuſſerlichen Erbgute beſchieden, als ein unwandelbares Recht eingegeben hat. Iſt etwa die Verbindung zwiſchen Recht und Meinung zu verjähren, und der Zeitpunkt noch nicht gekommen, daß ſie, ohne beſorglichen Schaden, völlig aufgehoben werden könne; ſo ſuchet wenigſtens ihren verderblichen Einfluß, ſo viel an euch iſt, zu mildern, dem zu grau gewordenen Vorurtheile *) weiſe Schranken zu ſetzen. Bahnet einer glücklichen Nachkommenſchaft wenigſtens den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menſchenduldung,

*) Leider! hören wir auch ſchon den Congreß in Amerika das alte Lied anſtimmen, und von einer herrſchenden Religion ſprechen.

dung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzet! Belohnet und bestrafet keine Lehre, locket und bestechet zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückseligkeit nicht stöhret, wer gegen die bürgerlichen Gesetze, gegen euch und seine Mitbürger rechtschaffen handelt, den lasset sprechen, wie er denkt, Gott anrufen nach seiner oder seiner Väter Weise, und sein ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubet. Lasset niemanden in euern Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter seyn; niemanden ein Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist; so gebet ihr selbst Gotte, was Gottes ist! Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!

Die

Pſalmen.

Ueberſetzt

von

Moſes Mendelsſohn.

Mit allergnädigſten Freyheiten.

Berlin,
bey Friedrich Maurer, 1783.

Universitäts
München
Bibliothek

An

Herrn

Professor Ramler.

Ihrer kritiſchen Muſe, mein verehrungswürdiger Freund! widme ich hiermit eine Arbeit, die, wenn ſie von einigen Werth iſt, ihr zum Theil dieſen Werth zu verdanken hat. Ich bin gewohnt, bey jeder Ausarbeitung, die ich unter Händen habe, mir einen Freund zum Leſer zu denken, dem ich vorzüglich zu gefallen ſtrebe. In philoſophiſchen Dingen war es unſer Freund Leßing —, iſt und bleibt es unſer Freund Leßing, ſo lange noch Odem in mir iſt, nach deſſen Beyfall und Aufmunterung ich ringe. Denn ob ihn gleich der Eifer für die Freyheit der Unterſuchung nur

allzufrüh aufgerieben hat; so wird er doch für mich nie tod seyn, meinem Geiste immer gegenwärtig bleiben, und ich werde bey jeder Zeile, die ich in philosophischen Sachen niederschreibe, mich immer noch fragen: Würde Leßing dieses billigen? — Und als ich es wagte, den lyrischen Dichter meiner Nation, der den Deutschen von so mancherley Seiten bekannt ist, auch von Seiten seiner poetischen Schönheit zu erkennen zu geben; wenn ich auch nicht das Glück hatte, einen Ramler zum Freunde zu haben, wen konnte ich glücklicher zu meinem Beurtheiler wählen, als den kritischen Dichter Deutschlandes, ohne dessen Beyfall ich nie Poesien, am wenigsten lyrische Poesien; es möchten eigne Ausarbeitungen, oder Uebersetzun-

gen seyn, herauszugeben rathen dürfte? — Hätte ich nun den Muth gehabt, Ihnen meine Uebersetzung der Psalmen in der Handschrift zu überreichen, ich weis, Sie würden für mich die Gefälligkeit gehabt haben, die Sie keinem Ihrer Freunde versagen; Sie würden meiner rauhen Arbeit den unnachahmlichen Schmelz, die meisterhafte Eleganz verliehen haben, die bis zu Ihrer Zeit der deutschen Sprache unerreichbar zu seyn schien, und itzt noch das untrügliche Kennzeichen alles dessen bleibt, so durch Ihre Hände gegangen ist. Allein ich wußte auch, wie viel kostbare Stunden diese milde Gefälligkeit Ihrer Muse raubet, und wie manche bessere Arbeit sie der Nachwelt entziehet, die von ihrem Lieblingsdichter, wie unser L**ß**ing sich ausdrückt, nicht

nur viel, sondern auch vieles zu besitzen, wünschen muß. Ohne mich dieser Sünde gegen eine Nachwelt theilhaft zu machen, die sicherlich durch meine Uebersetzung nicht entschädiget seyn würde, empfiehlt sich Ihnen diese, sammt allen ihren Fehlern und Unebenheiten. Misfällt sie Ihnen nicht ganz, so findet sich wohl von selbst eine müssige Stunde, in welcher Sie zu nichts besserm aufgelegt sind, und diese schenken Sie alsdenn dem Lehrer und Gefährten Ihrer frühen Jugend, dem Psalmisten, der Ihre vollendende Bearbeitung so sehr verdienet, und Ihrem gelehrigen Freunde,

Moses Mendelssohn.

An den Leſer.

Ich übergebe hier meinem Leſer die Frucht einer mehr als zehnjährigen Arbeit, die mir in dieſer Zeit viele angenehme Stunden verurſacht, ſo manches Leiden verſüßt hat. Ich habe die Pſalmen nicht in ihrer Ordnung, nach einander weg, überſetzt; ſondern wählte mir einen Pſalm, der mir gefiel, der zu der Zeit mit der Lage meines Gemüths übereinkam, der mich bald durch ſeine Schönheit, bald durch ſeine Schwierigkeit, reizte; dieſen trug ich im Sinne, bey ſo mancherley ungleichartigen Beſchäftigungen, mit mir herum, bis ich glaubte, mit dem Geiſte meines Dichters ſo vertraut zu ſeyn, als ich es meiner Fähigkeit nach, werden konnte, und denn war das Niederſchreiben

eine geringe Arbeit. Lies du eben ſo, mein Leſer! wie ich geſchrieben habe; wähle dir einen Pſalm, wie er grade um die Zeit mit deinem Gemüthszuſtande übereintrift: vergiß auf eine kurze Zeit alles deſſen, ſo du von dieſem Pſalm bey Ueberſetzern, Auslegern und Paraphraſten geleſen haſt; lies meine Ueberſetzung, und urtheile! Bey nachmaliger Vergleichung wirſt du finden, daß ich an vielen Stellen von allen meinen Vorgängern weit abgegangen bin. Sey aber verſichert, daß es niemals ohne allen kritiſchen Grund geſchehen ſey. Ich muß wenigſtens geglaubt haben, ſo den Geiſt meiner Urſchrift beſſer zu erreichen, ſo dem wahren Sinne näher zu kommen, und ihn ſo in unſerer Sprache beſſer auszudrücken. Ganz für die Langeweile habe ich mich von einem gebahnten Wege nie entfernt; vielmehr habe ich mir meine Vorgänger alle zu Nuße gemacht, ſo gut ich gekonnt. Auch die neuern Ueberſetzungen des Herrn Ritter Michae-

lis und ſeines treuen Nachfolgers, des Hrn Profeſſor Knapp, haben mir Dienſte geleiſtet, welche ich mit Dank erkenne. Ich bin ſo wenig in Neuerung verliebt geweſen, daß ich mich ſogar, was die Sprache betrift, genauer an Dr. Luther gehalten, als an ſpätere Ueberſetzer. Wo dieſer richtig überſetzt hat, ſcheinet er mir auch glücklich verdeutſcht zu haben: und ich habe ſelbſt die hebräiſchen Redensarten nicht geſcheuet, die er einmal in die Sprache aufgenommen; ob ſie gleich nicht ächtes Deutſch ſeyn mögen. Da ſie der Gebrauch nun einmal der Sprache gleichſam einverleibt, und der Andacht geweihet hat; ſo verlieret der Ueberſetzer viel, der ſie durchaus vermeiden will. Ich glaube alſo von jeder meiner Abweichung Rechenſchaft geben zu können, und wo ich dem Texte untreu geworden bin, da liegt der Fehler in meiner Einſicht, nicht in meinem Willen. Um aber keinem Urtheile vorzugreifen, liefere ich

hier vorerſt die Pſalmen, ſo wie ſie ſind, ohne alle kritiſche Wehr und Waffen, ohne Streit mit andern Ueberſetzern, ohne Anmerkungen und Erläuterungen; denn ich wünſche ein mal wenigſtens, ohne alle kritiſche Rückſicht geleſen zu werden. Vielleicht hole ich meine äſthetiſche und kritiſche Gründe künftig in einem beſondern Bändchen nach, wenn ich die Urtheile der Liebhaber und Kunſtrichter werde geſammlet und mit einander verglichen haben. Ich kann alsdenn berichtigen, wo ich gefehlt zu haben, und vertheidigen, wo ich vertheidigen zu müſſen, überzeugt ſeyn werde. — Kurz! ich glaube, ohne kritiſche Vorurtheile überſetzt zu haben; wünſche ohne kritiſche Vorurtheile geleſen und beurtheilt zu werden, und verſpreche, ohne kritiſchen Eigenſinn, Belehrung anzunehmen.

Verbeſſerungen:

S. 113. Pſ. XLVIII. v. 6. kunden, lies kannten.
S. 268. v. 23. herabgeſchüttet, l. herabgeſchüttelt.
S. 278. v. 3. ihrem, l. ſeinem.

Erſtes Buch.

I.

1. Heil dem Manne, der nicht kömmt
In den Rath der Frevler:
Der nie betrat den Weg der Sünder:
Nie saß, wo Spötter sitzen.
2. Den nur Gottes Lehre frommt,
Der Tag und Nacht sie forschet.
3. Er grünet, wie ein Baum am Bach,
Der Früchte trägt zur rechten Zeit,
Kein Blatt zu früh abwirft:
Und was er thut, gelinget.
4. So nicht die Frevler!
Die sind wie Spreu, den jeder Wind verweht.
5. Die Frevler bestehn nicht im Gerichte;
Sünder nicht vor der Gemeine der Frommen:
6. Denn gottgefällig ist der Frommen Weg:
Der Sünder Weg verliehret sich.

II.

1. Was toben die Heiden?
   Was wähnen die Völker für Tand?
2. Stehen auf, Könige der Erden,
   Fürsten pflegen Rath,
   Wider Gott und seinen Gesalbten:
3. „Laßt uns zerreissen ihre Bande,
   „Von uns werfen ihre Fessel!“
4. Der im Himmel thronet, lacht;
   Gott sieht mit Spott auf sie herab.
5. Einst redet er im Zorn sie an;
   Einst schreckt er sie mit seinem Grimme:
6. „Ich habe meinen König eingesetzt:
   „Ich selbst, auf Zion, meinem heiligen Berge!“
7. Mein Mund verkündet, zum Gesetz;
   Gott sprach zu mir: „du bist mein Sohn!
   „Heut' hab' ich dich gezeugt!
8. „So heische nur, ich gebe Völker dir zum Erbe;
   „Der Erden Grenzen dir zum Eigenthum.
9. „Zerschmettre sie mit ehrner Keule;
   „Zerschmeisse sie gleich irdenem Geschirre!

10. Nun Könige, bedenkt es wohl!
Laßt euch belehren, Erdenrichter!
11. Den Ew'gen betet ſchauervoll an,
Und freuet euch, mit Ehrfurcht.
12. Dem Sohne huldiget, daß er nicht zürne:
Ihr kommet um auf irrem Wege,
Sobald ſein Zorn entflammt!
Heil denen die er ſchützt!

III.

Pſalm Davids.

1. Auf der Flucht vor ſeinem Sohne Abſalom.

---

2. Ach Ewiger! wie ſind der Feinde ſo viele!
So viele die ſich ſetzen wider mich!
3. So viele die von mir frohlocken:
„Für ihn iſt keine Hülf bey Gott!"
4. Du aber Ewiger! biſt ein Schild für mich;
Setzeſt mich zu Ehren; hebſt mein Haupt empor!

5. Mit lauter Stimme ruf ich an, den Ewigen:
Und von seinem heilgen Berg' erhört er mich.
6. Nun lieg' ich ruhig, schlafe,
Erwache, denn mich hält der Ewige.
7. Vor Myriaden Volks ist mir nicht bange,
Umhergelagert wider mich —
8. Auf, Ewiger! Du rettest mich, mein Gott!
Das Kinn zerschlägst du meinen Feinden;
Zerschmetterst der Verruchten Zähne!
9. Hülfe findet man
Bey dem Ewigen.
Deinen Segen über dein Volk!

IV.

1. Dem Sangmeiſter Davids, auf Neginoth vorzuſpielen.

---

2. Erhöre, wenn ich flehe,
Gott meiner Unſchuld!
Der du mich retteſt in Angſt,
Sey mir gnädig,
Erhöre mein Gebet!

3. Wie lange, lieben Herren!
Schändet ihr noch meine Würde?
Wie habt ihr das Eitel ſo lieb;
Treuloſigkeit ſo gerne?

4. Bedenkt, daß ſeinen Heiligen,
Der Ewige ſich erkohren;
Er hörts, wenn ich ihm flehe.

5. So bebt, und ſündigt nicht:
Ueberlegts im Herzen,
Auf eueren Lagerſtädten,
Und laßt vom Aufruhr ab!

6. Bringet Opfer der Gerechtigkeit,
Und vertraut dem Ewigen!

7. Viele seufzen zwar:
„Wer giebt uns bessre Zeit!"
Laß deines Angesichtes Stral,
O Herr! nur wehen über uns!

8. Mehr Freude legst du mir ins Herz,
Als wenn ihr Korn und Most sich häuft.

9. Friedselig leg' ich mich, entschlafe;
Denn du allein, o Ewiger!
Setzest mich in Sicherheit.

V.

1. Dem Sangmeister auf Nechiloth, ein Psalm Davids.

---

2. Höre meine Worte, Ewiger!
Merk auf mein inbrünstig Flehen.

3. Vernimm die Klagen meiner Wehmuth,
Mein König und mein Gott!
Wenn ich vor dir bete.

4. Herr! frühe wollest du mich hören;
Frühe schick' ich mich zu dir, und harre,

5. Denn du bist nicht ein Gott,
Dem Frevelmuth gefällt:
Tosheit findet keinen Schutz bey dir.
6. Uebermüthige bestehn vor deinen Augen nicht:
Du hassest alle Uebelthäter:
7. Du richtest die Verläumder hin!
Ein Greuel hat der Ewige
An Blutbegierigen und Falschen.
8. Ich aber — auf deine grosse Güte,
Betret' in Zuversicht dein Haus.
Ich bete hingestreckt, in Gottesfurcht,
Vorm Tempel deiner Heiligkeit.
9. Leite mich in deiner Frömmigkeit,
O Ewiger! den schadenfrohen Trotz!
Richte deine Wege vor mir her!
10. Denn in ihrem Munde ist nichts Redliches.
Unheil brütet ihr Herz;
Ein offnes Grab ihr Rachen,
Die Sprache glatte Heucheley.
11. Bestraf sie, Gott! O daß sie sinken,
Von ihrem Vorsatz tief herab!
Verstoß in ihrer Frevel Menge sie,

Die sich empören wider dich!

12. Laß alle sich freun, die dir vertraun.
Unaufhörlich laß sie jauchzen,
Daß du ein Schirm bist über sie.
Fröhlich laß sie seyn in dir,
Die deinen Namen lieben.

13. Denn du segnest den Gerechten,
Ewiger! dein Wohlgefallen
Umkränzt ihn, wie ein Schild.

VI.

1. Dem Sangmeister auf Neginoth mit acht Saiten, ein Psalm Davids.

---

2. Herr! straf mich nicht in deinem Zorne!
Züchtige mich in deinem Grimme nicht!

3. Sey mir gnädig, ich welke dahin:
Heil mich, denn mein Gebein ermattet;

4. Meine Seele ist sehr ermattet;
Und du, Herr! — Ah! wie lange noch!

5. Wende dich, Herr! rette meine Seele!
Hilf mir, um deiner Güte willen!
6. Denn im Tode denkt man deiner nicht:
In der Gruft — wer dankt dir da? —
7. Ermüdet von Seufzen,
Schwemm' ich jede Nacht mein Bette,
Netze meine Lagerſtadt mit Thränen.
8. Meine Geſtalt verfällt vor Harm,
Altert vor ſo vielem Drangſal. —
9. Weicht, Uebelthäter alle! weicht!
Mein Weinen hört der Herr;
10. Der Herr erhört mein Flehen;
Der Herr nimmt meine Bitte an.
11. Schmachvoll ſtürzen meine Feinde alle
Zurück! ein Wink! — ſie ſind zu Schanden!

VII.

1. Ein Schigaion David's, das er dem Ewigen sang, bey Gelegenheit des Kusch eines Jemiuiten.

---

2. Jehova! mein Gott! auf dich vertrau' ich;
Hilf mir wider die Verfolger! rette mich!
3. Daß man mich nicht zerreisse, wie ein Löwe
Erdrosselt, wo kein Retter ist.
4. Jehova, mein Gott! hab ich dieß gethan;
Hat solches Unrecht meine Hand befleckt;
5. Vergalt ich Böses einem Gutgesinnten;
Drückt' ich den, der mich umsonst gehaßt;
6. So mag der Feind verfolgen meine Seele;
Mein Leben hin zu Boden treten;
Und meine Ehre legen in den Staub.
7. Jehova! auf! erhebe dich in deinem Zorne,
Hoch über meiner Feinde Wüten,
Und rüge nun für mich, das Recht, das du geboten.
8. Versammle Völker um den Richterthron,
Und wende dich gen Himmel über sie.

9. Der du den Völkern Recht sprichst, richte mich,
Mein Gott! nach meiner Redlichkeit und Unschuld!
10. Der Bösen Tücke laß verschwinden, den Gerechten
feste stehn,
Gerechter Gott! der Herz und Nieren prüft!
11. Mein Schild ist bey dem Herrn,
Der frommen Herzen hilft.
12. Gott richtet den Gerechten,
Und den, der täglich frevelt.
13. Kehret er nicht um; so ist sein Schwerd gewetzt;
So spannet er den Bogen, richtet ihn;
14. Legt an sein tödtliches Geschoß,
Und jählings treffen seine Pfeile.
15 Wer Bubenstück empfängt, wer Unglückschwanger ist,
Bringt eine Fehlgeburt zur Welt.
16. Der eine Grube gräbt und aushölt,
Sinkt in die Gruft, die er gemacht.
17. Sein Unglück trift auf seinen Kopf:
Sein Unrecht stürzt auf seine Scheitel nieder.

* * *

18. Ich will den Herrn nach seiner Gerechtigkeit preisen:
Des Höchsten Namen, Jehoven lobsingen.

VIII.

1. Dem Sangmeiſter auf Gittith, ein Pſalm Davids.

---

2. Unendlicher! Gott, unſer Herr!
Wie mächtig iſt dein Nam' auf Erden;
Da deine Majeſtät am Himmel glänzt!
3. Der Säuglinge und Kinder Lallen
Befeſtiget dein Reich, beſchämt dein Sünder,
Und ſtürzt den Feind, der Rache ſchnaubt.
4. Betracht' ich deiner Finger Werk, den Himmel,
Den Mond, die Sterne, die du eingeſetzt: —
5. Was iſt der Menſch, daß du noch ſein gedenkeſt;
Der Erdenſohn, daß du dich ſeiner annimmſt?
6. Haſt ihn den Engeln wenig nachgeſetzt;
Haſt ihn mit Ehr' und Schmuck gekrönt:
7. Ernennſt ihn zum Beherrſcher deiner Werke,
Und legſt zu ſeinen Füſſen alles:
8. Das Lamm, den Stier, und auch Gewild:
9. Was in der Luft, was ſich im Waſſer regt. —
Er bahnt ſich Wege durch die Meere!

Chor.

Unendlicher, Gott unser Herr!
Wie ruhmvoll ist dein Nam' auf Erden!

IX.

1. Dem Sangmeister auf Muthlaben, ein Psalm Davids.

1.

2. Von ganzem Herzen dank' ich dir,
O Herr! erzähle deine Wunder alle.
3. Dir frohlock' ich, sing' ich Jubelgesang;
Deinem Namen tönt mein Saitenspiel.

2.

4. Da hinter sich entweichen meine Feinde;
Dein Zornblick stürzt sie hin, sie sind nicht mehr.
5. Du führst mir Recht und Sache aus,
Gerechter Richter auf erhabnem Throne!
6. Strafst Barbarn, bringest Frevler um;
Rottest ihre Namen ewiglich aus.

3.

7. O Feind! die Trümmer sind hin!
Die Städte die du verheert —
Verschwunden, sie sammt ihren Spuren: —
8. Aber ewig herrscht der Herr;
Fest steht zum Gericht sein Thron!
9. Er richtet nach Gerechtigkeit den Erdkreis;
Spricht sein gerades Urtheil über Nationen.

4.

10. Der Herr wird Zuflucht dem Bedrängten seyn.
Zuflucht in des Trübsals Zeiten.
11. Dir vertrauet, wer deinen Namen kennet;
Denn du verlässest sie nicht, die nach dir fragen, Herr!

5.

12. Lobsinget dem Herrn!
Dem Throner zu Zion!
Verkündet den Völkern
Seine Wunderthaten.
13. Der Blutschuldrächer
Hat ihrer gedacht;
Vergißt das Klaggeschrey
Der Unterdrückten nicht.

6.

14. Sey mir gnädig, Herr! ſieh mein Leiden unter Feinden!
Der du aus des Todes Thoren mich erhebeſt!
15. Auf daß ich deinen Preis verkünde;
In Zions Mauern, ob deiner Hülfe, ſinge:

7.

„ Geſunken ſind die Barbarn
„ In die Gruft, die ſie gegraben;
„ Gefangen ihre Füſſe
„ Im Netze, das ſie eingelegt.
„ So wird der Ewige erkannt;
„ Das Recht, das er verſchaft. —
„ Verſtricken muß der Frevler ſich
„ In eigner Hände Werk.
„ O des großen Gedanken!

8.

Daß ſie zur Unterwelt führen, die Frevler,
Die Barbaren alle, die Gottes vergeſſen!
Nicht auf ewig iſt der Elende verlaſſen;
Auf immer nicht der Leidenden Hoffnung dahin!

9.

Auf Herr! Es trotze nicht auf Uebermacht der Mensch!
Laß sie gerichtet werden, die Barbarn, vor deinem Angesicht!
Setz' einen Meister über sie! laß sie fühlen, die Barbarn,
Daß sie nur Menschen sind!

X.

1. Warum stehest du so fern, ach Ewiger!
Erscheinest nicht, zur Zeit des Trübsals?
2. Da des Frevels Uebermuth die Armen jagt,
Und sie verstrickt in Ränke, die er ausgedacht.
3. Ha! der Verruchte rühmt sich seines Muthwills;
Der Räuber segnet sich, daß er der Gottheit spottet!
4. In seinem Trotze, fragt der Böswicht, nach nichts:
„Es ist kein Gott" sind alle seine Tücke.
5. Er gehe seine Wege unaufhaltsam fort —
Dein Strafgericht ist fern von ihm — in jener Höhe —
Er hauche hinweg was widerstrebt —
6. Und wähnt im Herzen: „ich wanke nie;
„Mich trift kein Unfall für und für."

7. Voll Meineyd, Trug und Argliſt iſt ſein Mund;
Herzleid und Unheil unter ſeiner Zunge.
8. Er liegt im Hinterhalt, der Räuber!
Die Unſchuld heimlich zu erwürgen:
Sein Auge lauert dem armen Wandrer auf.
9. Er lauſchet im Verborgenen,
So wie ein Löw' im Dickigt.
Lauſcht, den Armen zu erhaſchen;
Zeucht ſein Netz, und haſcht den Armen;
10. Schmiegt und krümmt ſich, bis der Verlaſſene
In ſeine Mordgebeine fällt.
11. Er ſpricht im Herzen: „Gott vergißt es,
„Hat ſein Antlitz weggewendet,
„Sieht in Ewigkeit nicht drauf."
12. Auf Herr! o Gott erhebe deinen Arm!
O du vergiſſeſt der Unterdrückten nicht!
13. Was höhnt der Frevler noch die Gottheit.
Und ſpricht im Herzen: „du ahndeſt nicht?"
14. Fürwahr du ſieheſt (Gram und Leiden
Theilt deine Vorſicht aus)
Den einſamen Wandrer, der dir's überläßt:
Verwaiſeten biſt du ein Helfer.

15. Zerbrich des Frevels Gewalt,
Daß du die Bosheit suchest;
Und nicht findest!

Chor.

16. Der Ewige ist König,
Immer und Ewig:
Hinweg aus seinem Lande
Sind die Barbarn, hinweg!

17. O du erhörst den Wunsch der Demuthsvollen,
Richtest ihr Herz auf,
Neigest dein Ohr hin:

18. Recht zu schaffen Waisen und Bedrängten,
Daß mehr nicht Frevelmuth verübe,
Der Mensch, der Erdensohn.

XI.

1. Dem Sangmeiſter von David.

Der Herr iſt ja mein Schutz;
Was ſprecht ihr denn zu meiner Seele:
Flieh, einem Vöglein gleich, zu jenen Bergen hin?
2. Siehe! Frevler ſpannen ihren Bogen,
Richten auf der Sehne ihr Geſchoß,
Im Finſtern Redliche zu treffen:
3. Bräche nun die feſte Schutzwehr ein;
Was wäre des Gerechten Loos?
4. In ſeinem heiligen Pallaſt, der Ewige;
Er hat im Himmel ſeinen Thron;
Aber ſeine Augen ſchauen,
Sein Blick durchforſchet Menſchenkinder.
5. Den Gerechten prüft der Ewige;
Den Freund der Ungerechtigkeit,
Den Frevler haßt ſein göttliches Gemüth.
6. Des Blitzes Stricke wirft er einſt,
Vom Himmel auf die Frevler nieder:

Flamme, Schwefeldunst und Glutwind
Wird ihres Bechers Antheil seyn:

7. Denn gerecht ist ja der Ewige! Er liebt Gerechtigkeit
Und blickt das Redliche mit Wohlgefallen an.

XII.

1. Dem Sangmeister auf Haschminith, ein Psalm Davids.

---

2. Herr sieh uns bey! die Frommen sind dahin;
Die Zahl der Redlichen nimmt ab.
3. Ein jeder redet falsch mit seinem Nächsten;
Mit glatten Lippen, Doppelsinn im Herzen.
4. Vertilge, Herr! die glatten Lippen alle!
Die Mäuler, die so stolze Worte führen;
5. Die, welche sprechen: unsre Zunge ist frey;
Der Mund ist unser; wer meistert uns?
6. „ Da ihr die Armen drücket;
„ Da die Geplagten seufzen;
„ So will ich auf, spricht Gott,

„ Will Heil verſichern dem,

„ Den ſie wie Staub weghauchen!"

7. Jehovens Worte ſind geläutert,
Wie Silber, in der Erde, ſeiner Werkſtadt,
Von Schlacken ſiebenfach gereinigt.

8. Du wirſt ſie, Herr! erfüllen,
Wirſt ſtets vor dieſer Brut uns ſchützen!

9. Es wimmelt um und um von Frevelhaften,
Die Schmach der Menſchheit kreucht, wie Würmer, aus!

XIII.

1. Dem Sangmeiſter, ein Pſalm Davids.

---

2. Ach, Herr! wie lange willſt du mein ſo ganz vergeſſen?
Wie lange noch dein Antlitz mir verbergen?

3. Wie lange muß ich meinen Geiſt mit Sinnen,
Mein Herz mit Sorgen täglich quälen?
Wie lange noch mein Feind obſiegen?

* * *

4. Schau herab! erhöre mich! Ach Ewiger! mein Gott!
Erleuchte meine Augen wieder,
Daß ich des Todes nicht entschlafe,
5. Sonst spricht mein Feind: „den überwand ich!"
Frohlocken Widersacher meines Falles.

* * *

6. Doch ich vertraue deiner Güte,
Mein Herz frohlockt, ob deiner Hülfe,
Dem Ewigen singe ich; denn er that mir wohl.

XIV.

1. Dem Sangmeister von David.

Im Herzen spricht der Schalk: es ist kein Gott!
Verderbnis, Greul sind ihre Werke:
Und niemand will das Gute üben.
2. Vom Himmel schaut der Ewige
Auf die beglückten Menschensöhne:

Ob einer der Vernunft gehorche;
Nur einer Gott im Herzen fühle.

3. Da weichet alles, einig zum Verderben;
Nicht einer will das Gute üben, nicht einer.

4. Sie werden inne werden, die Tyrannen!
Die ihr mein Volk, wie Brod, verzehren!
Den Ewigen, den sie nicht angerufen!

5. Da wird Entsetzen sie befallen;
Die Allmacht schützt die Wohnung des Gerechten!

6. Nun schmäht den Rath des Elenden:
Sein Schutz ist Gott!

Chor.

7. Gott, der von Zion aus
Den Israelen Hülfe sendet.
Wenn des verstoßnen Volks
Der Herr sich annimmt;
Ist Jacob froh, und Israel in Freuden.

XV.

1. Ein Pſalm Davids.

2. Wer darf, o Herr! in deinem Zelte wohnen?
Wer auf deinem heiligen Berge ruhn?
3. Der redlich wandelt, Recht ausübet;
Vom Herzen Wahrheit redet;
4. Mit ſeiner Zunge nie verleumdet;
Nie ſeinem Nächſten Böſes thut,
Nie ſeine Nebenmenſchen ſchmäht;
5. Verächtliche nichts achtet,
Die Gottesfürchtigen ehrt;
Zu ſeinem Schaden ſchwört und hält;
6. Wer ohne Wucher Geld verleiht,
Und Unſchuld unbeſtechlich ſchützt.
Wer dieſes thut, wird ewig bleiben.

XVI.

1. Ein Kleinod Davids.

Bewahre mich, Gott! ich suche Schutz bey dir.

2. Sprech zum Ewigen: mein Herr! du!
   Bist meine Seligkeit; nichts ist über dich,

3. Den Heiligen in diesem Lande.
   Wie mächtig ist an ihnen meine Lust!

4. Die nach andern buhlen, häufen nur ihr Weh;
   Ich mag nicht ihres blutigen Opferweins,
   Mag ihre Namen nicht auf meinen Lippen tragen.

5. Du, Ewiger! mein Freudenmahl, mein Kelch!
   Du hast für mich das Loos gewählt!

6. Mein Antheil fiel ins Liebliche;
   Auch ist mein Eigenthum mir hold.

7. Nun preis' ich ihn, den Ewigen, der mir gerathen:
   Und in düstern Nächten, bey innerm Leiden,

8. Hab' ich immer den Ewigen vor Augen.
   Er steht mir bey; ich kann nicht wanken.

9. Drum iſt mein Herz vergnügt, meine Ehre freudenvoll:
Auch ſelbſt mein Fleiſch wird ſicher ruhn.
10. Denn du giebſt der Gruft nicht meine Seele preis;
Du läſſeſt deinen Frommen nicht Verweſung ſchauen.
11. Du thuſt mir kund den Pfad des Lebens.
Vor deinem Antlitz iſt der Freuden Fülle;
In deiner Rechten Seligkeit auf ewig!

XVII.

1. Gebet Davids.

Erhöre Ewiger! die Gerechtigkeit!
Merk auf mein Schreien!
Vernimm mein Gebet,
Aus Lippen ohne Falſch!
2. Sprich du mein Urtheil aus!
Untrüglich ſchauen deine Augen.
3. Mein Herz haſt du geprüft,
Mit trüber Nacht es heimgeſucht;
Haſt mich geläutert, fandeſt nicht,

Daß wider deine Worte,
Ich freventlich auch nur gedacht;
4. (Und gienge auch über meinen Mund
Zur Menschenthat nicht über;)
Daß ich auf Abweg' ausgetreten sey.
5. Fest steht mein Fuß in deinen Steigen;
Meine Tritte wanken nicht.
6. Nun ruf' ich, Gott! antworte mir!
Neige mir dein Ohr! vernimm mein Flehn!
7. Zeige deine Wundergüte,
Retter derer, die sich bergen
Vor Feinden, unter deiner Rechten!
8. Bewahre mich, wie Bild im Auge;
Birg mich unter deiner Flügel Schatten!
9. Vor Ruchlosen, die mich plagen,
Aus Uebermuth, mich hassen, mich verfolgen.
10. Ihre Fetten schliessen fest;
Drum spricht ihr Mund so stolz.
11. Wohin wir gehen, stellen sie uns nach,
Und lauren ab, dahin zu stürzen.
12. So wie ein Löw, des Raubs begierig,
Wie junger Leu in Höhlen lauscht.

13. Auf, Ewiger! eil ihm zuvor! Stürz' ihn!
Rette mich vom Böſewicht, deinem Rachſchwerdt;
14. Vom Pöbel, deiner Geiſſel, Ewiger!
Vom Pöbel dieſer Niederwelt.
Ihr Antheil ſey in dieſem Leben;
Sie füllen ihren Bauch mit deinem Gute;
Kinder haben ſie die Fülle,
Und hinterlaſſen Ueberfluß den Jungen.
15. Ich werde mit Gerechtigkeit dein Antlitz ſchaun;
Erwachend mich ergötzen,
An deiner Gottesgeſtalt.

XVIII.

1. Dem Vorſänger, ein Pſalm von David, dem Knechte des Ewigen, der dem Ewigen zu Ehren ſang, als er ihn von allen ſeinen Feinden, und beſonders von der Hand Sauls, rettete.

I.

2. So ſang er: Herzlich lieb' ich dich, Herr, meine Stärke,
3. Mein Schutzfels, meine Veſte, mein Erretter,
   Mein Gott, mein Hort auf den ich traue;
   Mein Schild und meines Heiles Horn!
4. Gelobt, rief ich, ſey Gott, und war vom Feind erlöſt:

2.

5. Schon umfingen mich des Todes Banden;
   Die Ströme der Unterwelt ſchreckten mich ſchon;
6. Der Höllen Band' umſtrickten mich;
   Ich ward von Schlingen des Todes ergriffen.
7. Aber in der Angſt ruf ich zum Herrn,
   Schrei hinauf zu meinem Gotte.

Er hört mein Flehn aus seinem Tempel;
Mein Gebet dringt ihm zu Ohren.

8. Die Erde bebte, ward erschüttert;
Es regte sich der Berge Grund.
Sie erbebten, da er zornig ward.

3.

9. Dampf stieg auf, als er ergrimmte;
Aus seinem Munde zehrend Feuer,
Glutflamm lodert davon.

10. Er neigte den Himmel; fuhr hernieder;
Unter seinen Füssen, düsteres Gewölk.

11. Er fährt auf Cherubsrücken, fliegt daher;
Schwebend auf Flügeln des Windes.
Hüllet sich in Dunkel ein;

12. Macht Finsternis sich zum Gezelte;
Mitternächtliche Fluten,
Wolk' auf Wolken!

4.

13. Aus Lichtglanz gegenüber
Durchschlängelt sein Gewölk
Hagel und glühender Blitz:

14. Der Ewige stürmt im Himmel;
Der Höchste donnert herab,
Hagel und glühenden Blitz.
15. Wirft seine Pfeile, streut umher;
Schießet Blitz' ab, schleudert sie hin.
16. Sichtbar ward der Fluten Urquell:
Aufgedeckt der Erden Grund,
Von deinem Drohen, Ewiger!
Vom Odem deines Zornhauchs.

5.

17. Mir reicht er aus der Höhe seine Hand,
Ergreift und ziehet mich aus brausenden Fluten.
18. Errettet mich von Feindes Gewalt,
Von Widersachern, mir zu mächtig.
19. Sie überfielen mich, in Unfallsschwangern Tagen;
Aber Gott ward meine Zuversicht.
20. Der führt mich aus, in weiten Raum;
Errettet mich, denn er hat Lust an mir.

7.

21. Gott thut mir wohl, nach meiner Frömmigkeit;
Belohnet meiner Hände Reinigkeit.

22. Denn ich halte die Wege des Herrn,
Bin nicht ruchlos, wider meinen Gott.
23. Seine Rechte hab' ich stets vor Augen,
Seine Lehren weichen nicht von mir.
24. Mein Herz ist ungetheilt mit ihm;
Ich hüte mich vor Uebertretung.
25. Darum vergilt der Herr nach meiner Unschuld mir,
Nach meiner Hände Reinigkeit vor seinen Augen.

7.

26. Du bist dem Gütigen allgütig;
Dem Treugesinnten, treugesinnt;
27. Verfährst mit Reinen, rein,
Bist Tückevollen unversöhnlich.
28. Dem Unterdrückten stehst du bey,
Und senkst die stolzen Blicke nieder.
29. Du erleuchtest meine Leuchte,
Der Herr macht meine Finsternis zu Lichte.
30. Mit dir durchbrech' ich Kriegesschaar;
Mit meinem Gotte setz ich über Mauer.

8.

31. Er — Gott — sein Weg ist wandellos;
Des Herrn Verheissung rein durchläutert.

Allen die ihm traun, ist er ein Schild.

32. Denn wer ist, ausser dem Herrn ein Gott;
Wer, ohne unsern Gott, ein Hort?

33. Der Gott, der mich mit Kraft ausrüstet,
Der meine Wege ohne Wandel macht;

34. Bald meinen Fuß, dem Hirsche gleich beflügelt;
Bald mich auf meinen Höhen sicher stellt.

9.

35. Er übt zum Kampfe meine Hand,
Lehrt meinen Arm den ehrnen Bogen senken.

36. Zum Schilde gabst du mir dein Heil;
Zur Unterstützung deine Rechte;
Liessest dich herab, mich groß zu machen.

37. Weiterst meine Tritte unter mir,
Daß mein Gelenk nicht kraftlos wird.

10.

38. Nun setz ich meinen Feinden nach und hole sie ein,
Und laß nicht ab, bis ich sie aufgerieben.

39. Ich haue sie nieder — sie kommen nicht auf —
Sie stürzen hin zu meinen Füssen.

40. So hast du mich zum Kampfe gerüstet;
So beugst du meine Widersacher unter mir;

41. So wendest du mir zu des Feindes Nacken,
Und meine Hasser, daß ich sie bändige.

II.

42. Sie flehen — niemand hilft —
Zu Gott empor — der hört sie nicht.
43. Wie Staub im Wind zermalm' ich sie,
Zertrete sie wie Gassenkoth.
44. Du schützest mich vor Meuterey;
Machst mich zum Haupt entfernter Reiche;
Mir unbekannte Völker dienen mir,
45. Sind aufs Gericht mir unterthan.
Der Barbarn Söhne schmeicheln mir.
46. Die Söhne der Barbarey verschmachten,
Zittern aus ihren Vesten hervor.

12.

47. Ewig lebt der Herr! Preis meinem Horte!
Verherrlichung dem Gotte meines Heils!
48. Dem Gotte, der mir Rache giebt,
Und zwinget Völker unter mir;
49. Der mich vor Feinden schützt;
Mich vor Empörern sichert;
Von jenem ungerechten Manne rettet.

50. Darum dank ich dir, Ewiger! unter den Heiden
Und rühre dir mein Saitenſpiel;
51. Dir, der ſeinem Könige groſſes Heil beweiſt;
Der wohlthut ſeinem Geſalbten, David
Und ſeinem Saamen ewiglich.

XIX.

1. Dem Sangmeiſter, ein Pſalm Davids.

---

2. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes;
Seiner Hände Werk verkündet die Veſte.
3. Ein Tag ſtrömt es dem andern zu,
Und Nacht giebt dieſen Unterricht der Nacht.
4. Keine Lehre, keine Worte,
Deren Stimme man nicht höre.
5. Ueber den ganzen Erdkreis tönet ihre Saite;
Ihr Vortrag dringt ſo weit, als die bewohnte Welt;
Dorthin, wo er dem Sonnenglanz ein Zelt aufſchlug:

6. Er strahlt hervor, gleich einem Bräutigam aus seinem Zimmer,
Und freudig, wie ein Held, durchläuft er seine Bahn.
7. Von jener Himmelsgränze geht er aus,
Den Kreislauf durch, bis wieder zu ihr hin,
Und nichts bleibt seinem Schein verborgen.
8. Die Lehre Gottes ist vollständig, labt die Seele;
Sein Zeugnis immer treu, macht albern weise.
9. Gerade sind des Herrn Befehle, erfreun das Herz.
Lauter sein Gebot, erleuchtet blöde Augen:
10. Rein ist die Furcht des Ewigen, besteht ewig;
Seine Rechte ewige Warheit, allesammt gerecht;
11. Erwünschter noch als Gold und köstlich Erzt;
Dem Munde lieblicher als süsser Honigseim.
12. Wohl ist dein Knecht gewarnt durch sie;
Grosser Lohn erwartet den, der sie bewahrt.
13. Unwissentliche Fehler, wer bemerket die?
Bewahre mich vor unerkannten Sünden!
14. Entfern mich auch von übermüthigen Gedanken,
Laß sie nicht herrschen über mich!
So kann ich von Verbrechen frey, mich der Vollendung nahen:

15. Wohl mögen dir gefallen
Die Reden meines Mundes,
Gedanken meines Herzens,
Dir, Ewiger! mein Hort und mein Erlöser!

XX.

1. Dem Sangmeister, ein Psalm Davids.

---

2. Der Herr erhöret dich zur Zeit der Noth;
Der Name Jacobs schützet dich.
3. Hülfe sendet er dir aus dem Heiligthum;
Unterstützt dich von Zion aus.

* * *

4. Deiner Speisegaben Duft,
Deiner ganzen Opfer Asche
Nimmt er an, mit Wohlgefallen.
5. Gewähret, was dein Herz begehrt;
Läßt jeden Anschlag dir gelingen.

* * *

6. Denn jauchzen wir, ob deinen Sieg;
Lassen wehen unser Siegspanier,
Im Namen unsres Gottes.
Der Herr erfüllet deine Wünsche alle.

* * *

7. Nun merk' ich,
Daß der Herr seinem Gesalbten hilft,
Und ihn erhört
Aus seinem heiligen Wohnsitz,
An der grossen Macht
Dieses Wundersieges.

* * *

8. Jene mit Wagen und reusigem Zeuge;
Wir in unsres Gottes Namen.
9. Jene stürzen hin, und fallen;
Wir stehn aufgericht und bleiben.

Chor.

10. Ewiger! verleih uns Sieg!
Der König erhöre, wenn wir flehen!

XXI.

1. Dem Sangmeiſter, ein Pſalm Davids.

1.

2. Ewiger! deiner Siegesmacht frohlockt der König,
Wie jauchzet er ob deines Triumphs!
3. Seines Herzens Wunſch verliehſt du ihm;
Verſagteſt nicht, was ſeine Lippen regen.
4. Kamſt ihm mit benedeitem Gut zuvor;
Setzteſt auf ſein Haupt das güldne Diadem.
5. Um Leben bat er dich — das gabſt du ihm,
Langes Leben Menſchenalter durch.

2.

6. Sein Ruhm wird groß, durch deine Hülfe;
Huld und Majeſtät legſt du auf ihn;
7. Setzeſt ihn zum ewigen Segen ein;
Ergötzeſt ihn mit Freuden deines Angeſichts.
8. Denn auf den Ewigen vertraut der König;
Auf des Höchſten Güte; darum wankt er nie.

3.

9. Deine Hand erreichet alle deine Feinde;
Deine Rechte alle deine Hasser;
10. Zu Feueressen macht dein Zornblick sie.
Der Herr in seinem Grimme vertilgt,
Flamme verzehrt sie.
11. Du rottest ihre Früchte von der Erde
Ihren Saamen unter Menschenkindern aus.

4.

12. Denn sie haben Unheil dir bereitet;
Sannen Tücke, vermochten nichts.
13. Nun setzst du sie zu deinem Ziele,
Und richtest auf ihr Antlitz deine Sehnen.
14. Erzeig dich, Ewiger! durch deine Macht erhaben!
Unser Sang und Saitenspiel sind deine Wunderthaten.

XXII.

1. Dem Sangmeister auf der Morgenröte, ein Psalm Davids.

---

2. Mein Gott! mein Gott! warum verlässest du mich?
Warum sind meine Klagen so fern von Hülfe?
3. Mein Gott! des Tages ruf ich, nichts erwiedert;
Des Nachts — nichts stillet meinen Jammer.
4. Aber du, Allerheiligster!
Thronest unter Lobgesängen Israels!
5. Dir vertrauten unsre Väter;
Vertrauten dir, und du halfest aus.
6. Zu dir schrien sie; und fanden Rettung;
Dir vertrauten sie und wurden nicht zu schanden.
7. Ich bin ein Wurm, kein Mann;
Der Leute Spott, des Volks Verachtung;
8. Die mich sehen, höhnen mich;
Verziehen Lippen, schütteln mit dem Haupte:
9. „Er klag's dem Herrn; der hilft ihm aus;
„Der rettet ihn; er ist sein Liebling."

10. Denn du entzogst mich meiner Mutter Schoos;
An ihren Brüsten, warst du meine Zuversicht.
Ich fiel auf dich aus Mutterleibe;
Du warst mein Gott, so bald ich ihm entkam.
12. Sey jetzt nicht fern von mir;
Wenn nahe die Angst ist, und niemand helfen mag.
13. Ich bin umringt von grossen Farren;
Von Baschans feisten Stieren umkränzt.
14. Sie reissen ihren Rachen auf,
Wie Löwen, erwürgend, brüllend. —
15. Ich bin wie Wasser ausgeschüttet,
Mein Gebein ist aufgelöset,
Mein Herz ist wie zerschmolzen Wachs,
Zergeht in meinem Leibe.
16. Meine Lebenskraft wie Scherben trocken;
Meine Zunge klebt am Gaumen. —
Dies legt mich in des Todes Staub! —
17. Denn Hunde haben mich umringet,
Der Frevler Rotte mich umgeben,
Einem Löwen gleich. Hände, Füsse,
18. Alle meine Glieder zähl' ich;
Sie schiessen grimm'ge Blick' auf mich.

19. Theilen meine Kleider unter sich;
Und werfen Loos um mein Gewand.
20. Aber du, Ewiger! sey nicht fern!
Eile, meine Stärke! mir zu Hülfe!
21. Errette meine Seele vom Schwerdte,
Von dem frechen Hunde meine Einsame!
22. Entreisse mich dem Rachen des Löwen,
Den Hörnern wilder Reemim.
23. Denn preis' ich meinen Brüdern deinen Namen,
Und rühme dich in grosser Versammlung:
„ Die ihr den Herrn fürchtet, lobsinget ihm!
„ Ihn verehre aller Saamen Jacobs!
„ Nachwelt Israels! scheue dich vor ihm!
„ Er hat des Armen Elend
„ Nicht verachtet, nicht verschmähet:
„ Hat ihm sein Antlitz nicht verborgen,
„ Und hörte, da er zu ihm schrie."
26. Dann rühm' ich laut von dir;
„ In grosser Gemeine
„ Von seinen Verehrern
„ Bezahl' ich mein Gelübde.
27. „ Esset Bedrängten euch satt!

„ Preiset den Herrn, ihr seine Verehrer!
„ Auf ewig werd' euer Herz erquickt!" —

28. So werde jeder Erdbewohner
Gottes eingedenk, bekehre sich zu ihm;
Geschlechter der Heiden beten dich an:
29. Denn des Ewigen ist jedes Reich;
Er herrschet unter den Heiden.
30. Die der Erde Mark verzehren,
Beten ihn an.
Die im Staube kriechen,
Dessen Herz der Kummer naget,
Beugen Knie vor ihm.
31. Die Enkel verehren ihn,
Die Nachwelt rühmt vom Herrn.
32. Ein kommendes Geschlecht erzählt
Der Jugend, wie gerecht er ist,
Was Grosses er gethan.

XXIII.

1. Pſalm Davids.

---

2. Gott iſt mein Hirt, mir wird nichts mangeln.
3. Er lagert mich auf grüne Weide;
Er leitet mich an ſtillen Bächen:
4. Er labt mein ſchmachtendes Gemüth,
Und führt mich auf gerechtem Steige,
Zu ſeines Namens Ruhm. —
5. Und wall' ich auch im Todesſchattenthale;
So wall' ich ohne Furcht:
Denn du begleiteſt mich.
Dein Stab und deine Stütze
Sind immerdar mein Troſt.
6. Du richteſt mir ein Freudenmahl
Im Angeſicht der Feinde zu:
Du ſalbſt mein Haupt mit Oele,
Und ſchenkſt mir volle Becher ein.

7. Mir folget Heil und Seligkeit
In dieſem Leben nach.
Einſt ruh' ich ewge Zeit,
Dort in des Ewgen Haus.

XXIV.

1. Pſalm Davids.

Des Ewigen iſt die Erde, und was ſie füllet:
Welt und Bewohner ſind ſein.
2. Er hat an Ufern ihren Grund gelegt,
An Strömen ſie erbaut;

* * *

3. Wer darf den Berg des Herrn beſteigen?
Wer ſeine heilige Städte betreten?

* * *

4. Wer reiner Hände, lautres Herzens iſt:
Wer Meineyd nie betheuert,
Zum Truge nie geſchworen,

5. Empfängt reichen Seegen vom Herrn
Gerechten Lohn vom Gotte seines Heils.

* * *

6. So ist dieses Geschlecht, das Gott verehret,
Dein Antlitz zu schauen sich sehnt;
So ist Jacobs Geschlecht!

* * *

7. Erhebt, ihr Thore! das Haupt!
Erweitert die ewigen Pforten;
Laßt ihn einziehn, den König des Ruhms!
8. Wer ist der König des Ruhms?
Der Herr ist mächtig und siegreich;
Der Herr ist siegreich im Streit.

* * *

9. Erhebt ihr Thore! das Haupt!
Erweitert die Ewigen Pforten;
Laßt ihn einziehn, den König des Ruhms!
10. Wer ist der König des Ruhms?
Gott, des Weltalls Herr,
Der ist der König des Ruhmes,
Selah!

XXV.

1. Vom David.

1.

Ewiger! zu dir erheb' ich meine Seele,

2. Mein Gott! ich hoff' auf dich;
Laß mich nicht zu schanden werden!
Daß Feinde nicht frohlocken über mich.

2.

3. Auch werden, die dein harren, nie zu schanden.
Treulose nur bestehn mit Schande;
Denn sie verfehlen ihres Zwecks.

3.

4. Herr! mach deine Wege mir bekannt!
Unterrichte mich in deiner Führung!
5. Leite mich in deiner Warheit, lehre mich!
Denn du bist meines Heiles Gott:
Unaufhörlich harr' ich dein.

4.

6. Gedenk an deine Huld, o Herr!
An deine Güte, die von je gewesen!
7. Nicht meiner Jugendsünden, der Verbrechen,
Sey meiner eingedenk, nach deiner Gnade,
Um deiner Güte willen, Ewiger!

5.

8. Gütig ist der Ewige, und fromm;
Zeigt Irrenden die rechte Bahn;
9. Unterrichtet Demuthsvolle im Gesetz;
Lehrt Demuthsvolle seinen Weg.
10. Lauter Güte und Wahrheit ist des Ewgen Führung
Denen, die ihm Bund und Zeugniß halten.

6.

11. Ach Herr! verzeihe meine Missethat
Um deines Namens willen;
Er ist unendlich groß.

7.

12. Ist wo ein Mann der Ehrfurcht hat vor Gott?
Ihm zeigt er selbst den Pfad, den er zu wahlen.
13. Im höchsten Gute übernachtet seine Seele,
Sein Saame wird das Land besitzen.

8.

14. Des Ewgen Rathschluß ist für seine Verehrer;
Sein Bündniß thut er ihnen kund.

9.

15. Stets schauen meine Augen auf den Ewigen,
Er ziehet aus der Schlinge meinen Fuß.

10.

16. Wende dich zu mir! Sey mir gnädig!
Denn einsam bin ich, und bedrängt.
17. Groß ist meines Herzens Angst:
Führe mich aus meinen Nöthen!

11.

18. Sieh mein Leiden, meinen Kummer,
Und vergieb mir alle Sünden.
19. Sieh meine Feinde, welche Menge!
Und sie hassen mich, aus Frevel nur.

12.

20. Bewahre meine Seele, rette mich!
Daß ich nicht zu schanden werde,
Der ich auf dich vertraue.

13.

21. Aufrichtig seyn, und grades Wesen
Das behütet mich, wenn ich deiner harre.

Chor.

Gott! erlöse Israel
Aus allen seinen Nöthen.

XXVI.

1. Vom David.

Richte mich, o Ewiger! ich wandl' in Unschuld,
Und mein Vertraun ist Gott: ich kann nicht wanken.

2. Prüfe mich, o Herr! versuche mich!
Durchläutre meine Nieren und mein Herz!

3. Denn deine Güte ist vor meinen Augen,
Und ich wandle in deiner Warheit;

4. Sitze nicht bey falschen Leuten,
Mit Heuchlern hab' ich nichts zu schaffen.

5. Ich hasse die Zusammenkunft der Bösen;
Meide die Vertraulichkeit der Frevler.

6. Mit Unschuld wasch' ich meine Hände,
Und umgehe deinen Altar, Herr!

7. Anzustimmen laute Dankgesänge;
Zu verkünden deine Wunder alle.

8. Ewiger! ich liebe deiner Wohnung Städte;
Den Ort, wo deine Ehre thronet.

9. Ah! rasse meine Seele nicht mit Sündern,
Mein Leben nicht mit Blutbegiergen hin;
Deren Linke böser Tücke,
Bestechungsvoll die Rechte.

11. Ich aber wandl' in meiner Unschuld.
Erlöse mich, sey mir gnädig!

* * *

12. Nun steht mein Fuß auf ebner Bahn;
Nun dank' ich in Chören dem Herrn!

XXVII.

1. Vom David.

Gott ist mein Licht, mein Heil:
Herr! wen sollt' ich fürchten?
Der ist meines Lebens Veste:
Wen könnt' ich scheuen?

2. Wenn Uebelthäter an mich wollen,
Nach meinem Fleische gierig,
Die Widersacher, die Verfolger — —
Sie laufen an, und stürzen.

3. Leget auch ein Heer sich wider mich —
Mein Herz ist ohne Furcht.
Erhebt sich über mich ein Krieg;
Auch dann bleib' ich getrost.

* * *

4. Eins hat ich stets vom Ewigen,
Dies wünsch' ich sehnsuchtsvoll;
Im Hause Gottes zu verweilen,
Die Tage die ich lebe;

Die Schöne Gottes da zu schauen,
Im Tempel aufzuwarten.

5. Er schützt mich unter seinem Obdach,
In unglücksvollen Tagen;
Birgt mich im innersten Gemache,
Setzt mich auf hohen Fels —

6. Und hebt sich einst mein Haupt empor,
Hoch über Feinde umher;
So bring' ich Opfer dar in seinem Zelte
Bey lautem Jubelschall,
Und weih' dem Herrn Gesang und Saitenspiel.

* * *

7. Ach Ewiger! erhöre, wenn ich flehe!
Antworte Gnade mir!

8. Mein Herz spricht: es ist ja dein Wort:
„ Ihr sollt mein Antlitz suchen! "
Nun such ich sehnsuchtsvoll dein Antlitz, Herr!

9. Verbirg dein Antlitz nicht vor mir!
Verstoß im Zorn nicht deinen Knecht!
Stets warst du Hülfe mir.
Zieh deine Hand nicht von mir ab!
Verlaß mich nicht, Gott meines Heils!

10. Wenn Vater mich und Mutter auch verlassen;
Der Herr nimmt mich doch auf.

* * *

11. Herr, unterweise mich in deinem Wege,
Und leite mich in rechter Bahn,
Misgünstigen zum Trotz.

12. Gieb mich der Feinde Uebermuth nicht Preis!
Denn falsche Zeugen stehn wider mich.
Die Raubsucht spräche Hohn;

13. Glaubte ich nicht im Lande des Lebens,
Die Seeligkeit vom Herrn zu schauen.

* * *

14. O! harre nur zum Herrn!
Seyn muthig und getrost,
Und harre nur zum Herrn!

XXVIII.

1. Vom David.

Dir ruf ich, Ewiger! mein Hort!
Ach! schweige nicht; denn schweigest du mir:
So gleich' ich jenen, die zur Hölle fahren.
2. Vernimm mein Flehen, wenn ich zu dir schreie,
Zu deinem heiligen Chore meine Hand aufhebe.
3. Zeuch mich nicht, mit jenen Verruchten,
Mit jenen Uebelthätern, hin!
Friedlich sprechen sie mit ihrem Nächsten,
Und führen Tück' im Herzen.

* * *

4. Gieb ihnen wieder, nach ihrer That;
Nach ihrer bösen Weise!
Gieb ihnen Lohn, nach ihren Werken;
Vergelte, wie sie es verdienen!
5. Achten sie nicht auf des Ewigen Thaten;
Nicht auf die Werke seiner Hände;

So reiſſ' er ihre Werke nieder,
Und richte nie ſie wieder auf!

* * *

6. Dank ſey dem Ewgen!
Er hat erhört die Stimme meines Flehens!
7. Der Herr iſt meine Kraft, mein Schild.
Ihm vertraut' ich; nun iſt mir geholfen:
Darum frohlockt mein Herz,
Und mit meinem Liede dank ich ihm.

* * *

8. Der Herr iſt ſeinem Volke Tapferkeit;
Seines Geſalbten Siegesheim iſt Er.

* * *

9. Hilf deinem Volke! Seegne dein Erbe!
Sey du ihr Hirte, und trage ſie in deinem Schoße,
Zur Ewigkeit!

XXIX.

1. Pſalm Davids.

Bringet dem Herrn
Söhne der Großen!
Bringet dem Herrn
Ruhm und Triumph!
2. Bringet dem Herrn
Ruhm ſeines Namens:
Heilig geſchmückt
Betet ihn an!
3. Stimme des Herrn
Rollt über Fluthen:
Gott der Ehre donnert
Ueber mächtige Fluthen.
4. Stimme des Herrn gewaltig!
Stimme des Herrn erhaben!
5. Stimme des Herrn zerſplittert Zedern;
Libanons Zedern zerſplittert der Herr.

6. Läßt hüpfen sie, wie muthiges Kalb,
Libanon und Schirion, wie junges Reem.
7. Stimme des Herrn wirft flammenden Blitz;
8. Stimme des Herrn erschüttert die Wüste;
Die Wüste zu Kadesch erschüttert der Herr.
9. Stimme des Herrn regt auf das scheue Gewild;
Entblättert die Wälder:
Aber in seinem Pallaste
Spricht alles, Majestät!
10. Gott saß zur Sündfluth auf dem Throne;
Allein der Herr regieret ewig die Welt.

* * *

11. Der Herr giebt seinem Volke Sieg:
Der Herr beglückt sein Volk
Mit seeligem Frieden.

XXX.

1. Ein Psalm Davids, bey der Einweihung des Hauses abzusingen.

---

2. Ich will dich, Ewiger! erheben,
Daß du mich aus der Tiefe hast gezogen,
Daß meine Feinde sich nicht freuen über mich:
3. Ich flehte zu dir, o Herr! mein Gott!
Du machtest mich wieder gesund:
4. Brachtest meine Seele aus der Unterwelt zurück;
Erhieltest mich, daß ich nicht in der Gruft versank:
5. Die ihr ihn liebet, lobsinget dem Herrn!
Rühmet seinen heiligen Namen!
6. Denn sein Zorn währt einen Augenwink,
Sein Wohlwollen lebenlang:
Des Abends kehrt Betrübniß ein;
Des Morgens Freudenruf.
7. In meinem Glückestand wähnt ich zwar:
Ich liege nimmermehr darnieder.

8. Allein dein Wohlgefallen, Herr!
Hat meinen Berg nur feßgestellt;
Kaum bietest du dein Angesicht verborgen;
So fuhr ich mit Schrecken dahin.

9. Ich schrie zu dir, o Herr! empor;
Ich flehte den Ewgen an:

10. „Was nüzt mein Blut, daß ich soll ins Verderben sinken?
„Wird Staub dir danken? Verkünden deine Wahrheit?

11. „Erhöre mich, o Herr! erbarm dich mein!
„Sei du mein Helfer, Ewiger!"

12. Und du verwandeltest in Reigen meine Klage.
Du zogst mir aus mein Trauerkleid,
Umgirtetest mit Freude mich:

13. Daß meine Ehre dir lobsinge,
Und niemals stille werde.
Auch will ich, Ewiger, mein Gott!
Ich will in Ewigkeit dir danken.

XXXI.

1. Dem Sangmeiſter, ein Pſalm Davids.

I.

2. Dir vertrau' ich, Ewiger!
Laß mich nie zu ſchanden werden!
Errette mich durch deine Gerechtigkeit!
3. Neige dein Ohr, und hilf mir eilend:
Sey Felſenburg und Veſte mir zur Rettung.
4. Ja Fels und Veſte biſt mir du!
Du wirſt mich leiten, wirſt mich führen,
Um deines Namens willen.
5. Wirſt mich aus dieſem Netze ziehen,
Das ſie mir heimlich eingelegt,
Denn du biſt meine Zuverſicht.

2.

6. In deine Hand befehl ich meinen Geiſt.
Du retteſt mich, Herr! Gott der Treue!
7. Ich haſſe die auf Aberglauben halten:
Aber mein Vertraun iſt Gott!

8. Ich jauchze, freue deiner Güte mich,
Daß du meinen Kummer schauest,
Erkennest meiner Seele Noth;
9. Uebergiebst mich nicht der Hand des Feindes,
Und setzest meinen Fuß in weiten Raum.

3.

10. Sey mir gnädig, Herr! denn mir ist angst,
Mir verfällt vor Harm Gestalt und Geist und Leib.
11. Unter Jammer geht mein Leben hin,
Unter Seufzen meine Jahre hin.
Meine Kräfte schwinden fort in Leiden,
Und meine Gebeine verfallen.
12. Vor vieler Drangsal bin ich Schmach,
Selbst meiner Nachbarn Schmach,
Meiner Verwandten Scheusal;
Wer mich draussen siehet, fliehet mich.
13. Mein ist vergessen,
Wie eines Todten vergessen;
Wie verdorbenes Geräthes.

4.

14. Vieler Schmachred muß ich hören;
Nachstellung um und um.

Man pfleget Rath um mich,
Beschließt das Leben mir zu rauben.

15. Ich aber, Herr! vertrau' auf dich,
Und spreche, du bist ja mein Gott!

16. Mein Schicksal ist in deinen Händen;
Rette mich von Feinden, von Verfolgern!

17. Laß über deinen Knecht, dein Antlitz leuchten.
Hilf mir durch deine Güte

18. Herr! laß mich nicht zu Schanden werden,
Wenn ich zu dir rufe.
Ruchlose werden nur zu Schanden,
Zur Rast in der Hölle verdammt.

5.

19. Daß sie verstummen, die Lügenmäuler,
Die wider die Unschuld harte Reden,
Stolz und verächtlich, ausstossen!

20. Wie groß ist jene Seligkeit,
Die du verwahrst, für deine Verehrer!
Die du erzeigst vor Menschenaugen,
Allen, die auf dich vertrauen!

21. Du verbirgst sie heimlich bey dir,
Vor jedermanns Trotz;

Schützest unter deinem Obdach,
Sie vor Zungen der Verleumdung.

6.

22. Dank sey dem Ewigen!
Wunderbar bewies er seine Güte mir,
In der belagerten Stadt.
23. Denn ich sprach in meinem Zagen:
Verworfen bin ich, weg von deinen Augen.
Allein du hörtest meines Flehens Stimme,
Als ich zu dir schrie.

* * *

24. Liebet den Ewigen,
Alle seine Freunde!
Die Redlichen schützt er,
Und vergilt in reichem Maasse
Dem, der Hochmuth übt.
25. Seyd muthig und getrosten Sinnes,
Alle die ihr des Ewigen harret!

XXXII.

Vom David, eine Unterweisung.

1. Heil dem, dessen Missethat vergeben,
Dessen Sünde bedeckt ist.
2. Heil dem Manne, dem der Ewige
Kein Vergehn zurechnen darf;
Der sein Gewissen hat befreyt.

2.

3. Als ichs verschwieg,
Verschmachteten meine Gebeine,
Vor Angstgeschrei, immerwährend.
4. Schwehr lag deine Hand
Tag und Nacht auf mir.
Meine Lebenssäfte schwanden,
In schwülem Sonnenbrande.

3.

5. Darum bekenn' ich meine Sünde dir;
Will mein Vergehen nie verbergen.

Ich sprach: meine Missethat gesteh' ich dem Herrn;
Und du vergabst mir meiner Sünden Schuld.

4.

6. Hierum hat jeder Fromme dir,
Zur Gnadenzeit, zu flehen.
Dann mögen grosse Fluten überschwemmen;
An ihn gelangen sie nicht.

7. Du bist mein Schirm;
Bewahrest mich vor Angst;
Umgiebst mich um und um,
Mit frohlockenden Gesängen.

5.

8. Wohlan! ich will dich unterweisen,
Den Weg dir zeigen, den du wandeln sollst:
Ich rathe dir, mein Auge schaut auf dich!

9. Sey nicht wie Maul und Roß,
Dem, ohne Vernunft,
Riem und Stachel zähmt das stolze Gebiß;
Sonst schadet es dir.

10. Viel Plagen warten des Verruchten;
Wer aber auf den Ewgen hoffet,
Den umfahet Güte um und um.

Chor.

Freuet euch des Herrn!
Frohlocket ihr Gerechten!
Jauchzet, die ihr grades Herzens seyd!

XXXIII.

1.

1. Frohlocket, Gerechten! Frohlockt im Ewigen!
   Lobpreis geziemet nur Redlichgesinnten:
2. Dankt dem Herrn, mit Harfenklang!
   Schlaget Zehnsaitenpsalter Ihm an!
3. Singet ihm ein nie gehörtes Lied!
   Rührt beim Jubelgesang eu'r bestes Saitenspiel!
4. Denn redlich ist des Ewigen Verheissung,
   Und all' sein Thun treuerfüllt.
5. Er liebet Billigkeit und Recht:
   Die Erde ist voll des Ewgen Güte.

2.

6. Die Himmel entstanden durch des Ewgen Wort,
   Durch seines Mundes Hauch ihre Heere alle:

7. Er thürmet Meereswogen, wie Mauer;
Verwahrt in Tiefen den Abgrund:
8. Den Ewgen fürchte alle Welt;
Vor ihm scheue sich jeder Erdbewohner.
9. Denn so er spricht, geschiehets;
Gebeut, stehts da!

3.

10. Der Herr zerstöhrt der Heiden Rathschluß,
Vereitelt der Völker Entwürfe:
11. Aber ewig besteht des Ewgen Rathschluß,
Entwürfe seines Herzens für und für.
12. Heil dem Staate, dessen Gott er ist, der Ewige!
Dem Volke, das er sich zum Eigenthum erkohren!

4.

13. Vom Himmel sieht der Ewige herab;
Blickt auf alle Menschenkinder;
14. Beschauet alle Erdbewohner,
Von seinem festen Thronsitz.
15. Er, der ihre Herzen sammt gebildet,
Bemerkt auch all' ihr Thun.

5.

16. Der König siegt nicht durch Heeresmacht;
Helden rettet keine grosse Kraft.
17. Trüglich ist das Roß zum Siege;
Alle Heereskraft zur Rettung.
18. Sieh! des Ewgen Auge schaut auf seine Verehrer,
Die seiner Güte allein vertraun;
19. Daß er von Todesfährlichkeit sie rette,
Sie erhalte in der Theurung Noth.

6.

Chor.

Unsre Seele harret auf den Herrn;
Unsre Hülfe, unser Schild ist er;
Sein erfreuet sich unser Herz;
Denn wir vertrauen seinem heilgen Namen.
Deine Güte, Ewiger!
Walte über uns,
Wie wir auf dich harren.

XXXIV.

1. Von David, als er seinen Verstand verleugnete vor Abimelech, dieser ihn von sich trieb, und er entkam.

1.

2. Lobpreisen werd' ich alle Zeit den Ewigen;
Sein Lob bleibt immerdar in meinem Munde:

2.

3. Meine Seele rühmt sich des Ewigen,
Daß die Bedrängten hören, und sich freun.

3.

4. Preißt mit mir des Ewgen Größe!
Laßt uns zusammen seinen Namen ehren!

4.

5. Da ich den Herrn suchte, antwortete er mir;
Und rettete mich aus aller meiner Furcht.

5.

6. Die auf ihn hinschauen, glänzen freudenvoll,
Nie wird ihr Angesicht zu Schanden.

6.

7. Dieser Bedrängte rief, der Herr vernahm,
Und half aus allen Nöthen ihm.

7.

8. Des Ewgen Engel lagern sich umher,
Um seine Verehrer, und erretten sie.

8.

9. Schmecket, schaut, wie gut er ist, der Ewige!
Heil dem Manne, der auf ihn vertrauet!

9.

10. Verehrt den Herrn, ihr seine Heiligen!
Keinen Mangel haben seine Ehrer.

10.

11. Junge Löwen darben, hungern;
Dem Gottesehrer fehlt kein Gut.

11.

12. Kommt Kinder! hört mir zu!
Ich lehr' euch Gottesfurcht.

12.

13. Wer ist der Mann, der Lust zum Leben hat?
Im Alter gerne glücklich ist?

13.

14. Bewahr vor Bösem deine Zunge,
Deine Lippen vor Betrüglichreden.

14.

15. Weich vom Bösen, thue Gutes!
Suche Frieden, lauf ihm nach!

15.

16. Auf Gerechten merken die Augen des Herrn;
Auf ihr Flehen seine Ohren.

16.

17. Sein Zornblick trift die Uebelthäter;
Vertilgt ihr Angedenken von der Erde;

17.

18. Wenn jene schrein, so hörts der Herr,
Und rettet sie aus aller Noth.

18.

19. Zerbrochnen Herzen ist der Ewge nahe;
Und hilft zerschlagenen Gemüthern:

19.

20. Viel Leiden hat oft der Gerechte;
Doch rettet ihn der Herr aus allem;

20.

21. Bewahret alle sein Gebein;
Nicht eines wird versehrt davon.

21.

22. Das Laster bringt den Frevelhaften um;
Verdammnis trift die Feinde des Gerechten.

22.

23. Der Herr erlößt die Seele seiner Knechte;
Die ihm vertrauen, werden nie verdammt.

XXXV.

1. Vom David.

1.

Hadre, Herr! mit meinen Hadrern;
Bekämpfe sie, die mich bekämpfen.

2. Ergreife Schild und Tartsche,
Und mach dich auf zur Hülfe mir.

3. Und zück' die Lanz' und schleudre sie
Gegen die Verfolger hin,

Und rufe meiner Seele zu:
„Ich bin deine Hülfe!"

4. Daß sich schämen und erröthen,
Die nach meinem Leben stehn;
Daß verhöhnt zurücke weichen,
Die auf mein Unheil sinnen.

5. Sie seyen, wie Spreu vor Wind,
Ein Engel des Herrn verwehe es.

6. Ihr Weg sey düster und schlüpfrig,
Ein Engel des Herrn verfolg sie.

2.

7. Denn unverschuldet stellen sie
Mir das Verderben ihrer Netze;
Unverschuldet graben sie mir Fallen.

8. So treff' ihn unvermerkt der Untergang!
Sein Netz, das er verbarg, bestrick ihn selbst;
Daß er zum Untergange stürze!

9. Aber meine Seele freue sich des Herrn,
Frohlocke über seine Güte;

10. Es spreche jedes Glied an mir;
O, Ewiger! wer ist wie du?

Wer rettet so von Uebermacht den Schwächern;
Den Hülfbedürftigen von seinem Räuber?

3.

11. Es treten frevle Zeugen auf;
Und zeihen mich, des mir nicht kund:
12. Vergelten Arges mir um Gutes;
Thun meiner Seele Herzeleid. —
13. Denn ich — bey ihrem Leiden
War mein Gewand ein Trauersack:
Ich härmte mich mit Fasten ab,
Und senkte mein Gebet in meinen Schoos;
14. Als wär' es Freund und Bruder mir, so gieng ich hin,
Betrübt und eingebückt, wie bey der Mutter Tod.
15. Und nun frohlocken sie bey meinem Falle; rotten sich,
Und rotten Buben um mich her, die ich nicht kenne,
Und reissen ohne Unterlaß;
16. Knirschen Zähne über mich;
Mit heuchlerischem Lächeln
Des mundverzerrenden Gespöttes.
17. Ach, Herr! wie lange siehest du zu?
Beschütze meine Seele vor ihrem Uebermuth;
Meine Einsame vor Löwengrimm!

18. So will ich dir danken in grosser Gemeine;
In Volksversammlung dich rühmen.

4.

19. Laß sich nicht freuen über mich,
Die unverdient mir Feinde sind;
Noch Hohn mit Augen winken,
Die mich unverschuldet hassen.
20. Unfried ist, was sie beginnen,
Und suchen bösen Trug
Wider die Stillen im Lande.
21. Sperren ihren Mund auf gegen mich,
Rufen: da! da! so sehn wirs gerne!
22. Ewiger! du siehest es, schweige nicht!
Herr! sey nicht fern von mir!
23. Ermuntre dich, und wache für mein Recht,
Mein Gott und Herr! für meine Sache!

5.

24. Richte mich, o Herr, mein Gott! nach deiner
Billigkeit,
Daß sie sich über mich nicht freun;

25. Damit sie nicht im Herzen sprechen:
Ha! so wars erwünscht!
Wir haben ihn verschlungen!
26. Sich schämen und erröthen müssen,
Die sich meines Unglücks freun;
In Schand und Scham sich hüllen,
Die über mich stolzieren.
27. Aber die mein Recht mir gönnen,
Müssen jauchzen und frohlocken;
Müssen immer singen: „Hochgelobt sey Gott,
„Der wohlwill seinem Knechte!"
28. Und meine Zunge preiset deine Großmuth,
Verkündet deinen Ruhm den ganzen Tag.

XXXVI.

1. Vom David, dem Verehrer des Ewigen.

1.

2. Das Laster predigt selbst dem Frevler,
(So denk ich mir im Herzen:)
Furcht Gottes sey vor deinen Augen nie!
3. Doch heuchelt er mit falschen Blicken ihm,
Zur Freveltat, zu Menschenhasse,
Sich Beistand zu erflehn.
4. Seine Rede ist Tück und Falschheit;
Vernunft und Tugend fern von ihm.
5. Auf seinem Lager heckt er Arglist;
Wandelt stets den Weg der Bosheit;
Scheut keine böse That.

2.

6. Herr! deine Güte reicht bis in die Himmel!
Deine Treu, so hoch die Wolken gehn!

7. Dein Recht, wie Gottes Gebirge!
Dein Rathschluß — unabsehbare Tiefe!
Du hilfst dem Menschen, hilfst dem Viehe, Herr!

3.

8. Wie köstlich, Gott! ist deine Güte!
Du schützest Menschenkinder im Schatten deiner Flügel;
9. Labest sie vom Seegenmahle deines Hauses;
Tränkst vom Strome deiner Wollust sie!
10. Denn Lebensurquell' ist bey dir,
In deinem Lichte schau'n wir Licht.

4.

11. Laß deine Güte strömen
Ueber deine Verehrer;
Dein Wohlthun über die,
Die grades Herzens sind!
12. Laß mich des Hochmuths Fuß nicht untertreten;
Die Hand der Frevler mich nicht stürzen! —
13. Dort sinken sie hin, — die Uebelthäter!
Gestürzt! nie kommen sie auf!

XXXVII.

1. Vom David.

1.

Sey auf der Böſen Glück nicht eiferſüchtig;
Beneide Unrechtthäter nicht.
2. Bald abgehauen werden ſie, wie Gras;
Und welken hin, wie grünes Feldgewächs.

2.

3. Vertrau dem Herren; thue Gutes!
Bleib' im Lande; weide dich mit Redlichkeit!
4. So wirſt du Wolluſt an dem Ewigen haben,
Und er beſcheidet, was dein Herz begehrt.

3.

5. Befiel dem Ewgen deine Wege;
Vertrau auf ihn, daß ers vollbringe.
6. Er führt dein Recht hinaus, wie Sonnenlicht,
Und deine Unſchuld, wie den heitern Tag.

4.

7. Sey dem Herrn getrostes Muths!
Harre mit Geduld auf ihn!
Nicht eifersüchtig auf den Glücklichen,
Der Uebermuth vollbringet!

5.

8. Steh ab von Zorn, laß den Grimm!
Ereifre dich nicht über Glück zum Bösen!
9. Denn ausgerottet werden Uebelthäter,
Und die dem Herrn vertrauen, bleiben.

6.

10. Noch um ein Kleines — hin ist der Verruchte!
Du siehst nach seiner Stäte, — er ist nicht mehr!
11. Aber Demuthsvolle erben Land und Gut;
Unendlich groß ist ihre Seligkeit.

7.

12. Der Frevler drohet dem Gerechten,
Und knirschet Zähne über ihn;
13. Der Herr verspottet ihn;
Er siehet seinen Tag sich nahen.

8.

14. Gottlose zücken Schwerdter, spannen Bogen,
Zu fällen Arme und Bedrängte;
Die Redlichwandelnden zu würgen.
15. Jedoch ihr Schwerd dringt in ihr eignes Herz;
Zu Trümmern splittern ihre Bogen.

9.

16. Mehr frommt das Winzige, das ein Gerechter hat,
Denn mancher Frevler grosses Gut.
17. Denn zerbrochen wird der Frevler Arm;
Aber die Gerechten unterstützt der Herr!

10.

18. Der Ewige segnet der Frommen Tage;
Ihr Erbe bleibet ewiglich.
19. Die Hoffnung trügt sie nicht, zur bösen Zeit;
Sie haben satt in Hungersnoth.

11.

20. Umkommen müssen alle Uebelthäter.
Feinde Gottes, sind wie Fett der Widder;
Vergehn im Rauch — vergehn!

12.

21. Gottlose borgen, und bezahlen nicht;
Mildthätig ist der Fromme, theilet aus.
22. Die er seegnet, erben Land und Gut;
Die er verfluchet, werden ausgerottet.

13.

23. Solches Mannes Gang wird vom Herrn gefödert:
Er hat an seinem Wege Wohlgefallen.
24. Und wankt er auch; so stürzt er nicht;
Der Herr erhält ihn bey der Hand.

14.

25. Ich war ein Jüngling, ward ein Greis,
Noch sah ich nie den Redlichen verlassen,
Und seinen Samen gehn nach Brod.
26. Er ist immer milde, leihet gerne,
Und seine Kinder haben reichen Seegen.

15.

27. Dem Laster gram, der Tugend hold; so bleibst du immer.
28. Denn der Ewige liebt das Recht;
Verlässet seine Freunde nicht.

Sie werden ewiglich bewahrt;
Der Frevler Samen ausgerottet.

16.

29. Die Gerechten erben Land und Gut,
Werden immer darin wohnen.

17.

30. Weisheit spricht des Frommen Mund;
Seine Zunge lehrt Gerechtigkeit.
31. Seines Gottes Lehre wohnt in seinem Herzen;
Seine Tritte wanken nie.

18.

32. Zwar laurt der Frevler auf den Frommen
Begierig ihn zu würgen.
33. Doch überläßt ihn Gott nicht seinen Händen,
Verurtheilt ihn nicht, wenn er richtet.

19.

34. Vertrau dem Herrn, halte sein Gesetz!
Er hebet dich empor, daß du Land besitzest,
Und siehst Gottlose untergehn.

20.

35. Einst sah ich einen Bösewicht — der war mächtig!
Wuchs empor, wie heimisch Laub.
36. Man gieng vorüber — er war nicht mehr!
Ich fragte nach ihm, fand ihn nicht.

21.

37. Bemerk die Redlichkeit, gieb auf die Unschuld acht:
Am Ende bringt sie Seeligkeit zum Lohne.
38. Die Uebertreter aber werden sammt vertilget,
Ausrottung ist der Frevler Lohn.

22.

39. Der Herr ist der Gerechten Hülfe,
Ihre Schutzwehr in der Noth.
40. Der Ewige steht ihnen bey,
Und rettet sie;
Errettet sie von Frevelhaften,
Hilft ihnen aus;
Denn sie vertraun auf ihn!

XXXVIII.

1. Ein Pſalm Davids, beym Opferdufte.

---

2. Herr! ſtraf mich nicht in deinem Zorne;
Züchtige mich in deinem Grimme nicht!
3. Denn deine Pfeile dringen in mich ein;
Schwer iſt deine Hand auf mich geſenkt.
4. Nichts Geſundes iſt an meinem Leibe, vor deinem Dräun;
Unter meinen Gliedern keine Eintracht, vor meiner Sünde.
5. Es ſteigen mir die Miſſethaten über Haupt;
Sind mir zu ſchwer, wie ungeheure Laſt.
6. Geſtank und Eiter fließt aus meinen Wunden,
Den Wunden meiner Unvernunft.
7. Ich bin gekrümmt und tief gebeugt,
Umhüllt mit düſterem Gewand.
8. Die Hüften ſind mir voll Verweſung;
An meinem Leib' iſt nichts Geſundes.

9. Ich schmachte kraftlos, ganz zermalmt;
Meines Herzens Unruhe bricht aus in Angstgeschrei:
10. (Ach Herr! meine Sehnsucht alle liegt vor dir;
Mein Seufzen ist dir nicht verborgen.)
11. Mir taumelt das Herz, die Kraft verläßt mich;
Und meiner Augen Licht — auch dieses ist gewichen.
12. Freund und Lieber steht meiner Plage gegen über;
Selbst meine Nächsten treten ferne.
13. Und die mir nach dem Leben stehn, legen Schlingen;
Die mein Unglück wollen, drohen Untergang;
Stunen unaufhörlich Hinterlist.
14. Ich aber muß nicht hören, gleich einem Tauben;
Einem Stummen, der nicht aufthut seinen Mund;
15. Bin, wie ein Mensch, der nichts versteht;
Und keine Widerred' im Munde führt.
16. Denn ich stehe, Ewiger! zu dir;
Erwiedre du, mein Herr! mein Gott!
17. So ich rede; frohlocken sie nur über mich.
Sie überheben sich, wenn meine Füsse wanken.
18. Denn ich bin gemacht zum Leiden;
Stets ist die Plage mir vor Augen.

19. Ich bekenne meine Miſſethat.
Meine Sünde macht mir Kummer.
20. Aber meine Feinde leben, und ſind mächtig;
Die mich unbillig haſſen, werden groß.
21. Die um Gutes Arges thun,
Mir Feinde ſind, für mein Beſtreben wohl zu thun.
22. Verlaß mich nicht, o Ewiger!
Mein Gott! entfern dich nicht von mir!
23. Eile mir zur Hülfe,
Herr, mein Retter!

XXXIX.

1. Dem Sangmeiſter Jeduthun. Ein Pſalm Davids.

---

2. Mein Vorſatz iſt, ich will mich hüten,
Daß ich nicht ſündige mit meiner Zunge.
Ich will bezähmen meinen Mund,
Da ich den Böſewicht ſo glücklich ſehen muß.

3. Kein Wort von Seelenruh!
Ich schweige von Glückseeligkeit. —
Allein der Gram tobt innerlich.

4. Ha! wie glüht das Herz mir in der Brust!
Die Flamme lodert auf in Worte,
Bricht über meine Zunge aus:

5. Ach Herr! laß mich mein Ziel bemerken;
Meiner Tage Maas, wie gering es sey;
Daß ich erkenne, wie ich vergänglich bin!

6. Mit Spannen hast du mir die Tage zugemessen.
Mein höchstes Alter ist vor dir ein Nichts.
Ach! wie lauter Nichtigkeit sind alle Menschen!
Fest steht diese Wahrheit!

7. Ach! eiteln Schemen folgen wir;
Machen viel Geräusch um Tand;
Sammlen ein, wer weis wers haben soll?

8. Und nun, wes soll ich mich nun trösten, Herr!
Meine Hofnung geht allein auf dich!

9. Befrey mich nur von meiner Missethat!
Und laß mich nicht ein Spott der Thoren seyn!

10. Gern verstumm' ich, öfne meinen Mund nicht;
Denn Du thust es ja —

11. Wende deine Geiſſel nur von mir!
Ich vergehe, durch die Strenge deiner Hand.
12. Wenn du, zur Buße für die Sünde,
Den Erdbewohner züchtigeſt;
So ſchwindet ſeine Schöne hin, der Motte gleich.
Ach wie gar nichts iſt doch der Menſch!
13. Ewiger! höre mein Gebet, vernimm mein Schreyn!
Und ſchweige nicht zu meinen Thränen!
Ich bin ein Pilgrim ja bey dir,
Ein aufgenommner Fremdling, wie meine Väter alle.
14. Laß ab von mir, auf daß ich mich erquicke;
Bevor ich geh, und nicht mehr hier ſey!

XL.

1. Dem Vorſänger, ein Pſalm Davids.

1.

2. Gehofft hab' ich zum Ewigen;
Er neiget ſich zu mir,
Erhört mein Schreyn.
3. Zieht mich herauf aus Mördergrube,
Aus ſumpfigt-zähem Schlamme;

Setzt auf Felsen meine Füsse,
Macht meine Tritte fest.

4. Und legt ein neues Lied mir in den Mund,
Ein Lob auf unsern Gott.
Viele sehens, verehren ihn;
Vertrauen auf den Ewigen.

5. Wohl dem, der auf den Ewigen
Sein Vertrauen setzt,
Und sich nicht kehrt an Hoffarts Pracht,
Nicht an verführerischen Trug.

2.

6. Groß sind, o du Ewiger! mein Gott!
Die Wunder, die Gedanken,
Die du an uns bewiesen hast.
(Nichts kommt in Vergleich mit dir!)
Sie verkünden, von ihnen singen will ich;
Zu zählen sind sie nicht.

7. Dir gefällt nicht Opfer, nicht Geschenk;
(Ohren hast du mir gebohrt.)
Brand und Sündenopfer heischest du nicht.

8. Da beſchloß ich, — komme itzt,
Die Bücherrolle in der Hand,
Beſchrieben mit des Dankes Pflicht.
9. Gern thu' ich deinen Willen, Gott!
Habe dein Geſetz im Herzen.

3.

10. Wohlthätigkeit will ich verkünden,
In groſſer Volksverſammlung.
Meinen Mund verſchließ ich nicht;
(Dir, Ewiger! iſt es bekannt!)
11. Deine Huld verberg' ich nicht im Herzen;
Ich preiſe deine Treue, deine Hülfe;
Verhele deine Lieb' und Warheit nicht,
Der groſſen Volksverſammlung.
12. Du Herr! entziehe mir auch dein Erbarmen nicht!
Stets bewahre mich deine Liebe, deine Warheit!
13. Denn Leiden ohne Zahl umgeben mich;
Meine Sünden haben mich ergriffen.
Ich wage nicht, ſie anzublicken;
Mehr als Haare meines Haupts iſt ihrer,
Mich verlaſſen die Gedanken.

4.

14. Laß dirs gefallen, Herr! mich zu erretten!
Eile mir zu helfen, Ewiger!
15. Erröthen müssen sie, zu Schanden werden,
Die mir nach dem Leben stehn;
Zurückbeben, und sich schämen,
Die sich meines Unglücks freun!
16. Erstarren müssen sie vor Schmach,
Die mir zuriefen, da! da!
17. Frohlocken über dich, und jauchzen,
Alle, die dich suchen;
Die deine Hülfe wünschen, immer rufen:
Groß ist der Ewige!

5.

18. Bedrängt und elend bin ich zwar:
Gott aber sorgt für mich.
Mein Helfer bist du, mein Erretter!
Mein Gott! verziehe nicht!

XLI.

1. Dem Sangmeiſter, ein Pſalm Davids.

1.

2. Wohl dem, der für den Armen ſorgt!
Zur Unglückszeit errettet ihn der Herr.
3. Der Ewige ſchützt ihn, bewahrt ſein Leben;
Glückſelig wird er ſeyn im Lande.
Du übergiebſt ihn nicht dem Uebermuth der Feinde! —
4. Der Herr unterſtützet ihn auf ſeinem ſiechen Bette.

2.

5. Ich flehe, Ewiger! ſey mir gnädig!
Heile meine Seele, denn dir hab' ich geſündiget.
6. Meine Feinde reden Arges über mich.
„Wenn ſtirbt er hin? Wenn geht ſein Namen unter?"
7. Wer kömmt, geht nur auf Kundſchaft aus.
Verleumdung ſpricht ſein Herz; Er ſammlet Lügen;
Geht hinweg, breitet ſie aus.

3.

8. Alle die mich haſſen, raunen wider mich
Sich einander zu; hegen Arges wider mich:
9. „Abſcheuliche Seuche über ihn!
„Da liegt er, nie komme er wieder auf!"
10. Selbſt mein trauter Freund, auf den ich mich verließ,
Der ſonſt mein Brod aß,
Hebt gegen mich den Fuß empor.

4.

11. Du aber, Herr! ſey mir gnädig!
Hilf mir auf, ich vergelte ihnen.
12. Daran merke ich, daß ich dir gefalle,
Wenn über mich der Feind nicht jauchzet.
13. Ich wandle fort in Unſchuld, du erhältſt
Und richteſt ewiglich mich auf,
Vor deinem Angeſichte.
14. Lob ſey dem Ewigen,
Dem Gotte Iſraels,
Von Ewigkeit in Ewigkeit.
Amen, Amen.

Zweites Buch.

XLII.

1. Dem Sangmeister, eine Unterweisung von den Söhnen Korachs.

2. So wie der Hirsch nach frischen Quellen schmachtet;
So schmachtet meine Seele, Gott! nach dir.
3. Meine Seele lechzt nach Gott, des Lebens Quelle.
Wenn werd' ich wieder hingehn, wieder mich vor Gottes Antlitz zeigen?
4. Meine Thränen werden mir Tag und Nacht zur Speise,
Da mich Feinde täglich fragen: wo ist nun dein Gott?
5. Ueber mich ergeußt sich meine Seele, wenn ich denke,
Wie ich mit Gefolg hinauf in Gottes Tempel wallte;
Mit Dank und Freudengesängen, unter der feyrenden Menge.

6. Seele, was betrübst du dich?
Warum ist dir so bang in mir?
Harre nur zu Gott!
Ihm werd ich einst noch danken
Für seines Angesichtes Heil.

7. Betrübt ist meine Seel' in mir, o Gott!
Wenn ich hier an dich gedenke, hier an Jordans Ufern,
Am Gebirge Hermon; winziges Gebirge!

8. Abgrund ruft dem Abgrund zu; deine Wasserfälle brausen.
Deine Wellen, deine Fluten alle stürzen über mich.

9. Des Tages befiehlt der Herr seine Gnade über mich:
Und Nachts bleibt noch sein Lied bey mir,
Ein Gebet zum Gotte meines Lebens.

10. Zu Gott ruf' ich; mein Schutz! warum vergissest du mein?
Warum muß ich betrübt, gedrängt vom Feinde wandern?

11. Ach es zerschmettert mein Gebein, wenn die Widersacher höhnen,
Wenn sie unaufhörlich fragen: wo ist nun sein Gott?

12. Seele, was betrübst du dich?
Warum ist dir so bang in mir?
Harre nur zu Gott!
Ihm werd' ich einst noch danken;
Ihm, meinem Gotte,
Meines Angesichtes Heil.

XLIII.

1. Gott, richte mich, und führe meine Sache wider das liebloſe Volk:
Rette mich von jenem falſchen, ungerechten Manne!
2. Denn du bist meine Zuversicht. Warum verlässest du mich?
Warum muß ich betrübt, gedrängt von Feinden wandern?
Ach sende mir dein Licht, deine Warheit!
3. Laß dieſe mich zu deinem heilgen Berge
Zu deiner Wohnung wieder führen.
4. Daß ich zum Altare Gottes walle.
Zu Gott, der Freude meines Jauchzens.
Daß ich meinem Gotte wieder auf der Harfe danke!

5. Seele, was betrübst du dich?
Warum ist dir so bang in mir?
Harre nur zu Gott!
Ihm werd' ich einst noch danken,
Ihm, meinem Gotte,
Meines Angesichtes Heil.

XLIV.

1. Dem Sangmeister, von den Söhnen Korachs.
Eine Unterweisung.

1

2 Gott! mit unsern Ohren hören wir;
Uns erzählen unsre Väter,
Thaten, die du ausgeführt, in ihrer Zeit,
In Tagen jenes Alterthums.

3 Du selbst, mit deiner Hand, hast Völker verjagt, sie eingepflanzt;
Nationen verderbt, sie ausgebreitet.

4. Nicht mit ihrem Schwerdt' erwarben sie Land,
Ihr Arm gab ihnen nicht Sieg.
Deine Rechte, dein Arm, das Licht nur deines Angesichts;
Denn du hattest Wohlgefallen an ihnen.

5. Du bist derselbe noch, mein König! Gott!
Ach! verordne Hülfe für Jacob!

6. Daß wir niederstoßen unsern Feind, durch dich;
Auf unsre Widersacher treten in deinem Namen.

7. Denn ich verlasse mich auf meinen Bogen nicht,
Mein Arm kann mir den Sieg nicht geben.

8. Nur du errettest uns von Feinden,
Machst zu Schanden, die uns hassen.

9 Denn rühmen wir uns täglich unsers Gottes,
Und danken deinem Namen ewiglich.

2.

10. Zwar itzt verwirfst, beschämst du uns,
Und zeuchst nicht aus mit unserm Heere;

11. Wendest uns vom Feind zurück,
Daß unsre Hasser Beute holen.

12. Giebst uns hin, wie Speiselämmer;
Streust uns unter Heiden aus.

13. Verkaufst dein Volk für geringen Preis,
Erwirbest nicht für ihren Werth.
14. Machst uns unsern Nachbarn zur Verachtung,
Angränzenden zu Schmach und Hohn.
15. Machst uns zum Spottlied unter Heiden,
Barbarn schütteln über uns das Haupt.
16. Da steht nun täglich meine Schmach vor mir,
Und Schaam verhüllt mein Angesicht,
17. Vor Schänder und Lästrer lauter Stimme,
Vor Feind und Rachbegierigen.

3.

18. Dies alles ist uns überkommen;
Doch haben wir nicht dein vergessen,
Sind deinem Bund nicht falsch geworden.
19. Noch ist unser Herz nicht abgefallen,
Daß unser Gang von deinem Pfad gewichen.
20. Da du uns hingestoßen in der Drachen Wohnung,
Und uns bedeckst mit Todesschatten.
21. Hätten wir unsers Gottes Namen vergessen,
Einem fremden Gotte Hände gefaltet;
22. Würde das nicht Gott erforschen?
Er kennet ja der Herzen Heimlichkeit.

23. Aber täglich würgt man uns, nur deinetwegen,
Und achtet uns, wie Schafe, zum Schlachten bestimmt.

24. Ermuntre dich, was schläfst du, Herr!
Erwache! verstoß uns nicht so gar!

25. Warum verbirgest du dein Antlitz,
Vergissest unsres Elends, unsres Druckes?

26. Schon ist unsre Seele bis zum Staub gebeugt,
Unser Leib klebt an der Erde.

27. Auf! o du unsre Hülfe!
Rette uns, um deiner Güte willen!

XLV.

1. Dem Sangmeister auf Schoschanim, von den Söhnen Korachs, eine Unterweisung und Liebeslgesang.

---

2. Mein Geist beginnt erhabne Lieder.
Monarch! dir weih' ich mein Gedicht,
Dir meine Zunge, meinen Meistergriffel.

* * *

3. Du bist der Schönste unter Menschenkindern.
Um deine Lippen fleußt Holdseligkeit;
Dich hat auf ewig Gott gesegnet.
4. O Held! gürt an das Schwerd an deine Hüfte!
Dies ist dein Schmuck, die Majestät!
5. Die Majestät! — so zeuch dahin! es glückt!
Zum Schutz der Warheit, der geplagten Unschuld;
6. Sie wird dich Wunder lehren, deine Rechte.
Wie scharf ist dein Geschoß!
Hinstürzen Völker unter dir!
Es trift ins Herz der Königsfeinde.

7. Dein Thron wird ewig stehn vor Gott.
Gerechtes Zepter ist das Zepter deines Reichs.
8. Du liebst Tugend, hassest Frevel;
Drum salbet Gott dich mehr als andre Fürsten,
Dein Gott mit Freudenöl.
9. Von Aloe und Myrrhen duftet dein Gewand,
Aus helfenbeinen Zimmern dir zur Wonne.
10. Des Festes Feyer schmücken Fürstentöchter.
Zu deiner Rechten strahlt die Liebe
In Ophirs Goldgeschmeide.
11. Prinzessinn, höre, gönne mir dein Ohr!
Vergiß dein Volk und deines Vaters Haus;
12. So wird der König Lust an deiner Schöne haben.
Er ist dein Herr! Du, neige dich vor ihm!
13. Dir bringt die Tochter Zur Geschenke;
Des Volkes Reichen flehn um deine Gunst.
14. Im Frauenzimmer glänzt das Brautgeschmeid,
Die Feyerkleidung goldgestickt.
15. Sie wallt in künstlichem Gewebe,
Dem Fürsten zugeführt. Ihr treten nach
Jungfräulich die Gespielinnen, dir zugeführt *).

*) Vollkommen ähnlich mit diesem Aufzuge ist die Beschreibung im Zendavest, Th. 1. S. 18.

16. Sie wallen frohlockend und freudig,
Hinauf in des Königs Pallast.
17. O daß an deiner Ahnen statt,
Einst deine Kinder werden
Des Reichs Beherrscher, eingesetzt von dir!

* * *

18. Ein Denkmahl will ich deinem Namen stiften,
Von Kind zu Kindeskind.
Dich soll die Nachwelt glücklich preisen.

XLVI.

1. Dem Sangmeister, von den Söhnen Korachs,
ein Gesang auf Alamoth.

---

2. Gott ist unsre Zuversicht und Stärke;
In der Noth ein Helfer, leicht zu finden.
3. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich der
Erdball wanket,
Gebirg' ins Weltmeer stürzen.

4. Seine Fluthen brausen, stürmen,
Daß Berge vom Ungestüm beben;
5. Jenes Stromes Bächlein, sie erquicken dennoch
Gottes Stadt, des Höchsten heil'gen Wohnsitz.
6. Gott thront in ihr, sie kann nicht untergehn.
Gott steht ihr bey, wenn sich ihr Morgen wendet.
7. Heiden beben, Reiche fallen;
Er donnert, der Erdball vergeht.
8. Der Herr Zabaoth ist mit uns:
Jacobs Gott ist unsre Veste, Selah!
9. Gehet, schauet die Werke des Herrn,
Der auf dem Erdkreis solch Umwälzung schafft!
10. Wie mächtig er dem Kriege steuert in aller Welt!
Bogen zertrümmert, Spiesse zerschlägt, Wagen
verbrennet!
11. „ Lasst ab, erkennet daß ich Gott bin!
„ Ueber Völker erhaben, über den Erdkreis erhaben!"

Chor.

12. Der Herr Zebaoth ist mit uns;
Jacobs Gott ist unsre Veste, Selah!

XLVII.

1. Dem Sangmeiſter. Ein Pſalm von den Söhnen Korachs.

---

2. Alle Völker frohlocket mit Händen!
Jauchzet Gotte mit fröhlichem Schalle!
3. Denn der Herr, der Höchſte, Ehrfurchtwürdigſte,
Iſt großer König auf dem ganzen Erdreich;
4. Zwinget Völker unter uns;
Nationen unter unſre Füſſe.
5. Wählt uns unſer Erbtheil:
Jacobs Herrlichkeit, von ihm geliebt.
6. Gott fährt empor unterm Jauchzen;
Der Ewige unter heller Poſaune.
7. Lobſinget Gotte, lobſinget!
Lobſinget unſerm Könige, lobſinget!
8. Denn Gott iſt auf dem ganzen Erdreich König;
Rühret das Saitenſpiel zum Unterweiſungslied.
9. Gott iſt König über die Heiden;
Gott ſitzt auf ſeinem heil'gen Throne.

10. Versammlet sind die Fürsten der Völker,
Zu einem Volke des Gottes Abrahams.
Denn Gottes sind des Erdreichs Schilde.
Hoch erhaben ist er!

XLVIII.

1. Ein Singepsalm der Söhne Korachs.

---

2. Groß ist der Herr, und hochgerühmt
Sein heiliger Berg in unsres Gottes Stadt.
3. Schöner Landzweig! des Erdballs Wonne;
Berg Zion! zur Mitternacht ihm
Eines großen Königs Residenz;
4. Gott in ihren Palästen erkannt als Schutz.
5. Sehet, die Könige — hier kamen sie zusammen,
Und giengen allesammt vorüber.
6. Sie sahen, stunden, entsetzten sich, flohn.
7. Zittern kam sie an daselbst;
Angst, wie eine Gebärerinn.

8. Mit dem Hauch von Morgenseite
Zerbrachst du Schiffe von Tarschisch.
9. Wie wir gehört; so sahn wir itzt,
An der Stadt des Herrn Zebaoth,
An der Stadt unsres Gottes,
Der sie auf ewig erhält.
10. Gleich ist deine Güte, Gott! mitten im Tempel,
11. Mit deinem Ruhme, deinem Lobe, am Ende der Welt;
Deine Rechte ist voller Gerechtigkeit.
12. Es freue sich Berg-Zion!
Es jauchzen die Töchter Juda!
Ueber deine Richtersprüche.
13. Umringet die Tochter Zion!
Geht um sie herum!
Zählt ihre Thürme!
14. Bemerket ihre Zwinger!
Besteiget ihre Palläste!
Auf daß der Nachwelt ihr's verkünder;
15. Denn dieser Gott ist unser Gott, auf ewig:
Er führt uns über den Tod.

XLIX.

1. Dem Sangmeister, von den Söhnen Korachs, ein Psalm.

---

2. Vernehmt mich, ihr Völker alle!
   Erdbewohner merket auf!
3. Der Großen Söhne! Söhne der Gemeinen!
   Ihr Reichen und ihr Dürftigen!
4. Mein Mund soll feine Sprüche lehren;
   Mein Herz von Weisheit dichten.
5. Mein Ohr vernimmt ein hohes Lied,
   Und auf der Harfe spiel ich's nach.

* * *

6. Soll ich verzagen in der bösen Zeit?
   Trift mich die Strafe meiner Untertreter?
7. Die sich auf ihre Macht verlassen,
   Auf ihren grossen Reichthum trotzen.
8. Den Bruder will der Bruder nicht befreyn,
   Versagt das Lösegeld dem Richter.

9. Sich selbst loskaufen, kostet es zu viel,
Sie werden's ewig unterlassen.
10. Und wenn der Thor noch ewig lebte,
Und niemals das Verderben sähe!
11. So merkt er nicht, daß Weise sterben,
Daß auch der Thoren Schwarm vergeht
Und andren ihre Kräfte lassen?
12. Sie wähnen zwar: Paläste dauern,
Ihr Wohnplatz bleibe für und für,
Ihr Name hochberühmt auf Erden.
13. Allein des Menschen ganze Herrlichkeit,
Sie daurt kaum eine Nacht,
Wenn er dahin fährt, wie das Vieh.
14. Dies ist ihr Thun: sich selber Thorheit;
Wenns nur die späten Enkel rühmen.
15. Gleich einer Heerde, fahren sie ins Grab;
Sie treibt der Tod. Die Seeligen beherrschen sie
An jenem Morgen. Nicht ewig faßt der Abgrund
Ein Wesen, das ihn überdauert:
16. Der Herr erlöse meine Seele,
Nimmt er sie mir, nur von der Hölle;

17. Sie fahret, ohne Neid, wenn jener Schätze sammelt,
Und seines Hauses Herrlichkeit vermehrt.
18. Im Tode nimmt er keine Schätze mit;
Die Herrlichkeit fährt ihm nicht nach.
19. Ist seine Seele hier vergnügt;
Einst werden sie dich seelig preisen.
20. Er fährt doch seinen Vätern nach,
Erblicket ewig nicht das Licht.
21. Ein Mensch in höchsten Würden,
Wenn er kein Weiser ist,
Fährt hin, wie dummes Vieh.

L.

1. Ein Psalm Assaphs.

Der Götter Gott, der Ewge redet,
Ruft der Erde zu, vom Aufgang bis zum Niedergange
2. Von Zion — Krone der Schönheit —
Strahlt die Gottheit einher.

3. Er kömmt, unser Gott, und schweigt nicht —
(Blitzstral verzehret vor ihm;
Um ihn her gewaltiger Sturm.)
4. Ruft dem Himmel von oben,
Ruft der Erde, zu richten sein Volk:
5. „ Versammlet mir meine Verehrer,
„ Die mein Bündniß beim Opfer errichten.
6. (Der Himmel ist seiner Gerechtigkeit Zeuge;
Denn er ist Richter, — Gott!)
7. „ Höre mein Volk! ich rede;
„ Israel! ich zeuge unter dir.
„ Gott bin ich, dein Gott!
8. „ Ich straf' dich nicht, ob deine Opfer;
„ Dein Altar raucht ja stets vor mir.
9. „ Ich mag kein Rind aus deinem Hause;
„ Aus deinen Hürden keine Böcke.
10. „ Denn mein sind alle Thiere des Waldes;
„ Mein auf Bergen das Vieh, bey Tausenden.
11. „ Ich kenne jeden Vogel im Gebirge;
„ Was sich im Felde regt, ist mir bekannt.
12. „ Hungert' ich? dir sagt' ichs nicht;
„ Denn mein ist Erd' und was sie füllet.

13. „ Eß ich denn Fleisch der Stiere?
„ Trink' ich der Böcke Blut?
14. „ Bring' nur Gotte Dank zum Opfer;
„ Erfülle nur, was du dem Höchsten gelobst;
15. „ Und ruf mich an, in deiner Noth,
„ Ich rette dich: — so nur verehrst du mich."
16. Aber zum Verruchten sagt Gott:
„ Was schwatzest du von meiner Lehre;
„ Führst meinen Bund in deinem Munde?
17. „ So du doch hassest alle Zucht;
„ Wirfst meine Worte hinter dich.
18. „ Erspähst du einen Dieb, du bist sein Freund;
„ Und Ehebrecher sind dein Umgang.
19. „ Lässest deinen Mund zum Bösen aus;
„ Deine Zunge schmiedet Arglist;
20. „ Sitzest da, verleumdest deinen Bruder;
„ Hefrest deiner Mutter Sohne Schandfleck an.
21. „ Dis thust du. — Schwieg ich nun;
„ Du dächtest wohl, ich sey, wie du.
„ Nein, ich zeige dirs, ich lege dirs vor Augen.
22. „ Merkt es wohl ihr Gottesvergeßnen!
„ Sonst raff' ich hin, und niemand rettet.

23. „ Wer Dank mir opfert, ehret mich:
„ Wer Acht auf seinen Wandel hat,
„ Dem zeig' ich göttlich Heil."

LI.

1. Dem Sangmeister, ein Psalm Davids.

2. Als der Prophet Nathan zu ihm kam, da er zu Bathseba eingegangen.

---

3. Erbarm dich meiner, Gott! nach deiner Gnade!
Nach deiner großen Güte tilge meine Schuld!
4. Wohl wasche mich von meinen Missethaten,
Und reinige von meinen Sünden mich.
5. Denn ich erkenne mein Verbrechen:
Und meine Sünde schwebet stets vor mir.
6. Dir, dir allein hab' ich gesündiget;
Was bös in deinen Augen ist, gethan.
Daß du gerecht seyst, wenn du sprichst;
Rein erscheinest, wenn du richtest.

7. In Sünden hat man mich gezeuget:
In Missethat empfing mich meine Mutter.
8. Sieh! Du verlangst im Heimlichen die Warheit;
Du lehrst mich Weisheit im Verborgenen.
9. Entsündge mich mit Hysop, daß ich rein sey;
Von dir gewaschen, glänz ich, trotz dem Schnee.
10. O laß mich Wonn' und Freude hören!
Erquicke das Gebein, das du zerschlugst!
11. Verbirg dein Angesicht vor meinen Sünden;
Und lösche meine Missethaten aus!
12. Erschaffe, Gott! in mir ein reines Herz!
Und gieb mir einen neuen Biedersinn!
13. Verwirf mich nicht vor deinem Angesichte;
Entziehe mir nicht deinen heiligen Geist!
14. Gieb mir die Wonne deines Heiles wieder,
Laß mich den Geist der Großmuth unterstützen!
15. Denn lehr' ich Uebertreter deine Wege:
Und Sünder, daß sie wieder zu dir kehren.
16. Errette mich von Blutschuld, Gott! mein Heil!
Daß meine Zunge deine Gnade preise!
17. Herr! öfne meine Lippen,
Daß deinen Ruhm mein Mund verkünde!

18. Denn Opfer willſt du nicht, ich gäbe ſie:
Brandſtücken ſind dir nicht gefällig.
19. Das Opfer, das dir wohl gefällt, iſt ein gebrochner Sinn.
Ein gebrochnes, ein zerſchlagnes Herz,
O Gott! verſchmähſt du nicht!

Chor.

20. Thue Zion wohl nach deiner Huld!
Erbaue die Mauern Jeruſalems!
21. Denn werden Opfer ohne Schuld,
Geweihte Gaben dir gefallen,
Denn beſteigen Stiere den Altar.

Univ. Bibl. München

LII.

1. Dem Sangmeiſter, eine Unterweiſung Davids.

2. Als der Edomer Doeg kam, und dem Saul hinterbrachte:
David ſey in Abimelechs Haus angekommen.

---

3. Was rühmſt du, Held! dich deines Frevels?
Sie währt doch immer, Gottes Güte.

4. Du ſinn'ſt auf Unfall: deine Zunge —
Sie gleichet ſcharfgewetzten Klingen;
Sie ſtiftet Trug und Meuterey.

5. Du lieb'ſt das Böſe mehr als Gutes;
Die Lüge mehr als Wahrheitreden;

6. Biſt aller Unheilſchwangern Worte
Betrügeriſcher Zungen Freund.

7. So wird auch Gott dich ſo zerſtöhren;
Dich faſſen, aus dem Zelte reiſſen,
Und deine Wurzel aus dem Lande
Des Lebens ziehn, auf ewge Zeit!

8. Dies werden die Gerechten ſchaun,
Und ſchaudernd ſpotten über ihn:

9. „ Seht da! den Mann! —
„ Gott war nicht seine Zuversicht;
„ Er traute seinen großen Schätzen.
„ Die Zuversicht ward ihm zum Falle!"
10. Ich aber bin dem jungen Oelbaum,
Im Tempel Gottes grünend, gleich;
Vertraue stets auf Gottes Güte.
11. Dir dank' ich stets — denn du thust es! —
Dein Nam' ist immer mein Vertraun,
Denn er thut deinen Freunden wohl!

LIII.

1. Dem Sangmeister auf Machlath. Eine Unterweisung Davids.

---

2. Im Herzen spricht der Schalk: es ist kein Gott!
Verderbniß liebt man, Greul und Unrecht:
Niemand will das Gute üben.
3. Vom Himmel schauet Gott
Auf die beglückten Menschensöhne;

Ob Einer der Vernunft gehorche,
Nur Einer Gott im Herzen forsche.

4. Alle stimmen sie zum Abfall ein:
Nicht Einer will das Gute üben, auch nicht Einer.

5. Sie werden inne werden, die Tyrannen!
Die jetzt mein Volk, wie Brodt verzehren,
Gott, den sie nicht gerufen!

6. Bald wird man fürchten, wo man nichts gefürchtet;
Wenn deiner Bekrieger Gebeine
Gott zerstreuet.
Beschäme sie! Sie sind von Gott verachtet!

Chor.

Gott! der von Zion aus,
Den Israelen Hülfe sendet!
Wenn des verstoßnen Volks
Der Herr sich annimmt;
Ist Jacob froh, ist Israel in Freuden.

LIV.

1. Dem Sangmeister auf Neginoth. Eine Unterweisung Davids.

2. Als die Sipháer zu Saul kamen und sagten: David hält sich bey uns verborgen.

1.

Hilf mir Gott! durch deinen Namen;
Schaff' mir Recht, durch deine Macht!

4. Gott! erhöre mein Gebet;
Merk auf meines Mundes Worte!

5. Barbarn, wider mich verschworen,
Grausam Volk begehrt mein Leben,
Denket nicht an Gott! —

6. Aber Gott ist mir ein Helfer;
Ist Erhalter meines Lebens.

2.

7. Laß das Unheil sich zu meinen Feinden wenden!
Deine Wahrheit heischt es — laß sie schmachten!

8. Mit Freymuth bring ich dir dann Opfer dar;
Danke deinem Namen, der so wohlthut.
9. Er rettet mich aus aller Noth:
Er läßt mich Lust an meinen Feinden schaun.

LV.

1. Dem Vorsänger auf Neginoth. Eine Unterweisung Davids.

---

2. Gott! höre mein Gebet!
Entzieh dich meinem Flehen nicht!
3. Neige dich zu mir, erhöre mich!
Wie ich kläglich zage, heule,
4. Daß der Feind so tobt, der Frevler drängt;
Wollen Unheil mir zuwälzen,
Sind mir heftig gram.
5. Angstvoll schlägt das Herz in mir;
Mich überfallen Todesschrecken,
6. Wandeln Furcht und Zittern an.
Mich überdeckt ein kaltes Grauen.

7. Ich sprach: o hätt' ich Taubenschwingen,
Daß ich flöge Rast zu suchen,
8. Ferne weg, in weite Irre;
Uebernächte in der Wüste.
9. Wie würd' ich eilen zu entkommen,
Vor Sturm und Ungewitter!

* * *

10. Verderben bringe, Herr! und Zwiespalt unter sie.
(Schon seh' ich in der Stadt Gewalt und Hader
11. Tag und Nacht auf ihren Mauern wandeln,
Und Angst und Kummer lauren innerhalb.
12. Unfall drohet innerhalb;
Trug und Arglist weicht nicht von den Straßen.)
13. Denn schänd'te mich ein Feind;
Dies wollt' ich dulden.
Wenn mich mein Hasser pocht;
Vor ihm verberg ich mich.
14. Aber du, ein Mann geschätzt, wie ich!
Mein Rath, mein Busenfreund!
15. Mit dem ich süßen Umgang pflegte;
Zu Gottes Haus in frohen Haufen wallte!

16. Ha! Tod und Untergang reizt dieses über sie!
Lebendig sinken sie in Abgrund;
Unglück hegen sie in ihrer Wohnung,
Mitten unter sich.

* * *

17. Ich rufe nur zu Gott empor,
Und er erhöret mich.
18. Abends, morgens, mittags klag' ich, heule,
Und er erhöret meine Stimme;
19. Erlöst mein Leben, sichert es,
Daß niemand an mich kann.
Denn so oft sie an mich wollen,
20. Vernimmts der Herr und züchtigt sie.
Er, der von ewig her regiert,
Sie, die sich ohne Wandel dünken,
Und fürchten keinen Gott. —
21. Schon legt er seine Hand an Freunde,
Bricht seinen Bund.
22. Glatt, wie Milchram ist sein Mund,
Tück' und Krieg sein Herz.
Gelinder fließen seine Worte als Oel,
Und sind gezückte Dolche.

23. O dem Ewigen befiel nur dein Geſchick,
Der wird dich ſchon verſorgen,
Der läßt nicht immer den Gerechten wanken.

24. Ja, Gott! ſtürzen wirſt du ſie hinab in tiefe Gruft!
Blutgierige und Falſche
Erreichen nicht die Hälfte ihrer Tage.
Dies Vertrauen hab' ich ſtets zu dir.

LVI.

1. Dem Sangmeiſter auf Jonath Elem Rechokim. Ein Kleinod Davids, als ihn die Philiſter zu Gath griffen.

---

2. Sey mir gnädig, Gott! der Menſch will mich verſchlingen.
Täglich ängſtiget mich ein Beſtreiter;

3. Täglich ſchnaubt ein Feind nach mir:
Denn viel ſind meiner Widerſtreiter, Gott!

* * *

4. So oft mir angst wird, hoff ich nur auf dich.
5. Ich rühme mich der göttlichen Verheissung;
   Vertraue Gott, und fürchte nichts.
   Was kann der Mensch mir thun?

* * *

6. Täglich lauern sie mir auf,
   Sinnen nur auf meinen Untergang.
7. Sammeln sich zu Haufen, lauschen,
   Bemerken meine Tritte, stellen meinem Leben nach.

* * *

8. Umsonst sey ihr Entrinnen!
   Stoß sie im Zorn hinab, o Gott! die Barbaren!
9. Und hast du Leiden über mich verhängt;
   Ah! lege meine Thränen zu den Leiden!
   Sind sie nicht auch von dir verhängt?
10. Schon weichen sie zurück die Feinde, wenn ich rufe:
    Denn ich weis es, Gott ist mir zur Seite.
11. Ich rühme mich der göttlichen Verheissung,
    Ich rühme mich des Ewigen Verheissung;
    Vertrau auf Gott, und fürchte nichts.
12. Was kann der Mensch mir schaden?

13. Gott! zu Gelübden bin ich dir verpflichtet;
Dir will ich meinen Dank entrichten,
14. Denn du errettest mich vom Tode,
Auch meinen Fuß vom Gleiten;
Daß ich wandeln mag vor Gott,
Im Lichte der Lebendigen.

LVII.

1. Dem Sangmeister, Vertilge nicht; ein Kleinod Davids, als er vor Saul in der Höle floh.

---

2. Erbarm dich, Gott! erbarm dich mein!
Bey dir sucht meine Seele Schutz,
Schutz im Schatten deiner Flügel,
Bis die unglückschwangre Zeit vorüber.
3. Zu Gott ruf ich, dem Allerhöchsten;
Zu Gott, der über mich beschließt:
4. Er sendet Hülfe mir vom Himmel,
Beschämet meine Widersacher;
Sendet seine Güte, seine Treue.

5. Hier ist mein Leben — unter Löwen
Flammenschnaubend; unter Menschen,
Deren Zähne Lanz' und Pfeile,
Deren Zunge scharfe Dolche.

Chor.

6. Erhebe, Gott! dich über die Himmel;
Ueber alle Welt
Deine Majestät!

7. Netze legten sie meinen Tritten ein;
Krümten meinen Geist zu Boden;
Gruben vor mir eine Grube, —
Und fallen selbst hinein.

8. Unerschrocken bleibe mein Herz;
Unerschrocken, Gott!
Ich singe, schlage Saitenspiel.

9. Erwache, meine Ehre!
Erwache, Harf und Cither!
Die Morgenröthe weck' ich auf.

10. Dich, Herr! erheb' ich unter Nationen;
Dir tönt unter Völkern mein Spiel.

11. Denn bis am Himmel reichet deine Güte,
Deine Treu, so weit die Wolken gehn.

Chor.

Erhebe, Gott! dich über die Himmel;
Ueber alle Welt
Deine Majestät!

LVIII.

1. Dem Sangmeister, Vertilge nicht; ein Kleinod Davids.

---

1. Ihr Richter! heißt ihr dieses Recht gesprochen?
Urtheilt ihr so nach Billigkeit, ihr Männer?
2. Im Herzen schmiedet ihr ja Bubenstücke,
Und wägt Gewaltthat zu, statt Recht, im Lande.
4 Gottlose sind verkehrt, von Mutterliebe an;
Betrüger bringen Irrsinn mit zur Welt.
5 Ihr Wüten gleichet giftiger Schlangen Wüten;
Der tauben Otter, die ihr Ohr verstopft,
6 Daß sie nicht höre der Beschwörer Stimme,
Des weisen Meisters Zauberspruch nicht höre.

7. Zerschmettre, Gott! die Zähn' in ihrem Munde!
Zermalme das Gebiß der jungen Löwen!

8. Laß sie zergehn, wie Wasser, das dahin fleußt.
(Der Pfeil zersplittre, den sie angelegt!)

9. Wie eine Schnecke, die im Gehn zerschmilzt: —
Wie Frühgeburt, die keine Sonne schauet. —

10. Eh eur Gefäß des Dornes Brand gerochen,
Noch roh, kaum angewärmt — weg führ's der Sturm!

11. Der Fromme schau Bestrafung, freue sich,
Und bade seine Tritt' in Frevler Blut.

12. So spricht ein jeder: Unschuld bringt doch Frucht;
Fürwahr, es ist ein Gott auf Erden Richter!

LIX.

1. Dem Sangmeister, Vertilge nicht; ein Kleinod Davids. Als Saul sein Haus besetzen lies, ihn umzubringen.

---

2. Rette mich mein Gott! von meinen Feinden!
   Sichre mich vor meinen Widersachern!
3. Rette mich von Uebelthätigen,
   Hilf mir wider Blutbegierige!
4. Denn siehe! auf mein Leben lauern sie,
   Da ich nichts verbrochen, nichts begangen.
5. Laufen, ohne meine Schuld, umher,
   Rüsten sich. Erwache!
   Begegne mir! und siehe drein!
6. O Ewiger! des Weltalls Herr!
   Gott Israels! auf!
   Suche alle Erdbewohner heim;
   Keinem der Verwegnen,
   Keinem Ungetreuen gnädig.

7. Abends kommen sie herzu,
Lärmen, wie die Hunde,
Wandern in der Stadt umher.
8. Mit dem Munde sprudeln sie,
Mit den Lippen Dolche.
Denn wer höre es?
9. Du aber, Ewiger! verlachest sie,
Spottest aller Heiden.
10. O du Allmacht, deiner harr' ich!
Meine feste Burg ist Gott.
11. Seine Gnade ist mir nahe.
Gott läßt mich Lust an Feinden sehn.
12. Umkommen laß sie nicht!
Mein Volk vergässe sie gar bald.
Nein! in Elend treibe sie umher;
O du, unser Schild! laß sie gestürzt,
13. Kund thun ihres Mundes Sünden,
Ihrer Lippen schnöde Worte;
Wie, verstrickt in ihrem Hochmuth,
Sie Trug und Meineid büßen.
14. Vertilg' im Zorne, vertilge sie;
So sind sie nicht!

Nein, erfahren müssen sie
Daß ein Gott in Jacob Herr sey;
Herr sey über alle Welt.

15. Abends müssen sie dann kommen,
Lärmen, wie die Hunde,
Wandern in der Stadt umher:

16. Sie hin und her nach Speise irrend,
Zu stillen ihren Hunger,
Zu finden Lagerstädte;

17. Indeß ich deine Macht besinge,
Bis am Morgen deine Güte jauchze.

18. Dir, o Allmacht tönen meine Saiten.
Feste Burg ist Gott mir;
Gnädig ist mir Gott.

LX.

1 Dem Sangmeister auf Schoschan Eduth, ein Kleinod Davids, zum Auswendiglernen.

2. Als er wider Mesopotamien und Resibit zu Felde lag, und Joab wieder hinging und zwölf tausend Edomiter im Salzthale schlug.

---

3. Verstossen, hingestreut hast du uns, Gott!
Du zürnetest. — Ach nimm uns wieder auf!

4 Du hast die Erd' erschüttert, Risse aufgesprengt. —
Heil' ihre Brüche zu, die so zerscheller ist!

5 Du zeigtest deinem Volke hartes Schicksal;
Du gabst uns Taumelwein zu trinken.

6 Hoch weht nun wieder deiner Verehrer Panier
Um der Warheit willen, Selah!

7. Auf daß errettet werden deine Lieben,
Laß deine Rechte helfen, erhöre uns.

8. Gott sprachs, in seinem Heiligthume:
Nun sing' ich Siegeslied.

„ Sichem vertheile ich wieder;
„ Und messe Succoth Thal mir aus.
„ Mein ist Gilead, Menasse mein,
„ Ephraim meines Hauptes Macht.
„ Gesetze giebt nun Juda wieder.
„ Mein Waschgefäß ist Moab;
10. „ Auf Edom werf' ich meinen Schuh.
„ Philister! triumphirst du noch?" —
11. Wer bringt mich in die feste Burg?
Wer führte mich nach Edom hin?
12. Bist du's nicht, Gott? du hattest uns verlassen;
Zogst nicht mehr mit unserm Heere.
13. Ach, schaff' uns Rettung aus der Noth;
Denn Menschenhülfe ist doch kein nütz.
14. Mit Gott nur thun wir große Thaten;
Er tritt sie nieder, unsre Feinde.

LXI.

1. Dem Sangmeister auf Neginoth, von David.

---

2. Höre Gott! mein Schreien;
   Merk auf mein Gebet!
3. Von des Landes Grenze ruf' ich dir,
   Wenn mein Herz verzagen will.
   Du führest mich auf hocherhabenen Fels.
4. Denn meine Zuversicht bist du;
   Ein fester Thurm vor Feinden.
5. In deinem Zelte wohn' ich ewiglich,
   Geborgen unter deinen Fittigen.
6. Du hörtest, Gott! auf mein Gelübde;
   Setzest wieder in ihr Eigenthum,
   Die deinen Namen fürchten, ein.
7. Gieb dem Könige ein langes Leben;
   Jahre bis zum kommenden Geschlecht,
8. Daß er vor Gott auf seinem Throne bleibe.
   Befiel daß Treu und Güte ihn bewache;
9. So tönt dir ewiglich mein Saitenspiel,
   So zahl' ich die Gelübde, Tag für Tag!

LXII.

1. Dem Sangmeiſter auf Jeduthun. Ein Pſalm Davids.

---

2. Nur in Gott getröſtet ſich mein Geiſt;
Von ihm nur kömmt mein Heil.
3. Nur er iſt Fels und Rettung mir,
Und hohe Burg. Sehr wanken kann ich nicht!
4. Wie lange ſtürmt ihr zu, auf einen Mann,
Und brechet ſämmtlich ein, gleich wie
In morſche Wand, in ſinkendes Gemäuer?
5. Nur ihn von ſeiner Höh' zu ſtürzen,
Beſchließen ſie im Rath; belieben Heucheley;
Gleißnen Segen mit dem Munde;
Hegen Fluch im Herzen.
6. Sey nur in Gott getroſt, mein Geiſt!
Denn meine Hoffnung kömmt von ihm.
7. Nur er iſt Fels und Rettung mir;
Nein, ſtürzen werd' ich nicht.
8. Mein Heil und meine Würde iſt bey Gott:
Mein Schutzfels, meine Zuverſicht iſt Gott.

9. Geliebtes Volk! vertraut ihm allezeit!
Schüttet aus euer Herz vor ihm!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

10. Menſchen ſind nur Hauch, — die Groſſen Trug.
Auf der Wage hebt ein Hauch
Sie alleſammt empor.

11. Verlaßt euch nicht auf Raub und Frevel!
Seyd nicht in Wahn ſo ſehr bethört!
Fleußt Reichthum zu, ſo hängt eur Herz nicht dran.

12. Ein Wort hat Gott geſprochen;
Das ward ich oft gewahr;
Macht ſteht nur bey Gott.

13. Doch Gnade, Herr! ſteht auch bey dir!
Jedem lohneſt du, nach ſeinem Werke.

LXIII.

1. Psalm Davids, als er in der Wüste Juda war.

---

2. Gott! mein Gott bist du! dich such ich Morgens früh;
Nach dir dürstet meine Seele, sehnet sich mein Fleisch,
Hier in dürrem, schmachtendem, wasserlosem Lande;
3. Deine Herrlichkeit zu schauen, deine Pracht.
4. Dort im Heiligthum sah' ich sie dereinst. Meine Lippen priesen dich:
Deine Huld ist köstlicher als Leben.
5. Gerne sing' ich deinen Ruhm also mein Lebenlang;
Hübe meine Händ' empor, riefe deinen Namen an.
6. Wie von Mark und Fette satt, würd' ich laute Lieder singen;
Wenn ich dein gedächte, Nachts auf meinem Lager;
Bis zur frühen Wache, immer von dir reden;
8. Unter deiner Flügel Schatten laut frohlocken,
Daß du meine Hülfe warst.
9. Meine Seele hängt dir an; deiner Rechten folg ich nach.

10. Die mir nach dem Leben stehn, finden ihren Untergang;
Fahren hin in tiefsten Abgrund;
11. Fallen fortgeschleppt vom Schwerdte;
Werden wilder Füchse Theil.

Chor.

Der König freue sich in Gott!
Es rühme sich, wer Treu ihm schwört.
Der Lügner Mund verstumme!

LXIV.

1. Dem Vorsänger. Ein Psalm Davids.

1.

2. Erhöre, wenn ich klage, meine Stimme, Gott!
Behüte mich vor Feindes Angst!
3. Verbirg mich vor der Bösen Rath,
Vorm Ungestüm der Uebelthäter.
4. Die, wie Dolche, ihre Zungen schärfen;
Legen ihr Geschoß an — giftige Verleumdung —

2.

5. Zielen heimlich auf den Frommen;
Drückens plötzlich ab, ohn' alle Scheu.

6. Sie schmieden bösen Anschlag feste;
Sinnen, wo sie Stricke legen;
Sprechen, wer bemerkt sie dort?
7. Vermummt sind ihre Bubenstücke;
Verschlagen ihre Ränke;
Im Innersten verborgen,
Im Herzen tief versteckt.

3.

8. Allein auch da trift Gott;
Ihr schneller Pfeil verletzt sie selbst.
9. Sie fället ihre eigne Zunge,
Daß ihrer spottet, wer sie schaut.
10. Und alle die es sehen, sagen:
O! Gott hat das gethan!
Erkennen, daß sein Werk es sey.

4.

11. Der Fromme freut sich in Gott,
Und findet Schutz bey ihm.
Seiner rühmet sich,
Wer grades Herzens ist.

LXV.

1. Dem Sangmeister, ein Psalm Davids zum Singen.

---

2. Der Seelen Ruhe ist es, Gott!
   Zu Zion dich zu loben,
   Gelübde dort dir zu bezahlen.
3. Erhörer des Gebets! zu dir kömmt alles Fleisch!
4. Ist uns der Sünden Last zu schwehr;
   Die Missethaten; — Du verzeihest sie.
5. Wohl deinem Liebling, den du aufnimmst,
   Daß er in deinem Vorhof wohne!
   Da wird man satt der Güter deines Hauses;
   Satt deines Tempels Heiligthums.
6. Dein Drohen selbst, o Gott des Heils!
   Ist furchtbar, doch gerecht.
   Du bleibst die Zuversicht der Erden Enden,
   Die Zuversicht entfernter Küsten,
7. Der du mit deiner Macht
   Der Berge Grund gelegt,
   Mit Allgewalt umgürteter!
8. Du stillst der Meere Brausen,

Das Brausen ihrer Wogen;
So wie der Völker Ungestüm.

9. Ob deine Wunderzeichen staunen
Die Einbewohner ferner Zonen.
Du machst frohlocken,
Des Morgens und des Abends Anbeginn.

10. Du suchest heim die Erde, wässerst sie,
Bereicherst sie gar sehr;
(Voll Wassers ist das Brünnlein Gottes!)
Wohl bekleibet ihre Frucht,
Wenn du so den Boden ebnest;

11. Tränkest ihre Furchen,
Senkest ein das Aufgepflügte;
Schmelzest es mit Regenguß;
Segnest ihr Gewächs;

12. Bekrönst das Jahr mit deinem Gute;
Von deinen Spuren triefet Ueberfluß.

13. Es triefen Auen in der Wüste;
Die Hügel gürten sich mit Fröhlichkeit.

14. Die Triften kleiden sich mit Schafen;
Kornfrucht hüllt die Thäler ein.
Alles jauchzet, alles singet.

LXVI.

1. Dem Sangmeiſter, ein Pſalmlied.

Jauchzet Gotte, alle Lande!

2. Laßt, zu Ehren ſeines Namens,
Hoben Lobgeſang erſchallen!

3. Sprecht zu Gott: „wie wunderbar ſind deine Werke!
„ Unter deiner Allmacht
„ Schmiegen ſich die Feinde.

4. „ Der ganze Erdkreis betet an, lobſinget dir,
„ Lobſinget deinen Namen, Selah."

5. Gehet, ſchaut die Thaten Gottes!
Sein Walten über Menſchenkinder, wunderbar!

6. Er wandelte das Meer ins Trocken,
Daß man durch Strom zu Fuße kam.

7. Der ewig herrſcht mit Allgewalt,
Sein Auge ſchauet auch auf Heiden,
Die Empörer! nie werden ſie erhöht!

8. Rühmet, Völker unſern Gott!
Laßt ſein Loblied laut erſchallen!

9. Der uns erhält zu beſſerm Leben;
Der unſern Fuß nicht gleiten läßt.
10. Denn, Gott! geprüfet haſt du uns;
Geläutert, wie man Silber läutert;
11. Haſt uns verſtrickt in Schlingen;
Unſern Lenden Laſten angehängt.
12. Lieſſeſt Menſchen fahren über uns;
Brachteſt uns in Feuersnoth, in Waſſersnoth;
Allein du führeſt uns heraus, zum Freudenmahl.
13. Deinem Tempel wall' ich mit Brandopfern zu.
Bezahle, was ich dir gelobt;
14. Wie ich meine Lippen aufgethan;
Wie ich verſprach in meiner Noth.
15. Feiſte Opfer bring ich dir;
Der Widderduft ſteigt dir empor.
Rinder führ' ich zu und Böcke.
16. Kommet, hört, ihr Gottverehrer!
Ich erzähle, was er mir gethan.
17. Ich rief ihn an, mit meinem Munde;
Bald war auf meiner Zunge Lobgeſang.
18. Hätt' ich Unrecht vor in meinem Herzen;
Würde mich der Herr wohl hören?

19. Allein er hört mich, Gott,
Er merket auf mein Flehen wohl.
20. Gelobt sey Gott, der nicht verwirft mein Flehen,
Noch seine Güte von mir wendet!

LXVII.

1. Dem Sangmeister auf Neginoth, ein Psalm zum Saitenspiel.

---

2. Gott sey uns gnädig;
Geb' uns seinen Segen,
Und laß sein Antlitz uns erleuchten.
3. Daß man auf Erden deinen Weg erkenne;
Unter allen Völkern deine Hülfe.
4. Dir huldigen die Staaten, Gott!
Dir huldigen die Staaten alle.
5. Nationen freuen sich und jauchzen,
Daß du gerecht die Staaten richtest,
Regierst auf Erden alle Reiche!

6. Dir huldigen die Staaten, Gott!
Dir huldigen die Staaten alle.

7. Das Land giebt sein Gewächs;
Uns segne unser Gott.

8. Gott segne uns,
Und ihn verehre alle Welt!

LXVIII.

1. Dem Sangmeister Davids. Ein Psalm, zum Singen.

Eingang.

2. Gott mache sich auf,
Daß seine Feinde zerstreut,
Flüchtig werden seine Hasser.

3. Wie Rauch verjagt wird, jage sie fort:
Wie Wachs am Feuer zerschmilzt,
Vergehen Uebelthäter vor Gott.

4. Aber fröhlich seyen die Gerechten.
Sie frohlocken vor dem Herrn,
Und vollbringen wonnevolle Tage.

Chor I.

5. Singet dem Namen Gottes!
Preiset ihn mit Saitenspiel!
Macht ihm Bahn, der durch die Aetherwüste fährt.
Sein Nam' ist Ewiger!
Frohlocket vor ihm!

6. Ein Vater der Waisen:
Ein Richter der Wittwen:
Gott, in seiner heilgen Wohnung!

Chor II.

7. Ein Gott, der Einsamen das Haus besetzt:
Gefesselten die Freyheit giebt:
Doch Widerspänstige bewohnen dürres Land.

I.

8. Gott, als du vor deinem Volke auszogst,
Einhertratst in der Wüste, Selah;

9. Da bebte die Erde; die Himmel troffen vor Gott,
Dieser Sinai vor Israels Gott!

10. Einen milden Regen lässest du herab;
Erquickst dein Erbgut, lechzendes Land.

11. Dir geweihte Thiere sollten es bewohnen;
Mit deiner Güte, Gott! ward es
Erquickt, für ein bedrängtes Volk.

2.

12. Frohe Nachricht sendet Gott!
Der Bothschaftbringerinnen großes Heer!
13. Die Könige mit ihrer Heeresmacht,
Bewegen sich hier, bewegen sich da;
Und die Hausbewohnerinn vertheilet Beute.
14. Auch wenn ihr bey den Tränken lauert,
Deckt Silber die Flügel der Taube,
Flammend Gold der Fittige Spitzen.
15. Die Allmacht streckt dort Könige hin;
Dann leuchtet Schnee im Düstern.

3.

16. Berg Gottes ist der Berg zu Bassan;
Breiten Rücken streckt der Berg zu Bassan.
17. Was eifert ihr, ihr Berge breiter Rücken?
Jenen Berg erkohr zu seinem Sitze Gott.
Ewig thront der Heilige auf ihm.

18. Myriaden sind des göttlichen Gefolges;
Myriaden himmlischer Mächte;
In ihrer Mitte der Herr; so Sinai im Heiligthum!

Chor.

19. Du stiegest hoch empor,
Trugst Beute davon;
Empfingest Menschen zum Geschenk;
Nahmst auch Widerspänstige an;
Wohnest unter ihnen, Ewiger! Gott!

4.

20. Tag für Tag sey Gott gepriesen.
Er ladet uns auf, ist aber unser Helfer.
21. Uns ist unser Gott ein Gott der Hülfe.
Der Ewige, er weiß vom Tode Rettung.
22. Aber seiner Feinde Haupt zerschmettert Gott,
Die Scheitel des versteckten Bösewichts.
23. „ Von Bassan, spricht der Herr, bring' ich zurück;
„ Ich bring' aus Meeres Tiefen zurück!
24. „ Daß du durch Blut mit deinem Fuße watest;
„ Mit Feindes Blut die Hunde sättigest."

5.

25. Man schaut nun deinen Prachtzug, Gott!
Den Einzug meines Gottes,
Meines Königs in sein Heiligthum.
26. Die Sänger voran, Saitenspieler folgen,
Umgeben von Pauckenschlägerinnen.
27. In vollen Chören loben sie Gott;
Die vom Ursprung Israels, den Ewigen.
28. Hier Benjamin, der jüngste, führet sie an!
Die Fürsten Juda im Purpurgewand;
Die Fürsten Sebulun, Fürsten Naphtali.

6.

29. Dein Gott hat dir das Reich beschieden!
(O Gott! befestige das Reich das du gestiftet.)
30. Beherrsche nur Jerusalem aus deiner Burg!
Die Könige bringen dir ihren Tribut.
31. Ruhend auf silbernem Oestrich,
Schrecke das Gezücht im Schilf!
Einer Heldenstiere Schaar
Besteht die Kälber der Völker;
Zerstreut die Schlachtbegierigen Horden.

32. Die Fürſten kommen aus Aegypten herzu;
Cuſch faltet Hände zu Gott!

Chor I.

33. Königreiche der Erde!
Singet Gotte!
Rührt dem Herrn euer Saitenſpiel!
34. Ihm, der über der uralten Himmel
Höchſten Gipfel fährt.
Hört, wie ſeine Stimme donnert!
Donner der Allmacht!
35. Gebet Gotte das Reich!
Seine Majeſtät über Iſrael;
Seine Allmacht hoch am Firmament.

Chor II.

36. Furchtbar donnerts, Gott!
Aus deinem Heiligthume.
Iſraels Gott!
Er giebt dem Volke Reich und Macht.
Gelobt ſey Gott!

LXIX.

1. Dem Vorſänger auf Schoſchanim, von David.

---

2. Rette mich, o Gott! das Waſſer dringt ans Leben!
Verſenkt in Schlamm – Untiefe, nirgends Grund; –
3. Von Flut bedeckt, des Stromes Spiel,
Ermatte ich von Schreyn; meine Kehle röchelt. —
4. Mein Geſicht vergeht
Vom Schaun nach meinem Gotte.
5. Mehr denn meines Hauptes Haare,
Sind derer, die umſonſt mich haſſen;
Feſter als gewundne Locken,
Die mir gram ſind unverdient.
Ich muß erſtatten, was ich nicht geraubt.
6. Gott! dir iſt meine Thorheit zu bekannt;
Meine Schulden ſind dir unverborgen.
7. Laß nicht durch mich beſchämt ſeyn,
Die dir vertraun, Gott! Herr der Welt!
Laß nicht an mir zu Schanden werden,
Die nach dir fragen, Gott Iſraels!

8. Denn um deinetwegen trag' ich Schmach;
Deckt Schamroth mir das Angesicht;
9. Bin ich meinen Brüdern fremde,
Meiner Mutter Söhnen unbekannt.
10. Eifer für dein Haus hat mich verzehrt;
Deiner Lästrer Schmähen fiel auf mich.
11. Ich verwein', im Fasten, meine Seele;
Man höhnet mein dazu.
12. Ich kleide mich in Trauerkleidern;
Auch das wird ihnen Spottgedicht.
13. Wer am Thor sitzt, wascht von mir,
Die Trinker singen auf mich Lieder.
14. Ich aber bete Herr zu dir, zur Gnadenzeit;
Gott! nach deiner grenzenlosen Güte!
Erhöre mich mit deiner treuen Hülfe!
15. Reiß mich aus dem Kothe, daß ich nicht versinke;
Daß ich errettet werde von meinen Widersachern,
Und aus des Wassers Tiefen.
16. Daß mich die Flut nicht überschwemme;
Der Abgrund nicht verschlinge;
Die Gruft nicht über mich sich schließe.

17. Erhöre mich, Gott! denn deine Güte ist tröstlich;
Wende dich zu mir, nach deiner Allbarmherzigkeit;
18. Verbirg dein Antlitz nicht vor deinem Knechte!
Wie angst ist mir! eile, erhöre mich!
19. Sei meiner Seele nah, erlöse sie!
Hilf mir, um meiner Feinde willen!
20. Meine Schande, Scham und Schmach,
Die mich kränken alle sind vor dir.
Ah! die Schmach bricht mir das Herz!
21. Ich taumle ohnmächtig hin. —
Wart auf Mitleid — doch umsonst!
Seh aus nach Tröster; finde keinen.
22. Gift reicht man mir zur Labung;
Essig meinen Durst zu stillen.
23. Daß ihre Tafel ihnen eine Falle;
Eine Schlinge werde zur Vergeltung!
24. Daß ihre Augen finster werden,
Nichts mehr sehn!
Laß ihre Lenden immer wanken!
25. Geuß deine Ungnade über sie!
Deines Zornes Glut ergreife sie!

26. Oede sey ihr Schloß, ihre Hütten unbewohnt!
27. Denn, wen du schlägst, verfolgen sie;
Deine Verletzten zu quälen, sinnen sie nach.
28. O daß sie Sünd' auf Sünde häuffen;
Nie kommen zur Begnadigung vor dir!
29. Daß sie vertilgt im Lebensbuche,
Nie mit Begnadigten verzeichnet werden!
30. Mich, der ich elend und betrübt bin,
Mich setzet deine Hülfe hoch empor!
31. Drum lob' ich Gott in einem Liede,
Ehr' ihn hoch in Dankgesängen.
32. Dies gefällt dem Herrn weit besser,
Denn ein Farr mit Horn und Klauen.
33. Schaut ihr Leidenden! werdet froh,
Ihr Sucher Gottes! euer Herz leb' auf!
34. Denn der Herr erhöret die Armen;
Verschmäht nicht, wen er fesseln läßt.

Chor.

35. Es lob ihn Erd' und Himmel,
Meer und was darinn sich regt!
36. Denn Gott wird Zions Helfer seyn!

Wird aufdaun Judas Städte,
Zum bewohnen, zum besitzen!
Sie erbet seiner Knechte Saamen,
Die Freunde seines Namens wohnen drinnen.

LXX.

1. Dem Vorsänger; von David, beym Dustopfer.

---

2. Gott! mich zu erretten —
Eile Herr mir beyzustehn!
3. Erröthen und verstummen müssen
Die mir nach dem Leben stehn!
Weichen und zu Schanden werden,
Die sich meines Unglücks freun!
4. Vor Scham zurücke beben,
Die mir zurufen: da! da!
5. Vergnügt und glücklich seyn an dir,
Alle die dich suchen;
Immer sagen: groß ist Gott!
Die Freunde deines Heiles.

6. Ich bin arm und elend;
Eile, Gott! zu mir!
Hülfe bist du mir und Rettung!
Ach, Ewiger! verzeuch nicht!

LXXI.

1. Herr! ich trau' auf dich!
Laß mich nie zu Schanden werden.
2. Befreye, rette mich, Barmherziger!
Neige mir dein Ohr und hilf mir!
3. Sey mir eine Felsenburg,
Wo ich immer Zuflucht finde,
Wo du befiehlst, mir beyzustehn;
Nur du bist Fels und Veste mir!
4. Rette, Gott! mich aus der Hand des Frevlers,
Aus des Ungerechten Faust, des Räubers.
5. Denn du bist meine Zuversicht,
Meine Hoffnung, Herr! von Jugend auf.
Auf dich verließ ich mich von Mutterleibe;
Du halfst mir ihrem Schooß entkommen.
Auch ist mein Rühmen stets von dir.

7. Vielen dien' ich zur Belehrung —
Du aber bist mir festes Zuvertrauen!
8. Mein Mund wird deines Lobes voll,
Deines Preises immer voll seyn.
9. Verwirf mich nur im Alter nicht!
Verlaß mich nicht da meine Kraft vergeht!
10. Feinde unterreden sich von mir;
Die auf mein Leben lauern, pflegen Rath;
11. Sprechen: „Gott verläßt ihn! Setzet nach!
„Ergreift ihn! niemand rettet!"
12. Gott, sey du nicht fern von mir!
Eile, o mein Gott! mir beyzustehn!
13. Umkommen müssen und zu Schanden werden,
Die Widersacher meiner Seele;
Daß sie in Hohn und Schmach sich hüllen,
Die sich meines Unglücks freun!
14. Ich aber werde unaufhörlich harren;
Unaufhörlich deinen Ruhm vermehren;
15. Mein Mund rühmt deine Allgerechtigkeit,
Deine Hülfe Tag für Tag!
Zwar sie erzählen kann ich nicht.
16. Den Eingang nur zu deiner Allmacht

Darf ich wagen, Gott! mein Herr!
Der Allbarmherzigkeit nur blos erwähn n.

17. Dies lehrtest du mich, Gott! von Jugend auf.
Auch jetzt noch rühm' ich deine Wunder.

18. Und auch im Alter, Gott! bey grauem Haupte,
Verläſſest du mich nicht;
Daß ich der Nachwelt deinen Arm,
Der Zukunft deine Allmacht preiſe.

19. Und deine Allgerechtigkeit, Gott!
Bis zur Himmelshöhe;
Wunderthaten die du thuſt,
Wer gleicht dir, Gott?

20. Viel Angſt und Leiden ließest du mich dulden:
Doch rufſt du mich zurück ins Leben;
Zeuchſt aus der Erden Tiefen mich herauf;

21. Verleihſt mir wieder hohe Würden,
Und wendest dich, mir Troſt zu geben.

22. Drum dank' ich deiner Treue
Mit Pſalterſpiel, mein Gott!
Schlage meine Harfe dir,
Heiliger in Iſrael!

23. Meine Lippen jauchzen dir!

Dir tönt mein Saitenklang!
Meine Seele, die du rettest!
24. Täglich dichtet meine Zunge
Von deiner Allgerechtigkeit.
Denn die mein Verderben suchen,
Sind beschämt — verstummen.

LXXII.

1. An Salomo.

---

1. Gott! verleihe dein Gericht dem Könige;
Dem Königssohne dein gerechtes Urtheil.
2. Daß er dein Volk gebührlich richte,
Recht spreche deinen Unterdrückten.
3. Die Berge tragen Glück dem Volke;
Glück die Hügel, durch Gerechtigkeit.
4. Er schaffe Recht dem armen Volke,
Steh der Dürftigen Kindern bey,
Zermalme den Unterdrücker.
5. So verehrt man dich, so lange Sonne
Und Mond währet, für und für.

6. Er lasse sich herab,
Wie Regenguß auf abgemähtes Land;
Wie Tropfen die das Erdreich feuchten.
7. In seinen Tagen blühe der Gerechte,
Und großes Glück, bis nimmer sey der Mond.
9. Vor ihm beugen sich Wüstenbewohner,
Und seine Feinde lecken Staub.
10. Die Reiche Tarschisch und der Küsten
Bringen ihm Geschenke;
Schebas und Sebas Könige
Führen Gaben zu.
11. Alle Fürsten fallen vor ihm nieder,
Alle Völker sind ihm unterthan.
12. Denn er rettet flehende Bedrängten,
Den Elenden, der keinen Helfer hat.
13. Schont des Armen, schont des Dürftigen,
Rettet der Verlaßnen Leben;
14. Befreiet sie von Trug und Frevel;
Denn theuer achtet er ihr Blut.
15. Wer wohl lebt, bringt ihm Gold aus Scheba,
Betet immerdar für ihn,
Und giebt ihm täglich seinen Segen.

16. Dicht Getraide ſteht im Lande,
Auf hoher Berge Gipfel.
Wie Libanon rauſcht ſeine Frucht;
Und in den Städten blühts,
Wie auf der Flur Gewächs.
Sein Nachruhm währe ewig!
Sein Name mit der Sonne gleich!
Man ſegne ſich mit ihm,
Alle Völker ihn.

* * *

18. Gelobt ſey der Ewige, Gott, der Gott Iſraels, der allein Wunder thut. 19. Und gelobt ſey der Namen ſeiner Majeſtät; daß ſeine Majeſtät die ganze Erde erfülle. Amen, Amen.

(Ende der Gebete Davids, Sohnes Jiſchai.)

Drittes Buch.

LXXIII.

Pſalm Aſaphs.

1. Dennoch hat Iſrael zum Troſte Gott:
Dis fühlt, wer reines Herzens iſt.
2. Zwar wären meine Füſſe faſt geſunken;
Ein nichts, ſo glitten meine Tritte hin:
3. Schon fing ich an Verruchte zu beneiden;
Wenn ich beglückte Frevler ſah:
4. Kein Knoten hemmet ihrer Tage Lauf,
Ihre Kraft bleibt ungeſchwächt:
5. Sie leiden nicht, was Erdbewohner leiden;
Der Menſchheit Plage trift ſie nicht:
6. Darum ſtolzirt der Trotz an ihrem Nacken,
Und Frevel iſt ihr Lieblingsſchmuck.
7. Aus feiſten Kreiſen dringt ihr Aug hervor;
Ihr lüſtern Herz iſt überſatt:

8. Sie höhnen, lästern, reden Bubenstücke,
Von ihrer stolzen Höh' herab:
9. Gebieten hoch, wie wenns vom Himmel käme,
Und auf der Erde gilt ihr Wort:
10. Bethört, folgt ihm das Volk, in ganzen Haufen,
Strömt ihm, wie Wasserfluten nach:
11. Sie wähnen: „ Kann Gott wissen, was geschieht?
„ Wie kann der Höchste hierauf merken?
12. „ Seht diese Frevler hier! sie blühen
„ In stetem Glück und Ueberfluß.
13. „ Soll ich umsonst mein Herz dem Guten weihen,
„ Und meine Händ' in Unschuld waschen?
14. „ Nur neue Plage bringt mir jeder Tag,
„ Und jeder Morgen andre Noth: —"
15. Oft dacht' ich fast wie sie; — allein so wären
Gott! deine Kinder ja verdammt.
16. Ich dacht ihm nach, und suchte Warheit;
Doch alles Forschen war nur Quaal:
17. Bis ich ins Heiligthum des Herrn gekommen,
Ihr Ende abzusehn gelernt.
18. Erhaben sitzen sie, auf glatten Höhen;
Ein Abgrund drohet rund umher.

19. Wie plötzlich stürzen sie von ihren Höhen,
Verschwinden, wie ein Schreckgesicht!
20. Du machst ihr Schattenglück, o Gott! wie Träume
Dem Wachenden zu Mähr, und Spott.
21. Wenn itzt der Bösen Glück mein Herz betrübet,
Und mir in meine Nieren sticht;
22. So bin ich gern ein Thor, und will nicht forschen;
Bin gern vor dir dem Viehe gleich.
23. Ich bleibe ja bey dir auf immer;
Du hältst an meiner Rechten mich:
24. Dein Rathschluß leitet mich auf dunklem Pfade;
Nimmt endlich mich zu Ehren auf.
25. Was könnt' ich neben dir im Himmel wünschen?
Was hier auf Erden neben dir?
26. Verschmachtet Leib und Seele, so ist Gott
Stets meines Herzens Trost, mein Theil:
27. Verloren sind, die sich von dir entfernen;
Verloren, wer um andre buhlt.
28. An Gott mich halten, ist mir höchstes Gut!
Ich suche meinen Schutz bey dir, Gott!
Mein Herr! verkünde deine Wunderthaten.

LXXIV.

Unterweisung Assaphs.

1. Warum verwirfst du, Gott! noch immer uns?
   Raucht über deine Heerde ewiglich dein Zorn?
2. Ach denke der Gemeine, vormals dir erworben;
   Des Stammes, dir zum Eigenthum befreyt!
3. Erhebe deine Tritte
   Zu jenen unvergänglichen Trümmern,
   Wo alles Heilige der Feind verheert.
4. Laut brüllten deine Widersacher,
   Im Tempel deiner Stiftung:
   „ Ha! trift sie ein, die Vorbedeutung!
   „ Berühmt wird diese That,
   „ Gleich jener, da mit Aexten
   „ Man eindrang in den dichten Hayn,
6. „ Und nun das Schnitzwerk alle
   „ Mit Beil und Hammer niederschlug."
7. Legten Feuer an, in deinem Heiligthume;
   Entweihten deine Residenz, der Erde gleich.

8. Im Herzen wähnen sie: wir unterdrücken alles.
Alle Stiftungshäuser Gottes
Sind nun verbrennt im Lande.
9. Vorbedeutungszeichen werden uns nicht mehr;
Hier ist kein Prophet, niemand weis wie lange?
10. Wie lange, Gott! der Feind soll schmähn!
Der Widersacher deinen Namen lästern?
11. Warum du deine Hand, die Rechte
Deinem eignen Schooße ganz entziehst?
12. Dennoch ist es Gott, mein König vormals,
Der alles Heil noch itzt auf Erden wirkt.
13. Durch deine Kraft zertrennest du das Meer;
Du zerschlägst das Haupt der Meeresungeheuer;
14. Du zerschmetterst die Köpfe der Krokodille,
Giebst sie zur Kost dem Volke in der Wüste.
15. Du öfnest Quellen, öfnest Bäche;
Du lässest ewige Ströme versiegen.
16. Dein Werk ist Tag, und Nacht dein Werk;
Du setztest Licht und Sonne ein!
17. Du stelltest fest der Erden Grenzen;
Du erschufest Dürre und Frost!

18. Bedenk es, welch ein Feind den Ewgen schmäht!
Welch niederträchtig Volk dir trotzet!
19. Gieb jedem Raubthier nicht dein Turteltäubchen preis!
Dein gequältes Thierchen
Wollest du nicht ganz vergessen!
20. Schau auf deinen Bund!
Denn Räuberhölen voll
Sind jene düstre Gegenden der Erde.
21. Ach! laß den Zerknirschten nicht beschämt entweichen!
Daß deinen Namen preisen Arme und Bedürftige!
Auf! Gott! o führe deine Sache!
22. Bedenk die Schmach, die täglich dir
Von Niederträchtgen wiederfährt.
23. Vergiß des Ungestüms der Feinde nicht!
Deiner Widersacher Toben
Nimmt unaufhörlich zu.

LXXV.

1. Dem Sangmeister, Vertilge nicht; ein Psalm Assaphs zum singen.

---

2. Wir danken, Gott! dir, danken dir!
Daß deine Majestät uns nahe sey;
Verkünden deine Wunder.
3. „ Zum Zeitpunkt, den ich mir ersah,
„ Werd' ich Gerechtigkeit ausüben.
4. „ Laßt Erdball und Bewohner schwanken;
„ Ich stelle seine Säulen fest.
5. „ Spreche zu den Tobenden: tobet nicht!
„ Zu den Gottlosen: hebt das Horn nicht hoch!
6. „ Hebt nicht euer Horn himmelan!
„ Trotzt, mit starrem Halse, nicht so sehr!"
7. Denn nicht vom Aufgang, nicht vom Niedergang,
Auch von der Wüste nicht, wirds kommen;
8. Nein, Gott ist Richter! niedrigt diesen, hebet jenen.
9. Der Herr hat einen Becher in der Hand.
Roth ist der Wein, doch voller Mischung,

Der edle Saft fleußt über;
Doch Frevler trinken, bis zur Neige,
Die Hefen aus.

* * *

10. Unaufhörlich tönt mein Lied,
Mein Saitenspiel vom Gotte Jacobs;
11. Verkürzt das Horn der Frevler,
Auf daß der Redliche sein Horn erhebe.

LXXVI.

1. Dem Sangmeister auf Neginoth. Ein Psalm Assaphs, zum singen.

---

2. Gott ist durch Juda berühmt;
Sein Namen groß durch Israel.
3. Zu Salem sein Gezelt,
In Zion seine Residenz.
4. Daselbst zerbrach er des Bogens Gefieder,
Schild, Schwerd und Kriegesgerüst.
5. O du Mächtiger! verheerender bist du,
Denn reissender Thiere Gebürge!

6. Den Tapferſten weichet der Muth.
Sie ſinken hin in Todesſchlaf;
Kein Held weis ſeine Hand zu finden,
7. Von deinem Drohen, Jacobs Gott!
Eingeſchläfert, Kriegsgeſpann und Roß.
8. O du, Furchtbarer du!
Zürneſt du, wer kann vor dir beſtehen?
9. Vom Himmel ſprichſt du Urtheil herab;
Der Erdball ſtaunt — und ſchweigt;
10. Wenn Gott ſich aufmacht, zum Gericht,
Die Unterdrückten im Lande zu retten:
11. Denn Menſchenwuth vermehret deinen Ruhm;
Mag der Ueberreſt ſich rüſten mit Wuth!
12. Dem ewigen, euerm Gotte, gelobt ihr und bezahlt;
Alle, die ihr um ihn ſeyd!
Führt der Ehrfurcht Gaben zu!
13. Er mähet ab den Muth der Fürſten;
Den Erdenkönigen entſetzlich!

LXXVII.

1. Dem Sangmeiſter auf Jeduthun. Ein Pſalm Aſaphs.

---

2. Meine Stimme zu Gott! ich ſchreye empor;
Meine Stimme zu Gott auf; ach höre mich!
3. Ich ſuche, Gott! in meiner Noth umher;
Meine Hand iſt ausgeſtreckt
Des Nachts, und läßt nicht ab;
Mein Gemüth verweigert Troſt.
4. Ich denk' an Gott, und bin betrübt;
Ich ſinne nach; verſchmachte.
5. Meine Augen ſtarren offen:
„Zerſchmettert, ſprachlos,
6. Ueberleg' ich alte Zeiten,
Der Vorwelt Jahre;
7. Erinnre Nachts mich meines Saitenſpiels;
Unterrede mich mit meinem Herzen;
Mein Geiſt forſcht hin und her:
8. „ Wird ewiglich der Herr verſtoßen,
„ Und keine Gnade mehr erzeigen?

9. „ Ists völlig aus mit seiner Güte?
„ Hat die Verheissung ganz und gar ein Ende?
10. „ Hat sein Erbarmen Gott vergessen?
„ Oder hält der Zorn sein Mitleid auf?"
11. Dann denk ich: Flehen steht bey mir;
Aendern in des Höchsten Macht.
12. An Gottes Thaten will ich denken;
An deine vorige Wunder denken.
13. Ueberleg' ich deine Werke,
Sinne deinen Thaten nach,
14. Deinem Wandel, Gott! im Heiligen:
Welche Macht ist groß, wie Gott!
15. Du bist der Gott, der Wunder thut;
Hast deine Allgewalt bewiesen.
16. Du hast dein Volk erlöst gewaltiglich;
Die Söhne Jacobs, Söhne Josephs.
17. Dich sahen die Wasser, Gott!
Die Wasser sahn dich — bebten;
Die Meerestiefen tobten.
18. Aus düstern Wolken strömten Güsse;
Die obern Lüfte donnerten,
Deine Pfeile fuhren umher.

19. Deine Donnerstimm' im Wirbel —
Blitz' erleuchteten das Land.
Das Erdreich regte sich, erbebte.
20. Dein Weg gieng durch das Weltmeer;
Dein Pfad durch großes Gewässer;
Unkenntlich deine Spur.
21. Wie eine Heerde leitest du
Durch Mosche und Aron dein Volk.

LXXVIII.

1. Unterweisung Assaphs.

Gieb acht auf meine Lehre, Volk!
Neigt euer Ohr zu meinen Worten!
2. Ich öfne meinen Mund in Gleichniß;
Laß Denkspruch aus der Vorwelt hören.
3. Was wir vernommen, was wir wissen,
Was unsre Väter kund gethan,
4. Verhalten wir nicht ihren Enkeln,
Dem kommenden Geschlechte nicht;

Verkündigen des Ewgen Lob,
Die Macht, die Wunder, die er that.

5. Er setzte Zeugniß ein in Jacob,
Er gab Gesetz in Israel,
Und unsern Eltern den Befehl,
Den Kindern es bekannt zu machen:

6. Damit das künftige Geschlecht,
Die Enkel, die sie zeugen werden,
Was sie vernommen, weiter lehren,

7. Und setzen ihr Vertraun in Gott;
Vergessen nicht der Allmacht Thaten,
Und halten fest an ihr Gebot;

8. Nicht werden ihren Vätern gleich;
Abtrünnig, widerspänstig Volk;
Ein Volk von wankendem Gemüthe,
Untreues Sinnes gegen Gott.

9. Die Bogenschützen Ephraims,
Sie kehrten um vom Schlachtgefilde.

10. Sie hielten Gottes Bündniß nicht,
Und lebten nicht nach seiner Lehre.

11. Vergaßen seine große Thaten,
Die Wunder, die er ihnen zeigte.

12. Vor ihren Vätern that er Wunder
Im Land' Aegypten, Zoans Fluren.
13. Zertrennt das Meer, und führt sie durch;
Stellt Wasser hin, wie Mauer.
14. Läßt eine Wolke sie des Tages,
Des Nachts sie lichte Flammen leiten.
15. Zerspaltet Felsen in der Wüste,
Und tränkt sie, wie aus Meerestiefen.
16. Aus harten Steinen läßt er rieseln;
Wie Ströme, Wasser fließen.
17. Sie sündgen noch, und sind dem Höchsten
In dürrem Lande widerspänstig.
18. Verachten Gott in ihren Herzen;
Verlangen Kost zur Wollust.
19. Sie meistern Gott und sprechen:
„ Kann seine Macht auch reiche Tafel
„ In dieser Wüsteney bereiten?
20. „ Ja, Felsen schlug er, Wasser floß,
„ Und Ström' ergossen sich davon.
„ Sollt' er auch Speise geben können;
„ Und Fleisch verschaffen seinem Volke?
21. Der Ewige vernams, ergrimmte.

Sein Feuer loderte in Jacob,

22. Dieweil ſie ſeiner Macht nicht trauten;
Nicht harreten auf ſeine Hülfe.

23. Dem Firmament gebot er zwar,
Und that des Himmels Thore auf;

24. Ließ Manna regenen zur Speiſe,
Gab ihnen himmliſches Getraide,

25. Daß Engelkoſt der Menſch genoß;
Reicht ihnen Unterhalt im Ueberfluß.

26. Läßt Morgenwind am Himmel weben;
Erregt durch ſeine Macht den Südwind.

27. Nun regnet ihnen Fleiſch, wie Staub;
Wie Sand am Meere, Flügelwerk.

28. Es fällt in ihrem Lager nieder;
Da, wo ſie wohnen, allenthalben.

29. Sie aßen, wurden überſatt;
Er ließ ſie ihre Wolluſt büßen.

30. Kaum war die Luſt geſtillt,
Noch hatten ſie die Koſt im Munde;

31. Kam Gottes Zorn ſchon über ſie,
Erwürgt die Edelſten von ihnen,
Und legt die junge Mannſchaft nieder.

32. Sie sündigten noch immer mehr,
Und glaubten nicht an seine Wunder.
33. In Eitel schwand ihr Leben hin,
In Unbesonnenheit die Zeit.
34. Sie suchten ihn, wenn er sie schlug,
Bekehrten sich, und riefen an.
35. Wohl eingedenk, daß Gott ihr Fels,
Der Höchste ihr Erlöser sey.
36. Doch heuchelten sie mit dem Munde,
Und logen ihm mit falscher Zunge;
37. Ihr Herz war doch nicht fest an ihm;
Sie seinem Bunde noch nicht treu.
38. Allein der Allbarmherzige
Vergab die Missethat,
Vertilgte nicht;
Nam oft den Zorn zurück,
Ließ seinen Grimm nicht ganz erwachen;
39. Bedachte, daß sie Fleisch nur sind;
Hauch, der vergeht, nicht wiederkehrt.
40. Wie ofte waren sie
Ihm widerspänstig in der Wüste,
In der Einöde ungehorsam?

41. Und ſetzten Gott auf neue Proben,
Und meiſterten den Heiligſten.
42. Sie dachten nicht mehr ſeiner Macht;
Den Tag nicht, da er ſie erlößte;
43. Nicht daß er Zeichen in Aegypten,
Und Wunder that in Zoans Fluren.
44. Verwandelt ihre Ström' in Blut,
Untrinkbar ward ihr Flüſſiges.
45. Ließ allerley Gewild ſie freſſen;
Und Krokodille ſie verzehren.
46. Er gab dem Erdkrebs ihr Gewächs,
Dem Heuſchreck ihre Arbeit hin;
47. Ließ Hagel ihren Weinſtock tödten,
Und ihre Feigenbäume Froſt.
48. Ihr Vieh gab er dem Hagelſchlag;
Raubvögeln ihre Heerden preis.
49. Ließ ſeinen Grimm loß über ſie;
Wut, Zorn und Angſt;
Schaaren böſer Engel.
50. Macht ſeinem Zorngerichte Bahn,
Verſagt ihr Daſeyn nicht dem Tode,
Uebergiebt der Peſt ihr Leben.

51. Schlägt alle Erstgeburt Aegyptens;
Die Jugendkraft in Hütten Chams.
52. Sein Volk ließ er, wie Schafe, ziehn;
Führt' es, wie Heerden, in der Wüsten.
53. Er leitet sicher, nichts erschreckt sie;
Das Meer bedecket ihren Feind.
54. Bringt sie in seine heilge Grenze,
Zum Berg, von seiner Hand erworben.
55. Vertreibt vor ihnen her die Völker;
Theilt Erbe nach der Meßschnur zu,
Und räumet ihre Hütten ein
Den Stämmen Israels, zum Wohnsitz.
56. Allein auch sie versuchten Gott,
Erzürneten den Höchsten,
Und hielten nicht sein Zeugniß.
57. Sie fielen ab gleich ihren Vätern,
Sie wandelten, wie loser Bogen.
58. Erzürnten ihn mit ihren Höhen,
Und reitzten ihn mit ihren Götzen.
59. Gott hörte dies; entbrannte,
Verabscheut Israel gar sehr.

60. Verläßt die Reſidenz zu Schilo;
Das Zelt, da er bey Menſchen wohnte.
61. Giebt ins Gefängniß ſeine Kraft,
In Feindes Hand die Herrlichkeit.
62. Und übergiebt ſein Volk ins Schwerdt,
Entrüſtet auf ſein Eigenthum.
63. Die junge Mannſchaft fras das Feuer;
Kein Lied erhebt die junge Braut.
64. Ins Schlachtſchwerdt fallen ihre Prieſter,
Und keine Wittwe weint um ſie.
65. Doch, wie vom Schlaf, erwacht der Herr;
So wie ein Held von Weine jauchzend;
66. Schlägt ſeine Widerſacher rücklings,
Theilt ihnen ewge Schande zu;
67. Verwirft dennoch die Hütte Joſephs,
Erwählet nicht den Stamm Ephraims.
68. Erwählet Judas Stamm dafür;
Den Berg zu Zion, den er liebet.
69. Baut himmelan ſein Heiligthum,
Und gründets gleich dem Erdball, ewig.
70. Erkieſet David ſeinen Knecht;
Entreißt ihn ſeiner Schafe Hürden;

71. Entführet ihn dem zarten Milchvieh;
Sein Volk zu weiden, Jacobs Stämme,
Und Israel sein Eigenthum.
72. Er weidet sie mit Herzens-Treue;
Regieret sie mit weisen Händen.

LXXIX.

Psalm Assaphs.

---

1. Gott! Heiden dringen in dein Eigenthum;
Entweihen deinen heiligen Tempel.
Steinhaufen machen sie aus Salem.
2. Geben deiner Diener Leichnam
Dem Vogel in der Luft zur Speise;
Wilden Thieren deiner Frommen Gebein.
3. Vergießen wie Wasser, ihr Blut,
Um Jerusalem her, und niemand begräbt.
4. Wir sind unsrer Nachbarn Spott,
Angränzender Völker Hohn und Verachtung.

5. Wie lange noch, o Herr!
Wird dein Unwillen ewig dauern?
Ewiglich dein Grimm, wie Feuer lodern?
6. Geuß deinen Zorn auf jene Barbarn,
Die dich nicht kennen wollen;
Auf Reiche die dich nicht anrufen;
7. Daß ſie Jacob ſo verſchlingen
Und ſeine Wohnungen verheeren.
8. Gedenk uns nicht vergangene Sünden.
Komm uns mit Erbarmen bald zuvor;
Denn wir ſind faſt dünne worden.
9. Hilf uns Gott! unſer Helfer!
Um deines Namens Ehre willen.
Rett' uns, verzeihe unſre Sünden,
Um deines Namens willen!
10. Was ſollen die Barbarn ſprechen:
Wo iſt nun ihr Gott?
O mach' an dieſen Barbarn
Vor unſern Augen kund:
Du rächeſt deiner Diener Blut.
11. Laß zu dir dringen,
Das Seufzen des Gefeſſelten;

Erhalt, durch deinen ſtarken Arm,
Die zum Tode geführten!
12. Gieb unſern Nachbarn ſiebenfach zurück,
Die Schmach, womit ſie dich verſchmähen!
13. Wir, dein Volk, deiner Weide Schafe,
Danken unaufhörlich dir;
Verkünden für und für dein Lob.

LXXX.

1. Ein Pſalm Aſaphs.

---

2. Vernimm, o Hirte Iſraels!
Der du, wie Schafe, Joſeph leitest,
Und thronſt auf Cherubim, erſcheine!
3. Vor Ephraim her, vor Benjamin und Menaſſe,
Erwecke deine Gewalt,
Und komm' uns beyzuſtehn!

* * *

4. Gott! führ' uns zurück!
Laß dein Antlitz leuchten,
So geneſen wir.

5. Ewiger! des Weltalls Herr! wie lange
Dampft dein Zorn
Ueber deines Volk's Gebet;
6. Giebst du Zähren ihm zur Speise,
Zum Getränke Zähren, volles Maaßes;
7. Wirft du unsern Nachbarn
Uns zum Zanke hin?
8. Gott des Weltalls!
Führe uns zurück!
Laß dein Antlitz leuchten;
So genesen wir!

* * *

9. Aus Aegypten nahmst du einen Weinstock;
Triebst Völker aus, pflanztest ihn ein.
10. Machtest Raum vor ihm,
Daß er feste Wurzel schlug,
Und füllete das Land.
11. Sein Schatten deckte Berge;
Seine Reben, Zedern Gottes!
12. Er treibet Sprößlinge ans Meer;
Senkreben hin bis an den Strom.
13. Warum brichst du seine Mauer nieder,
Daß alles abpflückt, was vorüber gehet?

14. Ihn durchwühlt der Eber aus dem Walde,
Und was sich regt im Felde weidet daran.
15. Gott des Weltalls! wende dich!
Schau vom Himmel! siehe!
Nimm dich dieses Weinstocks an!
16. Erhalte, was deine Rechte eingepflanzt,
Und bring den Zweig empor, den du dir selbst erzogen!
17. Angesengt vom Feuer, eingeknickt,
Dein drohend Angesicht
Vertilgt ihn völlig!

* * *

18. Laß deine Hand den Mann bedecken,
Deiner Rechten Mann.
Bring den Menschenzweig empor,
Den du dir selbst erzogen hast!
19. Wir weichen nie zurück von dir.
Beleb' uns wieder,
Wir rufen deinen Namen an.
Ewiger! der Welten Gott!
Führe uns zurück!
Laß dein Antlitz leuchten;
So genesen wir.

LXXXI.

1. Dem Sangmeiſter auf der Githith, vom Aſaph.

---

2. Jauchzet Gotte, unſrer Stärke;
Frohlocket dem Gotte Jakobs!
3. Ergreift das Saitenſpiel!
Gebt Pauken her,
Liebliche Harfen mit Pſaltern!
4. Blaſt am Neumond die Poſaune;
Am Feyertage unſres Feſtes.
5. Es iſt Geſetz in Iſrael;
Verordnung Jacobs Gottes;
6. Zum Zeugniß eingeſetzt in Joſeph.
Als er über Aegypten auszog,
Hörte ich deſſen Sprache,
Den ich nicht gekannt:
7. „ Ich nahm die Bürde ſeiner Schulter ab.
„ Seine Hände ſind des Laſtgeſchirres los.
8. „ In der Noth rieſt du mich an;
„ Ich half dir aus, erhörte dich,

„ In Donnerwolken eingehüllt;
„ Versuchte dich am Wasser Meriba.
9. „ So höre denn mein Volk! ich zeuge;
„ O, daß du mir folgtest, Israel!
10. „ Du sollst nicht haben andre Gottheit,
„ Keinen andern Gott anbeten.
11. „ Ich bin der Ewige, dein Gott,
„ Der aus Aegypten dich geführt.
„ Thu deinen Mund weit auf, ich füll' ihn.
12. „ Aber mein Volk gehorchte nicht;
„ Israel wollte mir nicht folgen.
13. „ Da ließ ich sie in ihres Herzens Dünkel;
„ Ließ sie nach ihrem Rathe wandeln.
14. „ Wollte mir mein Volk gehorsam seyn;
„ Israel auf meinen Wegen gehn!
15. „ Bald würd' ich dämpfen seine Feinde,
„ Und meine Hand auf seine Widersacher wenden.
16. „ Die Hasser Gottes müßten bald sich schmiegen;
„ Sein Wohlstand aber ewig seyn;
17. „ Der Waizen Mark sie speisen;
„ Sie sättigen aus Felsen Honig!

LXXXII.

1. Psalm Assaphs.

Gott stehet da in göttlicher Gemeine.
Er richtet mitten unter Erdengöttern.

2. „ Wie lange wollt ihr unrecht richten;
„ Der Schuldigen Person ansehn?

3. „ Schaft Armen Recht und Waisen!
„ Erkennt des Elenden, des Dürftigen Unschuld!

4. „ Errettet Arme und Bedrängte!
„ Befreyt sie aus Ruchloser Hand!"

5. Nein, sie achtens nicht, wollens nicht erkennen:
Wandeln immerhin im Finstern.
So muß des Landes Grundvest wanken!

6. Zwar sprach ich: Götter seyd ihr!
Des Höchsten Söhne allzumal!

7. Allein ihr sterbt, wie Menschen;
Ihr fallet hin, Tyrannen alle!

* * *

8. Auf! Gott! richte du den Erdball;
Denn du bist Erbherr aller Welt!

LXXXIII.

1. Gesang Assaphs, zum Saiten-Spiel.

---

2. Gott! schweige nicht!
   Sey nicht so ruhig,
   Nicht so stille, Gott!
3. Sieh, wie deine Feinde toben,
   Das Haupt erheben deine Hasser;
4. Schmieden heimlich Ränke,
   Wider deine Nation;
   Rathschlagen wider deine Geschützten;
5. Sprechen: wohlan! wir rotten sie aus;
   Kein Volk mehr!
   Der Nahme Israel werde nimmer gedacht!
6. So haben sie im Rath beschlossen,
   In ihrem Bunde wider dich;
7. Edoms und Ismaels Hütten,
   Moab und die Hagariter:
8. Gebo!, Ammon und Amalek;
   Philister sammt den Bürgern Tyrus.

9. Ihnen trat auch Assur bey,
Ward den Söhnen Lots zum Arme.
10. Thu ihnen, wie den Midianiten,
Wie Sissera, wie Jabin, am Bache Kischon.
11. Geschlagen wurden sie bey Endor,
Und düngeten das Erdreich.
12. Die da sprachen: „Gottes Wohnung
„Erobern wir für uns;"
13. Laß ihre Fürsten seyn wie Oreb und Seeb,
Wie Sebach und Salmuna ihre Großen.
14. Gott! wie Wirbel mache sie;
Wie Stoppeln vor dem Winde.
15. Wie Blitz den Wald entzündet;
Wie Flamme auf Gebürgen lodert;
16. Also verfolge sie mit deinem Wetter,
Und ängstige mit deinem Sturme sie!
17. Laß ihr Gesicht voll Schande seyn,
Daß sie dich suchen lernen, Ewiger!
18. Laß sie sich schämen, auf immer bestürzt,
Zu Schanden werden, zu Grunde gehn;
19. Und erkennen, daß du Ewiger! allein,
Der Höchste seyst in aller Welt!

LXXXIV.

1. Dem Vorsänger, auf der Githith; von den Nachkommen Korachs, ein Psalm.

---

2. Wie lieblich sind deine Wohnungen,
Ewiger! des Weltalls Herr!
3. Mein Herz verlanget, schmachtet,
Nach des Ewigen Vorhof,
Wo Geist und Fleisch dem Gott des Lebens jauchzen.
4. Der Vogel fand sein Haus; ein Nest sich die Schwalbe,
Ihre Jungen da zu hegen:
Ich deine Altäre, Herr des Weltalls!
Mein König und mein Gott!

Chor.

5. „ Heil den Bewohnern deines Tempels,
„ Sie preisen dich ohn Unterlaß."
6. Heil dem, der standhaft ist, durch dich!
Dis macht in ihrem Sinn gebahnte Steige.
7. Sie wallen durchs dürre Bacathal,
Und machen es zur Quelle:

Regenguß im Herbst ist ihnen seegenreich.

8. So wallen sie von Kraft zu Kraft;
Erscheinen zu Zion vor Gott.

Eine Stimme.

9. Ewiger, Herr der Welt!
Höre mein Gebet!
Vernimm es Jacobs Gott!

10. Gott, unser Schild, schaue!
Sieh' auf deinen Gesalbten!

11. In deinem Vorhof ist ein Tag mir
Werther denn sonst tausend.
Lieber auf der Schwelle stehn,
In meines Gottes Haus,
Als wohnen in ruchlosen Hütten.

12. Denn Sonn' und Schild ist Gott, der Ewige;
Holdseligkeit und Ehr' giebt Gott;
Versagt kein Glück dem Redlichwandelnden.

Chor.

13. Ewiger! des Weltalls Herr!
Heil dem, der dir vertraut!

LXXXV.

1. Dem Sangmeister von den Söhnen Korachs, ein Psalm.

---

2. Vormals liebtest du, Ewiger! dein Land;
Brachtest oft zurück die Gefangenen Jacobs.
3. Deines Volkes Missethat hast du oft vergeben;
Alle seine Sünden oft bedeckt.
4. Vormals zogst du deinen Grimm zurück,
Ließest deines Zornes Glut erlöschen;
5. Ach! tröst' auch uns! Gott! unser Heil!
Laß ab von deiner Ungnade über uns.
6. Willst du ewig mit uns zürnen?
Soll dein Grimm so fortgehn für und für?
7. Wirst du uns nie erquicken wieder;
Daß über dich dein Volk sich freue?
8. Ach Herr! erzeig uns deine Gnade!
Schenk' uns deine Hülfe wieder!

* * *

9. Ich horche — was wird er sprechen? Gott der Ewige?
Seligkeit verheißt er seinem Volke, seinen Frommen;
Nur daß auf Thorheit nie sie wieder gerathen!

10. Ja denen, die ihn fürchten, ist seine Hülfe nahe,
Herrlichkeit soll wieder in unserm Lande wohnen.

* * *

11. Lieb' und Treue werden sich begegnen;
Gerechtigkeit und Heil sich küssen;
12. Aus der Erde Treu aufblühn;
Gerechtigkeit vom Himmel schaun.
13. Auch giebt der Ewige das Gute,
Und unser Erdreich bringet ihr Gewächs.
14. Gerechtigkeit geht vor sich hin,
Auf ihrem Pfade; sichres Schrittes.

LXXXVI.

1. Gebet Davids.

I.

2. Neige, Ewiger! dein Ohr, erhöre mich!
Denn ich bin geplagt und elend.
3. Bewahre meine Seele; denn ich wandle fromm.
Hilf deinem Knecht, o du, mein Gott!
Denn ich vertraue dir.

3. Erbarm dich meiner, Herr!
Denn ſtets ruf' ich zu dir.
4. Erfreue deines Knechtes Seele;
Denn ſie erheb' ich, Ewiger! zu dir;
5. Der du allgütig biſt, allvergebend;
Von großer Gnade allen, die dich rufen.

2.

6. Vernimm, o Ewger! mein Gebet!
Merk auf meines Flehens Stimme!
7. Wenn Noth mich dränget, ruf' ich dich.
Ah! daß du mich erhöreteſt!
8. Unter Götterweſen iſt dir niemand,
Nichts, Herr! deinen Thaten gleich.
9. Alle Völker die du ſchufſt,
Sie kommen einſt, und beten an,
Und ehren deinen Namen, Herr!
10. Denn du biſt groß, thueſt Wunder;
Du allein und einzig, Gott!

3.

11. Lehre, Ewiger! mich deine Wege!
Laß mich in deiner Warheit wandeln,

Und deines Namens Ehrfurcht
Mein Herz sich einzig weihn.

12. Daß, Gott! mein Herr! mein ganzes Herz dir danke;
Ewig deinen Namen ehre.

13. Denn deine grosse Güte wallet über mich.
Du rettest meine Seele
Aus des Abgrunds Tiefe.

4.

14. Gott! es setzen sich die Stolzen wider mich;
Der Tyrannen Haufe steht nach meiner Seele;
Dich haben sie vor Augen nie.

15. Du aber, Herr! Gott! allbarmherzig, allgnädig,
Langmüthig und von großer Huld und Treue!

16. Wende dich zu mir! sey mir gnädig!
Stärke deinen Knecht durch deine Macht;
Und hilf dem Sohne deiner Magd.

17. Thue mir zum Heil ein Wunderzeichen:
Daß meine Hasser sehen und sich schämen,
Wie du mir beystehst, Herr! wie du mich tröstest.

LXXXVII.

1. Den Söhnen Korachs, ein Psalm zum singen.

Seine Veste auf heilgen Bergen,

2. Zions Thore liebt der Herr,
   Ueber Jacobs Wohnungen alle.
3. Große Dinge rühmet man
   Von dir, Stadt Gottes! Sela.
4. Von Rahab, Babel, meld ich meinen Freunden;
   Bezeichne Palestina, Zorr und Mohrenland:
   „ Jener Mann ward da gebohren!"
5. Von Zion aber spricht der Ruhm:
   „ Wie mancher Mann ward da gebohren!"
   Er selbst hat den Grund gelegt, der Höchste!
6. Als die Völker Gott verzeichnete,
   Schrieb er: Dieser werde hier gebohren! —
7. Wie Flötenspiel ertönen
   Meine Gedanken alle von dir!

LXXXVIII.

1. Gesang zum Saitenspiel, für die Söhne Korachs. Dem Sangmeister auf Machlath, zum Wettsingen, eine Unterweisung von Hemann dem Esracher.

---

2. Ewiger! Gott meiner Rettung!
   Ich schreie des Tages,
   Schreie Nachts zu dir.
3. Ah! laß vor dich kommen mein Gebet!
   Neige zu meinem Wehklagen dein Ohr!
4. Denn meine Seele ist satt von Jammer;
   Mein Leben nahet sich der Unterwelt.
5. Ich bin in Gruft gesunkenen gleich;
   Wie eines Mannes Gestalt, die ohne Kraft,
6. Verlassen, unter Todten wandelt.
   Wie Leichen, die im Grabe liegen,
   Deren du nimmer gedenkst,
   Deiner Hand entrissen.

   * * *

7. In tiefe Gruft hast du mich eingesenkt,
   In öde Finsterniß, in Abgrund.

8. Mit deinem Zorne drückest du mich nieder,
Und stürzest deine Wogen herab.
9. Meine Lieben scheuchst du weg von mir;
Machst ihnen mich zum Greuel.
Eingekerkert lieg' ich, komm nicht aus;
10. Meine Gestalt verschmachtet von Kummer.
Täglich ruf' ich dir, o Ewiger!
11. Willst du an Todten Wunder thun?
Sollen Abgeschiedene aufstehen?
12. Wird man im Grabe deine Güte rühmen?
Im Verderben deine Treue?
13. In Finsterniß erkennen deine Wunder,
Deine Gerechtigkeit
Im Reiche der Vergessenheit?
14. So schrey ich, Herr! zu dir empor;
Früh dringet mein Gebet vor dich.
15. Warum verwirfst du meine Seele, Herr!
Verbirgst dein Angesicht vor mir?
16. Elend bin ich, schmachte hin von Jugend auf,
Leide deine Schrecken, verzweifle schier.
17. Dein Zorngericht ergehet über mich.
Mich raffen deine Strafen hin.

18. Umgeben mich, wie Fluten;
Umringen mich von allen Seiten.
19. Ah! Freund und Nächsten hast du weggescheucht,
Meine Lieben mir entzogen!

LXXXIX.

1. Unterweisung, von Ethan dem Esrachiter.

---

2. Immer besing' ich des Ewigen Huld;
Verkünde seine Treue unaufhörlich.
3. Du sprachst (ewig fest steht deine Güte;
Deine Treu unwandelbar im Himmel.)
4. „ Mit meinem Auserwählten
„ Hab' ich einen Bund gemacht;
„ Meinem Knechte David schwur ich:
5. „ Dir will ich ewig Saamen erhalten;
„ Deinen Thron erbauen für und für."
6. Nun preisen deine Wunder die Himmel;
Deine Treu in heiliger Versammlung.
7. Wer in den Wolken gleicht dem Ewigen?
Ist unter himmlischen Mächten, wie er?

Chor I.

8. Gott iſt hoch erhaben
Im Rath der Heiligen;
Allen ehrfurchtbar,
Die um ihn ſind.

Chor II.

9. Ewiger! der Welten Gott!
Wer iſt wie du, mächtig, Gotteskraft!
Deine Wahrheit um dich her.

I.

10. Du herrſcheſt über das ſtolze Meer;
Steigen ſeine Wogen, du dämpfeſt ſie.

2.

11. Du ſchlägſt den Uebermuth zu Boden;
Zerſtreueſt deinen Feind mit ſtarkem Arme.

I.

12. Dein iſt der Himmel, dein die Erde!
Du gründeſt die Welt, und was ſie füllet.

2.

13. Du ſchufeſt Mitternacht und Mittag;
Taber und Hermon jauchzen deinem Namen.

1.

14. Dein ist Arm und Tapferkeit!
Siegreich deine Hand!
Erhaben deine Rechte!

2.

15. Deines Thrones Veste, Recht und Billigkeit.
Güte und Wahrheit stehn vor deinem Antlitz.

1.

16. Heil dem Volke, das Posaunenklang versteht;
Es wallt im Lichte deines Angesichts.

2.

17. Freut täglich sich mit deinem Namen;
Ist stolz auf deine Gerechtigkeit.

1.

18. Denn du bist seines Sieges Ruhm.
Deine Huld hebt unser Glück.

2.

19. Denn unser Schild ist sein, des Ewigen;
Unser König, des Heiligen in Israel.

20. Einst redetest du im Gesicht mit deinen Frommen,
Sprachst: „Einem Helden geb' ich Macht zu helfen,
„ Erhebe aus dem Volke einen Auserwählten.
21. „ Erkiese David meinen Knecht;
„ Salb' ihn mit meinem heilgen Oele;
22. „ Meine Hand soll ihn erhalten;
„ Mein Arm ihn stärken;
23. „ Kein Feind ihn unterdrücken;
„ Kein Ungerechter überwältigen.
24. „ Zermalmen will ich seine Widersacher;
„ Seine Hasser schlagen vor ihm her.
25. „ Meine Liebe, meine Wahrheit sey mit ihm.
„ Sein Horn erhebe sich in meinem Namen.
26. „ Ich stelle seine Hand ans Meer;
„ An Ströme seine Rechte.
27. „ Er nenne mich: du mein Vater!
„ Mein Gott, und meiner Hülfe Hort!
28. „ Ich setz ihn ein zum Erstgebohrnen;
„ Zum Höchsten unter Weltregenten.
29. „ Bewahr' ihm ewig meine Liebe;
„ Unverbrüchlich meinen Bund.
30. „ Erhalt' ihm Samen immerwährend;

„ Den Thron, so lang' die Himmel da sind.

31. „ Verlassen seine Kinder meine Lehre,
„ Und wandeln nicht in meinen Rechten;

32. „ Entheiligen sie mein Gesetz,
„ Und halten nicht mein Gebot:

33. „ Ich ziehe mit dem Stabe ihren Abfall,
„ Mit Geisselschlägen ihre Sünden.

34. „ Doch ihm entzieh ich meine Liebe nicht,
„ Ihm laß ich meine Treu nicht fehlen.

35. „ Ich entweih' nie meinen Bund,
„ Noch ändre, was aus meinen Lippen ging.

36. „ Nun ichs bey meiner Heiligkeit beschwur;
„ Sollt' ich wohl David täuschen? Nein!

37. „ Ewig wird sein Saamen seyn,
„ Sein Thron, der Sonne gleich, vor mir,

38. „ Ewig fest stehn, wie der Mond;
„ Wie jener Zeuge am Firmament, gewiß."

* * *

39 Doch nun verstößest du, verwirfst,
Zürnest du mit deinem Gesalbten.

40. Brichst den Bund mit deinem Knechte,
Trittst seine Krone hin zur Erde.

41. Reiſſeſt ſeine Mauren alle ein,
Laſſeſt niederſchleifen ſeine Veſten.
42. Daß ihn beraubet, wer vorüber geht.
Spott iſt er ſeinen Nachbarn worden.
43. Denn du erhebſt ſeiner Feinde Rechte,
Erfreueſt ſeine Widerwärtigen alle.
44. Auch bogſt du ein die Schärfe ſeines Schwerdtes,
Ließeſt ihn nicht aufrecht ſtehn im Streit.
45. Haſt ſeinen reinen Glanz verduſtert,
Und ſeinen Thron geſtürzt zur Erde.
46. Seine Jugendzeit verkürzt,
In Schmach ihn eingehüllt.
47. Wie lange Herr! verbirgſt du dich auf ewig?
Soll dein Grimm, wie Feuer ewig brennen?
48. Bedenke! was bin ich?
Was meine beſte Lebenszeit?
Auf welch ein Nichts
Du alle Menſchenkinder ſchufſt?
49. Welcher Mann lebt ewig,
Sieht den Tod nicht,
Entkommt der Unterwelt?
50. Wo iſt ſie hin, die vorige Huld, o Herr!

Die du bey deiner Treue David schwurst?

51. Denke, Herr! an deiner Knechte Schmach;
Die ich in meinem Busen trage,
Von so vielen Völkern allen!

52. Mit der dich deine Feinde höhnen;
Mit der sie höhnen,
Die Fusstapfen deines Gesalbten.

(Chor. Die Himmel preisen deine Wunder, u. s. w.)

53. (Gelobt sey der Herr auf ewig, Amen!)

XC.

Gebet Moschehs, des göttlichen Mannes.

---

1. Herr, unser Zufluchtsort warst du,
Von Menschenalter zu Menschenalter.

2. Ehe denn die Berge gezeugt;
Geschaffen wurden Welt und Erde;
Und von Ewigkeit in Ewigkeit,
Bist du allmächtig!

3. Du führst das Menschengeschlecht bis zur Zerknirschung:
Dann sprichst du: Söhne Adams! kehret wieder!
4. (Denn tausend Jahre sind vor dir
Einem Tage, der gestern verging,
Einer Nachtwache gleich.)
5. Du strömest sie hin: in Schlummer entstehn sie.
Des Morgens, wie wandelndes Gras,
6. Früh blüht es und wandelt;
Am Abend abgehauen und verdorret.
7. So vergehen wir in deinem Zorne;
So schleudert uns dein Grimm dahin.
8. Du stellest unsre Missethat vor dich,
Unsre Heimlichkeit vor deines Angesichtes Licht.
9. Nun schwinden unsre Tage alle, durch deinen Zorn;
Wir bringen unsre Jahre zu, wie ein Geschwätz.
10. Unsre Lebenszeit währt siebenzig Jahr;
Achtzig ist ihr fernstes Ziel,
Und ihr Stolz ist Müh und Kummer:
Schnell abgeschnitten; so fliegen wir hin!
11. Doch wer erkennet deines Grimmes Allgewalt,
Daß er ihn fürchte, so furchtbar du bist?

12. Ach, lehr' uns unsre Tage zählen,
Damit wir weises Herzens seyn!
13. Wende dich, Ewiger! ach wie lange!
Sey deinen Knechten wieder gnädig!
14. Erfüll' uns früh mit deiner Huld!
So rühmen wir frohlockend unser Lebenlang.
15. Erfreu' uns nun so lange Zeit, als du uns plagtest;
So viele Jahre wir nur Unglück sahen!
16. Zeige dein erhabnes Werk an deinen Knechten;
An ihren Kindern deine Majestät.

Chor.

Unsres Gottes Freundlichkeit
Werde uns beschieden;
So gelinget unsrer Hände Werk.
All unser Thun
Gelinget nur durch ihn.

XCI.

1. Der du im Schirm des Höchsten sitzest,
Und ruhest in der Allmacht Schatten!
2. Gott, meine Burg, und meine Zuversicht;
Der Herr, auf den ich stets vertraue,
3. Er, sag' ich, wird dein Retter seyn,
Wenn Netze drohn, wenn Seuchen tödten.
4. Mit seinem Fittig deckt er dich;
Dein Schirm ist unter seinen Flügeln:
Seine Treu ist Schild und Harnisch.
5. Erzittre nicht bey nächtlicher Gefahr:
Für Pfeile die des Tages schwärmen:
6. Nicht wenn die Pest im Finstern schleicht:
Nicht wenn am Mittag Seuche wüthet.
7. Ob tausend dir zur Seite fallen,
Und Myriaden dir zur Rechten:
Dir naht kein Unfall sich.
8. Du schaust sie nur mit deinen Augen,
Die Strafe die den Frevler trift.
9. Denn du hast dein Vertraun auf Gott,
Den Höchsten, meine Zuversicht.

10. Dir kann kein Unglück widerfahren,
Und keine Noth ſich deiner Hütte nahen;
11. Denn er befiehlt den Himmliſchen,
Auf allen Wegen dich zu ſchützen.
12. Sie müſſen dich auf Händen tragen,
Daß deinen Fuß kein Stein verlehe.
13. Du wirſt auf Leopard und Otter treten;
Zerdrücken Löwenbrut und Drachen.
14. „Denn er begehret mein, drum rett' ich ihn:
„Ich heb' ihn hoch empor; denn er erkennet mich.
15. „Er ruft mich an, ich höre, bin in der Noth bey ihm;
„Entreiß ihn der Gefahr, und ſetz ihn hoch in Ehren.
16. „Des langen Lebens ſatt,
„Soll er mein Heil erblicken."

XCII.

1. Psalmlied für den Sabbath.

---

2. Lieblich iſts, dem Ewgen danken;
   Höchſter! deinem Namen ſingen!
3. Des Morgens deine Güte rühmen,
   Des Abends deine Vatertreue;
4. Unter Saitenſpiel und Pſalter,
   Zum Denken von der Harf' erweckt.
5. Herr! deine Werk' ergötzen mich!
   Frölich ſing' ich deine Thaten.
6. Wie groß ſind deine Thaten, Herr!
   Wie tief die göttlichen Gedanken!
7. Die Unvernunft ſieht das nicht ein:
   Undenkende begreifen nicht;
8. Wenn Frevler grünen gleich dem Graſe:
   Wenn alle Uebelthäter blühn;
   Damit ſie ewig untergehen:
9. Denn du biſt ewiglich erhaben, Gott!

10. Sieh' deine Feinde, Herr!
Deine Feinde kommen um;
Uebelthäter fahren hin;
11. Aber wie des Waldstiers Krone,
Steigt mein Horn empor:
Mein Alter glänzt von frischem Oele.
12. Ich sehe Lust an stolzen Neidern;
Ich höre Lust an Uebelthätern,
Die wider mich sich setzen.
13. Der Fromme grünt, wie Palmenwipfel.
So schießt die Ceder Libanons empor!
14. Was im Hause Gottes steht;
Was in seinem Vorhof grünet;
15. Muß noch im höchsten Alter blühn,
Immer frisch und saftvoll bleiben.
16. Muß lehren, daß der Herr gerecht;
Mein Hort, ohn' allen Tadel sey.

XCIII.

1. Der Herr ist König, herrlich geschmückt;
   Der Herr hat sein Gewand, die Majestät,
   Angelegt und fest umgürtet:
   So steht sie da, die Welt, und wanket nie!
2. Unerschüttert steht dein Thron seitdem:
   Du selbst von Ewigkeit her!
3. Wasserströme, Herr! erheben;
   Wasserströme erheben ihr Ungestüm,
   Die Ströme heben die Wellen empor.
4. Erhabner als der Fluten Getöse,
   Brausen die Wogen des Weltmeers:
   Erhabner noch ist Gott in jener Höhe.
5. Dein Zeugniß bleibet immer treu;
   Deinen Tempel zieret Heiligkeit,
   O Herr! auf ewige Zeit!

XCIV.

I.

1. Gott der Rache, Jehovah!
   Der Rache Gott! erscheine!
2. Erhebe dich, Richter der Erde!
   Vergilt den Stolzen nach Verdienst.
3. Wie lange sollen Frevler, Herr!
   Sollen Frevler triumphiren?
4. Frechheit sprudeln, trotzen,
   Sich rühmen alle Uebelthäter?

2.

5. Sie zerschlagen, Herr! dein Volk;
   Sie unterdrücken dein Eigenthum;
6. Erwürgen Wittwe und Fremdling,
   Ermorden die Verwaisten;
7. Und sprechen: der Herr siehts nicht.
   Gott Jacobs merkt nicht drauf.
8. O denkt ihm nach, ihr Albernen im Volke!
   Ihr Thoren, wenn werdet ihrs begreifen?

3.

9. Soll der nicht hören, der das Ohr eingesetzt?
Nicht sehen, der das Auge bildet?
10. Nicht strafen, der die Heiden züchtiget? —
Der dem Menschen Einsicht giebt,
11. Der Ewige weis der Menschen Tüchten;
Wiewohl es eitel ist.

4.

12. Heil dem Manne den du züchtigest,
Und lehrst durch dein Gesetz,
13. Gelassen seyn in böser Zeit,
Bis dem Bösewicht die Gruft bereitet sey.
14. Denn Gott verstößt sein Volk nicht,
Verlässet nicht sein Eigenthum.
15. Das Recht kehrt zur Gerechtigkeit zurück,
Und redliche Herzen ihm nach.

5.

16. Wer tritt für mich auf wider Frevler?
Wer steht mir wider Uebelthäter bey?
17. O wäre nicht der Herr mein Helfer,
Ich wohnte schier im Reich der Stille.

18. Denk ich schon, iht wankt mein Fuß;
So hält mich deine Gnade, Herr!
19. Häuft sich Bekümmerniß in mir;
Dein Trost ergötzet meine Seele.

6.

20. „ Ist ungerechter Stuhl mit dir vereint,
„ Der Unheil schmiedet auf Gesetz?
21. „ Laß sie sich rotten wider Gerechten;
„ Laß sie verdammen schuldlos Blut:
22. „ Mir ist hohe Burg der Ewige;
„ Mein Gott mir Schutzfels.
23. „ Der kehrt ihr Unrecht auf ihr Haupt,
„ Vertilgt in ihrer Bosheit sie."

* * *

Sie vertilgt der Ewige, unser Gott!

XCV.

1. Auf! laßt uns dem Ewgen jauchzen,
   Frohlocken unserm Hort und Retter;
2. Mit Dankgesang vor ihm erscheinen,
   Beym Saitenspiel ihm laut frohlocken!
3. Der Ewige ist ein großer Gott;
   Ein großer König über alle Götterwesen.
4. Der Erden Schätze sind in seiner Hand,
   Der Berge Gipfel sind sein.
5. Sein ist das Meer — er schuf es.
   Das Trockne, seiner Hände Werk.
6. Anbeten laßt uns, niederfallen,
   Hinknien vor dem Ewgen unserm Schöpfer.
7. Er ist unser Gott, wir seiner Weide Volk,
   Heerde seiner Hand;
   Noch heute so ihr ihm gehorcht.

(Gott.)

8. Verstockt nicht euern Sinn, wie zu Meriba,
   Am Tage der Versuchung in der Wüste.
9. Da euere Väter mich versuchten,
   Mich prüften, schon sie meine Thaten sahn.

10. Vierzig Jahr verwarf ich dies Geschlecht;
Und sprach: es ist irrsinnig Volk;
Will meine Wege nicht erkennen.
11. In meinem Zorne schwur ich da:
Nie gehen sie in meine Ruhe ein.

XCVI.

1. Singet neues Lied dem Herrn!
Singt dem Herrn alle Welt!
2. Singt dem Herrn! lobt seinen Namen!
Verkündet Tag für Tag sein Heil!
3. Erzählet unter Heiden seinen Ruhm;
Unter allen Völkern seine Wunder.
4. Denn groß ist Gott, und hoch gepriesen,
Und ehrfurchtswerth ist er;
Hoch über alle Götterwesen!
5. Götzen sind der Heiden Götter alle:
Der Ewige hat die Himmel geschaffen.
6. Vor ihm ist Majestät und Pracht,
In seinem Heiligthum Triumph und Schöne.
7. Bringt dem Herrn, ihr Heidengeschlechter!
Bringt dem Herrn Ruhm und Triumph!

8. Bringt dem Herrn seines Namens Ruhm!
Betretet seinen Vorhof mit Geschenken!

9. Betet ihn an, in festlichem Schmuck!
Bebet, alle Welt! vor ihm.

10. Singet unter Heiden:
Der Herr ist König!
Fest steht die Welt,
Und wanket nie.
Er richtet Völker gerecht!

11. Himmel freue dich!
Erde sey frölich!
Es brause das Meer,
Und was es enthält!

12. Wonnevoll sey Flur,
Mit allem, was drauf ist;
Es jauchzen alle Bäume des Waldes,

13. Vor dem Herrn! — Er kommt!
Er kommt und richtet den Erdball,
Richtet den Weltkreis gerecht,
Nach seiner Treue, die Völker!

XCVII.

1.

1. Der Herr regiert; froh iſt das Erdreich,
   Frölich die großen Eylande.
2. Um ihn her iſt Wolken und Dunkel,
   Seines Thrones Veſte, Recht und Gerechtigkeit.
3. Feuer wallet vor ihm her,
   Entzündet um und um die Feinde.

2.

4. Seine Blitze erleuchten die Welt.
   Der Erdball ſichts, und zittert.
5. Berge zergehn wie Wachs, vorm Herrn;
   Vor des ganzen Erdreichs Herrſcher.
6. Die Himmel verkünden ſeine Gerichte,
   Alle Völker ſchauen ſeine Ehre.

3.

7. Beſchämt ſind alle Bilderdiener;
   Die ſich ihrer Götzen rühmten:
   Alle Götter beugen ſich vor ihm.
8. Zion hörts und freuet ſich;
   Frölich ſind die Töchter Juda,

Ob deine Richterſprüche, Herr!

9. Denn, Herr! du biſt in aller Welt der Höchſte;
Ueber alle Götter hoch erhaben.

4.

10. Freunde Gottes! haßt das Arge;
Er ſchützet ſeiner Frommen Leben;
Rettet ſie aus Frevler Hand.

11. Licht geht dem Frommen auf,
Freude treugeſinnten Herzen.

12. Freut euch, Redlichen! des Herrn;
Danket ſeinem heiligen Namen!

XCVIII.

1. Pſalm

Singt ein neues Lied dem Herrn,
Denn er hat Wunder gethan.
Sieg errang ihm ſeine Rechte,
Sein heiliger Arm.

2. Der Herr hat ſeine Hülfe kund gethan,
Gerechtigkeit vor Heiden offenbart.

3. War eingedenk der Liebe und Treue,
Dem Hauſe Iſraels.
Da ſahn unſres Gottes Hülfe,
Die Enden aller Welt.

4. Jauchzt dem Herrn, alle Welt!
Frohlocket, ſinget, ſpielet!

5. Schlagt an das Harfenſpiel, dem Herrn!
Laßt Harfenklang und Pſalter,

6. Trommeten und Poſaunenſchall,
Vorm Herrn, dem Könige, ertönen!

7. Es ſtürme das Meer, und was es enthält,
Der Erdkreis und die ihn bewohnen!

8. Ströme rauſchen Händeklopfen!
Berge jauchzen Wettgeſang!

9. Vorm Herrn! — Er kommt den Erdball zu richten.
Richtet den Weltkreis nach Recht,
Nach Billigkeit die Völker.

XCIX.

1. Der Herr regiert — Heiden zittern!
Thront auf Cherubim. — Die Erde schwanket!
2. Groß ist der Ewige zu Zion;
Erhaben über alle Völker.
3. Sie huldgen deinem Namen,
(Großer, Ehrfurchtbarer!
Heilig ist er!)
4. Dem Reich des Königs, der Gerechtigkeit liebt.
Du hast Gerechtigkeit auf festen Fuß gesetzt;
In Jakob Billigkeit und Recht verordnet.
5. (Erhebt den Ewgen, unsern Gott!
Betet an vor seiner Füsse Schemel!
Heilig ist er!)
6. Mosche und Aaron unter seinen Dienern;
Schmuel unter seinen Anrufern;
(Die er erhört, wenn sie ihn rufen.)
7. Aus der Wolkensäule redte er mit ihnen:
Sein Zeugniß namen sie in acht,
Und das Gesetz, das ihnen er gegeben.

8. Herr! unser Gott! du erhörtest sie,
Warst ihnen, Gott! Vergeber,
Und Bestrafer ihrer Uebertretung.

Chor.

Erhebt den Herrn, unsern Gott!
Fallt hin, zu seinem heilgen Berge!
Denn unser Gott, der Herr ist heilig.

C.

1. Psalm, beym Dankopfer.

Jauchzt dem Herrn, alle Welt!
2. Dient dem Herrn mit Freuden!
Kommet mit Frohlocken vor ihn!
3. Erkennet, daß der Ewge Gott ist!
Er schuf uns, wir sind sein;
Sein Volk, die Heerde seiner Weide.
4. Geht zu seinen Thoren ein, mit Dank;
Mit Lobgesang zu seinem Vorhof.
Dankt ihm, lobet seinen Namen!

5. Denn gütig ist der Herr,
Ewig seine Gnade,
Seine Treue für und für.

CI.

1. Psalm Davids.

Von Güte sing' ich, von gerechtem Wandel.
Dir weih' ich, Ewiger! mein Saitenspiel!

2. Ich denk' ihm nach, dem Wege der Vollendung;
Wie leb' ich, daß du zu mir kommest?
Ich will in Herzens-Unschuld wandeln,
Im Innern meines Hauses.

3. Vor meinen Augen dulden nichts,
Das niederträchtig ist.
(Verwildert Leben haßt ich stets,
Dem hang' ich so nicht nach.)

4. Arglistige will ich entfernen;
Kein Böser sey mein Günstling.

5. Wer heimlich seinen Freund verleumdet,
Verwirket meine Gunst.

Wer trotzig schaut, wen Hochmuth blüht,
Ist unerträglich mir.

6. Mein Auge sieht auf Redliche,
Die seh ich neben mir.
Wer auf vollendetem Wege wandelt,
Der soll mein Diener seyn.

7. Den heg' ich nicht in meinem Hause,
Der Trug und Falschheit übt.
Nie soll gedeihn vor meinen Augen,
Ein Mann der gerne lügt.

8. Mit jedem Morgen treib' ich aus,
Des Landes Bösewichter;
Verbanne aus der Stadt des Herrn,
Die Uebelthäter alle.

CII.

1. Gebet eines Leidenden, der in sich gehüllt, vor dem Herrn seine Klage ausschüttet.

1.

2. Ewiger! erhöre mein Gebet!
Laß zu dir kommen meine Klage.
3. Verbirg dein Antlitz nicht vor mir!
Neige mir dein Ohr, wenn Angst mir ist.
Wann ich flehe, erhör mich bald!

2.

4. Denn im Rauch verschwinden meine Tage;
Wie Brand verschmachtet mein Gebein.
5. Mein Herz, wie abgemähet Gras, verwelkt,
Ich denke kaum der Speise mehr.
6. Vor lauten Wehklagen,
Klebt die Haut mir am Gebein.

3.

7. Dem Pelikane gleich' ich in der Wüste:
Dem Uhu in verödetem Gemäuer.

8. Wache wie der Vogel,
Einsam auf dem Dache.
9. Die Feinde höhnen schadenfroh,
Und schwören sich bey meinem Falle zu.

4.

10. Asche esse ich, wie Brod;
Mische meinen Trank mit Thränen;
11. Vor deinem Zorn, vor deinem Fluche:
Denn hoch hubst du mich auf, und warfst mich hin.

5.

12. Wie Schatten schwanden meine Tage;
Ich welke hin, wie Gras.
13. Du aber, Herr! du thronest ewig!
Dein Ruhm bleibt für und für.
14. Du machst dich auf, erbarmst dich Zions,
Wenn Zeit und Stunde da ist,
Daß du ihr gnädig seyest.
15. (Deine Diener lieben ihre Steine;
Denken ihres Staubes wehmuthsvoll.)

6.

16. Dann ehren Heiden deinen Namen, Herr!
Und alle Könige der Erde deine Majestät.

17. „ Der Herr hat Zion aufgebaut;
„ Zeigt sich in seiner Herrlichkeit.
18. „ Er wandte sich zum Flehen der Verlassnen,
„ Verwarf nicht ihr Gebet.
19. „ Man schreib' es für die Nachwelt auf;
„ Daß künftig Volk dem Herrn lobpreise.
20. „ Er schaut von seiner heilgen Höhe;
„ Vom Himmel blickt der Herr auf Erden.
21. „ Erhört das Aechzen der Gefesselten;
„ Macht los zum Tod verdammten."

7.

22. So wird des Ewgen Ruhm in Zion,
Sein Lob besungen in Jerusalem;
23. Wenn Völker einst sich sammeln,
Und Reiche einig sind, dem Herrn zu dienen.
24. Erlieget auf dem Wege meine Kraft;
Sind meine Tage abgekürzt;
25. So sieh' ich: Gott! ach nimm mich nicht
In meiner Tage Hälfte weg!

8.

Ewigkeiten währen deine Jahre!
26. Der Erdball, den du ehedem gegründet;

Die Himmel, deiner Hände Werk;

27. Sie vergehn — du bleibst.
Veralten, wie Gewand;
Du wechselst sie, sie wechseln.

28. Du aber bleibst derselbe,
Unvergänglich deine Jahre.

29. Kinder deiner Diener
Werden noch das Land bewohnen;
Ihr Saamen noch vor dir gedeihn.

CIII.

1. Vom David.

Meine Seele benedeye dem Herrn;
All mein Inniges seinen heiligen Namen!

2. Meine Seele benedeye dem Herrn!
Vergiß nicht aller seiner Wohlthat.

3. Er vergiebt dir alle deine Sünden;
Und heilt deine Krankheit alle.

4. Erlöst vom Untergang dein Leben;
Krönt dich mit Liebe, mit Barmherzigkeit.

5. Er sättigt deinen Schmuck mit Seeligkeit;
Macht daß du dich, dem Adler gleich verjüngst.

6. Er schafft Gerechtigkeit, der Ewge!
Gericht den Unrechtleidenden.

7. Mosen zeigt' er seine Wege;
Den Söhnen Israels sein Thun.

8. Allbarmherzig ist der Herr, allgnädig;
Langmüthig und von großer Güte.

9. Er wird nicht unaufhörlich hadern;
Nicht ewiglich nachtragen seinen Groll.

10. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden;
Vergilt uns nicht nach unsrer Missethat.

11. So hoch der Himmel ist über der Erde,
Waltet seine Liebe über seine Verehrer.

12. So fern der Morgen ist vom Abend;
Entfernt er von uns unsre Schuld.

13. Wie Väter ihrer Kinder sich erbarmen,
Erbarmt der Herr sich seiner Verehrer.

14. Denn er kennet unsre Bildung;
Weiß, daß wir nur Staub sind.

15. Des Menschen Leben ist, wie Gras;
Er blüht, des Feldes Blume gleich.

16. Haucht sie ein Lüftgen an, so ist sie hin,
Und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.
17. Aber Ewigkeit hindurch bleibt Gottes Güte,
Denen, die ihn fürchten. Sein Wohlthun
Kindeskindern,
18. Wenn sie halten seinen Bund,
Gedenken sein Gebot, darnach zu thun.
19. Der Herr hat seinen Thron im Himmel festgestellt,
Und seine Herrschaft waltet über alles.
20. Benedeyt dem Herrn! ihr seine Engel!
Heldenkräfte die ihr ihm gehorchet;
Vollstrecket, was sein Wort gebietet!
21. Benedeyt dem Herrn! ihr seine Heere!
Seine Diener, die ihr seinen Willen thut!
22. Benedeyt dem Herrn! ihr seine Werke alle!
An allen Orten seiner Herrschaft.
Benedeye meine Seele dem Herrn!

CIV.

1. Meine Seele benedey dem Herrn!
Herr, mein Gott! du biſt ſehr herrlich;
Majeſtät und Schöne dein Gewand.
2. Der Licht umhüllet, wie einen Mantel;
Die Himmel ſpannt, wie einen Teppich.
3. Der ſeine Söller wölbt mit Waſſer;
Der Wolken macht zu ſeinem Wagen,
Und fähret auf Fittigen des Windes.
4. Der Winde nimmt zu ſeinen Boten;
Zu ſeinen Dienern Feuerflammen.
5. Er hat den Erdball auf ſich ſelbſt gegründet,
Daß er in Ewigkeit nicht wanke.
6. Die Tiefen deckteſt du, wie mit Gewand,
Und auf den Bergen ſtehn Gewäſſer.
7. Dann floh's vor deinem Drohen,
Bebte hin, vor deiner Donnerſtimme.
8. Hub ſich in Berge, ſank in Thäler,
Dem Orte zu, den du beſchiedeſt.
9. Nie überſchreitet es von dir geſetzte Grenzen,
Nie kehrts zurück das Erdreich zu bedecken.

10. Du ließest Quellen sich in Bäch' ergießen;
Sie fließen zwischen Bergen fort,
11. Tränken alles Wild des Feldes;
Waldesel löschen ihren Durst.
12. Der Lüfte Vögel über ihnen
Singen unterm Laub hervor.
13. Die Berge wässerst du aus deinen Söllern.
Frucht, die du schaffest, sättiget das Land.
14. Du lässest Gras dem Viehe wachsen,
Und Saat durch Menschenarbeit;
Aus dem Erdreich Speise zu erziehn:
15. Auch Wein, der frölich macht des Menschen Herz,
Und Oel, das sein Gesicht erheitert,
Da Brod des Herzens Kräfte nähret.
16. Saftvoll stehn des Ewgen Bäume;
Libanons Cedern, die er selbst gepflanzt.
17. Daß sich das Federwild dort nistе;
Auf Tannen sein Gehäus der Habicht baue.
18. Hohe Berge sind für Gemsen,
Steinklüfte Zuflucht für Kaninchen.
19. Er schuf den Mond, die Zeiten einzutheilen,
Die Sonne die das Ziel kennt ihrer Bahn.

20. Bringet Finsterniß; es wird Nacht.
Da schwärmt Gewild umher.
21. Nach Raube brüllen junge Löwen,
Verlangen Speise von der Gottheit.
22. Die Sonne erscheint — sie heben sich davon,
Und lagern sich in ihre Höhlen.
23. Dann geht der Mensch zu seiner Arbeit;
Zu seinem Tagewerk, bis Abend.
24. Wie groß, wie viel sind deine Werke, Herr!
Alle hast du sie mit Weisheit angeordnet;
Die Erd' ist voll von deinen Gütern.
25. Jenes Weltmeer — groß und weit umfassend —
Da wimmelt's ohne Zahl von Leben,
Von Thieren, groß und klein.
26. Da wandeln Schiffe, webt das Ungeheuer,
Das du schufst darin zu scherzen.
27. Alles hofft auf dich, erwartet
Daß du ihm Speise gebest, in der Zeit.
28. Du giebst, sie sammeln; öffnest deine Hand,
So werden sie mit Gut gesättiget.
29. Du wendest weg dein Angesicht — sie schwinden;
Nimmst ihren Odem hin, und sie vergehen

In ihren vor'gen Staub zurück.

30. Du sendest deinen Odem aus, sie entstehn.
So verjüngst du wieder die Gestalt der Erde.

* * *

31. Ewig währt des Ewgen Ruhm!
An seinen Werken hat er Wohlgefallen.

32. Er schauet die Erde an — sie bebet;
Berühret Gebirge — sie verrauchen!

* * *

33. Mein Lebenlang will ich dem Herrn singen,
Meinem Gotte, weil ich da bin, tönen.

34. (O möcht' ihm mein Gedicht gefallen!)
Ich freue mich nur meines Herrn.

35. Daß sie vergiengen, von der Erd, die Sünder!
Daß Gotteslängner nicht mehr seyen!
Meine Seele benedey dem Herrn!
Hallelujah!

CV.

1. Dankt dem Herrn! verkündet seinen Namen!
   Macht den Völkern seine Thaten kund!
2. Singet, rührt ihm Saitenspiel!
   Unterhaltet euch von seinen Wundern!
3. Rühmt euch seines heilgen Namens,
   Daß sich das Herz der Gottesverehrer freue!
4. Sucht den Herrn, sucht seinen Schutz!
   Fleht vor seinem Angesicht unaufhörlich!
5. Denkt der Wunderwerke die er that,
   Bestrafungszeichen, Sprüche seines Mundes.
6. Nachkommen seines Knechtes Abrahams!
   Kinder Jakobs, seine Auserwählten!
7. Er, der Ewige, ist unser Gott;
   In aller Welt geht sein Gericht.
8. Ewig denkt er sein Verheissen;
   Seinen Bund dem tausendsten Geschlecht.
9. Bund, mit Abraham gestiftet;
   Eid, dem Isaak zugeschworen;

10. Setzte er Jakob ein zum Rechte:
Israel zum ewiglichen Bunde.
11. „ Dir, sprach er, geb' ich Canaan,
„ Das Land zu eurem Erbgut ein."
12. Noch waren sie von geringer Anzahl,
Winzig noch, und fremd im Lande.
13. Zogen aus von Volk zu Volke,
Von diesem Reich, zu jener Nation.
14. Keinen ließ er sie bedrücken;
Züchtigt ihrentwegen Könige.
15. „ Tastet meine Gesalbten nicht an!
„ Thut meinen Propheten kein Leid!"
16. Rief der Hungersnoth ins Land;
Brach des Brodes Stab und Stütze.
17. Sandte einen Mann vor ihnen her;
Joseph ward zum Knecht verkauft.
18. Da zwungen seine Füße sie in Stock;
Seinen Leib in Eisen eingeschmiedet.
19. Bis zur Zeit da die Verheissung eintraf;
Wort des Herrn, das ihn prüfte.
20. Lies einen König ihn entfesseln;
Der Völker Oberherrn ihn befreyn.

21. Der setzt ihn ein, zum Herrn des Hofes;
Zum Verweser aller seiner Güter.
22. Fürsten Zucht durch ihn zu lehren,
Seinen Räthen Klugheit mitzutheilen.
23. Dann zog Israel hin nach Aegypten;
Jakob lebte im Lande Cham als Fremdling.
24. Er aber lies sein Volk sehr wachsen,
Und seinen Feinden viel zu mächtig seyn.
25. Und wandte jener Herz, sein Volk zu hassen,
Mit Hinterlist zu dämpfen seine Treuen.
26. Dann sandt' er Moscheh, seinen Knecht,
Und Aaron, den er auserkohren.
27. Die thaten unter ihnen seine Zeichen,
In Chams Gefilden Wunderstrafen.
28. Er rief der Finsterniß, sie kam;
Niemand seinem Worte ungehorsam.
29. Ihr Wasser wandelt' er in Blut,
Daß ihre Fische alle starben.
30. Frösche wimmelte ihr Land heraus,
Bis in ihrer Könige Palläste.
31. Er sprach — und Schwärme von Gewild,
Und Ungeziefer füllten ihre Grenzen.

32. Zum Regen gab er ihnen Hagel,
Und Feuerſtrahl in ihrem Lande.
33. Schlug ihren Weinſtock, ihren Feigenbaum;
Zerbrach das Baumgewächs in ihren Grenzen.
34. Er ſprach — Heuſchrecken kamen,
Und Käfer ohne Zahl,
35. Und fraßen alles Kraut im Lande;
Und fraßen alle Frucht der Felder.
36. Schlug alle Erſtgeburt des Reichs,
Ihrer Kräfte Erſtlingsfrucht.
37. Führt ſeine Stämme aus, mit Gold und Silber.
Da blieb kein Schwächlicher zurück.
38. Ihres Abzugs war Aegypten froh;
Denn ihre Furcht war über ſie gefallen.
39. Er breitete zur Decke eine Wolke, —
Des Nachts ein Feuer aus, zu leuchten.
40. Sie flehten, er lies Wachteln kommen,
Und ſättigt ſie mit Himmelskoſt.
41. Oefnete den Fels, daß Waſſer floß;
In dürrer Wüſte lief ein Bach.
42. Denn er dachte an ſein heilig Wort,
Zu ſeinem Diener Abraham geredet.

43. So führt er aus sein Volk mit Wonne;
Mit Frohlocken seine Auserwählten.
44. Gab ihnen ein der Heiden Länder,
Lies sie den Fleiß der Nationen erben.
45. Auf daß sie halten seine Rechte,
Bewahren seine Lehren. Hallelujah!

CVI.

1. Hallelujah!

Dankt dem Herrn, denn er iſt freundlich:
Ewig währet ſeine Güte.

2. Wer ſpricht des Ewgen Allmacht aus?
Verkündet all ſein Lob?

3. Wohl dem, der die Gebote hält,
Und thut, was Recht iſt, immerdar!

4. Ah, Herr! gedenk auch meiner,
Wenn deinem Volke Gnade wiederfährt;

5. Erfreu auch mich, mit deinem Heile!
Daß ich die Wohlfahrt deiner Auserwählten ſehe;
Theil nehme an der Freude deines Volks;
Und deines Eigenthums mich rühme!

6. Ach! wir ſündigten ſammt unſern Vätern;
Mishandelten und frevelten!

7. Schon in Aegypten achteten
Wir die Wunder unſrer Väter nicht.
Sie dachten nicht an deine große Güte;
Empörten ſich am rothen Meer.

8. Um seines Namens willen half er ihnen,
Um seine Allmacht kund zu thun.
9. Er schalt dem Schilfmeer — es versiegte.
Durch Tiefen führt er sie, wie in der Wüste;
10. Befreit sie von des Hassers Hand,
Errettet sie von Feindes Macht.
11. Fluten deckten ihre Widersacher,
Nicht einer, der entkam —
12. Da glaubten sie an seine Worte,
Und sangen Lobgesang.
13. Doch sie vergaßen seine Wunder bald,
Und trauten seinem Rathschluß nicht.
14. Wurden lüstern in der Wüste;
Versuchten in Einöden, Gott.
15. Da gab er, was sie forderten,
Die Fülle, bis zur Eckelsucht.
16. Da sie im Lager Mosen kränkten,
Und Aaron, den Geheiligten des Herrn;
17. That sich die Erde auf, verschlang Dathan,
Und deckte zu Abirams Rotte.
18. Blitzstrahl fuhr in ihre Rotte;
Glut verzehrte Missethäter. —

19. Auf Horeb machten sie ein Kalb,
Gegoßnes Erzbild anzubeten;
20. Und wandelten Verehrung Gottes
In Bildniß eines Stiers, der Gras verzehrt.
21. Vergaßen ihren Helfer, Gott,
Der in Aegypten große Dinge that;
22. Wunderwerk im Lande Cham;
Am Schilfmeer schreckenvolle Thaten.
23. Und er beschloß sie zu vertilgen:
Wo nicht Moses, sein Geliebter,
Sich in den Riß gestellt vor ihm,
Seinen Grimm zu wenden.
24. Sie verachteten das liebe Land,
Und glaubten seinem Worte nicht.
25. Empörten sich in ihren Zelten,
Und hörten nicht des Ewgen Stimme.
26. Da hub er seine Hand auf, wider sie;
Daß er sie schlüge in der Wüsten,
27. Unter Heiden ihren Samen würfe,
In fremde Länder sie zerstreu. —
28. Sie hingen sich an Baal-Pegor,
Aßen Opfer todter Götzen;

29. Und ärgerten mit ihren Werken —
Da riß auch Peſt ein unter ſie.
30. Doch Pinehas trat zu, und ſchlichtete;
Da ward die Peſt gehemmt.
31. Ihm ward es zum Verdienſt gerechnet,
Für ſeine Nachkunft, ewiglich.
32. Sie regten Zorn am Haderwaſſer;
Daß Moſe ihrentwegen litt:
33. Denn ſie erbitterten ſein Herz,
Und ihm entfuhren Worte.
34. Auch vertilgten ſie die Völker nicht,
Wie doch der Ewige geheiſſen.
35. Vermiſchten unter Heiden ſich,
Und lernten ihre Sitten.
36. Verehrten ihre Trauergötzen,
Anſtoß, der zum Abfall ward.
37. Waldgöttern brachten ſie zum Opfer,
Ihre Söhne, ihre Töchter.
38. Unſchuldig Blut vergoſſen ſie;
Ihrer Söhne und Töchter Blut,
Die ſie Kanaans Götzen opferten.
Mit Blutſchuld ward das Land befleckt.

39. Sie ſelbſt verunreint durch ihr Thun,
Durch Unzucht ſchändliches Verhaltens.
40. Zorn Gottes brannte über ſeine Nation,
Er hatte Greul an ſeinem Eigenthum.
41. Er gab ſie in die Hand der Heiden;
Ließ ihre Haſſer ſie beherrſchen.
42. Ihre Feinde drückten ſie,
Und beugten unter ihrer Hand ſie nieder.
43. So oft er ſie befreite,
War ihr Beginnen Aufruhr;
Bis ihre Miſſethat ſie tiefgebeugt.
44. Dann ſieht er ihre große Noth,
Und hört ihr Klaggeſchrey,
45. Gedenkt an ſeinen Bund mit ihnen,
Und ändert ſeinen Rathſchluß;
Nach ſeiner großen Güte.
46. Erweckt Barmherzigkeit bey allen,
Die ſie ins Elend hingeführt.

* * *

47. Hilf uns Herr! unſer Gott!
Bring uns zuſammen aus den Heiden:

So danken wir dem Namen deiner Heiligkeit;
Und rühmen deines Lobes uns.

* * *

41. Gelobt sey der Herr, der Gott Israels;
Von Ewigkeit zu Ewigkeit: und alles
Volk spreche, Amen, Halleluja!

Viertes Buch.

CVII.

1. Dankt dem Herrn, denn er iſt freundlich,
Ewig währet ſeine Güte!
2. Singen die der Herr erlöſet,
Die er aus der Noth errettet;
3. Und von ferne her zuſammen bringt,
Von Morgen, Abend, Mitternacht und Weltmeer.

* * *

4. Die in Wüſteneyen irre gehn,
Keine Bahn zur Wohnſtadt finden,
5. (Geplagt von Durſt und Hunger
Schmachtet ihre Seele),
6. Schrein in ihrer Noth dem Herrn,
Und er befreit ſie aus der Angſt.
7. Führt ſie einen ebnen Pfad,
Zu bewohnten Städten hin.
8. Dann preiſen ſie des Ewgen Güte;
Den Menſchenkindern ſeine Wunder:

9. Daß er Durſtige geſättiget,
Mit Gutem Hungrige gefüllt.

* * *

10. Die in düſtern Todesſchatten ſitzen,
Eingeſperrt von Zwang und Eiſen.
11. (Gottes Worten widerſpenſtig,
Schändten ſie des Höchſten Rath;
12. Drum unterwies er ſie durch Leiden;
Sie liegen da und niemand hilft.)
13. Schrein in ihrer Noth zum Herrn,
Der aus ihrer Angſt ſie rettet.
14. Führt ſie aus von düſtern Todesſchatten;
Zerreiſſet Band und Feſſel.
15. Dann preiſen ſie des Ewgen Güte,
Den Menſchenkindern ſeine Wunder:
16. Daß er ehrne Pförten zerbrach,
Eiſerne Riegel zerſchlug.

* * *

17. Wenn um Uebertretung willen,
Für ihre Sünden, Thoren leiden;
18. Jede Speiſe ihnen ekelt;
Und ſie an Todespforten ſtehn;

19. Schrein ſie in der Noth zum Herrn,
Der rettet ſie aus ihrer Angſt.
20. Schickt ſein Wort, das heilet ſie,
Befreiet ſie vom Untergang.
21. Dann preiſen ſie des Ewgen Güte,
Den Menſchenkindern ſeine Wunder.
22. Bringen Opfer ihm des Dankes,
Verkünden ſeine Thaten, unter Lobgeſang.

* * *

23. Die in Schiffen gehn aufs Meer,
Im Gewäſſer treiben ihr Geſchäft;
24. Dieſe ſehn des Ewgen Thaten,
Seine Wunder in den Tiefen.
25. Spricht er; ſo erregt er Sturmwind;
Meereswogen thürmen ſich.
26. (Sie fahren gen Himmel;
Sie ſinken in Tiefen;
Die Seele zagt in Angſt.
27. Sie taumeln im Schwindel, wie trunken.
Alle ihre Kunſt verſagt.)
28. Sie ſchrein in ihrer Noth zum Herrn,
Der rettet ſie aus ihrer Angſt.

29. Verwandelt Sturm in Stille;
Heißt des Meeres Wogen ſchweigen;
30. Leitet ſie auf ſanften Wellen,
Froh zu ihres Wunſches Ziel.
31. Dann preiſen ſie des Ewgen Güte,
Den Menſchenkindern ſeine Wunder.
32. Rühmen ihn in Volksverſammlung,
Preiſen ihn im Sitz der Alten.

* * *

33. Ströme wandelt er in Wüſten,
Waſſerquell in durſtig Land.
34. Fruchtfeld ſchafft er um in Salzgrund;
Ob der Bewohner Bosheit.
35. Wüſten Grund macht er zum See,
Dürres Land zu Waſſerquellen.
36. Läßt Dürftge ſich da beſetzen;
Städte bauen zur Bewohnung.
37. Feld beſäen, Weinberg pflanzen,
Jährlich Früchte ſammeln.
38. Segnet ſie, ſie mehren ſich,
Und ihre Heerden nehmen zu.

* * *

39. Will Herrſchaftsjoch und Plagen,
Sie mindern, ſie bedrücken;
40. Er ſchüttet Schmach auf Fürſten aus.
Führt ſie in Irre ohne Bahn.
41. Rettet Dürftige aus Zwang,
Mehrt, gleich Heerden, die Geſchlechter.
42. Fromme ſehns und freuen ſich,
Ungerechtigkeit verſtummet.

* * *

43. Wer weiſe iſt, merkt hierauf;
Erkennt des Ewgen Wohlthaten.

CVIII.

1. Pſalmlied Davids.

1. Unerſchüttert bleibt mein Herz, o Gott!
Ich ſinge, ſchlage Saitenſpiel;
Dies iſt mein Ruhm!
2. Erwache, Harf und Cither!
Die Morgenröthe weck' ich auf.
4. Dich, Herr! erheb' ich unter Nationen;
Dir töner unter Völkern mein Spiel.
5. Denn über alle Himmel reichet deine Güte;
Deine Treu, ſo hoch die Wolken gehn.

Chor.

6. Erhebe, Gott! dich über die Himmel!
Ueber alle Welt,
Deine Majeſtät!
7. Auf daß gerettet werden deine Lieben,
Laß deine Rechte helfen, antworte uns!
8. Gott ſprachs in ſeinem Heiligthume.
Nun ſing' ich Siegeslied:

„ Sichem vertheil ich wieder;
„ Messe Succoths Thal mir aus.
9. „ Mein ist Gilead, Menasseh mein;
„ Ephraim meines Hauptes Macht;
„ Gesetze giebt nun Juda wieder.
10. „ Moab ist mein Waschgefäß;
„ Auf Edom werf' ich meinen Schuh.
„ Triumphire über Philister."
11. Wer bringt mich in die feste Burg?
Wer führet mich nach Edom hin?
12. Bist du's nicht, Gott? du hattest uns verstoßen;
Zogst nicht mehr mit unserm Heere.
13. Ach! schaff' uns Rettung aus der Noth!
Menschenhülf ist doch kein nütze.
14. Mit Gott nur thun wir große Thaten.
Er tritt sie nieder, unsre Feinde.

CIX.

1. Dem Sangmeiſter. Ein Pſalm Davids.

Schweige nicht, o Gott! mein Ruhm!

2. Sie öffnen Trug und Frevelmund,
   Sprechen über mich Verleumdungszunge.
3. Umgeben mich mit giftgen Reden;
   Streiten ohne Urſach wider mich.
4. Verfolgen mich, dafür daß ich ſie liebe,
   (Ich aber bete);
5. Erwiedern Böſes mir um Gutes;
   Um Liebe Feindeshaß.
6. „ Laß einen Wüterich ihn richten,
   „ Den Kläger ihm zur Rechten ſtehn.
7. „ Verdammniß ſey ſein Urtheilsſpruch;
   „ Selbſt ſein Gebet Verſchuldung.
8. „ Seiner Tage müſſen wenig ſeyn;
   „ Ein Fremder ſeinen Nachlaß nehmen;
9. „ Und die Waiſen, ſeine Kinder,
   „ Und ſein Ehgenoß, die Witwe,

10. „ Hervor aus ihren Trümmern schleichen,
„ Wandern hin und her und betteln.
11. „ Was sein ist, mögen Wucherer erpressen,
„ Und Feinde seinen Fleis genieſſen.
12. „ Niemand neig ihm Liebe zu;
„ Erbarm sich seiner Waisen, niemand!
13. „ Seine Nachkunft sey zum Untergang!
„ Im nächsten Glied erlösch ihr Name.
14. „ Der Herr gedenk ihm seiner Väter Schuld;
„ Seiner Mutter Sünde werde nie getilgt.
15. „ Stets müssen vor dem Ewigen sie bleiben;
„ Wenn auf der Erd' er ihre Spur vernichtet.
16. „ Denn er dachte nicht an Liebespflicht;
„ Verfolgte Arme und Bedrängte,
„ Betrübte Herzen, in den Tod.
17. „ Hat er gerne Fluch, so treff er ihn!
„ Will er des Segens nicht, so sey er fern von ihm!
18. „ So zieh er Fluch an, wie sein Hemd.
„ Er dringe in sein Innerstes, wie Wasser;
„ Wie Salbe in seine Glieder.
19. „ Und sey ihm, wie Gewand, das er umhülle;
„ Wie sein Gürtel, mit dem er stets sich gürtet."

20. Dis würkten gern vom Herrn mir meine Feinde aus;
Die meiner Seele Untergang geſchworen.
21. Aber du Herr! Ewiger!
Thu mir um deines Namens Willen!
Denn deine Lieb' iſt tröſtlich: rette mich!
22. Bedrängt bin ich und elend;
Erſchlagen iſt mein Herz in mir.
23. Wie Schatten weicht, ſo ſchwank ich hin;
Wie Heuſchreckbrut herabgeſchüttet.
24. Kraftlos ſind vom Faſten meine Knie;
Von Säften ausgezehrt mein Fleiſch.
25. So bin ich jenen denn zum Spotte worden!
Sie ſehens, ſchüttein über mich das Haupt.
26. Steh mir bey, o Ewiger! mein Gott!
Hilf mir, nach deiner Gnade!
27. Laß ſie erkennen, daß es deine Hand,
Daß du, Herr! ſolches thueſt!
28. Sie mögen fluchen — ſegne du!
So ſtehen ſie beſchämt,
Und dein Verehrer freuet ſich.
29. Schande kleide meine Widerſacher,

Schmach umhülle, wie ein Mantel, sie!

30. So dankt mein Mund dem Ewgen sehr;
So rühm' ich ihn vor vielem Volke.

31. Daß er dem Dürftigen zur Rechten steht
Und rettet ihn von Richtern seines Lebens.

CX.

An David; ein Psalm.

---

1. Der Ewge spricht zu meinem Herrn:
Verweile hier zu meiner Rechten!
Ich werde deine Feinde dir,
Zum Schemel deiner Füsse legen.

2. Der Ewge streckt von Zion aus
Das Zepter deiner Majestät:
Regiere mitten unter Feinden!

3. Dein jugendliches Volk ergeußt
Freywillig sich, in heilgem Schmucke,
Am Tage deiner Heldenschlacht,
Wie Thau vom Schoß der Morgenröthe.

4. Der Ewge schwur, ihn reuet nichts:
Du bist der Gottheit Diener ewig!
Der Sänger täuscht nicht, König Zedeks!

5. Zu deiner Rechten hat der Herr
Im Zorn schon Könige zerschlagen.

6. Er wird Nationen richten
Auf hochgethürmten Leichen,
Der itzt das Haupt von Rabba schlug.

7. Schon trinkt es aus dem Bach am Wege;
Weil es zu stolz sein Haupt erhob.

CXI.

(Alphabetisch.)

1. Hallelujah.

Von ganzem Herzen dank ich dem Herrn;
Im Rath der Frommen, in der Gemeine.

* * *

2. Erhaben sind des Ewgen Thaten;
Allen ihren Zwecken angemessen.

* * *

3. Majestät und schöne seine Werke;
Ewiglich bestehend seine Güte.

4. Gedächtniß stiftet seiner Wunder,
Der Gnädige, Barmherzige, der Herr!

* * *

5. Giebt seinen Dienern Unterhalt;
Denkt ewiglich an seinen Bund.

* * *

6. Zeigt seinem Volke seiner Thaten Kraft;
Giebt ihnen ein der Heiden Eigenthum.

* * *

7. Seiner Hände Werk, sind Recht und Weisheit;
Ohne Wandel alle sein Gebot.

* * *

8. Immer unterstützet, und ewig;
Nach Recht und Wahrheit eingerichtet.

* * *

9. Rettung sandte er seinem Volke;
Stiftet seinen Bund auf ewig;
Er, dessen Namen heilig ist.

* * *

10. Der Weisheit Ziel ist Gottesfurcht,
Darnach zu wandeln, seine Klugheit;
Bringt unvergänglich Lob.

CXII.

(Alphabetisch.)

1. Halleluja.

Wohl dem Manne, der den Ewigen fürchtet,
Und große Lust hat an des Herrn Geboten!

* * *

2. Sein Saame wird gewaltig seyn, auf Erden;
Gesegnet ist des Redlichen Geschlecht!

* * *

3. In ihrem Haus ist Ueberfluß und Reichthum;
Wohlthätigkeit bleibt unaufhörlich.

* * *

4. Den Frommen stralet Licht in Finsterniß,
Der Gnädige, Barmherzige, Gerechte!

* * *

5. Wohl dem der sich erbarmt, und theilet mit;
Und richtet ein sein Thun nach Billigkeit.

* * *

6. Denn ewiglich wird er nicht wanken;
Der Nachruhm des Gerechten bleibt ewig.

* * *

7. Er höret furchtlos schreckliche Gerüchte;
Sein Herz hofft auf den Ewgen unverzagt.

* * *

8. Getrost und unerschüttert bleibt sein Muth,
Bis er an Feinden seine Lust ersieht.

* * *

9. Er streuet aus, er giebt den Armen;
Wohlthätigkeit bleibt unaufhörlich.
Mit Ehren wird sein Horn erhöht.

* * *

10. Der Frevler sieht's, mit kränkendem Verdrusse,
Und härmt sich ab, und knirscht mit den Zähnen.
Vereitelt ist der Frevler Wunsch!

CXIII.

1. Hallelujah.

Lobet, Diener des Herrn!
Lobt den Namen des Herrn!

2. Gepriesen sey der Name des Herrn,
Von nun an und in Ewigkeit.

3. Vom Aufgang bis zum Niedergang,
Gelobt der Name des Herrn!

4. Der Herr ist über alle Völker erhaben;
Ueber die Himmel sein Ruhm erhaben.

5. Wer ist wie unser Gott, der Herr?
Thront so hoch?

6. Schaut so tief?
Im Himmel? — auf Erden?

7. Richtet den Geringen auf vom Staube;
Erhöht den Armen vom Koth;

8. Neben Fürsten ihn zu setzen,
Neben Fürsten seines Volks.

9. Belebt das Haus der Kinderlosen;
Läßt sie frohe Mutter werden.
Hallelujah!

CXIV.

1. Als Iſrael auszog aus Aegypten;
   Jakobs Haus vom Barbarnvolke;
2. Da ward ſein Heiligthum die Tochter Juda;
   Die Tochter Iſrael ſein Reich.
3. Das Weltmeer ſah und floh;
   Der Jordan wich zurück.
4. Berge hüpften wie Widder,
   Hügel wie Lämmer.
5. Was iſt dir, Weltmeer! daß du flieheſt?
   Dir, Jordan! daß du weichſt?
6. Berge, daß ihr hüpfet wie Widder?
   Hügel, wie Lämmer?
7. Vor dem Herrn erbebe, Erde!
   Vor dem Gotte Jakobs!
8. Der Fels in Waſſer wandelt:
   Kieſelſtein in Quellen.

CXV.

1. Nicht uns, Herr! nicht uns;
Deinem Namen selbst gieb Ehre,
Um deiner Güte und Wahrheit.
2. Was sollen Heiden sprechen:
„ Wo ist denn nun ihr Gott?"
3. Ist doch unser Gott im Himmel,
Und schaffet was er will.
4. Jener Götzen, golden, silbern,
Sind der Menschenhände Arbeit;
5. Haben Mäuler, reden nicht;
Haben Augen, sehen nicht;
6. Haben Ohren, hören nicht;
Riechen nichts mit ihrer Nase:
7. Ihre Hände greifen nicht;
Ihre Füsse gehen nicht;
Sie reden nicht durch ihre Kehle.
8. Die solche machen, sind wie sie,
Die auf sie hoffen, alle so.
9. Vertrau dem Ewgen, Israel,
Er ist ihr Helfer und Schild!

10. Vertrau dem Ewgen, Aarons Haus!
Er iſt ihr Helfer und Schild!
11. Vertraut dem Ewgen, Gottverehrer!
Er iſt ihr Helfer und Schild!
12. Der Ewge denket unſer;
Segnet Iſraels Haus;
Segnet Aarons Haus;
13. Segnet Gottesverehrer,
Beides Klein und Groß.
14. Der Ewge mehre euch,
Euch und eure Kinder!
15. Ihr ſeyd des Herrn Geſegnete,
Der Himmel ſchuf und Erde.
16. Der Himmel iſt des Ewgen Himmel,
Die Erde gab er Menſchenkindern.
17. Todte preiſen nicht den Herrn,
Noch die hinab zur Hölle fahren;
18. Wir aber preiſen ihn, den Herrn,
Von nun an und in Ewigkeit.
Hallelujah.

CXVI.

I.

1. Lieb iſts mir, daß der Ewige
Mein Schreyen erhört, mein Flehn:
2. Er hat ſein Ohr mir zugeneigt;
Nun ruf ich an, ſo lang' ich lebe.
3. Umfangen mich des Todes Stricke;
Ergreifen mich die Angſt der Hölle;
Druckt mich Jammer und Noth:
4. So ruf ich an des Ewgen Namen:
Ach Herr! errette meine Seele!
5. Barmherzig iſt der Herr und allgerecht;
Mitleidsvoll iſt unſer Gott.
6. Einfaltſeelige beſchützt der Herr.
Elend war ich, doch er half mir aus.

2.

7. Seele! kehre nun in deine Ruhe ein!
Der Ewige will wohl dir thun.
8. Du befreyſt vom Tode meine Seele,
Mein Auge von Thränen, meinen Fuß vom Gleiten.
9. So wandl' ich vor dem Ewgen noch,
Im Lande der Lebendigen.

10. Ich glaube, darum rede ich;
Laut ruft mein Mund es aus.
11. Ach! ich sprach in meinem Zagen:
Vergänglich Wesen ist der Mensch!
12. Wie soll ich nun dem Herrn erwiedern,
Alle Wohlthat, die er mir erzeigt?

3.

13. Den Kelch des Heils will ich ergreifen,
Verkünden laut im Namen des Herrn.
14. Meine Gelübde bezahl' ich dem Herrn;
Wie gern, vor alle seinem Volke!
15. Vor dem Ewgen werthgehalten
Ist seiner Frommen Tod!
16. Ach Ewger! ich dein Knecht,
Sohn deiner Magd, dem du die Fessel lösetest,
17. Dankopfer bring' ich dir,
Verkünde laut im Namen des Herrn.
18. Meine Gelübde bezahl ich dem Herrn;
Wie gern, vor alle seinem Volke!
19. In den Höfen, am Tempel des Herrn
In deiner Mitte, mein Jerusalem!
Hallelujah.

CXVII.

1. Lobt den Herrn, ihr Völker alle!
   Rühmt ihn, alle Nationen!
2. Seine Güte waltet über uns,
   Seine Treu' in Ewigkeit.
   Hallelujah.

CXVIII.

Chor.

1. Dankt dem Herrn! denn er ist freundlich,
   Ewig währet seine Güte.
2. So singe Israel:
   Ewig währet seine Güte.
3. So singe Aarons Haus:
   Ewig währet seine Güte.
4. So singen, die den Herrn verehren:
   Ewig währet seine Güte.

I.

5. In Angst rief ich die Gottheit an;
   Der Gottheit Antwort schuf mir Raum.
6. Der Herr ist mein; ich fürchte nichts.

Was kann der Mensch mir thun?

7. Der Herr ist mein und steht mir bey:
Ich werde Lust an Feinden schaun.

8. Besser ists dem Herrn vertraun,
Als auf Menschen sich verlassen.

9. Besser ists dem Herrn vertraun,
Als auf Fürsten sich verlassen.

2.

10. Laßt alle Heiden mich umgeben:
Beym Ewgen, ich zerhaue sie!

11. Hier umgeben, dort umgeben;
Beym Ewgen, ich zerhaue sie!

12. Wie Bienen umschwärmen, wie Dornen Flamm' umlodern:
Beym Ewgen, ich zerhaue sie!

13. Wenn alles zustürmt, mich zu stürzen;
Der Ewge steht mir bey.

14. Er ist mein Sieg, mein Saitenspiel;
Er ward mir zum Triumph!

3.

15. Freudenausruf, Siegeslied
Schallt in Hütten der Tugendverehrer:

„ Die Rechte des Herrn erkämpft den Sieg!

16. „ Die Rechte des Herrn, erhaben;

„ Die Rechte des Herrn erkämpft den Sieg!"

17. Nein! noch sterb' ich nicht; ich lebe,

Erzähle die Thaten der Gottheit;

18. Züchtigen will mich nur die Gottheit;

Ueberläßt mich nicht dem Tode.

19. Thut mir auf die Pforten der Tugend!

Ich gehe hinein, und danke dem Herrn.

4.

20. „ Hier ist zum Ewigen die Pforte!

„ Rechtschaffne gehen da hinein."

21. Ich danke, daß du mich gezüchtiget,

Und wieder Hülfe mir erzeigst.

22. „ Der Stein, den Bauende verwarfen,

„ Er ist zum Eckstein worden!"

23. Das ist vom Herrn geschehen

Wunderbar in unsern Augen!

24. „ Diesen Tag gab uns der Herr.

„ Laßt uns ihn feyern mit Wonnegesang!"

25. Ah! Ewiger! o steh' uns bey!

Ah! Ewiger! laß wohlgelingen!

26. „ Willkommen im Namen des Ewigen;
„ Wir aus des Ewgen Tempel grüßen, willkommen!
27. „ Gott der Ewge, läßt uns sein Antlitz leuchten.
„ Führt her das Opfer mit Myrthen gebunden;
„ Hieher, bis an die Hörner des Altars!"
28. Mein Gott bist du! dir will ich danken;
Mein Gott! dich will ich erheben.

Chor.

29. Dankt dem Herrn, denn er ist freundlich:
Ewig währet seine Güte!

CXIX. *)

(Alphabetisch.)

Aleph.

1. Heil den Männern die rechtschaffen leben:
Die nach Gottes Lehre wandeln.

* *

2. Heil denen, die sein Zeugniß hüten,
Die ihm von ganzem Herzen suchen.

* *

3. Die in seinen Wegen wandeln,
Ueben keine Bosheit aus.

* *

*) Dieser Psalm unterscheidet sich, sowohl durch seinen Inhalt, als durch seine äußerliche Einrichtung, von allen übrigen Psalmen. Er enthält 176 Verse, oder 22 Abtheilungen, deren jede aus acht Versen bestehet. Jede Abtheilung fängt sich mit einem und eben denselben Buchstaben des Alphabets an, und sofort, nach alphabetischer Ordnung; so, daß die Verse der ersten Abtheilung das Aleph, der zweiten Abtheilung das Beth u. s. w. zum Anfangsbuchstaben führen. Ihre innere Einrichtung ist nichts weniger als lyrisch. Man findet nicht den mindesten Zusammenhang zwischen den Abtheilungen; ja auch selten zwischen einzelnen Versen. Vielmehr sind alle Verse ähnliches Inhalts: Empfehlung und Anpreisung des Gesetzes, Gebet um Unterricht in dem Gesetze Gottes; fester Vorsatz ihm treu zu bleiben, und sich weder durch Trübsal, noch durch Lockungen der

4. Verordnungen hast du ertheilt
Daß man mit Eifer auf sie halte,

* *

5. Ach! gelänge mein Bestreben,
Daß ich hielte dein Gesetz!

* *

6. Schau ich allein auf deine Gebote;
So werd' ich nie zu Schanden werden.

* *

7. Ich lerne deine Urtelssprüche
Und danke dir mit gradem Herzen.

* *

8. Halten will ich dein Gesetz.
Verlaß mich nimmermehr!

ren erklären zu lassen; diese Gedanken werden unter mancherley Wendungen wiederholt, und kommen in jedem Verse wieder vor: daher man auch in jedem Verse das Wort, Gesetz, Befehl, Verheißung, Wort, Rechte u. dgl. wenigstens einmal findet. Wer diese unaufhörliche Tautologie in 176 Versen nach einander weg liest, kann unmöglich Geschmack daran finden. Auch sind diese Verse nicht gemacht, so nach einander hin abgelesen zu werden. Es sind gleichsam 176 Einzelnheiten, gleiches Inhalts, davon man, nach der Lage des Gemüths, und der Verfassung, in welcher man sich befindet, bald dieses, bald jenes, mit mehrerm Interesse liest und seinem Gedächtnisse einprägt. Meine besondern Gedanken über den Gebrauch und die Bestimmung dieses Psalms behalte ich mir bis zu einer andern Gelegenheit vor.

Beth.

9. Wie kann ein Jüngling glücklich seyn?
Wenn er sich hält nach deinem Worte.

* *

10. Von ganzem Herzen such' ich dich.
Laß mich nicht fehlen von deinem Gebot.

* *

11. Deine Rede präg' ich meinem Herzen ein;
Auf daß ich wider dich nie sündige.

* *

12. Gelobt seyst du, o Ewiger!
Lehre mich dein Gesetz!

* *

13. Mit meinen Lippen rühme ich,
Die Richtersprüche deines Mundes.

* *

14. Ich freue mich deiner Zeugnisse;
Wie über Schätze allerley.

* *

15. Dein Gebot ist mein Gespräch;
Nach deinen Wegen schau ich stets.

* *

16. Dein Gesetz ist mein Ergötzen;
Dein Wort vergeß ich nie.

Gimel.

17. Thue deinem Diener wohl!
Daß ich lebe, und halte deine Worte.

* *

18. Eröfne meine Augen mir,
Daß ich die Wunder deiner Lehre ſchaue.

* *

19. Ich bin ein Pilgrimm hier auf Erden.
Verbirg mir deine Gebote nicht!

* *

20. Mein Gemüth ſtrebt ſehnſuchtsvoll,
Nach deinen Rechten allezeit.

* *

21. Du ſchiltſt; dein Fluch trift Stolze,
Die von deinen Geboten weichen.

* *

22. Wende von mir Schmach und Hohn;
Denn dein Zeugniß hüte ich.

* *

23. Laß auch Fürſten ſich beſprechen wider mich;
Dein Verehrer denkt nur dein Geſetz.

* *

24. Deine Zeugniſſe ſind mein Ergötzen;
Mit ihnen pflege ich Rath.

Daleth.

25. Am Staube klebet meine Seele.
Belebe mich nach deiner Verheiſſung!

* *

26. Ich erzähle meine Wege; du erhöreſt mich;
Unterweiſe mich in deinen Geſetzen.

* *

27. Laß mich einſehen deiner Verordnung Weiſe;
Nachdenken über deine Wunderwerke.

* *

28. Mein Gemüth verſchmachtet vor Betrübniß;
Erquicke mich nach deiner Verheiſſung!

* *

29. Führ mich ab von falſchem Wege!
Begnadige mir deiner Lehre mich!

* *

30. Ich wähle mir den Weg der Treue;
Vergleiche deine Richterſprüche.

* *

31. Ich hange deinen Zeugniſſen an;
Herr! laß mich nie zu Schanden werden.

* *

32. Ich laufe deiner Vorſchrift Bahn;
Denn du erweiterſt mir die Bruſt.

Hε.

33. Zeige mir, o Ewiger! die Laufbahn deiner Rechte;
So weichet nie mein Fuß von ihr.

* *

34. Unterrichte mich, daß ich befolge deine Lehre,
Und halte ſie von ganzem Herzen.

* *

35. Leite mich in deiner Vorſchrift Steige;
Denn mein Verlangen iſt nach ihr.

* *

36. Lenke mein Gemüth zu deinen Zeugniſſen,
Von aller-Habſucht fern.

* *

37. Zieh meine Blicke ab von eitelm Wahn!
Laß mich Erquickung nur in deinen Lehren finden.

* *

38. Erfülle deinem Diener die Verheiſſung,
Die denen werden ſoll, die dich fürchten.

* *

39. Wende von mir ab die Schmach, die ich beſorge;
Wohlthätig ſind ja deine Rechte.

* *

40. Ich ſehne mich nach deiner Vorſchrift;
Erquicke mich nach deiner Gerechtigkeit!

Vav.

41. Deine Gnade, Ewiger! laß mir widerfahren;
Deine Hülfe, nach deiner Verheissung:

42. Daß ich erwiedre meinem Lästrer;
Denn ich verlaß mich auf dein Wort.

43. Nimm ja der Warheit Wort aus meinem Munde nicht;
Denn ich vertraue deinen Rechten:

44. Und will halten deine Lehren,
Ewiglich und immer.

45. Ich wandle in weitem Raume;
Denn ich strebe nur nach deiner Vorschrift.

46. Von deinen Zeugnissen schäm' ich mich nicht,
Vor Königen zu sprechen.

47. Mein Ergötzen ist in deinen Geboten,
Die ich innigst liebe.

48. Meine Hände streck' ich aus
Nach deinen so geliebten Lehren;
Und denke nach über dein Gesetz.

Sain.

49. Denke deinem Knechte jenes Wort, —
Auf welches du mich läſſeſt hoffen.

* *

50. Dis iſt mein Troſt im Leiden;
Neues Leben giebt mir dein Verheiſſen.

* *

51. So ſehr die Stolzen meiner ſpotten;
Ich weiche nicht von deiner Lehre.

* *

52. Ich denk an dein Gericht von Anbeginn,
Ewiger! und finde Troſt.

* *

53. Bange wird mir bey Verruchten,
Die dein Geſetz verlaſſen.

* *

54. Mein Geſang ſind deine Rechte,
Im Hauſe meiner Wallfahrt.

* *

55. Auch Nachts denk ich an deinen Namen,
Ewiger! und halte deine Lehre.

* *

56. Dis ward mir zu Theile,
Daß ich halte dein Gebot.

Chet.

57. Ich ſpreche, Gott! mein Erbgut iſts,
Daß ich halte deine Worte.

* *

58. Ich flehe dir von ganzem Herzen,
Sey mir gnädig, nach deiner Verheiſſung!

* *

59. Ich denke meinem Wandel nach,
Und kehre um zu deinem Zeugniß.

* *

60. Ich eile und ſäume nicht,
Zu halten dein Gebot.

* *

61. Mich umgeben der Verruchten Stricke;
Allein deine Lehre vergeß ich nie.

* *

62. Ich ſtehe auf zur Mitternacht, um dir zu danken,
Für deine allgerechten Sprüche.

* *

63. Ich halte mich zu allen, die dich ehren;
Die deine Befehle hüten.

* *

64. Deiner Güte iſt der Erdkreis voll;
Gott! lehre mich dein Geſetz!

Thet.

65. Du haſt deinem Knechte wohlgethan,
Nach deiner Verheiſſung.

* *

66. Lehre mich Verſtand und Einſicht;
Denn ich glaube deinen Geboten.

* *

67. Eh' ich leiden mußte, hab' ich oft geirrt;
Nun aber halte ich dein Gebot.

* *

68. Huldreich biſt du, und wohlthätig;
Unterweiſe mich in deinen Geſetzen.

* *

69. Die Stolzen dichten Lügen wider mich;
Ich aber halte dein Gebot von ganzem Herzen.

* *

70. Gefühllos iſt ihr Herz, wie Unſchlitt;
Ich aber finde Luſt an deiner Lehre.

* *

71. Wohl mir, daß ich leiden mußte,
Auf daß ich lerne dein Geſetz.

* *

72. Werther iſt mir deines Mundes Lehre,
Als Tauſende von Gold und Silber.

73. Deine Hand hat mich geſchaffen, mich gebildet.
Unterweiſe mich, daß ich lerne dein Gebot.

* *

74. Die dich verehren, ſehen mich, und freuen ſich;
Denn ich vertraue deinen Worten.

* *

75. Ich weiß es, Gott! gerecht ſind deine Gerichte!
Treue iſt es, wenn du mich leiden läßt.

* *

76. Ach! laß deine Gnade mir zum Troſte ſeyn;
Wie deinem Knechte du verheiſſen haſt.

* *

77. Laß deine Vaterliebe mich erquicken;
Denn deine Lehr' iſt mein Ergötzen.

* *

78. Laß ſie zu Schanden werden, die Stolzen;
Denn ſie kränken unverſchuldet mich,
Ich aber durchdenke deine Gebote.

* *

79. Laß die ſich zu mir halten die dich verehren,
Die Kenner deiner Zeugniſſe.

* *

80. Rechtſchaffen ſey mein Herz in deinen Rechten,
Auf daß ich nie zu Schanden werde.

Caph.

81. Nach deinem Heil verlangt mein Herz.
Ich hoffe auf dein Wort.

* *

82. Meine Augen sehnen sich nach deinem Worte,
Und sagen: Ah! wenn tröstest du mich?

* *

83. Bin ich auch wie eine Haut im Rauche;
Dein Gesetz vergeß ich dennoch nicht.

* *

84. Wie wenig sind die Tage deines Knechtes?
Wenn hältest du Gericht über Verfolger?

* *

85. Frevler sind es, die mir Gruben graben,
Die nach deiner Lehre nicht leben.

* *

86. Dein Gebot ist lauter Redlichkeit!
Sie verfolgen mich mit Lügen: Hilf mir!

* *

87. Sie haben mich schier umgebracht auf Erden,
Dennoch verließ ich deine Befehle nicht.

* *

88. Erquicke mich, nach deiner Gnade,
Daß ich deines Mundes Zeugniß halte.

Lamed.

89. Herr! ewig iſt dein Wort
Im Himmel feſt geſtellt!

90. Deine Treue währet für und für.
Du haſt den Erdball gegründet;
Er ſtehet feſt.

91. So ſteht noch alles nach deinem Spruche;
Denn alles muß dir dienen.

92. Wäre nicht dein Geſetz mein Troſt,
Ich wär' in meinem Elend längſt vergangen.

93. Deine Befehle vergeß ich nimmermehr:
Denn du erquickſt mich damit.

94. Ich bin dein, errette mich!
Denn ich ſuche deine Befehle.

95. Mir lauren Frevler auf, mich umzubringen;
Ich aber merk' auf deine Zeugniſſe.

96. Jede Begier hat ihren Ueberdruß;
Unendlich weit erſtreckt ſich dein Gebot.

Mem.

97. Wie hab' ich dein Geſetz ſo lieb!
Ihm denk' ich nach, den ganzen Tag.

* *

98. Weiſer als die Feinde, macht mich dein Gebot:
Denn es bleibt mir ewiglich;

* *

99. Verſtändiger denn alle meine Lehrer:
Denn ich denke deinem Zeugniß nach;

* *

100. Einſichtsvoller als die Greiſe:
Denn ich halte deine Befehle.

* *

101. Alle böſe Wege wehre ich meinem Fuße;
Auf daß ich halte deine Worte.

* *

102. Ich weiche nicht von deinen Rechten;
Denn du haſt mich unterwieſen.

* *

103. Wie köſtlich iſt meinem Geſchmacke dein Wort!
Süßer meinem Munde, denn Honigſeim.

* *

104. Deine Befehle machen mich vernünftig;
Darum haſſ' ich alle falſche Wege.

Tun.

105. Dein Wort iſt meines Fußes Leuchte;
Ein Licht auf meinem Steige.

106. Ich ſchwöre — und will's erfüllen —
Zu halten deine gerechten Urtheile.

107. Ich bin tief gebeugt,
Ach Herr! erquicke mich, nach deinem Worte!

108. Laß dir wohlgefallen, Herr!
Meines Mundes willige Opfer;
Und unterweiſe mich in deinen Rechten.

109. Mein Leben trag' ich ſtets auf meinen Händen;
Und vergeſſe deine Lehre nicht.

110. Ruchloſe legen mir Schlingen;
Ich aber irre nicht von deinem Befehl.

111. Deine Zeugniſſe ſind mein ewiges Erbgut;
Denn ſie ſind meines Herzens Wonne.

112. Ich neige mein Herz zu halten dein Geſetz.
Ewig iſt der Lohn!

Samech.

113. Ausschweifungen sind mir verhaßt.
Ich liebe deine Lehre.

114. Du bist mein Schirm und Schild.
Ich hoffe auf dein Wort.

115. Weichet von mir, Uebelthäter!
Ich halte die Gebote meines Gottes.

116. Erhalte mich nach deinem Worte; so leb' ich;
Beschäme mich in meiner Hoffnung nicht.

117. Stärke mich, daß ich genese,
Und dein Gesetz stets mein Ergötzen sey.

118. Du zertrittst sie, die deiner Rechte fehlen;
Denn ihre Trügerey ist eitel.

119. Des Landes Missethäter räumst du, wie Schlacken, aus.
Darum lieb' ich deine Zeugnisse.

120. Aus Furcht vor dir, schaudert mir die Haut;
So fürchte' ich deine Richtersprüche.

Ain.

121. Ich halt' auf Recht und auf Gerechtigkeit:
Uebergieb mich nicht meinen Unterdrückern.

122. Vertritt du deinen Knecht, zu seinem Besten!
Laß die Stolzen mich nicht unterdrücken.

123. Meine Augen sehnen sich nach deinem Heile;
Nach der Verheissung deiner Huld.

124. Handle mit deinem Knecht nach deiner Gnade,
Und lehre mich dein Gesetz.

125. Ich bin dein Knecht, unterweise mich;
Daß ich dein Zeugniß wohl begreife.

126. Beym Herrn stehts, dazu zu thun.
Sie wollen dein Gesetz aufheben.

127. Darum lieb' ich dein Gebot noch immer,
Mehr als feines Gold und Kleinod.

128. Darum halt' ich deine Befehle für allgerecht,
Und bin dem falschen Wege gram.

Pe.

129. Deine Zeugniſſe ſind wunderbar;
Darum hält ſie meine Seele.

* *

130. Die Eröffnung deines Worts verbreitet Licht,
Giebt Einfältigen Vernunft.

* *

131. Gierig öffne ich meinen Mund;
Denn mich verlangt nach deinen Geboten.

* *

132. Wende dich zu mir! ſey mir gnädig;
Wie du denen thuſt, die dich lieben.

* *

133. Befeſt'ge meinen Tritt, durch deine Worte;
Und laß kein Unrecht herrſchen über mich.

* *

134. Rette mich von Menſchendruck;
So will ich halten deine Befehle.

* *

135. Laß dein Antlitz leuchten über deinen Knecht;
Und lehre deine Rechte mich.

* *

136. Von meinen Augen rieſeln Thränenbäche;
Ueber die, ſo deine Lehr' nicht halten.

Zade.

137. Gerecht bist du, o Ewiger!
Billig sind deine Richtersprüche.

138. Sehr hast du dein gerechtes Zeugniß,
Sehr die Treue anbefohlen.

139. Mein Eifer hat mich fast verzehrt,
Daß meine Feinde deiner Worte vergessen.

140. Dein Wort ist wohlgeläutert;
Drum liebt es dein Verehrer.

141. Geringe bin ich und verachtet;
Doch vergeß' ich nicht deines Befehls.

142. Unwandelbar ist deine Gerechtigkeit;
Deine Lehre ewige Warheit.

143. Noth und Drangsal treffen mich;
Doch dein Gebot ist mein Ergötzen.

144. Unveränderlich ist dein gerechtes Zeugniß;
Laß mich vernünftig seyn; so leb' ich glücklich.

Kuph.

145. Von ganzem Herzen ruf' ich,
Erhöre mich, Gott! daß ich deine Rechte halte.

146. Ich rufe zu dir, hilf mir!
Daß ich dein Zeugniß halte.

147. In früher Dämmerung bete ich;
Ich harre deiner Verheiſſung.

148. Meine Augen wachen vor der Morgenſtunde,
Zu betrachten deine Geſetze.

149. Höre meine Stimme, nach deiner Gnade;
Herr! erquicke mich, nach deiner Weiſe!

150. Nahe ſind die ſchändlichen Verfolger;
Entfernen ſich von deiner Lehre.

151. Herr! du biſt wahrhaftig nahe;
Dein Befehl iſt eitel Wahrheit.

152. Längſt weis ich ſchon aus deinen Zeugniſſen,
Daß du auf ewig ſie gegründet haſt.

Reſch.

153. Sieh mein Elend und errette mich;
Denn ich vergeſſe deiner Lehre nicht.

* *

154. Führe meine Sache und erlöſe mich;
Erquicke mich, nach deiner Verheiſſung.

* *

155. Das Heil iſt fern von Frevelhaften;
Denn ſie achten deine Geſetze nicht.

* *

156. Herr! deine Barmherzigkeit iſt groß!
Erquicke mich nach deinen Rechten.

* *

157. Viel ſind meiner Widerſacher und Verfolger;
Ich aber weiche nicht von deinen Zeugniſſen.

* *

158. Ich ſehe Treuloſe, verabſcheue ſie;
Daß ſie nicht halten deine Worte.

* *

159. Siehe, ich liebe deine Befehle,
Herr, erquicke mich, nach deiner Gnade!

* *

160. Deines Wortes Grundgeſetz iſt Wahrheit,
Unveränderlich dein gerechter Spruch.

Schin.

161. Fürſten verfolgen mich, ohne Urſach;
Doch nur vor deinen Worten fürchtet ſich mein Herz.

* *

162. Ich freue mich deiner Verheiſſung,
Wie ein Finder großer Beute.

* *

163. Lügen bin ich gram, und habe Greul daran;
Aber deine Lehre hab' ich lieb.

* *

164. Ich lobe dich des Tages ſiebenmal,
Um deiner gerechten Sprüche willen.

* *

165. Viel Seeligkeit genießen Freunde deiner Lehre;
Kein Unfall droher ihnen.

* *

166. Ich harre auf deine Hülfe, Gott!
Und lebe nach deinen Geboten.

* *

167. Meine Seele hält deine Zeugniſſe,
Und liebt ſie ohne Maas.

* *

168. Ich halte deine Befehle und Zeugniſſe;
Denn meine Wege alle ſind vor dir.

Thau.

169. Herr! laß vor dich kommen mein Gebet;
Unterweise mich nach deinem Worte.

* *

170. Laß mein Flehen vor dich kommen;
Errette mich nach deiner Verheissung.

* *

171. Von meinen Lippen fließet Lob,
Wenn du mich deine Rechte lehrest.

* *

172. Meine Zunge rühmt im Wettgesang dein Wort;
Denn Recht sind alle deine Gebote.

* *

173. Laß deine Hand mir beystehen;
Denn ich erwähle deine Befehle.

* *

174. Herr! mich verlangt nach deiner Hülfe!
Deine Lehr' ist mein Ergötzen.

* *

175. Laß meine Seele leben, daß sie dich lobe,
Laß deinen Richterspruch mir helfen!

* *

176. Ich irre umher, wie ein verloren Schaf.
Suche deinen Knecht!
Denn ich vergesse nie deine Gebote.

CXX.

1. Stufengesang.

Zum Herrn ruf ich in meiner Noth,
Und er erhöret mich:
2. Herr rette mich von Lügenmäulern,
Von heuchlerischen Zungen.
3. Was nühet sie, was frommt sie dir,
Die heuchlerische Zunge?
4. Die Heldenpfeile wohlgeschärfet,
Mit Ginsterholzkohlen-Glut? —
5. Weh mir! ich muß in Meschech leben;
In Hütten Kedars wohnen!
6. Zu lange geht schon meine Seele
Mit Friedenshassern um.
7. Ich denke Friede, rede Friede:
Sie denken, reden Krieg.

CXXI.

1. Stufengeſang.

1.

Ich ſchau empor nach jenen Bergen:
Wo kommt mir Hülfe her?

2. Vom Ewigen kommt meine Hülfe,
Der Himmel ſchuf und Erde.

2.

3. Er läßt nicht gleiten deinen Fuß:
Dein Hüter ſchlummert nicht.

4. O nein! er ſchläft, er ſchlummert nicht,
Der Hüter Iſraels.

3.

5. Er ſey dein Hüter, er beſchatte dich,
Zu deiner rechten Hand!

6. Dir ſchadet nicht des Tags die Sonne;
Der Mond dir nicht des Nachts.

4.

7. Der Herr behüte dich vor Uebel;
Behüte deine Seele!

8. Behüte dich; du gehſt, du kommeſt;
Wie jetzt, ſo alle Zeit.

CXXII.

1. Stufengeſang Davids.

Ich freu mich, wenn man zu mir ſpricht:
„Laß in des Ewgen Haus uns gehen!“
2. O! unſre Füſſe ſtanden einſt,
Jeruſalem, in deinen Thoren!
3. Jeruſalem du wohlgebaute!
Hauptſtadt! wo alles ſich geſellet;
4. Wohin die Stämme Gottes wallen,
Dem Herrn zu danken nach Geſetz;
5. Wo Stühle ſitzen zum Gericht,
Des Hauſes David hohe Stühle.
6. O, wünſchet Glück Jeruſalem:
Wohl geh es deinen Freunden!
7. In deinen Mauren woh..e Friede!
In deinen Schlöſſern Sicherheit!
8. Um meiner Freund' und Brüder willen,
Wünſch ich dir Heil und Glück;
9. Um unſres Gottes Tempels willen,
Such ich dein Wohlergehn.

CXXIII.

1. Stufengesang.

Zu dir erheb' ich meine Augen,
Der du im Himmel thronest!

1. Wie Knechte schaun auf ihres Herren Hand;
Wie eine Magd auf ihrer Frauen Hand;
So schauen unsre Augen hin auf unsern Gott,
Bis er sich unsrer Noth erbarme.

3. Erbarm dich Ewiger! erbarm dich unser!
Wir sind des Schmaches viel zu satt.

4. Ja, viel zu satt ist unsre Seele
Des Spotts der Uebermüthigen,
Der Trotzigen Verachtung.

CXXIV.

1. Stufengesang Davids.

1.

Wo der Herr nicht bey uns wäre —
Singe Israel!

2. Wo der Herr nicht bey uns wäre,
Da der Mensch sich aufmacht wider uns;

3. Sie verschlängen uns lebendig,
Wenn ihr Zorn entflammet über uns.

2.

4. Längst hätten Wasser uns ersäuft,
Wären Ströme über uns gefallen.

5. Längst gefahren über uns
Wären wilde Fluten.

3.

6. Dank dem Ewigen, der uns ihren Zähnen
Nicht zum Raube gab dahin!

7. Unser Leben ist entkommen,
Wie ein Vögelein des Voglers Schlingen.

4.

Schlingen rissen, wir entkamen.

8. Unsre Hülfe stehe beym Herrn,
Der Himmel schuf und Erde.

CXXV.

1. Stufengeſang.

Die dem Herrn vertraun,
Bleiben wie Berg Zion,
Unerſchüttert ewig.

2. Jeruſalem umgeben Berge:
Sein Volk umgiebt der Herr,
Von nun an, bis in Ewigkeit.

3. Nein! Tyrannen Zepter herrſchet nicht
Im Erbtheil der Gerechten.
Daß ſie nicht auch nach unrecht Gut
Ausſtrecken ihre Hände!

4. Ah Herr! den Guten thue wohl,
Die gerechtes Herzens ſind;

5. Die auf krummen Weg abweichen
Treibe weg, die Uebelthäter.
Glück über Iſrael!

CXXVI.

1. Stufengeſang.

Wann aus dem Elend Gott nach Zion führet;
So ſind wir wie vom Traum erwacht.

2. Voll Lachens iſt dann unſer Mund,
Frohlockenvoll die Zunge.
Und alle Heiden ſprechen:
Für ſie hat Wunder Gott gethan!

3. Ja, Wunder thut der Herr für uns,
Des ſind wir Herzensfroh.

4. Ach, führ uns aus dem Elend, Herr!
Wie Waſſerſtröm' in dürres Land.

5. Die mit Thränen ſäen,
Sammeln ein mit Freuden.

6. Er gehet hin und weinet,
Der Säemann mit ſeiner Laſt:
Jauchzend kommet er zurück,
Trägt ſeine Garben ein.

CXXVII.

1. Stufengesang vom Saleme.

Vergeblich ist der Künstler Arbeit;
Will Gott nicht selbst den Tempel baun.
Vergeblich aller Wächter Fleis;
Wenn Gott nicht selbst die Stadt bewacht.

2. Vergeblich wacht ihr früh und sitzet spät,
Und esset Brod mit Sorgen:
Seinen Freunden giebt er es im Schlaf.

3. Siehe! Kinder sind Geschenk des Herrn:
Leibesfrucht der Tugend Lohn.

4. Jugendsöhne sind Geschosse,
In der tapfern Streiter Hand.

5. Wohl dem, der seinen Köcher
Voll von diesen Pfeilen hat!
Sie lassen nicht zu Schanden werden,
Und trotzen vor Gericht dem Feind.

CXXVIII.

1. Stufengeſang.

Wohl dem, der den Ewgen fürchtet,
Der in ſeinen Wegen wandelt.

* * *

2. Nähr' dich deiner Arbeit;
Wohl dir! du haſt es gut!
3. Dein Weib ein traubenreicher Stock,
An deines Hauſes Seite.
Wie Oelbaumsproſſen deine Kinder,
Um deinen Tiſch herum.
4. Seht! ſo wird der Mann geſegnet,
der den Ewigen verehrt!

* * *

5. Der Ewge ſegn' dich von Zion aus,
Daß du Jeruſalem im Glückſtand ſeheſt,
All dein Lebenlang;
6. Und ſeheſt Kinder deiner Kinder:
Glück über Iſrael.

CXXIX.

1. Stufengesang.

Oft hat man mich gedrängt,
Von meiner Jugend auf:
So singe Israel!
2. Oft hat man mich gedrängt,
Von meiner Jugend auf,
Jedoch nicht übermocht.
3. Auf meinem Rücken haben sie gepflügt,
Gezogen ihre lange Furchen.
4. Gerecht ist er, der Ewige!
Zerhieb der Frevler Seile.
5. Zu Schanden werden, weichen
Müssen alle Feinde Zions,
6. Und seyn, wie Gras auf Dächern,
Das, eh' mans ausrauft, welkt.
7. Kein Schnitter füllet seine Hand;
Kein Garbenbinder seinen Arm.
8. Vorübergeher grüßten nicht:
„ Der Seegen Gottes über euch!
„ Wir grüßen euch im Namen Gottes!"

CXXX.

1. Stufengesang.

Aus der Tiefen ruf ich, Gott! zu dir:

1. Ach Herr! erhöre meine Stimme!
   Laß deine Ohren merken,
   Auf mein inbrünstig Flehn.
3. So du Sünden willst zurechnen,
   Herr! wer kann bestehn?
4. Allein Vergebung steht bey dir,
   Auf daß man dich ehrfürchte.

   * * *

5. So hoff' ich denn zum Herrn;
   Es hoffet meine Seele,
   Getrost auf seine Verheissung.
6. Erwartet sehnlicher den Herrn,
   Als Wachende den Morgen,
   Den Morgen Wachende erwarten.
7. Ah, Israel! vertrau dem Herrn!
   Denn bey dem Herrn ist Güte,
   Und der Erlösung viel bey ihm.
8. Er wird erlösen Israel
   Von seiner Sünden Schuld.

CXXXI.

1. Stufengesang.

Herr! mein Sinn verstieg sich nie;
Nie fuhr mein Blick zu hoch:
In großen, mir verhohlnen Dingen,
Verlor sich nie mein Tritt.

2. An Stille ließ ich wahrlich meine Seele
Dem Säugling gleichen, an der Mutter Brust.
Voll Kindereinfalt war stets mein Gemüth.

* * *

3. O Israel vertraue dem Herrn!
Vertrau ihm izt und immer!

CXXXII.

1. Stufengesang.

Gedenke Herr! an David,
Sein eifervolles Streben;
2. Wie er dem Ewgen schwur,
Gelobte Jacobs Mächtigem:
3. „ Ich gehe nicht in meine Hütte;
„ Besteige nicht mein Ruhebett;
4. „ Versage Schlaf dem Auge,
„ Den Augenliedern Schlummer,
5. „ Bis ich dem Ewgen einen Sitz gefunden,
„ Der Allmacht Jacobs eine Residenz!"
6. Nun hörten wir davon zu Ephrat;
Und fanden sie im Felde Jaar.
7. So laßt uns gehn in seine Wohnung;
Anbeten dort zu seiner Füsse Schemel!
8. Zeuch ein, o Herr! in deinen Ruhesitz!
Du und die Lade deiner Herrlichkeit.
9. Laß Tugend deine Priester kleiden;
Laß deine Heiligen frohlocken!

10. Um deines Knechtes Davids willen,
Verweigre nicht, was dein Gesalbter fleht!
11. Der Herr schwur David Wahrheit zu,
(Er wendet sich von Wahrheit nie):
„ Ich setz auf deinen Thron dir Leibesfrucht.
12. „ Wenn deine Söhne halten meinen Bund;
„ Das Zeugniß meines Unterrichts;
„ So laß ich ihre Enkel noch,
„ Auf deinem Throne sitzen ewig."
13. Ja Zion hat der Ewge sich erkohren,
Beliebt zu seiner Residenz.
14. „ Dies ist mein Ruhesitz auf ewig!
„ Hier thron ich! hier gefällt mir's wohl!
15. „ Ich segne dieser Gegend Nahrung;
„ Den Armen geb' ich Brods die Fülle;
16. „ Mit Heil bekleid' ich ihre Priester,
„ Daß ihre Heiligen frohlocken!
17. „ Hier laß ich Davids Glückshorn wachsen;
„ Hell leuchten des Gesalbten Lampe.
18. „ Mit Schmach bekleid' ich seine Feinde,
„ Auf seinem Haupte blüh' sein Diadem!

CXXXIII.

1. Stufengesang Davids.

Sieh! wie fein, wie lieblich ist es,
Wenn in Eintracht Brüder leben!
2. Wie vom Haupte köstlich Salböl
Fleußet in den Bart herab;
Aarons ehrenhaften Bart,
Wallend auf des Kleides Borte;
3. Wie auf Hermon Morgenthau,
Thau auf Zions Berge treufelt.
Dort befiehlt der Ewge Segen,
Lebensfreude hin, auf ewig.

CXXXIV.

1. Stufengesang.

Benedeyet dem Herrn,
Alle Knechte des Herrn!
Die ihr des Nachts in seinem Hause dienet!

2. Erhebt gen Heiligthum die Hände,
Und benedeyet dem Herrn.

3. Dich segne von Zion aus der Herr,
Der Himmel schuf und Erde.

CXXXV.

1. Hallelujah.

Lobt den Namen des Herrn!
Lobt ihr Knechte des Herrn!

2. Die ihr dient im Hause des Herrn,
Im Vorhof unsres Gottes Tempels.

3. Lobet Gott, denn er ist freundlich;
Laßt ihm ertönen, er ist liebreich!

4. Er hat Jacob sich erkohren,
Zu seinem Eigenthume Israel.

5. Dies weis ich: größer ist der Ewige,
Unser Gott, denn alle Götterwesen.
6. Er schaffet, was ihm wohlgefällt;
Im Himmel und auf Erden,
Im Meer und allen Tiefen;
7. Führt Wolken herauf vom Ende der Erde;
Schafft zum Regen Blitze;
Entläßt aus seiner Verwahrung den Wind.
8. Er schlug Aegyptens Erstgeburt,
Von Menschen und vom Viehe;
9. Ließ über dich, Aegyptenland!
Zeichen aus und Wunder,
An Pharao und seinen Dienern.
10. Er, der große Völker schlug;
Erlegte mächtge Könige;
11. Der Amoriter König, Sichon,
Og, den König Basans,
Und alle Reiche Canaans.
12. Und gab ihr Land ein, zum Besitz
Seinem Volke Israel.
13. Herr! dein Name währet ewig,
Für und für dein Ruhm!

14. Der Herr schafft seinem Volke Recht;
Nimmt sich wieder seiner Diener an.
15. Der Heiden Götzen, golden, silbern,
Sind der Menschenhände Arbeit;
16. Haben Mäuler, reden nicht;
Haben Augen, sehen nicht;
17. Haben Ohren, hören nicht;
Auch webt kein Hauch in ihrem Munde.
18. Die solche machen, sind wie sie,
Die auf sie hoffen, alle so.
19. Ihr vom Hause Israels!
Benedeyet dem Herrn!
Ihr vom Hause Aarons!
Benedeyet dem Herrn!
20. Ihr, vom Hause Levi!
Benedeyet dem Herrn!
Die ihr den Herrn ehrfürchtet,
Benedeyet dem Herrn.

* * *

21. Der Ewge sey von Zion aus gelobt,
Er, der Throner zu Jerusalem.
Hallelujah!

CXXXVI.

1. Dankt dem Herrn, denn er iſt freundlich;
   Ewig währet ſeine Güte.
2. Dankt dem Gotte aller Götterweſen!
   Ewig ꝛc.
3. Dankt dem Herrn aller Herren!
   Ewig ꝛc.
4. Der große Wunder thut allein;
   Ewig ꝛc.
5. Der mit Vernunft die Himmel geſchaffen;
   Ewig ꝛc.
6. Die Erd aufs Waſſer ausgebreitet;
   Ewig ꝛc.
7. Der große Lichter hat gemacht;
   Ewig ꝛc.
8. Die Sonne, vorzuſtehn dem Tage;
   Ewig ꝛc.
9. Mond und Stern, vorzuſtehn der Nacht;
   Ewig ꝛc.
10. Aegypten ſchlug, an ihrer Erſtgeburt,
    Ewig ꝛc.

11. Und führte Israel heraus:

Ewig ꝛc.

12. Mit starker Hand und ausgerecktem Arme;

Ewig ꝛc.

13. Der das Schilfmeer abgetheilt;

Ewig ꝛc.

14. Und Israel hindurch geführt;

Ewig ꝛc.

15. Und stürzte Pharao mit seinem Heer hinein!

Ewig ꝛc.

16. Der sein Volk führt durch die Wüste;

Ewig ꝛc.

17. Erlegte große Könige;

Ewig ꝛc.

18. Erwürgte mächtge Beherrscher,

Ewig ꝛc.

19. Der Amoriter König, Sichon;

Ewig ꝛc.

20. Og, zu Basan, König;

Ewig ꝛc.

21. Und gab ihr Land ein zum Besitz;

Ewig ꝛc.

22. Besitz für Israel, sein Volk.
Ewig ꝛc.
23. Der in unserm Drucke an uns dachte;
Ewig ꝛc.
24. Und uns vom Feind erlößte;
Ewig ꝛc.
25. Der allem Fleische Speise giebt;
Ewig ꝛc.
26. Dankt dem Gotte des Himmels;
Ewig währet seine Güte!

CXXXVII.

1. An den Flüssen Babels
Saßen wir und weinten,
Ueberdachten Zions Fall.
2. Unsre Harfen hiengen wir
Dort an Weidensträuchen.
3. Denn die uns ins Elend trieben,
Forderten Gesang von uns;
Unglücksspötter heischten Freude:
„Singet uns Gesänge Zions!“

4. Können wir Gesang des Herrn
Singen auf entweihtem Erdreich?
5. Jerusalem! vergess' ich dein;
So vergesse meine Rechte — !
6. Meine Zunge kleb' am Gaumen,
Wenn ich deiner nicht gedenke;
Wenn bey jeder Fröhlichkeit
Dir nicht eine Zähre fleußt.
7. Gedenke, Herr! den Söhnen Edoms
Den Tag Jerusalems!
Verheere! riefen sie, verheere,
Bis auf den tiefsten Grund!
8. O, du Zerstörerinn! Tochter Babels!
Heil dem, der dir vergelten wird,
Was du an uns verübst.
9. Heil dem, der deine Brut ergreift,
Und an den Fels zerschlägt.

CXXXVIII.

1. Vom David.

Von ganzem Herzen dank ich dir,
Ertönet, Gott! mein Harfenspiel vor dir.

2. Hingestreckt zum Tempel deines Heiligthums,
Dank' ich deiner Güte, deiner Treue:
Denn du hast deinen Ruhm, dein Wort,
Ueber alles herrlich groß gemacht.

* * *

3. Ruf' ich dir, und du erhöreſt mich:
O ſo weckſt du kühnes Selbſtgefühl in mir.

4. Ja, Herr! dich preiſen alle Erdenkönige,
Vernehmend deines Mundes Worte;

5. Und ſingen von den Wegen Gottes;
Wie groß ſie ſey, des Ewgen Majeſtät.

6. Denn erhaben iſt der Ewige,
Und ſchaut das Niedrige
Von Ferne her, ſo wie das Hohe.

* * *

7. Mitten in der Angst erquickst du mich;
Streckst über meiner Feinde Zorn
Die Hand aus, hilfst mit deiner Rechten mir.
8. Der Herr führts wahrlich aus für mich!
Ah! Herr! ewig währet deine Güte!
Laß nicht unvollendet
Deiner Hände Werk!

CXXXIX.

1. Dem Vorsänger Davids, ein Psalm

Herr! du erforschest mich, und weissest:
1. Ich sitz' ich stehe auf, dir ist's bekannt:
Du prüfst von ferne, was ich denke;
3. Du hast mir Gang und Lager vorgemessen,
Und meine Wege alle angeführt.
4. Bevor ein Wort auf meiner Zunge schwebt,
Hast du es Herr! schon ganz gewußt.
5. Du hast mich um und um gebildet;
Hast deine Meisterhand an mich gelegt:

6. Solch Wiſſen iſt mir zu verborgen,
Zu hoch, daß ichs erreiche.
7. Wo ſoll ich hin vor deinem Geiſte?
Wohin vor deinem Angeſichte fliehn?
8. Stieg' ich die Himmel hinauf; ſo biſt du da;
Und bettete ich mir die Unterwelt; ſo fänd' ich dich.
9. Schwäng ich der Morgenröthe Flügel,
Am Aeuſſerſten des Meers zu ruhn;
10. Sie würd' auch dort mich leiten, deine Hand;
Auch dort ergriff' mich deine Rechte.
11. Und ſpräch' ich: Finſterniß bedecke mich!
So würde ſelbſt die Nacht um mich zu Lichte.
12. Finſterniß verdunkelt nichts vor dir,
Nache leuchtet gleich dem Tage,
Und Hell und Dunkel iſt dir gleich;
13. Denn du haſt meine Nieren innerlich gebaut;
Haſt mich bedeckt in meiner Mutter Schoos.
14. (Ich danke dir, daß ich ſo wunderbar geſchaffen!
Unbegreiflich wunderbar ſind deine Werke:
Das erkennet meine Seele wohl).
15. Dir iſt unverholen mein innerſtes Gebein,
Da im Verborgnen ich bereitet ward,

Gewebt im tiefsten Schoos der Erde:

16. Im Keime sahn mich deine Augen schon.
Aufgezeichnet sind in deinem Buche,
Die Tage, die mir werden sollten,
Als keiner noch derselben war.

17. Begriffe, Gott! von dir umfaßt, wie unschätzbar
sind sie mir!
Ihre Anzahl, wie unendlich groß!

18. Zähl' ich? Ihrer sind mehr als des Sandes.
Ich endige, und bleibe noch bey dir. —

19. Wenn ich dem Frevler fluche: tödt' ihn Gott!
Wenn ich die Blutbegierigen verstoße;

20. (Die dich zu Bubenstücken nennen,
Bey deinem Namen Meineid schwören):

21. So haß ich, Herr! ja deine Hasser,
Verabscheue die, so wider dich sich setzen.

22. Ich hasse sie mit unbegrenztem Hasse;
Als meine Feinde sind sie mir.

23. Erforsch' mich, Gott! erfahre mein Gemüth!
Prüfe meines Herzens Regung!

24. Erfahr' ob an mir sey, ein Weg des Jammers,
Und leite mich den Weg zur Ewigkeit.

CXL.

1. Dem Sangmeiſter. Ein Pſalm Davids.

---

2. Herr! rette mich von böſen Menſchen!
Bewahre mich vor frevlen Leuten;
3. Die im Herzen Tücke ſinnen,
Täglich Streit erregen.
4. Die Zunge ſchärfen ſie, der Schlange gleich,
Und Otterngift brennt unter ihren Lippen.
5. Bewahr' mich von der Hand des Böſewichts!
Behüte mich, o Herr! vor frevlen Leuten,
Die meinen Gang zu fällen drohen.
6. Die Stolzen legen Strick und Schlingen ein;
Breiten aus ihr Netz am Wege;
Und ſtellen heimlich Fallen mir.
7. Ich rufe: Herr! du biſt mein Gott!
Erhöre meines Flehens Stimme!
8. Herr! Ewiger! mein Sieg! mein Heil!
Du deckſt mein Haupt zur Rüſtungszeit!

9. Erfüll' des Frevlers Wünsche nicht!
Laß seine Tücke nicht gelingen!
Sie möchten sichs erheben. — —

10. O daß meiner Widersacher Haupt
Das Unheil ihrer eignen Lippen decke!

11. Blitzstral fähret über sie —
Er stürzt sie hin, in Glut,
In tiefe Gruft, wo kein Aufkommen ist.

12. Verleumder bleiben nicht im Lande.
Das Laster selbst bestrickt und stürzt den Frevler.

13. Ich weis, der Herr schafft Unterdrückten Recht;
Und führt des Hülfbedürftgen Sache.

14. Auch werden dir Gerechte danken;
Die Redlichen vor deinem Antlitz bleiben.

CXLI.

Psalm Davids.

1.

1. Herr! ich rufe dir, eile mir zu helfen!
   Höre meine Stimme, wenn ich zu dir flehe.
2. Laß mein Gebet, wie Weyhrauch, vor dir tügen;
   Mein Händefalten, wie ein Abendopfer.
3. Ewiger! bewahre meinen Mund;
   Bewahre meiner Lippen Thüre!

2.

4. Laß nicht mein Herz, dem Frevel hold,
   Mit ungerechten Landesfürsten
   Gottlose Tyranney verüben.
   Mich eckeln ihre Lustgerichte!
5. Wohlthätig wie die Liebe, sind
   Des Tugendhaften Schläge.
   Er züchtige und überführe mich!
   Des Salböls Duft umnebelt meine Sinne nicht.
   Ich bete noch, da jene Schandthat üben.

6. Auch werden die in Felsenkluft entschlüpfen,
Einst ihrer Thaten Richter seyn.
Meinen Worten folgen sie;
Denn sie gebieten sanft.

7. Des Landmanns, der im harten Boden wühlet,
Und unser königlich Gebein,
Zerfällt ja beides an der Gruft.

3.

8. Auf dich, Herr! Ewiger! schaun meine Augen!
Auf dich vertrau' ich!
Verstoße meine Seele nicht!

9. Bewahre mich vor Schlingen,
Die sie mir eingelegt;
Vor der Uebelthäter Falle!

10. O daß in ihre eigne Netze,
Frevler sich verstrickten,
Allesamt, bis ich vorüber bin!

CXLII.

1. Unterweisung vom David. Gebet, da er in der Höhle war.

---

2. Mit lauter Stimme schrei ich zum Herrn;
Mit lauter Stimme ruf ich an;
3. Schütte meine Klage vor ihm aus;
Bringe meine Noth vor ihn;
4. Wenn mein Geist in mir verzagt.
Dir! dir ist mein Pfad bekannt!
Wohin ich trete,
Sind Schlingen mir gelegt.
5. Schaue hier, blicke dort!
Niemand will mich kennen.
Alle Zuflucht ist dahin;
Meiner nimmt sich niemand an.
6. Ich schreye, Herr! zu dir!
Du bist noch meine Zuversicht,
Mein Erbtheil in dem Lebenslande!

7. Vernimm mein Angstgeschrey;
Ich werde hart geplagt.
Rette von Verfolgern mich;
Denn mir sind sie zu mächtig.

8. Befrey mich aus dem Kerker,
Daß ich deinem Namen danke.
Gerechte krönen sich durch mich,
Wenn du Wohlthat mir erzeigest.

CXLIII.

1. Dem Sangmeister, ein Psalm Davids.

Vernimm mein Flehen, Herr!
Und merk auf mein Gebet.
Erhöre mich nach deiner Wahrheit,
Nach deiner Allgerechtigkeit!

2. (Und geh nicht ins Gericht mit deinem Knechte.
Was lebt, besteht nicht ohne Schuld vor dir.)

3. Der Feind verfolget meine Seele;
Drückt meinen Lebensgeist zu Boden;
Und legt mich ein, wie ewig hingeschieden,
In öde Finsterniß.

4. So äussert sich mein Geist in mir;
Das Herz erstarrt in meinem Busen;

5. Ich denk' an vor'ge Zeit zurück,
Erwäge deine Thaten alle,
Sinne deinen Werken nach;

6. Und breite meine Hände aus zu dir;
Wie dürres Land, lechzt mein Gemüth nach dir.

7. Eile, Herr, erhöre mich!
Mein Geist vergeht vor Sehnsucht!
Verbirg dein Antlitz nicht vor mir!
Sonst gleich ich eingesenkten Leichen.

8. Laß mich früh von deiner Gnade hören,
Denn ich vertrau auf dich.
Zeig mir den Weg, auf den ich gehen soll;
Denn zu dir erheb' ich meine Seele.

9. Errette mich von Feinden, Herr!
Bey dir bin ich geborgen.

10. Lehre mich nach deinem Wohlgefallen wandeln;
Denn du bist ja mein Gott!
Dein Geist, das höchste Gut,
Leite mich auf ebner Bahn.

11. Um deines Namens willen, Herr!
Erquicke mich!
Deine Allgerechtigkeit
Befrei mich aus der Noth!

12. Um deiner Güte willen
Verstöre meine Feinde;
Verbanne alle, die mich ängsten,
Denn ich bin ja dein Knecht.

CXLIV.

1. Vom David.

Dank sey dem Herrn, meinem Horte,
Der meine Hände lehret streiten,
Meine Fäuste Kriege führen.
2. Mein Freund! Mein Schutz!
Errettung mir und Burg!
Schild, auf den ich traue,
Der Völker zwinget unter mich!
3. Herr! was ist der Mensch,
Daß du dich sein so annimmst?
Der Erdensohn, daß du ihn achtest?
4. Der Mensch ist einem Hauche gleich,
Und seine Tage
Dem Schatten, der vorüberwallt. —

2.

5. „ Herr! neige die Himmel; fahre herab!
„ Betaste die Berge, sie rauchen

6. „ Wirf Blitze, streue sie hin!
„ Schieß Pfeile ab, schleud'r umher!
7. „ Strecke deine Hand mir aus der Höhe!
„ Befreie, rette mich von großen Fluten,
„ Von fremder Völker Macht:
8. „ Trug und Falschheit lehret ihr Mund,
„ Meineyd ihre Rechte".

3.

9. Gott! nun sing ich dir ein neues Lied,
Und spiel es auf Zehnsaitenpsalter:
10. Der du den Königen den Sieg gegeben,
Gerettet David deinen Knecht,
Vom mörderischen Schwerdt.
11. „ Befreie, rette mich von fremder Völker Macht!
„ Trug und Falschheit lehret ihr Mund,
„ Meineyd ihre Rechte."

4.

12. Jezt wachsen auf, wie Schößlinge,
In ihrer Jugend unsre Söhne;
Unsre Töchter Säulen gleich,
Bildhauerwerk, des Tempels Zier.

13. Voll sind unsre Kammern,
Reichen über Vorrath Vorrath.
Die Schafe tragen tausende,
Zehntausende auf unsern Triften.
14. Unsre Rinder wohlbeleibt. —
Kein Schaden, kein Verlust,
Noch Klaggeschrei auf unsern Straßen.
15. Wohl dem Volke, dem es so ergehet!
Wohl dem Volke, dessen Gott der Ewge!

CXLV.

(Alphabetisch.)

Loblied Davids.

1. Mein Gott! o König! dich will ich erheben;
Deinen Namen ewig benedeyen.

* *

2. Täglich benedey ich dir;
Lobe deinen Namen ewig.

* *

3. Groß ist der Ewige, und
Unerforschlich seine Größe.

* *

4. Ein Geschlecht dem andern rühmet deine Werke;
Machen deine Allmacht kund.

* *

5. Pracht und Schöne deiner Majestät,
Deine Wunderthaten will ich singen.

* *

6. Alles spricht von Ehrfurcht deiner Allmacht,
Auch ich will deine Herrlichkeit verkünden.

* *

7. Alles singt ein Denkmal deiner großen Güte,
Und rühmt deine Allgerechtigkeit.

* *

8. Allgnädig, allbarmherzig ist der Herr!
Langmüthig und von großer Güte.

* *

9. Allen ist der Herr wohlthätig,
Erbarmt sich seiner Werke aller.

* *

10. Herr! die danken deine Werke alle,
Dir benedeyen deine Heiligen.

* *

11. Besingen deines Reiches Majestät,
Unterhalten sich von deiner Allmacht.

* *

12. Den Menschen deine Allmacht zu verkünden;
Die Majestät und Schöne deines Reichs.

* *

13. Dein Reich ist aller Ewigkeiten Reich.
Deine Herrschaft währet für und für.

* *

14. Alle Fallende erhält der Herr,
Richtet die Gebeugten auf.

* *

15. Aller Augen schauen nach dir hin,
Und du giebst ihnen Speise in der Zeit.

* *

16. Almilde öffnest du die Hand,
Und sättigst, was da lebt, mit Wohlthun.

* *

17. Auf allen seinen Wegen ist der Herr gerecht,
In allen seinen Thaten gütig.

* *

18. Der Herr ist nahe, allen die ihn rufen;
Allen, die aufrichtig ihn anrufen.

* *

19. Er thut, was Gottesfürchtigen behagt;
Erhört ihr Schreyen, hilft ihnen aus.

* *

20. Er schützet alle die ihn lieben,
Und rottet alle Frevler aus.

* *

21. Mein Mund soll Lob des Ewigen singen;
Alles Fleisch lobsinge seiner Heiligkeit,
Ewiglich und immer!

CXLVI.

1. Hallelujah.

Den Ewgen lobe meine Seele!

2. Ich lobe meinen Gott, so lang' ich lebe;
Mein Saitenspiel ertönt dem Ewgen,
So lange ich da bin.

3. Vertrauet nicht auf Fürsten,
Auf Menschenkind, das wenig helfen kann.

4. Der Geist verläßt ihn;
Dann kehrt er wieder hin zu seiner Erde,
Aus ists mit seinen weisesten Entwürfen.

5. Wohl dem, der Jacobs Gott zur Hülfe hat;
Der auf den Herrn vertraut, auf Gott,

6. Der Himmel, Erde, Meer und alles,
Was in ihnen ist, geschaffen;
Der Treu und Wahrheit ewig hält;

7. Der Unterdrückten Recht verschafft;
Der Speise giebt den Hungrigen.
Der Ewge löst Gebundene.

8. Der Ewige macht Blinde sehend.
Der Ewige liebt gerechte Männer.
9. Der Ewige schützt die Fremdlinge.
Er richtet Wittwen auf und Waisen,
Und führt auf krummen Pfad die Frevler.
10. Der Herr regieret ewiglich;
Dein Gott, durch alle Zeiten, Zion!
Hallelujah!

CXLVII.

1. Hallelujah.

Dann köstlich ist es,
Unserm Gott Lob anstimmen;
Solch Lobgesang ist schön und lieblich.
2. Der Herr erbaut Jerusalem,
Versammlet wieder Israels Verjagte.
3. Zerbrochne Herzen heilet er;
Verbindet ihre Schmerzen.
4. Der Sternen Zahl hat er bestimmt,
Und nennet alle sie mit Namen.

5. Groß iſt unſer Herr, und allgewaltig;
Unausſprechlich ſein Verſtand.
6. Der Ewge richtet auf die Unterdrückten,
Und ſtößt die Frevler hin zur Erde.
7. Stimmt dem Ewgen Wettgeſänge an!
Rührt unſerm Gotte Harfenſpiel!
8. Ihm, der den Himmel deckt mit Wolken,
Der Erde Regen zubereitet:
Und Gras auf Bergen wachſen macht.
9. Ihm, der dem Vieh ſein Futter giebt;
Den jungen Raben giebt, wonach ſie ſchreien.
10. Er hat nicht Luſt an Roſſes Stärke,
An Mannskraft nicht Wohlgefallen.
11. Dem Herrn gefällt, wer ihn ehrfürchtet;
Wer nur auf ſeine Güte hoffet.
12. Jeruſalem! o preiſe deinen Herrn!
Lobe Zion, deinen Gott!
13. Er macht die Riegel deiner Thore feſte,
Und ſegnet deine Kinder innerhalb.
14. Er ſchaffet deinen Grenzen Sicherheit;
Und ſättigt dich des beſten Waizen.

15. Sendet er sein Wort auf Erden;
Wie schnell läuft sein Befehl.

16. Er bringet Schnee, wie Wollenflocken,
Streuet Reif, wie Asche hin.

17. Wirft Schollen Eis in Stücken;
Wer kan vor seinem Frost bestehen?

18. Denn sendet er sein Wort, es schmilzt —
Läßt seine Winde wehn, es thauet auf.

19. Seinen Willen macht er Jacob kund,
Gab Israel Gesetz und Recht.

20. So that er keinem Heidenvolke;
Noch offenbart ihn seine Rechte.
Hallelujah!

CXLVIII.

1. Hallelujah!

Lobt den Herrn, vom Himel her!
Lobt ihn dort, in jener Höhe!

2. Lobt ihn, alle seine Engel!
Lobt ihn, alle seine Heere!

3. Lobt ihn, Sonn und Mond!
Lobt ihn, alle Lichtgestirne!

4. Lobt ihn, aller Himmel Himmel!
Gewässer in der Himmelsluft!

5. Alles lobe seinen Namen;
Denn er gebot — sie wurden,

6. Und er erhält sie ewiglich.
Er gab Gesetz, unübertretbar.

7. Lobt den Herrn, ihr von der Erde!
Seewunder! Meerestiefen alle!

8. Blitz, Hagel, Schnee und Nebel!
Sturmwind, der sein Geheiß vollstrekt!

9. Gebirg' und alle Hügel!
Fruchtbäum' und Cedern alle!

10. Gewild und zahmes Thier!
Gewürm und luftiges Gefieder!
11. Der Erden Könige und Staaten,
Ihr Fürſten und Beherrſcher!
12. Jünglinge und Jungfrauen,
Im Alter, in der Jugend;
13. Des Ewgen Namen lobe alles!
Denn er allein iſt hoch erhaben.
Sein Ruhm geht über Erd und Himmel.
14. Er hebet ſeines Volkes Horn:
Ein Lobgeſang für ſeine Freunde!
Für Iſraelen, ihm verwandtes Volk.
Hallelujah.

CXLIX.

1. Hallelujah!

Singt ein neues Lied dem Herrn!
Sein Lob im Chore ſeiner Frommen!
2. Es freu ſich ſeines Stifters, Iſrael!
Frohlocken Zions Kinder, ihres Königs!

3. Und loben ihn im Reihentanz;
Und rühren Pauken ihm und Harfen!
4. Denn er iſt ſeinem Volke gnädig,
Und krönt mit Sieg die Unterdrückten.
5. Nun freun ſich ſeines Ruhms die Frommen,
Frohlocken laut auf ihrem Lager.
6. Lob Gottes führen ſie im Munde,
Zweyſchneidig Schwerdt in ihrer Hand;
7. Und üben Rache an Barbarn,
Züchtigung an Staaten aus;
8. Und binden ihre Könige mit Ketten,
Mit eiſern Feſſeln ihre Edlen;
9. Das Urtheil, das geſchrieben ſteht,
An ihnen zu vollziehen.
Ehrenvoll für ſeine Frommen!
Hallelujah.

CL.

1. Hallelujah.

Lobt Gott in ſeinem Heiligthum!
Lobt ihn in ſeiner Allmacht Veſte!
2. Lobt ihn in ſeinen Wunderthaten!

Nach ſeiner großen Herrlichkeit!

3. Lobt ihn mit Klange der Poſaunen!
Lobt ihn mit Harf und Pſalter!

4. Lobt ihn mit Pauk und Reigen;
Mit Saitenſpiel und Flöten!

5. Lobt ihn mit hellen Cymbelklang!
Mit ſchmetternden Getös der Cymbeln!

6. Lobt den Ewgen, was nur Odem hat!
Hallelujah.

Moſes Mendelsſohns

Abhandlung

von der

Unkörperlichkeit

der

menſchlichen Seele.

Itzt zum erſtenmal zum Druck befördert.

Wien 1785.

Bey Sebaſtian Hartl, Buchhändler und Buchbinder in der Singerſtraſſe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht des Herausgebers.

Der Gegenſtand philoſophiſch, und der Verfaſſer Herr Mendelsſohn, dächte ich, wäre eben ſo viel geſagt, als ein vollſtändig gutes Werk. Das aller gelehrten Welt bekannte Erhabene des mendelsſohnſchen Geiſtes würde hier nur verdunkelt werden, wenn man zur Empfehlung dieſer Abhandlung

über die Unkörperlichkeit der menſchlichen Seele in Lobſprüche des Verfaſſers ſich einlaſſen wollte.

Den Urſprung dieſer Schrift haben wir einer preußiſch-königlichen Hochheit zu verdanken, die bisherige Zurückhaltung derſelben aber der herablaſſenden Beſcheidenheit des Herrn Verfaſſers zuzuſchreiben. Zu erzählen, wie ſich die ganze Sache ereignete, wäre eine Beleydigung beyder erlauchten Geiſter; die Beleydigung für jedem insbeſondere in ihrem ächten Verſtande genommen.

Nach-

Nachdem ich diese Schrift schon in lateinischer Sprache herausgab, und der Herr Verfasser durch seinem Freund R * * mich versichern ließ, daß ihm meine Uibersetzung nicht mißgefallen habe, so nahm ich mir die Freyheit, selbe auch im deutschen Original abdrucken zu lassen. Ich habe hiemit nicht mich für meine mit der Uibersetzung gehabte Mühe, sondern die gelehrte Welt für die bey der Lesung meiner Uibersetzung gehabte Geduld schadlos halten wollen.

Warum ich den Eingang, den der Herr Verfasser in diese Abhandlung machte, weggelassen habe?

be? Herr Mendelsohn wird verläßig die Urſache leicht einſehen, nnd mir es verzeihen: die gelehrte Welt aber verliert am Werth eben nichts dabey.

Wien den 1. März 1785.

J. G.

Er-

Erſte Frage:

Kann die Materie in ſich ſelbſt die Kraft zu denken haben?

Ich glaube, die Unmöglichkeit ſey erwieſen, und die Einwürfe wider die davon geführte Beweiſe betreffen meiſtens nur Ausdrücke, die man nicht vorſichtig genug wählen kann, weil die Sprache ſelbſt für die Subtilligkeit dieſer Unterſuchung zu ungelenkig iſt. — Unter an-

dern hat mir folgende Beweisesart sehr überzeugend geschienen. Man setzet als zugestanden voraus, daß die Vorwürfe in der Natur, das heißt, ausserhalb den denkenden Wesen jeder für sich sein eigenes Daseyn hat. Ihre Verbindung gründet sich auf wechselsweise Verhältnisse und Beziehungen, die nicht in den Objekten allein anzutreffen sind, sondern um zu seyn erst gedacht werden müssen. Ein Haus z. B. ist als Vorwurf genommen von einem Steinhaufen nicht unterschieden. Wenn aber das denkende Wesen hinzu kömmt, die Theile vergleichet, und ihre Verhältnisse zum Ganzen wahrnimmt, so nimmt es in einem Steinhaufen Unordnung, in einem Gebäude aber Symmetrie und Regelmäßigkeit gewahr. Ein wohlgeordneter Staat, und ein Haufe zusammengelaufenen Volks worinn un-

verscheiden die sich? Bloß durch die Verhältnisse und regelmäßige Beziehungen auf das Ganze, die aber nicht in jedem Bürger, wie er objektive existiret; sondern in der Vergleichung eines jeden mit allen übrigen anzutreffen ist. — Vater und Sohn, Stammen und Frucht sind an und für sich isolirte Geschöpfe, aber in ihrem Verhältnisse als Ursache und Wirkung betrachtet, stehen sie in Verbindung.

Gesetzt, jedes Objekt werde auch in einem besonderem Theile der denkenden Materie eingedrückt, so hat jeder Eindruck, so wie jeder Vorwurf sein isolirtes Daseyn. Wenn nun z. B. A. B. C. D. Objekte, und a. b. c. d. Theilchen der denkenden Materie sind, so wird jedes denkende Atom a. sich den ihm zusa-

genden Vorwurf A. vorstellen, u. s. w. Wo werden aber die Verhältnisse und Beziehungen dieser Objekte wahrgenommen werden? Nicht in einem von diesen Atomen; denn jedes kennet nur seinen Gegenstand, und zu den Verhältnissen muß jedes mit allem verglichen werden. Auch nicht in allen zusammengenommen; denn das zusammennehmen selbst setzet ein Wahrnehmen der Beziehungen und Verhältnisse voraus, ohne welches jedes ewig für sich bleibet, und mit andern kein Ganzes ausmacht. Wir müssen also zum Wahrnehmen der Verhältnisse und der Beziehungen, die eine Vergleichung erfordern, ausser den Theilchen a. b. c. d. noch ein besonderes Theilchen der denkenden Materie e. z. B. annehmen, dem wir dieses Geschäfte auftragen. Dieses Theilchen würde die Ein-

drü-

drücke an den Vorwürfen A. B. C. D. alle haben müssen, um sie mit einander vergleichen zu können. Wenn dieses kleine Theilchen e. wiederum aus kleinen Theilchen bestünde, so würden sich die Eindrücke abermals entweder zerstreuen, oder jedes kleinere Theilchen sie alle besitzen müssen. In dem ersten Falle verschwindet die Möglichkeit der Gegeneinanderhaltung; in dem letzteren aber müssen wir doch am Ende auf ein untheilbares kommen, das die Eindrücke aller Vorwürfe A. B. C. D. vereiniget, und zugleich die Fähigkeit hat sie miteinander zu vergleichen, und ihre Verhältnisse, und gegenseitige Beziehungen wahrzunehmen.

Dieses untheilbare, einfache Wesen, das alle Eindrücke aufnimmt, das sie ge-

gegeneinander halten, auf einander beziehen, und mit einander vergleichen kann, ist von der theilbaren, zusammengesetzten Materie wesentlich unterschieden. Wir nennen es zum Unterscheide Seele.

Ich kann dem Gegner die Wahl lassen, ob er die Materie aus lauter solchen untheilbaren denkenden Atomen bestehen, oder nur eine einzige, untheilbare, denkende Substanz in die organisirte Materie setzen will, welche von allen Objekten Eindrücke annimmt und vergleichet. In beyden Fällen ist es nicht Materie, oder das zusammengesetzte Wesen, welches denkt, sondern das einfache, das untheilbare, nur das wir in dem ersten Falle, anstatt die Seele mit den Materialisten zu einem körperlichen Wesen zu machen, vielmehr den Körper

selbst

ſelbſt in eine Sammlung von Seelen verwandeln. Mit einem Worte: zum denken muß vieles in einem verſammelt werden; die Materie aber iſt niemals eine Subſtanz, denn ſie beſteht aus trennbaren Theilen, deren jedes für ſich beſtehen kann.

Zweyte Frage:

Wenn die Materie auch ihrer Natur nach des Denkens unfähig iſt, kann ihr der Allmächtige nicht dieſe Eigenſchaft mittheilen?

Dieſer Einwurf pflegt durch das Anſehen eines groſſen Mannes unterſtützet zu werden. Locke hat ihn irgendwo in ſeinen Schriften vorgebracht, und ſeit der Zeit iſt er von manchem Schriftſteller

ler wiederholet worden, mit einem Triumphe wiederholet worden, als wenn sich gar nichts darauf antworten liesse. Allein ich glaube, der Engeländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die Cartheſianer lehreten: wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte, so müßte sich durch Ausdehnung und durch Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber Gedanken und Ausdehnung, Bewegung und das Wahrnehmen, oder inneres Bewußtseyn der Bewegung von ungleicher Natur, von disparaten Eigenschaften; denn man mag die Theilchen verſetzen und verbinden, wie man will, so entstehet daraus noch kein Begrif, keine Vorstellung von der Verſetzung, kein

Wahr-

Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Daraus schlossen sie also, daß das Ausgedehnte blos beweglich sey, das Denken aber einer nicht ausgedehnten Substanz, die der Bewegung unfähig ist, zukommen müsse.

Da man durch diese Gründe nur zu beweisen schien, daß die Gedanken der Materie nicht natürlich sind, so fragte Locke mit Recht, ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleihen könnte, die sie von selbsten nicht haben würde?

Wenn aber das wahr ist, was in Vorhergehenden ist bezeigt worden, wenn zum Denken viele Substanzen in einer einzigen durch die Vorstellung zusammen kommen müssen, und die Materie niemals aufhört aus vielen zu bestehen;

so ist das Denken der Materie so schlechterdings unmöglich, so unmöglich es ist, daß ein Viereck zugleich ein Zirkel seyn sollte.

Sich in einem solchen Fall auf die Allmacht berufen hieße mit jener guten Frau, ohne in eine Lotterie gesetzt zu haben, sich den höchsten Gewinnst wünschen; denn bey Gott ist alles möglich.

Ich leugne es indessen nicht, daß selbst nach der angeführten Cartesianischen Methode der Zweifel des englischen Weltweisen auf eine sehr einleuchtende Weise gehoben werden könne. Man kann beweisen, daß die Eigenschaften sich nicht mittheilen lassen, und daß die Allmacht selbst keinem Wesen eine Eigenschaft zulegen kann, die ihm seiner Natur nach

nicht

nicht zukömmt. Ich werde hier ein Gespräch herſetzen, das über dieſem Punkt zwiſchen Hylas und Philonous vorgefallen, in welchem der letztere dieſen Gedanken durch ein in die Augen leuchtendes Gleichniß ausführt:

Hylas.

Und wenn auch die Materie an und für ſich nicht denken kann, wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous.

Wir wollen ſehen. Die Allmacht läßt am Dorne Roſen wachſen; wie fängt ſie dieſes an? Erſchaft ſie etwa jährlich in der Roſenzeit friſche Knoſpen aus dem Nichts, und befeſtigt ſie an den Strauch?

Hylas.

Das thut sie nicht; sie hat vielmehr in den Dorn den Saamen gelegt, aus welchen zu ihrer Zeit Rosen hervorsprossen.

Philonous.

Wer den Rosensaamen zergliedern, und seinen inneren Bau mit mikroskopischen Augen betrachten kann, wird er nicht deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Saamen durch die Entwicklung Rosen aufblühen können?

Hylas.

Wenn seine Sinne zart, oder die Instrumente vergrösserend genug sind.

Philonous.

Wenn aber die Allmacht am Rosenstocke, der nur Rosensaamen führet, Zitronen wollte wachsen lassen, würde sie nicht diese dem Strauche unnatürliche

Früch-

Früchte besonders erschaffen, und an den Stängeln befestigen müssen?

Hylas.

Nicht anders; aber alsdenn würden die Früchten nur am Rosenstocke zu wachsen scheinen, nicht wirklich wachsen.

Philinous.

Mehr als einen bloßen Schein, dünkt mich, kann die Allmacht selbst in diesem Fall nicht erhalten, sie müßte denn den Rosendorn in einen Zitronenbaum verwandeln, das heißt, nach der Sprache einer gesunden Philosophie, den Rosendorn vernichten, und einen Zitronenbaum an die Stelle setzen.

Hylas.

Es verstehet sich, daß in diesem Fall die Allmacht noch weit weniger ihren Endzweck erreichen würde.

Philonous.

Sie wird also die Zitronen erschaffen, und mit dem Rosenstrauche verbinden. Wie aber? der Stamm führet ja keine Zitronensäfte, woher werden die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas.

Die Allmacht würde sie aus der Luft, oder sonst woher versorgen müssen.

Philonous.

Gut! wenn also der Stock vergehet, haben die Zitronen mehr als ihre Stütze verlohren?

Hylas.

Sicherlich nicht, da sie den Stammen weder hervorgebracht, noch genähret hat; aber was thut dieses zu meiner vorgelegten Frage?

Philinous.

Ich glaube von ihrer Auflösung nicht weit entfernt zu seyn. Man hat mir eingeräumt, daß die Materie an und für sich nicht denken könne; das heißt, daß sie vermöge ihrer inneren Struktur unendlicher Gestalten, Farben, und Bewegungen, aber keines Gedanken fähig sey.

Hylas.

Richtig! ich gebe es zu, daß Descartes dieses so gut, als erwiesen hat.

Philinous.

Der Grund zu den Gedanken ligt also nicht in der Materie, so wenig, als Zitronensaamen im Rosendorne. Aber Gott soll der Materie die Kraft zu denken mittheilen, muß er nicht diese Kraft besonders erschaffen, und mit der Materie verbinden?

Hylas.

Nicht anders; so wie wir an unserm Beyspiel gesehen.

Philonous.

Dadurch aber erlanget die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken, und sie kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Zitronen wachsen können.

Hylas.

Ich muß auch dieses zugeben.

Philonous.

Die Frage war also nicht, ob die Allmacht der Materie die Eigenschaft zu denken mittheilen könne; denn dieses ist unmöglich: sondern ob sie nicht eine Kraft zu denken erschaffen, und mit der Materie verbinden könne; und siehe, mein Freund! dieses hat sie wirklich gethan.

than. Sie hat mit gewissen Portionen von organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken verbunden, und beyde zusammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zu einem fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verliehret.

Dritte Frage:

Sollte die Seele nicht mit dem Körper vergehen? Sie wachset mit demselben, leidet mit demselben, richtet sich in allen ihren Veränderungen nach demselben, und im Alter wird sie schwächer, so wie der Körper nach und nach abnimmt. Ein derber Schlag auf die Hirnschale verwandelt das größte Genie in einen Dumkopf. Sollte nicht die Kraft zu denken ganz aufhören, wenn der Körper nicht mehr ist?

Ich habe Spiegel in meinem Zimmer, in welchen sich alles abbildet, was in dem Zimmer vorgehet. Die Bilder in demselben richten sich nach den Gegenständen in Absicht auf ihre Lage, Farbe,

be, Gröſſe, Figur, und Bewegung. Aber die Spiegel haben ihr beſonders Daſeyn, und hangen in Abſicht auf dieſelben nicht von den Gegenſtänden ab.

Sollte es mit der Seele des Menſchen eine andere Beſchaffenheit haben?

Es ſcheinet nicht. Sie ſtellet ſich alles treulich vor, was irgendwo im Gehirne, da wo der Sammelplatz der Empfindung ſeyn mag, vorgehet; dieſes deutlich, jenes dunkel; dieſes mit lebhaften, jenes mit ſchwächeren Farben; manches mit Luſt, manches mit Unluſt, nachdem das materiäle Bild, oder der Eindruck im Gehirne dieſe oder jene Beſchaffenheit hat. So lange dieſe materiäle Bilder jedes ſeinen angemeſſenen Grad von Licht und Stärke hat, ſiehet auch

die Seele das Hervorſtehende und Lebhafte in dem Bilderreiche mit Bewußtſeyn, oder in einer Erhellung, in welcher ſich auch die Theile unterſcheiden laſſen; das übrige aber zeigt ſich ihr in einer allmähligen Abnahme von Licht und Schatten, die ihrer Fähigkeit ſehr angemeſſen iſt. In dieſem Zuſtande hat ſie auch das Vermögen zu denken, das iſt, ihre Aufmerkſamkeit, auf welchen Theil des Vorwurfs ihr gutdünkt, mit Freyheit zu richten, die Begriffe abzuſondern, mit willkührlichen Zeichen zu verbinden, und ſie nach Belieben zu zergliedern, zuſammenzuſetzen, mit dem Vergangenen zu vergleichen, und das Zukünftige zu vermuthen. Sind die materiälen Bilder im Gehirne zerrüttet, und ihr Helldunkel mit der Wahrheit nicht übereinſtimmend; ſo wird die Seele nach ſehr

rich-

richtigen Regeln und falschen Berichten nicht anderst als auf falsche Folgen kommen können. So scheinet es dem Wahnsinnigen und Fieberkranken zu gehen. Räumet dem Wahnwitzigen das ein, was er durch die Evidenz der Sinnen nicht in Zweifel ziehen zu können glaubet; so werdet ihr auch den größten Theil seiner Folgen zugeben müssen, die euch nur unsinnig schienen, so lange ihr die Voraussetzung nicht wisset, zu welcher die Seele durch die falsche Berichte der materiälen Begriffe verleitet worden.

Sind aber die Farben gleichsam verloschen, dergestalt, daß alle Bilder ohngefähr gleiches Licht haben, und keines merklich hervorsticht, so höret das Bewußtseyn der Seele auf, und zugleich ihre Herrschaft über die Aufmerksamkeit.

Die-

Dieſes geſchiehet, wie es ſcheinet, im Schwindel, im Schlafe, und in der Ohnmacht: daß ſich alle Vorſtellungen der Seele in dieſem Zuſtande völlig verliehren ſollten, iſt nicht möglich. Wenn ein ſtarker Eindruck in die Sinne den Schlafenden aufwecket; ſo muß der Schwächſte nicht unterlaſſen, wenigſtens eine ſehr ſchwache Empfindung zu erregen. So auch mit dem Ohnmächtigen: wenn der flüchtigſte Geiſt, oder ein Stich in die Haut ihn wieder zu ſich bringen können, ſo muß der unmerklichſte Geruch, die leiſeſte Berührung der Haut eine ihr angemeſſene Wirkung im Gehirne, und folglich auch in der Seele hervorbringen. Das Starke, und Schwache iſt ſich, der Natur ſo wie der Wirkung nach, gleich, und nur dem Grade nach unterſchieden. Wenn die

ſtarke Urſach eine Wirkung zeuget, ſo kann auch die ſchwächſte Urſach nicht ganz ohne Wirkung ſeyn. Da nun die Gliedmaſſen der Sinne eines Betäubten, eines Ohnmächtigen, eines Schlafenden nicht ganz ohne Eindrücke ſind, ſo müſſen dieſe, ſo ſchwach ſie auch immer ſeyn mögen, im Gehirne einige Veränderung hervorbringen, und dieſe Vorſtellungen erzeugen aber ſchwache, der Urſach gemäſſe, unter welchen ſich keine ausnimmt, und die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt. Daher die Betäubung, der Mangel des Bewußtſeyns und der Beſinnung in dieſem Zuſtande; der auch aufhören muß, ſobald ein Gegenſtand mit Heftigkeit in die äuſſere Sinne wirkt, und einen Eindruck von ausnehmender Stärke hervorbringt. Daher das gröſte Genie in einen Dummkopf verwandelt werden kann,

wenn durch eine gewaltsame Erschütterung des Gehirns die Bilder verrücket, in Unordnung gebracht, in ein schwaches, oder gar falsches Licht gesetzet worden sind. Der grosse Geist wird im Wachen nicht viel anders seyn, als er sonst im Schlafen gewesen ist.

Alle Veränderungen im lebendigen Körper beweisen also nur, daß die Gedanken mit den sinnlichen Eindrücken im Gehirne in Verbindung stehen. Aber wo im Gehirne?

Die Erfahrung lehret, daß man ansehnliche Stücke vom Gehirne ohne Verletzung der Seelenkräfte verliehren kann, zur Verwunderung für diejenigen Weltweisen, die schon jeder Portion des Gehirns ihre Seelenkraft, und beynahe

so

jeder Fiber ihren Begrif angewiesen haben. Man sahe nunmehr wenigstens, daß das Gehirn nicht allenthalben eine Werkstatt der Seele seyn kann. Andere, die einen bestimmten Theil des Gehirns zum Sammelplatz der Empfindung angegeben haben, sind nicht weniger durch die Erfahrung widerleget worden. Man kennet noch fast keine Stelle im Gehirne, die nicht hätte weggenommen, verhärtet, aufgelöset, oder verweset seyn können, ohne daß der ganze Tod unmittelbar darauf gefolget wäre. Eine harte Erschütterung des Gehirns scheinet die Werkzeuge des Lebens und der Empfindung mehr zu verletzen, als die Beschädigung oder Hinwegnehmung irgend eines Theils des Gehirns selbst. Gleichwohl können wir aus allen, was wir von der menschlichen Natur wissen, nicht anders schliessen

sen, als daß die Empfindungen aller Sinnen vermittelst der Nerven irgendwo im Gehirne zusammenlaufen und sich vereinigen müssen.

Die Zergliederung von der einen Seite giebt den größten Anlaß dieses zu vermuthen, und die Natur der sinnlichen Erkenntniß setzet es außer allen Zweifel. Ja nach der Voraussetzung der Materialisten ist dieses noch nothwendiger; denn wenn die Eindrücke des Gesichts und des Gefühls z. B. nicht irgendwo in der Materie zusammen kämen, wie könnte die denkende Materie sie miteinander vergleichen, wie doch augenblicklich geschehen muß, wenn wir die Urtheile des einen Sinns durch dem andern Sinn verbessern und berichtigen.

Ich

Ich halte es nicht für unmöglich, daß irgend ein unsichtbarer Theil im Gehirne, den die Zergliederer vielleicht vergebens suchen, der Vereinigungspunkt aller Eindrücke seyn könne. Der kleinste Theil der Materie kann noch zusammengesetzet, und mannigfaltig genug gebildet seyn, um alle diese Eindrücke anzunehmen; ja nach den Begriffen, die ich mir von der Materie mache, getraue ich mir nicht mit Gewißheit zu behaupten, daß nicht die kleine wundervolle Maschine in Nervensaft anzutreffen, und das Gehirn selbst blos die Werkstatt seye, in welcher dieser empfindende und bewegende Lebenssaft abgesondert und zubereitet werde. Von dieser Werkstatt des Nervensafts — — jedoch es ist hier der Ort nicht, diese Hypothese auseinander zu setzen. Wenn ich sie noch so

wahrscheinlich machen könnte, so würde ich mich dennoch nicht getrauen auf derselben weiter fortzubauen, oder sie für mehr als eine bloße Hypothese zu halten. Man nehme an, welche Vermuthung man will, oder welches noch rathsamer ist, man lasse die Frage den Vergnügungsort der Empfindungen betreffend noch dahingestellet seyn, so scheinet doch dieses wenigstens ausgemacht, daß von dem Untergange des Körpers, von dem Verwesen des sichtbaren Gehirns nicht auf dem Untergang, oder die Verwesung der Seele zu schliessen sey. Ein beschädigtes Glied, ein gereitzter Nerv kann die Seele durch die Schmerzen, die er verursachet, verwirren, oder durch angenehme Empfindungen vergnügt machen; aber ein abgesondertes Glied, ein zertrümter Nerv steht mit der Seele in kei-

keiner Verbindung mehr, und läßt sie gleichgültig. Das Gefühl verbreitet sich auf alle Nerven, die mit dem eigenthümlichen Werkzeuge der Seele ein Ganzes ausmachen, und zieht sich gleichsam aus allen Theilen zurück, die vom Ganzen abgesondert werden. Nicht anders ist es mit dem Gehirne. So lange es das Werkzeug der Seele ist, muß dieß alle Unordnung fühlen, die in jenen vorgehen. Durch die Verwesung höret es auf, mit der Seele in Gemeinschaft zu stehen, und verliehret die Eigenschaft eines Werkzeuges der Empfindungen. Die Seele kann nicht, wie das Gehirne, aufgelöset werden; denn sie bestehet nicht, wie das Gehirne, aus kleineren Theilen, die nach den Gesetzen der körperlichen Natur zusammenhangen. Sie ist eine unzertrennliche Einheit, die den Gesetzen

der Mechanik nicht unterworfen seyn kann. Entweder sie muß völlig in Nichts verwandelt werden, oder sie schränkt sich auf ein feines Werkzeug ein, das mit dem Gehirne nicht zugleich aufgelöset werden kann, und vielleicht, wie überhaupt in der Natur zu geschehen pflegt, mit der Verwesung des Gehirns, eine neue Organisation annimmt. In der gesammten Schöpfung geschieht keine Trennung ohne eine neue Zusammensetzung, keine Zerstörung einer Form, ohne daß in den unsichtbaren Theilen derselben sich eine neue Form zu bilden anfange, die mit der Zeit sich dem Sinne offenbaret. Jeder Untergang zielet auf eine Entstehung, jeder Tod bahnet den Weg zu einem neuen Leben.

Wem dieſe Vermuthung zu kühn ſcheinet, dem bleibet kein andrer Weg, als die Seele ſchlechterdings vernichtet werden zu laſſen, denn auf keine andre Weiſe kann ein einfaches Weſen aufhören zu ſeyn; und eine Kraft zu denken muß entweder wirklich denken, oder aufhören zu ſeyn. Allein wo finden wir Vernichtung in der ganzen Natur? — Welches Stäubchen gehet in dem geſammten Weltall verlohren? — Welches Weſen höret auf zu ſeyn? — Welche urſprüngliche Kraft verlieret ihre Thätigkeit? — Das Zuſammengeſetzte wird aufgelöſet, ein Theil wird von dem andern in Bewegung geſetzt, eine Kraft von der anderen in ihrer Richtung verändert. Bald kommen Grundkräfte zuſammen innere Thätigkeit des Ganzen zu bilden; bald wird die Thätigkeit des Ganzen wieder in ih-

re Grundkräfte aufgelöset; aber Zernichtung übersteigt die Kräfte der gesammten Natur. Alle Weltkörper zusammengenommen können kein Sonnenstäubchen in Nichts verwandeln, können die Bewegungskräfte eines Atoms nicht unterdrücken. Sie werden auf dasselbe wirken, aber nicht ohne von demselben durch eine verhältnißmäßige Gegenwirkung in etwas verändert zu werden. So gering diese Veränderung auch seyn möchte, so beweiset sie doch das Daseyn des Gegenwirkenden, und die Aeußerung seiner Kraft, die der ganzen Natur unüberwindlich ist. Zwischen seyn, und nicht seyn ist eine Kluft, die die Natur nicht übersteigen kann; sie kann so wenig Etwas in Nichts verwandeln, als sie aus Nichts Etwas hervorbringen kann.

Ich

Ich fordere nicht mehr für die Seele, als man mir für jedes Dunſttheilchen einräumt; nicht mehr für die Kraft zu denken, als man jeder einfachen Bewegungskraft zugeſtehet. Wäre ſie die Kraft eines zuſammgeſetzten Weſens; ſo würde ſie, wie die zuſammengeſetzte Bewegungskräfte in ihre Elemente aufgelöſet werden; da ſie aber nicht aus Elementen beſtehet, ſo findet dieſe Art des Unterganges nicht Statt, und eine völlige Zernichtung iſt allen Naturkräften unmöglich.

Vierte Betrachtung.

Ueber die Gedanken des Herrn D'Alembert, die Spiritualität der Seele betreffend.

Herr D'Alembert (siehe desselben Melanges de Litterature d'Histoire & Philosophie Tom. II. pag. 105.) führet einige Schwierigkeiten an, die dem Weltweisen im Wege stehen sollen, ohne Hilfe der Religion, und, wenn man seinen Worten trauen darf, sogar ohne Hilfe einer entscheidenden Kirche sich von der Immaterialität der Seele zu versicheren. Er giebt zwar das Uibergewicht der Gründe für die Geistigkeit der Seele zu; allein die Dunkelheiten, die man gleichwohl nach dieser Voraussetzung allenthalben wahrnimmt, sollen sich nicht an-

anders, als durch den Glauben zerſtreuen laſſen. Man erlaube mir die Gedanken dieſes Weltweiſen zu prüfen. Wir wollen ſehen, ob wir das Anſehen eines Pabſtes, oder einer Kirche brauchen, um dieſen Knoten zu zerhauen.

Zuförderſt muß ich erinnern, daß Herr D'Alembert die Beweiſe für die Spiritualität eben nicht in ihrer größten Stärke vorträgt. Er ſchränkt ſich bloß auf die ſchwache Bemerkung ein, daß zwiſchen Ausdehnung und Gedanken nicht das geringſte Verhältniß zu bemerken ſey; qu'il n'y a en effet aucun *rapport apparent* &c. und dieſes ſind die Gründe, die er davon anführt:

Ein Marmorblock scheint weder Empfindung, Begriffe, Willen zu haben, noch derselben fähig zu seyn; zwischen der Materie, aus welcher der Marmorblock, und derjenigen, aus welcher der menschliche Körper bestehet, sind oder scheinen keine andere als materiäle Unterscheidungen zu seyn, in Figur, Farbe, Weichheit, und Härte der Theile, und in der Flüssigkeit einiger derselben; zwischen dem menschlichen Körper, und einem Uhrwerke, das einige Verrichtungen desselben nachahmet, wie die Mechanik zuweilen hervorbringet, ist der Unterscheid noch geringer. Warum sollte jener Empfindung und Gedanken haben, dieses aber nicht? Was scheinet zwischen der Hand eines Leichnams, die man am Feuer hält, und der Hand eines Lebendigen, die demselben ausgesetzt ist, für

ein anderer Unterscheid zu seyn, als die Bewegung des Bluts, die in jener gehemmt ist? Und was für Verhältniß scheinet zwischen der Bewegung des Bluts und der Empfindung Statt zu finden, die der Lebendige hat, der Leichnam aber nicht hat? Diese einfältige Betrachtungen, setzt Herr D'Alembert hinzu, beweisen sie nicht hinreichend, daß Empfinden und Denken einer anderen Quelle zuzuschreiben sey, als der Materie? Ich glaube den Leser in den Stand gesetzt zu haben, diesen in der That etwas zu leicht scheinenden Gründen einiges Gewicht beyzulegen. Alles, was der menschliche Körper von Marmorblock verschiedenes hat, läßt sich auf Bewegung zurückführen; denn die Organisation selbst ist nichts anderes, als die Zusammensetzung gewisser materialen Theile, wo-

durch

durch das Ganze zu dieſen oder jenen Bewegungen aufgelegt wird. Nun iſt die Bewegung nichts anderes, als die Veränderung des Orts, oder der Lage; dieſe Veränderung ſelbſt aber iſt noch von der Vorſtellung dieſer Veränderung ſehr weit unterſchieden, und es leuchtet in die Augen, daß durch alle mögliche Veränderungen in der Welt, ſie mögen noch ſo zuſammengeſetzt ſeyn, kein Wahrnehmen dieſer Veränderungen zu erhalten ſey, und daß alſo durch die künſtliche Organiſation der Materie keine Vorſtellung hervorgebracht werden könne. So weit reichen die Gedanken des Carteſius; die zwar überführend ſind, aber noch einige Dunkelheit zurücklaſſen. Hingegen ſetzet die Betrachtung die oben hinzugefügte Streitfrage in das helleſte Licht und entſcheidet völlig für die Spi-

eitualität. Alle Materie beſtehet aus Theilen; das Ganze kann keine Kraft haben, davon die Elemente nicht auch den Theilen zukommen. Wenn die einzelne Vorſtellungen, ſo in den Theilen der Seele iſolirt wären, wie die Gegenſtände in der Natur, ſo wäre das Ganze nirgend anzutreffen. Wir würden kein Haus, ſondern iſolirte Steine, keine Harmonie, ſondern iſolirte Töne; kein Ganzes, ſondern einzelne Theile denken; wir würden die Eindrücke verſchiedener Sinnen nicht vergleichen, die Vorſtellungen nicht gegeneinander halten, keine Verhältniſſe wahrnehmen, keine Beziehungen erkennen, das iſt, weder denken, noch empfinden können. Denn in den einfachſten ſinnlichen Empfindungen liegen Verhältniſſe und Beziehungen verborgen, die wir wahrnehmen müſſen,

wenn

wenn die Masse unsrer Erkenntniß nicht ein Chaos ausmachen soll, darinn sich nicht das geringste unterscheidet. Hieraus ist klar, daß nicht nur zum Denken, sondern auch zum Empfinden vieles in Einem zusammen muß. Da aber die Materie niemals ein einziges Subjekt wird, sondern allezeit aus vielen Theilen bestehet, so muß das Denken und Empfinden ein einfaches unmaterielles Wesen zur Quelle haben.

Wir wollen uns nunmehr gefaßt machen die Menge von Fragen anzuhören, die Herr D'Alembert dem Weltweisen vorlegt, der sich von der Unkörperlichkeit seiner Seele überzeugt zu seyn glaubet. Wir müssen aber folgende Maximen nicht aus den Augen lassen. 1) Ein jeder Liebhaber der Wahrheit sey

stolz

ſtolz genug, ſich durch kein Anſehen der Perſon blenden, durch keine Schwierigkeit abſchröcken zu laßen, mit eigenen Augen zu ſehen. Groſſe Männer haben dieſe Schwierigkeit unauflöslich gefunden? — Vielleicht gelingt es unſerer Kleinigkeit ſie aufzulöſen? — Jahrhunderte hat man hierüber vergeblich philoſophirt? — Wer weiß, was morgen geſchieht; ein jeder prüfe ſeine Kräfte, und verſuche, wie weit er kommen kann. 2) Der Weltweiſe ſeye nie zu eitel, zu rechten Zeit mit der Antwort einzutreten, die unſerer Schwachheit ſo angemeſſen anſtändig iſt: Dies weis ich nicht. Aus dem Wahne, auf alle Frage eine Antwort in Bereitſchaft zu haben, ſind die ungereimteſten Meynungen entſprungen, die der Philoſophie zur Unehre gereichen. 3) Weil wir dieſes und jenes nicht wiſ-

sen; folget daraus noch nicht, daß wir gar nichts wissen. Wenn wir gleich vom Zirkel das Verhältniß des Durchmessers zum Umkreise nicht ganz genau wissen, so sind die Wahrheiten, die in der Geometrie von dem Zirkel gelehret werden, nichts destoweniger unumstößlich. So wenig wir die Völker kennen, die in den innersten Theilen von Afrika sich aufhalten, so sind uns doch die Völker nicht unbekannt, die hier und da an der Küste wohnen. Und nunmehro zu den Fragen selbst:

Wenn die Materie, und die denkende Substanz gar nichts gemein haben, woher kömmt es dann, daß das Zunehmen und Abnehmen die Veränderung und überhaupt die Vollkommenheit, oder die gröſſere und geringere

Ge-

Gewalt unſerer Organen auf unſere Empfindungen Neigung und Begriffe einen ſo merklichen Einfluß haben?

Ich glaube den Leſer in dem Stand geſetzt zu haben, auf dieſe Fragen mit einiger Befriedigung zu antworten. Zwiſchen der Materie, und der denkenden Subſtanz findet doch wenigſtens folgendes Verhältniß Statt. Jene iſt das Objekt, das vorgeſtellet wird, dieſes das Subjekt, dem dieſe Vorſtellungen zukommen. Das nämliche Verhältniß ungefähr, wie zwiſchen Spiegel und Objekt, wenn der Spiegel die Bilder wahrnehmen könnte, die ſich hinter ihm abmalen. Die Bilder verhalten ſich zu den Objekten, wie die ſinnliche Begriffe in der Seele zu der Materie, die ſie veranlaſſet. Mit dieſen ſinnlichen Begriffen

ſtehen unſere Kräfte des Verſtandes und des Willens in der genaueſten Verbindung. Daraus ſiehet man ſchon etwas deutlicher, wie die Materie einen ſehr ſtarken Einfluß haben könne auf die Kräfte des Geiſtes, ob ſie gleich von diſparater Natur ſind. Was haben einige Züge und Karaktere auf einem weiſſen Blatte, oder einige Worte, die mir jemand leiſe ins Ohr ſagt, mit den Leidenſchaften meiner Seele gemein? wie können ſie meinen Zorn, meine Betrübniß, Schrecken, Wuth, Freude, und welche Leidenſchaft wan will, erregen? Geſchieht dieſes nach mechaniſchen Geſetzen, nach den Regeln der ſtoſſenden und anziehenden Kräfte, oder muß hier der Materialiſt ſelbſt höhere philoſophiſche Geſetze zugeben, nach welchen dieſer Uebergang geſchieht?

Wie kann man begreifen, daß zwey Subſtanzen, die ſchlechterdings verſchieden ſeyn, nicht das geringſte gemein haben ſollen, und gleichwohl auf einander einen ſo ſtarken und wirklichen Einfluß haben?

Aufrichtig! das weiß ich nicht. Aber kann der Materialiſt beſſer begreifen, wie Materie auf Materie wirken kann? Der Uebergang der Handlung aus dem Wirkenden in das Leidende iſt ſowohl in Materiälen als Unmateriälen etwas ſehr unbegreifliches. Durch die Aehnlichkeit des Wirkenden mit dem Leidenden wird die Sache nicht deutlicher. Man ſieht keinen Grund, warum ähnliche Dinge ſich einander leichter etwas mittheilen können, als unähnliche. Wer hat noch zu erklären gewußt, wie eine

Kugel die andere in Bewegung ſetzen kann? Mich dünkt, die Schwierigkeiten, die der Materialiſt nicht heben kann, darf der Dualiſt getröſt unerörtert laſſen.

Was können wir uns wenigſtens nach den Begriffen, die wir durch die Gewohnheit erlanget haben, für einen Unterſcheid vorſtellen, zwiſchen dem abſoluten Nichts und einem Weſen, das keine Materie iſt? Dieſem Einwurf zu begegnen, ſagt man zwar, daß die Gedanken, der Wille weder lang, noch breit, noch gefärbt, und dennoch etwas wären. Dieſes iſt wahr, allein die Bewegung, die Schwere, u. ſ. w. ſind weder breit, noch lang, noch gefärbt, und ſind auch etwas, und gehören ſogar der Materie zu. Die Schwierigkeit iſt nicht Abänderung

gen

gen zu begreifen, die nicht ausgedehnt sind, sondern sich das Subjekt dieser Abänderung ohne Ausdehnung zu denken.

Gut, daß Herr D'Alembert selbst diese Schwierigkeit nur nach den Begriffen, die uns die Gewohnheit beybringt, für erheblich hält. In der That sind wir der sinnlichen Eindrücke so sehr gewohnt, und sie überführen uns auch mit einer solchen Evidenz von dem Daseyn ihrer Gegenstände, daß wir geneigt sind, uns alles unter einem sinnlichen Bilde vorzustellen; und was ein solches Bild nicht annehmen will, für nichts zu achten. Allein die Wahrheit redet nicht immer die Sprache der Gewohnheit. Herr d' Alembert hat im Vorhergehenden die Materie erklärt durch etwas ausgedehn-

tes, das undurchdringliche ist. Beide, sowohl die Ausdehnung, als Undurchdringlichkeit sind Begriffe, die eigentlich in der Seele ihren Sitz haben. Wir schreiben aber die Ursachen dieser Begriffe einem ausseren Objekte zu, und dieses Objekt nennen wir Materie. Das Subjekt hingegen, in welchem diese Begriffe entstehen, nennet man Seele. Mit welchem Rechte können wir ververlangen, daß das Subjekt nothwendig die Eigenschaft des Objekts haben müsse? Die Materie ist am Ende (mehr wissen wir in der That nicht davon) ein Wesen, daß in der Seele Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit, u. s. w. hervorbringen kann, die Seele, sagen wir, ist ein Wesen, das diese Begriffe mit allen ihren Abänderungen haben kann. Die Gewohnheit, spricht die-

se

se Seele, ist nichts, wenn sie nicht Materie ist; das heißt, antwortet die Vernunft, ein Wesen, das Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit hat, ist nichts, wenn es auch nicht Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit erregen kann. Mit welchem Grunde können wir dieses behaupten? Müssen wir nicht erst Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit haben, bevor wir von diesen Modifikazionen, die in uns vorgehen, auf ein Objekt schliessen, das ausser uns anzutreffen ist, und das wir Materie nennen? Wie kommen wir also dazu, uns selbst zu einem solchen Objekte zu machen? Herr d'Alembert kann sich wohl Modifikazionen denken, die nicht ausgedehnt sind, und damit es keine Schwierigkeit; allein wir sollen uns kein Subjekt dieser Mo-

difikazionen denken können, das nicht ausgedehnt sey. Ich wünschte, daß es diesem Weltweisen gefallen hätte, sich zu erklären, was er unter Modifikazion im Gegensatz mit Subjekt eigentlich verstehe. Nach meinen Begriffen sehe ich gar nicht ein, warum er denken und Wollen für Modifikazionen hält, Ausdehnung und Undurchdringlichkeit aber lieber zu Subjekten machen möchte.

Warum kann ein Wesen, das denkt, nicht eben sowohl ein Subjekt seyn, als ein Wesen, das die Nerve drückt, und widerstehet?

Wir hören sehr oft Klagen, daß wir nicht wissen, was die Seele sey? Ich wünschte, daß man mir zuförderst antwortete, was die Materie sey?

Wir

Wir ſehen und fühlen ſie, nicht was ſie iſt, ſondern was ſie wirken kann; denn wir ſehen und fühlen nicht die Objekte, ſondern ihre Eindrücke. Ich frage aber, was die Materie ſey, nicht was ſie wirke. Am Ende finden wir die Frage ungereimt; denn man begreifet ſehr wohl, daß es unmöglich ſey, die Dinge anders als durch ihre Wirkungen zu erkennen. Nun auf die Seele! Wir wiſſen, daß ſie wirken kann; denn ſie iſt ein Weſen, das empfindet, denket, begehret, verabſcheuet, u. ſ. w. Wir haben ſogar ein inneres Selbſtgefühl, eine anſchauende Erkenntniß von derſelben; denn wir ſind es ſelbſt, die wir empfinden, denken, begehren, und verabſcheuen.

Wir dürfen nicht erſt, wie bey der Materie, von den Wirkungen auf die

Ursachen schliessen, um zu erkennen, daß ein ausgedachtes Objekt vorhanden sey, sondern wir fühlen unmittelbar uns selbst, und unsere Wirkungen; und gleichwohl wollen wir noch wissen, was die Seele sey?

Wenn die Materie von dem Wesen, das denkt, empfindet, und will, unterschieden ist, wenn überdem dieses Wesen, das denken, empfinden, und wollen kann, untheibar ist, wie kömmt es, daß wir von der einen Seite gleichsam durch einen unüberwindlichen Naturtrieb unsere Empfindungen in die verschiedene Theile des Leibes setzen, die ihre Organen sind; und warum beziehen wir auf der anderen Seite niemals unsern Willen auf einen Theil unsers Leibes auch auf den nicht, der

wohl

wohl der Gegenstand derselben seyn könnte; als z. B. auf die Füsse den Willen zu gehen, so wie die Wärme und Kälte, die wir in diesen Gliedern empfinden, auch in dieselbe zu setzen.

Was Herr d' Alembert einen unwiderstehlichen Naturtrieb nennet, scheint sich durch Gewohnheit, Erfahrung, und Vergleichung verschiedener Sinnen begreiflich machen zu lassen. Warum setzen wir das Gesicht in die Augen? aus keiner Ursache, dünkt mich, als weil nur wir die Augen verschliessen, oder wegwenden dürfen, um nicht zu sehen. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Geruche, Geschmack, und Gehör. Sobald diese Organen in den Umständen sind, daß die empfindbaren Dinge nicht in sie wirken können, so höret auch die Empfindung

auf.

auf. Daher die Empfindung auf die Gliedmassen. Worum sezen wir, fragt Herr d'Alembert, Wärme und Kälte, die wir in den Füssen empfinden, wirklich in diese Glieder; und den Willen zu gehen, den wir mit den Füssen ausüben, nicht? Ich frage, warum können wir sogar in einem Gliede zu empfinden glauben, das wir nicht mehr haben? Die Aerzte bezeugen, daß jemand, dem der Fuß abgenommen worden, noch eine Zeit lang bey jeder Veränderung des Wetters in einem Zehen dieses Fusses hat Schmerzen zu empfinden geglaubt. Gesetzt alse, wir machten den ganzen Körper zum Sitz der Empfindung. Wie können wir in einem Gliede empfinden, das von unserm Körper abgesondert ist, das nicht mehr zu uns gehört? — Die Wahrheit scheint zu seyn, daß Sitz der Empfindung, und

Ur-

Urſach der Empfindung nicht einerley iſt. Wir empfinden nicht da, wo wir die Urſache dieſer Empfindung hinzuſetzen gewohnet ſind. Wir ſetzen die ſichtbaren Dinge auſer uns, ohne ſie daſelbſt zu empfinden. Auf eine ähnliche Weiſe ſetzen wir die Urſache des Schmerzens in die Füſſe, obgleich der Sitz der Empfindung daſelbſt nicht ſey der Nerv, der dahin gehet, oder vielmehr der Urſprung dieſes Nervs im Gehirne muß wohl der eigentliche Sitz der Empfindung ſeyn. Erfahrungsſchlüſſe und Gewohnheit, die bey dem Menſchen zum Naturtriebe werden können, veranlaſſen uns die Urſache der Empfindung auf verſchiedene Theile unſers Leibes zu beziehen, und zuweilen in die Extremitäten derſelben zu ſetzen; und die Täuſchung der Sinnen macht es möglich, daß wie ſie in eine

Ex-

Extremität setzen können, die von uns getrennet worden ist, so lange, bis der Erfahrungssatz, daß wir diese Extremität nicht mehr besitzen, sich dem Gemüthe genug eingeprägt, und die Täuschung zernichtet hat.

Es ist eine ausgemachte Sache, eine unläugbare Wahrheit, daß wir ohne langer Erfahrung, und wiederholtes Vergleichen des Gesichts mit dem Gefühl die Gegenstände des Gesichts weder auser uns, noch in gehörigen Abstand von einander setzen würden. Alle Gegenstände würden aus gefärbten Flächen, und die ganze sichtbare Natur, wie jenem Blinden, der sein Gesicht plötzlich wieder erhielt, unmittelbar auf dem Auge zu liegen scheinen; oder vielmehr sie werden einen verwirrten Eindruck machen,

in

in welchem die Gegenstände wie in einem Chaos zwar liegen, aber nicht unterschieden werden können. Durch Hilfe und Verbindung des Gefühls mit dem Gesichte, und durch Vergleichung der verschiedenen Gesichtspunkte lernen wir Körper und Flächen unterscheiden, die Entfernung wahrnehmen, den Abstand sichtbarer Dinge sowohl von einander, als von unserm Körper erkennen; und dadurch erlangen wir den deutlichen Anblick der Natur, in welchem wir alles durch einen Blick zu unterscheiden glauben. Die verwickelteste Erfahrungsurtheile können uns durch öftere Wiederholung so zur Gewohnheit werden, daß wir sie zuletzt für unmittelbare Empfindungen, oder Aeuserungen eines eingepflanzten Naturtriebs halten. Durch eben so verwickelte Erfahrungsurtheile

ler-

lernen wir den übrigen Empfindungen ihre Stelle im Körper anzuweisen, und wo nicht den Sitz, wenigstens die Ursache der Empfindungen in diese Stelle zu setzen. Wir setzen Wärme und Kälte in den Fuß, z. B. wenn durch Anwährung oder Berührung eines warmen oder kalten Körpers ähnliche Empfindungen entstanden. Wir setzen den Schmerzen in den Finger, wenn wir etwa eine Veränderung an demselben sehen, oder fühlen können: wenn durch äusere Wirkung in demselben sehr oft ähnliche Schmerzen erzeugt worden sind: wenn der Schmerz durch die Berührung des Fingers vermehrt oder vermindert wird: wenn die willkührliche Bewegung des Fingers schmerzhaft ist: oder vielmehr wir setzen den Schmerzen in den Finger durch ein Erfahrungsurtheil, das aus allen diesen

besonderen Wahrnehmungen zusammengesetzt ist, und eine Art von Naturtrieb ausmacht. An und für sich ist die Empfindung des Schmerzens mit keinem Bewußtseyn einer bestimmten Stelle verbunden, und ohne Hilfe und Verbindungen mit andern Sinnen würden wir dem Schmerz eben so wenig als dem Willen einen gewissen Ort im Körper anweisen. Daher es schwer ist anzuzeigen, wo wir Schmerzen fühlen, wenn der Ort weder gesehen noch betastet werden kann. In diesem Falle begnügen wir uns dem Schmerzen eine unbestimmte Stelle anzuweisen, im Kopfe, in der Brust, im Unterleibe, weil hier die Erfahrung nicht weiter reichet.

Am Ende wirft Herr d'Alembert noch diese Frage auf, die uns zwar weniger angehet, aber doch allhier mitgenommen werden kann.

Wenn die Seele verſchieden iſt von dem Körper, ſpricht er, wenn ſie ein einfaches Weſen iſt, wie ſollen wir die Ungleichheit der Geiſter begreifen? Eben ſo, als wenn man ſagen wollte: Zwey mathematiſche Punkte wären ſich ungleich. Die natürliche Gleichheit ſcheinet dahero eine unläugbare Folge von der Verſchiedenheit der beyden Subſtanzen zu ſeyn.

Dieſe Frage, ſage ich, gehet uns hier ſo nahe nicht an; denn da die Meinungen der Weltweiſen über die Gleichheit der Geiſter ohnedem getheilet ſind, ſo könnten wir am Ende denen beypflichten, die für die Gleichheit ſind, wenn wir nur erſt überzeugt wären, daß dieſe Folge mit der Lehre von der Immaterialität nothwendig verbunden ſey. Herr d'Alembert

bert nimmt ohne Beweis an, daß es keine andere Ungleichheit gebe, als die Ungleichheit in der nämlichen Ausdehnung, allein mit welchem Rechte?

In der Geometrie setzen wir alle übrige Eigenschaften der Körper bey Seite, und betrachten diese nur in Absicht auf ihre Ausdehnung im Raume; daher siehet man wohl, wie in der Geometrie sich alle Ungleichheit auf Ausdehnung beziehen muß. Der mathematische Punkt soll endlich die Gränze der Ausdehnung, aber selbst nicht ausgedehnt seyn. Man betrachtet ihn blos als den Ort, wo die Linie sich endet, oder wo sich zwo Linien durchschneiden; daher können wir uns zwischen mathematischen Punkten gar keine Ungleichheit denken. Ist aber die ganze Natur blos Geometrie? Giebt es nicht

außer der Ausdehnung noch einige andre Eigenschaften, worinn die Dinge unterschieden seyn können, und selbst Eigenschaften von einerley Art können sie nicht von ungleichen Graden seyn?

In der Lehre von der Bewegung werden dem mathematischen Punkte verschiedene Sollicitationen zur Bewegung zugeschrieben, und dieses ist schon eine Eigenschaft, darinnen sie sich ohne Ausdehnung ungleich seyn können; denn jeder Ansatz zur Bewegung hat seinen bestimmten Grad der Geschwindigkeit, und dieser kann es in dem einen Punkte gröſſer, in dem andern kleiner seyn.

Je mehr Eigenschaften der Dinge wir zulassen, desto mehr Ungleichheit finden bey demselben Statt. Herr d'Alembert

hat

hat im Vorgehenden selbst bemerkt, daß es keine Schwierigkeit habe sich Modifikazionen zu denken, die nicht ausgedehnt sind, als z. B. Schwere, Bewegung, Denken, Wollen, u. d. g. Wenn nun diese Modifikazionen verschiedene Grade zulassen, wie z. B. die Schwere ungleiche Geschwindigkeiten, die Gedanken ungleiche Klarheit, der Willen ungleiche Heftigkeit, oder überhaupt wie die Kräfte der Dinge von ungleicher Stärke seyn können, so ist ja nicht zu läugnen, daß es, auser der räumlichen Ausdehnung, so viel Ungleichheiten als Eigenschaften der Dinge gebe. Wer also dem einfachen Wesen eine Kraft zu empfinden und zu denken zuschreibet, was hindert ihn dieser Kraft in jedem Individuo einen bestimmten Grad der Lebhaftigkeit, Einheit, Stärke, u. s. w. zuzuschreiben, und hier-

aus die unendliche Verschiedenheit und Ungleichheit der Geister entstehen zu lassen.

In der That, da die Erkenntniß und Begehrungskräfte der Menschen so viele besondere Fähigkeiten und Neigungen erhalten, so hat Herr d' Alembert zweyerley zu beweisen, wenn wir die Nothwendigkeit seiner Folgen einräumen sollen. Er muß beweisen

1.) Daß alle einfache Substanzen dieselbe Fähigkeiten und Neigungen besitzen, und

2.) Daß ihnen diese auch in gleichem Grade zukommen müssen.

Das Erste bin ich geneigt zuzugeben, denn es scheinet mir wirklich keine Fähigkeit, keine Neigung irgend einem vernünftigen Wesen ganz versagt zu seyn. Allein alle diese Kräfte und Neigungen können

von

von verschiedener Stärke und Wirksamkeit seyn, und daraus in der Mischung die unendliche Ungleichheit entstehen, die wir unter den Menschen wahrnehmen.

Diesemnach können wir die Seele für eine einfache Substanz halten, und die Frage noch immer unerörtert lassen, ob die Seele der Menschen nicht sich von Natur gleich, und blos der Organisazion und der Erziehung ihre Ungleichheit zu verdanken habe? Diese Frage ist in übelgen, wie Herr d'Alembert wohl bemerkt, blos spekulativ; denn einmal ist es ausgemacht, daß unsre Seele von der Beschaffenheit der Organen abhänge, daß die Erziehung, worunter ich das Klima, die Nahrungsmittel, die Regierungsform, den Umgang, u. s. w. mitbegreiffe, zum Theil vermittelst der sinnlichen Werkzeu-

ge, zum Theil auch unmittelbar einen grossen Einfluß auf die Seele haben, und endlich, daß es niemals zween Menschen gegeben, die vollkommen gleiche Werkzeuge gehabt, und eine vollkommen gleiche Erziehung genossen hätten. Mithin kann die Entscheidung der Frage von der natürlichen Gleichheit oder Ungleichheit der Geister keinen praktischen Nutzen haben. Beide Fälle gelten uns gleich, wenn wir die Geister nehmen, wie sie die Natur giebt, mit ungleichen Organen verbunden, und jeden in seiner besonderen Sphäre von äuserlichen Umständen, die ihn verschiedentlich bestimmen; die Geister mögen sich gleich oder ungleich gesetzt werden, die Menschen können nicht anders als verschieden seyn.

Verlanget man indessen einige Gründe, um diese Frage ohne Rücksicht auf einen

prak-

praktischen Nutzen zu entscheiden, so scheinet es mir der Harmonie und der vollkommensten Ordnung gemäß, daß die Geister und Körperwelt sich beständig parallel bleiben, und daher mit ungleichen Werkzeugen auch ungleiche Geister gegeneinander vollkommen so verhalten, wie die Organen, die sie beseelen. Die Regeln der Weisheit scheinen diese vollkommene Uebereinstimmung zu fordern, und so lange man die Unmöglichkeit derselben nicht bewiesen hat, kann man sie in den Werken der Natur keck voraussetzen. Man muß, wie ich glaube, die Ungleichheit der Geister entweder für schlechterdings unmöglich halten, oder zugeben, daß der allerweiseste Werkmeister der Natur nicht Gleiches mit Ungleichen verbunden haben wird. Man fragt: wenn die Seele eines Menschen plötzlich in dem Körper

eines anderen Menschen versetzet werden sollte, wie würden sie sich verhalten? Nach meinen Grundsätzen würde ich antworten: so wie diese Versetzung nicht ohne Wunderwerk geschehen kann, eben so muß ein zweytes Wunderwerk geschehen, die Seele mit ihrem neuen Werkzeuge gleichsam bekannt zu machen, wenn sie in ihrem neuen Zustande empfinden und denken soll. Ich glaube, daß ohne ein Wunderwerk die Seele weder von aller organisirten Materie abgesondert, noch mit andern Organen verbunden seyn könne, als mit welchen ihre Kräfte übereinstimmen, und daß sie mit keinen andern Organen übereinstimmen, als mit denen, die von ihnen wirklich beseelt werden.

Ich sage, die Seele kann weder empfinden, noch denken, wenn sie nicht eine

ne Porzion organisirter Materie zum Werkzeuge der Empfindungen hat; und hierin werden die mehresten Weltweisen wohl mit mir übereinstimmen. Der Grund davon? — Der eingeschränkte Geist des Menschen kann nicht alle Gegenstände unmittelbar empfinden: wenn er die nächsten Gegenstände unmiteerbar wahrnimmt, so wird er die entferntere nur vermittelst der Veränderungen erkennen, die sie in den nächsten hervorbringen: dieses sind die Eigenschaften, die allen Gliedmassen der Sinne, oder vielmehr dem gemeinschaftlichen Werkzeuge derselben zukommen. Es sind Porzionen organisirter Materie, deren Veränderungen die Seele unmittelbar empfindet, und dadurch sie auch andere sinnliche Dinge, aber nur mittelbar wahrnimmt. So empfindet die Seele bey dem schen zunächst nur die Ein-

drü-

drücke auf dem netzförmigen Häutchen, oder gar im Gehirne; aber vermittelst derselben auch andere sichtbare Dinge, und ihre Eigenschaften. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit den übrigen Sinnen; und wie ist es auch anders möglich, wenn die Seele nicht alles Sinnliche unmittelbar empfinden soll? Diejenige Porzion Materie also, deren Modifikazionen die Seele unmittelbar empfindet, wird ihr Werkzeug genennet; weil sie vermittelst derselben auch von andern Gegenständen unterrichtet wird, die nicht unmittelbar auf sie wirken können. **Nur derjenige Geist bedarf keines Werkzeuges, der allenthalben gegenwärtig ist; das heißt: der alle Theile dieses unermeßlichen Weltalls unmittelbar durchschaut.**

Daß

Daß aber die Seele nur mit ihren eigenen Organen umzugehen wisse, und in jedem andern Gehirne nicht zu Hause seyn würde, werden einige Weltweisen nicht zugeben, diejenigen nämlich, welche der Seele selbst keine bleibende Eigenschaft zukommen lassen. Nach ihrer Meinung erwerbt die Seele in der Verbindung mit dem Körper nichts, das in ihr fortdauere. Sie behält weder Begriffe, noch Fertigkeit, noch Neigungen: denn alles dieses sind Modifikazionen der Organen, nicht der Seele. Dieser schreiben sie blos das Vermögen zu, in dem gemeinschaftlichen Werkzeuge gleichsam zu lesen. In einem andern Werkzeuge würde sie die Züge, die demselben eingedrückt sind, eben so gut lesen können. Sie würde vollkommen so empfinden und denken, als wenn sie niemals ein ande-

res Gehirn gekannt hätte, sondern von jeher mit diesem in Verbindung gewesen wäre. Allein ich denke mir in den Werken des Schöpfers eine weit gröſſere Harmonie. Ich glaube, was in den Organen der Seele nach den Gesetzen der körperlichen Natur geschieht, gienge zu gleicher Zeit und mit gleichen Schritten auch in der Seele nach ihren eigenen Gesetzen vor; so wie in den Organen Eindrücke des Vergangenen zurückbleiben, so müssen auch in der Seele Begriffe des Vergangenen zurückbleiben. Sind im Gehirne materiäle Spuren der erworbenen Fähigkeiten und Neigungen anzutreffen, so muß das Geistige auch in der Seele fortdauern. Da wir nun gesehen, daß in unsern sinnlichen Empfindungen selbst das Vergangene sich einmische, indem viele durch Gewohnheit und Uebung erlangte

Er-

Erfahrungsurtheile unvermerkt miteinfliessen, und die sinnliche Empfindung modificiren; so ist offenbar, daß auch die Begriffe des Vergangenen in dem Gehirne harmoniren müssen, wenn die Seele das Gegenwärtige wahrnehmen soll. Mit einem andern Werkzeuge, als das sich gleichsam mit ihr zugleich gebildet hat, kann sie ohne Wunderwerke niemals in Harmonie kommen; und ohne diese Harmonie können die Verrichtungen der Seele niemals von statten gehen, als wenn man das Haupt eines Thieres auf den Rumpf eines andern Thieres setzen wollte. Ohne Wunderwerk würde weder Nerv auf Nerv, noch Muskel auf Muskel, noch Ader auf Ader passen, und die sich fremden Theile niemals zusammen ein ganzes Thier ausmachen.

Moſes Mendelsſohns

Morgenſtunden

oder

Vorleſungen

über das Daſeyn Gottes.

Erſter Theil.

Berlin, 1785.
Bey Chriſtian Friedrich Voß und Sohn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Folgende Diskurse über das Daseyn Gottes enthalten das Resultat alles dessen, was ich über diesen wichtigen Gegenstand unsres Forschens vormals nachgelesen und selbst gedacht habe. Seit zwölf bis funfzehn Jahren befinde ich mich nehmlich in dem äußersten Unvermögen, meine Kenntnisse zu erweitren. Eine sogenannte Nervenschwäche, der ich seitdem unterliege, verbietet mir jede Anstrengung des Geistes, und, welches den Aerzten selbst sonderbar vor-

kömmt, sie erschweret mir das Lesen fremder Gedanken fast noch mehr, als eigenes Nachdenken. Ich kenne daher die Schriften der großen Männer, die sich unterdessen in der Methaphysik hervorgethan, die Werke **Lamberts**, **Tetens**, **Plattners** und selbst des alles zermalmenden **Kants**, nur aus unzulänglichen Berichten meiner Freunde oder aus gelehrten Anzeigen, die selten viel belehrender sind. Für mich stehet also diese Wissenschaft noch itzt auf dem Punkte, auf welchem sie etwa um das fünf und siebenzigste Jahr dieses Jahrhunderts gestanden hat; denn so lange ist es her, daß ich genöthiget bin, mich von ihr zu entfernen; wiewohl ich es doch nie über mich habe erhalten können, der Philosophie völlig Abschied zu geben; so sehr ich auch mit mir selbst gekämpft habe. Ach! sie war in bessern Jahren meine treueste Gefährtinn, mein einziger Trost in allen

Widerwärtigkeiten dieſes Lebens; und itzt mußte ich ihr auf allen Wegen ausweichen, wie einer Todfeindinn: oder, welches noch härter iſt, ſie ſcheuen, wie eine verpeſtete Freundinn, die ſelbſt mich warnet, allen Umgang mit ihr zu meiden. Ich hatte nicht Selbſtverleugnung genug, ihr zu gehorchen. Es erfolgten von Zeit zu Zeit verſtohlne Uebertretungen; wiewohl nie ohne reuevolle Büßung.

Mittlerweile wuchs mein Sohn J. heran, und die gute Anlage, die er zeigte, machte es mir zur Pflicht, ihn frühzeitig zur vernünftigen Erkenntniß Gottes anzuführen. Zuvörderſt ließ ich ihn nach eigenem Gefallen ſelbſt leſen und Ideen ſammeln. Ich bin der Meynung, daß man beym Studium der Philoſophie, ſo wie bey Erlernung der Sprachen, mit dem Gebrauch den Anfang machen, und mit der Regel endigen

müsse. Das Studium der Form ist weder nützlich noch angenehm, wenn nicht die Anwendung beständig zur Seite gehen kann; und wie ist dieses möglich, wenn noch keine brauchbare Materialien angeschafft sind? Ich ließ ihn also zuerst Materie zusammentragen, und nun war es Zeit Form und Regel hinein zu bringen, und ihm zum ordentlichen und methodischen Nachdenken über diese wichtige Materie die erforderliche Anleitung zu geben.

Ich entschloß mich, die wenigen Stunden des Tages, in welchen ich noch heiter zu seyn pflege, die **Morgenstunden**, ihm zu diesem Behuf zu widmen, und hatte das Vergnügen, daß mein Schwiegersohn S. und auch W., der Sohn einer Familie, mit der ich seit vielen Jahren in freundschaftlicher Verbindung stehe, an unsren Bemühungen Theil nehmen wollten. Diese drey

Jünglinge von schätzbaren Geistesgaben und noch beßrem Herzen, besuchten mich in den Morgenstunden; wir unterredeten uns von den Wahrheiten der natürlichen Religion; und wenn ich dazu aufgelegt war, hielt ich ihnen zusammenhangende Vorlesungen über einen und den andern Punkt aus derselben; aber wie leicht zu erachten, ohne allen Schulzwang. Sie hatten die Freyheit, mich zu unterbrechen, Einwürfe vorzubringen, sie unter sich zu beantworten, und ich brach zuweilen meinen Diskurs ab, um sie unter sich streiten zu lassen. Auf solche Weise sind die Aufsätze entstanden, davon ich den ersten Theil hiemit dem Publikum vorlege.

Ich weiß, daß meine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeiten ist. Die Meinige hat noch allzusehr den Geruch jener Schule, in welcher ich mich gebildet habe, und die in der ersten Hälfte des Jahrhun-

derts vielleicht allzueigenmächtig' herrschen wollte. Despotismus von jeder Art reitzt zur Widersezlichkeit. Das Ansehen dieser Schule ist seitdem gar sehr gesunken, und hat das Ansehen der spekulativen Philosophie überhaupt mit in seinen Verfall gezogen. Die besten Köpfe Deutschlands sprechen seit kurzem von aller Spekulation mit schnöder Wegwerfung. Man dringet durchgehends auf Thatsachen, hält sich blos an Evidenz der Sinne, sammelt Beobachtungen, häuft Erfahrungen und Versuche, vielleicht mit allzugroßer Vernachläßigung der allgemeinen Grundsätze. Am Ende gewöhnet sich der Geist so sehr ans Betasten und Begucken, daß er nichts für wirklich hält, als was sich auf diese Weise behandlen läßt. Daher der Hang zum Materialismus, der in unsren Tagen so allgemein zu werden drohet, und von der andern Seite, die Begierde zu

ſehen und zu betaſten, was ſeiner Natur nach nicht unter die Sinne fallen kann, der Hang zur Schwärmerey.

Jedermann geſtehet ſich, daß das Uebel zu ſehr einreißt, daß es Zeit ſey, dem Rade einen Schwung zu geben, um dasjenige wieder empor zu bringen, was durch den Zirkellauf der Dinge zu lange iſt unter die Füße gebracht worden. Allein ich bin mir meiner Schwäche allzuſehr bewußt, auch nur die Abſicht zu haben, eine ſolche allgemeine Umwälzung zu bewirken. Das Geſchäft ſey beßren Kräften aufbehalten, dem Tiefſinn eines Kants, der hoffentlich mit demſelben Geiſte wieder aufbauen wird, mit dem er niedergeriſſen hat. Ich begnüge mich mit der eingeſchränktern Abſicht, meinen Freunden und Nachkommen Rechenſchaft zu hinterlaſſen, von dem, was ich in der Sache für wahr gehalten habe. Auch hatte ich eine

besondre Veranlassung zur jetzigen Bekanntmachung dieser Schrift, die ich in dem folgenden Theile näher anzuzeigen Gelegenheit haben werde. Wie bald dieser erscheinen wird, kann ich für jetzt noch nicht bestimmen. Es wird hauptsächlich von dem Beyfall abhängen, mit welchem das Publikum diesen ersten Theil aufnehmen wird.

Inhalt der Vorleſungen.

Vorerkenntnis,
Ueber Wahrheit, Schein und Irrthum.

I.

Was iſt Wahrheit? S. 5

II.

Urſache — Wirkung — Grund — Kraft. 23

III.

Evidenz — der unmittelbaren Erkenntniß. — Vernunfterkenntniß. — Naturerkenntniß. — 45

IV.

Wahrheit und Täuſchung. 61

V.

Daſeyn. — Wachen. — Träume. — Entzückung. 79

VI.

Ideenverbindung. — Idealismus. 95

VII.

Fortsetzung. — Streit des Idealisten mit dem Dualisten. — Wahrheitstrieb und Billigungstrieb. S. 114

Wissenschaftliche Lehrbegriffe vom Daseyn Gottes.

VIII.

Einleitung. Wichtigkeit der Untersuchung. — Ueber das Basedowsche Principium der Glaubenspflicht. — Axiomata. 135

IX.

Evidenz der reinen; — der angewandten Größenlehre. — Vergleichung mit der Evidenz des Beweises vom Daseyn Gottes. — Verschiedene Methoden derselben 153

X.

Allegorischer Traum. — Vernunft und Gemeinsinn. — Beweisgründe vom Daseyn Gottes, nach dem System des Idealisten, aus unserm eigenen Daseyn. — Auch allenfalls aus dem idealischen Daseyn einer objectiven Sinnenwelt. 163

XI.

Epikuriſmus. — Ungefähr. — Zufall. — Reihe von Urſachen und Würkungen, ohne Ende, — ohne Anfang. — Fortgang ins Unendliche, vorwärts und rückwärts. — Zeitloſes, ohne Anfang, ohne Ende und ohne Fortgang. 180

XII.

Zureichender Grund des Zufälligen im Nothwendigen. — Jenes iſt irgendwo und irgendwann; dieſes allenthalben und immerdar. — Jenes nur in Beziehung auf Raum und Zeit; dieſes ſchlechterdings das Beſte und Vollkommenſte. — Alles, was iſt, iſt das Beſte. — Alle Gedanken Gottes, in ſo weit ſie das Beſte zum Vorwurf haben, gelangen zur Würklichkeit. 193

XIII.

Spinoziſmus. — Pantheismus. — Alles iſt Eins und Eins iſt Alles. — Widerlegung. 213

XIV.

Fortgeſetzter Streit mit den Pantheiſten. Annäherung, — Vereinigungspunkt mit denſel-

ben. — Unſchädlichkeit des geläuterten Pantheismus, — Verträglichkeit mit Religion und Sittlichkeit, in ſo weit ſie praktiſch ſind. 235

XV.

Leſſing. — Deſſen Verdienſt um die Religion der Vernunft. — Seine Gedanken vom geläuterten Pantheismus. 259

XVI.

Erläuterung der Begriffe von Nothwendigkeit, Zufälligkeit, Unabhängigkeit und Abhängigkeit. — Verſuch eines neuen Beweiſes für das Daſeyn Gottes, aus der Unvollſtändigkeit der Selbſterkenntnis. 286

XVII.

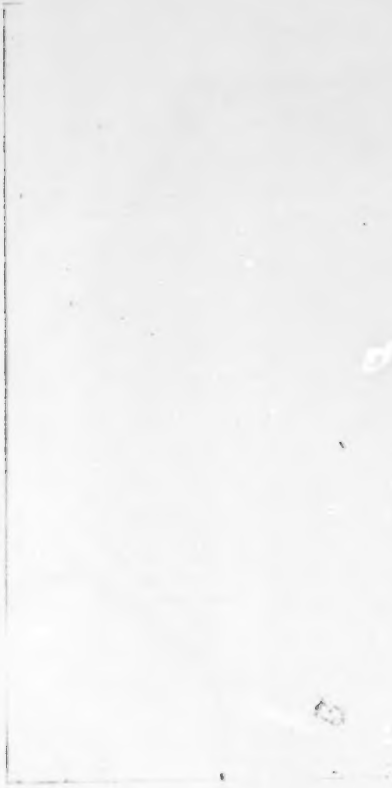
Beweisgründe a priori, vom Daſeyn eines allervollkommenſten, nothwendigen, unabhängigen Weſens. 308

Vor-

Vorerkenntniß

von

Wahrheit, Schein und Irrthum.



I.

Was iſt Wahrheit?

Indem wir ausgehen, um Wahrheit zu ſuchen, meine Lieben! ſo nehmen wir an, daß Wahrheit zu finden ſey, und daß es ſichere Merkmale gebe, ſie von Unwahrheit zu unterſcheiden. Wir haben uns alſo vorläufig die Fragen zu beantworten: 1) Was iſt Wahrheit? 2) An welchen Merkmalen wollen wir ſie erkennen und von Schein und Irrthum unterſcheiden?

Wer nicht anders ſpricht, als er denkt, der redet die Wahrheit. Wahrheit im Reden iſt alſo Uebereinſtimmung zwiſchen Worten und Gedanken, zwiſchen Zeichen und bezeichneter Sache. Da ſich unſre Gedanken zu ihren Gegenſtänden gewiſſermaaßen eben ſo verhalten, wie Zeichen

zum Bezeichneten; so haben einige diese Erklärung allgemein machen, und das Wesen der Wahrheit in die Uebereinstimmung zwischen Worten, Begriff und Sachen setzen wollen. Alle mögliche und würkliche Dinge, haben sie gesagt, sind gleichsam die Urbilder; unsre Begriffe und Gedanken die Abbildungen derselben; und die Worte wie die Schattenrisse der Gedanken. Wenn die Abbildung nichts mehr und nichts weniger enthält, als dem Vorbilde zukömmt, und der Schattenriß richtig andeutet, was in der Abbildung enthalten ist, so ist zwischen allen dreyen die vollständigste Uebereinstimmung, und diese nennen wir **Wahrheit.**

Ist schon diese Erklärung nicht unrichtig, so scheint sie doch nicht fruchtbar zu seyn. Wenn Wahrheit Uebereinstimmung ist; so ist Unwahrheit, Mißstimmung. Also ist Unwahrheit in Gedanken, Mißhelligkeit der Gedanken unter sich, oder mit ihren Urbildern, mit den Gegenständen, denen sie zukommen. Nun giebt es kein Mittel, die Gedanken mit ihren Gegenständen, d. i. die Nachbilder mit ihren Urbildern zu

vergleichen. Wir haben blos die Nachbilder vor uns, und können einzig und allein vermittelst derselben von den Urbildern urtheilen. Wer sagt uns, ob diese Nachbilder treu sind, ob sie nicht mehr oder weniger enthalten, als ihren Urbildern in der That zukömmt, ob es überall Urbilder giebt, denen sie gleichen? Man sieht also, daß uns von dieser Seite wenigstens keine Merkmale angegeben werden, die Wahrheit zu erkennen und von Unwahrheit zu unterscheiden: lasset uns einen andren Weg versuchen.

In Absicht auf die Wahrheit im Sprechen, können wir es bei der vorigen Erklärung bewenden lassen. Wir haben es in unsrer Gewalt, die Worte mit den Gedanken zu vergleichen und zu sehen, in wie weit sie übereinstimmen. Die Gedanken selbst können von zwey verschiedenen Seiten betrachtet werden. Sie gehen entweder das **Denkbare** und nicht **Denkbare**, oder das **Würkliche** und nicht **Würkliche** an. Zuerst also von den Gedanken, in so weit sie denkbar oder nicht denkbar sind. Diese zerfallen abermals in 1) Begriffe, 2) Urtheile, 3) Schlüsse. Die

Begriffe ſind wahr, wenn ſie Merkmale enthalten, die ſich einander nicht aufheben, die alſo zugleich denkbar ſind. Der Begriff eines Zirkels iſt wahr; denn die Merkmale, die davon angegeben werden, ſind einander nicht widerſprechend. So iſt der Begriff des Zweifels z. B. ein wahrer Begriff, in ſo weit einem eingeſchränkten Weſen die Wahrheitsgründe fehlen können, einen Satz mehr zu bejahen als zu verneinen. Der Begriff von der Gerechtigkeit, ja von der allervollkommenſten Gerechtigkeit, iſt ein wahrer Begriff; in ſo weit alle Merkmale, die in demſelben zuſammengenommen werden, ſich einander nicht aufheben und alſo zugleich denkbar ſind. Die allergrößeſte Geſchwindigkeit aber iſt ein falſcher Begriff; denn der allergrößeſte Raum und die allerkleinſte Zeit, die hier zuſammengenommen werden, laſſen weder einzeln, noch in der Verbindung, ſich denken. Eben alſo ſind die Begriffe von der allerhöchſten Ungerechtigkeit, von einer abſoluten Tiefe oder Höhe, von einer Begierde nach dem Böſen als Böſem u. dgl. m. falſche Begriffe; indem wir einſehn können, daß in

den Worten Merkmale zuſammengenommen werden, die ſich in den Begriffen widerſprechen, und alſo zuſammen nicht denkbar ſind.

In den Urtheilen werden blos von dem Subjecte die Merkmale einzeln ausgeſagt, die in dem Totalbegriff deſſelben enthalten ſind. Urtheile alſo ſind wahr, wenn ſie von den Begriffen der Subjecte keine andre Merkmale ausſagen, als die in denſelben ſtatt finden. Wahrheit in Urtheilen ſowohl als in Begriffen kann alſo abermals in die Uebereinſtimmung der Merkmale geſetzt werden, die in einem Begriff zuſammengedacht und einzeln von ihm ausgeſagt werden.

Alle Vernunftſchlüſſe gründen ſich auf eine richtige Zergliederung der Begriffe. Man kann ſich den geſammten Innbegriff der menſchlichen Erkenntniß unter dem Bilde eines Baumes vorſtellen. Die äuſſern Spitzen deſſelben kommen in Sprößlingen zuſammen, dieſe vereinigen ſich in Zweigen, die Zweige in Aeſten, und die Aeſte treffen endlich in einen Stamm zuſammen. Man ſehe, daß die Faſern des Stammes durch alle Aeſte, Zweige und Sprößlinge, ſo wie die Faſern

der Aeste und Zweige durch alle Unterabtheilungen durchlaufen; daß sie aber bey jeder niedern Abtheilung solche Fasern aufnehmen, die sie in ihrer Abstammung nicht gehabt; so hat man ein sehr treffendes Bild von der Verwandschaft unsrer Begriffe. Alle einzelne Dinge kommen in verschiedene Arten, die Arten in Geschlechter, die Geschlechter in Classen zusammen, und die Classen vereinigen sich zuletzt in einem einzigen Stammbegriff, dessen Merkmale sie alle durchlaufen. Was von einem höhern Begriffe ausgesagt wird, muß auch allen niedrigern Begriffen zukommen; was aber von niedrigern Begriffen, als ihnen eigenthümlich, behauptet wird, kann nur einer Abtheilung des höhern Begriffs, nicht allen, mit gleichem Rechte zugeschrieben werden. Hierauf beruhet alle Bündigkeit unsrer Vernunftschlüße. Die Merkmale des Stammes kommen auch allen Aesten, die Merkmale der Aeste allen Zweigen zu, die aus ihnen entspringen: und so fort bis auf die äußersten Spitzen oder die einzelnen Dinge. Rückwärts hingegen können die eigenthümlichen Merkmale der Zweige nur einer

Abtheilung des Aſtes; ſo wie die eigenthümlichen Merkmale des Aſtes nur einem Theile des allgemeinen Stammes zugeſchrieben werden.

Die Wahrheit der Vernunftſchlüſſe beſtehet alſo nicht weniger in der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, gewiſſe Begriffe und Merkmale in Gedanken zu vereinigen. In ſo weit alſo unſre Gedanken als denkbar oder nicht denkbar betrachtet werden, beſtehet ihre Wahrheit in der Uebereinſtimmung der Merkmale unter ſich und mit den Folgen, die daraus gezogen werden. Alle menſchliche Erkenntniſſe, die, ſo wie die Mathematik und Logik, blos das Denkbare und nicht Denkbare angehen, erhalten alſo ihre Gewißheit durch den Satz des Widerſpruches, der den höchſten Grad der Evidenz mit ſich führet. In den ſtrengen Beweisarten zergliedern wir blos die Begriffe, verfolgen die Merkmale des Stammes, durch alle Aeſte und Zweige, vergleichen die gemeinſchaftlichen mit den eigenthümlichen Merkmalen, und überzeugen uns dadurch von ihrer Denkbarkeit oder Nicht Denkbarkeit.

Alle Erkenntniß dieſer Art, in ſo weit ſie das Denkbare und Nicht Denkbare angehet, iſt eine Folge von dem richtigen Gebrauch der Vernunft. Nur Mangel der Vernunft oder unrichtiger Gebrauch derſelben kann uns auf Unwahrheit verleiten und das Denkbare mit dem Undenkbaren verwechſeln laſſen. Ferner haben die Wahrheiten, die zu dieſer Gattung gehören, das gemeinſchaftliche Kennzeichen, daß ſie nothwendig und unveränderlich ſind, und alſo von keiner Zeit abhängen. Bey ihnen läßt ſich weder ein war, noch ein wird ſeyn anbringen. Alles iſt, oder iſt nicht. Begriffe, die ſich mit einander vertragen, hören es nie auf zu thun; und die ſich einander fliehen, ſind nimmermehr in Verbindung zu bringen.

So nothwendig und unveränderlich aber dieſe Wahrheiten auch an und für ſich ſelbſt ſind; ſo werden wir doch gewahr, daß ſie uns nicht immer mit gleicher Lebhaftigkeit beywohnen. Ihre Anweſenheit in uns iſt an die Zeit gebunden, iſt der Veränderung unterworfen. Wir hatten die Begriffe nicht, ſie entſtunden, und es kömmt eine Zeit, in welcher ſie vielleicht wieder ver-

Laſſet uns ſehen, wie wir zur Idee des Würklichen gelangen, und mit welchem Grunde wir von manchen Dingen überführt ſind oder überführt zu ſeyn glauben, daß ſie Würklichkeit haben. Der Menſch iſt ſich ſelbſt die erſte Quelle ſeines Wiſſens; er muß alſo von ſich ſelbſt ausgehen, wenn er ſich von dem, was er weiß, und was er nicht weiß, Rechenſchaft geben will.

Das erſte, von deſſen Würklichkeit ich überführt bin, ſind meine Gedanken und Vorſtellungen. Ich ſchreibe ihnen eine ideale Würklichkeit zu, in ſo weit ſie meinem Innern beywohnen, und als Abänderungen meines Denkvermögens von mir wahrgenommen werden. Jede Abänderung ſetzet etwas zum voraus, das abgeändert wird. Ich ſelbſt alſo, das Subject dieſer Abänderung, habe eine Würklichkeit, die nicht blos ideal, ſondern real iſt. Ich bin nicht blos Modification; ſondern das modificirte Ding ſelbſt: nicht blos Gedanken, ſondern ein denkendes Weſen, deſſen Zuſtand durch Gedanken und Vorſtellungen abgeändert wird. Wir haben hier alſo die Quelle eines zwiefachen Daſeyns, oder

heit weiter Raum läßt, und uns alle Sicherheit giebt, die wir von der reinen Vernunft nur immer erwarten können. Die Auseinandersetzung desjenigen, so in dieser Verrichtung dem innern Sinne, der reinen Vernunft, oder der bloßen Erfahrung zuzuschreiben sey, ist ein Geschäft der Seelenlehre und der Moral, das wir hier nicht weiter verfolgen können. Wenn jener Macedonische Held die Arzeney aus der Hand seines Arztes, frey von allem Argwohn, so verdächtig ihm auch die Redlichkeit seines Freundes gemacht worden, ohne Anstand zu sich nahm, und zur bewährten Freundschaft ein so unbefangnes Zutrauen äußerte; so war seine sittliche Ueberzeugung von sehr vermischter Natur. Sie gründete sich zum Theil auf Kenntniß des Menschen überhaupt, und der Würkung, welche die Bewegungsgründe auf den Willen desselben haben; zum Theil auf die Erfahrungen und Beobachtungen, die er selbst und andre von der Freundschaft gesammlet hatten; und endlich auf die wiederhohlten Proben der Rechtschaffenheit, die ihm der Weise gegeben, den die Verläumdung verdächtig machen

machen wollte. Alle dieſe Erkenntniſſe ſind aus innern Wahrnehmungen, wiſſenſchaftlicher Entwickelung derſelben, öfteren Erfahrungen und daraus gebildeten Inductionen zuſammengeſetzt; und aus dem Inbegriff derſelben erwuchs bey ihm eine ſo unbefangne, über alle Zweifel erhabene, feſte Ueberzeugung, die ſelbſt der mathematiſchen Evidenz wenig nachgiebt.

Alle Ueberzeugung alſo, die bey der Wiſſenſchaft des Würklichen und Nicht Würklichen nicht reine Vernunfterkenntniß iſt, gründet ſich auf die Uebereinſtimmung verſchiedener Sinne, unter mancherley Umſtänden und Veränderungen, und auf den öftern Erfolg verſchiedener ſinnlicher Erſcheinungen, auf und neben einander. Wir haben alſo den Grund zu unterſuchen, mit welchem wir in dieſen Fällen zu ſchließen berechtigt ſind. In meiner Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit habe ich dieſes deutlich aus einander geſetzt, und die Wahrheitsgründe gezeigt, mit welchen wir uns durch Analogie und Induction in ſolchen Fällen für überzeugt halten. Ich will

das Wesentliche davon, um des Zusammenhangs willen, hier kürzlich wiederhohlen; empfehle euch aber, zum bessern Verständnisse, die Durchlesung und genaue Prüfung der daselbst vorkommenden Gründe, welche uns in der Folge nützlich seyn werden.

Wenn die Merkmale eines Verwurfs A unentschieden lassen, ob B ihm zukomme oder nicht, und dieses von äussern, zufälligen Bestimmungen abhängt, die sowohl den Bejahungs-, als den Verneinungsfall hervorbringen können; so ist der Satz zweifelhaft, und hat für und wider sich gleiche Grade der Wahrscheinlichkeit. Wenn die Schildseite einer Münze eben so wohl auffallen kann, als die Bildseite: und dieses von den zufälligen Bewegungen der Hand abhängt, die ich ihr unvorsetzlich gebe; so habe ich gleiches Recht für die eine, oder die andre Seite zu wetten. In vielen Fällen ist die Wahrscheinlichkeit, daß der eine Fall eben so oft eintreffen werde, als der andre; und zwey Spieler, davon der eine für die Schildseite, der andre für die Bildseite wettet, haben gleichen Grund der Hoffnung.

Trifft in vielen Würfen immer derſelbe Erfolg ein; ſo vermuthen wir einen inneren Beſtimmungsgrund, der dieſen Erfolg begünſtiget. Wenn mein Gegenſpieler in vielen Würfen immer dieſelbe Münzſeite aufwirft; ſo habe ich ihn in Verdacht, daß er den Ausgang nicht, nach den Regeln des Spiels, dem Zufalle überlaſſen: ſondern durch eine geheime Wendung, die er der Münze zu geben weiß, vorſetzlich beſtimmt habe. Mein Verdacht nimmt mit der Menge der Würfe zu. Laſſet uns verſuchen, den Grad meiner Vermuthung genauer anzugeben.

So viel Würfe, ſo viel Fälle hat mein Gegner wider ſich. Da er darauf wettet, daß die Schildſeite z. B. allezeit auffallen werde; ſo hat er in zweyen Würfen, zwey Fälle wider ſich, und nur einen, in welchen er zu gewinnen hoffen kann. Er kann alſo eins ſetzen, daß in beyden Würfen die Schildſeite; ich aber ihm zwey entgegen ſetzen, daß in einem derſelben, die Bildſeite auffallen werde. Seine Hoffnung zu gewinnen verhält ſich alſo zur Gewißheit, wie eins zu drey; die meinige aber wie zwei zu drey. Wollten wir

uns in den Einsatz theilen, ohne den Erfolg des Zufalls abzuwarten; so würde er ½, ich aber ⅔ desselben mit Recht verlangen können.

Wetteten wir auf 3 Würfe, so wäre seine Hoffnung wie 1 : 4; die meinige aber, wie 3 : 4. Jeder Fall bringt für ihn einen Fall des Verlustes, so wie für mich einen Fall des Gewinnstes mehr; denn nach der Voraussetzung gewinne ich den Einsatz, wenn nur ein einziges Mahl die Bildseite auffällt. Seine Hoffnung aber ist immer nur der einzige Fall, in welchem allemahl die Schildseite auffällt. In hundert Würfen also ist meine Hoffnung = 100 : 0; die seinige aber = 1 : 101; und überhaupt in n Würfen, meine Hoffnung = n : n + 1; die Hoffnung meines Gegners aber = 1 : n + 1.

Wenn also der Ausgang für ihn gleichwohl günstig ist, so ist freylich der Fall möglich, daß er redlich zu Werke gegangen, und das Spiel dem Zufalle überlassen habe. Die Wahrscheinlichkeit dieses Falles ist = 1 : n + 1. Allein mit der Wahrscheinlichkeit = n : n + 1 läßt sich vermuthen, daß entweder in der Münze selbst, oder

kung unsrer Vorstellungskraft, die dort Falschheit in der sinnlichen Erkenntniß, und hier Unrichtigkeit in der Vernunfterkenntniß zu Wege bringt, dort falschen Schein und hier Irrthum verursacht. Wir können also zur Beantwortung auf unsre erste Frage, den allgemeinen Satz gelten lassen: **Wahrheit ist jede Erkenntniß, in so weit sie das positive Vermögen unsrer Seele zum Grunde hat; Unwahrheit hingegen, in so weit sie durch das Unvermögen, durch die Schranken unserer positiven Kraft, eine Abänderung gelitten hat.**

ſchwinden können. Sie ſind Abänderungen unſers denkenden Weſens, denen als ſolche eine ideale Würklichkeit zugeſchrieben werden kann. Sie ſind aber, ſo wie wir ſelbſt, das Subject dieſer Abänderung, nicht nothwendige, ſondern zufällige und veränderliche Weſen; ſie ſind nothwendig denkbar, werden aber nicht von uns nothwendig gedacht; ſo wie wir ſelbſt unveränderlich denkbare, aber nicht unveränderliche würkliche Weſen ſind. Die Sphäre des Würklichen iſt alſo enger eingeſchränkt als die Sphäre des Denkbaren; alles Würkliche muß denkbar ſeyn, aber ſehr vieles wird gedacht werden können, dem nie eine Würklichkeit zukommen wird. Die Quelle des Würklichen iſt alſo nicht der Satz des Widerſpruches; nicht alles, was ſich nicht widerſpricht und alſo denkbar iſt, hat deswegen gegründeten Anſpruch auf die Würklichkeit; und wir haben einen andern Grundſatz aufzuſuchen, der die Gränzlinie des Würklichen und nicht Würklichen mit eben der Beſtimmtheit angebe, mit welcher der Satz des Widerſpruches das Denkbare vom Nicht Denkbaren unterſcheidet.

Würklichkeit: die Würklichkeit der Vorstellungen, und die Würklichkeit des vorstellenden Dinges; Abänderungen, und Vorwurf der Abänderungen; und von beyden glauben wir wenigstens hinlänglich überführt zu seyn.

So wie ich selbst nicht blos ein abwechselnder Gedanke, sondern ein denkendes Wesen bin, das Fortdauer hat; so läßt sich auch von verschiedenen Vorstellungen denken, daß sie nicht blos Vorstellungen in uns oder Abänderungen unires Denkvermögens sind; sondern auch äußerlichen, von uns unterschiednen Dingen, als ihrem Vorwurfe, zukommen. So wie das denkende Wesen, wie wir gesehn, nicht blos Gedanken ist, sondern seine eigne Bestandheit und reales Daseyn hat, eben also kann das Gedachte eine Würklichkeit haben, die für sich bestehet, und nicht blos ideal ist. Es sind mehrere Dinge denkbar, die, so wie ich, ihre fortdauernde Würklichkeit haben, und deren Abbild in uns zum Theil anwesend ist, zum Theil auch vielleicht nicht anwesend seyn kann. Wir hätten also dreyerley zu betrachten: 1) den Gedanken, dessen Würklichkeit wir eine ideale

Würklichkeit genannt haben, der bloß Abwechselung iſt; 2) das Denkende oder die fortdauernde Subſtanz, bey welcher die Abwechſelung geſchieht, und der ſchon eine reale Würklichkeit zugeſchrieben werden muß; und endlich 3) das Gedachte, oder den Vorwurf der Gedanken, dem wir in vielen Fällen geneigt ſind, ſo wie uns ſelbſt, ein reales Daſeyn zuzuſchreiben. Aber wie werden wir überführt, daß dieſe Dinge außer uns auch würkliches Daſeyn haben, und etwas mehr ſind, als bloße Gedanken in uns? So ſehr unſre Natur uns auch zwinget, von manchen dieſes mit Zuverläßigkeit anzunehmen, ſo möchten wir doch gerne den Grund wiſſen, aus welchem wir in Anſehung derſelben über alle Zweifel weg ſind.

Zuvörderſt die Sinne und ihre mannichfaltige Erſcheinungen. Wir ſind geneigt, dasjenige außer uns für wirklich zu halten, was auf unſre Sinne einen Eindruk macht: wir werden aber auch gewahr, daß die Sinne zuweilen trügen. Sie verführen uns zuweilen ein Subject der Erſcheinung gegenwärtig zu glauben, und wir werden nachher gewahr, daß dieſe Erſcheinungen

blos Vorstellungen in uns gewesen sind, und keinen Vorwurf außer uns gehabt haben. Es waren Einbildungen, Träume, Täuschungen, denen blos eine ideale Würklichkeit zukömmt, deren Vorwurf aber vor itzt wenigstens außer uns nirgend anzutreffen ist.

Um uns diesen Zweifel zu benehmen, schlagen wir gewöhnlicher Weise folgende Wege ein. Wir sehen zuvörderst auf die Uebereinstimmung verschiedner Sinne. Je mehrere Sinne uns das Daseyn eines gewissen Vorwurfs aussagen, desto sicherer glauben wir von seiner Würklichkeit zu seyn. Ich sehe das Bild einer Rose, greife hinzu und fühle, bringe sie zur Nase und rieche ebendasselbe, das ich in vielen Fällen, in Verbindung mit dem Anblik einer Rose, gefühlt und gerochen habe. Ich betrachte denselben Gegenstand in verschiedenen Entfernungen, in mancherley Lage, durch verschiedene Mittel, von welchen ich weiß, daß sie die sinnlichen Erscheinungen abändern. Ich betrachte die Gegenstände des Gesichts durch Wasser, durch Luft, durch vergrößernde oder verkleinernde Gläser: die Gegenstände des Ge-

hörs, durch verstärkende oder schwächende Werkzeuge; die Gegenstände des Gefühls bringe ich an verschiedene Theile meines Körpers; und gebe auf die Eindrücke acht, die sie in aller dieser Verschiedenheit auf mich machen, unterscheide das Aehnliche von dem Unähnlichen in denselben. Ich erkundige mich nach den Eindrücken, welche dieselben Gegenstände auf andre Menschen machen, wenn sie in ihren Empfindungskreis kommen. Je mehr Uebereinstimmung sich in allem diesen befindet, desto mehr glauben wir von der äussern Würklichkeit versichert zu seyn. Je mehr Mishelligkeit, desto größer der Zweifel; oder vielmehr die Ueberredung, daß die sinnlichen Erscheinungen, deren wir uns bewußt, blos Gedanken in uns seyn und nichts außer uns zum Vorwurfe haben mögen.

Sind wir nun auf diese Weise von der objectiven Würklichkeit eines sinnlichen Gegenstandes überführt; so wenden wir auf denselben alle Wahrheiten der Mathematik und Logik an, die uns bekannt sind. Wir eignen ihm zuvörderst alle die Prädicate zu, die dem Begriffe desselben,

vermöge dieſer unumſtößlichen Wahrheiten zu-
kommen müſſen; ſo wie wir alle die Eigenſchaf-
ten von ihm entfernen, die ihm vermöge des
Grundſatzes des Widerſpruches nicht zukommen
können. Auf ſolche Weiſe bilden wir Wahrheits-
ſätze, deren Subject die Evidenz der ſinnlichen
Erkenntniß für ſich hat; deren Prädicate aber,
vermöge der angewandten mathematiſchen und
logiſchen Regeln, ſo und nicht anders mit ihnen
denkbar ſind. Von dieſen Sätzen gehen wir zu
Vernunftſchlüſſen fort; und ſo entſtehn die Lehr-
gebäude der angewandten Mathematik und Logik
in der Naturlehre. Ferner: Je öfter zwey ſinn-
liche Erſcheinungen der Zeit nach auf einander ge-
folgt ſind, je öfter wir geſehen, daß auf die ſinn-
liche Erſcheinung A eine von ihr unterſchiedne
ſinnliche Erſcheinung B ſich ereignet hat, mit deſto
mehrerem Grunde ſchließen wir auf die beſtändige
Verbindung dieſer Erſcheinungen; und ſo oft
wir die ſinnliche Würklichkeit der Erſcheinung A
gewahr werden, ſo erwarten wir mit Ueberzeu-
gung auch die Erſcheinung B. Je öfter wir ge-
ſehen, daß ein Gegenſtand, welcher dem Ge-

sichte, Gefühle und Geschmacke nach, dem Brodte ähnlich war, auch dem Körper eine gesunde Nahrung zu geben pflegte; mit desto größerer Ueberzeugung erwarten wir diese Folge auch jetzt von den sinnlichen Gegenständen, die dem Brodte ähnlich sind, ob wir gleich diese Erfahrung von ihnen noch nicht gemacht haben. Je öfter wir wahrgenommen, daß ein Gegenstand, der die sichtbaren und fühlbaren Eigenschaften einer Rose hat, in der Nähe eine gewisse Empfindung des Geruchs, und beym Genusse eine gewisse Empfindung des Geschmackes zu erzeugen pflegt; mit desto mehrerer Zuverläßigkeit erwarten wir diese Empfindungen des Geruchs und Geschmacks, von jeder Blume, die sich unsren Sinnen des Gesichts und des Gefühls als eine Rose darstellt. Hiedurch wird die Anzahl der Grund- und Hilfssätze, deren wir uns in der Naturlehre so wie im gemeinen Leben bedienen, ins Unendliche vermehrt. Wir schließen von der Würklichkeit einer Erscheinung, auf die Mitwürklichkeit aller übrigen sinnlichen Erscheinungen, die mit ihr verbunden zu seyn pflegen; nicht mit der unumstößlichen

Gewißheit, die man mathematiſch oder logiſch nennen kann, ſondern mit dem Grade der Ueberzeugung, die auf die Lehre von der Wahrſcheinlichkeit gegründet iſt und Induction genennt wird. Den Grund von dieſer Ueberzeugung, ſo wie den Grad von Evidenz, den ſie gewähren kann, werden wir in der Folge näher betrachten. Ich begnüge mich für heute dieſe allgemeinen Wahrheitsbegriffe durch ein Beyſpiel zu erläutern. Ich genieße eine Speiſe, und ſie gewähret meinem Gaumen den Geſchmack des Salzes. Die Menſchen, welche ſie mitgenießen, verſpüren dieſelbe Empfindung: auch unſerm Geſichte erſcheint ſie unter der Geſtalt des gewöhnlichen Salzes: ich betrachte ſie mikroſcopiſch, und ihre Theile haben die Bildung des Salzes: ich bringe ſie in's Waſſer, und ſie löſet ſich auf, wie das Salz zu thun pfleget: und nun erwarte ich, daß ſie in chymiſchen Unterſuchungen auch dieſelben Erſcheinungen zeigen werde, die nach den Geſetzen dieſer Kunſt mit dem Salze verbunden ſind; ich laſſe es bey dieſer vermuthlichen Erwartung nicht bewenden, ich unterſuche einen Theil die-

ses Körpers vielmehr würklich durch chymische Proc sse. Wenn nun meine Erwartung eintrift, so schließe ich mit d sto größerer Ueberzeugung auch auf die Würkung, die der Ueberrest dieses Gegenstandes in meinem Körper hervorbringen wird, nach der Menge der Erfahrungen, die mit ähnlichen Mitteln in ähnlichen menschlichen Körpern angestellt worden sind. Aus der Menge der Uebereinstimmungen, die ich erfahren habe, erwarte ich in ähnlichen Fällen auch ähnliche Uebereinstimmung; mit mehr oder weniger Evidenz, je größer oder kleiner die Menge der Fälle ist, in welcher ich Uebereinstimmung erfahren habe.

II.

Urſache — Würkung — Grund — Kraft.

Ich fahre fort, der erſten Quelle unſrer Erkenntniß von würklichen Dingen nachzuſpüren, ob ich gleich in Gefahr bin, euch durch Spitzfindigkeiten zu ermüden. Man muß die Subtilitäten alle, wenigſtens einmal in ſeinem Leben, klauben und ins Reine bringen, wenn man den Schlingen der Sophiſtik entgehen will. Wir haben geſehn, daß die öftere Folge zweyer Erſcheinungen auf einander uns die gegründete Vermuthung gebe, daß ſie mit einander in Verbindung ſtehen. Wir nennen die vorhergehende Erſcheinung die Urſache, die folgende aber die Würkung; und ſind überführt, daß ſie ſich beide in einen logiſchen Satz verbinden laſſen, d. h. in dem Begriffe der Urſache, als Subject, wird etwas anzutreffen ſeyn, woraus ſich die Würkung als Prädicat begreiflich machen läßt. Dieſes etwas, oder das Merkmal in der Urſache aus welchem ſich die Würkung folgern läßt, nennen wir den Grund; und ſagen: jede Würkung ſey in ihrer Urſache

gegründet. Mit denſelben Gründen der Wahrheit ſchließen wir von zweyen Erſcheinungen, die ſich einander begleiten, daß ſie einer dritten gemeinſchaftlichen Urſache untergeordnet ſeyn müſſen, ohne zu entſcheiden, ob mittelbar oder unmittelbar?

Man bemerke hier eine dreyfache Quelle der Erkenntniß. Auch das Thier erwartet in ähnlichen Fällen ähnliche Erfolge; aber nicht aus demſelben Erkenntnißgrunde. Die bloße Aſſociation der Begriffe thut bey den Thieren in ſolchen Fällen eben das, was die Erfahrung bey dem gemeinen Haufen der Menſchen, und bey den Weltweiſen die Vernunft verrichtet. Auch das Thier z. B. ſcheuet ſich, einer ſchiefliegenden Fläche ſich anzuvertrauen, und fürchtet herabzuglitſchen. Die öftere Wiederholung deſſelben Falles hat die Ideen in der thieriſchen Seele dermaßen mit einander verbunden, daß bey dem Anblick der ſchiefliegenden Fläche, die Idee des Sinkens und Herabglitſchens die lebhafteſte wird, und die Furcht erzeuget. Der Menſch hingegen wird nicht blos von der lebhaft gewordenen Vorſtellung regiert,

ſondern bildet ſich aus den öfters gemachten Erfahrungen den allgemeinen Vernunftſatz: daß alle ſchwere Körper von ſchiefliegenden Flächen herabglitſchen. Er vermuthet mit Grunde der Wahrheit, daß in der entwickelten Idee einer ſchiefen Fläche etwas anzutreffen ſey, woraus ſich die Möglichkeit des Sinkens begreiflich machen läßt. Der Weltweiſe ſetzet die Erkenntniß des Grundes aus der Mechanik hinzu, und bringet den allgemeinen Satz näher zur reinen Vernunfterkenntniß.

In der Furcht, ſich einer abſchüſſigen Fläche anzuvertrauen, die das Thier mit dem Menſchen gemein hat, liegt ein förmlicher Schluß verborgen, der allmälig von der thieriſchen Erkenntniß bis zu einer reinen Vernunftwahrheit erhoben werden kann. Den Unterſatz: dieſes iſt eine abſchüſſige Fläche, giebt der Sinn des Geſichts. Ohne weitere Entwickelung erwacht beym Thiere, vermöge der Ideenverbindung, die ſich durch öfteres Wahrnehmen bey ihm feſtgeſetzt hat, die Vorſtellung des Falles, wird in ſeiner Seele zum herrſchenden Begriff, und wirkt auf

die Bewegungsfähigkeit. Die Vernunft aber findet hier mancherley zu entwickeln. Das Geſicht giebt uns die Erſcheinung einer ſchiefen Fläche. — Wie, wenn das Geſicht uns täuſchte? Unmöglich iſt der Fall nicht; denn es hat uns öfters hintergangen. Allein die öftere Uebereinſtimmung der Erſcheinungen berechtiget uns zur Erwartung, daß ſie, 1) in jedem andern Abſtande, 2) in verſchiedener Lage, und 3) durch verſchiedene Sehungsmittel, die einer ſolchen Fläche zukommende Erſcheinung nicht weniger geben; daß ſie 4) auch dem Gefühle und jedem andern Sinne lebendiger Weſen, in ſo weit ſie vom Räumlichen und Ausgedehnten unterrichten, nicht anders vorkommen und erſcheinen werde; mit einem Worte, daß es nicht blos eine ſchiefe Fläche ſcheine, ſondern wirklich ſey. Wo ſo mancherley, in ſo oft wiederhohlten Fällen, unter veränderten Umſtänden, dennoch übereinſtimmet, da ſchließen wir auf einen außer uns befindlichen Gegenſtand, der den Grund dieſer Uebereinſtimmung enthält. Die philoſophiſche Erkenntniß thut hier zur gemeinen Evidenz weiter nichts hin-

zu, als daß sie sich nach den Grundsätzen der Vernunftkunst Rechenschaft zu geben sucht, mit welchem Recht wir dieses schließen; welchen Gebrauch wir hier von den Schlußesarten machen, die man Induktion und Analogie nennet.

Der Anblick der abschüssigen Fläche erwecket die Vorstellung des Herabgleitschens, die so oft mit demselben verbunden gewesen. Der gedankenloseste Mensch läßt sich nicht blos von der lebhaft gewordenen Vorstellung regieren; sondern hat sich den Erfahrungssatz abgesondert: von einer schiefen Fläche u. s. w., davon er sich weiter keinen Grund angiebt, als daß er es so oft gesehn. Aus der Wiederhohlung schließt er auf Verbindung und bildet sich einen allgemeinen Satz, dessen er sich in vorkommenden Fällen, als Obersatz bedienet. Lehrt ihn eine ähnliche Erfahrung z. B. daß man vermittelst des Keils die Körper leichter spalte, und vermittelst der Schraube leichter in Bewegung setzen könne; so sind ihm dieses einzelne Sätze, von denen er Gebrauch macht, ohne etwas Vernunftmäßiges weiter daran zu ahnden. Der Weltweise führet seine Erkennt-

niß weiter zurük und ſuchet ſie, ſo viel er kann, mit reiner Vernunfterkenntniß zu verbinden. Er findet z. B. in dieſen dreyen Erfahrungsſätzen dieſelben allgemeinen Geſetze der Natur, das Geſetz von der Schwere der Körper und Mittheilung der Bewegung, blos durch die Verſchiedenheit der Figuren verſchiedentlich abgeändert. Was die Abänderungen betrift, welche dieſe Naturgeſetze durch die Figur der ſchiefen Fläche, des Keils und der Schraube leiden müſſen; ſo erklärt er ſich dieſelben nach geometriſchen Grundſätzen, d. i. nach den Geſetzen des Denkbaren und Nicht Denkbaren: und findet, daß Keil und Schraube mit der ſchiefliegenden Fläche aus demſelben Grundſatz deutlich zu machen ſind. Von dieſer Seite alſo iſt ſeine Erkenntniß, reine Vernunftwahrheit. Er ſieht die Verbindung zwiſchen Subject und Prädicat von dieſer Seite wenigſtens deutlich ein, ohne ſich auf die Erwartung zu verlaſſen, zu der ihn die Erfahrung berechtigt.

Aber die allgemeinen Geſetze der Natur ſelbſt, die Geſetze der Schwere und der Bewegung, auf

welche wir dieſe beſondren Fälle zurückgeführet haben, erkennen wir ſo wiſſenſchaftlich, ſo rein vernünftig nicht, als wir die Folgen und Abänderungen derſelben durch die vorliegende Figur, zu erkennen fähig ſind. Die ſinnlichen Erſcheinungen und deren Uebereinſtimmung haben uns auf ein Object ſchließen laſſen, das den Grund derſelben enthält. Dieſes Object nennen wir Körper; aber die uns bekannten Merkmaale deſſelben reichen noch nicht hin auf eine allgemeine Schwere, oder überhaupt auf eine Kraft der Bewegung zu ſchließen, welche mit demſelben in einen logiſchen Satz verbunden ſeyn ſoll. Die Sätze: Alle Körper haben eine Schwere: Alle Körper haben eine Kraft der Bewegung, welche ſie ſich auf dieſe oder jene Weiſe mittheilen können, dieſe allgemeinen Geſetze der Natur ſind auch dem Weltweiſen vor der Hand nur noch Erfahrungsſätze, die er vermittelſt einer unvollſtändigen Induction allgemein gemacht hat; da ſie allezeit unter ähnlichen Umſtänden wiederkamen, und niemals ausblieben, ſo ſchloß er auf eine innere Cauſalitätsverbindung zwiſchen

Subject und Prädicat, ob er gleich diese Verbindung nicht deutlich einsehen kann. Die Vernunft half ihm blos die einzelnen Erfahrungssätze in allgemeine Gesetze der Natur verwandeln. Der Grund der allgemeinen Behauptung aber ist nicht wissenschaftlich, nicht reine Vernunfterkenntniß, sondern unvollständige Induction, welche die Stelle der reinen Vernunft vertreten muß.

Nicht, daß es dieser unvollständigen Induction an Ueberführungskraft oder Evidenz fehlen sollte; sie reicht vielmehr in vielen Fällen vollkommen zu, uns völlige Versicherung zu geben, und über allen Zweifel hinwegzusetzen. Ein jeder von uns erwartet mit ungezweifelter Gewißheit z. B., daß er sterben werde; ob gleich der Grund der Ueberzeugung blos unvollständige Induction ist. Niemand hat den mindesten Anstand, ein geheimes Geschäft, von welchem sein Leben oder seine Glückseligkeit abhängt, in Gegenwart eines Säuglings zu verrichten; ohne sich das Besorgniß irren zu lassen, von dem Kinde, oder von einem Hausthiere das ihn ansieht, verrathen zu

werden. Worauf ſtützet ſich hier die zweifelloſe Sicherheit? Nicht auf eine wiſſenſchaftliche Vernunfterkenntniß; ſondern blos auf unvollſtändige Induction, die aber der vollſtändigen ſo nahe kömmt, daß ſie völlige Ueberzeugung zu geben hinreichend iſt.

Dieſelbe Bewandniß hat es mit unſrer Erkenntniß in der Seelenlehre und Moral. Sobald wir auf die Wiſſenſchaft des Würklichen und Nicht Würklichen kommen, iſt unſre Erkenntniß von vermiſchter Beſchaffenheit. Zum Theil, unmittelbare Erfahrung, oder ſinnliche Wahrnehmung desjenigen, ſo in uns ſelbſt vorgeht: zum Theil, Vergleichung dieſer unmittelbaren Beobachtungen, Entwickelung derſelben, Bemerkung ihrer Aehnlichkeit, Zurückführung auf allgemeine Grundſätze, die ſich bald auf Vernunft, bald auf vollſtändige oder unvollſtändige Induction gründen, und eine deſto größere oder kleinere Ueberzeugung geben, je mehr oder weniger die Induction ſelbſt vollſtändig iſt. Dieſe Ueberzeugung kann auch hier zu einem ſolchen Grade der Evidenz heranwachſen, der keiner Bedenklich-

in der Wendung, die mein Gegner dem Würfe heimlich gegeben, ein Grund der Uebereinstimmung anzutreffen sey, der jenen widervermuthlichen Fall hervorgebracht hat. Je größer die Anzahl der Würfe; desto kleiner ist das Verhältniß von 1 : n + 1; d sto mehr verschwindet also die Hoffnung meines Gegners, und so gleich desto größer wird die Vermuthung eines Uebereinstimmungsgrundes seyn, im Fall er glücklich ist. Völlig aber kann diese Vermuthung der Gewißheit nicht gleich kommen, wenn n nicht unendlich groß ist. Nur in diesem Falle wird 1 : n + 1 = 0 : 1; das heißt, nur in dem Falle ist meine Erwartung der völligen Gewißheit, und die Hoffnung meines Gegners dem Zero gleich. So lange aber n noch endlich ist, bleibt noch immer ein geringer Grad der Erwartung für meinen Gegner zurück; und die Voraussetzung eines Uebereinstimmungsgrundes, im Fall er glücklich ist, hat noch die unumstößliche Gewißheit nicht erreicht.

Auf diesen einfachen Gesetzen der Vermuthung beruht der größte Theil unsrer Erkennt-

niſſe, die das Würkliche und Nicht Würkliche angehen.

Je öfter die Erſcheinung B auf die Erſcheinung A folgt, oder dieſelbe begleitet; deſto mehr Urſache haben wir, einen Verbindungsgrund zwiſchen ihnen anzunehmen. Wären ſie blos von zufälligen Urſachen zuſammengeführt worden, ſo konnte jedes Mahl, da der Verſuch wiederhohlt ward, auch das Gegentheil ſich zutragen. Veränderte Umſtände würden Veränderung des Erfolgs zu Wege gebracht haben. Da dieſes nicht geſchahe; ſo vermutheten wir einen Verbindungsgrund, mit dem Grade der Ueberzeugung, der ſich zur Gewißheit verhält, wie die Menge der beobachteten Fälle n, zu derſelben Menge n + 1. Wenn alſo die Erſcheinung B allezeit auf die Erſcheinung A folget, ſo ſetzen wir den Grund der Verbindung in die beſtändigen Eigenſchaften des A; denn die veränderlichen Eigenſchaften würden abermals das Gegentheil nicht ausſchließen. Wir vermuthen alſo, die inneren, beſtändigen Eigenſchaften des A haben die Erſcheinung B hervorgebracht; d. h. wir ſchließen auf Cauſalitätsver-

bindung: nennen A die Urſache, B die Würkung: und die beſtändigen Eigenſchaften des A, oder das Fortdauernde in demſelben, nennen wir Kraft. Wenn wir die Körper haben ſich ausdehnen ſehn, ſo oft ſie dem Feuer näher gebracht worden ſind, ſo ſetzen wir den Verbindungsgrund der Ausdehnung, in die beſtändigen Eigenſchaften des Feuers; eignen dem Feuer eine Kraft zu, die Körper auszudehnen; und erwarten eben dieſen Erfolg, von dem Feuer und den Körpern, von welchen wir es noch nicht erfahren haben. Der Grad der Gewißheit nimmt mit der Menge der beobachteten Fälle zu; und iſt, wenn die Anzahl der Fälle ſehr groß iſt, wie wir geſehen, von der vollkommnen Evidenz nur unmerklich unterſchieden.

Zwey Erſcheinungen, die ſich beſtändig begleiten, halten wir (mit eben dem Rechte) für die mittelbare oder unmittelbare Würkung einer gemeinſchaftlichen Urſache; und erwarten die eine, ſo oft wir die andre wahrnehmen. Die Farbe und das Gefühl des Brodts iſt ſo oft mit dieſem Geſchmacke, mit dieſem Einfluß auf die Nahrung

unſers Körpers, verbunden bemerkt worden, daß wir mit Recht beides für die Folgen einer innern Beſchaffenheit des Brodtes halten; und von jedem Brodte, das wir ſehen und fühlen, auch denſelben Geſchmack und dieſelbe Nahrung erwarten. Die innere Beſchaffenheit, vermöge welcher das Brodt dieſe ihm zugeſchriebene Würkungen hervorbringet, nennen wir die Kraft deſſelben.

Dieſes iſt die Quelle aller von uns angenommenen Geſetze der Natur. Es ſind allgemeine Sätze, in welche wir die beſonders beobachteten oder geſchloſſenen Cauſalitätsverbindungen gebracht haben, durch deren Anwendung wir in jedem vorkommenden Fall auf den Erfolg rechnen. Aehnliche Subjecte werden durch den innern Verbindungsgrund auch ähnliche Prädikate haben. So iſt das Geſetz der Schwere ein Geſetz der Natur, d. i. ein allgemeiner Satz, in welchen wir alle beobachteten Verſchiedenheiten im Fallen und Steigen der Körper, zu bringen gewußt haben. Mit dieſem Naturgeſetze verbinden die Newtone, Galiläi und andre Erfinder die Lehr-

ſätze des Denkbaren und Nicht Denkbaren; das heißt, ſie machen Anwendung von den Lehrſätzen der Mathematik und Logik auf das Geſetz der Schwere, erfinden die ganze Theorie von der Gravitation der Körper, und bereichern unſre Erkenntniſſe auf eine Weiſe, die alle Erwartung übertrifft.

Wenn verſchiedene Vorfälle a, b, c, d, aus einer und eben der Quelle e, und wiederum aus eben ſo mancherley Quellen herzuleiten ſind; ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß ſie eine gemeinſchaftliche Quelle haben, und dieſe Wahrſcheinlichkeit nimmt abermals mit der Menge der Vorfälle zu, und kann der Gewißheit ſehr nahe gebracht werden. Ich ſehe, daß eine Menge von Menſchen nach einer gewiſſen Gegend hinlaufen, oder wenigſtens ihr Auge dahin richten. Jeder derſelben kann ſeine beſondere Urſachen haben. Allein die Uebereinſtimmung vieler, läßt mich auf einen gemeinſchaftlichen Grund ſchließen. Ich beobachte viele Handlungen eines Menſchen. Jede derſelben ließe ſich allenfalls aus andern Bewegungsgründen herleiten. Wenn ich ihm aber z. B.

Ehrgeiz zuschreibe, so lassen sich alle sehr natürlich begreifen. Ich schließe daher mit einem Grade der Wahrscheinlichkeit, die mit der Menge der beobachteten Handlungen zunimmt: der Mensch sey ehrgeizig.

Auf diesem Grunde beruht die Lehre von den Hypothesen und ihrer Wahrhaftigkeit. Je mehr Naturbegebenheiten und je mannichfaltigere, sich aus einer Voraussetzung begreifen lassen; ferner, je einfacher die Voraussetzung ist, durch welche dieses geschehen kann; desto mehr Vermuthungsgrund oder Wahrscheinlichkeit hat diese Voraussetzung für sich, mit desto größerm Rechte wird sie als wahr angenommen. Man sollte glauben, dieser Probierstein der Hypothesen könne nur alsdann gelten, wenn wir die Einrichtung der Welt einer vernünftigen und weisen Ursache zuschreiben, die zu Erreichung ihrer Absicht die kürzesten Mittel gewählt haben muß. Nur in diesem Falle, schreibt ein Sophist neuerer Zeiten, habt ihr ein Recht, eine einfache Einrichtung der zusammengesetzten vorzuziehn; und der Weisheit zuzutrauen, daß sie Vieles mit Wenigem werde

auszurichten gewußt haben. Euer Probierſtein der Hypotheſen iſt alſo ſelbſt eine Hypotheſe. Allein nach obigen Begriffen iſt dieſe Hypotheſe hier nicht nöthig, ſo ſehr wir auch ſonſt von ihrer Gewißheit überführt ſind. Es iſt der Natur des menſchlichen Verſtandes gemäß, eine bemerkte Uebereinſtimmung nicht dem blinden Zufalle zuzuſchreiben; ſondern allenthalben, wo Mannichfaltiges zuſammenſtimmt, auch Grund der Zuſammenſtimmung zu ſuchen. Die Wahrſcheinlichkeit mit welcher wir dieſen Uebereinſtimmungsgrund annehmen, nimmt mit der Mannichfaltigkeit des Uebereinſtimmenden von der einen Seite, ſo wie von der andern mit der Einfachheit der Uebereinſtimmung, an Ueberzeugungskraft zu; und kann, wie wir geſehen, der höchſten Evidenz ſo nahe kommen, daß ihr Unterſchied nicht mehr bemerklich iſt. Mannichfaltige Naturerſcheinungen, die ſich aus einer einfachen Vorausſetzung erklären laſſen, geben eine Uebereinſtimmung zu erkennen, deren Grund wir in dieſer Hypotheſe finden. Iſt dieſe Hypotheſe nicht die wahre; gäbe es keinen gemeinſchaftlichen Grund, und die

verſchiedenen Erſcheinungen müßten würklich aus eben ſo verſchiedenen Hypotheſen erkläret werden; ſo wäre die Uebereinſtimmung derſelben ein bloßer Zufall, und es iſt der Natur der Dinge ſo wie der menſchlichen Vernunft; es iſt den Geſetzen, nach welchen wir der Wahrheit Beyfall geben und das Wahrſcheinliche dem Unwahrſcheinlichen vorziehen, es iſt ihnen zuwider, dem Zufall dieſes anzutrauen; durch das Gerathewohl Uebereinſtimmung entſtehn zu laſſen.

III.

Evidenz — der unmittelbaren Erkenntniß. — Vernunfterkenntniß. — Naturerkenntniß.

Wir kommen nunmehr schon näher zur Beantwortung der beiden vorausgeschickten Fragen: was ist Wahrheit, und wie können wir uns von ihr versichern?

Die Masse unsrer Erkenntnisse läßt sich in drey Classen abtheilen. 1) In sinnliche Erkenntniß, oder unmittelbares Bewußtseyn der Veränderungen, die in uns vorgehn, indem wir sehen, hören, fühlen u. s. w; indem wir Lust oder Unlust haben, indem wir begehren oder verabscheuen, urtheilen, schließen, hoffen, fürchten u. s. w. Alles dieses rechne ich mit zur unmittelbaren Erkenntniß der äußern und innern Sinne; obgleich so manches Nachurtheil, so manche Berichtigung und Verbesserung des Verstandes sich mit dem Sinnlichen mehrentheils so innigst verbindet, daß die Grenzen derselben nicht mehr zu erkennen sind. 2) In Erkenntniß des Denk-

baren und Nicht Denkbaren, oder Urtheile und Schlüsse, die durch den richtigen Gebrauch unsers Verstandes, aus jener unmittelbaren Erkenntniß gezogen werden; Gedanken, in welche wir jene Gefühle auflösen; Vernunfterkenntniß; und 3) Erkenntniß des außer uns Würklichen, oder die Vorstellungen, die wir davon haben, daß wir uns in einer physisch-würklichen Welt befinden, in welcher wir würken und leiden, Veränderung annehmen und Veränderung hervorbringen.

Diese Masse von Erkenntniß gränzt von allen Seiten an Zweifel und Ungewißheit; und ist auch innerlich mit Irrthum, Vorurtheil und Ungewißheit durchflochten, woran wir erkennen, daß unsre Seelenkräfte eingeschränkt sind, daß unsre Seelenvermögen mit Schwachheit und Unvermögen verbunden sind, und daher auch Erkenntnisse zu Folgen und Würkungen haben, die sich zum Theil auf Vermögen, zum Theil auf Unvermögen gründen. Alle Täuschungen des Gesichts und des Gehörs rühren davon her, daß unsre Sinneskraft eingeschränkt ist, und sich nach

der Lage und Beſchaffenheit unſrer ſinnlichen Werkzeuge richten muß. Alle Falſchheit der Vernunfterkenntniß, hat Schwachheit des Verſtandes und Eingeſchränktheit der deutlichen Erkenntnißkraft zum Grunde; unſre Irrthümer in Abſicht des Würklichen und Nicht Würklichen fließen, wie ich weiter unten zeigen werde, aus derſelben Quelle. Wir können alſo den allgemeinen Satz gelten laßen: Wahrheit iſt jede Erkenntniß, jeder Gedanke, der eine Würkung unſrer poſitiven Seelenkräfte iſt; in ſo weit er aber eine Folge des Unvermögens iſt, in ſo weit er durch die Schranken unſrer poſitiven Kräfte eine Abänderung gelitten, nennen wir ihn Unwahrheit, und zwar: wenn Unvermögen der obern Seelenkräfte, Mangel des Verſtandes oder der Vernunft, an der Unwahrheit Schuld ſind, nennen wir das Falſche in der Erkenntniß, Irrthum; ſind wie aber durch Täuſchung der ſogenannten niedern Seelenkräfte verleitet worden, ſo wird das Falſche in der Erkenntniß, Täuſchung oder Sinnenbetrug genannt. Eine jede menſchliche Erkenntniß iſt alſo zum Theil wahr, zum

Theil unwahr; denn sie ist die Würkung einer Kraft, die ihre Gränzen und Einschränkungen hat. Das Unwahre aber ist entweder Irrthum, oder Sinnenschein, oder aus beidem zusammengesetzt.

Im Grunde hat der Sinnenschein mit dem Irrthume einerley Quelle; nur liegt jener in der Region der unentwickelten, dieser aber in der Region der entwickelten oder aufgelösten Begriffe. Jener, der Sinnenschein nehmlich, nähert sich der unmittelbaren Erkenntniß und wird dadurch unwiderstehlicher. Unrichtige Urtheile, falsche Schlüsse, können durch den richtigen Gebrauch des Verstandes, verbessert und in Wahrheit verwandelt werden. Sinnenschein aber bleibt unveränderlich, wenn wir auch noch so sehr überführt sind, daß er Unwahrheit aussage. Wir mögen noch so sehr überführt seyn, daß die grüne Farbe aus der blauen und gelben zusammengesetzt; daß ein Thurm, den wir in der Entfernung sehen, nicht so rund ist, als er uns scheint; wir mögen noch so sehr mit dem Copernikus versichert seyn, daß nicht die Sonne, sondern

ſondern die Erde aufgeht: der Sinnenſchein bleibt immer derſelbe, und wird durch unſre Ueberzeugung nicht verändert. Die Täuſchung iſt der unmittelbaren Erkenntniß zu nahe verwandt, als daß ſie durch den Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft verbeſſert werden könnte.

Unvollſtändige Induction iſt eine Hauptquelle des Sinnenbetrugs. Wir verbinden die Eindrücke verſchiedener Sinne, und erwarten den Eindruck des einen, ſo oft wir den Eindruck des andern gewahr werden. Geſicht und Gefühl ſind ſo oft verbunden geweſen, daß wir ein ähnliches Gefühl erwarten, ſo oft uns ein ähnlicher Gegenſtand in die Augen fällt. Wir vermuthen innerliche Gleichheit, wo wir äußerliche Gleichheit wahrnehmen. Wir ſchließen auf ähnliche Erfolge, weil wir die Verbindung zweyer Erſcheinungen ſehr oft wahrgenommen haben. Wir ſchließen von Zeichen auf das Bezeichnete; von Folge auf und neben einander, auf das Gegründetſeyn in einander; verlaſſen uns auf unvollſtändige Inductionen, die im Grunde doch trü-

gen können. Alles dieſes ſind Folgen des unrichtigen Gebrauchs unſerer Kräfte; eigentlich logiſche Schlußfehler, die, wenn ſie entwickelt werden, mit den Irrthümern von einerley Beſchaffenheit ſind. So lange ſie aber unentwickelt bleiben, ſo lange ſie ſo unmittelbar mit der ſinnlichen Erkenntniß verbunden ſind, haben ſie die unwiderſtehliche Gewalt der ſinnlichen Ueberzeugung, und werden durch keinen Gebrauch der höheren Seelenkräfte verändert. Woran liegt es z. B. daß ich glaube, ein Thurm, der mir in der Entfernung rund zu ſeyn ſcheint, habe würklich dieſe Figur? Offenbar an der Täuſchung, daß ein Gegenſtand des Geſichts durch die Entfernung nicht verändert werde; daß er auch in der Nähe meinem Geſichte, und durch die Berührung meinem Gefühle nicht anders vorkommen werde; und endlich an der ſo oft wahrgenommenen Uebereinſtimmung, daß ihn andre Menſchen auch eben ſo finden werden. Lauter unvollſtändige Induction, die ich für vollſtändig gelten laſſe. Warum traue ich einem Brode, das einen inneren Gift enthält, und nehme es ohne Bedenken zu mir? Unſtreitig,

weil ich mich auf die ſo oft bemerkte innere Verbindung, zwiſchen den Nahrungskräften des Brodtes und dem äußern Scheine deſſelben verlaſſe; weil ich innere Gleichheit vermuthe, wo mir äußere Gleichheit in die Sinne fällt. Abermals unvollſtändige Induction, die mich hintergangen hat. Ich ſehe das Bild einer Roſe in der Luft ſchweben; und greife zu, in der gewiſſen Erwartung, ſie werde dem Gefühle und dem Geruche auch nicht anders vorkommen. Worinn iſt dieſer Betrug unterſchieden von der getäuſchten Erwartung ähnlicher Fälle, die im Grunde ein logiſcher Schlußfehler iſt? Nur hat ſich dieſe Erwartung in meiner Seele ſo feſtgeſetzt, daß ſie durch keine Ueberzeugung der Vernunft herauszubringen iſt. Sie liegt in der Region der unentwickelten Begriffe, und kann durch keine Entwickelung derſelben vernichtet werden.

Jene Täuſchung, vermöge welcher man in einem Gliede, das man unlängſt verloren hat, noch Schmerzen zu empfinden glaubt, ſcheint ſonderbar; iſt aber dennoch aus eben dem Grunde zu erklären. Eigentlich zu reden, hat die Em-

pfindung des Schmerzes keinen bestimmten Sitz. Es liegt in ihr kein Merkmahl des Räumlichen oder Oertlichen, kein Merkmahl des Ausgedehnten oder Figürlichen. Blos durch die Verbindung mit dem Gesichte oder Gefühle, versetzen wir den Schmerz an einen bestimmten Ort in unserm Körper. Und wie wäre es auch anders möglich? Sind doch alle bildliche Vorstellungen, die wir von den Gliedmaaßen unsers Körpers haben, im Grunde nichts anders, als Erscheinungen des Gesichts oder des Gefühls.

So oft wir an einem Orte Schmerz empfinden, dahin wir weder mit dem Gesichte, noch mit dem äußeren Gefühle gelangen können, so ist auch der Sitz desselben unbestimmt. Wir empfinden den Schmerz, wissen aber nicht, in welchem Theile des Leibes. Wollt ihr inne werden, welcher Zahn es ist, der euch so heftige Schmerzen verursacht; so müßt ihr mit dem Finger herumgreifen, um zu erfahren, durch welches Zahnes Berührung der Schmerz einige Abänderungen leidet. Wir haben nehmlich sehr oft bey der Empfindung eines gewissen Schmerzes, irgendwo

an unſerm Körper eine Veränderung wahrgenommen. Wir haben dieſe Stelle betaſtet, und dadurch den Schmerz modificirt gefunden. Er iſt durch Berührung, durch den Druck, durch das Reiben u. ſ. w. vermehrt oder vermindert worden; daher wir ihm dieſe Stelle in unſerm Körper zu ſeinem Sitze angewieſen. Wir haben nehmlich dieſe Empfindung des Schmerzes mit dieſer bildlichen oder räumlichen Vorſtellung, die wir durch Geſicht und Gefühl von dem Theile unſers Körpers haben, auf das innigſte verbunden. So oft wir nunmehr denſelben Schmerz wieder empfinden, ſo erwacht nicht nur durch die Ideenverbindung, die bildliche Vorſtellung des Gliedes wieder; ſondern wir erwarten auch von der Berührung des Gliedes, oder von jeder andern Behandlung deſſelben, eben dieſelbe Würkung wieder: d. h. wir halten dieſes Glied für die Urſache des Schmerzes. Daher auch Kinder, bey welchen ſich dieſe Ideenverbindung noch nicht feſt genug geſetzt hat, ſelten recht ſagen können, was oder wo es ihnen wehe thut.

Iſt aber das Oertliche in dem Schmerze blos eine Würkung der Ideenverbindung; entſteht es blos aus der öfteren Begleitung zweyer Erſcheinungen und der Vermuthung; daß die eine die Urſache der andern ſeyn werde, ſo ergiebt ſich gar leicht: erſtlich, daß dieſe Vermuthung, ſo wie jeder Schluß aus einer unvollſtändigen Induction, auch trügen könne; daher wir ſehr oft den Schmerz an einen unrechten Ort hinſetzen. Sodann iſt auch die würkliche Gegenwart des Glieds zu dieſer Ideenverbindung nicht nothwendig. Wenn ſich die figürliche Vorſtellung des Gliedes ſo feſt mit einem gewiſſem Schmerze verbunden hat, daß ihre Folge zur unmittelbaren Empfindung wird; ſo erwacht die figürliche Vorſtellung des Glieds wieder, ſo oft wir den Schmerz empfinden; das Glied mag würklich noch vorhanden ſeyn, oder wir mögen durch die äußern Sinne des Geſichts und des Gefühls überführt ſeyn, daß wir es nicht mehr haben. Die ſinnliche Ideenfolge geht ihren Weg, ohne von dieſer deutlicheren Ueberzeugung verhindert zu werden; und der Schmerz wird an einen Ort hin verſetzt, der nicht mehr vorhanden iſt.

Wenn die Naturforſcher in der Phyſiologie von dieſer Erſcheinung Rechenſchaft geben wollen, ſo begnügen ſie ſich zu ſagen: daß der Sitz des Schmerzes nicht in den äußern Gliedmaßen, ſondern im Gehirne, da wo die Nerven zuſammenſtoßen, oder in dem Sammelplatz aller Empfindungen anzutreffen ſey. Daher eine Empfindung unverändert dieſelbe bleiben kann, wenn auch das äußere Ende der Nerven, woher ſie entſpringt, nicht mehr vorhanden iſt. Dieſe Erklärung iſt für den Phyſiologen hinreichend. Allein der Weltweiſe gehet weiter. Er bemerkt, daß ſelbſt das figürliche Bild, das wir von den Nerven und dem Gehirne haben, blos dem Geſichte und dem äußern Gefühle zuzuſchreiben ſey. Die innere Empfindung der Luſt und Unluſt, des Wohlbehagens und des Schmerzes, hat mit dem Räumlichen und Figürlichen nichts gemein. Blos durch die öftere Wiederholung, durch das öftere Zuſammenſeyn und Aufeinanderfolgen dieſer verſchiedenen Erſcheinungen, verbinden ſie ſich in unſerer Seele ſo feſt, daß wir auf Cauſalitätsverbindung zwiſchen ihnen ſchließen. Dieſer

Schluß wird, durch die öftere Wiederholung und frühe Gewohnheit, gleichsam zur unmittelbaren Empfindung, und gehet seinen Weg, aller bessern Ueberzeugung deutlicher Sinne zum Trotz. Der Schluß ist gemacht, die Täuschung ist vollzogen, bevor die langsamere Vernunft ihn hat hintertreiben können; so wie in sehr vielen Fällen, die Gewohnheit der Vernunft zuvoreilt, und dasjenige vollbringt, was diese nachher blos mißbilligen kann.

Alle Täuschungen der schönen Wissenschaften und Künste fließen aus derselben Quelle. Sie gründen sich alle auf die Verbindung zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten, und auf den Schluß, den wir aus unvollständigen Inductionen zu ziehen pflegen. Wenn diese, durch öftere frühe Wiederholung, zur Gewohnheit geworden sind; wenn die Ideenfolge gleichsam zur unmittelbaren Empfindung wird; so schließen unsere Sinne von dem Zeichen auf das Bezeichnete ungehindert fort, und erwarten dieses, so oft sie jenes wahrnehmen. Die deutlichere Erkenntniß des Würklichen, mag uns immer von dem Ge-

gentheile überführen, die sinnliche Täuschung hat ihren eigenen Weg zu schließen und zu folgern, und die Nachahmung hat ihre Würkung gethan; obgleich die Vernunft erkennt, daß es blos Nachahmung sey. Wir mögen noch so gewiß versichert seyn, daß dieser Schauspieler hier nicht der eifersüchtige Mohr sey, der die unschuldige Desdemona umbringt; wir wissen es, daß dieser marmorne Laocoon die Schlangenbisse nicht fühlet, deren Würkung der Künstler bis in den äußersten Zähen seiner Füße hat zu bemerken gegeben; bringen wir nur den Vorsatz mit, uns auf eine angenehme Weise täuschen zu lassen, so treibt die sinnliche Erkenntniß ihr gewohntes Spiel; sie läßt uns von Zeichen der Leidenschaft auf Leidenschaft, von Zeichen der freywilligen Handlungen auf Vorsatz und Bewegungsgrund schließen, und uns solchergestalt für Personen interessiren, die nicht vorhanden sind. Wir nehmen würklichen Antheil an nicht würklichen Empfindungen und Handlungen; weil wir von dem Nichtwürklichseyn, zu unserm Vergnügen, vorsetzlich abstrahiren.

Wenn hier meine Absicht mehr auf das Psychologische ginge; so würde ich von dieser Betrachtung Gelegenheit nehmen, euch von dem sinnlichen Absonderungsvermögen zu unterhalten, und euch durch mehrere Beyspiele zeigen, daß unsre sinnliche Erkenntnisse mit mancherley Seelenverrichtungen vermischt sind, die man gemeiniglich nur der Vernunft zuzutrauen pflegt. Der gesunde Menschenverstand, welcher beym Genuß des Schönen allein zu würken scheint, sieht Operationen der Vernunft voraus, die ohne Bewußtseyn in uns vorgehn müssen. Ich würde die Vergleichung fortsetzen, und euch durch hinlängliche Beyspiele zeigen, daß gesunder Menschenverstand und Vernunft im Grunde einerley sey, und beym Empfinden eben das in der sinnlichen Erkenntniß vorgehn müsse, was beym Denken durch die Vernunft geschieht. Der Unterschied ist blos dieser. Der Menschenverstand thut beym Empfinden eilige Schritte, und gehet rasch vorwärts, ohne von der Furcht zu fallen wankend gemacht zu werden. Die Vernunft hingegen fühlet gleichsam mit dem Stabe umher,

bevor sie einen Schritt wagt; sie wanket denselben Weg, zwar vorsichtiger, aber nicht ohne Furcht und Zittern. Beide können auf Abwege gerathen, beide können straucheln und fallen; und wenn dieses geschiehet, so wird es der Vernunft zuweilen schwerer, sich wieder aufzurichten.

Da mich aber dieses zu weit von meinem Vorhaben abführen würde, so begnüge ich mich gezeigt zu haben, daß bey der Sinnentäuschung allezeit ein logischer Fehler zum Grunde liege. Der falsche Schein fließet mit dem Irrthume der Vernunfterkenntniß aus einerley Quelle. Durch einen unrichtigen Schluß aus einer unvollständigen Induction, einer unzulänglichen Analogie, einer ohne Grund vorausgesetzten Causalitätsverbindung, schließt unsre sinnliche Erkenntniß auf ein Object, wo keines würklich vorhanden ist; oder legt ihm Eigenschaften bey, die ihm nicht würklich zukommen. Mit einem Worte, Sinnentäuschung und Irrthum der Vernunft haben beide einerley Ursprung, fließen beide aus einem Unvermögen der Erkenntniß; aus der Einschrän-

III.

Warheit und Täuſchung.

Als ich den Laubengang hinaufkam, ſchient ihr mir, meine Lieben! in einem lebhaften Streite begriffen zu ſeyn. War der Innhalt deſſelben etwa die Eröffnung der Schelde, oder ſonſt ein Thema dieſer Art, das uns vor jetzt gleichgültig ſeyn kann, oder hatte er einige Beziehung auf unſre gewöhnliche Unterhaltungen in den Morgenſtunden?

Sie wiſſen, antwortete J., daß wir um dieſe Zeit, wie Pope ſagt, dem Ehrgeize und dem Stolze der Fürſten ihre Kleinigkeiten laſſen, und jeden Tag mit ſolchen Gedanken beginnen, die uns näher angehen. — So ſpricht ein engliſcher Dichter, erwiederte ich. Ein Wiener dürfte vielleicht in ſeiner Dichterſprache ſagen: die Rede iſt hier nicht von Ehrgeiz oder Habſucht der Fürſten; ſondern von der Befreyung einer Flußgöttinn, der in den vorigen Jahrhunderten der Aberglaube die Augen verbunden und Merkur die Hände gefeſſelt hatte, und die itzt von der

Staatskunſt, mit Hülfe der Eris oder Belona wieder in Freyheit geſetzt werden ſoll. — Ihm ſey dieſes vergönnt, ſprach er. Aber wir, die wir keine Wiener ſind, weihen unſere Morgenandacht, in einer ähnlichen Dichterſprache, jener himmliſchen Gottheit, die auch auf Erden ihren Tempel haben ſoll; obgleich die wenigſten Sterblichen den Steig zu finden wiſſen, der zu ihm hinaufführt. Die Fürſten ſollen eigentlich um ihrentwillen nie ein Schwerdt gezückt haben; wiewohl ſie zu manchen blutigen Auftritten hat den Vorwand hergeben müſſen. Weder der Eris noch der Bellona iſt es je erlaubt, in den Tempel ſelbſt zu kommen. Jene aber wirft ſich zuweilen zur Wegweiſerin auf, und es ſoll ihr würklich nicht ſelten gelingen, die Freunde der Göttinn bis an die äußerſte Pforte des Tempels zu bringen. Aber nicht allezeit; es kömmt darauf an, wie man ſagt, welchem Winke ſie ſelbſt folgt. Iſt es der himmliſche Amor, der vor ihr her zündelt, und ihr die Spur zeigt; ſo führt ſie würklich zum Tempel hin, und zieht ſich von der Pforte beſcheiden zurück. Trabt aber der Ehrgeiz vor ihr

her, so erreget er durch seinen Ungestüm eine Wolke von Staub, die die ganze Aussicht verdunkelt; und man ist in Gefahr, dicht vor der Pforte des Tempels, ihr den Rücken zuzuwenden. Ja wenn diese auch geöffnet würde, so schlüpft der Ehrgeitz unvermerkt mit hinein, um den ihm folgenden Sterblichen durch einen Umweg wieder hinaus zu führen, und der Eris wieder in die Hände zu liefern.

Du hast mit meinem Kalbe gepflügt, antwortete ich; daher kann ich leicht dein Räthsel finden, mein Sohn! Die Wahrheit war der Innhalt eures Streits; und ich hoffe, diesesmal soll die Eris dem Winke jenes Amors folgen, dem die Morgenstunden geheiligt sind. Und um der Allegorie ein Ende zu machen; ging es etwa die Erklärung an, die ich euch gestern von der Wahrheit zu geben wagte?

Eben diese, erwiederte er. Es schien einigen von uns, als wenn die Merkmahle, die Sie von der Wahrheit angaben, nicht immer hinreichend wären, sie vom Betruge der Sinnen zu unterscheiden. Sagten Sie nicht, eine Erkenntniß

sey Wahrheit, in so weit sie aus der positiven Kraft unsrer Seele folgt; in so weit sie aber durch die Einschränkung dieser Kraft eine Abänderung leidet, werde sie zur Unwahrheit? — Richtig! — Diese Unwahrheit, setzten Sie hinzu, werde Irrthum genannt, wenn sie eine Folge des Verstandes und der Vernunft ist; fließe sie aber aus den Schranken des Sinnenvermögens, so werde sie Sinnenbetrug oder Täuschung genannt. War es nicht also? — Allerdings. — Nun sagen Sie selbst, lieber S., durch welche Instanz Sie wider diese Erklärung einen Zweifel zu erregen gewußt haben.

S. Ich sahe hier im Wasser das Bild meines Freundes; wende mich zur Rechten, und sehe ihn würklich neben mir stehen. Eben derselbe Sinn, der mir hier den Schein zu erkennen gegeben, zeigt mir da die Wahrheit. Wir können nicht sagen, daß in dem einen Falle die positive Kraft, und in dem andern Fall die Einschränkung derselben, die Erscheinung hervorgebracht habe. Der Sinn sowohl, als das Organ des Gesichts, thaten in beiden Fällen ihre Pflicht, und verrich-

verrichteten das, was sie zu verrichten bestimmt sind. Woran liegt es also, daß ich demungeachtet jenes für Schein, dieses für Wahrheit halten muß? — Eine andre Instanz! Ist es nicht vermöge der positiven Kraft unsers Gesichts, und nach den wahren Gesetzen der Optik, daß ich in jenen Wolken dort einen Regenbogen glänzen sehe? Gleichwohl ist der Regenbogen, wie wir wissen, bloßer Schein; keine Würklichkeit, keine Wahrheit. Wenn aber das Criterium, das Sie von der Wahrheit angegeben, entscheidend seyn soll; so müßte es sich auf alle diese, und dergleichen Fälle, mit Nutzen anbringen lassen. Freylich! erwiederte ich. Ein Probierstein der uns in die Hände gegeben wird, muß hinreichen, in allen Fällen das Aechte vom Falschen zu unterscheiden, wenn wir uns mit Sicherheit darauf verlassen sollen. — Und ihr, meine Freunde! die ihr die Anklage vernommen, welche S. wider meine Erklärung vorbrachte; wußtet ihr etwas zu ihrer Vertheidigung zu sagen, oder überließt ihr sie ihrem Schicksal?

Und W. ergriff das Wort: So völlig haben wir sie noch nicht aus dem Felde schlagen lassen. Es schien uns, als wenn Sie selbst in Ihrem Vortrage ähnliche Beobachtungen angeführt, und mit Anwendung auf Ihr Criterium erläutert hätten. Indessen wünschten wir die nähere Aufklärung der von S. erregten Zweifel aus Ihrem Munde zu hören. Lassen Sie, wenn es Ihnen so gefällt, dieses den ersten Gegenstand unsrer heutigen Unterhaltung seyn! — Gerne! sprach ich; und eben dieses wird der schicklichste Eingang zu der Materie seyn, die ich heute vorzutragen habe.

Du sagtest, mein Sohn! der Sinn des Gesichtes verfahre nach denselben Gesetzen der Optik, und gebe dir gleichwohl hier ein bloßes Bild deines Freundes, dort aber ihn wirklich zu erkennen. Beides sey also Würkung der positiven Sinneskraft, und gleichwohl sey nicht beides Wahrheit. War es nicht dieses, was dir meinen Satz verdächtig machte? — Eben dieses! — Du weißt, wie die Sachwalter einen Angeklagten zu rechtfertigen pflegen. Sie läugnen die

Thatsache, oder schieben die Schuld auf einen andern. Ich werde das Letztere ergreifen. Ich behaupte, der Sinn des Gesichts sey an der Täuschung nicht Schuld, und sage vielmehr, so viel an ihm liegt, in beiden Fällen die reine Wahrheit aus. Als Erscheinung dieses Sinnes, hat das Bild, das du hier im Wasser siehest, nicht weniger Wahrheit, als jenes. Beides sind Würkungen der positiven Sinneskraft, und können, nach meinem Begriffe, weder trügen noch täuschen. — Wer soll denn aber sonst an der Bethörung Schuld seyn? fragte er. Wenn beide Gesichtsbilder die Wahrheit aussagen: wie geht es denn zu, daß mir jenes Bild meinen Freund da zeigt, wo er nicht ist; indeß mir dieses hier, ihn da zu erkennen giebt, wo er würklich vorhanden ist. — Vorhanden ist, antwortete ich. Hier also liegt der Knoten. Was verstehst du unter würklich seyn, vorhanden seyn? Er schien ein wenig nachzudenken, und sprach endlich: Wenn Sie mich nicht fragen, antwortete jener auf eine ähnliche Frage, so weiß ich es. — Auch dringe ich vor der Hand, erwiderte ich, nicht auf eine

schuldgerechte Erklärung. Ich will nur die Merkmale wissen, an welchen du erkennest, daß dieses Bild hier ein täuschendes; jenes aber, ein würkliches Bild deines Freundes sey. Erkennest du dieses nicht etwa daran: daß die bekannte Stimme deines Freundes nicht aus dem Wasser, sondern hier von der Seite zu dir komme; daß du die Hände hier zur Rechten ausstrecken müssest, wenn du deinen Freund umarmen, oder etwas aus seiner Hand empfangen willst? Sind es nicht diese und dergleichen Kennzeichen, an welchen du Schein vom Daseyn, bloßen Schein von würklicher Substanz unterscheidest? — Dieses ward zugegeben, und ich fuhr fort: Der Sinn des Gesichts war also an der Täuschung nicht Schuld. Ein Nachurtheil der Seele war es, das dich hintergangen hat. Du erwartetest von jedem Bilde des Gesichts auch die Erscheinung des Gehörs und des Gefühls, die sehr oft mit denselben verbunden sind; und die Erwartung traf diesesmal nicht ein. Der Grund dieser Erwartung war, wie wir gesehn, eine unvollständige Induction, ein Schluß von Vielem auf Alles, von

Oft auf Immer; und wenn dieser Schluß trügt; so ist es offenbar eine Würkung unsrer Schwachheit, des Mangels und der Einschränkung unserer Erkenntnißkräfte.

Dieselbe Bewandniß hat es mit dem Regenbogen, als der zweyten Instanz, die du anführtest. Der starke Glanz der Farben, mit welchen er strahlet, läßt dich einen festen Gegenstand erwarten, auf welchen die Farben aufgetragen sind; und die Theorie sowohl als die Erfahrung überführen dich, daß sie blos in dem feuchten Dunst, aus welchem die Wolken bestehen, hin und herschweben; und mit jeder andern Stellung, die du annimmst, auch ihren Ort verändern. Auch hier ist es nicht das Gesicht, in so weit es eine Würkung deiner positiven Sinneskraft ist, das dich täuschet. Die Gewohnheit und die Erwartung des Aehnlichen hat dich hintergangen, und du verließest dich auf eine Schlußart, die nicht in allen Fällen bündig ist. Immer bleibt also die Wahrheit eine Folge der positiven Erkenntnißkraft; die Unwahrheit hingegen eine Folge des Unvermögens, das mit derselben verbunden ist.

Und nun zur Beantwortung unserer zweyten Frage, die ich für diesen Morgen, zum Vorwurf unserer Unterhaltung bestimmt hatte. Mit welchem Grade der Gewißheit können wir uns von der Wahrheit versichern? Wo ist der Probierstein, an welchem wir prüfen können, ob eine Erkenntniß, die wir besitzen oder zu besitzen glauben, eine Folge der Denkungskraft, oder ihrer Einschränkung sey?

Ich komme auf meine dreyfache Eintheilung unserer Erkenntnisse zurück, die euch noch beywohnen wird. Sinnliche Erkenntniß, Vernunfterkenntniß und Erkenntniß des außer uns Würklichen, oder Naturerkenntniß. — Alle unmittelbare sinnliche Erkenntniß, oder wie sie andre nennen, alle anschauende Erkenntniß, es sey Empfindung der äußern, oder Wahrnehmung der innern Sinne, führen die höchste Ueberzeugung mit sich. Als Vorstellungen in der Seele betrachtet, findet weder Irrthum noch Täuschung bey ihnen statt. Wenn ich höre und sehe und fühle, so leidet es weiter keinen Zweifel, daß ich würklich höre und sehe und fühle. So auch,

wenn ich Lust und Unlust empfinde, hoffe, fürchte, Mitleiden habe, liebe, hasse u. s. w. Irrthum findet bey ihnen nicht statt; denn dieser folgt, wie wir gesehen, aus einem unrichtigen Gebrauch der höhern Seelenkräfte, welche blos bey der Vernunft und Naturerkenntniß mitwürken und Dienste thun müssen. Die unmittelbare, anschauende Erkenntniß bedarf weder der Vernunft noch des Verstandes, und kann also durch keinen unrichtigen Gebrauch derselben gemisleitet werden. Und die Täuschung oder der Sinnenbetrug? Wir haben gesehen, daß auch diese nur alsdann hintergehen können, wenn wir auf Gegenstände außer uns schließen; wenn unsre Erkenntniß nicht blos **Vorstellung**, sondern auch **Darstellung** seyn soll. In diesem Falle treten bey der sinnlichen Erkenntniß dieselben Schlußfehler ein, welche bey der vernünftigen Erkenntniß statt haben, und leiten zuweilen auf irrige Folgen. So wie sie bey dieser Irrthum erzeugen; so erzeugen sie bey jener, durch die Gewohnheit, Täuschung und Sinnenbetrug. So lange wir aber bey der sinnlichen Erkenntniß stehen bleiben, so lange wir

diese noch nicht als Darstellung, sondern blos als Vorstellung betrachten; leidet sie weder Zweifel noch Ungewißheit, und hat den höchsten Grad der Augenscheinlichkeit für sich.

Was nach den Regeln des Denkbaren aus diesen ersten Grundbegriffen geschlossen wird; mit andern Worten: was nach dem Satze des Widerspruchs aus der unmittelbaren, anschauenden Erkenntniß folgt, ist in eben dem Grade über alle Zweifel hinweg. Der Satz des Widerspruchs ist eine Bedingung, ohne welche das Denken überall nicht statt hat. Wir müssen also alles Denken, alles Untersuchen aufgeben, wenn wir nicht die nothwendige Bedingung des Denkens gelten lassen, und uns zu allen Folgen verstehen wollen, auf die wir vermittelst derselben geführt werden. Irrthümer können zwar hier mit einschleichen, aber nur als Rechnungsfehler; in so weit wir etwa von den Gesetzen des Denkbaren unrichtigen Gebrauch machen. In der gemeinen Rechenkunst können wir, durch unrichtige Anwendung der untrüglichsten Regeln, auf irrige Resultate kommen, wie einem jeden von

uns bekannt ist. Die praktische Beantwortung einer jeden Frage bedarf daher sowohl der Probe, als des Beweises. Der Beweis zeigt eigentlich an, wie das Resultat herauskommen müsse, wenn nach Vorschrift der Auflösung verfahren wird. Die Probe hingegen soll in jedem vorliegenden Falle zeigen, ob das auch würklich geschehen sey, was nach den Erfordernissen des Beweises hätte geschehen müssen. Der Beweis kann, wie in der gemeinen Rechenkunst offenbar der Fall ist, den höchsten Grad der Ueberzeugung mit sich führen; aber alle Proben sind unzulänglich, uns den Zweifel zu benehmen, daß wir richtig verfahren haben. Dieselbe Bewandniß hat es mit allen streng erweisenden Wissenschaften, denen man den höchsten Grad der Evidenz zuschreibt; mit der Mathematik nehmlich, und mit der Logik. Die Regeln des Denkens, auf welche sie sich gründen, und die Schlußformen, durch welche Wahrheit von Wahrheit hergeleitet wird, sind von der augenscheinlichsten Gewißheit. Ob aber diese Regeln, diese Schlußformen, auch richtig angewendet worden sind; hiezu gehören Proben,

in deren Ermangelung noch immer ein kleiner Grad der Ungewißheit zurück bleibt. Die Theorie ist über allen Zweifel hinweg; aber in der Anwendung können viel Rechnungsfehler einschleichen und Irrthümer zeugen.

Die Gewisheit der unmittelbaren sinnlichen Erkenntniß erstreckt sich auch auf das Gebiet der Schönheit und der sittlichen Empfindungen. Auch hier hat der Geschmak eine Art von Unfehlbarkeit. Wo ihr Schönheit empfindet, da muß Schönheit anzutreffen seyn; und ein Gedanke oder eine Handlung, die eure Seele erhebet und sie gleichsam ihren eigenen Werth empfinden läßt, muß in der That erhaben seyn. Da der Geschmack und das sittliche Gefühl keine Vernunfterkenntnisse sind, so findet Irrthum oder Fehlschluß bei ihnen nicht statt. Und Täuschung? Wir haben gesehen, daß diese nur da zu besorgen ist, wo die Seele gleichsam aus sich herausgehet, und von ihrer Erkenntniß auf das Object schließet; nur da, wo Vorstellung von Darstellung unterschieden ist. So lange sie sich aber auf ihre innere Empfindungen, als Empfindungen einschränkt; so lange ist jeder

Schein Wahrheit, und ich glaube zu empfinden eben so viel, als ich empfinde. Der verkehrteste Geschmack also, kann hierinn weder trügen noch täuschen, so lange wir bey der subjectiven Empfindung stehen bleiben. Falschheit findet auch hier nur bey der Beurtheilung statt, wo eine Art von Rechnungsfehler mit unterlaufen, und auf Irrwege führen kann. Der richtige Geschmack nehmlich erwäget alle Theile eines Gedanken oder Gegenstandes, vergleichet Haupt- und Nebenbegriff, setzt jedes in sein gehöriges Licht, berechnet Schönheit gegen Fehler, und fällt sein Urtheil nach dem Eindruck des Ganzen. Der fehlerhafte Geschmack hingegen vertheilet Licht und Schatten nach einem unrichtigen Ebenmaße, hält sich an einen Nebenbegriff fest, übersieht, was nicht übersehen werden soll, und urtheilet nach einer unrichtigen Schätzung von dem Mehrte des Ganzen, nach einem seiner Theile. Seine Empfindung hat evidente Wahrheit, aber seine Beurtheilung täuscht.

Helvetius sucht, in einer von seinen nachgelaßnen Schriften, den misverstandnen Satz zu

behaupten: daß alle menschliche Erkenntniß aus sinnlichen Empfindungen entspringe. Wie er dieses blos auf die Würkung der äußern Sinne einschränkt, und die ganze Masse unsrer Begriffe aus einem Spiel der Fibern im Gehirn erklären will; so glaubt er, der Seele alle allgemeine Begriffe absprechen zu müssen. Alles ist im Gehirn sinnlicher Eindruck; und um die Schwierigkeit zu heben, die ihm die Sprache macht, in welcher alle Wörter allgemeine Begriffe bedeuten, sagt er: die Sprache sey blos Zeichenerkenntniß; so wie in der Algebra z. B. die Zeichen oder in der gemeinen Rechenkunst die Zahlen nichts anschauendes mit sich führen, und blos als Symbolen, durch Versetzung und Vergleichung, auf richtige Schlußsätze führen können, eben also können die Wörter als leere Zeichen und Symbolen, in der Sprache ein Hülfsmittel zum Denken werden und einen vernünftigen Diskurs bilden. So wie wir uns dort mit der Ueberzeugung begnügen, daß wir jedem Zeichen, sobald wir wollen, einen bestimmten Wehrt unterlegen können, und daß das Resultat von dem bestimmten

Wehrte eben so richtig folgen werde, als der Calcul es von den Zeichen herausgebracht hat: auf eine ähnliche Weise, meint er, begnügten wir uns beym Gebrauch der Sprache mit der Versicherung, daß wir einem jeden Worte, einen sinnlichen Eindruck von einer gewissen Gattung unterlegen können, ohne in der That etwas mehr als ein leeres Zeichen dabey zu denken, oder uns vorzustellen. Wir rechnen blos darauf, daß die sinnlichen Eindrücke unter sich in denselben Verhältnissen stehen, in welche wir die Worte, oder Zeichen derselben, gebracht haben; denken aber vorizt blos den sinnlichen Eindruck, den die Worte als Zeichen machen. — Mithin wäre nach dieser Hypothese, die ganze Sprache des Menschen, eine bloße Sammlung von leeren, algebraischen Zeichen, die wir nach gewissen Regeln versetzen und verbinden.

Mich dünkt, wenn diese Hypothese wahr wäre; so würden wir durch die Sprache zwar Vernunftschlüsse machen, aber keine Empfindungen erregen können. Bloße symbolische Erkenntniß, wie die in der Rechenkunst und Algebra,

läßt das Gemüth unbewegt; kann weder Liebe noch Haß, weder Furcht noch Mitleiden, überhaupt weder Lust noch Unlust erzeugen. Wir würden bey der Vorstellung des vortrefflichsten Schauspielers, bey Lesung eines Gedichts oder einer Rede, so kalt und gleichgültig bleiben, als wir bey einer algebraischen Rechnung sind. Wie geht es aber zu, daß wir durch die Sprache gleichwohl die größten Würkungen dieser Art hervorbringen können? Empfindungen können nicht trügen. Wo Empfindung ist, da schließen wir mit der größten Sicherheit, auf anschauende, unmittelbare Erkenntniß. Unsre allgemeine Notionen, und die Wörter, die sie vorstellen, müssen also nicht blos in Zeichenerkenntniß bestehen; es muß ihnen etwas anschauendes, etwas unmittelbar erkanntes anhängen, wodurch sie das Gemüth zur Theilnehmung erwekken und Empfindung von Lust und Unlust erregen können.

V.

Daseyn. — Wachen. — Träume. — Entzückung.

Wenn der Dichter aus dem gränzenlosen Reiche seiner Einbildungskraft, in welchem er lange genug umhergeschweift, zur lieben Muttererde, seiner Heimath, zurückkehrt, stimmt er den frohen Gesang an:

Sey mir gegrüßt, ich sehe dich wieder,
Erde, mein mütterlich Land!

Wir kommen von einer ähnlichen Reise, aus dem Lande der Möglichkeit und der Ideen, in dieses wirkliche Leben zurück, in welchem wir besser zu Hause zu seyn glauben. Wir könnten einen ähnlichen Gesang anstimmen, und getrostes Muthes unsern Weg fortsetzen; wenn uns nicht die Skeptiker gerade hier die Wege am meisten abgegraben, und die mehrsten Fußangeln eingelegt hätten. Gerade hier müssen wir also am vorsichtigsten seyn, und keinen Fuß vorrücken, bevor wir den Boden untersucht haben.

Laßet uns den Begriff des Daseyns bis auf seinen ersten Keim verfolgen; nicht um ihn durch

Worte zu erklären, sondern blos um seiner Entstehung nachzuforschen, und zu untersuchen, wie er sich nach und nach in uns festgesetzt hat. — Unsre Gedanken, als Gedanken betrachtet, sind das erste, das sich uns aufdringet. Wir können nun einmal nicht zweifeln, daß sie in uns würklich vorhanden sind, Abänderungen von uns selbst sind, und wenigstens eine subjective Würklichkeit haben. Hiernächst ist auch unser eigenes Daseyn eine nothwendige Bedingung, ohne welche kein Untersuchen, ja überall kein Zweifeln und kein Denken statt finden kann. Cartesius setzte mit Recht, als die Grundveste alles Nachdenkens, den Schluß voraus: Ich denke; also bin ich. Wenn meine innere Gedanken und Empfindungen in mir würklich sind; wenn das Daseyn dieser Abänderungen meiner selbst nicht geleugnet werden kann; so muß auch das Ich zugegeben werden, dem diese Abänderungen zukommen. Wo Abänderungen sind, da muß auch ein Subject vorhanden seyn, das Abänderung leidet. Ich denke; also bin ich.

Der Weltweiſe hätte mit gleichem Rechte ſagen können: ich hoffe, alſo bin ich; ich fürchte, alſo bin ich u. ſ. w. Allein alle Veränderungen, die innerhalb unſer ſelbſt vorgehn, haben, nach ſeiner Theorie, das gemeinſchaftliche Merkmal, das er Gedanken nennt. Er befaßte ſie alſo alle in dem allgemeinen Worte: ich denke. Und das Daſeyn? Wenn wir von uns ſelbſt ausgehen, wie wir in allen unſern Erkenntniſſen nothwendig thun müſſen; ſo iſt Daſeyn blos ein gemeinſchaftliches Wort für Würken und Leiden. Wir ſind uns bewußt, daß wir in jedem Augenblicke unſers Lebens würken oder leiden; und das Merkmal, das ſie beide gemeinſchaftlich haben, nennen wir Daſeyn. Ich habe Begriffe und Empfindungen, alſo bin ich ein begreifendes und empfindendes Weſen. Ich würke oder leide, alſo bin ich würklich vorhanden. Muß ich, vermöge der augenſcheinlichſten Ueberzeugung, das erſte zugeben; ſo wird, als eine nothwendige Folge, das letzte nicht in Zweifel zu ziehen ſeyn.

Nach unſrer Erklärung von Wahrheit und Unwahrheit, folgt alles dieſes ganz natürlich.

Unſre unmittelbaren Empfindungen der innren und äußern Sinne, und alles was nach den Regeln des Denkens aus denſelben zu ſchließen iſt, kann nicht bloß die Folge unſers Unvermögens ſeyn; ſetzet unſtreitig ein Denkensvermögen voraus. Eben ſo wenig kann das Subject, in welchem dieſes vorgeht, bloßes Unvermögen, bloße Einſchränkung ſeyn. Schranken ſetzen ein Weſen voraus, das eingeſchränkt wird. Abänderung iſt, ohne etwas Fortdauerndes das abgeändert wird, nicht denkbar. Alle meine ſubjective Erkenntniſſe haben, als ſubjective betrachtet, unſtreitige Wahrheit; ihr idealiſches Daſeyn, kann weder Schein noch Irrthum ſeyn. Meine eigene Würklichkeit iſt weder Täuſchung noch Irrthum, und alſo Wahrheit.

Glaubet nicht, meine Lieben! daß ich die Abſicht habe, durch alle dieſe abgezogene Worte, die erſten Elemente unſerer Erkenntniß begreiflicher zu machen. Ich bin es ſehr überzeugt, daß ſie oft durch dergleichen Wortgepränge, nur noch mehr verdunkelt werden. Das Erklären durch Worte muß irgendwo ſeine Gränzen haben, wenn

wir in der Erkenntniß vorwärts gehen, und nicht immer gleichſam in einem Cirkel herumgeführt werden ſollen. Meine Bemühung geht blos dahin, bey euch, durch mancherley Redensarten und Wendungen, eben die Gedanken zu erregen, die ich in mir habe, und zu meiner Abſicht tauglich finde. Wenn von ſinnlichen Dingen die Rede iſt, und ich euch z. B. eine Erklärung aus der Naturgeſchichte begreiflich machen will; ſo bringe ich euch verſchiedene Individua von derſelben Art ſo lange unter die Augen, bis ich verſichert bin, daß ihr euch ihr gemeinſchaftliches Merkmahl abgeſondert, und alſo einen Begriff von der Art gebildet habt. Da wir aber hier mit überſinnlichen Dingen zu thun haben, die nicht anders, als durch Worte dargeſtellt werden können; ſo muß ich die Worte und Redensarten euch ſo lange wenden, und von verſchiedenen Seiten vorhalten, bis in eurer Seele eben das vorgeht, worauf meine Abſicht gerichtet iſt. Ich bin alſo weit entfernt, euch ſchulgerechte Erklärungen, vom Denken, Daſeyn, Ich u. ſ. w. geben zu wollen. Ich will euch blos durch meine Worte zum Nach-

denken anführen; und durch Vergleichung verſchiedener Ausdrücke, bey Anhörung dieſer Worte, die Gedanken bey euch erwecken, die meinem Zwecke gemäß ſind.

Das Daſeyn meiner Vorſtellungen alſo, blos als ſubjective betrachtet, ſo auch mein eignes Daſeyn, und alles was aus dieſen, vermöge der Geſetze des Denkbaren, gefolgert werden kann, iſt über allen Zweifel hinweg. Jenes, als unmittelbare ſinnliche Erkenntniß, läßt auch keine Beſorgniß eines Rechnungsfehlers zurück. In ſo weit es aber, durch die Geſetze des Denkbaren, mit der reinen Vernunfterkenntniß verbunden wird, iſt der Zweifel nicht völlig aus der Acht zu laſſen; ob auch die Regeln richtig angewendet worden, und nicht ein Trugſchluß oder Rechnungsfehler auf Irrwege verleitet hat.

Ich werde aber in dem Bezirke der Begriffe, deren ich mir bewußt bin, auch ſolche gewahr, die ich nicht blos für Vorſtellungen gelten laſſen kann, ſondern zugleich für Darſtellung äußerlicher Gegenſtände halten muß. Sie ſind nicht blos Abänderungen von mir, und einzig und ab

lein in mir selbst als ihrem Subject, anzutreffen; sondern ich muß mir selbst von ihnen gestehen, daß sie zugleich Abdrücke äußerlicher Gegenstände sind, die ihr eigenes Daseyn für sich haben. Im Wachen und so lange ich gesund bin, ist mir nichts leichter, als diese Gattung der Begriffe zu erkennen, und von andern zu unterscheiden. Sie führet ihre Augenscheinlichkeit mit sich, die sich dem gesunden Menschensinne aufdringet, und keinen Widerspruch leidet. Im Traume hingegen, in der Trunkenheit, im Wahnwitz, in der Entzükkung, pflegen wir diese beiden Gattungen zu verwechseln, und eine Reihe subjectiver Vorstellungen, für Darstellung äußerlicher Gegenstände zu halten. Wir erkennen im Wachen unsern Zustand und unterscheiden ihn vom Traume. In währendem Träumen sind wir hiezu nicht aufgelegt. Es entstehen zwar in diesem Zustande selbst sehr oft schwache Zweifel, ob das, was wir sehen und hören, nicht bloße Träume seyn mögen? Allein sie werden gar bald von der anscheinenden Evidenz der äußern Sinne überwältiget, und verschwinden, ohne uns von unserm

wahren Zustande zu unterrichten. Die Bemerkung wird jeder von euch bey sich selbst zu machen, Gelegenheit gehabt haben. So oft im Traume ein Umstand vorkömmt, der ungereimt scheint, und mit den bekannten Gesetzen der Natur streitet; so werden wir aufmerksam, und fragen uns selbst: sollte dieses nicht ein bloßer Traum seyn? Der Zweifel entsteht, und vergeht eben so leicht wieder, ohne uns über unsern Zustand ein weiteres Licht zu geben. Die Frage ist: läßt sich das Criterium deutlich angeben, woran Vorstellung von Darstellung zu unterscheiden ist? Kann der Ausspruch des gesunden Menschenverstandes, der im Wachen so unwiderstehlich ist, in Vernunfterkenntniß verwandelt werden? Und wie gehet es zu, daß eben dieses Criterium, in währendem Traume, seine Untrüglichkeit verliert und nicht mehr im Stande ist, uns aus der Verwirrung zu reissen?

Ihr werdet euch aus der Lehre von der Verbindung unsrer Begriffe, die ich euch zu einer andern Zeit vorgetragen, noch zu erinnern wissen, daß diese nach verschiedenen Regeln der Ordnung

auf- und nebeneinander zu folgen pflegen. Einmahl nach einer subjectiven Ordnung, nach dem Gesetze des Witzes, der Einbildungskraft oder der Vernunft. Begriffe die wir zu einer andern Zeit zugleich gehabt haben, die ähnliche Merkmale enthalten, oder die nach dem Gesetze der Vernunft auseinander folgen, bringen sich im Traume sowohl als im Wachen einander wieder hervor, und dieses nennen wir die subjective Ideenverbindung. Stehn sie aber unter sich in einer von uns unabhängigen Causalitätsverbindung; folgen sie deswegen auf- und nebeneinander, weil sie, nach anerkannten Gesetzen der Natur, als Ursachen und Würkungen mit einander verknüpft sind; so nennen wir dieses eine objective Verbindung der Ideen. Eine Reihe von Begriffen, die nicht blos von unsern Seelenkräften und ihren Würkungen und Einschränkungen abhängt, sondern die äußerliche Gegenstände voraussetzt, welche diese Begriffe darstellen, und in deren Kräften, wechselsweisen Einwürkung und Zusammenhang, sie gegründet sind.

Den Zustand, in welchem die objectiven Ideenverbindungen in unsrer Seele die herrschenden sind, nennen wir das Wachen. Der bey weitem gröszere Theil unsrer Vorstellungen folgt in diesem Zustande auf- und nebeneinander, nicht nach den Gesetzen unsrer Seelenkräfte; nicht, weil wir sie zu einer andern Zeit zugleich gehabt haben; nicht, weil unser Witz eine Aehnlichkeit an ihnen bemerkt, oder unsre Vernunft sie so und nicht anders denkbar findet; sondern, weil sie unter sich, nach uns bekannten Naturgesetzen, in Causalitätsverbindung stehen. Wie wir zu der Kenntniß der Naturgesetze und dieser Causalitätsverbindungen gelangen, haben wir im Vorhergehenden gesehn. Sie stützet sich hauptsächlich auf eine unvollständige Induction; auf eine Schlußart von Oft auf Immer, die in vielen Fällen, an Untrüglichkeit, der vollkommensten Evidenz sehr nahe kommen kann. In dieser Ordnung und Verbindung also steht der gröszte Theil unsrer Begriffe, in währendem Wachen. Unsre Seele ist zwar geneigt, in jedem Augenblicke von dieser objectiven Reihe in etwas abzuweichen, und in

die ihr eigenthümliche, subjective Ideenverbindung überzugehen. Da aber in währendem Wachen, die objective Ordnung der Begriffe die herrschende ist; so wird sie von ihrer subjectiven Abschweifung gar bald abgerufen, und in die Reihe würklicher Dinge zurückgebracht. Je mehr aber eine Vorstellung Interesse für uns hat, desto länger und anhaltender ist der Abweg, auf welchen wir durch die subjective Ideenverbindung geführt werden; desto mehr ist unser wachender Zustand mit einer Art von Träumerey verbunden, deren Würkung man in der Zerstreuung, Begeisterung oder Entzückung bemerken kann. Zuweilen ist die Kraft, mit welcher wir von einer gewissen Vorstellung eingenommen sind, so groß, daß sie die objective Reihe der Dinge überwältigt, uns aus der Ordnung der Natur völlig hinaus und auf eine subjective Ideenverbindung führt, die einem wachenden Traume gleich ist. Dieses ist der Zustand heftiger Gemüthsbewegungen, der Schwärmerey und der Begeisterung, die der Odendichter nachahmet.

Wir Deutſchen nennen dieſen Zuſtand Entzückung, mit vieler Bedeutung. Die Seele wird gleichſam dieſer ſinnlichen, gegenwärtigen Reihe der Dinge entzogen und in eine andre verſetzt, die ihr eigen iſt. Bey einem Wahnwitzigen nennen wir dieſen Zuſtand Verrückung, aus eben dem Grunde.

Der Hang der Seele, ihrer ſubjectiven Ideenverbindung zu folgen und ſich dem Witze oder der Einbildungskraft zu überlaſſen, iſt ſo ſtark und ihr ſo natürlich, daß ſie ohne kräftiges Erinnern an die gegenwärtige, würkliche Welt, keine andre Reihe von Begriffen verfolgen, und feſten Gang halten kann, als von ſolchen, die durch Witz und Einbildungskraft verbunden ſind. Selbſt zur Meditation, oder zum anhaltenden vernünftigen Nachdenken über einen und eben denſelben Gegenſtand, würde ſie dieſer Hang untüchtig machen. Zur Meditation gehöret, daß die Seele ihre Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand hefte, die Begriffe in ihre Merkmale zerlege und über ihre Verbindung nach den Geſetzen des Denkbaren nachdenke. Dieſes iſt die Ordnung der

Vernunft, welcher die Seele mit festen, unwankenden Tritten folgen muß, wenn das Meditiren von Statten gehen soll. Allein das Interesse der Vernunfterkenntniß ist größtentheils zu schwach, um die Seele an ihre Ordnung zu fesseln und festen Schritt thun zu lassen. Sie würde mit jedem Schritt in Nebenwege des Witzes oder der Einbildungskraft ausweichen, und sich nie ihres Vorsatzes wieder erinnern, wenn sie nicht ein mächtiges Bewußtseyn des Gegenwärtigen zuvörderst in die würkliche Welt zurückriefe, und sodann sie an ihren Vorsatz zu meditiren wieder erinnerte. Man sieht daher, warum das Meditiren für die Seele so viel beschwerliches hat, und welch eine besondere Lage des Gemüths dazu gehört, wenn ihr dieses gelingen soll. Die Vernunfterkenntniß und die Ordnung, in welcher sie die Begriffe aneinanderreihet, hat kein anderes Interesse für die Seele, als das Interesse des Vorsatzes. Sie folgt dieser Reihe von Gedanken, weil sie durch dieselbe einen bestimmten Endzweck zu erhalten sucht. Dieser Vorsatz, dieser Endzweck ist mehrentheils ein übersinnlicher Ge-

genſtand, der ſelten mächtig genug iſt, dem Reitze der bilderreichen Einbildungskraft zu widerſtehen. Die Seele würde ihm alſo nicht lange treu bleiben, wenn ſie nicht ein dunkles Bewußtſeyn des Gegenwärtigen von ihrem Abwege zurückrufe. Aber auch das Bewußtſeyn des Gegenwärtigen muß nicht mächtig genug ſeyn, die Seele ganz einzunehmen, und den Begriff des Vorſatzes, ſo wie die Gedanken, die zu ihm führen, in ihr zu verdunkeln. Das Gegenwärtige ſoll ſie blos an ihren wirklichen Zuſtand, und vermittelſt deſſelben an ihren Vorſatz erinnern, damit ſie ungeſtört der Ordnung der Vernunft folgen könne. Der Eindruck des Gegenwärtigen muß weder zu ſtark noch zu ſchwach, weder zu lebhaft noch zu unkräftig ſeyn, wenn die Seele ſich, in der zum Wollen glücklichen Lage, ſoll erhalten können. Allzuſtarke Eindrücke des Gegenwärtigen überwältigen die Vernunfterkenntniß zu ſehr; allzuſchwache hingegen überlaſſen die Seele dem Spiele der Einbildungskraft, und ſie webet in Träumereyen aus. Nicht jeder hat die Anlage, die ſinnlichen Eindrücke, ſo oft es nöthig iſt, auf dieſen

gemäßigten Ton zu stimmen, und niemand hat sie zu allen Zeiten und unter allen Umständen. Ein Malebranche wird allen starken sinnlichen Eindrücken ausweichen und das Tageslicht selbst durch den Vorhang verdunkeln müssen, um der Reihe seiner Meditationen ungestört folgen zu können; ein Euler hingegen die ausserordentliche Fertigkeit haben, mitten im Gewühle der Kinder und des Hausgesindes die schwersten algebraischen Fragen aufzulösen, und die Abhandlungen zu schreiben, die wir bewundern.

Wo sind wir hingerathen? Habe ich doch selbst die Lehre, die ich vortragen wollte, durch mein eigenes Beyspiel bestätigt. Ich fing davon aus, den Unterschied zwischen subjectiven und objectiven Vorstellungen anzugeben, um das Kennzeichen zu finden, wodurch wir den Zustand des Wachens vom Traume unterscheiden. Ohne diesen Endzweck noch völlig erreicht zu haben, ist die Seele dem Gange der Einbildungskraft gefolgt, hat sich in Beschreibung der Entzückung und Begeisterung eingelassen, ist von diesen auf die Erfordernisse der Meditation ausgewichen;

und nun war ich im Begriffe, auf die Regeln des lyrischen Gedichts auszuschweifen. Als ein Mittelding zwischen Meditation und Begeisterung hat das lyrische Gedicht seinen eigenen Gang, der sich aus dem Vorigen so ziemlich bestimmen läßt. Der Anfang, wo das Interesse den Dichter in Worte ausbrechen läßt; der Fortgang, wo er seine Begriffe nach der Ordnung, die aus Meditation und Begeisterung zusammengesetzt ist, verfolgt; die Sprünge oder die plötzlichen Uebergänge aus einer Reihe der Begriffe in die andre, die den Gang des begeisterten Dichters so sehr auszeichnen; alles dieses war ich im Begriffe, euch der Reihe nach herzuerklären, und solchergestalt mehr dem Gange des lyrischen Dichters, als des philosophischen Lehrers, zu folgen. Glücklicher Weise hat mich euer Anblick von dieser Abschweifung zurückgerufen, und mich meines Vorsatzes wieder erinnert. Ich reiße, um den Oodichter völlig nachzuahmen, den Faden hier plötzlich ab, um ihn in der nächsten Stunde wieder da anzuknüpfen, wo er sich zu verlieren angefangen hat.

VI.

Ideenverbindung. — Idealismus.

Sind die Metaphysiker nicht, in der That, eine seltsame Art von Menschen? dürfte mancher sprechen. Sie versagen sich das Vergnügen des Morgenschlafs, unterbrechen vielleicht den schönsten Morgentraum, um sich hier unter einer Linde die wichtige Wahrheit einander zu entdecken, daß Schlafen nicht Wachen, und Wachen nicht Träumen sey. Eine Wahrheit, die jedem Kinde auf dem Schooße der Amme, so gut als ihnen bekannt ist. So lächerlich dieses auch seyn mag; so hat doch jedes Lächerliche, wie wir wissen, auch einen ernsthaften Gesichtspunkt, und es kömmt darauf an, von welcher Seite man es betrachten will. Gesunder Menschensinn und Vernunft fließen beide aus einer Quelle, sind eins und ebendieselbe Erkenntnißkraft. Nur geht diese langsam und, wie Fontenelle sagt, mit schwerfälligen Elephantenschritten, wo jener gleichsam wie geflügelt zum Ziele eilt. Es ist der Bemühung des Weltweisen nicht unwürdig, zu ver-

ſuchen, in wie weit er die Ausſprüche des Menſchenſinnes in Vernunfterkenntniß auflöſen könne. Der Geometer entſteht ſich nicht, nach der Strenge zu beweiſen, daß die gerade Linie der kürzeſte Weg zwiſchen zwey Punkten ſey; ob ihm gleich der Cynike mit Recht vorhält, daß dieſes auch dem Hunde bekannt ſeyn müſſe, der ſeinen Raub in gerader Linie zu erreilen ſucht. Auch der thieriſche Sinn, antwortet jener, hat ſeinen Erkenntnißgrund, und wir wollen ſehen, ob wir ihn in Vernunfterkenntniß auflöſen können. Wir ſetzen alſo unſre geſtrige Betrachtung fort, ohne das Lächerliche zu ſcheuen, das ihr anzuhängen ſcheinet. Das Wachen, in ſo weit es die Seele angeht, iſt, wie wir geſehen, ein Zuſtand, in welchem die objective Verbindung der Begriffe, die Ordnung der Cauſalität oder der Naturgeſetze, das ſtärkſte Licht hat, und in der Seele gleichſam die Oberherrſchaft führet. Sie weiſet einer jeden ſubjectiven Ideenverbindung ihren Ort in Zeit und Raum an, und ertheilt ihnen den gehörigen Grad von Licht und Kraft; ſie lenkt die Aufmerkſamkeit, regiert die Bewegungswerkzeuge, und

leitet

leitet selbst den Gang der Vernunft zum anhaltenden Nachdenken. Alle Verrichtungen der Seele befinden sich wie in einer wohlgestimmten Harmonie, so lange der Totaleindruk des Gegenwärtigen den Grundton angiebt, auf welchen sie sich stützen.

Nun kann diese Harmonie und die nach derselben eingerichtete Oekonomie der Seelenverrichtungen zerrüttet und in Unordnung gebracht werden, wenn entweder die objective Ideenordnung zu schwach, oder die subjective verhältnißmäßig zu mächtig wird. Das Letztere geschieht in der Leidenschaft, Trunkenheit, Entzükung, oder im Wahnwitze. In allen diesen Zuständen haben gewisse Begriffe für die Seele einen so unwiderstehlichen Reiz, daß sie ihnen auf alle Abwege nachfolgt, dahin sie verleiten. Das Bewußtseyn des Gegenwärtigen, oder die Causalitätsordnung, hat immer noch Gewalt genug, die Aufmerksamkeit, so wie die Bewegungswerkzeuge sie zuweilen nach Willkühr zu lenken; aber das Interesse für eine subjective Reihe der Begriffe reißt die Oberherrschaft zuweilen an sich, führt

Bayerische Staatsbibliothek München

die Seele den Gang der subjectiven Ordnung, und giebt ihr Gedanken und Handlungen ein, die mit dem wirklichen Zustande der Dinge nicht übereinstimmen. So oft die sinnlichen Eindrücke mächtig genug werden, die Seele von ihrem Abwege zurück zu führen, erkennet die Vernunft zwar ihren Irrgang, und fasset in der Trunkenheit oder im Wahnwitze selbst den Vorsatz, ihn in der Folge zu vermeiden. Allein der Vorsatz ist nicht von Dauer. Sobald das Interesse wieder lebhaft wird, schwächt es den Eindruck des Gegenwärtigen, und stimmt ihn wieder herab zu seinem Unvermögen. Die Seele ist keiner vernünftigen Ueberlegung mehr fähig, und überläßt sich abermals der Führung ihrer schwärmerischen Ideenordnung.

Im Schlafe sind die sinnlichen Eindrücke geschwächt, aber verhältnißmäßig auch die Bilder der Imagination. Weder das Vergangene, noch das Gegenwärtige ist lebhaft genug, ein Bewußtseyn in der Seele hervorzubringen oder auf die Bewegungsorganen zu würken. Alles erscheint in einem sehr geschwächtem Lichte, aber in der-

ſelben Harmonie von Licht und Schatten, Hell und Dunkel, Nähe und Entfernung; etwa wie eine Gegend in der Dämmerung, oder wie ein Gemälde, das mit einem durchſichtigen Flor überzogen iſt. Die Beleuchtung iſt gemildert, der Eindruck nicht überwältigend und hinreißend, aber immer noch derſelbe und von ähnlicher Würkung. Wenn aber in dieſem Zuſtand irgend ein Bild der Einbildungskraft, ein Begriff des Vergangenen, zufälligerweiſe etwas mehr Lebhaftigkeit erhält; ſo kann dadurch eine ſubjective Ideenreihe in der Seele erwachen, und mit Bewußtſeyn verknüpft werden. Von keinem ſtärkern Bewußtſeyn des Gegenwärtigen zurückgerufen, wird die Seele, nach dem Geſetze der Imagination oder nach Vorſchrift des Intereſſe, von einer ſubjectiven Reihe der Begriffe in die andre übergehen; und Dinge der Würklichkeit nach für verknüpft halten, die unter ſich in keiner Kauſalitätsverbindung ſtehen. Der Streit dieſer Erſcheinung mit den Geſetzen der Natur wird ſie zwar etwas aufmerkſam machen, und zuweilen auf Zweifel bringen; allein zum vernünftigen Ueberlegen gehört,

wie wir gesehn, unumgänglich, daß die Seele vom Eindrucke des Gegenwärtigen beherrscht werde. Kann sie aber ihrer subjectiven Ideenreihe folgen; so verschwindet der Vorsatz zu überlegen und nachzudenken in dem zweyten Augenblicke schon wieder: die Seele hat diese ganze Reihe schon verlassen und befindet sich nunmehr in einer ganz andern Verbindung der Dinge, in welcher weder von ihrer Ueberlegung noch von ihrem Vorsatze selbst, die mindeste Spur zu bemerken ist. Diesen Zustand der Seele nennen wir träumen. Auch das Träumen ist eine Art von Verrückung in eine andere Reihe der Dinge, als diejenige, die uns umgiebt. Nur daß im Traume die Vorstellungen überhaupt nicht Gewalt genug haben, auf die Bewegungsorgane zu würken. Es ist indessen möglich, daß im Schlafe die Bilder der Einbildungskraft so lebhaft werden, daß sie auf die Bewegungsorganen würken und freywillige Handlungen hervorbringen. Die sinnlichen Eindrücke können dabey ganz oder größtentheils geschwächt bleiben, wenigstens diejenige Lebhaftigkeit nicht erlangen, die zum völl-

gen Erwachen erfordert wird, und daher dem Träumen ein freyes Spiel lassen, die Organe in Bewegung zu setzen, und Dinge zu verrichten, die wir sonst nur im Wachen verrichten können. Die er Zustand ist eine Krankheit, die man das Nachtwandeln nennet. Die freywilligen Verrichtungen, die in diesem Zustande geschehen, erfolgen vermöge der subjectiven Ideenverknüpfung. Von dem würklich Gegenwärtigen nehmen sie nur so viel mit, als unmittelbar zu ihrem Zwecke gehört. Der Nachtwandler wird die Gegenstände, die ihn unmittelbar berühren, oder zunächst im Wege sind, zu vermeiden suchen, oder aus dem Wege räumen; und dieses um so viel eher, wenn es Dinge sind, die er auch im Wachen, ohne Bewußtseyn, so zu behandeln gewohnt ist. Der Totaleindruck kann immer noch fehlen, durch welchen die Seele sich in der gegenwärtigen Welt gleichsam orientirt und zum völligen Erwachen gebracht wird.

Das Nachdenken der Seele, haben wir gesehen, wird gestört, wenn ein Bild der Einbildungskraft lebhafter, oder das Interesse der

Seele mächtiger wird, als ihr Vorsatz, die Meditation zu verfolgen. So oft aber dieses nicht geschieht, kann die Seele ihrem Vorsatze treu bleiben, und nach dem Gesetze der Vernunft ihre Meditation ununterbrochen fortsetzen. Man sieht, daß dieses auch sogar im Wahnwitze oder im Traume geschehen kann; so oft weder das Interesse, noch die Lebhaftigkeit einer bildlichen Vorstellung, mit dem Erfordernisse des vernünftigen Nachdenkens in Collision kömmt. Die Beyspiele sind nicht selten, daß Wahnwitzige, in Dingen, die keine Uebersicht des Gegenwärtigen erfordern, und blos den Gang der strengen Vernunft und des Nachdenkens fortgehen, oft sehr gut zurecht kommen und die sinnreichsten Meditationen oft mit Vernunft und Ordnung auszuarbeiten im Stande sind; und man hat sogar Erscheinungen von Träumenden, die einen Beweis im Traume ausgeführt haben, der ihnen vorher im Wachen nicht gelingen wollte. So fremde dieses auch scheinet, so läßt es sich doch einigermaßen begreiflich machen, wenn man auf den angegebenen Unterschied zwischen Träumen und Wachen Acht hat, und die

eigentlichen Hinderniſſe in Betrachtung zieht, die dem vernünftigen Nachdenken im Traume ſonſt im Wege ſtehen.

Demokrit ſagt nicht ohne Grund: Im Traume hat jeder von uns ſeine eigene Welt, und beym Erwachen gehen wir alle in eine gemeinſchaftliche Welt über. Im Traume denkt ein jeder von uns ſich eine andre Reihe der Dinge, als objectiv wahr; eine Reihe der Dinge, die wenigſtens nicht ſo, wie wir ſie uns vorſtellen, würklich geworden; und die in der Ordnung, welche ſie verbindet, blos ſubjectiven Regeln der Ideenverbindung folget. Es ſind Bruchſtücke, aus verſchiedenen Syſtemen genommen, die zuſammen kein Ganzes ausmachen. Alle objective Wahrheit, die ſie enthalten, iſt das Daſeyn des Träumenden ſelbſt, welches auch im Traume ſeine Evidenz hat, und über allen Zweifel hinweg iſt. Alles Uebrige ſind bloße Abänderungen dieſes träumenden Weſens, und hat blos ein idealiſches Daſeyn, ohne äuſſerliches Object. Jeder gehet in ſeine eigene Welt über.

Die Vorstellungen des Wachenden hingegen sind Abbildungen der Dinge, die ausser uns würklich vorhanden sind, nach den Regeln der Ordnung, in welcher sie sich ausser uns würklich hervorbringen; sie gehören alle zu einer gemeinschaftlichen Welt. Sie sind zwar nicht in allen Subjecten gleich; sondern nach der Lage desselben, und nach seinem Standorte, verschiedentlich abgeändert; aber diese Verschiedenheit selbst zeigt die Einheit und Identität des Gegenstandes, den sie darstellen. Sie gleichen verschiedenen Abbildungen einer Gegend, aus verschiedenen Gesichtspunkten aufgenommen. Sie müssen verschieden seyn, wenn sie wahr seyn sollen; aber blos das Aehnliche in denselben hat objective Wahrheit, das Unähnliche hingegen ist eine Folge der Perspective: wahr, in so weit es Abbildung ist, und falsch, wenn wir es als Darstellung der Gegend annehmen wollen.

Auf eine ähnliche Weise werden wir, in den Vorstellungen des Wachenden, das Wahre von der Täuschung zu unterscheiden haben. Was wir nur durch einen Sinn allein erkennen, hat dies

die Vermuthung der Würklichkeit für ſich, die ſich auf die gewohnte Verbindung der ſinnlichen Erſcheinungen gründet. Dieſe kann trügen und vielleicht eine Folge der Perſpective ſeyn, die wir ohne Grund in dem Gemälde für Darſtellung halten. Je mehr Sinne, in verſchiedenen Entfernungen, durch mannichfaltige Mittel betrachtet, in dieſer Darſtellung überein kommen; deſto gewiſſer wird unſre Ueberführung von ſeinem wirklichen Daſeyn. Der Grund unſerer Vermuthung kann nicht mehr in der Eingeſchränktheit eines einzigen Sinnes liegen; denn die Uebereinſtimmung führt auf einen gemeinſchaftlichen Grund. Aber noch bleibt der Zweifel zurück: ob nicht der eingeſchränkte Erkenntnißkreis unſerer Sinne überhaupt, dieſen gemeinſchaftlichen Grund enthalte, und alſo Täuſchung veranlaſſe. Vielleicht iſt die Lage, in welcher ich mich befinde, blos daran ſchuld, daß ich Dinge ſehe und höre und fühle, und daher für würklich halte, die aber blos in mir ſelbſt vorgehn und auſſer mir kein Object haben.

Je mehr Menſchen aber mit mir übereinſtimmen, dieſe Dinge ſo zu finden, deſto gröſſer wird die Gewiſſheit, daß der Grund meines Glaubens nicht in meiner beſondern Lage anzutreffen ſey. Er muß entweder in der poſitiven Denkungskraft liegen, und alſo wahre Darſtellung ſeyn; oder in den gemeinſchaftlichen Schranken aller menſchlichen Erkenntniß. Die Wahrſcheinlichkeit des letzten Falles nimmt ab, wenn ich überführt werde, daß auch Thiere die Dinge ſo und nicht anders erkennen; jedes zwar nach ſeinem Standorte und nach der Perſpective, aus welchen es die Dinge anſieht; aber insgeſammt doch auf eine ſolche Weiſe, daß ſie die Identität des Objects zu erkennen geben, von welchem ſie verſchiedene Seiten darſtellen. Könnten wir überführt werden, daß auch höhere Weſen als wir, die Dinge mit der Abänderung, die ihrem Standorte zukömmt, ſo und nicht anders denken; ſo würde die Gewiſſheit, mit welcher wir das Daſeyn der Dinge auſſer uns erkennen, bis zur höchſten Evidenz heranwachſen. Wir würden eine faſt vollſtändige Induction für uns haben,

daß die Sicherheit, mit welcher wir das Daseyn der Dinge auſſer uns annehmen, keine Folge unſers begränzten Geſichtskreiſes, keine Würkung unſrer Einſchränkung ſey; ſondern ſich auf das Poſitive unſrer Denkungskraft gründe, welches allen denkenden Weſen gemein iſt. Dieſes allein kann der gemeinſchaftliche Grund der ſo ausgebreiteten Uebereinſtimmung ſeyn, nach welchem ſo mannichfaltige Weſen, durch mannichfaltige Erkenntnißmittel, jedes nach ſeinem Standorte, immer daſſelbe erkennen und für wahr halten. Iſt aber die Erkenntniß des Würklichen eine Folge unſrer Denkungskraft, ſo wird an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln ſeyn; wenn anders das richtig iſt, was wir vom Unterſchiede der Wahrheit, des Irrthums und der Täuſchung oben feſtgeſetzt haben.

Wenn wir überführt ſeyn könnten, daß der allerhöchſte Verſtand ſich die Dinge auſſer uns, als würkliche Objecte darſtellte; ſo würde unſre Verſicherung von ihrem Daſeyn den höchſten Grad der Evidenz erlangt haben, und keinen fernern Zuwachs mehr leiden. Dieſes iſt keine bloſſe

Speculation, auf die ich euch für die Langeweile führe. Wenn wir uns vom Daseyn eines höchsten Wesens und von seinen Eigenschaften überzeugt haben werden; so wird sich ein Weg zeigen, uns auch einigen Begriff von der Unendlichkeit seiner Erkenntniß zu machen; und von dieser mit mehrerer Wahrheit, vielleicht auf eine wissenschaftliche demonstrative Art, das Vorgeben der Idealisten zu widerlegen, und das würkliche Daseyn einer sinnlichen Welt ausser uns unumstößlich zu beweisen. Vor der Hand aber und bevor dieses geschehen kann, schränken wir uns blos auf die Sätze ein, in welchen der Idealist mit uns übereinkömmt. Er gesteht ein, daß die Gedanken, die in ihm vorgehen, als Abänderungen seiner selbst, ihr Dasein haben. Er kann folglich auch nicht leugnen, daß er selbst, als das Subject dieser Abänderungen, würklich vorhanden sey. Andre, von ihm verschiedene, so wie er eingeschränkte Wesen, können so wie er ihr eigenes Daseyn haben, und ausser ihm, so wie er selbst, würklich vorhanden seyn. Er leugnet auch ihr Daseyn nicht, wenn er nicht in die

Ungereimtheit des Egoisten verfällt, der nur sich allein ein würkliches Daseyn zuschreibt. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben euch zu sagen, warum ich diese Meynung schlechtweg eine Ungereimtheit nenne. Vor der Hand habe ich es blos mit dem Idealisten zu thun, der denkende Wesen außer sich zugiebt, und seiner Wenigkeit allein nicht den Vorzug anmaaßet, daß sie die einzige Substanz sey, die würklich geworden ist. In dem Inbegriffe seiner eigenen Kenntniße sowohl, als der Erkenntniß andrer denkenden Wesen, unterscheidet der Idealist mit uns, die subjective Reihe der Dinge, die nur in ihm wahr ist, von der objectiven Reihe der Dinge, die allen denkenden Wesen nach ihrem Standorte und Gesichtspunkte gemeinschaftlich ist. Die Merkmaale, woran er diese im wachenden Zustand erkennet, sind ihm so wie uns unleugbar. Allein sagen diese Merkmaale auch Wahrheit aus? Giebt es würklich außer uns sinnliche Gegenstände, die den Grund enthalten, warum wir uns im wachenden Zustande die Reihe der objectiven Begriffe so und nicht anders denken? Der Inbegriff unsrer ob-

jectiven Ideen enthält auch leblose Substanzen, körperliche Wesen, die sich uns als außer uns befindlich darstellen. Hat diese Darstellung auch Wahrheit für sich? Nein! antwortet der Idealist, es ist Kurzsichtigkeit unsrer sinnlichen Erkenntniß, daß wir so denken; es ist Sinnentäuschung, davon der Grund in unserm Unvermögen anzutreffen ist. Meine bessere Vernunft überführt mich, daß keine Substanz körperlich seyn könne. Der Dualist hingegen glaubt, die Vernunft des Idealisten habe ihn durch Fehlschlüsse auf einen Irrthum verleitet; es gebe eben sowohl körperliche, als geistige Substanzen: jene zwar nicht völlig so, wie sie sich uns darstellen; denn die Schranken unsrer Erkenntniß haben manches in ihrer Vorstellung abgeändert. Indessen sey in den mannichfaltigen Abbildungen derselben nicht alles Perspective; nicht alles Folge unsrer Eingeschränktheit und unsers begränzten Gesichtspunktes. Das Uebereinstimmende in denselben führe vielmehr auf einen gemeinschaftlichen, außer uns befindlichen Grund der Uebereinstimmung, welches das Urbild der-

ſelben iſt. Er geſtehet zwar ein, daß ſeine Sinne zuweilen täuſchen; aber nicht alles, was ſie ausſagen, hält er für bloße Täuſchung. Er glaubt vielmehr, vieles in denſelben folge aus der poſitiven Denkungskraft ſeiner Seele, und ſey alſo Wahrheit. Jener ſpricht: von einer Subſtanz die denken kann und gedacht wird, habe ich einen unmittelbaren Begriff in mir ſelbſt, indem ich mein eigenes Daſeyn erkenne. Daß andre Subſtanzen, die auch denken und gedacht werden, auch vorſtellen und vorgeſtellt werden, neben mir ſeyn können und würklich ſind; davon habe ich einen hinlänglichen Begriff. Was für einen Begriff aber mache ich mir von einer Subſtanz, die blos materielle Eigenſchaften haben, blos gedacht werden ſoll, ohne ſelbſt zu denken? Alles dieſes, antwortet der Dualiſt, giebt eurer Vernunft noch keinen Grund, ihr Daſeyn zu läugnen. So wie es vielmehr Subſtanzen giebt, welche denken und gedacht werden; ſo wie es, nach unſrer aller Geſtändniß und Glauben, eine einzige allerhöchſte Subſtanz giebt, welche blos denkt, und von keinem andern Weſen in ihrer Un-

umschränktheit gedacht werden kann; eben also giebt es auch von der andern Seite außer uns befindliche Substanzen, die zu sinnlichen Empfindungen und Gedanken die Urbilder sind, ohne selbst Vorstellungen zu haben; materielle Wesen, die blos gedacht werden, aber nicht denken können. Was für Eigenschaften aber, fragt jener, legt ihr dieser Substanz bey? Sind nicht alle sinnlichen Eigenschaften, die ihr derselben zuschreibt, bloße Modificationen, die in euch selbst vorgehn? Ihr sagt, z. B. die Materie sey ausgedehnt und beweglich. Sind aber Ausdehnung und Bewegung etwas mehr, als sinnliche Begriffe, Abänderungen eurer Vorstellungskraft, deren ihr euch bewußt seyd; und wie könnt ihr diese gleichsam aus euch hinaustragen, und einem Urbilde zuschreiben, das außer euch befindlich seyn soll? — Wenn dieses die Schwierigkeit ist, erwiedert der Dualist, so liegt sie mehr in der Sprache, als in der Sache selbst. Wenn wir sagen, ein Ding sey ausgedehnt, sey beweglich; so haben diese Worte keine andre Bedeutung, als diese: ein Ding sey von der Beschaffenheit, daß

es

es als ausgedehnt und beweglich gedacht werden müsse. A seyn, und als A gedacht werden, ist der Sprache, so wie dem Begriffe nach, eben dasselbe. Wenn wir also sagen: die Materie sey ausgedehnt, sey beweglich, sey undurchdringlich; so sagen wir freylich weiter nichts, als: es gebe Urbilder ausser uns, die sich in jedem denkenden Wesen als ausgedehnt, beweglich und undurchdringlich darstellen.

Niemanden von uns aber ist es noch eingefallen, diese sinnlichen Begriffe oder Erscheinungen, welche die Abbildungen der Materie sind, in die Materie selbst hineinzulegen. Wir sagen blos, die Vorstellung, die wir von materiellen Wesen, als ausgedehnt, beweglich und undurchdringlich haben, sey keine Folge unsrer Schwachheit und unsers Unvermögens; sie fließe vielmehr aus der positiven Kraft unsrer Seele, sie sey allen denkenden Wesen gemein, und mithin nicht blos subjective, sondern objective Wahrheit.

VII.

Fortsetzung. Streit des Idealisten mit dem Dualisten. — Wahrheitstrieb und Billigungstrieb.

In der letzten Vorlesung habe ich gesucht, den Streit zwischen den Spiritualisten und Dualisten ins Reine zu bringen, und euch zu zeigen, auf welche feine Distinction er am Ende hinausläuft. Der Anhänger des Idealismus hält alle Phänomena unsrer Sinne für Accidenzen des menschlichen Geistes, und glaubet nicht, daß ausserhalb desselben ein materielles Urbild anzutreffen sey, dem sie als Beschaffenheiten zukommen. Der Dualist hingegen spricht: Ich finde in diesen sinnlichen Erscheinungen, die ihr Accidenzen der Seele nennt, so viel Uebereinstimmung zwischen verschiedenen Sinnesarten, zwischen Menschen und Menschen, ja sogar zwischen Menschen und Thieren; daß ich mich für berechtigt halte, den Uebereinstimmungsgrund nicht in mich selbst, sondern in etwas zu setzen, das ausser mir befindlich ist. Als Accidenzen in mir, sind die sinnlichen Phänomena Abbildungen desselben; die, wie alle Abbildungen aus einem gewissen Gesichts-

punkte, zwar etwas Perspectives haben, aber deswegen nicht ohne Wahrheit sind. Das materielle Urbild enthält den Grund von der Wahrheit und Uebereinstimmung aller dieser Abbildungen. Es erregt in uns die Vorstellung von Ausdehnung, Bewegung, Figur, Undurchdringlichkeit u. s. w. Daher ist dieses Urbild selbst ausgedehnt, beweglich, undurchdringlich und nimmt gewisse Figuren an. Man läßt sich durch leere Worte hintergehen und in die Irre führen, wenn man unter dem Ausdrucke, ausgedehnt, beweglich und undurchdringlich seyn, ein Mehreres verstehen will.

Seyd ihr es nicht vielmehr selbst, sprach letzthin ein Anhänger des geistigen Systems, mit dem ich mich hierüber in Streit einließ: Seid ihr es nicht vielmehr selbst, der diese Verwirrung in der Sprache veranlaßt, und uns darin zu verwickeln sucht? Alle Eigenschaften, die ihr diesem Urbilde zuschreibt, sind, eurem eignen Geständnisse nach, bloße Accidenzen der Seele. Wir wollen ja aber wissen, was dieses Urbild selber sey, nicht was es würke. Freund, antwortete

ich, wenn dieſes euer Ernſt iſt; ſo dünkt mich, ihr verlangt etwas zu wiſſen, das ſchlechterdings kein Gegenſtand des Wiſſens iſt. Wir ſtehen an der Gränze, nicht nur der menſchlichen Erkenntniß, ſondern aller Erkenntniß überhaupt; und wollen noch weiter hinaus, ohne zu wiſſen, wohin. Wenn ich euch ſage, was ein Ding würket oder leidet; ſo fraget weiter nicht, was es iſt. Wenn ich euch ſage, was ihr euch von einem Dinge für einen Begriff zu machen habet; ſo hat die fernere Frage, was dieſes Ding an und für ſich ſelbſt ſey? weiter keinen Verſtand. Und ſo haben ſich die Weltweiſen von je her öfters mit Fragen gequälet, die im Grunde nicht zu beantworten ſind; weil ſie aus leeren Worten beſtehen, die keinen Sinn mit ſich führen. So fragt der Atheiſt, was denn Gott eigentlich ſey? Zeigt ihm, was Gott gewürkt habe; zeigt ihm die ganze Herrlichkeit der Schöpfung und alle Schönheit und Vollkommenheit, die ſie enthält. Saget ihm, Gott habe dieſes alles hervorgebracht, mit Weisheit hervorgebracht; und erhalte und regiere dieſes alles, nach den Geſetzen der Weisheit und

Güte, davon er die Spuren in jedem Sonnenstäublein, so wie in sich selbst findet. Alles dieses befriedigt ihn nicht. Er fährt fort, zu fragen: Was ist denn aber Gott selbst?

Erinnert euch, fuhr ich fort, daß die Materialisten, welche alle einfache geistige Wesen für Hirngespinnste halten, uns durch eine ähnliche Frage in die Enge zu treiben glauben. Was ist denn, sprechen sie gemeiniglich, was ist denn euer einfaches, geistiges Wesen, das weder Größe noch Figur, weder Farbe noch Ausdehnung haben soll. Umsonst führet ihr den Materialisten in sich selbst zurück, und laßt ihn auf das aufmerksam seyn, was in ihm selbst vorgeht, indem er denkt und empfindet, begehrt und verabscheuet, würkt oder leidet. Alles dieses thut ihm noch kein Genüge, und löset ihm die Frage noch nicht auf, was denn eine Seele sey, wenn sie nicht körperlich ist. Er überlegt nicht, daß wir vom Körper selbst auch nichts mehr wissen, als was er würkt oder leidet; und daß ausser dem Würken und Leiden eines Dings nichts weiter an ihm denkbar sey.

Derselben Waffen, fuhr ich fort, mit welchen wir gemeinschaftlich den Materialisten bestreiten, werde ich mich bedienen, auch Ihrem Einwurfe zu begegnen. Was ist das Urbild aller sinnlichen Eigenschaften, ausser den Accidenzen, die davon in denkenden Wesen anzutreffen sind? Ich antworte: so was, das nicht gefragt werden kann; weil es ausser dem Begriffe liegen soll, und also in dem Sinne der Frage selbst kein Gegenstand der Erkenntniß seyn kann. Ihr forschet nach einem Begriffe, der eigentlich kein Begriff, und also etwas Widersprechendes seyn soll. Hier stehen wir an den Schranken der Erkenntniß; und jeder Schritt, den wir weiter thun wollen, ist ein Schritt ins Leere, der zu keinem Ziele führen kann. Laßt uns hier abbrechen, erwiederte mein Philosoph. Ich fürchte, daß am Ende der berühmte Zwist der Materialisten, Idealisten und Dualisten auf einen bloßen Wortstreit hinauslaufen würde, der mehr eine Sache des Sprachforschers, als des speculativen Weltweisen ist.

Mich würde dieses nicht sehr befremden. Es wäre nicht die erste berühmte Streitfrage, um

welche die Menschen sich verunreinigt, ja einander gehaßt und verfolgt haben, und die am Ende auf eine bloße Wortfehde hinauslief. Die Sprache ist das Element, in welchem unsre abgesonderten Begriffe leben und weben. Sie können dieses Element zur Veränderung abwechseln, aber verlassen können sie es nicht, ohne Gefahr den Geist aufzugeben.

Ich würde hier meine Vorlesungen, in so weit sie Vorerkenntniße zur Lehre von Gott seyn sollen, endigen können; wenn ich nicht noch eine Seite zu berühren hätte, von der ich mir in der Folge großen Nutzen verspreche. Was wir bisher untersucht haben, ging blos unsre Erkenntniß an, in so weit sie wahr oder falsch ist. Die wahren Erkenntnisse aber selbst unterscheiden sich von einander dadurch, daß sie Wohlgefallen oder Mißfallen in der Seele erregen. Das Schöne, das Gute, das Erhabene wird von der Seele mit Lust und Wohlgefallen erkannt. Das Häßliche, Böse und Unvollkommene hingegen erregt Unlust und Widerwillen.

Man pflegt gemeiniglich das Vermögen der Seele in Erkenntnißvermögen und Begehrungsvermögen einzutheilen, und die Empfindung der Lust und Unlust schon mit zum Begehrungsvermögen zu rechnen. Allein mich dünkt, zwischen dem Erkennen und Begehren liege das Billigen, der Beyfall, das Wohlgefallen der Seele, welches noch eigentlich von Begierde weit entfernt ist. Wir betrachten die Schönheit der Natur und der Kunst, ohne die mindeste Regung von Begierde, mit Vergnügen und Wohlgefallen. Es scheinet vielmehr ein besonderes Merkmal der Schönheit zu seyn, daß sie mit ruhigem Wohlgefallen betrachtet wird; daß sie gefällt, wenn wir sie auch nicht besitzen, und von dem Verlangen, sie zu besitzen, auch noch so weit entfernt sind. Erst alsdann, wann wir das Schöne in Beziehung auf uns betrachten, und den Besitz desselben als ein Gut ansehen; alsdann erst erwacht bey uns die Begierde zu haben, an uns zu bringen, zu besitzen: eine Begierde, die von dem Genuße der Schönheit sehr weit unterschieden ist. Wie aber dieser Besitz, so wie die Beziehung auf uns,

nicht immer Statt findet, und selbst da, wo sie Statt findet, den wahren Freund der Schönheit nicht immer zur Habsucht reizt; so ist auch die Empfindung des Schönen nicht immer mit Begierde verknüpft, und kann also für keine Aeußerung des Begehrungsvermögens gehalten werden. Wollte man allenfalls die Richtung, welche die Aufmerksamkeit durch das Wohlgefallen erhält, denselben Gegenstand ferner zu betrachten; wollte man diese eine Würkung des Begehrungsvermögens nennen; so hätte ich im Grunde nichts dawider. Indessen scheint es mir schicklicher, dieses Wohlgefallen und Missfallen der Seele, das zwar ein Keim der Begierde, aber noch nicht Begierde selbst ist, mit einem besondern Namen zu benennen und von der Gemüthsunruhe dieses Namens zu unterscheiden. Ich werde es in der Folge **Billigungsvermögen** nennen, um es dadurch sowohl von der Erkenntniß der Wahrheit, als von dem Verlangen nach dem Guten, abzusondern. Es ist gleichsam der Uebergang vom Erkennen zum Begehren und verbindet diese beiden Vermögen durch die feinste Abstufung,

die nur nach einem gewissen Abstande bemerkbar wird.

Wir können also das Erkenntniß der Seele in verschiedener Rücksicht betrachten; entweder in so weit es wahr oder falsch ist, und dieses nenne ich das Materiale der Erkenntniß; oder in so weit es Lust oder Unlust erregt, Billigung oder Misbilligung der Seele zur Folge hat, und dieses kann das Formale der Erkenntniß genannt werden; denn dadurch wird Erkenntniß von Erkenntniß, Wahrheit von Wahrheit selbst unterschieden.

Das Materiale der Erkenntniß leidet keine Abstufung. Ein Begriff kann nicht mehr, nicht weniger wahr als der andre seyn. Wenn es anders ist, daß Wahrheit allezeit eine Folge der positiven Denkungskraft der Seele ist; so findet hier kein Mehr oder Weniger Statt. Die Wahrheit ist mit einer unveränderlichen Größe zu vergleichen; sie ist eine unzertrennliche Einheit, die entweder ganz oder gar nicht anzutreffen ist. Daher auch in der Sprache das Beywort wahr selten eine Comparation leidet. Das Vergleis

chungswort wahrer iſt eben ſo ungewöhnlich als der Superlativ, das wahrſte.

Das Formale in der Erkenntniß aber hat nicht nur ſeine Abſtufung; ſondern das Weſen derſelben beſteht hauptſächlich in der Vergleichung, in Mehr oder Weniger. Im Grunde betrachtet, führt jede Erkenntniß ſchon eine Art von Billigung mit ſich. Ein jeder Begriff, in ſo weit er blos denkbar iſt, hat etwas das der Seele gefällt, das ihre Thätigkeit beſchäftigt, und alſo mit Wohlgefallen und Billigung von ihr erkannt wird. Nichts iſt im höchſten Grade böſe; nichts im höchſten Grade häßlich. Wie aber die Seele bey einem Begriffe mehr Wohlgefallen, angenehmere Beſchäftigung finden kann, als bey einem andern; ſo kann ſie jenen lieber haben wollen und dieſem vorziehen. In dieſer Vergleichung und in dem Vorzuge, den wir einem Gegenſtande geben, beſtehet das Weſen des Schönen und Häßlichen, Guten und Böſen, Vollkommenen und Unvollkommenen. Was wir in dieſer Vergleichung als das Beſte erkennen, würket auf unſer Begehrungsvermögen, und

reitzet, wenn es keinen Widerstand findet, zur Thätigkeit. Dieses ist die Seite, von welcher das Billigungsvermögen an das Verlangen oder Begehren gränzet.

Ferner: das Materiale der Erkenntniß trennt das Denkbare vom Undenkbaren, das Würkliche vom Nicht Würklichen. Das Falsche, als eine Folge von der Einschränkung des Denkenvermögens, kann nicht nur nicht würklich vorhanden seyn; sondern muß auch, unter gewisser Bedingung, nicht gedacht werden können. Mit dem Formalen der Erkenntniß aber verhält es sich ganz anders. Nur der höchste Grad des Häßlichen und Bösen kann weder gedacht werden, noch würklich vorhanden seyn. Jede Abstufung derselben aber läßt sich nicht nur mit gleicher Wahrheit denken; sondern kann auch, unter gewissen Umständen, das Beste werden, und zur Würklichkeit gelangen. Das Falsche ist eine bloße Verneinung, und kann nirgends anzutreffen seyn. Das Häßliche und Böse aber, in so weit es blos in der Vergleichung diesen Nahmen erhält, kann würklich vorhanden seyn; jedoch

mit der Bedingung, wie wir weiter sehen werden, daß es irgendwo und irgendwann, d. h. unter gewissen Bestimmungen der Zeit und des Raums, in der Vergleichung das Beste werde.

Noch einen Unterschied zwischen diesen verschiedenen Rücksichten in der Erkenntniß gebe ich euch zu bemerken, der mir von wichtigen Folgen zu seyn scheint. Beides, sowohl das Erkenntniß- als das Billigungsvermögen, sind, wie ihr aus der Psychologie wißt, Aeußerungen einer und ebenderselben Kraft der Seele; aber verschieden, in Absicht auf das Ziel ihres Bestrebens. Jenes geht von den Dingen aus, und endiget sich in uns; da hingegen dieses den entgegengesetzten Weg nimmt, von uns selbst ausgeht, und die äußeren zu ihrem Ziele hat. Ich erkläre mich.

Eine jede Kraft führt das Bestreben mit sich, denkbare Accidenzen zur Würklichkeit zu bringen; entweder in der Substanz selbst, der diese Kraft zukömmt, oder in einer außer ihr befindlichen Substanz, welche alsdann die leidende genannt wird. Der Erkenntnißtrieb ist von der ersten Gattung. Er setzet die Wahrheit als unveräu-

derlich zum voraus, und ſuchet die Begriffe der Seele mit derſelben übereinſtimmend zu machen. Das Ziel ſeiner Thätigkeit iſt objective Wahrheit, und er gehet darauf aus, in dem denkenden Weſen ſolche Prädicate zur Würklichkeit zu bringen, die derſelben gemäß ſind. Vermöge des Triebes zur Wahrheit, ſuchen wir unſere Erkenntniß, ohne Rückſicht auf Wohlgefallen oder Misfallen, mit der unveränderlichen Wahrheit in Uebereinſtimmung zu bringen. Nicht alſo bey der Aeußerung des Billigungstriebes. Wenn dieſer in Bewegung geſetzt wird, ſo iſt ſein Ziel nicht in uns, ſondern in den Dingen außer uns anzutreffen; und er gehet darauf aus, in demſelben ſolche Accidenzen würklich zu machen, die mit unſrer Billigung, mit unſerm Wohlgefallen, mit unſern Wünſchen übereinſtimmen. Jener will den Menſchen nach der Natur der Dinge; dieſer die Dinge nach der Natur des Menſchen umbilden.

Ich glaube, aus dieſem ſehr auffallenden Unterſchiede ſo manche Erſcheinung erklären zu können, die ſonſt ihre Schwierigkeit hat. Wie gehet es zu, daß der Menſch die Wahrheit und zu

gleich die Erdichtung liebet? Wie können ſo widerſprechende Neigungen in einem Subject beyſammen ſeyn? Jetzt iſt ihm die Wahrheit theurer als ſeine Ruhe, theurer als ſein Leben; und jetzt hat er ein williges Ohr, ſich das albernſte Kindermährchen bethören und in die heftigſte Gemüthsunruhe ſetzen zu laſſen. So ſehr er die Wahrheit liebt, eben ſo ſehr wünſcht er zuweilen getäuſcht zu werden.

Mich dünkt, es kömmt auf die Abſicht an, die wir bey einer Erkenntniß haben. Wir wollen entweder unſern Erkenntnißtrieb in Bewegung ſetzen, um ihn dadurch vollkommen zu machen; oder wir haben dieſelbe Abſicht mit dem Billigungstriebe. Iſt jenes, ſo iſt Wahrheit das Ziel unſres Wunſches; und jede andere Betrachtung, ſo theuer und ſo wichtig ſie uns auch iſt, muß derſelben weichen. Wir wollen wiſſen, wie die Dinge beſchaffen ſind, nicht wie wir ſie wünſchen. Der Geometer ſoll, unſrer Gemächlichkeit halber, nichts von der Strenge ſeiner Beweiſe vergeben; und der Geſchichtſchreiber keine Umſtände erdichten, um unſerer Neigung zu

schmeichelt. Wenn wir Wahrheit suchen, so kann nur Wahrheit uns befriedigen.

Ein anderes ist es hingegen, wenn wir die Absicht haben, unser Billigungsvermögen zu beschäftigen, und dadurch vollkommener zu machen. In dieser Rücksicht liebt der Mensch Erdichtung. Er bildet die Dinge so um, wie sie seiner Neigung gemäß sind, wie sie sein Wohlgefallen und Misfallen in ein angenehmes Spiel setzen. Er will nicht unterrichtet, er will bewegt seyn. Gern läßt er sich also täuschen, und Dinge als wirklich darstellen, die seiner bessern Ueberzeugung und der Wahrheit nicht gemäß sind. Seine Vernunft schweiget, so lange blos seine Neigungen angenehm beschäftigt seyn sollen.

So oft wir an der Sache selbst und ihrer Wirklichkeit Antheil nehmen; so widersetzen wir uns aller Täuschung, so glücklich sie uns auch machen würde, und streben nach Wahrheit. Von der unglücklichsten Nachricht, die uns hinterbracht wird, dringen wir auf Ueberzeugung; ob wir gleich vorher vermuthen, daß sie uns nur großes Elend bringen werde. Der Geizige, der vielleicht

vielleicht ſeinen verborgenen Schatz nie aufgegraben haben würde, mit welcher Beſtürzung eilet er hin, ſo bald der mindeſte Verdacht entſteht, daß er geſtohlen ſeyn könnte; mit welchem Ungeſtüm ſucht er ſich von der Wahrheit zu überführen, und er konnte bey fortdauernder Täuſchung ſo glücklich ſeyn! — Der Freund, der ſeinen Freund in Amerika am Leben geglaubt und glücklich war, ohne vielleicht die Hoffnung zu haben, ihn je wieder zu ſehn, erhält die traurige Bothſchaft von einer Lebensgefahr, in welcher ſich jener befunden; und nunmehro kann er ſich nicht länger in ſeinem glücklichen Wahn erhalten; er dringet auf Ueberzeugung, ob er gleich nur Beſtätigung ſeines Elends zu erwarten hat. „Unglücklicher,“ ſpricht der eiferſüchtige Mohr zum Verläumder ſeiner Desdemona, „Unglückli„licher, bringe Beweiſe! Gieb mir Ueberzeu„gung, daß Desdemona treulos ſey; oder ver„fluche deine Geburt! Ha! ich war glücklich, ſo „lange ich mich im Beſitze ihrer Treue glaubte. „Mögte ſie dann ihre Reihe an jeden Kriegs„mann verſchwendet haben! Ich wußte es

„nicht, argwohnte nichts davon, und war „glücklich. Du hast die Natter mir in den „Busen gesetzt! Gieb überzeugende Beweise, „oder wünsche, nie das Licht der Sonne er„blickt zu haben!“ In der heftigsten Gemüthsbewegung selbst erkennet er, daß seine Ruhe blos von der Meynung abhänge, und daß er glücklich seyn würde, wenn er fortfahren könnte, sich in dem Wahne von der Treue seiner Geliebten zu erhalten. Allein er fühlt die Unmöglichkeit. Sein Trieb geht auf die Sache, nicht auf die Meynung. Das Ziel seines Wunsches ist außer ihm, liegt in dem Objekte. Desdemona soll nicht blos unschuldig scheinen; sie soll unschuldig seyn: und wenn sie es nicht ist, so will er von ihrer Treulosigkeit überführt und elend seyn.

Niemand von uns, meine Lieben! wird, wie ich hoffe, Anstand nehmen, lieber sein Leben zu verlieren, als z. B. eine Stadt in Brand zu stecken, oder ein ganzes Heer unschuldiger Menschenkinder, aus bloßem Muth-

willen, zur Schlachtbank zu führen. Aber wenn das Uebel geſchehen iſt, wenn ihm von uns nicht mehr abgeholfen werden kann; ſo wird jeder von uns eine unwiderſtehliche Begierde empfinden, allenfalls eine beſchwerliche Reiſe zu unternehmen, um die verheerte Stadt, oder das mit Leichen beſäete Schlachtfeld in Augenſchein zu bekommen. Wie läßt ſich dieſes begreifen? Auch dieſes läßt ſich aus der vorigen Betrachtung gar leicht erklären. So lange es von uns abhänget, ob etwas würklich werden ſoll; ſo kömmt es auf unſre Billigung, unſer Gutfinden an, und wir unterlaſſen das Böſe, in ſo weit es von uns praktiſch dafür erkannt wird. Sobald das Uebel geſchehen, und nicht mehr abzuändern iſt, ſo hört es auf, ein Gegenſtand unſers Billigungsvermögens zu werden; und nunmehr reihet es unſern Erkenntnistrieb, der die Sachen ſo erkennen will, wie ſie ſind, nicht wie wir ſie wünſchen oder lieben. So lange wir noch handeln können, iſt das Gute der Gegenſtand unſers Wunſches, und das Beſte der Gegenſtand unſers

praktischen Willens. Wir wünschen alles thun zu können, was wir für gut halten; und thun wirklich das, was uns für izt das Beste zu seyn scheinet. Sobald wir aber die Sachen nicht mehr nach unserm Wunsche abändern können; so bleibt uns nichts mehr zurück, als unsern Erkenntnißtrieb zu befriedigen und die Wahrheit zu erfahren, wenn sie auch das größte Unglück für uns enthielte. Mit einem Worte: der Mensch forschet nach Wahrheit, billiget das Gute und Schöne, will alles Gute und thut das Beste.

Wiſſenſchaftliche

Lehrbegriffe

vom

Daſeyn Gottes.

VIII.

Einleitung. Wichtigkeit der Untersuchung. — Ueber das Basedowsche Princip der Glaubenslehre. — Axiomata.

Da ich nunmehr dem Ziele näher schreite, meine Kinder und Mitforscher der Wahrheit! da ich itzt das Vorhaben auszuführen denke, die Lehre von Gott und seinen Eigenschaften mit euch gemeinschaftlich zu untersuchen; so befinde ich mich in einer Verlegenheit, die ich, nach der Art, wie ich mit euch umzugehen gewohnt bin, euch nicht bergen mag.

Soll ich euch die Wichtigkeit dieser Lehre, und den Einfluß, den sie auf die Glückseligkeit und auf die Ruhe des Menschen hat, völlig so vorstellen, wie ich davon überzeugt zu seyn glaube? Wahrlich, was mich betrifft, so hat, ohne Ueberzeugung von dieser Wahrheit, das Leben für mich keinen Genuß, und das Glück selbst keine Freuden. So wie ich jetzt denke und empfinde, ist es nur diese Ueberzeugung, der ich alle meine Heiterkeit in frohen, glücklichen Tagen, und wenn

ihr bey den Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens, noch einige Beruhigung des Gemüths an mir wahrgenommen habt; der ich auch diese Beruhigung einzig und allein zu verdanken habe. Ohne Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit haben alle Güter des Lebens in meinen Augen einen verächtlichen Werth, scheinet mir das Leben hienieden, um mich eines bekannten und oft gemisbrauchten Gleichnisses zu bedienen, wie eine Wanderschaft in Wind und Wetter, ohne den Trost, Abends in einer Herberge Schirm und Obdach zu finden; oder wie ein Voltaire sagt, ohne diese tröstliche Aussicht schwimmen wir alle in den Fluthen; haben unaufhörlich mit Wellen zu kämpfen, und keine Hoffnung, das Ufer je zu erreichen.

Soll ich nun eure Gemüther in eben die Stimmung zu bringen suchen; so bin ich in Gefahr, die Lage des Gleichgewichts zu verrücken, in welche wir uns versetzen müssen, wenn wir die Wahrheit untersuchen wollen. Unsre Neigung verändert das Gewicht der Wahrheitsgründe. Der Antheil, den wir an dem Resultate nehmen,

legt den Gründen zuweilen einiges Gewicht zu, und nimmt zu einer andern Zeit von denſelben etwas ab. Es iſt ſchwer, in unſrer eigenen Sache das Richteramt mit Unpartheylichkeit zu führen; aber eben ſo ſchwer iſt es von der andern Seite, uns ſelbſt, als Partheyen, Genüge zu thun, ſo bald der Richter verdächtig zu werden anfängt. Alles hängt von der Laune ab, in welcher wir uns befinden. In heitern, jovialiſchen Stunden, ſind wir leicht zu befriedigen. Wir glauben, was wir hoffen. In einer traurigen Gemüthslage hingegen, ſind wir mehr geneigt das zu glauben, was wir fürchten. Aber der Areopagus der Vernunft, vor deſſen Richterſtuhle wir hier unſre Sache auszumachen haben, ſoll nicht nach der Neigung, ſondern nach der Strenge der Wahrheit, die Gründe abwägen und Urtheil fällen.

Baſedow verſuchte es einſt, ein neues Principium der Erkenntniß in die Philoſophie einzuführen, das er die **Glaubenspflicht** nennet. Wenn es einen Satz giebt, ſpricht er, der mit der Glückſeeligkeit des Menſchen ſo verknüpft iſt, daß ſie ohne deſſen Wahrheit nicht beſtehen

kann; so ist der Mensch verpflichtet, denselben als wahr anzunehmen und ihm Beyfall zu geben. Hiernächst suchet er zu beweisen, daß ohne Gott. Vorsehung und Unsterblichkeit keine Glückseligkeit des Menschen statt haben könne; und damit glaubt er diese drey trostreiche Lehren hinlänglich dargethan und wider alle Zweifel in Sicherheit gebracht zu haben.

So sehr sich diese Methode durch ihre Leichtigkeit, und durch den Nutzen, den sie in vielen Fällen würklich hat, zu empfehlen scheint; so wenig brauchbar ist sie doch, wenn von dem Daseyn eines höchsten Wesens die Rede ist. Ueberhaupt erkenne ich keine Pflicht in Absicht auf Meynung, keine Verbindlichkeit, wenn Wahrheit von Unwahrheit unterschieden werden soll. Man scheint die beiden Seelenvermögen, die wir im Vorhergehenden so sorgfältig unterschieden haben, mit einander zu verwechseln; nimmt einen Billigungsgrund für einen Grund der Erkenntniß an, und hält das für wahr, was man gut und begehrlich gefunden hat. Nun haben wir in unsern Vorerkenntnissen gesehen, daß un-

ser Billigungsvermögen von uns selbst ausgehet, und sein Ziel in den Gegenständen hat, die wir nach unserm Wunsch umzubilden streben; da hingegen das Erkenntnißvermögen von den Gegenständen und ihrer objectiven Wahrheit ausgehet, und zum Ziele hat, unsre Gedanken und Vorstellungen mit denselben übereinstimmig zu machen. Es ist also offenbar ein fehlerhafter Uebergang aus dem einen Seelenvermögen in das andere, wenn wir für Wahrheit erkennen, was unserer Billigung gemäß ist; wenn wir glauben und annehmen, was wir hoffen und wünschen.

Pflicht und Verbindlichkeit findet nur Statt, in Absicht auf das Billigungsvermögen. Wir sind verbunden, das zu thun, was unserer Glückseligkeit gemäß ist; das zu lassen, was derselben zuwider ist. In Absicht auf Erkenntniß hingegen haben wir keine andere Pflicht, als die Pflicht zu untersuchen. Das Untersuchen der Wahrheit ist eine freywillige Handlung, die durch Erkenntniß des Guten und Bösen regiert wird, und also eine sittliche Nothwendigkeit anerkennt, eine Verpflichtung zuläßt. Das Erkennen und Annehs-

men aber iſt von unſerm Willen nicht abhängig. Die Nothwendigkeit, anzunehmen, iſt keine ſittliche, ſondern eine phyſiſche Nothwendigkeit. Wir geben dem für wahr Erkannten nicht Beyfall, weil wir wollen oder ſollen; ſondern weil wir ſchlechterdings nicht anders können.

Der Erkenntnißgrund des Herrn Baſedow kann indeſſen zugelaſſen werden, wenn wir von dem Daſeyn eines höchſtgütigen Weſens, und daß ſeine Vorſehung über das Schickſal der Menſchen waltet, vorher aus andern Gründen überführt ſind. Wenn es wahr iſt, daß ein allgütiges und ein allweiſes Weſen uns hervorgebracht hat, ſo kann es, vermöge ſeiner unveränderlichen Eigenſchaften, uns nicht anders als zur Glückſeligkeit beſtimmt haben. Kann alſo dieſe Glückſeligkeit nicht beſtehen, wenn der Menſch nicht zur ewigen Dauer berufen iſt; ſo ſtreitet ſeine Vernichtung mit den anerkannten Eigenſchaften Gottes, und man hat überzeugenden Grund, die Seele des Menſchen für unſterblich zu halten. Und ſo wird es mit jeder Wahrheit beſchaffen ſeyn, von welcher wir darthun können, daß ohne dieſelbe

der Mensch nicht glückselig seyn, Gott nicht die Eigenschaften haben könne, von deren Würklichkeit wir überzeugt sind. Nur in diesem Falle kann der Billigungsgrund auch zum Erkenntniß-grunde werden. Ein höchstgütiges Wesen kann nur dasjenige gebilliget und als den Gegenstand seines Willens hervorgebracht haben, was nach seiner Allwissenheit das Beste und Vollkommenste ist. Wenn aber vom Daseyn dieses allgütigen Wesens selbst die Rede ist; so trennt sich die Quelle der Erkenntniß von der Quelle der Billigung. Jedes Principium gehet seinen eigenen Weg und führet zu einem andern Ziele. Wenn wir beides, unsere Billigung des Guten und Schönen, und unser Anerkennen der Wahrheit, durch die Worte, Beyfall geben, auszudrücken pflegen; so ist es eine Zweydeutigkeit der Sprache, vor der sich der Weltweise in Acht zu nehmen hat.

Wollen wir also bey der wichtigen Untersuchung, die wir vorhaben, von der Wahrheit versichert seyn; so müssen wir vielmehr den Antheil aus der Acht lassen, den wir an dem Resultate nehmen, und unsern Wünschen keinen Ein-

fluß auf unſere Ueberzeugung einräumen. Um uns der Evidenz der Mathematiker zu nähern, müſſen wir auch ihre Gleichmüthigkeit nachzuahmen ſuchen. Unbekümmert, was das Reſultat ſey, opfert der Geometer Hekatomben, wenn er nur überzeugende Gewißheit erlangt hat; er wünſchet bloß annehmen zu müſſen; nimmt aber nicht an, weil er wünſcht. Freilich wird ihm dieſe ungetheilte Liebe zur Wahrheit ſo ſchwer nicht, da ſie ihn keine Ueberwindung, keine Selbſtverläugnung koſtet. Das Reſultat ändert nichts in dem Syſtem ſeiner Glückſeligkeit, und ſein Wunſch iſt erfüllt, wenn er nur geſunden! rufen kann. In unſerm Falle hingegen hänget von dem Reſultate unſerer Unterſuchung unſer ganzes Wohl ab. Wir zittern vor der Wahrheit ſelbſt, wenn ſie nicht mit unſerm Wohl übereinſtimmt. Mit jedem Zweifel droht unſere Ruhe zu verſchwinden, unſer ganzes Syſtem von Glückſeligkeit einzuſtürzen. Wer kann mit ruhigem Auge die Schale ſchwanken ſehn, wenn der Ausſchlag Leben oder Tod iſt? Wer trauet ſeiner Hand Feſtigkeit genug zu, in dem Fleiſche ſeines

geliebten Sohnes Einſchnitte zu machen, um den Sitz einer Krankheit aufzuſuchen? Dank ſey es der Vorſehung, daß ſie von Zeit zu Zeit einigen Freunden der Wahrheit die Stärke des Geiſtes giebt, mit Aufopferung und Selbſtverläugnung die Sätze zu prüfen, von denen ihre eigene Glückſeligkeit abhänget! Sie ſtrengen ihre Kräfte an, um Zweifel zu erregen, die ihnen ihre eigene Ruhe koſten; um wider angenommene Lehrſätze Einwürfe ans Licht zu bringen, wodurch ſie ſich vielleicht ihr ganzes Leben hienieden verbittern. Ohne dieſes Opfer der Wahrheit würde alles Erkenntniß derſelben gar bald in Vorurtheil und blinden Glauben ausarten. Der Geiſt der Unterſuchung muß immer von neuem rege gemacht und unterhalten werden, wenn die Wahrheit, die wir anerkennen, einigen Werth haben ſoll. Erkenntniß ohne Unterſuchung iſt zuweilen von weit ſchlimmern Folgen, als Unterſuchen ohne Erkenntniß; oder vielmehr, es hört auf, Erkenntniß der Wahrheit zu ſeyn, ſobald der Satz als ausgemacht angenommen und populär wird, ohne daß man es ferner nöthig findet, die Gründe zu prüfen, auf

welchen er beruhet. Es iſt wahr, die Zweifel, die von jenem erregt worden, führen zuweilen zur Verläugnung aller Grundſätze und haben nicht ſelten auf die Sittlichkeit und Handlungen der Menſchen fürchterlichen Einfluß. Allein die Vorurtheile, in welche, durch Trägheit im Unterſuchen, die Wahrheit ſelbſt verwandelt wird; der blinde Glaube, mit welchem wir gewiſſen Sätzen anhängen, ohne ſie zu prüfen, führet zu Aberglauben und Schwärmerey, die der Glückſeligkeit des Menſchen nicht weniger gefährlich ſind. Atheismus und Aberglaube, Zweifelſucht und Schwärmerey, ſind beides Krankheiten der Seele, die ihr den ſittlichen Tod androhen. Nicht ſelten verordnet die Vorſehung eine Krankheit, um eine ihr entgegengeſetzte zu heben, um dem Körper ſeine Geſundheit wieder zu ſchenken. Wir müſſen alſo jeden Zweifel, der uns gemacht wird, mit Gelaſſenheit anhören, jeden Einwurf willkommen ſeyn laſſen, wenn er auch unſer ganzes Syſtem zu zerrütten droht. Nach dem natürlichen Zirkellauf der Dinge führet Wahrheit zur Beruhigung, Beruhigung zur Trägheit und Trägheit zum

Aber-

Aberglauben. Alsdann iſt es eine Wohlthat der Vorſehung, wenn der Geiſt des Zweifels und der ſpitzfündigſten Unterſuchung rege gemacht wird, um durch Verwerfung aller Grundſätze den Rückweg zur Wahrheit wieder hinzuführen.

Sollen überredende Gründe irgend mit Nutzen angebracht werden, ſo geſchieht dieſes blos in der populären Methode, die Wahrheiten der natürlichen Religion vorzutragen; wo man nicht ſowohl darauf ausgeht, Wahrheit zu finden, als der gefundenen Wahrheit Ausbreitung, Leben und Bewegungskraft zu geben. Die Grundſätze, die wir beſtändig brauchen, ſollen uns beſtändig zur Hand ſeyn, ſollen unabläßig auf unſere Neigungen, Triebe und Leidenſchaften würken. Sie müſſen daher durch die Kraft der Ueberredung gleichſam in den Grund der Seele hineingeſenkt, und in eine Art von unmittelbarer Erkenntniß verwandelt werden, die der mathematiſchen Evidenz zwar an Licht nicht beykömmt, aber an Kraft und Einwürkung überlegen iſt. Ich werde euch von den Gränzen ſowohl, als von der Nützlichkeit dieſer populären Erkenntnißart, in der

Folge länger zu unterhalten, Gelegenheit nehmen. Jetzt wollen wir versuchen, wie weit wir in der wissenschaftlichen Methode, über das Daseyn Gottes nachzudenken, uns der Evidenz der Mathematiker nähern und wissenschaftliche Ueberzeugung erlangen können. Hier sind einige Axiomata, die aus dem, was wir bisher abgehandelt haben, natürlich zu folgen scheinen. Ich empfehle sie euerer genauen Prüfung, damit wir in der Folge uns derselben ohne weitern Anstand bedienen, und, so oft es nützlich ist, darauf beziehen können.

Axiomata.

1.

Was wahr ist, muß durch positive Denkungskraft dafür erkannt werden können.

Dieses ist aus dem obigen klar, und gilt sowohl von Begriffen, als von Urtheilen und Schlüssen; sowohl von Vernunft- als von Erfahrungswahrheiten.

Alle Wahrheit wird erkannt, von dem allerhöchſten Verſtande, wenn es einen giebt, mit der allerhöchſten Evidenz; von jedem andern verſtändigen Weſen nach Maaßgabe ſeiner Fähigkeit, und in ſo fern es nicht durch Irrthum oder Täuſchung an der Erkenntniß verhindert wird.

II.

Weſſen Daſeyn durch keine poſitive Denkungskraft erkannt werden kann, das iſt nicht würklich vorhanden.

Geſetzt A ſey ein Begriff in der Seele, dem alſo, in ſo weit er eine Vorſtellung in einem denkenden Weſen iſt, ein idealiſches Daſeyn zukömmt; d. h. er iſt ein Accidens einer denkenden Subſtanz, eine Abänderung eines Denkungsvermögens. Wenn kein verſtändiges Weſen durch ſeine poſitive Kraft erkennen kann, daß dieſes A auch würkliches objectives Daſeyn habe; ſo iſt ſein vermeyntes objectiviſches Würklichſeyn eine Unwahrheit; entweder Irrthum oder Täuſchung.

III.

Weſſen Nichtſeyn keinem verſtändigen Weſen begreiflich ſeyn kann, das iſt würklich vorhanden.

Deſſen Nichtſeyn würde Unwahrheit, d. i. Irrthum oder Täuſchung ſeyn müſſen.

Wenn alſo von einem denkbaren Begriffe A erwieſen werden könnte, daß er ohne reales objectives Daſeyn nicht gedacht werden könne, ſo iſt zugleich erwieſen, daß er objectivisch würklich ſeyn müſſe.

IV.

Wenn ein Satz: A iſt B, wahr ſeyn ſoll; ſo muß vermöge der poſitiven Denkungskraft, zwiſchen dem Subjecte A und dem Prädicate B eine Verbindung anerkannt werden können.

V.

Dieſe Verbindung beruhet entweder auf dem Materialen in der Erkenntniß des Subjects A, oder auf dem Formalen derſelben.

Der Grund, warum dem Subject A das Prädicat B zugeſchrieben wird, liegt entweder in

der Beſchaffenheit des Subjects, als denkbar oder nicht denkbar, oder in der Beſchaffenheit deſſelben, als gut oder böſe, begehrlich oder nicht begehrlich.

VI.

Wenn alſo von einem Begriffe A das würkliche Daſern ausgeſagt wird, ſo iſt A entweder deswegen würklich vorhanden, weil es nicht anders, als mit dieſem Prädicate denkbar iſt; oder deswegen, weil es nicht anders ein Gegenſtand der Billigung und des Beyfalls werden kann.

Das Beſtreben unſrer Kraft in Abſicht auf Wahrheit oder das Materiale der Erkenntniß, gehet darauf aus, in uns ſelbſt Prädicate hervorzubringen, die mit den objectiven Beſchaffenheiten der Dinge übereinkommen; in Abſicht auf das Gute oder das Formale der Erkenntniß, hat unſre Kraft zum Ziele, in dem Objecte derſelben unter gleich denkbaren Prädicaten, das Beſte zur Würklichkeit zu bringen. Dieſes iſt in dem Vorigen hinlänglich auseinander geſetzt worden. Wenn alſo der Satz: A iſt B von einem denken-

den Wesen als wahr erkannt und behauptet werden soll; so liegt der Erkenntniß- oder Behauptungsgrund, entweder in der Denkbarkeit des Begriffes A und ist eine ewige, nothwendige Wahrheit; A ist vorhanden, weil A ein wahrer Begriff ist; oder dieser Grund liegt in dem Formalen der Erkenntniß, in der Beschaffenheit des A, ein Gegenstand der Billigung zu werden, von einer freyen Ursache beliebt und hervorgebracht werden zu können.

VII.

Hieraus folgt unmittelbar, daß wenn der Satz: A ist nicht B, eben so denkbar ist, als der Satz: A ist B; so kann dieser nicht anders wahr werden, als in so fern er das Beste ist, und von einer wählenden Ursache hat gebilliget und zur Würklichkeit gebracht werden können; oder Unter zweyen gleich denkbaren oder möglichen Dingen kann nur dasjenige würklich werden, welches das Beste ist.

Wenn der Begriff A sowohl mit der objectiven Existenz, als ohne dieselbe denkbar ist, so

liegt der Grund ſeines Daſeyns nicht in dem Materialen der Erkenntniß; ſondern in der formalen Beſchaffenheit, als gut und begehrlich. Dieſe Beſchaffenheit, oder die Güte und Vollkommenheit deſſelben, kommt ihm entweder allezeit unveränderlich, oder nur unter gewiſſen Umſtänden und Bedingungen zu. Im erſten Falle iſt der Satz eine allgemeine unveränderliche Wahrheit, ein Geſetz der Natur; im letztern hingegen kann er nur unter gewiſſen Umſtänden irgendwo und irgendwann, als zum Beſten gehörig, ſelbſt das Beſte werden und zur Würklichkeit gelangen. Von dieſer Art ſind die einzelnen hiſtoriſchen Begebenheiten, die Zeitungen, die nur hier und da, irgendwo und irgendwann zum Vorſchein kommen. Wenn z. B. die Körper eben ſowohl eine allgemeine Schwere haben, als nicht haben könnten; ſo kann der Satz: Alle Körper haben eine Schwere, nicht anders wahr werden, als in ſo weit dieſe, ohne Rückſicht auf Zeit und Ort, ſo und nicht anders, als das Beſte erkannt und gebilligt worden iſt: Dieſes macht die Schwere zum allgemeinen Natur-

geſetzt. Wenn aber zu einer gewiſſen Zeit das Pulver erfunden wird, ſo muß in dem Inbegriff der Zeit und der Dinge, die damals würklich waren, der Grund enthalten ſeyn, warum dieſe Erfindung damals, unter dieſen Beſtimmungen der Zeit und des Raums, das Beſte geworden iſt. Beides ſind zufällige Wahrheiten; aber jenes eine zufällige, ewige Wahrheit; dieſes hingegen eine zufällige, zeitliche Wahrheit, die irgendwo und irgendwann zum Vorſchein gekommen iſt. Was aber anders gedacht werden kann, und unter keiner Bedingung als das Beſſere gebilliget wird, kann auch unter keiner Bedingung würklich werden und zum Vorſchein kommen. Es hat keinen Grund des Daſeyns, weder in dem Materialen, noch in dem Formalen der Erkenntniß, und ſo wird vielmehr ſein Gegentheil, als Vergleichungsweiſe das Beſſere, von dem Subjecte auszuſagen ſeyn.

IX.

Evidenz der reinen; — der angewandten Grundlehren. — Verbindung mit der Evidenz der Beweise vom Daseyn Gottes. — Verſchiedene Methoden derſelben.

Die reine Mathematik beweiſet ihre Lehren ohne Hülfe der Erfahrung und der ſinnlichen Erkenntniß, blos nach den Geſetzen des Denkens, wie man es zu nennen pflegt, a priori. Die Kraft ihrer Beweiſe beruht auf der Entwickelung der Begriffe. Man zergliedert den Begriff A und findet den nothwendigen Zuſammenhang ihrer Merkmale mit dem Begriffe des Prädicats B. Dieſes giebt den bejahenden Satz; die Ausſchlieſſung bringet den verneinenden Satz. Beide aber ſagen weiter nichts aus, als die Verbindung zwiſchen den Begriffen oder den idealiſchen Weſen, nach den Geſetzen der Denkbarkeit.

Auf die würklich auſſer uns befindlichen Dinge laſſen ſich die Sätze der Mathematiker nur bedingterweiſe anbringen. Die wirklichen Dinge auſſer uns hangen eben ſo gut, als die idealiſchen Weſen der Begriffe, von den Geſetzen der Denkbarkeit ab. Dinge, die den Gedanken nach un-

ze trennlich ſind, können auch durch das würkliche Daſeyn nicht getrennt werden, und Dinge, die nicht zugleich denkbar ſind, können auch nicht zugleich wirklich vorhanden ſeyn. Es laſſen ſich daher alle Sätze der Mathematiker auf die würklich exiſtirende Dinge, unter Vorausſetzung ihrer Würklichkeit, mit Sicherheit anbringen. Wenn das Subject wirklich vorhanden iſt, ſo muß ihm das Prädicat, das ihm der bejahende Satz zuſchreibt, auch objective wirklich zukommen; ſo wie ihm das Prädicat des verneinenden Satzes auch in der Würklichkeit nicht zugeſchrieben werden kann.

Soll aber von dieſen bedingten Lehrſätzen praktiſcher Gebrauch und Anwendung gemacht werden; ſo muß der Geometer ſich durch die ſinnliche Erkenntniß von dem würklichen Daſeyn ſeines Subjects überführen, um das Prädicat von denſelben mit Gewißheit ausſagen zu können. Seine reine Vernunfterkenntniß führt ihn nicht weiter, als auf die bedingten Sätze. Wenn eine Figur ein Dreyeck iſt, ſo hat ſie die Eigenſchaften des Dreyecks; wenn eine Kugel würklich

vorhanden iſt, ſo wirft ſie von allen Seiten gleichen Schatten. Daß aber die vorliegende Figur ein würkliches Dreyeck, daß der vorliegende Körper eine Kugel ſey, dieſes muß auf Zeugniß der Sinne angenommen werden. Die Sicherheit, mit welcher der Geometer in der Ausübung ſeiner Wiſſenſchaft verfährt, iſt nicht mehr reine Vernunftevidenz; ſondern mit der Zuverläßigkeit der ſinnlichen Erkenntniß vermiſcht, deren Evidenz von einer andern Beſchaffenheit iſt, als die Evidenz der reinen Vernunft, ob ſie ihr gleich an Zuverläßigkeit nichts nachgiebt. Von der Natur und Beſchaffenheit der Evidenz dieſer verſchiedenen Erkenntniſſe haben wir in unſern vorigen Unterhaltungsſtunden ausführlich gehandelt.

In der Lehre von Gott giebt es einen ſpekulativen Theil, der, wie mich dünkt, mit aller Strenge der wiſſenſchaftlichen Methode behandelt werden kann. Mit der Evidenz der reinen Mathematik können auch hier Begriffe entwickelt, und in ihre einfachſten Merkmahle und Verhältniſſe aufgelöſet werden. Aber auch hier in An-

wendung auf das wirkliche Daseyn, nur Bedingungsweise. Wenn ein nothwendiges Wesen vorhanden ist, so müssen ihm diese oder jene Eigenschaften nothwendig zukommen; wenn ein zufälliges Ding, nach der vorausgesetzten Erklärung, vorhanden ist; so hat es den Grund seines Daseyns nicht in sich, u. s. w.

Man sieht, daß alles dieses, so wie die Lehrsätze der reinen Mathematik, nicht weiter führet, als auf Verbindungen und Trennungen der Begriffe, auf Zergliederung und Auflösung der Merkmahle, nachdem sie unter oder neben einander geordnet sind. Allein alle diese Spekulationen kann selbst der Atheist zugeben, ohne von dem Daseyn einer Gottheit überführt werden zu können. Ihr müsst ihn von irgend einer Wirklichkeit zuerst überführen, und also aus dem Reich der idealischen Wesen einen Uebergang ins Reich der Wirklichkeiten suchen, um eure spekulative Lehrsätze mit Nutzen anwenden zu können. Wo ist das Band, welches Begriff mit Daseyn verbindet, Wirklichkeit an Möglichkeit knüpft? Sollen wir, wie der Geometer, dem Zeugniß

unserer Sinne trauen, oder giebt es hier einen andern Weg, in das Gebiet der würklichen Dinge überzugehen?

Es giebt drey verschiedene Methoden, diese Fragen zu beantworten. Man bauet, erstlich, auf das Zeugniß der äußeren Sinne; nimmt, in Zuversicht auf ihre Aussage, eine äußere, sinnliche Welt als würklich an, und suchet zu beweisen, daß eine solche sinnliche Welt, ohne ein nothwendiges, außerweltliches Wesen nicht denkbar sey: und nunmehr lassen sich alle Sätze, die in dem spekulativen Theil der Lehre ausgemacht worden, von diesem nothwendigen Wesen mit Grunde behaupten. Es ist eine sinnliche Welt außer uns würklich; also ist ein Gott außer uns und der Welt auch würklich vorhanden.

Nach der zweyten Methode, trauet man bloß dem Zeugniß des innern Sinnes; nimmt auf dessen Aussage, unser eigenes Daseyn als eine unumstößliche Wahrheit an, um von diesem auf das würkliche Daseyn Gottes zu schließen: **Ich bin, also ist ein Gott.**

Die dritte Methode verwirft beides, das Zeugniß sowohl des innern, als des äußern Sinnes, und gehet kühnes Schrittes aus dem Reiche des idealischen Wesens ins Reich der Würklichkeit. Sie wagt es zu beweisen, daß ein nothwendiges Wesen vorhanden seyn müsse, weil ein nothwendiges Wesen gedacht werden kann; sie schließet reales Daseyn aus bloßem Begriff, und will das Band gefunden haben, das Möglichkeit und Würklichkeit verbindet. **Ein Gott ist denkbar, also ist ein Gott auch würklich vorhanden.** In der That, ein kühner Schritt; denn in dem ganzen Bezirke unserer wissenschaftlichen Erkenntniß giebt es von dieser Beweisesart kein Beyspiel, kann vom Begriff auf Würklichkeit nicht geschlossen werden. Nur, wenn von dem nothwendigen Wesen die Rede ist, soll dieses mit aller Zuverläßigkeit geschehen können. Zufällige, endliche Dinge können ohne würkliches Daseyn gedacht werden, können ohne reale, objective Würklichkeit, dennoch ein idealisches Daseyn haben. Nicht also das nothwendige, unendliche Wesen. Wenn es gedacht werden kann, so muß

es auch würkliches, objectivisches Daseyn haben. Die beiden ersten Methoden, nach welchen eine Existenz vorausgesetzt wird, nennt man die Beweisesart a posteriori; die letztere aber, welche von der Idee eines nothwendigen Wesens auf dessen Daseyn schließt, wird die Beweisesart a priori genannt, deren Zulässigkeit von verschiedenen Weltweisen noch in Zweifel gezogen wird.

Die Beweisesarten a posteriori haben Verwandschaft mit dem Verfahren des praktischen Geometers. So wie dieser auf Zeugniß des äußern Sinnes die Würklichkeit seines Subjekts annimmt, und daraus auf die Würklichkeit der Prädicate schließet, ohne welche jenes nicht denkbar ist; eben also wird in den beiden Beweisesarten a posteriori, auf Zeugniß des äußern oder innern Sinnes, das Daseyn einer veränderlichen Welt, oder das Daseyn eines veränderlichen denkenden Wesens angenommen, und daraus das würkliche Daseyn eines unveränderlichen, nothwendigen Wesens geschloßen, ohne welches das Veränderliche nicht denkbar ist. Wenn dieses außer Zweifel gesetzt wird, sollte

man glauben, würde der Beweis des Weltweisen eben die Zuverläßigkeit und Augenscheinlichkeit haben, die man dem Verfahren des praktischen Geometers zuschreibt. Daß außer uns eine würklich sinnliche Welt vorhanden sey; daß in dieser Welt nicht Alles eben dasselbe bleibe, sondern der Veränderung unterworfen sey; daß wir selbstdenkende Wesen sind, die sich unaufhörlich verändern und nicht immer dieselben bleiben: wer sollte wohl im Ernste je hieran gezweifelt haben, mehr gezweifelt haben, als an dem Daseyn eines Triangels oder einer Kugel, das der praktische Geometer voraussetzt? Wenn also ausgemacht werden kann, daß ohne Daseyn eines unveränderlichen Wesens, kein veränderliches sich denken lasse; so wäre das Daseyn eines unveränderlichen Wesens unumstößlich dargethan, und der ganze spekulative Theil der Lehre könnte auf dasselbe mit Zuverläßigkeit angewendet werden.

Indessen wisset ihr, daß diese Voraussetzungen selbst, so unläugbar sie auch scheinen, nicht von allen Weltweisen zugegeben werden. Die Metaphysiker scheuen sich nicht, Dinge zu läugnen,

nen, an welchen der gesunde Menschenverstand sich nie zu zweifeln einkommen läßt. Der Idealist läugnet das würkliche Daseyn einer materiellen Welt. Der Egoist, wenn es je einen gegeben, läugnet das Daseyn aller Substanzen außer sich; und der Spinozist sagt: er selbst sey kein für sich bestehendes Wesen, sondern ein bloßer Gedanke in Gott. Der Skeptiker endlich findet alles dieses noch ungewiß und dem Zweifel unterworfen. Ich kann nicht glauben, daß eine von diesen Ungereimtheiten jemals im Ernste behauptet worden ist. Man hat, wie es scheint, blos die Vernunft auf die Probe setzen und versuchen wollen, ob sie mit dem gesunden Menschenverstand gleichen Schritt halte; ob sie alles dieses nach den Gesetzen des Denkbaren unumstößlich darthun könne, was jener, gleichsam als eine unmittelbare Erkenntniß, für ausgemacht hält. Man hat blos das Wissenschaftliche in der Erkenntniß in Zweifel ziehen wollen, um den Dogmatiker zu beschämen, der seinen Lehren die höchste Augenscheinlichkeit der reinen Vernunfterkenntniß zutrauet. So oft die Vernunft so

weit hinter dem gesunden Menschenverstande zurückbleibt, oder gar von demselben abschweifet, und in Gefahr ist auf Irrwege zu gerathen, wird der Weltweise selbst seiner Vernunft nicht trauen, und dem gemeinen Menschenverstande widersprechen; sondern ihr vielmehr ein Stillschweigen auferlegen, wenn ihm die Bemühung nicht gelingt, sie in die betretne Bahn zurückzuführen, und den gesunden Menschenverstand zu erreichen. Lasset uns also versuchen, in wie weit wir der Vernunft nachhelfen und aus zuverlässigen Gründen dasjenige ersetzen können, was hier noch zu fehlen scheint.

X.

Allegorischer Traum. — Vernunft und Gemeinsinn. — Beweisgründe vom Daseyn Gottes, nach dem System des Idealisten, aus unserm eigenen Daseyn. — Auch ebendaher aus dem idealischen Daseyn einer objektiven Sinnenwelt.

Die Gedanken von Vernunft und Menschenverstand, mit welchen ich meine gestrige Vorlesung beschlossen, verwickelten sich mit der Erzählung von einer Reise im Schweizergebürge, mit welcher wir Abends von unsern Gästen unterhalten wurden, und bildeten sich in meiner Einbildung zu einem Traume aus, der beinahe allegorische Bedeutung hat. Wir reisten zusammen zwischen den Alpen, hatten zwo Personen zu Anführern, die eine männlichen, die andre weiblichen Geschlechts. Er, ein junger derber Schweizer, stark von Gliedmaßen, aber nicht von dem feinsten Verstande; Sie, lang und hager, ernsthaft, mit in sich gesenkten Blicken, von schwärmerischer Physiognomie und phantastisch bekleidet, hatte hinten etwas am Kopfe, das Flügeln ähnlich sah. Wir folgten ihnen eine Zeitlang, bis

wir an einen Scheideweg kamen. Hier schienen sie sich zu entzweyen; er eilte mit raschen Schritten zur Rechten; sie flatterte mit ihrem flügelähnlichen Wesen zur Linken, und wir standen bestürzt am Wege, ungewiß, wem wir folgen sollten; bis einer von uns sich umsahe, und eine etwas ältliche Matrone erblickte, die mit gemessenen Schritten auf uns zukam. Als sie uns so nahe war, daß wir ihre Stimme vernehmen konnten, sprach sie: Seyd getrosten Muths, Wanderer! ihr werdet nicht lange ohne Führer bleiben. Die Personen, die euch zu Führern gegeben worden, nennen sich, Gemeinsinn (sensus communis), und Beschämung (contemptio), sie entzweyen sich zuweilen auf eine kurze Zeit, nicht selten aus geringfügigen Ursachen. Wenn denn die Reisenden standhaft genug sind, am Scheidewege zu warten, und keinem von beyden zu folgen; so kommen sie zurück, um ihren Zwist von mir entscheiden zu lassen. In den meisten Fällen pfleget das Recht auf seiner Seite zu seyn, und die Frauensperson, wider die Erwartung, sich belehren zu lassen. Hingegen wenn auch das

Recht zuweilen auf ihrer Seite ist; so ist er, der Starrköpfige, nicht zum Nachgeben zu bringen. Bey den überzeugendsten Gründen, die ich ihm vorlege, lacht er mir auf seine bäurische Art in die Zähne, sagt einen plattwitzigen Einfall, und gehet wieder eigensinnig seines Weges. Indessen wissen die Reisenden, die mir trauen, doch woran sie sich zu halten haben. Wie nennet ihr euch denn selbst, fragte einer von uns, die ihr ihren Zwist entscheidet? Auf Erden, sprach sie, nennet man mich, Vernunft; die himmlischen — Hier wurde sie plötzlich von einem entsetzlichen Geräusche unterbrochen. Ein schwärmerischer Haufen hatte sich aus der Gegend um die Dame Beschämung versammelt, und faßte den Vorsatz, den Gemeinsinn so wohl, als die Vernunft zu vertreiben. Sie drangen mit Geschrei und Ungestüm auf uns ein, wir erschraken — und ich erwachte.

In Wahrheit pfleget mir diese Regel auch im Wachen zur Richtschnur zu dienen. So oft mich meine Spekulation zu weit von der Heerstraße des Gemeinsinns abzuführen scheinet, so

stehe ich still und suche mich zu orientiren. Ich sehe auf den Punkt zurück, von welchem wir ausgegangen, und suche meine beide Wegweiser zu vergleichen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß in den mehresten Fällen, das Recht auf Seiten des Gemeinsinns zu seyn pfleget, und die Vernunft muß sehr entscheidend für die Speculation sprechen, wenn ich jenen verlassen und dieser folgen soll. Ja sie muß mir deutlich vor Augen legen, wie der Gemeinsinn hat von der Wahrheit abkommen und auf Irrwege gerathen können, um mich zu überführen, daß seine Beharrlichkeit blos ungelehriger Eigensinn sey.

Wenden wir diese Regel auf die Zweifel an, welche von Idealisten, Egoisten, und Skeptikern wider die Würklichkeit einer materiellen Welt vorgebracht werden; so finden wir, daß ihre Gründe sicherlich nicht hinreichen, uns den völligen Beyfall abzunöthigen. Wir haben vielmehr die große Vermuthung für uns, daß, bey fortgesetztem Nachdenken, wir die Wahrheit auf Seiten des Gemeinsinns finden werden. So lange indessen dieses noch nicht geschehen, vermindern ihre

Zweifel dennoch die Evidenz der Beweise, die wir auf die Aussage des Gemeinsinns gründen. Da also die Beweise der ersten Gattung für das Daseyn Gottes das würkliche Vorhandenseyn einer materiellen Welt zum Grunde legen; so scheinet die Ueberzeugungskraft derselben, durch die angeführten Zweifel einigen Abgang zu leiden, und sogar der Evidenz nicht gleich zu kommen, die der praktische Geometer in seinem Verfahren für sich hat. Dieses erhellet aus folgender Betrachtung.

Gesetzt, das Subject, das der Geometer vor sich hat, und auf welches er seine Lehrsätze anwenden will, habe keine objective Würklichkeit, sey vielmehr, nach Voraussetzung der Idealisten, eine bloße subjective Erscheinung; so hindert dieses gleichwohl den praktischen Geometer nicht, mit aller erforderlichen Zuverläßigkeit zu verfahren. Er ist versichert, daß die sinnlichen Eigenschaften und Erscheinungen unter sich in eben dem Verhältnisse und in eben der Verbindung stehen, wie die Begriffe, die er in seiner reinen Theorie entwickelt hat. Er will durch sein Re-

sultat blos Erscheinungen ausmachen und mit Bestimmtheit angeben. Er darf also nur die mit ihnen verknüpfte sinnliche Erscheinung voraussehen, um von seinen Resultaten versichert zu seyn. Ob diese auch außer ihm ein würkliches materielles Object haben; ob diesem äußerlichen Objecte auch würklich das zukomme, was ihm die sinnlichen Erscheinungen zuschreiben, hieran ist dem ausübenden Geometer so wenig, als dem bloß theoretischen gelegen. In der natürlichen Theologie aber ist es ein anders. Hier soll das objective Daseyn eines Wesens geschlossen werden. Wenn dieses nicht anders, als aus der Voraussetzung einer objectiven materiellen Welt, geschehen kann; so sind allerdings vorerst alle Zweifel und Bedenklichkeiten zu heben, die jene Weltweise sich machen, eine solche Voraussetzung zuzugeben. Die Uebereinstimmung des innern und äußern Sinnes, die Uebereinstimmung aller Sinne, ja die Uebereinstimmung aller Menschen, und anderer uns bekannten lebendigen Wesen, wodurch der gesunde Menschenverstand das Würklichseyn eines solchen Objects annimmt und anzunehmen

so sehr berechtiget ist, hebt gleichwohl diese Zweifel nicht nach geometrischer Schärfe, benimmt ihnen nicht völlig ihre Möglichkeit. Sie haben freilich den höchsten Grad der Vermuthung wider sich. Augenscheinlich aber ist die Unmöglichkeit nicht, daß diese übereinstimmende Aussage von einer würklichen materiellen Welt auf einer Einschränkung der Sinneskraft beruhe, die allen menschlichen Sinnen, vielleicht allen thierischen Sinnen gemein, und also bloße Täuschung sey. Wäre sie aber dieses, so würde auch das Resultat die bloße Folge einer Sinnentäuschung und also Unwahrheit seyn.

Ihr sehet hieraus, warum die gründlichsten Philosophen allezeit die Beweisesart der zweyten Gattung vorgezogen haben. Ohne sich mit den Idealisten in die dornigte Untersuchung einzulassen, ob die sinnlichen Eigenschaften in uns, auch außer uns, ein materielles Object haben — eine Untersuchung, die den Streit nur in die Länge ziehet — setzet die zweyte Methode bloß unser eignes Daseyn zum voraus; mein eignes Daseyn, wenn mit dem Egoisten die Rede ist,

der in Absicht auf die Würklichkeit, keinen Pluralem zugeben will. Unsre unmittelbare Empfindungen sind, wie wir in der Vorerkenntniß gesehen, von der höchsten Evidenz. Das Subjective, als Subjective betrachtet, leidet keinen Zweifel. Der Schluß: Ich denke, also bin Ich, muß selbst von dem Egoisten zugegeben werden, wie eben daselbst mit mehrern gezeigt worden ist. Ich kann also meine Würklichkeit zum Grunde legen, ohne den mindesten Widerspruch zu befürchten, und wenn von dem Daseyn eines veränderlichen Wesens auf das objective Daseyn eines unveränderlichen nothwendigen Wesens geschlossen werden kann; so hat mein Beweis für das Daseyn Gottes die erforderliche Augenscheinlichkeit.

Denn, daß ich selbst ein veränderliches Wesen sey, wird wohl von dem hartnäckigsten Zweifler nicht bestritten werden können. Wenn ich mir selbst bewußt bin, daß Veränderungen in mir vorgehen; so leidet dieses weiter keinen Zweifel. In Absicht auf mich selbst fällt das Subjective und Objective zusammen, liegt Schein

und Wahrheit nicht aus einander. Was ich unmittelbar empfinde, kann nicht bloße Täuschung seyn; sondern muß würklich in mir vorgehen, und kann in Rücksicht auf mich selbst, mir auch als Object nicht abgesprochen werden. Mein Daseyn also so wohl, als meine Veränderlichkeit, sind über alle Zweifel hinweg.

Auch hierin behauptet die zweite Methode einen Vorzug vor der ersten. Wenn nach der ersten Methode die Würklichkeit einer materiellen Welt vorausgesetzt, und aus der täglichen Erfahrung ihre Veränderlichkeit angenommen wird; so findet der Spinozist, ob er gleich das Daseyn der materiellen Welt zugiebt, dennoch in der angenommenen Veränderlichkeit derselben etwas Willkührliches, das er nicht einräumen zu dürfen glaubt. Die materielle Welt ist ihm, der Substanz nach, ewig und unveränderlich. Blos die Form, oder der Abdruck derselben in uns, ist ihm Veränderung unterworfen, und also zufällig. Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß diesem Zweifel auch nach der ersten Methode leicht zu begegnen ist. Wir selbst bleiben doch allemahl Theile oder Merk-

mahle des Ganzen, gehören mit zum Weltall, dessen Daseyn nothwendig seyn soll. Eine Substanz aber, die in irgend einem ihrer Theile oder Merkmale veränderlich und also zufällig ist, wird es auch im Ganzen seyn müssen.

Indessen ist dieser Schluß weit augenscheinlicher nach der zweiten Methode, in welcher blos mein eignes Daseyn zum Grunde gelegt wird. Daß ich selbst nicht immer derselbe bleibe, sagt mir mein unmittelbares inneres Gefühl. Die Aussage des inneren Gefühls ist, subjective betrachtet, von der höchsten Evidenz, und wenn von mir selbst, als Object die Rede ist, auch eine objective Wahrheit. Wer sich veränderlich denkt, der ist es.

Wenn ich veränderlich bin, so sind verschiedene sich entgegen gesetzte Prädicate mit mir, als Subject, zugleich denkbar. Bin ich mir innerlich bewußt, daß ich vorhin gestanden habe und jetzt sitze; so müssen beide entgegenstehende Sätze: ich sitze und ich sitze nicht; ich stehe und ich stehe nicht, gedacht werden können; denn die Folge der Zeit verändert das Materiale in der Erkennt-

niß nicht. Was zu einer Zeit denkbar iſt, muß zu allen Zeiten auch denkbar bleiben. Wohl aber kann die Folge der Zeit das Formale in der Erkenntniß abändern. Was vorhin nicht gut, oder nicht das Beſte war, kann jetzt nach einer veränderten Reihe der Begebenheiten, das Beſte werden; ſo wie umgekehrt; was damals als das Beſte von mir gebilliget ward, kann jetzt nach veränderten Umſtänden aufgehört haben das Beſte zu ſeyn, und deswegen von mir gemißbilliget werden.

Es erhellet hieraus, wie in der Succeſſion der Zeit verſchiedene entgegenſtehende Sätze zur Würklichkeit kommen und alſo zur Wahrheit werden können. Wenn geſtern der Satz: A iſt B, in der damahligen Reihe der Dinge, das Beſte geweſen und zur Wahrheit geworden; ſo kann heute, nach einer verlängerten Reihe und veränderten Umſtänden, der entgegenſtehende Satz: A iſt nicht B, der Ordnung und Vollkommenheit gemäßer, und daher beſſer ſeyn. Ihr ſehet hier eine einfache Methode von meinem eigenen Daſeyn auf das Daſeyn eines un-

veränderlichen Wesens zu schließen, daß dieses Beste zur Absicht hat und freywillig hervorbringet. Wenn die Zeit in der materiellen Vorstellung nichts verändert und bloß das Formale derselben abändern kann, so liegt der Grund der Veränderung, die ich in mir wahrnehme, nicht in ihrer Denkbarkeit; sondern in ihrer relativen Güte und Vollkommenheit. In so weit sie ein Gegenstand der Erkenntniß sind, bleiben sie allezeit unveränderlich. Nur als Gegenstand der Billigung können sie zu verschiedenen Zeiten sich verschiedentlich verhalten. Wenn aber Güte und Vollkommenheit der Grund seyn sollen, warum etwas würklich wird; so setzet dieses ein Wesen voraus, das an Güte und Vollkommenheit Gefallen findet, bey welchem sie zu Bewegungsgründe der Thätigkeit werden können. Jedoch von dieser Methode werde ich weiter unten ausführlicher handeln.

Vor jetzt habe ich euch noch eine Betrachtung mitzutheilen, auf die mein Idealist, mit dem ich mich von dergleichen Materien zu unterhalten pflege, mich geführt hat. „Sie lassen uns nicht

„Gerechtigkeit wiederfahren, sprach er, wenn „Sie behaupten, daß die Idealisten auf die Be„weisesart der ersten Gattung Verzicht thun „müssen. Nicht so völlig, sollte ich glauben, „besonders, wenn der Streitpunkt erst so ins „Reine gebracht wird, als von uns letzthin ge„schehen. Auch dem Idealisten ist die würkliche „Welt eine würkliche Welt. Wir heben den „wohlgegründeten Unterschied zwischen Träu„men und Wachen, Einbildung oder Erdichtung „und Wahrheit nicht auf. Der Kurzsichtigste „unter uns muß wahrnehmen, daß in Träumen, „Einbildungen und Erdichtungen die Begeben„heiten in einer andern Ordnung nach und ne„ben einander gestellt sind, als diejenigen, die wir „im Wachen für Wahrheit und Würklichkeit er„kennen. Jene folgen völlig oder wenigstens „vornehmlich der Vorschrift des Witzes, der „Einbildungskraft, der Erdichtung u. s. w. mit „einem Worte, den Gesetzen der Seelenvermö„gen, die uns subjective eigen sind. Im wachen„den Zustande hingegen herrschet, wie Sie selbst „gar richtig bemerket haben, die ursachliche Ver-

„knüpfung der Dinge, die Verbindung zwischen
„hervorbringender Ursach und Würkung, nach so
„genannten Naturgesetzen. Diese Vorstellung
„einer würklichen Welt, ist allen vorstellenden
„Wesen gemein, wiederhohlt sich in jedem der-
„selben mit der Abänderung, die seiner Fassungs-
„kraft und seinem Stande gemäß ist. In jeder
„Weltvorstellung, die einem wachenden Wesen
„beiwohnt, befindet sich Wahrheit und Per-
„spective. Die Wahrheit wiederhohlt sich in al-
„len und bleibt eben dieselbe. Das Perspectivi-
„sche in dem Gemählde hingegen ist mannigfal-
„tig und dem Gesichtspunkte angemessen. Der
„Idealist läugnet bloß das würkliche Daseyn ei-
„nes Objects, das diesen wahren Abbildungen
„zum Urbilde dienen soll, und zwar deswegen,
„weil ihm dieses Urbild nichts mehr zu denken
„giebt, weil er sich weiter keine Vorstellungen
„davon zu machen weiß, als die Abbildung da-
„von, die in seiner Seele anzutreffen ist. In-
„dessen muß aus dieser Weltvorstellung des
„Idealisten alles dasjenige folgen und geschlossen
„werden können, was nach der Meinung des
„Mate-

„Materialiſten und des Dualiſten aus dem würk-
„lichen Daſeyn des Objects folgt und geſchloſſen
„werden kann. Das Object giebt dieſen keine
„Prädicate mehr, als jenem die Weltvorſtellung.
„Es begründet alſo keine Schlußfolge, die jener
„nicht mit eben dem Rechte anerkennen und für
„wahr halten kann. Stellen Sie ſich ein Zim-
„mer vor, deſſen Wände alle mit Spiegeln be-
„kleidet ſind, und eine Abbildung eines Gegen-
„ſtandes, die in jedem Spiegel nach ſeiner Lage
„wiederhohlt wird. Laſſen Sie dieſe Spiegel
„unter ſich in Streit gerathen, ob der Gegen-
„ſtand, den ſie vorſtellen, mitten im Zimmer
„ſich würklich befinde, oder ob der Künſtler, der
„ſie hervorgebracht, in einen jeden derſelben
„nach ſeinem Standorte, auch die Abbildung
„hineingelegt habe. Wie werden ſie dieſen Streit
„unter ſich entſcheiden? Als Spiegel betrachtet
„können ſie nichts, als Abbildungen des Gegen-
„ſtandes, haben und je erlangen. Werden ſie
„nicht aus ihrer Abbildung, wenn ſie vernünf-
„tig denken können, eben die Schlußfolge zu
„ziehen im Stande ſeyn, als aus dem voraus-

„geſetzten würklichen Daſeyn des Gegenſtandes?
„Muß es ihnen nicht vielmehr vollkommen eben
„daſſelbe ſeyn, der Gegenſtand, von dem ſie wei-
„ter nichts wiſſen und erfahren können, mag
„im Zimmer vorhanden ſeyn, oder nicht vor-
„handen ſeyn?“ Gut ſprach ich, laßen Sie mich das Gleichniß nun fortſetzen. Wenn dieſe Spiegel anerkennen, daß ſich in ihrer Abbildung Wahrheit und Perſpective finde, und daß die Wahrheit ſich wiederhohle und in allen eben daſſelbe bleibe; das Perſpective hingegen jedem derſelben eigenthümlich ſey; wird ihr fernerer Streit nicht eine bloße Wortzänkerey ſeyn müſſen? Wenn ſie die Uebereinſtimmung in den Abbildungen zugeben; was berechtiget ſie das Urbild, als den Grund der Uebereinſtimmung, zu läugnen? oder vielmehr, was können ſie außer dieſer Uebereinſtimmung der Wahrheit noch mehr fordern, wenn ſie das Daſeyn des Urbildes anerkennen ſollen?

Hätte nur mein Freund die Axiomata anerkannt, die ich euch vor einigen Tagen zu überlegen gegeben; ſo würde ich noch weiter in ihn ge-

drungen seyn. Ich würde gesagt haben: Wenn zugegeben wird, daß in dem Gemählde Wahrheit anzutreffen, die sich, das Perspectivische abgerechnet, in jedem Subjecte wiederhohlt, so ist es eine Folge ihrer Vorstellungskraft, und muß sich in dem allerhöchsten Wesen, wenn es ein solches giebt, in dem reinsten Lichte und ohne Zumischung des Perspectiven, darstellen. Ist aber dieses; so ist auch der Satz: es existirt ein solches Urbild objectiv würklich, die reinste und unläugbarste Wahrheit.

XI.

Epikurismus. — Ungefähr. — Zufall. — Reihe von Urſachen und Würkungen, ohne Ende, — ohne Anfang. — Fortgang ins Unendliche, vorwärts und rückwärts. — Zeitloſes, ohne Anfang, ohne Ende und ohne Fortgang.

Ein veränderliches, zufälliges Ding iſt auf verſchiedene Weiſe denkbar. Es kann mit der Veränderung und ohne dieſelbe gedacht werden. Beide Sätze enthalten gleiche Wahrheit. Von demſelben Subjecte können, den Gedanken nach, entgegenſtehende Prädicate ausgeſagt werden. A iſt B, und A iſt nicht B; beides kann wahr ſeyn oder wahr werden, wiewohl nicht zu einer Zeit an eben dem Subjecte.

Wenn aber jeder von dieſen Sätzen gleichviel idealiſche Wahrheit enthält, wie können ſie je zur Würklichkeit gelangen? Was ertheilet bald dieſem, bald dem Gegenſatze den Vorzug, und macht ihn zur würklichen Wahrheit? Wie kann das auf mancherley Art mögliche, auf eine beſtimmte Art würklich werden?

Von Ungefähr, ſagt die Schule Epikurs; durch bloßen Zufall. Wenn ſie ſchon nicht alle einzelne Fragen ſo abfertiget; ſo kommen wir doch gar bald dahin, wo ſie uns keine andere Befriedigung giebt. Wir müſſen alſo unterſuchen, ob dieſe Worte überall eine Antwort auf obige Frage enthalten.

Da ich, wie Sie wiſſen, meinen erſten Unterricht in hebräiſcher Sprache genoß; ſo war ich gewohnt, jedes merkwürdige Wort, das ich in irgend einer andern Sprache las oder hörte, mir in Gedanken ins Hebräiſche zu überſetzen. Ich fand kein ächtes altes Wort in dieſer Sprache für Ungefähr oder Zufall. Was die Schriftſteller ſpäterer Zeiten dafür zu ſetzen pflegen, bedeutet urſprünglich vielmehr eine Schickung, Fügung, Begegniß; was eine höhere Macht ohne unſer Zuthun uns zuſchickt, begegnen läßt, alſo faſt das Gegentheil von Zufall und Ungefähr. Nur in dem Mangel des Vorſatzes und der urſachlichen Einwürkung von Seiten des Menſchen kommen Fügung und Zufall überein, und dieſes ſcheinet die Ueberſetzer aus dem Ara-

bischen, die griechische Begriffe in hebräische Wörter einzukleiden hatten, bewogen zu haben, ein Wort zu wählen, das der Bedeutung nach mit jenem einige Aehnlichkeit hat. Im Grunde sollen diese Worte Zufall und Ungefähr, nicht nur allen menschlichen Einfluß, sondern schlechterdings allen Vorsatz, und alle ursachliche Einwürkung vernemen. Und so scheinen sich auch im Teutschen die gleichbedeutenden Wörter unterscheiden zu lassen. Ungefähr gehet mehr auf den Mangel des Vorsatzes; so wie Zufall mehr auf die Abwesenheit der würkenden Ursache zu gehen scheiner. Ein Ziel, das unvorsätzlich erreicht wird, ist ein bloßes Ungefähr, und von Begebenheiten, die auf oder neben einander folgen, ohne daß eine die andre unmittelbar hervorgebracht, sagt man, ihr Zusammentreffen sey ein bloßer Zufall. Wenn ein Kind im Schachspiele einen Stein versetzt, und eben dadurch einen glücklichen Zug thut; so war dieses ein bloßes Ungefähr. Daß aber aus diesem Kinde nachher ein guter Schachspieler geworden, kann ein Zufall gewesen seyn, ohne daß jener Um-

ſtand etwas dazu beygetragen hat. Wenn ich ausgehe, ohne den Vorſatz, meinen Freund aufzuſuchen, und ihm auf dem Wege begegne; ſo iſt dieſes von Ungefähr. Trifft es aber gerade zu einer Zeit, da er meines Troſtes, oder meines Beyſtandes bedarf; ſo iſt dieſes zugleich ein glücklicher Zufall.

Durch den Gebrauch dieſer Wörter wollen wir im Grunde nichts weniger, als die Nothwendigkeit der Urſachen läugnen. Durch das Ungefähr wollen wir blos den Einfluß der Endurſachen auf das handelnde Weſen, und durch Zufall einzig und allein die unmittelbare Einwürkung der Begebenheiten auf einander aufheben, ohne in Abrede zu ſeyn, daß dieſe Begebenheiten, jede von ihrer Reihe von Urſachen abhängen. Ja, das Zuſammentreffen der Begebenheiten ſo bis wird nur bey Geſchichtswahrheiten, Zeitungen, wie wir ſie genennt haben, dem Zufalle zugeſchrieben. Dinge, die ſich nur ein einziges Mal in der Geſchichte zugetragen, und vielleicht nie, wenigſtens unter denſelben Umſtänden nie, wiederkommen dürften, können ſich zuſammenfügen, ohne von

einander unmittelbar hervorgebracht, oder auch nur veranlaßt zu seyn. Sobald sie aber öfter vorkommen, und allezeit in derselben Verbindung und Zusammenfügung; so vermuthet der gesunde Menschenverstand schon ursachlichen Einfluß, und erwartet vom Aehnlichen Aehnliches. In meiner zweyten Vorlesung habe ich die Vernunftgründe auseinander gesetzt, die uns zu dieser Vermuthung berechtigen, und gezeigt, daß selbst der thierische Sinn zu einer Erwartung gestimmt ist, die mit der menschlichen Vermuthung einerley Grund hat. Auch haben die Alten, so viel ich weiß, sich selten verleiten lassen, dem Menschenverstande so sehr zu widersprechen und alle Causalität zu läugnen, oder in Zweifel zu ziehen. Epikur nahm vielmehr selbst die Nothwendigkeit der materiellen Ursache an, und hielt daher die Atomen für ewig. Auch würkende oder erzeugende Ursachen gab er zu, und schrieb daher den Atomen eine Bewegung zu, wodurch alle Dinge der Natur erzeugt werden. Bloß die Absichten in dem großen Weltall, oder den Einfluß der Endursachen glaubte er läugnen zu können. Alles

das Schöne, Große und Erhabene, das die Natur hervorbringt, schrieb er dem Zufalle zu. Der Zufall rüttelte den großen Becher mit Atomen durch einander, und warf ihn blindlings hin, und so sind denn die Dinge entstanden, die wir so sehr anstaunen. Wenn sie zu Entzwecken übereinstimmen, so ist dieses von Ungefähr. Die Ente, sagten die Epikurer, hat nicht Schwimmfüße bekommen, um schwimmen zu können; sondern sie schwimmt, weil ihr der Zufall solche Füße gegeben hat. Und so wird denn auch wohl der Magen nicht so eingerichtet seyn, damit er die Speisen verdaue, sondern verdauen, weil er von ungefähr ein Magen geworden ist; und wie übrigens, nach dieser schönen Theorie, die Lehre vom Nutzen der Theile im thierischen Leibe lauten mag, die nach dem gewöhnlichen Vortrage unserm pöbelhaften Menschensinn so wohl behagt. La Mettrie sagt: die Natur mache ihre Sachen niemals so gut, als wenn sie am wenigsten daran denke; wie jener Mäler, der aus Verdruß, daß ihm der Schaum am Gebisse eines Streitrosses nicht gelingen wollte, den Pinsel wider die Lein-

wand warf, und eben dadurch den Gegenstand glüklich hervorbrachte, den er nachahmen wollte. So ungereimt euch dieses Geschwätze auch klingen mag, meine Lieben! so müßt ihr wissen, daß la Mettrie sich auf diesen Einfall so viel zu gute that, daß er ihn in allen seinen Schriften wiederholet, und daß die Schriften dieses Mannes zu ihrer Zeit Aufsehen gemacht und Beyfall gefunden haben. Indessen lasse ich mich vorjetzt auf die Lehre von den Absichten noch nicht ein. Ich werde in der Folge auf dieselbe zurückkommen, und wende mich vorjetzt wieder zu den hervorbringenden Ursachen.

Es wird zugestanden, daß jede Begebenheit in dem Weltall ihre Ursachen habe, die sie zur Würklichkeit bringen, und wenn gefraget wird: Wie von entgegenstehenden Bestimmungen eines veränderlichen Wesens jetzt vielmehr diese zur Würklichkeit gekommen? so wird auch Epikur antworten: Durch die nächst vorhergegangenen wirkenden Ursachen. Diese Ursachen sind, als veränderliche Dinge, nicht weniger auf verschiedene Weise bestimmbar, und haben abermals

den Grund ihrer Bestimmtheit in ihren würkenden Ursachen, und so weiter rückwärts ohne Gränze. Wenigstens sehen wir keine Schranken, wo wir stehen bleiben könnten; so lange noch von veränderlichen, auf mehr als eine Weise denkbaren Dingen die Rede ist. Auch vorwärts; jede Begebenheit hat ihre Würkung, und wie nichts völlig fruchtlos seyn kann, so wird auch die Würkung nicht ohne alle Würkung seyn. Nun entstehet die Frage: Kann diese unendliche Reihe von Ursachen und Würkungen, ohne Abhängigkeit von einem notwendigen und veränderlichen Wesen, für sich bestehen oder nicht? Erhält sich diese Kette ohne Anfang und Ende durch ihre Unendlichkeit von selbst, oder muß sie irgendwo am Throne der Allmacht befestigt seyn, um durch diese Verbindung mit dem nothwendigen Wesen in Würklichkeit kommen und erhalten werden zu können? Verschiedene Weltweisen glaubten darthun zu können, daß eine Reihe ohne Anfang zwar denkbar sey, aber nicht habe zur Würklichkeit kommen können. Sie bedienten sich folgender Gründe.

Von der Reihe ohne Ende, sprachen sie, ist es offenbar, daß sie niemals würklich werden können; denn eben hierin besteht ihre Endlosigkeit, daß sie niemals wird vollendet seyn, daß sie sich immer noch muß verlängern lassen. Ihre Endlosigkeit kann also niemals würklich werden, oder geworden seyn. Es bleibt immer noch im Vermögen, etwas hinzuzusetzen, und also ist das Würkliche niemals endlos. Eben also, schlossen sie, sey die Anfangslosigkeit ein bloßer Gedanke, der aber nicht hat zur Würklichkeit kommen können. Weil wir uns die Reihe der Ursachen rückwärts, wie eine Länge vorstellen, die wir nach Belieben in Gedanken verlängern können; so sagen wir, sie sey ohne Anfang. Im Grunde aber kann dieser Gedanke nie ausgeführt werden, kann das Anfangslose, so wenig als das Endlose, zur Würklichkeit kommen. Beides, sowohl das Anfangelose als das Endlose, erfordern eine Ewigkeit zu ihrem würklichen Daseyn, und eine Ewigkeit kann nie vergangen seyn. Wir müssen daher einen solchen Anfang der Dinge zugeben, der weiter keines Anfangs bedarf; also ein noth-

wendiges Wesen, dessen Daseyn nicht von würkenden Ursachen abhängt, dessen Dauer aber keine Zeitfolge ohne Anfang, sondern vielmehr eine Zeitlosigkeit, eine unwandelbare Ewigkeit ist, die ihrem Wesen nach weder Anfang, noch Fortgang, noch Ende haben kann. Nur die zufälligen Begebenheiten der Welt erkennen eine vergangene und eine künftige Zeit. Das nothwendige Wesen hat, wie alle nothwendige Wahrheiten der Geometrie, keine vergangene und keine zukünftige Zeit. Man kann nicht sagen: sie waren oder werden seyn, sondern: sie sind.

Was wir also von dem Anfanglosen behauptet haben, läßt sich auf das Zeitlose nicht anwenden. Jenes muß irgendwo stille stehen; dieses aber erkennet schlechterdings keinen Fortgang. Eine veränderliche Substanz ist nicht alles, was sich von ihr denken läßt, zugleich; ihr Daseyn gleichet einer Linie, die dem Raum sowohl, als der Zeit nach, immer einen Zuwachs leidet. Die unveränderliche nothwendige Substanz ist alles das zugleich, was von ihr denkbar ist, und ihr Daseyn erkennet weder Zuwachs, noch Abnahme. Die

ist und bleibt unveränderlich immer dasselbe Ding. — — So bündig diese Gründe auch scheinen; so wollen sich doch so manche Philosophen damit nicht beruhigen, und zwar aus verschiedenen Ursachen.

Erstlich will ihnen die Analogie zwischen Anfang und Ende nicht völlig einleuchten. Wenn schon zu keiner bestimmten Zeit der Zukunft eine Ewigkeit wird vollendet seyn können, so folgt noch nicht die Nothwendigkeit des Anfanges, wenn man nicht für die Langeweile annehmen will, daß das Vergangene sich in einen Zeitraum einschliessen lasse.

Man scheinet also das vorauszusetzen, was erst untersucht werden soll. Die Frage war, ob eine Reihe ohne Anfang würklich seyn könne? und in der Antwort nimmt man als zugegeben an, daß nichts Anfangsloses vergangen seyn könne.

Zweytens verwickelt uns diese Beweisesart in die schwierige Untersuchung vom Unendlichen in Zeit und Raum; in wie weit die Idee des Unendlichen, sowohl in Absicht auf die Theilbarkeit,

als auf die Ausdehnung der Zeit und des Raums Statt habe, oder nicht; Unterſuchungen, die ihrer Subtilität halber ſchwer zu erörtern ſind, und es iſt nicht dienlich, die Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes auf einem ſo lockern Grunde zu bauen.

Endlich will ihnen auch der Unterſchied zwiſchen dem Unendlichen der Kraft nach, und dem Unendlichen der Dauer nach, nicht völlig einleuchten. Soll das Unendliche der Kraft nach, oder das nothwendige Weſen, ſprechen ſie, zu allen Zeiten würklich vorhanden ſeyn können; ſo ſiehet man nicht ein, warum nicht auch das Veränderliche der Dauer und Ausdehnung nach unendlich ſeyn könne? Läßt ſich alles Zufällige, ſowohl rückwärts als vorwärts in eine unendliche Reihe von Urſachen und Würkungen auflöſen; ſo ſiehet man keinen Grund, warum es nicht durch die Würklichkeit in eine ſolche ſoll aufgelöſet worden ſeyn? Wenn wir einen allerhöchſten Verſtand zugeben; ſo müſſen in demſelben alle auflösbare Begriffe wirklich aufgelöſet ſeyn. Jeder Begriff des Zufälligen alſo führet in demſelben eine An-

fangs- und Endlose Reihe von Ursachen und Wirkungen mit sich, in welche derselbe seiner Natur nach aufgelöst und entwickelt werden muß. Wir begreifen also nicht völlig, warum dasjenige, was Gott von den zufälligen Dingen sich denkt, nicht auch ohne Gott hat wirklich werden können. Wenigstens, sprechen sie, fehlt dieser Beweisesart die überzeugende Augenscheinlichkeit, die wir dem Beweise vom Daseyn Gottes geben zu können wünschen. Sie haben sich also bemühet, den Beweis auszuführen, ohne sich in die Untersuchung einzulassen: ob eine Reihe ohne Anfang würklich seyn könne oder nicht? vielmehr überhaupt darzuthun, daß auch eine Reihe ohne Anfang nicht anders, als durch ihre Abhängigkeit von einem nothwendigen Wesen würklich seyn könne. Hiervon in der nächsten Vorlesung.

XII.

Zureichender Grund des Zufälligen im Nothwendigen. — Jenes ist irgendwo und irgendwann; dieses allenthalben und immerdar. — Jenes nur in Beziehung auf Raum und Zeit; dieses schlechterdings das Beste und Vollkommenste. — Alles, was ist, ist das Beste. — Alle Gedanken Gottes, in so weit sie das Beste zum Vorwurf haben, gelangen zur Würklichkeit.

Ohne die Unmöglichkeit einer anfangslosen Reihe vorauszusetzen, sagte ich zum Beschlusse meiner gestrigen Vorlesung, haben einige Weltweisen vom Daseyn des Zufälligen und Veränderlichen auf das Daseyn des Nothwendigen, Unveränderlichen geschlossen, und dieses gehet gar füglich an. Vermöge des sechsten Grundsatzes, den wir in unsrer Vorerkenntniß vorausgesetzt haben, kann von einem Subjecte A nicht anders als mit Grunde der Wahrheit das würkliche Daseyn ausgesagt werden, als in so weit es mit diesem Prädicate in Verbindung stehet, entweder weil es nicht ohne würkliches objectives Daseyn gedacht werden kann, oder weil es unter gewissen Umständen das Beste geworden, und daher so und nicht anders hat gebilliget werden müssen. Die Leibnitzianer

nennen dieſes den Satz des zureichenden Grundes, und ſagen daher, alles was würklich iſt, muß einen zureichenden Grund haben, d. h. es muß ſich begreiflich machen und vernünftig erklären laſſen, warum es überall zur Würklichkeit gekommen, und warum es vielmehr ſo, als auf eine andere Weiſe würklich geworden iſt. Nun finden wir bey einem zufälligen Weſen dieſen Grund nicht in ihm ſelbſt; denn aus ſeiner Denkbarkeit läßt ſich ſein Daſeyn nicht begreiflich machen; wir finden ihn aber eben ſo wenig in den nächſten Urſachen deſſelben, wenn dieſe ſelbſt zufällig ſind, und ihr eigenes Daſeyn nicht begründen können. Denn ſo lange dieſes iſt, geben ſie keinen befriedigenden Grund, keinen begreiflichen Aufſchluß von der Wahrheit ſeines Daſeyns, und das Gegentheil hört nicht auf, denkbar zu ſeyn. Hat aber dieſes in Anſehung der nächſten Urſachen ſeine Richtigkeit, ſo wird es in Abſicht der entfernten Urſachen eben ſo wenig geläugnet werden können, und wir mögen die Leiter der Dinge hinaufſteigen, ſo hoch wir wollen, wir ſind dem völlig zureichenden und vernünftig erklären-

den Grunde nicht um eine Sprosse näher gekommen. Ist aber dieses; so wird eine unermeßliche, eine anfangslose Kette von Ursachen diesen Grund eben so wenig enthalten können. Die Frage wird bloß verschoben, nicht aufgelöset. Sie kommt immer in derselben Stärke und in demselben Umfange wieder zum Vorschein. Eine unendliche Kette zufälliger Dinge kann also den Satz nicht zur bestimmten Wahrheit machen, auf welchen das Daseyn irgend eines zufälligen Dinges beruhet. D. h. Eine ins unendliche zurückgehende Reihe zufälliger Ursachen kann den völlig zureichenden Grund nicht enthalten, warum ein zufälliges Ding vielmehr ist, als nicht ist; vielmehr so, als anders vorhanden ist. Da also zufällige Wesen würklich vorhanden sind; so muß es auch ein nothwendiges Wesen geben, das den Grund aller zufälligen Dinge in sich enthält, das aber selbst den Grund seines Daseyns nicht wieder außer sich, sondern in sich selbst, in seinem eigenen Wesen, in seiner innern Möglichkeit hat. Diese Sätze werden in den gemeinen Lehrbüchern ausgeführet. Lasset uns versuchen, sie auf unsere

Weise, und mit Rücksicht auf unsere vorausgesetzte Grundsätze, ins Licht zu setzen.

Das Daseyn zufälliger Dinge folgt nicht aus ihrer innern Möglichkeit; sie sind nicht würklich, weil sie gedacht werden können; denn sonst wären sie schlechterdings nothwendig. Es folgt aber auch nicht, auf eine zureichende Weise, aus ihren nächsten oder entfernten hervorbringenden Ursachen, und eben so wenig aus einer anfangslosen Reihe von würkenden Ursachen; so lange diese Ursachen selbst zufällig sind, und das Gegentheil nicht ausschließen. Wenn also zufällige Dinge würklich seyn, so und nicht anders würklich seyn sollen; so muß der Wahrheitsgrund ihres Daseyns in ihrer Abhängigkeit von einer schlechterdings nothwendigen Ursache zu suchen seyn, wodurch das Gegentheil oder ihre Nichtexistenz ausgeschlossen wird. Nun kann dieses Gegentheil nicht zufolge des Erkenntnißvermögens des nothwendigen Wesens ausgeschlossen werden; d. h. das zufällige Wesen ist nicht deßwegen vorhanden, weil seine Abhängigkeit von einem nothwendigen Wesen das Gegentheil undenkbar macht; denn so würde es ja

ſelbſt nothwendig und unveränderlich ſeyn müſſen. Was aus einer nothwendigen Wahrheit auf eine nothwendige Weiſe folgt, muß ſelbſt nothwendig ſeyn. In der Eigenſchaft eines zufälligen Weſens, ein Gegenſtand der Erkenntniß zu ſeyn, kann alſo der Grund ſeines Daſeyns oder ſeine Abhängigkeit vom Nothwendigen nicht gefunden werden. Wenn dieſes wäre, ſo würde es ſelbſt nicht blos irgendwo und irgendwann zur Würklichkeit kommen, ſondern allezeit unveränderlich daſſelbe bleiben müſſen; denn als Gegenſtand der Erkenntniß iſt es unveränderlich und ewig. Vielmehr wird alſo ſeine Abhängigkeit vom nothwendigen Weſen darin zu ſuchen ſeyn, daß es ein Gegenſtand des Billigungsvermögens geworden. Vermöge ſeiner innern Güte und Vollkommenheit muß es unter gewiſſen Umſtänden irgendwo und irgendwann das Beſte geworden, und als ein ſolches von der nothwendigen Urſache gebilliget und hervorgebracht worden ſeyn. Nur in dieſer Beziehung läßt ſich von ſeiner Veränderlichkeit vernünftiger Grund angeben; läßt ſich begreiflich machen, warum es jetzt

so, jetzt anders zur Würklichkeit kommt. Es kömmt zum Vorscheine, sobald es in der Reihe der Dinge so und nicht anders das Beste geworden. In der Billigung und in der freyen Wahl des nothwendigen Wesens liegt also der einzige wahre Grund der Abhängigkeit eines zufälligen Dinges von demselben. Nur durch diese Billigung wird das Daseyn eines zufälligen Wesens irgendwo und irgendwann, zur ausgemachten Wahrheit, wird das Gegentheil oder das Nichtseyn desselben für jetzt undenkbar, und also zur Unwahrheit.

Aber dieses nothwendige Wesen selbst, wo wird der Grund seines Daseyns anzutreffen seyn? Wir haben gesagt, in seinem innern Wesen, in seiner innern Möglichkeit; d. h. es ist vorhanden, weil es denkbar ist; sein Nichtseyn kann nicht gedacht werden und ist also eine Unwahrheit. Wenn wir diesen Begrif gehörig entwickeln; so kommen wir auf die Beweisesart a priori, nach welcher das Daseyn eines nothwendigen Wesens aus der bloßen Denkbarkeit desselben geschlossen wird. Die Ausführung dieses Satzes verspare ich mir

auf eine der künftigen Vorlesungen, und begnüge mich vor der Hand, aus dem unläugbaren Daseyn zufälliger veränderlicher Dinge, ihre Abhängigkeit von einer nothwendigen Ursache und zwar von der freyen Wahl dieser freyen Ursache dargethan zu haben. Denn alles, was von einer würkenden Ursache, Kraft seiner Billigung, hervorgebracht wird, ist eine Wirkung seiner Willkühr, und wenn diese Willkür aus Einsicht und vernünftigen Gründen auf das Beste trift, so wird sie eine freye Wahl genennet. Ich lasse mich den Einwurf nicht irren, daß auf solche Weise das Freywillige selbst zur Nothwendigkeit gemacht wird, indem das Gegentheil unter der Bedingung, daß jenes das Beste ist, auf diese Weise unmöglich seyn muß. Ich weiß wohl, daß sich manche Weltweise durch diesen Einwurf haben bewegen lassen, in der freyen Wahl selbst eine Unbestimmtheit zuzugeben und den Ausschlag nicht von dem Bewegungsgrunde, sondern gleichsam von einem Ungefähr, abhängen zu lassen; allein ich erkläre mich ausdrücklich: daß ich weder für den Menschen, noch für die Gottheit selbst

eine andre Freyheit anerkenne, als die von der Erkenntniß und Wahl des Beſten abhängt. Das Vermögen, dieſes Beſte einzuſehen, zu billigen und zu wählen, iſt wahre Freyheit, und ein Vermögen, dieſer Erkenntniß, Billigung und Wahl zuwider zu handeln, iſt nach meinen Begriffen, ein wahres Unding. Will jemand dieſe Beſtimmtheit der freyen Wahl, Nothwendigkeit, Zwang oder Fatalität nennen, ſo ſey ihm dieſes vergönnt; in ſo fern er dadurch den Unterſchied nicht aufzuheben gedenkt, der in der Sache liegt. Umfaſſet mit den vielſchichtigen Wörtern, Nothwendigkeit, Zwang, Können und Nicht-Können, ſo vielerley Begriffe ihr wollet; genug für mich, es giebt eine zwiefache Nothwendigkeit; die eine beruhet auf Wahrheit und Unwahrheit, die andre auf Güte und Vollkommenheit. Jene wird die blinde, dieſe die ſittliche Nothwendigkeit genannt. Jene ſetzt weder Kenntniß des Beſten, noch Billigung und Wahl deſſelben, weder Abſicht, noch Selbſtentſchlieſſung zum voraus; bey dieſer hingegen werden die Endurſachen mit zu hervorbringenden würkenden Urſachen,

und die Handlung erfolget bloß, weil ſie der Billigung und der Abſicht gemäß iſt, die uns dazu angetrieben, oder wenn ihr wollet, gezwungen haben. Einen Zwang oder Nothwendigkeit von dieſer Art gebe ich auch in Abſicht auf Gott zu, und ich muß mir es gefallen laſſen, wenn man mich dieſerhalb einen Fataliſten nennen will. — Ich kehre zur vorliegenden Unterſuchung zurück. Wie weit ſind wir gekommen?

Wir hatten herausgebracht, daß ein nothwendiges unveränderliches Weſen vorhanden ſeyn müſſe, welches dieſes veränderliche Weltall und unſer veränderliches Selbſt aus freyer Wahl des Beſten zur Würklichkeit gebracht hat.

Wahl des Beſten ſetzt Kenntniß deſſelben zum Voraus; alſo beſitzt dieſes Weſen auch Erkenntnißkraft. Eben ſo gewiß iſt es, daß dieſes nothwendige Weſen auch Billigungsvermögen, Begierde und Abſcheu, Vernunft und Willen beſitzen muß, denn völlig ohne dieſe Eigenſchaften läßt ſich weder Wahl, noch Hervorbringung des Beſten denken. Daß aber dem nothwendigen Weſen jede Eigenſchaft, die es beſitzt, im höch-

sten Grade und ohne alle Schranken zukommen müsse, ist in unzähligen Lehrbüchern ausgeführt worden, und noch hat Niemand etwas erhebliches dawider zu erinnern gefunden. Sonach hätten wir erwiesen, daß das nothwendige Wesen auch alle Eigenschaften des Verstandes und des Willens in ihrer höchsten Vollkommenheit besitzen müsse? — Der Schritt scheint zu rasch. — Lasset uns einen Ueberblick auf die Gründe werfen, die uns hieher geführet haben, um zu sehen: ob nicht der Weg besser geebnet werden könne!

Wenn der sinnlich evidente Satz: **Eine Sinnenwelt ist würklich vorhanden**, oder (welches noch weniger läugbar ist) der Satz: **Ich selbst bin würklich vorhanden**, objective Wahrheit seyn muß; so werde ich, als Subject dieses Satzes, mit dem Daseyn, als Prädicate desselben, in Verbindung stehen, und so wie ich bin, mit allen meinen Individualbestimmungen, ohne dieses Prädicat, nicht gedacht werden können; denn jede Wahrheit muß durch das Positive der Denkungskraft zu erkennen seyn. Nun

kann dieſer Verbindungsgrund in dem Materialen des Begriffs nicht anzutreffen ſeyn. Wäre dieſes; ſo würde ich vorhanden ſeyn, weil ich denkbar bin. Ich würde alſo unveränderlich bleiben müſſen. Nun iſt das ſubjective Bewußtſeyn von meiner Veränderlichkeit über allen Zweifel hinweg, und es iſt eben ſo unläugbar, daß ein Weſen, welches ſich ſeiner Veränderung bewußt iſt, auch in der That veränderlich ſeyn muß. Ein unmittelbares Bewußtſeyn belehrt mich, daß ich vorhin anders geweſen, als ich jetzt bin: da aber die Zeitfolge in der Denkbarkeit des Begriffs nichts vermindert; ſo kann das Gegentheil von dem, was ich vorher geweſen, noch jetzt nicht aufgehöret haben, denkbar zu ſeyn. Der Wahrheitsgrund des obigen Satzes wird alſo nicht in dem Materialen des Erkenntniſſes, ſondern in dem Formalen deſſelben; nicht in der Denkbarkeit des Subjects, ſondern in ſeiner Güte und Vollkommenheit zu ſuchen ſeyn. Er liegt aber ferner nicht in meiner abſoluten Vollkommenheit; denn ich beſitze ſie nicht ohne Schranken, welches abermals durch mein ſubjectives Bewußtſeyn von

der höchsten Evidenz ist. Wenn also ein Wahrheitsgrund des Satzes zu finden ist, so muß er in der relativen Vollkommenheit anzutreffen seyn; in der Beschaffenheit, vermöge welcher ich unter gewissen Umständen, in einer gewissen Reihe von Dingen, jetzt und hier, so und nicht anders, habe das Beste werden können. So und nicht anders läßt sich von unsrer Veränderung vernünftiger Grund angeben; so und nicht anders läßt sich begreifen, wie ein zufälliger Satz, der gestern nicht wahr gewesen, heute zur Wahrheit werden kann. Unter jeder Bedingung der Zeit und des Raums erlanget irgendwo und irgendwann etwas anders die Qualität des Besten, und eben dadurch den Wahrheitsgrund seines Daseyns. Nun kann diese relative Güte eines zufälligen Wesens auf keine andere Weise seinen Würklichkeitsgrund enthalten, als in so weit es dadurch einer freyen Ursache zur Absicht dienen, und sonach von demselben gebilliget werden kann. Der Grund meines Daseyns muß also in einer freyen Ursache zu suchen seyn, die mich jetzt und hier, als zu der Reihe des Besten gehörig, er-

kannt und gebilliget hat, und dadurch bewogen worden iſt, mich zur Wirklichkeit zu bringen. Dieſe freye Urſache kann ſelbſt nicht zufällig ſeyn; ſonſt wären wir der Begreiflichkeit des Satzes nicht um einen Schritt näher gekommen; der Wahrheitsgrund würde noch immer von neuem zu ſuchen ſeyn, der den Begriff des zufälligen Weſens mit der Exiſtenz verbindet. Wir müſſen alſo am Ende auf ein nothwendiges Weſen zurückkommen, bey welchem dieſer Wahrheitsgrund in der Denkbarkeit des Subjects ſelbſt lieget, zu einem Weſen, deſſen objectives Daſeyn von ſeiner Denkbarkeit nicht zu trennen iſt; welches vorhanden iſt, weil es gedacht werden kann.

Wenn die Beſchaffenheit eines Dinges, als relativ gut, den Grund ſeiner Wirklichkeit enthalten ſoll; ſo muß es abſichtlich gewählt worden ſeyn. Die nothwendige Urſache wird alſo das Zufällige, das von ihm ſein Daſeyn hat, erkannt und abſichtlich gewählt haben müſſen. Da nun das nothwendige Weſen alles, was es iſt, im höchſten Grade der Vollkommenheit ſeyn muß;

so wird die Erkenntniß der nothwendigen Ursache die allervollkommenste, und ihre Wahl die freywilligste seyn müssen. Sie wird also von je her alle Veränderungen der Zeit und des Orts, und so auch alle Bestimmungen und Merkmahle, durch welche ein zufälliges Ding zu seiner Zeit und an seinem Orte das Beste ist, auf das deutlichste und vollkommenste gedacht, und mit dem Grade der Würksamkeit und Bestrebung, der ihnen angemessen ist, gebilliget haben. Nun gehet das Bestreben des Billigungsvermögens, wie wir in der siebenten Vorlesung gesehen, von dem Subjecte aus, hat sein Ziel in dem Objecte der Erkenntniß, und suchet dasselbe mit den gebilligten Begriffen des Subjects in Gleichstimmung zu bringen. Die nothwendige Ursache wird also, vermöge ihres höchstvollkommenen Billigungsvermögens, alles Zufällige nach Maaßgabe seiner Beschaffenheit und Fähigkeit irgendwo und irgendwann das Beste zu seyn, auch alsda und alsdann zur Würklichkeit kommen lassen: und da der Lauf der Zeit und die Ordnung des Raums veränderlich sind; so müssen es auch die Dinge

seyn, die blos vermöge ihrer Beschaffenheit das Beste zu werden, zum Vorscheine kommen.

Alles, was ist, ist das Beste. 1) Schlechterdings das Beste, oder das Allervollkommenste in der Einfachheit; der Inbegriff aller Realitäten, das selbstständige Wesen (Ens a se) 2) Das Beste, secundum quid, das Vollkommenste in der Vereinigung, in der Verbindung vieler, deren jedes, einzeln betrachtet, eingeschränkt und unvollkommen ist, durch Verbindung und Beytrag zum vollkommensten Ganzen aber irgendwo und irgendwann, als ein Theil des Ganzen, das Beste wird; die Welt sammt allen ihren Veränderungen in Zeit und Raume.

Alle Gedanken Gottes, in so weit sie das Beste zum Vorwurf haben, gelangen zur Würklichkeit. 1) Das absolute Beste. Gott denkt sich selber mit der lebendigsten Erkenntniß, mit der allerhöchsten Selbstbilligung. Seine allerhöchste Kraft bringt unaufhörlich in ihm selbst alle Praedicate hervor, die in einem Subjecte sich vereinigen lassen, und diese sind so nothwendig, als seine Denkbarkeit. 2) Das

Beste secundum quid, oder das hypothetische. Gott denkt seine Eigenschaften mit den unendlich mannigfaltigen Einschränkungen, mit welchen sie denkbar sind. D. h. er denkt alle mögliche Abstufungen seiner Vollkommenheiten mit dem einer jeden angemessenen Grade von Billigung und Wohlgefallen. Er denkt sich alle mögliche Verbindungen dieser eingeschränkten Vollkommenheiten; nicht in Einem Subjecte; denn sie sind unvereinbar; aber er denkt sie sich in Verbindung vieler. Unter diesen möglichen Verbindungen vieler eingeschränkter Wesen, wird Eine im Ganzen, Vergleichungsweise, die beste seyn; so wie jedes Einzelne in derselben an seinem Orte und zu seiner Zeit das Beste seyn muß. Gott denkt sich diese vollkommenste Verbindung, und alle in derselben vorkommenden nach Zeit und Ordnung eingeschränkten Dinge, in so weit sie das Beste sind, mit dem höchsten Grade der Billigung. Billigungskraft hat zum Ziele die Hervorbringung des Gegenstandes, das Bestreben den Gegenstand der Vorstellung nach Maaßgebung des Ideals zur Würklichkeit zu bringen.

Die

Die Kraft des selbstständigen Wesens wird also diese eingeschränkte Grade seiner Vollkommenheit und ihre bestmögliche Verbindung hervorbringen; nicht in sich, denn sie sind mit seinen Eigenschaften nicht vereinbar, sondern außer sich, als für sich bestehende eingeschränkte Substanzen, jede mit der Veränderung in Ort und Raume, mit welcher sie in Beziehung auf das Ganze das Beste sind. **Gott ist Schöpfer und Erhalter des besten Weltalls.**

Man siehet hier den Uebergang von dem Verstande Gottes auf seine Eigenschaft als Schöpfer und Erhalter der Dinge auser ihm. Vorstellung, mit Billigung oder Theilnehmung verbunden, ist lebendige Erkenntniß, und lebendige Erkenntniß im höchsten Grade ist Anregung zur Thätigkeit, Bestreben zum Hervorbringen, zum Kraftäußern.

Auch haben einige Weltweise sich die Mühe gegeben, auf diesem Wege das sonderbare Vorgeben der Egoisten auf eine demonstrative Weise zu widerlegen. Schon der gesunde Menschenverstand

verwirft dieſes Vorgeben als eine unſtatthafte Grille; allein es hat, wie wir geſehen, ſeinen Nutzen, wenn man den Ausſpruch des geſunden Menſchenverſtandes durch Vernunftgründe wiſſenſchaftlich zu machen ſucht. Wenn alles, was Gott ſich als das Beſte denkt, auch zur Würklichkeit kommt, und zu dem Weltall, das der Egoiſt ſich vorſtellet, auſſer ihm, noch mehrere Subſtanzen gehören, die als Theile zum vollkommenſten Ganzen übereinſtimmen; ſo müſſen auch auſſer ihm mehrere Subſtanzen zur Würklichkeit kommen, und von Gott hervorgebracht worden ſeyn. Als einzelne Subſtanz kann der Egoiſt ſich nicht einbilden, ein Gegenſtand des göttlichen Billigung, des göttlichen Wohlgefallens zu ſeyn; denn er iſt ſich ſeiner Schwäche und ſeiner Mängel bewußt: Alſo nur in Verbindung mit dem Ganzen kann ſein Daſeyn irgendwo und irgendwann das Beſte geworden und von Gott gebilliget worden ſeyn. Mithin muß dieſes Ganze, ſammt allen Subſtanzen, die dazu gehören, eben ſo wohl, als ſein Ich, die Würklichkeit erlanget haben.

Ja man hat gesucht, auch die Idealisten auf diese Weise wissenschaftlich von dem Ungrunde ihrer Meinung zu überführen. Diejenige Verbindung der Dinge, in welcher die Materie, als Gegenstand der Vorstellung würklich vorhanden ist, muß nothwendig vollkommner seyn, als eine solche, in welcher die sinnlichen Beschaffenheiten äusserlich keinen Gegenstand haben. In jener ist bloß Harmonie in den Vorstellungen denkender Wesen, in so weit sie Abbildungen sind und Wahrheit enthalten; in dieser hingegen stimmen die Vorstellungen denkender Wesen nicht nur unter sich, sondern auch mit dem ausser ihnen würklich befindlichen Objecte zusammen, welches zu ihren bildlichen Vorstellungen das Vorbild ist. In jener stimmt nur Abbildung mit Abbildung, in dieser hingegen auch Abbild mit Urbild zusammen. Größre Uebereinstimmung ist größere Vollkommenheit; also wird eine Welt, in welcher ausser den Geistern auch Materie anzutreffen ist, vollkommener seyn, als eine solche, die blos aus Geistern bestehet. Da nun Gott nur das Vollkommenste zur Würklichkeit bringet; so wird die

Welt, die er erſchaffen hat, nicht blos idealiſch ſeyn, ſondern auch würkliche Materie enthalten, ſo wie es die gröſte Harmonie erfordert. Jhr ſehet aber von ſelbſt ein, daß durch dieſe Gründe blos das Daſeyn eines Objects der materiellen Vorſtellungen geſchloſſen werden kann; in wie weit ſich aber bey der Darſtellung materieller Beſchaffenheiten das Subjective unſerer ſinnlichen Erkenntniß mit einmiſcht und ſolche in Erſcheinungen verwandelt, bleibt hierdurch unentſchieden. Jn der ſinnlichen Erkenntniß liegt unſtreitig Wahrheit. Aber dieſe Wahrheit iſt bey uns mit Scheine, das Urbildliche iſt mit dem Perſpectiven verbunden und kann durch unſre Sinne nicht von demſelben getrennt werden.

XIII.

Spinozismus. — Pantheismus. — Alles ist Eins und Eins ist Alles. — Widerlegung.

Die Spinozisten behaupten: Wir selbst und die sinnliche Welt ausser uns, seyn nichts für sich Bestehendes; sondern bloße Modificationen der unendlichen Substanz. Kein Gedanke des Unendlichen könne ausser ihm und abgesondert von seinem Wesen zur Würklichkeit gelangen; denn es gebe nur eine einzige Substanz von unendlicher Denkungskraft und unendlicher Ausdehnung. Gott, sagt der Spinozist, ist die einzige nothwendige und auch nur die einzige mögliche Substanz, alles Uebrige lebt, webt und ist nicht ausser Gott; sondern Modification des göttlichen Wesens. **Eins ist Alles und Alles ist Eins.**

So sonderbar diese Meynung auch klingt und so sehr sie von der gemeinen Bahn des gesunden Menschenverstandes abweicht; so hat sie doch von jeher denkende Köpfe zu Anhängern und Freunden gehabt. Ja, Schwärmer und Atheisten haben sich vereinigt, sie anzunehmen; weil sie in der That diese entgegengesetzten Irrthümer zu ver-

hnden scheint. Daß sie an Atheismus streifet, scheinet dem ersten Blicke nach in die Augen zu fallen. Allein Wachter hat in einem besondern Tractat *) angezeigt, daß sie in der kabbalischen Schwärmerey ihren Ursprung habe, und ganz auf dieselbe gebauet sey. Lasset uns indessen nicht auf die Folgesätze sehen, die dieser Schule zur Last geleget werden, sondern auf die Gründe, auf welche sie sich stützet. Wir schweben hier in einer Region von Ideen, die von der unmittelbaren Erkenntniß zu weit entfernt ist; in welcher wir unsere Gedanken blos durch den Schattenriß der Worte zu erkennen geben; ja blos durch Hülfe dieser Schattenrisse selbst wieder zu erkennen im Stande sind. Wie leicht ist hier der Irrthum! Wie groß die Gefahr, den Schatten für die Sache zu halten! Sie wissen, wie sehr ich geneigt bin, alle Streitigkeiten der philosophischen Schulen für bloße Wortstreitigkeiten zu erklären, oder doch wenigstens ursprünglich von Wortstreitigkeiten herzuleiten. Verändert die mindeste Kleinigkeit

*) Wachter Spinozismus im Judenthum.

im Schattenriß: sogleich erhält das ganze Bild ein andres Ansehen, eine andre Physiognomie. So auch mit Worten und Begriff. Die kleinste Abweichung in der Bestimmung eines Grundwortes führt am Ende zu ganz entgegengesetzten Folgen, und wenn man den Punkt aus den Augen verloren, von welchem man gemeinschaftlich ausgegangen ist; so streitet man am Ende nicht mehr um Worte, sondern um die wichtigsten Sachen. Wir müssen also auf den Scheideweg zurück, wo der Spinozist uns verläßt und seinen eignen Weg nimmt, um zu sehen, ob wir den Streit nicht beylegen können, bevor wir uns trennen.

Wovon gehen wir aus? Was können wir unter uns als ausgemacht annehmen und voraussetzen, um nach dessen Maaßgebung den Streitpunkt zu richten? So viel mir von der Lehre der Spinozisten bekannt ist, kommen sie mit uns in folgenden Lehrsätzen überein: Das nothwendige Wesen denkt sich selbst, als schlechterdings nothwendig; denkt die zufälligen Wesen, als auflösbar in unendliche Reihen; als Wesen, die ihrer Natur nach rückwärts

eine Reihe ohne Anfang zu ihrem Daseyn voraussetzen und vorwärts eine Reihe ohne Ende zur Würklichkeit befördern.

Bis hieher kann uns der Anhänger Spinozens zur Seite gehen, aber hier scheidet sich der Weg. Diese Reihe von zufälligen Dingen, sagen wir, haben ausser Gott ihre eigene Substantialität; ob sie gleich nur als Würkungen seiner Allmacht vorhanden seyn können. Die endlichen Wesen bestehen für sich zwar abhängig vom Unendlichen, und ohne das Unendliche nicht denkbar; aber doch der Subsistenz nach mit dem Unendlichen nicht vereiniget. Wir leben, weben und sind, als Würkungen Gottes, aber nicht in ihm. Der Spinozist hingegen behauptet: Es gebe nur eine Einzige unendliche Substanz; denn eine Substanz müsse für sich bestehen, keines andern Wesens zu seinem Daseyn bedürfen und also unabhängig seyn. Da aber kein endliches Wesen unabhängig seyn könne; so sey auch kein endliches Wesen eine Substanz. Hingegen sey das Weltall eine wahre Substanz, indem es in seiner Unbegränztheit alles in sich schließet,

und also keines andern Wesens zu seinem Daseyn bedarf; mithin unabhängig ist. Dieses Weltall, fährt der Spinozist fort, bestehet aus Körpern und Geistern, das heißt nach der Lehre des Cartesius, die der Spinozist annimmt, es giebt Ausdehnung und Gedanken; Wesen, die ausgedehnt sind, und Wesen, welche denken. Er eignet daher seiner einzigen unendlichen Substanz zwey unendliche Eigenschaften zu, unendliche Ausdehnung und unendliche Gedanken, und dieses ist sein: Eins ist Alles; oder vielmehr, er spricht: der gesammte Inbegriff unendlich vieler endlichen Körper, und unendlich vieler Gedanken, mache Ein einziges unendliches All aus, unendlich an Ausdehnung und unendlich an Denken: Alles ist Eins.

Man hat mit Recht den Scharfsinn bewundert, mit welchem Spinoza auf diesen Grundideen sein System aufführt, und bis auf seine kleinste Theile mit geometrischer Festigkeit verbindet. Gebet ihm diese Grundideen zu, so stehet sein Gebäude unerschüttert da, und ihr könnet nicht den kleinsten Stein aus seinem Zu-

ſammenhange rücken. Wir haben alſo bloß dieſe Grundideen zu unterſuchen, und zu ſehen, in wie weit die ſich von unſern gewöhnlichen Begriffen entweder der Sache nach, oder bloß in den Worten unterſcheidet.

Um uns dieſem Syſtem ſo viel möglich zu nähern, laſſet uns vor der Hand nicht rügen, daß Spinoza das Unendliche der Kraft nach, mit dem Unendlichen der Ausbreitung, der Menge nach, die intenſive Größe mit der extenſiven, zu verwechſeln ſcheint. Aus unendlich vielen endlichen Gedanken ſetzet er das an Gedanken Unendliche gleichſam zuſammen. Auf dieſe Weiſe entſtehet bloß das Unendliche der Ausbreitung nach. Wenn aber das Unendliche unabhängig ſeyn ſoll; ſo muß es nicht extenſive unendlich, ſondern intenſive ohne Gränzen und Schranken ſeyn; nicht der Ausbreitung, ſondern der Kraft nach muß es unendlich ſeyn, wenn es keines andern Weſens zu ſeinem Daſeyn bedürfen ſoll. Ich werde dieſes in der Folge ausführlicher berühren, und laſſe es vor der Hand dahin ge-

geſtellt ſeyn, um die übrigen Grundideen des ſpinoziſchen Syſtems etwas genauer zu prüfen.

Daß in der Erklärung des Wortes Subſtanz eine Willkührlichkeit lieget, die den Spinoza von der gemeinen Bahn abgeführt hat, iſt ſchon von vielen, und faſt von allen ſeinen Widerſachern gerügt worden. Eine ſolche Subſtantialität, die er vorausſetzet, ein für ſich beſtehendes Daſeyn, das unabhängig iſt, und keines andern Weſens zu ſeiner Würklichkeit bedarf, legen auch wir keinem endlichen zufälligen Weſen bey. Auch wir geſtehen, daß eine ſolche ſelbſtgenügende Subſtantialität bloß dem unendlichen und nothwendigen Weſen zukomme, und daß es ſelbſt von dieſem keinem endlichen Weſen mitgetheilet werde. Allein wir unterſcheiden das Selbſtſtändige von dem Fürſichbeſtehenden. Das Selbſtſtändige iſt unabhängig und bedarf keines andern Weſens zu ſeinem Daſeyn. Dieſes alſo iſt unendlich und nothwendig; das Fürſichbeſtehende aber kann in ſeinem Daſeyn abhängig, und dennoch, als ein von dem unendlichen abgeſondertes Weſen, vorhanden ſeyn. Das heißt, es laſſen ſich We-

sen denken, die nicht blos als Modificationen eines andern Wesens bestehen, sondern ihre eigene Bestandtheit haben und selbst modificiret sind. Eine Substantialität von dieser zweyten Gattung glauben wir mit Recht auch endlichen zufälligen Wesen zuschreiben zu können. Alles, was Spinoza also mit geometrischer Schärfe aus seiner Erklärung der Substanz herleitet, können wir gar wohl gelten lassen; aber nur von dem selbstständigen Wesen, dem allein Unendlichkeit der Kraft nach und nothwendiges unabhängiges Wesen zukommt, keinesweges aber von allen für sich bestehenden Dingen. Will Spinoza diese, ihrer Abhängigkeit halber, nicht Substanz nennen; so streitet er bloß in Worten. Wird der Unterschied in der Sache zugegeben; so erdenke man für die Bestandtheit abhängiger Wesen einen andern Nahmen, um einen Unterschied, der in der Sache liegt, nicht unbemerkt zu lassen; und der Zwist ist entschieden.

Diese Bemerkung, wenn sie gleich die Lehre des Spinoza nicht über den Haufen wirft; so trift sie doch seine Beweisthümer und Gründe,

Sie zeiget, daß Spinoza das nicht erwieſen, was er erweiſen wollte. Sie ſchwächet daher die Kraft ſeiner Waffen, oder lenkt ſie von dem Ziele ab, dahin er ſie gerichtet hatte. An Statt zu beweiſen, daß alles Fürſichbeſtehende nur Eins ſey, bringet er am Ende blos heraus, daß alles Selbſtſtändige nur Eins ſey. An Statt darzuthun, daß der geſammte Inbegriff alles Endlichen eine einzige ſelbſtſtändige Subſtanz ausmache, erhält er am Ende blos, daß dieſer Innbegriff von der einzigen unendlichen Subſtanz abhängen müſſe. Dieſes aber wird alles zugegeben, ohne daß der Streit deßwegen entſchieden ſey. Er hat alſo den Streitpunkt völlig da gelaſſen, wo er ihn gefunden hat. Seine Beweisthümer ſind bündig, aber ſie widerlegen uns nicht.

Folgende Bemerkung dringet etwas tiefer in die Sache ein, und greifet nicht nur die Beweisthümer, ſondern die Lehre des Spinoza ſelbſt an. Spinoza, ſprechen ſeine Gegner, eignet ſeiner unendlichen Subſtanz Ausdehnung und Gedanken zu; weil ſich auf dieſe Grundbegriffe nach der Theorie des Carteſius alles Denkbare zurück-

bringen läßt. In der Ausdehnung beſtehet, nach dieſem Weltweiſen, das Weſen der Körper, und im Denken das Weſen der Geiſter. Allein, wenn wir auch zur Ausdehnung den Begriff der Undurchdringlichkeit hinzuthun; ſo erſchöpfet dieſes blos das Weſen der Materie. Zum Körper aber gehöret, außer der Materie, auch noch Form, d. i. die Bewegung, ſammt allen ihren Modificationen. Spinoza hat alſo blos die Quelle der Materie angewieſen. Wo ſollen wir aber die Quelle der Form ſuchen? Wodurch erhält der Körper ſeine Bewegung, der organiſirte Körper ſeine Bildung, d. i. ſeine planvolle und regelmäßige Bewegung, und jeder andre Körper ſeine Figur? Wo kann der Urſprung hiervon anzutreffen ſeyn? Nicht im Ganzen; denn das Ganze hat keine Bewegung. Das Sämmtliche aller Körper, in eine einzige Subſtanz vereiniget, kann den Ort nicht verändern und hat weder Organiſation, noch Figur. Alſo in den Theilen. Mithin müſſen die Theile auch ihr abgetheiltes Daſeyn haben, und das Ganze ein bloßes Aggregat aus denſelben ſeyn. Hätten die Theile, wie

Spinoza vorgiebt, nicht ihr abgesondertes Dasseyn, und wären sie blos Abänderungen oder Vorstellungsarten des Gesammten; so könnten sie keine andre Modificatioa haben, als die aus den Eigenschaften des Ganzen fließen. Woher die Form in den Theilen, wenn das Ganze keine Quelle dazu darbietet?

Einen ähnlichen Schlußfehler kann man dem Spinoza auch in Absicht auf die Geisterwelt vorwerfen. Er hat bloß für das Materiale des Denkens gesorgt, und ihm eine Quelle in den Eigenschaften des Unendlichen angewiesen. Wahrheit und Unwahrheit findet bey ihm ihren Ursprung in den Eigenschaften der einfachen Substanz. Woher aber die Güte und Vollkommenheit, Lust und Unlust, Schmerz und Vergnügen, überhaupt alles, was nach unsern Begriffen zum Billigungs- oder Begehrungsvermögen gehört? Wenn das Ganze keines Vorherwissens, keines Vorsatzes, keiner Billigung und keines Verlangens fähig ist; woher alle diese Begriffe in den Theilen, die doch nichts für sich bestehendes haben und, seiner Meinung nach, bloße Modifi-

cationen der einzigen Substanz sind? Es ist wahr, Spinoza will auch in den Theilen alle Freyheit aufheben, alle Wahl für bloße Täuschung halten, und den willkührlichen Entschluß, von dem wir glauben, daß er von uns abhänge, der Wahrheit nach, einer unumgänglichen Nothwendigkeit unterwerfen. Er hatte also in seinem System nicht für das zu sorgen, dessen Daseyn er nicht eingestand; mithin wird ihm Freyheit, Wille und Willkühr, und alles, was davon abhängt, weiter keine Schwierigkeit machen können. Allein hiermit ist gleichwohl im Grunde dem Uebel nicht abgeholfen. Alles, was Spinoza wider Freyheit und Willkühr zu erinnern hat, trift blos das System des vollkommenen Gleichgewichts, das er allein Freyheit nennet. Er erkennet keine andere Zwanglosigkeit, als die Befreyung von allem Einflusse der Bewegungsgründe und Triebfedern, von aller mitwürkenden Erkenntniß des vorhergesehenen Guten und Bösen; eigentlich dasjenige, was die Deterministen das vollkommne unentschiedene Gleichgewicht nennen. Da er nun einsah, daß

daß die vorhergesehenen Bewegungsgründe und Triebfedern der freyesten Wahl ihre Bestimmtheit und Unausbleiblichkeit geben; so umfaßte Er allen Erfolg unter dem vielschichtigen Worte Nothwendigkeit, und sagte die Wahl oder Willkühr vernünftiger Wesen sey nothwendig. Hingegen muß Spinoza aller seiner Gründe ungeachtet dasjenige, was die Deterministen Freyheit nennen, gar wohl zugeben, oder er streitet mit ihnen blos in Worten. Er hat keinen Grund, diejenige Freyheit aufzuheben, die der Erkenntniß des Guten und Bösen folgt, und von dem vorhergesehenen Besten bestimmt wird. Da er, wenigstens in Absicht auf das Endliche, den Unterschied zwischen Gutem und Bösem, Begehrlichem und Nichtbegehrlichem, Lust und Unlust u. s. w. nicht läugnen kann; so muß er auch alles zugeben, was aus diesen Ideen folgt; mithin auch ihre Mitwürkung auf die Bestimmung des Endlichen, ihren Einfluß auf die Abänderungen des denkenden Wesens. Wenn wir also dem Worte Nothwendigkeit seine Vieldeutigkeit nehmen; wenn wir den Begriff genauer bestimmen,

einen Unterſchied machen zwiſchen der phyſiſchen und ſittlichen Nothwendigkeit, und wie von uns geſchehen, das phyſiſch Nothwendige aus der Erkenntnißquelle, das ſittlich Nothwendige hingegen aus der Billigungsquelle fließen laſſen, und wenn uns dann Spinoza dieſen Unterſchied, der in der Sache ſelbſt lieget, nicht in Abrede ſeyn kann; ſo muß er eingeſtehen, daß das Formale des Denkens von dem Materialen deſſelben zu unterſcheiden ſey, daß die Eigenſchaft zu denken nicht nothwendig die Eigenſchaft zu billigen in ſich ſchließe, daß Gutes und Böſes, ſo wie die Zuneigung zu jenem und die Abneigung von dieſem, eine andre Quelle haben müſſen, als Wahrheit und Unwahrheit. Wo iſt aber dieſe Quelle zu finden, wenn in den Eigenſchaften der einzigen Subſtanz keine Spur davon anzutreffen ſeyn ſoll?

Wir ſehen alſo, daß das Syſtem Spinozens in zweyerley Rückſicht mangelhaft iſt. So wohl in Abſicht auf die Körperwelt, als in Abſicht auf die denkenden Weſen, hat er blos für das Materiale, aber nicht für das Formale geſorget, und

wie ſehr wird ſich ſein Syſtem dem unſrigen nähern, wenn er das Formale mit aufnehmen, und von der einen Seite die Quelle der Bewegung, ſo wie von der andern Seite die Quelle der Billigung, anzugeben ſuchen wird.

Und nun zu der Bemerkung, die ich oben berühret, und in der Folge weiter auszuführen verſprochen. Ich erinnere mich aber, daß keine Weitläuftigkeit von Nöthen ſey. Wolf hat in dem zweyten Theil ſeiner natürlichen Theologie dieſen Einwurf wider den Spinozismus mit der ihm eigenen Deutlichkeit und Aufführlichkeit vorgetragen, und noch hat, ſo viel ich weiß, kein Anhänger oder Vertheidiger dieſes Syſtems den Einwurf zu beantworten gewagt. Ich darf ihn alſo hier nur kürzlich wiederholen. Jede Beſchaffenheit der Dinge hat ihre Ausbreitung und ihre Stärke, ihre Extenſion und ihre Intenſion. Durch das Hinzuthun mehrerer gleichartigen Dinge nimmt die Beſchaffenheit an Ausbreitung, aber nicht an Stärke zu. Thut laues Waſſer zu lauem Waſſer, ſo habt ihr mehr, aber nicht wärmeres Waſſer; füget ſeichte Kenntniß zu ſeichten

Kenntniſſen, ſo erlanget ihr ausgebreitetere, aber nicht gründlichere und tiefere Einſicht. Eine ausgebreitetere Urſache kann zwar eine ſtärkere Würkung hervorbringen, und mehrere Lichtſtralen eine ſtärkere Beleuchtung verurſachen; aber es iſt in der Würkung nicht mehr bloßes Hinzuthun, ſondern innere Verſtärkung, die durch die geſammlete Mehrheit der Strahlen bewirkt wird. Sonſt giebt eine mittelmäßige Beleuchtung vieler Zimmer kein ſtärkeres Licht, als dieſelbe Beleuchtung eines einzigen kleinen Zimmers. Alles dieſes leuchtet in die Augen, und wird zum Ueberfluß in jedem Lehrbuche der Ontologie hinlänglich ausgeführt. Wenn alſo endliche Weſen auch in ihrer unendlichen Menge zuſammen gefaßt werden, ſo erwächſt aus denſelben eine totale Unendlichkeit, blos der Menge und Ausbreitung nach. Die Intenſion oder die Stärke der Beſchaffenheit bleibt im Ganzen immer noch endlich. Nun kann nach dem Spinoza ſelbſt nur das Unendliche der Stärke nach unabhängig ſeyn und keines andern Weſens zu ſeinem Daſeyn bedürfen. Er wird alſo auſſer dem totalen Inbegriff aller end-

lichen Wesen, welcher nur der Ausbreitung nach unendlich seyn kann, noch ein einziges unendliches Wesen zugeben müssen, welches der Stärke nach ohne Gränzen ist. Ja, da nach seinem Geständnisse nur eine einzige Substanz unabhängig seyn kann; so wird er sein Unendliches der Menge nach von diesem Unendlichen der Stärke nach müssen abhängen lassen.

Daß ein Unendliches der Ausbreitung nach nicht selbstständig seyn könne, sondern von dem Unendlichen der Kraft abhängen müsse, erhellet auch aus folgender Betrachtung. Alle ausgebreiteten Dinge, sie mögen endlich oder unendlich seyn, geben keine wahre Einheiten; sondern Inbegriffe, Aggregate von Vielem; nicht einzelne, sondern sämmtliche, collektive Wesen. Wenn schon einerley Ausdehnung aller Materie wesentlich zukömmt; so ist das Ausgedehnte doch nicht immer dasselbe; keine wirkliche Einheit, sondern eine Wiederholung einer und eben derselben Beschaffenheit in den kleinsten Theilen der Materie. So auch mit der Schwere, wenn sie dem Körper beywohnen soll, und so mit der Zeugungs-

oder Organisationskraft, wenn man sie als eine Eigenschaft des gebildeten Körpers ansehen will. Ist schon die Kraft in der Absonderung immer dieselbe, und mit einer und derselben Idee zu umfassen; so kann sie doch dem Körper nicht als Eigenschaft beywohnen, ohne in jedem Atom desselben gleichsam wiederholt zu werden. Es ist freylich dieselbe Federkraft, die in meiner Uhr die Feder spannet, und dort am Firmament die Wolken sammlet und forttreibet; aber diese Einheit ist blos abstracht; der Sache nach muß die Kraft in den verschiedenen Objecten auch verschiedentlich wiederholt, und also nicht mehr Eins, sondern Vieles bleiben.

Wenn vieles in einem Inbegriffe zusammenkommen, und ein Aggregat ein sämtliches Wesen ausmachen soll; so geschiehet dieses blos durch die Vorstellungen denkender Subjecte, die sie in einem Begriffe umfassen und sammeln. Ausserhalb und von Seiten der Objecte existiren blos Einheiten, und zwar jede für sich, einzeln. Blos in den Vorstellungen denkender Subjecte kommen diese Einheiten zusammen und bilden Inbegriffe,

Vieles in Einem, Aggregate. Eine Heerde Schaafe beſtehet an und für ſich aus einzelnen Thieren dieſer Art; ein Sandhügel aus einzelnen Körnlein; aber in dem Begriffe denkender Weſen werden ſie geſammlet und verbunden, und dadurch aus jenen Eine Heerde; aus dieſen Ein Hauſe. Ohne denkende Weſen würde die Körperwelt keine Welt ſeyn, kein Ganzes ausmachen; ſondern höchſtens aus lauter iſolirten Einheiten beſtehen. Dieſes habe ich bey einer andern Gelegenheit weitläuftiger ausgeführt, und dadurch bewieſen, daß die Seele nicht materiell ſeyn könne.

Es hat aber mit der Geiſterwelt eine ähnliche Beſchaffenheit. Wenn ſchon dieſelbe Kraft zu denken allen zukommt; ſo iſt es doch nicht dieſelbe Einheit, die in allen denkt. Vielmehr muß dasjenige, was wir durch Kraft oder Eigenſchaft zu denken verſtehen, in jedem Gegenſtande wiederholt werden und jedem denkenden Weſen für ſich zukommen. Dem Begriffe nach iſt es zwar einerley Kraft, oder Attribut des Denkens, wie Spinoza ſich ausdrückt, vermöge deſſen wir alle

hier denken; allein der Sache nach und in der Würklichkeit muß diese Kraft jedem von uns besonders zukommen; wenn wir anders selbst denken, und nicht, wie einige scholastische Philosophen geglaubt haben sollen, eine einzige Kraft für uns alle denken soll.

Jedes denkende Wesen, wenn es endlich ist, denkt indessen blos einen Theil der Welt, eine Seite und Aussicht derselben, die nicht das Ganze mit gleicher Deutlichkeit umfasset. Blos in dem Inbegriffe aller denkenden Wesen, in dem Totalen derselben, liegt nach dem Spinoza das Weltall in seiner allumfassenden Deutlichkeit. Aber dieses Totale, dieses Zusammennehmen, Vieles in Einem, dieser Inbegriff setzet, wie wir gesehen, ein denkendes Subject voraus, das in seiner Vorstellung umfasset, sammlet und verbindet. Ohne dieses vereinigende Subject bleiben die Theile isolirt und unverbunden, immer noch Vieles, und nur durch die umfassende Gedanken werden sie vereint.

Wenn also nach dem Spinoza das Weltall, oder die wahre Substanz in dem Inbegriff aller

materiellen und denkenden Wesen besteht; so setzt dieser Inbegriff das Daseyn eines inbegreiffenden Subjects voraus. Dieses Subject wird alle Seiten umfassen, alle Begriffe endlicher Wesen in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit verbinden und sie alle mit der vollkommensten Deutlichkeit denken müssen; denn jede Dunkelheit in der Vorstellung läßt eine Lücke zurück, und der Inbegriff, den wir suchen, ist nicht vollständig. Ohne Geisterwelt machen die körperlichen Dinge kein System aus; aber die eingeschränkten Geister bilden gleichsam nur Bruchstücke des Ganzen, die von einem uneingeschränkten Geiste in ihrem unendlichen Bezirke umfaßt und in Ein System verbunden werden müssen. Daß dieser schrankenlose Geist der Kraft nach unendlich, selbstständig und unabhängig seyn wird, ergiebt sich von selbst; und sonach hätte uns Spinozens Idee von dem unendlichen Weltall auf das nothwendige Daseyn eines der Kraft nach unendlichen, einzelnen Wesens geführt, dessen Gedanken alles Mannigfaltige der Körper- und Geisterwelt auf das allerdeutlichste umfassen und in Ein System verbinden,

und ohne welches das Unendliche der Ausbreitung nicht subsistiren kann. — Auf solche Weise würde unser Zwist mit diesem Weltweisen ja hier am Scheidewege schon größtentheils beygelegt seyn. Wir hätten dabey diesen redlichen Wahrheitsforscher zu unserm Freunde; denn gewiß der Mann, der sein Leben einzig und allein der Wahrheit gewidmet hatte, würde sich der Wahrheit nicht aus Eigensinn oder Eitelkeit widersetzen. Wir könnten ihn umarmen und noch eine weite Strecke gemeinschaftlich fortgehen. Ja, wenn uns Spinoza alles dieses zugiebt: so wären wir beynahe schon am Ziele.

XIV.

Fortgesetzter Streit mit den Pantheisten. Annäherung. — Vereinigungspunkt mit denselben. — Unsträflichkeit des geläuterten Pantheismus. — Verträglichkeit mit Religion und Sittlichkeit, in so weit sie praktisch sind.

Mit nichten, würde mein Freund, Lessing, rufen, wenn er unsrer letzten Vorlesung beygewohnet hätte; ihr seyd bey weitem noch nicht am Ziele, und rufet Sieg, bevor ihr überwunden. Wenn auch alle die Bemerkungen richtig wären, die ihr wider Spinoza vorgebracht habet; so hättet ihr am Ende doch nur blos Spinozen, nicht den Spinozismus widerlegt. Ihr hättet gezeigt, daß das System dieses Weltweisen, so gut wie jedes andre, das irgend ein Sterblicher aufgeführt hat, seine Mängel und Lücken habe, daß er in der Grundlage gefehlet, die er seinem Lehrgebäude gegeben, und Dinge ausgelassen habe, ohne welche dieses nicht bestehen kann. Folgt aber daraus schon der völlige Umsturz alles dessen, was Spinoza behauptet? Wie, wenn ein späterer Anhänger dieses großen Mannes die Lücken auszufüllen

und die Mängel zu ergänzen ſuchte? Oder, wenn wir überall auf Syſtem Verzicht thäten und geſtünden, die Dinge ließen ſich von uns nicht in eine geometriſche Schlußkette verbinden; müßte deswegen der Spinozismus, oder Pantheismus, wenn ihr wollet, gänzlich aufgegeben werden? Könnte demohngeachtet der Satz nicht wahr ſeyn: Alles iſt Eins und Eins iſt Alles?

Ihr habet das Syſtem eures Gegners widerlegt; iſt dadurch das Eurige erwieſen? Laſſet uns genauer zuſehen, würde er fortfahren, wie weit wir gekommen ſind. Ihr ſaget: Spinoza kann nach ſeinen Grundſätzen den Urſprung der Bewegung nicht erklären. Gut! welcher Antiſpinoziſt oder Theiſt weis denn hiervon beſſer Rechenſchaft zu geben? Er beruſet ſich auf den Willen Gottes, der der Materie die Bewegung mitgetheilet haben ſoll. Auch Spinoza läßt alle Bewegung aus etwas Aehnlichem, das er Willen nennet, entſpringen; wiewohl ich mir ſeine Aeuſſerung über dieſen Punkt nicht völlig deutlich zu machen weis. Vielleicht findet auch der Pantheiſt einen andern Behelf von dieſer Art, den

Urſprung der Bewegung zu erklären; und wenn er ihn nicht findet; ſo mag ſolcher überall unerkläret bleiben. Am Ende iſt das Berufen auf den göttlichen Willen vom Geſtändniſſe ſeiner Unwiſſenheit nicht weit entfernt, und der Vorzug, den der Theismus hierin haben mag, bey weitem nicht wichtig genug, dieſem Syſtem das entſchiedene Uebergewicht zu geben. Den Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Güte, Erkenntniß und Billigung, nebſt allen Folgen, die mit Recht aus dieſem Unterſchiede gezogen werden, kann der Pantheiſt zugeben und die Quelle des Formalen, eben ſowohl als des Materialen, in die einzige Subſtanz der Gottheit ſetzen. Ihr ſehet, wie vieles ich in ſeinem Rahmen einräume, ohne deswegen das Syſtem aufzugeben. Durch eure oder ähnliche Gründe bewogen, räume ich den richtig bemerkten Unterſchied zwiſchen dem Unendlichen der Ausbreitung und dem Unendlichen der Kraft nach willig ein, und gebe ſonach zu, daß das nothwendige Weſen nicht, wie Spinoza ſelbſt behauptet hat, in dem Innbegriff unendlich vieler zufälligen Weſen beſtehen

könne; denn auf diese Weise würde es blos der Ausbreitung nach unendlich seyn, der Kraft nach aber immer noch endlich und abhängig bleiben. Ich nehme also, wie wahrscheinlicher Weise Spinoza selbst gethan haben würde, mit euch an, daß das einzige nothwendige Wesen in seiner Einheit und der Kraft nach unendlich seyn müsse: und so können wir nach unserm System, eben sowohl als der Theist nach dem seinigen, nicht nur den Ursprung des Wahren, sondern auch den Ursprung aller Güte, in das Wesen der Gottheit setzen. Da wir also (ich rede immer noch im Nahmen meines abgeschiedenen Freundes) da wir das System nunmehr in etwas abgeändert haben und der Gottheit eben so wohl, als der Theist, die allerhöchste Vollkommenheit zuschreiben; so nehmen wir dem zufolge auch mit diesem an, daß sich der göttliche Verstand alle möglichen zufälligen Dinge, nebst ihren unendlichen Mannigfaltigkeiten und Veränderungen, sammt ihrer Verschiedenheit und Güte, Schönheit und Ordnung, auf das allerdeutlichste und ausführlichste vorgestellt, und daß er vermöge seiner allerhöchsten Billigungs-

kraft der besten und vollkommensten Reihe der Dinge den Vorzug gegeben habe. Alles dieses muß auch nach dem System des wahren Theisten in dem Verstande Gottes vorgegangen seyn, und unaufhörlich vorgehen. Auch der Theist muß also der würklich gewordenen Reihe der Dinge eine Art von idealischem Daseyn in dem göttlichen Verstande zuschreiben, und dieses kann der Pantheist seinem System unbeschadet zugeben. Er bleibt aber bey diesem idealischen Daseyn stehen, und wenn der Theist fortrückt und zu dieser Behauptung hinzusetzt: Gott habe dieser würklichen Reihe der Dinge auch außer sich ein objectives Daseyn mitgetheilt; so ziehet jener sich bescheiden zurück und siehet keinen Grund dieses einzuräumen. Wodurch überführt ihr ihn von dieser objectiven Existenz außerhalb des göttlichen Verstandes? Wer sagt uns, daß wir selbst und die Welt, die uns umgiebt, etwas mehr haben, als das idealische Daseyn in dem göttlichen Verstande; etwas mehr sind, als bloße Gedanken Gottes und Modificationen seiner Urkraft?

„Wenn ich Sie recht verſtehe, würde ich „ihm antworten, ſo geben Sie, im Nahmen Ihres Pantheiſten, zwar einen außerweltlichen „Gott zu, läugnen aber eine außergöttliche Welt, „und machen Gott gleichſam zum unendlichen „Egoiſten.“

Meine Gedanken habt Ihr richtig gefaßt, und Ihr wiſſet, wie wenig ich den lächerlichen Anſtrich achte, den ihr ihm zu geben ſuchet. Mein Pantheismus gleichet, wenn ihr wollet, einer zweyköpfigen Hydra. Einer dieſer Köpfe führt die Ueberſchrift: Alles iſt Eins; der andre: Eins iſt Alles. Ihr müßt beide zugleich abſchlagen, wenn Ihr das Ungeheuer tödten wollt. Bevor ihr euch aber an die herkuliſche Arbeit waget, gebet wohl auf die Waffen Acht, mit welchen es ſich vertheidigen dürfte.

Gedanken, das Denkende, das Gedachte; das ſind drey Rückſichten, deren Verſchiedenheiten wir uns bewußt ſind, ſo lange das Denken noch blos im Vermögen iſt; ſo lange noch nicht würklich gedacht wird. So lange nehmlich das denkende Weſen, als Subject, blos das Vermögen zu den-

ken

ken hat, das Gedachte, als das Object bloß die Fähigkeit hat, gedacht zu werden, und aus der Beziehung des Objects auf das Subject, der Gedanke noch nicht würklich enstanden ist. So bald aber das Denken würklich vor sich gehet; so tritt das Subject mit dem Object in die innigste Verbindung, und erzeuget den Gedanken. Dieser ist innerhalb des Denkenden befindlich, und in so weit er ein treuer Abdruck des Gedachten ist, von dem Objecte selbst nicht zu unterscheiden. Merket also wohl, bevor ihr meinen Pantheisten widerleget! Ihr gestehet ein, daß bey würklichem Denken, und in so weit der Gedanke wahr ist, jener Unterschied der Rücksichten verschwinde, und das Gedachte von dem würklichen wahren Gedanken nicht zu unterscheiden, und also mit demselben völlig Eins sey. Nun ist der Gedanke ein Accidens des denkenden Wesens und kann von seiner Substanz nicht getrennet werden; mithin wird der Gedanke nirgend anders, als in dem Denkenden, und als eine bloße Abänderung desselben, anzutreffen seyn. Da nun in Gott, wie wir alle gestehen, kein bloßes Vermögen Statt

findet, alles vielmehr in der thätigſten Wirklichkeit ſeyn muß; da ferner alle Gedanken Gottes wahr und treffend ſind; ſo wird kein Gedanke in Gott von ſeinem Urbilde zu unterſcheiden ſeyn; oder vielmehr die Gedanken Gottes, die als Abänderungen deſſelben in ihm anzutreffen ſind, werden zugleich ihre eigne Urbilder ſelbſt ſeyn. Die innere ſtets würkende Thätigkeit der göttlichen Vorſtellungskraft, erzeugt in ihm ſelbſt unvergängliche Bilder zufälliger Weſen, mit der unendlichen Reihe aller ihrer auf einander folgenden Abänderungen und Verſchiedenheiten, und dieſes ſind wir ſammt der Sinnenwelt außer uns. Von dieſer Seite vorgeſtellt, ſcheint mir der Pantheismus, den Ihr geſtürzt zu haben glaubtet, völlig wieder auf ſeinen Füßen zu ſtehen. Ihr wolltet ihn widerlegen? Zeiget erſt die Möglichkeit hiervon an! Wenn dieſes geſchehen ſoll; ſo muß gezeigt werden, daß die Urbilder außer Gott nicht dieſelben Prädicate haben, als die Vorſtellungen oder die Bilder derſelben, die in Gott anzutreffen ſind. Dieſes aber läugnet ihr ja ſelbſt nach eurem eigenen Syſtem. Die

Gedanken Gottes müſſen ja im höchſten Grade wahr und anpaſſend ſeyn, müſſen alſo alle Prädicate haben, die ihren Vorwürfen zukommen.

Ja wohl, würde ich meinem Freunde hier einfallen, die Prädicate alle, jedoch mit Ausnahme derjenigen, die dem Urbilde, blos als Urbilde zukommen, und die das Subject nicht annehmen kann, ohne daß es aufhöre Subject zu ſeyn. So weit erſtrecket ſich nicht die von der Wahrheit voraus geſetzte Uebereinſtimmung zwiſchen Urbilde und Abbilde, daß dadurch die Verſchiedenheit ihrer Verhältniſſe aufgehoben würde. Das allertreueſte Bild muß nicht aufhören Bild zu ſeyn, würde von ſeiner Wahrheit verlieren, wenn es zum Urbilde werden ſollte. Wenn alſo dieſes der Punkt iſt, mein Freund! auf den es in unſerm Streite ankommt; ſo wird er, wie ich hoffe, noch zu entſcheiden ſeyn. Mich dünkt, es giebt untrügliche Merkmahle, die mich, als Gegenſtand, von mir, als Vorſtellung in Gott; mich als Urbild, von mir als Bild in dem göttlichen Verſtande, auf das untrüglichſte unterſcheiden. Das Bewußtſeyn meiner ſelbſt verbunden mit

völliger Unkunde alles deſſen, ſo nicht in meinen Denkungskreis fällt, iſt der ſprechendeſte Beweis von meiner außergöttlichen Subſtantialität, von meinem urbildlichen Daſeyn. Gott hat zwar den richtigſten Begriff von dem Maaße meiner Kräfte, alſo auch von dem Umfange meines Bewußtſeyns. Aber dieſes Bild meines Bewußtſeyns iſt in ihm nicht von dem Bewußtſeyn ſeiner Unendlichkeit abgeſondert, nicht ſo wie in mir, mit der Würklichkeit ſo mancher Dinge verbunden, die ich ſelbſt nicht kenne, und die doch zum Theil mit meinem Weſen verbunden ſind. Ein anderes iſt Schranken haben, eingeſchränkt ſeyn; ein anderes iſt, die Schranken kennen, die ein von uns ſelbſt verſchiedenes Weſen beſitzt. Das allerhöchſte Weſen kennt auch meine Schwachheit, aber es beſitzet ſie nicht. Weit gefehlet, daß der Begriff, den er von mir hat, deswegen aufhöre wahr zu ſeyn; ſo würde er vielmehr auf keine andere Weiſe der wahreſte ſeyn können.

„Muß zum Gedanken Gottes noch etwas „hinzukommen, wenn er außer Gott würklich „werden ſoll?“

Ich glaube, dieſe Frage führt bis auf den Grund unſers Streits, und ich will mich mit aller Aufrichtigkeit und Deutlichkeit, deren ich fähig bin, darüber erklären.

Die Gedanken, als Gegenſtand des Erkenntnißvermögens, ſind in Gott im höchſten Grade wahr. Das Unwahre, ſo wohl Irrthum, als Sinnentäuſchung, findet in dem göttlichen Verſtande nur Statt, als Prädicat eingeſchränkter zufälliger Weſen. Er kennt mich ſammt allen meinen Mängeln und Schwachheiten; alſo auch die Irrthümer meines Verſtandes und die Täuſchung meiner Sinne.

Als Gegenſtand des Billigungsvermögens, kennet Gott das Böſe ſo wohl, als das Gute, beides nach der Wahrheit, d. h. mit dem ihnen auf das genaueſte angemeſſenen Grad der Billigung und Mißbilligung, und alſo das Beſte mit der kräftigſten Billigung, mit der lebendigſten Erkenntniß. Dieſe dringet auf Würkſamkeit. Die höchſtlebendige Kraft in Gott, die von unendlicher Würkſamkeit iſt, würkt in ihm ſelbſt die

ihm zukommende Prädikate und ist die Quelle seines eigenen Daseyns, des absoluten Besten. Da aber auch das Beste in Verbindung, optimum secundum quid, als Gedanke in Gott, seine Vergleichungsweise höchste Billigung mit sich führet; so muß auch dieses vermöge seiner höchstlebendigen Kraft zur Würklichkeit kommen, und zwar nicht in ihm; denn in ihm kann nur das absolute Beste vorhanden seyn; sondern abgesondert von seiner Substanz, eine außergöttliche Reihe und Verbindung zufälliger Dinge, eine objective Welt.

„Was thut aber Gott zu seinen Gedanken, „zu seinen Vorstellungen des Besten hinzu, daß „sie außer ihm auch wirklich werden?" — —

Wer dieses so eigentlich verstehet und sagen kann, mein Bester! der verstehet es auch zu thun, und dieses werdet ihr von einem schwachen Hypothesenkrämer nicht fordern. Indessen, wenn von eingeschränkten Geistern die Rede ist; so habe ich auf diese Frage bereits so viel geantwortet, als ich antworten kann. Zur Vorstellung eines endlichen Geistes in Gott, muß das eigene

Bewußtſeyn, mit Unkunde alles deſſen, ſo außerhalb ſeiner Schranken fällt, hinzukommen; ſo iſt der Geiſt eine außergöttliche Subſtanz. Von den übrigen Dingen weiß ich es nicht, kann ich euch auch kein ſolches Merkmal angeben. Was ich von einem ſich ſelbſt bewußtſeyenden Weſen anzugeben weiß, erkenne ich aus mir ſelber, weil ich ſelbſt ein ſolches Weſen bin und mein eignes Bewußtſeyn habe. Ob die übrigen eingeſchränkten Weſen neben mir eine Subſtantialität haben, die der meinigen ähnlich iſt, ob mit Leibnitzen zu reden, alle Weſen nur in ſo fern vor ſich beſtehen, in ſo fern ſie Vorſtellungskräfte haben, die Materie aber eine bloße Scheinſubſtanz zu nennen ſey; oder ob es auch eine Art von Subſtantialität gebe, die der Materie eigen iſt; dieſe Unterſuchung würde mich zu weit von meinem Vorhaben abführen, und kann vorjetzt dahin geſtellet bleiben. Vorjetzt habe ich blos mich und denkende Weſen meines Gleichen zu betrachten, um den Streit mit den Pantheiſten zu entſcheiden. Um zu beweiſen, daß nicht alle Dinge bloße Gedanken des Unendlichen ſind, habe ich

blos darzuthun, daß es außergöttliche endliche Geister gebe, die ihre eigene Subſtantialität haben, ohne mich auf Subſtanzen anderer Art einzulaſſen; ja es iſt genug, wenn ich zeige, daß ich ſelbſt ein mir eignes Bewußtſeyn habe, und daher eine für mich beſtehende außergöttliche Subſtanz ſeyn müſſe. Hiervon den Pantheiſten zu überführen, wird nunmehr nicht ſchwer ſeyn.

Kein Weſen hat einen unmittelbaren Begriff von einer größern Realität, als die ihm ſelbſt zukömmt. Wenn wir uns höhere Weſen denken wollen; ſo denken wir blos anſchauend und unmittelbar den Umfang unſerer eigenen Kräfte, und ſetzen die Schranken immer weiter und weiter hinaus, um uns vollkommenere Weſen, als wir ſelbſt ſind, vorzuſtellen; oder entfernen ſie ganz, um zu dem Begriff eines höchſt vollkommenen Weſens zu gelangen. Das ganze Gebiet aber der Realität, die wir nicht ſelbſt beſitzen, iſt auch unſerer Erkenntniß fremd, und kann von uns nicht anſchauend erkannt werden. Dieſes iſt ein allgemein erkannter philoſophiſcher Grundſatz. Aber eben ſo wahr iſt von der andern Seite

der Satz: **Kein Wesen kann sich irgend eines Grades seiner Realität würklich entäußern.** Ich kann mir kein Wesen denken, das geringere und eingeschränktere Fähigkeiten hat, als ich, mit würklicher Entäußerung und Unkunde alles dessen, so mir mehr zu Theile geworden. Wenn ich mir die Sinneskraft eines Blinden vorstellen will; so muß ich meine Aufmerksamkeit blos auf die Eindrücke und Empfindungen der übrigen Sinne richten, und dadurch die Eindrücke des Gesichts zu schwächen und zu verdunkeln suchen, oder ich lasse auch die sichtlichen Bilder bey ihrer anschaulichen Vollkommenheit, und spreche sie nebst ihren Folgen und Würkungen dem Blindgebohrnen ab.

In dem ersten Falle erlange ich einen Begriff von dem Positiven, in dem zweyten Falle von den Schranken seiner Sinnesfähigkeit. Aber die völlige Abwesenheit aller sinnlichen Eindrücke kann ich bey mir selbst nicht bewerkstelligen. Eben so wenig kann Gott, vermöge der Fülle seiner Vollkommenheit, sich irgend ein eingeschränktes Wesen, mit würklicher Entäusserung seiner Gottheit,

denken. Er denkt ſich einen eingeſchränkten Grad ſeiner Realität, mit allen aus dieſer Eingeſchränktheit folgenden Schwachheiten und Unvermögen. Er ſelbſt aber bleibt ſich ſeiner unendlichen Realität unentäuſſert. Der Gedanke in Gott alſo, der ein eingeſchränktes Weſen zum Object hat, kann in ihm zu keinem eigenen, gleichſam abgeriſſenen Bewuſtſeyn gelangen. Der Wahrheit der göttlichen Begriffe wird dadurch nichts entzogen; vielmehr muß, nach unſerer Erklärung von Wahrheit, dieſer Begriff in Gott blos ſubjective bleiben, und kein eigenes Bewuſtſeyn mit Entäuſſerung aller höhern Vollkommenheit würklich beſitzen; ſonſt würde es Object und nicht mehr Begriff des Objects ſeyn.

Laſſet uns den Grad der Realität, der einem eingeſchränkten Weſen zukommt, A, die Einſchränkung aber, oder die Realität, die ihm verweigert wird, B nennen; ſo wird Gott, indem er ſich dieſes eingeſchränkte Weſen vorſtellet, A nebſt allen ſeinen Folgen von dieſem Weſen bejahend; B aber nebſt allen ſeinen Folgen von demſelben verneinend denken, und eben dadurch den alles

vollſtändigſten, richtigſten und wahreſten Begriff von dieſem Weſen haben. Unmöglich aber kann Gott in ſich ſelbſt das Bewußtſeyn von A mit würklicher Entäuſſerung und Abweſenheit des B hervorbringen oder beſitzen; denn dieſes wäre wahre Entäuſſerung ſeiner Göttlichkeit.

Indeſſen mag vielleicht auch hier eintreffen, was Spinoza bey einer andern Gelegenheit anmerkt: Plerasque oriuntur controverſiae, quia homines mentem ſuam non recte explicant, vel quia alterius mentem male interpretantur. Nam re vera, dum ſibi maxime contradicunt, vel eadem vel diverſa cogitant ita, ut quos in aliis errores et abſurda eſſe putant, non ſint. Laſſet uns alſo abermals unterſuchen, wie weit wir mit dem Pantheiſten aus einander ſind; vielleicht, daß wir am Ende uns näher kommen, als wir ſelbſt glauben. Alles iſt Eins, ſagt der Pantheiſt. Wir ſagen: Gott und die Welt; er: Gott iſt auch die Welt. Das Unendliche, ſprechen wir, hat alles Endliche, Eins dieſes Viele zur Würklichkeit gebracht; jener hingegen: das Unendliche umfaſſet alles, iſt ſelbſt alles, iſt Eins und zugleich

Alles. So wenig das Viele ohne das Eine vorhanden seyn kann; eben so wenig kann nach dem Pantheisten, das unendliche Eine ohne Alles existiren. Unserer Seits gestehen wir ein, daß die Existenz des Endlichen ohne das Unendliche nicht denkbar sey. Wir geben ferner zu, daß die Existenz des Unendlichen ohne die deutlichste Erkenntniß alles Endlichen nicht gedacht werden könne. Wir halten aber dafür, daß das Daseyn des Unendlichen ohne Wirklichkeit alles Endlichen gar wohl möglich und denkbar sey; daß also zwar dieses von jenem, aber nicht jenes von diesem, der Existenz nach, abhängig sey. Wir trennen also Gott von der Natur, schreiben jenem ein ausserweltliches, so wie der Welt ein aussergöttliches Wesen zu. Der Anhänger des vorgedachten Pantheismus hingegen, mit dem wir es hier zu thun haben, nimmt an: Es gebe überall kein aussergöttliches Daseyn; sondern die Vorstellungen des Unendlichen erlangten durch ihre Nothwendigkeit eine Art von Daseyn in Gott selbst, das im Grunde mit seinem Wesen auf das innigste vereint sey. Lassen Sie uns einst-

weilen alles bey Seite ſetzen, was wir vorhin wider dieſe Hypotheſe erinnert haben, und jetzt blos dieſe Frage aufwerfen: Haben alle Gedanken Gottes dieſes eigne Selbſtbewuſtſeyn, das wir in uns ſelbſt wahrnehmen, und nicht verläugnen können, oder haben es nur einige mit Ausſchlieſſung der übrigen? Das erſtere wird Niemand behaupten; denn, wenn alle Gedanken Gottes blos, weil ſie Gedanken Gottes ſind, das haben, was zum Daſeyn gefordert wird; ſo kann keine derſelben in der That würklich vorhanden ſeyn. So viel iſt doch am Ende vom Daſeyn unläugbar, daß die Exiſtenz einer gewiſſen Beſtimmung die entgegengeſetzte Beſtimmung ausſchlieſſet; daß die gegenwärtigen Abänderungen der Dinge nicht mit den vergangenen und zukünftigen Abänderungen derſelben gleichwürklich ſeyn können; daß ich, der ich jetzt ſitze und ſpreche, nicht mehr liege und ſchlafe. Laſſet immer ſeyn, daß nach dem Spinoza (wie im Grunde nach der Wahrheit) das Aufeinanderfolgen verſchiedener Zuſtände, nur in mir, als einem eingeſchränkten Weſen, Statt

findet; so ist es doch immer ein Aufeinanderfolgen verschiedener Zustände, die sich einander wechselsweise ausschließen, und also das Würklichwerden eines Gedankens Gottes, mit Ausschließung der übrigen, voraussetzen.

Es haben also nur einige Gedanken Gottes vorzugsweise dasjenige erlangt, was wir Existenz nennen, und worüber ist gestritten wird: ob sie dabey immer noch innerhalb seines Wesens geblieben, oder ausserhalb desselben ihre eigene Substanzialität erlangt haben. Diese Gedanken Gottes, welche vorzüglich zur Existenz gelangen, haben ihren Vorzug nicht vermöge ihrer Wahrheit und Denkbarkeit; denn ihr Gegentheil ist eben so denkbar, war es wenigstens oder wird es seyn, und die Verschiedenheit der Zeit ändert nichts in der Wahrheit und Denkbarkeit der Dinge. Die Mittelursachen thun der Sache eben so wenig Genüge; denn, da sie nach dem Spinoza in unendliche Reihen auflösbar sind; so verschieben sie nur die Frage, ohne sie zu beantworten. Alles dieses haben wir in den vorigen

Vorleſungen zur Genüge auseinandergeſetzt. Die Gedanken Gottes, die mit Ausſchließung der übrigen zur Würklichkeit kommen, werden alſo dieſen Vorzug, vermöge ihrer relativen Güte und Zweckmäßigkeit erhalten, in ſo weit ſie nämlich ſo und nicht anders, jezt und hier, der Idee des Vollkommnen und Beſten entſprechen. Dieſe ſichtbare Welt iſt alſo, nach dem Pantheiſten, als ein Gedanke Gottes innerhalb ſeinem Weſen würklich vorhanden; in ſo weit ſie in ihm eine Vorſtellung des beſten und vollkommenſten Inbegriffs mannigfaltiger endlicher Weſen iſt, die im Zuſammenhange gedacht werden können. In dieſem unermeßlichen Gedanken iſt der Menſch, bin ich Menſch, auch ein Gedanke Gottes, mit dem abgeſonderten, eingeſchränkten Bewuſtſeyn meiner ſelbſt begabt, völlig alles deſſen unkundig, was auſſerhalb meiner Eingeſchränktheit liegt. Ich bin dieſer Eingeſchränktheit halber auch der Glükſeligkeit und des Elendes fähig; zum Theil durch mich ſelbſt, und durch meine eigne Handlungen; zum Theil auch, ohne mein Hinzuthun, und in Abſicht auf meine Glük-

seeligkeit oder mein Elend, von andern Gedanken Gottes abhängig.

Ich Mensch kann ferner alles Gute, was mir werden soll, blos von der Substanz erwarten, deren Gedanke und Modification ich seyn soll; in so weit sie einen Theil desselben von mir selbst, einen Theil aber von andern ihrer Gedanken, abhängen lassen will. Zwar nicht eigentlich will: denn Spinoza hält Willen und Verstand für einerley. Indessen, wenn ich ihn recht verstehe, und so, wie ihn mein Freund erkläret, unterscheidet er doch Kenntniß des Wahren von Kenntniß des Guten, und nennet das Erkenntniß des Guten Willen, in so weit durch dasselbe ein Gedanke vor dem andern einen Vorzug erhält. Mithin können wir immer sagen: Alles Gute, das wir erhalten, ist eine Würkung des göttlichen Willens, und auch in so weit eine Würkung seines freyen Willens, in so weit er für gut befunden, unsere Glückseeligkeit von uns oder von andern seiner Gedanken abhängig seyn zu lassen. Nehmet alles dieses an, und ich frage, worin unter-

terſcheidet ſich nunmehr das von meinem Freunde vertheidigte Syſtem von dem unſrigen?

Ich Menſch, Gedanke der Gottheit, werde nie aufhören, ein Gedanke der Gottheit zu bleiben, und werde in dieſer unendlichen Folge von Zeiten glückſeelig oder elend ſeyn, je nachdem ich ihn, meinen Denker, mehr oder weniger erkenne, mehr oder weniger liebe; je nachdem ich mich beſtrebe, (denn auch ein Beſtreben muß Spinoza dieſem Gedanken Gottes zukommen laſſen) je nachdem ich mich mehr oder weniger beſtrebe, dieſer Quelle meines Daſeyns ähnlich zu werden, und ſeine übrigen Gedanken zu lieben, wie mich ſelbſt. Wenn mein Freund, der Vertheidiger des geläuterten Spinozismus, alles dieſes zugiebt, wie er, vermöge ſeiner Grundſätze, ſicherlich gethan haben würde; ſo iſt Moral und Religion geborgen; ſo unterſcheidet ſich ferner dieſe Schule von unſerm Syſtem blos in einer Subtilität, die niemals praktiſch werden kann; in einer unfruchtbaren Betrachtung: ob Gott dieſen Gedanken des beſten Zuſammenhanges zufälliger Dinge hat ausſtrahlen, ausfliessen, ausſtrömen, oder mit

welchem Bilde soll ich es vergleichen? (denn diese Subtilität läßt sich kaum anders, als durch Bilder beschreiben,) ob er das Licht hat von sich wegblitzen, oder nur innerlich leuchten lassen? Ob es blos Quelle geblieben, oder ob die Quelle sich in einen Strom ergossen habe? Wenn man sich durch dergleichen bildliche Redensarten das Hervorbringen, Erschaffen, Würklichmachen u. s. w. sinnlich machen will; so ist schwer zu verhüten, daß nicht Mißdeutung oder Mißverständniß die Metapher über ihre Gränzen ausdehne und auf Abwege führe; auf Atheismus oder Schwärmerey, je nachdem das Gemüth sonst zu Verzuckungen, oder zum trocknen Nachdenken gestimmt ist. Die Systeme scheinen in ihren Folgesätzen noch so weit von einander entfernt zu seyn, und im Grunde ist es Mißdeutung derselben Metapher, die bald Gott zu bildlich in die Welt, bald die Welt zu bildlich in Gott versetzt. Aufrichtige Liebe zur Wahrheit führet gar bald auf den Punkt zurück, von welchem man ausgegangen ist, und zeigt, daß man sich blos in Worten verwickelt habe. Thuet auf Worte Verzicht, und Weisheitsfreund, umarme deinen Bruder!

XV.

Leſſing. — Deſſen Verdienſt um die Religion der Vernunft. — Seine Gedanken vom geläuterten Pantheismus.

Freund D., der uns in der letzten Morgenſtunde überraſchte, machte mir beym Weggehen Vorwürfe. Wie kommen Sie darauf, ſagte er, unſern Leſſing zum Vertheidiger eines ſo irrigen verſchrieenen Lehrgebäudes zu machen? Fiel Ihnen ſonſt kein Name ein, dem ſie dieſes verdächtige Geſchäft auftragen konnten? Sie wiſſen, war meine Antwort, daß mir Leſſing allemal zuerſt einfällt, wenn ich mich nach einem Beurtheiler in ſolchen Dingen umſehe. Mit ihm habe ich ſehr lange philoſophiſchen Umgang gehabt; wir haben uns viele Jahre hindurch unſere Gedanken über dieſe Materien einander mitgetheilet; mit der unbefangenen Wahrheitsliebe mitgetheilet, die weder Rechthaberey, noch Gefälligkeit Statt finden läßt. Er iſt es alſo, deſſen Bild mir, zuweilen aus bloßer Gewohnheit, immer noch vorſchwebt, ſo oft ein philoſophiſcher Satz erörtert, ſo oft Gründe und Gegengründe

mit einander verglichen, gegen einander abgewogen werden sollen. — Ich würde gleichwohl anstehen, sprach er, mich bey dieser Gelegenheit seines Namens zu bedienen. Um alles in der Welt willen möchte ich wider die Religionsgrundsätze dieses vortreflichen Mannes nicht den mindesten Verdacht erregen. Wie? Lessing ein Vertheidiger des Pantheismus, einer Lehre, die auf überfeine sophistische Gründe gebaut ist, und wenn sie nicht alle Wahrheiten der natürlichen Religion geradezu umstößt, solche doch wenigstens höchst problematisch macht? Wem mußten die Wahrheiten der Vernunftreligion unverletzlicher seyn, als ihm, dem Beschützer des Fragmentisten? Dem Urheber des Nathan? Deutschland kennet keinen Weltweisen, der die Religion der Vernunft in einer solchen Lauterkeit, so ohne alle Vermischung mit Irrthum und Vorurtheil gelehrt und dem schlichten Menschenverstande so überzeugend vorgetragen, als der Fragmentist. Seine Anhängigkeit an der natürlichen Religion gieng so weit, daß er aus Eifer für dieselbe keine groſſenbarte neben ihr leiden wollte. Er glaubte

alle Lichter auslöschen zu müssen, um die völlige Beleuchtung ungetheilt aus dem Lichte der Vernunft strömen zu lassen. Mit der Vertheidigung des Fragmentisten scheinet Lessing auch seine ganze Gesinnung übernommen zu haben. Man erkennet zwar schon an seinen frühesten Schriften, daß ihm die Vernunftwahrheiten der Religion und Sittenlehre allezeit heilig und unverletzlich gewesen sind; allein nach seiner Bekanntschaft mit dem Fragmentisten, bemerkt man in seinen Schriften, in allen den Aufsätzen, die er zur Beschützung seines Freundes oder Gastes, wie er ihn nennet, geschrieben, dieselbige ruhige Ueberzeugung, die diesem so eigen war, dieselbige unbefangene Entfernung von aller Zweifelsucht, denselbigen planen Gang des gesunden Menschenverstandes in Absicht auf die Wahrheiten der Vernunftreligion. — Und in seinem Nathan? Was Horaz in Absicht auf die Sittenlehre vom Homer saget:

Qui, quid sit pulcrum, quid turpe, quid utile, quid non,
Plenius ac melius Chrysippo et Crantore dicit.

eben das möchte ich von dem Meisterstücke Lessings, in Absicht auf gewisse Wahrheiten der natürlichen Religion, zu behaupten wagen. Hauptsächlich, was die Lehre von der Vorsehung und Regierung Gottes betrift, kenne ich keinen Schriftsteller, der diese großen Wahrheiten in derselben Lauterkeit, mit derselben Ueberzeugungskraft, und mit demselben Interesse dem Leser ans Herz gelegt hätte, als er.

Cur ita crediderim, nisi quid te detinet, audi!

In allen Handlungen der Menschen, die wir beobachten können, bemerken wir eine Art von Entgegensetzung zwischen Hoheit und Herablassung, Würde und Vertraulichkeit, die uns von der Schwierigkeit überzeuget, diese beide sittliche Eigenschaften in einem Charakter zu verbinden. Schon die Sprache führet auf eine solche Entgegensetzung; indem wir den abgeleiteten moralischen Sinn der Worte mit ihrem ursprünglichen physischen Sinne vergleichen, und die Hoheit oder Erhabenheit der Herablassung entgegen stellen. Wenn das physisch Erhabene herabgelassen wird; so hört es auf erhaben zu seyn; daher ist

man auch im Sittlichen dieſe Unmöglichkeit der Verbindung anzunehmen geneigt, wiewohl im Grunde hier grade das Gegentheil Statt hat; indem die höchſte ſittliche Erhabenheit in der Herablaſſung beſtehet, und Würde ohne Vertraulichkeit ihren wahren Werth verkennet. Es iſt eine nicht geringe Verfeinerung der Begriffe, dieſen Unterſchied zwiſchen dem Sittlichen und Phyſiſchen einzuſehen, und ſich das gemeine Vorurtheil nicht blenden zu laſſen. Jener große König, der mit ſeinen Kindern auf Steckenpferden um den Tiſch herumſpatzierend, von einem fremden Geſandten überraſcht werden ſollte, hatte Recht zu fragen: Iſt er verheirathet? Ja, wurde geantwortet. Hat er Kinder? — Ja. — Nun ſo mag er hereinkommen, waren die Worte des guten Königs, der nur einem Vater die Geſinnung zutrauen konnte, daß die Würde durch väterliche Herablaſſung nichts verliere. Ohne eigenes Gefühl erkennet der Hofmann ſelten dieſe Wahrheit. Herablaſſung iſt ihm gewöhnlicher Weiſe Kleinheit des Geiſtes, und väterliche Vertraulichkeit wenig mehr, als Schwachheit.

Dieselbe Schwierigkeit, sich diese beyden Eigenschaften in Verbindung zu denken, hat die Menschen von je her in Absicht der Religion, auf entgegengesetzte Irrwege geführt. Man hat entweder die Erhabenheit des göttlichen Wesens, oder dessen Herablassung übertrieben, und Gott bald von aller Mitwürkung ausgeschlossen, bald in alle menschliche Handlungen so mit eingeflochten, daß er auch an den menschlichen Schwachheiten Theil nehmen mußte. Die Philosophen, welche die Unendlichkeit Gottes einsahen, hielten es seiner für unwürdig, um das Schicksal des Menschen und anderer nicht unendlichen Wesen sich zu bekümmern. Sie erhoben also ihre Gottheit völlig über die sublunarische Welt, und trugen ihr blos die Sorge für die Erhaltung des Ganzen auf; für die Arten und Geschlechter der Dinge, mit völliger Verzicht auf die Schicksale und Begegnisse einzelner Wesen; möchten diese übrigens zu der vernünftigen oder zu der unvernünftigen Classe gehören. Das populäre System der Dichter und Priester war diesem gerade entgegen gesetzt. Nicht nur große Naturveränderungen, Ver-

gebenheiten und Revolutionen der Staaten, Kriege und Verheerungen schrieben sie der unmittelbaren Einwürkung ihrer Gottheiten zu; sondern sie führten ihren Jupiter auch, als häuslichen Gast, zu ihrem Philemon und Baucis, und ließen ihn an dem dürftigen Schicksale dieser armen Landleute gastfreundlichen Antheil nehmen. Wenn diese Vorstellungsart von der einen Seite den Nutzen hatte, daß sie die Gottheit den Menschen gleichsam näher brachte, sie zum Zeugen und Richter der menschlichen Handlungen, so wie zum Tröster in Beschwerlichkeiten dieses Lebens machte; so hatte sie von der andern Seite hingegen den Fehler, daß sie die Gottheit zu menschlichen Schwachheiten herabwürdigte, und ihre unendliche Erhabenheit und Selbstgenügsamkeit nicht genug anzuerkennen, Veranlassung gab.

Ferner ließ dieses populäre System die Hand der Gottheit nur in ausserordentlichen und erstaunlichen Fällen, oder in Wunderdingen erkennen; das heißt, blos in solchen einzelnen Begebenheiten, wo das Absichtliche in die Augen fällt, wo die Mitwürkung eines freywilligen, nach

Vorsatz und mit Bewußtseyn handelnden Wesens nicht zu bezweifeln ist. Der gemeine Lauf der Dinge aber, wo alles nach festgesetzten Regeln zu gehen scheinet, wurde für Würkung der Natur gehalten, und der Mitwürkung der Gottheit gänzlich entzogen. Ordnung der Natur und Wille der Gottheit waren sich wie entgegen gesetzt. Je mehr man Ordnung und Regelmäßigkeit in dem Laufe der Natur entdeckte; desto weniger Raum wurde der Regierung Gottes gelassen, und daher kömmt es, daß die ersten Naturforscher auch die ersten Gotteslängner gewesen sind.

Sie wissen, fuhr er fort, daß in dem letzten Jahrhunderte die größten Männer diese Begriffe noch nicht so völlig ins Reine gebracht hatten. Immer noch wurde das philosophische Vorurtheil begünstigt, daß die allerhöchste Ursache blos nach allgemeinen Gesetzen handle. Das Besondre war blos, als Folge aus dem Allgemeinen, ein Gegenstand der göttlichen Regierung. An und für sich konnte es der göttlichen Absicht gemäß oder zuwider seyn; so wie es die allgemeinen Gesetze der Natur mit sich brachten, so und nicht

anders mußte es von der göttlichen Regierung zugelaſſen, oder durch eine unmittelbare Dazwiſchenkunft, das iſt, durch ein Wunderwerk, aus dem Wege geſchafft werden.

Es iſt der höchſte Triumph menſchlicher Weisheit, die vollkommenſte Harmonie zwiſchen dem Syſtem der Abſichten und dem Syſtem der würkenden Urſachen anzuerkennen, und mit Shaftesbury und Leibnitzen einzuſehen, daß die Abſichten Gottes, ſo wie ſeine Mitwürkung, bis auf die kleinſte Veränderung und einzelne Begebenheiten, des Lebloſen ſowohl als des Lebendigen, ſich erſtrecken; daß aus der Aehnlichkeit einzelner Dinge, Begebenheiten und Endzwecke die allgemeinen Geſetze der Abſichten, und auf eine vollkommen harmoniſche Weiſe auch die allgemeinen Geſetze der würkenden Urſachen entſpringen; daß hier nirgends eine Lücke ſey, und daß jede Naturwürkung eben ſowohl der göttlichen Abſicht zuſtimme, als ſie aus ſeiner Allmacht fließe. Gottes Regierung und Vorſehung in den allerkleinſten Begebenheiten nicht verkennen, ſie gerade deßwegen nicht verkennen, weil dieſe Dinge

nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur erfolgen; Gott also mehr in Naturbegebenheiten, als in Wunderdingen verehren, dieſes, dünkt mich, iſt die höchſte Veredlung menſchlicher Begriffe, die erhabenſte Weiſe, über Gott und ſeine Regierung und Vorſehung zu denken.

Ich gab ihm meinen Beyfall zu erkennen, und führte die Worte des Rabbinen an, der dieſen Gegenſatz der Erhabenheit und Herablaſſung bereits bemerkt hat: Allenthalben, wo du Gottes Größe und Erhabenheit findeſt, da findeſt du auch ſeine Herablaſſung. Beſonders merkwürdig ſind die Stellen aus der Schrift, mit welchen dieſer Lehrer, nach Gewohnheit der Rabbinen, dieſe Lehre belegt, und der ſyriſche Schwung, den ihr der Pſalmiſt zu geben weis:

Wer iſt wie unſer Gott, der Ewige?
Wer thront ſo hoch?
Schauet ſo tief?
Im Himmel?
Auf Erden?

D. fuhr fort: Nun dünkt mich, Freund, daß eben dieſe Lehre von keinem Schriftſteller, auf

der einen Seite mit mehrerer Ueberzeugung und Darſtellung in einzelnen Fällen; auf der andern Seite mit mehr Inbrunſt und frommer Begeiſterung vorgetragen worden ſey, als von unſerm unſterblichen Leſſing. Erinnern wir uns nur jener vortreflichen Scenen ſeines dramatiſchen Lehrgedichts, in welchen er die wahre Lehre von der Vorſehung und Regierung Gottes, ſo wie das Schädliche in der Vorſtellungsart, nach welcher man immer nach Wunderdingen ausgeht, um den Finger der Gottheit zu erkennen, mit aller Deutlichkeit des didaktiſchen Weltweiſen, und zugleich mit aller Energie des theatraliſchen Dichters, bis zur Augenſcheinlichkeit dargeſtellt hat. Eine Verbindung, die nur einem Leſſing, wiewohl vielleicht auch dieſem nur in unſrer Mutterſprache, möglich geweſen. Nur unſre Mutterſprache ſcheint dieſe Art von Ausbildung erlangt zu haben, daß ſich die Sprache der Vernunft in derſelben mit der lebendigſten Darſtellung verbinden läßt.

Es kömmt mir vor, ſagte ich, als wenn Leſſing die Abſicht gehabt hätte, in ſeinem Nathan

Art von Anti-Candide zu schreiben. Der Französische Dichter sammelte alle Kräfte seines Witzes, spornte die unerschöpfliche Laune seines satyrischen Geistes, mit einem Worte, strengte alle ausserordentliche Talente, die ihm die Vorsehung gegeben, an, um auf diese Vorsehung selbst eine Satyre zu verfertigen. Der Deutsche that eben dieses, um sie zu rechtfertigen, und um sie den Augen der Sterblichen in ihrer reinsten Verklärung zu zeigen. Ich weiß mich zu erinnern, daß mein verewigter Freund, bald nach der Erscheinung des Candide, den flüchtigen Einfall hatte, einen Pendant zu demselben zu schreiben, oder vielmehr eine Fortsetzung desselben, in welcher er durch eine Folge von Begebenheiten zu zeigen Willens war, daß alle die Uebel, die Voltaire gehäuft, und auf Rechnung der verläumdeten Vorsehung zusammengedichtet hatte, am Ende dennoch zum Besten gelenkt, und zu den allerweisesten Absichten einstimmig gefunden werden sollten. Es scheint, der Französische Satyriker habe ihm die Aufgabe zu schwer gemacht, habe durch Erdichtung mehr Uebel gehäuft, als sich

durch Erdichtung wieder gut machen lieſſen. Leſſing gieng daher lieber ſeinen eigenen Weg, ſchuf ſich eine Folge von Begebenheiten, die an Geiſt und Dichtungskraft dem Candide doch wohl zur Seite geſtellt werden darf? und an Vortreflichkeit der Abſichten, an Weisheit und Nützlichkeit ſich zu demſelben verhält, ungefähr wie der Himmel zu der Hölle, oder wie die Wege Gottes zu den Wegen des Verführers.

Und eben dieſes herrliche Lobgedicht auf die Vorſehung, ergriff D. wieder das Wort, eben dieſe ſelige Bemühung, die Wege Gottes vor den Menſchen zu rechtfertigen, wie theuer iſt ſie nicht unſerm unſterblichen Freunde geworden! Ach! ſie hat ihm ſeine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende ſein koſtbares Leben abgekürzet. Bey der Herausgabe der Fragmente war er darauf gefaßt, den ganzen Schwarm von Schriftſtellern über ſich herfallen zu ſehen, die mit und ohne Beruf die Fragmente würden widerlegen wollen, und er hielt ſich für ſtark genug, ſeinen Gaſt wider alle ungezogene Angriffe ſeiner Gegner zu vertheidigen. So mancherley auch die

Wege waren, welche seine Widersacher einschlagen konnten, und wie der Erfolg zeigte, auch würklich einschlugen, um ihn zu bekämpfen: so glaubte er doch allen denjenigen die Spitze bieten zu können, die sich nicht durch Billigkeit und Liebe zur Wahrheit auszeichnen würden. Am Ende blieb es, so lebhaft er den Streit auch führte, blos ein Schulgezänke, das von der einen und der andern Seite manche angenehme und auch unangenehme Stunden machen; aber so wie er dachte, auf die Glückseeligkeit des Lebens keinen wesentlichen Einfluß haben sollte. Aber wie sehr veränderte sich die Scene, nach der Erscheinung des Nathan! Nunmehr drang die Kabale aus den Studierstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Bekannten mit ein; flüsterte jedem ins Ohr: Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und

Bildung

Bildung muß ein Volk ſtehen, in welchem ſich ein Mann zu dieſer Höhe der Geſinnungen hinaufſchwingen, zu dieſer feinen Kenntniß göttlicher und menſchlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigſtens, dünkt mich, wird die Nachwelt ſo denken müſſen; aber ſo dachten ſie nicht, die Zeitgenoſſen Leſſings. Jeden Vorwurf des Eigendünkels und der einſeitigen Denkungsart, den er einigen ſeiner Glaubensbrüder machte, oder durch ſeine dramatiſche Perſonen machen ließ, hielt ein jeder für eine perſönliche Beleidigung, die ihm von Leſſing widerfahren. Der allenthalben willkommne Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockene Geſichter, zurückhaltende, froſtige Blicke, kalte Bewillkommung und frohe Abſchiede, ſah ſich von Freunden und Bekannten verlaſſen und allen Nachſtellungen ſeiner Verfolger bloßgeſtellt. Sonderbar! Unter den abergläubigſten Franzoſen hatte Candide für Voltaire bey weitem die ſchlimmen Folgen nicht, zog ihm dieſe Schmähſchrift auf die Vorſehung bey weitem die Feindſchaft nicht zu, die ſich unter den aufgeklärteſten Deutſchen Leſſing durch

die Vertheidigung derſelben, durch ſeinen Nathan zugezogen, und traurig ſind die Würkungen, die dieſes in ſeinem Gemüthe hervorbrachte! Leſſing, der aller ſeiner gelehrten Arbeiten ungeachtet, immer noch der angenehmſte Geſellſchafter, der fröhlichſte Tiſchfreund geweſen, verlor nunmehr ſeine jovialiſche Laune völlig, ward zu einer ſchläfrigen, gefühlloſen Maſchiene. — Halten Sie ein, Freund! fiel ich ihm hier in das Wort, verſchonen Sie mich mit dieſer melancholiſchen Erinnerung! — Schon recht, ſagte er. Sie iſt troſtlos, dieſe melancholiſche Erinnerung, und gehört auch überhaupt jetzt nicht zu meinem Vorhaben. Ich wollte nur anführen, was Leſſing für die Wahrheiten der Vernunftreligion gethan und gelitten, und was für Verdienſte er ſich um alle Freunde und Bekenner derſelben erworben. Ein ſolcher Mann ſollte uns zu verehrungswerth ſeyn, um ihn zur Vertheidigung des Irrthums zu mißbrauchen. Wollen Sie ihren Freund an ihren philoſophiſchen Unterhaltungen noch Antheil nehmen laſſen; ſo geben Sie ihm wenigſtens keine ſchlechtere Geſinnung, als er

ſelbſt zu erkennen gegeben. Laſſen Sie ihn keine Irrlehre vertheidigen, von der er doch ſehr weit entfernt ſeyn mußte. — Sie denken alſo wohl, ſprach ich, Leſſing würde ſich nach ſeinem Charakter gefreut haben, den Pantheismus oder Spinozismus durch mich geſtürzt zu ſehen; ich möchte es mit guten oder ſchlechten Gründen gethan haben?

„Dieſes nun zwar eben nicht.“

Dieſes ſo weit entfernet, daß es vielmehr gerade zu in ſeinem Charakter war, ſich einer jeden verfolgten Lehre anzunehmen, er mochte ihr zugethan, oder nicht zugethan ſeyn, und allen ſeinen Scharfſinn aufzubieten, um noch etwas zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen. Der irrigſte Satz, die ungereimteſte Meinung durfte nur mit ſeichten Gründen beſtritten werden, und ſie können verſichert ſeyn, Leſſing würde ſie in Schutz genommen haben. Geiſt der Unterſuchung war bey ihm alles. Mit ſeichten Gründen behauptete Wahrheit, pflegte er zu ſagen, iſt Vorurtheil; nicht minder ſchädlich, als offenbarer Irrthum, und zuweilen noch ſchädlicher; denn ein ſolches

Vorurtheil führt zur Trägheit im Nachforschen und tödtet den Untersuchungsgeist. Ich bin versichert, wenn die Beurtheiler der Fragmente sie mit schlechten Gründen vertheidiget hätten, Lessing wäre der erste gewesen, sie zu bestreiten.

Ich habe das Lob unsers Freundes, fuhr ich fort, aus Ihrem Munde mit inniger Ergötzung vernommen. Ach! es ist tröstlich, bey aller Gleichgültigkeit oder Undankbarkeit des großen Haufens höchst tröstlich, das Andenken solcher Wohlthäter in edlen Gemüthern so frisch erhalten und Frucht bringen zu sehen. Auch lobe ich den Eifer, mit welchem Sie sich der Religionsgrundsätze dieses Weltweisen annehmen. Ich erkenne von ganzem Herzen die Aufrichtigkeit und Redlichkeit seiner Gesinnung, so oft von den wichtigsten Wahrheiten der Religion die Rede ist, und gleichwohl halte ich es nicht für nöthig, seinen Geist um Vergebung zu bitten, daß ich ihn zur Vertheidigung des Pantheismus herauf bemühet habe. Ohne demselben zugethan zu seyn, konnte er sich, so wie ich ihn gekannt habe, selbst eines Irrthums mit Eifer annehmen, wenn die Grün-

de nicht hinreichend waren, mit welchen man ihn bestreiten wollte.

Auch habe ich in dem Verfolg meiner letzten Vorlesung gezeigt, daß der verfeinerte Pantheismus gar wohl mit den Wahrheiten der Religion und der Sittenlehre bestehen könne, daß der Unterschied blos in einer überfeinen Speculation bestehe, die auf menschliche Handlungen und Glückseligkeit nicht den mindesten Einfluß hat, und daß er vielmehr alles an seinem Orte gestellt seyn lasse, was irgend practisch werden und im Leben oder selbst in den Meinungen der Menschen von merklichen Folgen seyn kann.

Sehen Sie hier eine Stelle in Lessings theologischem Nachlaß, die Sie überführen wird, daß Lessing über diesen Punkt eben so gedacht habe. Sie ist zwar, wie ich mich erinnere, aus einem jugendlichen Aufsatze, davon er mir das Wesentlichste, gleich zu Anfang unserer Bekanntschaft, vorgelesen hatte. Allein sie zeigt Ihnen doch wenigstens die Wendung, die er schon so früh dieser Speculation zu geben wußte, und

wo mir recht ist, so trägt eine kleine Schrift, die er kurz vor seinem Tode herausgegeben, nicht undeutliche Spuren von eben derselben Denkungsart.

Diese Stelle ist aus dem zwölften Aufsatze seines Nachlasses, den er das Christenthum der Vernunft betitelt. Ich werde Ihnen die wichtigsten Sätze daraus anführen, denn er besteht ganz aus einzelnen Sätzen, die unvollendet in seinen Papieren gefunden worden sind. Sie lauten:

§. 1.

Das einzige vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts als mit der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können.

§. 2.

Das Vollkommenste, ist er selbst; also hat Gott von Ewigkeit her nur sich selbst denken können.

§. 3.

Vorstellen, wollen und schaffen, ist bey Gott eins. Man kann also sagen, alles was sich Gott vorstellet, alles das schafft er auch.

§. 4.

Gott kann sich nur auf zweyerley Art denken; entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal, und sich als den Inbegriff derselben, oder er denkt seine Vollkommenheiten zertheilt, eine von der andren abgesondert, und jede von sich selbst nach Graden abgetheilt.

§. 5.

Gott dachte sich von Ewigkeit her in aller seiner Vollkommenheit, d. h. Gott schuf sich von Ewigkeit her ein Wesen, dem keine Vollkommenheit mangelte, die er selbst besaß. —

In den folgenden Sätzen sucht L. durch eine nicht unfeine Wendung, hieraus das Geheimniß der Dreyeinigkeit zu erklären; oder gar, wie er sich öfters in jüngern Jahren schmeichelte, metaphysisch zu demonstriren. Von dieser jugendlichen Anmaßung, mit welcher die strengsten Anhänger der athanasischen Lehre selbst nicht zufrieden sind, ist er freylich in der Folge zurück gekommen. Indessen erkennet man hier noch die deutlichsten Spuren davon, und dieses ist mir ein

Beweis, daß der Aufſatz von ſehr frühen Datum ſeyn müſſe. — Leſſing fährt fort:

§. 13.

Gott dachte ſeine Vollkommenheiten zertheilt, d. i., er ſchafte Weſen, wovon jedes etwas von ſeinen Vollkommenheiten hat; denn, um es noch mals zu wiederholen, jeder Gedanke iſt bey Gott eine Schöpfung.

§. 14.

Alle dieſe Weſen zuſammen, heißen die Welt.

§. 15.

Gott könnte ſeine Vollkommenheiten auf unendliche Art zertheilt denken; es könnten alſo unendlich viel Welten möglich ſeyn, wenn Gott nicht allezeit das Vollkommenſte dächte, und alſo unter dieſen Arten die vollkommenſte Art gedacht und dadurch würklich gemacht hätte.

§. 16.

Die vollkommenſte Art ſeine Vollkommenheiten zertheilt zu denken, iſt diejenige, wenn man ſie nach unendlichen Graden des Mehreren und Wenigern, welche ſo auf einander folgen,

daß nirgends ein Sprung oder eine Lücke zwiſchen ihnen iſt, zertheilt denkt.

§. 17.

Nach ſolchen Graden alſo müſſen die Weſen in dieſer Welt geordnet ſeyn. Sie müſſen eine Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles dasjenige enthält, was die untern Glieder enthalten, und noch etwas mehr; welches etwas mehr aber nie die letzte Grenze erreicht.

§. 18.

Eine ſolche Reihe muß eine unendliche Reihe ſeyn, und in dieſem Verſtande iſt die Unendlichkeit der Welt unwiederſprechlich.

§. 19.

Gott ſchaft nichts als einfache Weſen, und das Zuſammengeſetzte iſt nichts als eine Folge ſeiner Schöpfung.

§. 20.

Da jedes von dieſen einfachen Weſen etwas hat, welches die andern haben, und keines etwas haben kann, das die andern nicht hätten; ſo muß unter dieſen einfachen Weſen eine Hier-

monie seyn, aus welcher Harmonie alles zu erklären ist, was unter ihnen vorgehet, d. i., in der Welt vorgehet.

§. 21.

Bis hieher wird einst ein glücklicher Christ das Gebiete der Naturlehre erstrecken. Doch erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen in der Natur wird gegründet haben, so daß nichts mehr übrig ist, als sie auf ihre wahre Quelle zurückzuführen.

§. 22.

Da diese einfache Wesen gleichsam eingeschränkte Güter sind, so müssen auch ihre Vollkommenheiten den Vollkommenheiten Gottes ähnlich seyn; so wie Theile dem Ganzen.

§. 23.

Zu den Vollkommenheiten Gottes gehört dieses, daß er sich seiner Vollkommenheit bewußt ist, und dieses, daß er seiner Vollkommenheit gemäß handeln kann. Beide sind gleichsam das Siegel seiner Vollkommenheiten.

§. 24.

Mit den verſchiedenen Graden ſeiner Vollkommenheiten müſſen alſo auch verſchiedene Grade des Bewuſtſeyns dieſer Vollkommenheiten und der Vermögenheit, derſelben gemäß zu handeln, verbunden ſeyn.

§. 25.

Weſen, welche Vollkommenheiten haben, ſich ihrer Vollkommenheiten bewußt ſind, und das Vermögen beſitzen, ihnen gemäß zu handlen, heißen moraliſche Weſen, d. i. ſolche, die einem Geſetz folgen können.

§. 26.

Dieſes Geſetz iſt aus ihrer eignen Natur genommen, und kann kein andres ſeyn, als: handle deinen individualiſchen Vollkommenheiten gemäß.

§. 27.

Da in der Reihe der Weſen unmöglich ein Sprung ſtatt finden kann, ſo müſſen auch ſolche Weſen exiſtiren, welche ſich ihrer Vollkommen-

heiten nicht deutlich bewust sind — — — —
— — — — — — — — — — —.

Sie sehen, setzte ich endlich hinzu, daß Lessing sich den Pantheismus völlig so verfeinert gedacht, als ich ihn vorgestellet habe; in der besten Harmonie mit allem, was auf Leben und Glückseligkeit Einfluß haben kann; ja daß er auf dem Wege war, pantheistische Begriffe so gar mit der positiven Religion zu verbinden: und in der That geht es hiemit eben so gut, als mit dem Emanationssystem der Alten, das viele Jahrhunderte hindurch in der Religion aufgenommen, und für die einzige rechtgläubige Lehre gehalten worden ist. Auf dem langen Wege, den man von diesen überfeinen Speculationen bis auf das Praktische der Religion und Sittenlehre zu machen hat, giebt es so manche bequeme Stellen, wo man von dem Nebenwege ab in die offne Heerstraße wieder einlenken kann. So wie ein Rechnungsfehler sich durch den andern wieder heben und berichtigen läßt; eben so kann eine Unrichtigkeit in dergleichen abgezogenen Meditationen, gar bald durch die andere gehoben, eine

kleine Ausweichung, die in der Folge gar weit vom Ziele abgeführt haben würde, durch eine eben ſo geringe Einlenkung verbeſſert werden, und man iſt wieder im Gleiſe. Daher die Verächtlichkeit der Conſequenzerey, die von jeher die Mutter, oder wenigſtens die Verpflegerin, aller Verfolgung und alles Religionshaſſes unter den Menſchen geweſen iſt.

XVI.

Erläuterung der Begriffe von Nothwendigkeit, Zufälligkeit, Unabhängigkeit und Abhängigkeit. — Versuch eines neuen Beweises für das Daseyn Gottes, aus der Unvollständigkeit der Selbsterkenntnis.

Wenn von einem Dinge erwiesen ist, daß es vorhanden sey; so ergiebt sich die Möglichkeit von selbst. Alles, was wirklich ist, muß auch gedacht werden können. Nun haben wir einräumen müssen, daß ein zufälliges abhängiges Wesen vorhanden sey; denn unser eignes Daseyn ist von der höchsten Evidenz; das Bewußtseyn unsrer Eingeschränktheit von der unläugbarsten Evidenz. Wir haben ferner zugeben müssen, daß das Abhängige, ohne etwas Unabhängiges nicht denkbar sey, und also auch nicht vorhanden seyn könne, und hierdurch sahen wir uns gezwungen, die Würklichkeit eines nothwendigen, unabhängigen Wesens zuzugeben, ohne welches wir zufällige, abhängige Wesen nicht würden vorhanden seyn können. Wer war es von euch, der letzthin von diesen Kunstwörtern abhängig, zufällig, und

ihrem Gegensatze, unabhängig und nothwendig, eine deutlichere Auseinandersetzung verlangte? W. Ich erinnere mich, Sie hierum ersucht zu haben. Das Wort abhängig scheint bey mir noch zu sehr an der Methapher zu kleben; das Wort nothwendig etwas von einer Noth, von einem Zwange mit sich zu führen, davon es in dem Sinne, in welchem es hier gebraucht wird, befreyet werden muß. Sodann schienen Sie mir auch diese beide Redensarten synonymisch zu gebrauchen, und ich ersuchte sie, mich ihren Unterschied bemerken zu lassen.

Laß sehen mein Sohn! wenn ein Ding A. würklich seyn soll; muß nicht der Satz: A ist würklich vorhanden, zur Wahrheit werden?

Allerdings!

Muß er also nicht mit der Vernunft begreiflich seyn?

W. Mit der Vernunft oder mit dem Sinne. Wahrheit muß durch positive Kraft unsers Denkungsvermögens erkennbar seyn. Die Sinne aber sind nicht weniger positive Seelenkraft, als die Vernunft.

Wohl! Haben wir aber nicht geſehen, daß beides, vernünftige und ſinnliche Erkenntniß aus eben derſelben Quelle fließe, und daß alle ſinnliche Erkenntniß ſich in Vernunfterkenntniß auflöſen laſſe? Wenn wir einen Satz vermittelſt der Sinne für wahr erkennen; ſo muß das Subject deſſelben, mit ſolchen individuellen Beſtimmungen gedacht werden, aus welchen das Prädikat unausbleiblich fließet. Die Sinne entwickeln dieſe Beſtimmungen nicht und umfaſſen ſie durch den Begriff des Raums oder der Zeit, auf welche ſie das Factum anweiſen; aber der Vernunft muß es möglich ſeyn, dieſe individuellen Beſtimmungen zu entwickeln, auseinander zu ſetzen, und den ſinnlich erkannten Satz dadurch in einen Vernunftſatz zu verwandeln. Hier iſt ein Baum! Wir erkennen dieſes vermittelſt der Sinne, und es iſt alſo eine ſinnlich erkannte Wahrheit: ein Baum iſt hier würklich vorhanden. Alle Beſtimmungen, die zu dem Begriffe eines Baums hinzukommen müſſen; der Boden, in welchem er eingepflanzt iſt; das Saamenkörnlein, aus welchem er hervorgewachſen; Luft,

Luft, Sonnenſchein, Regen und alles, was ſonſt dazu beygetragen, daß der Baum würklich geworden, umfaſſen wir durch das Wort hier, durch die Beziehung auf einen Ort im Raume, in welchem alle dieſe Beſtimmungen zuſammengetroffen haben. Unſrer ſubjectiven Vernunft iſt es zwar nicht möglich, alle dieſe Umſtände und nähere Beſtimmungen zu entwickeln; aber der Vernunft, objective betrachtet, muß es gar wohl möglich ſeyn, ſie aus einander zu ſetzen und in deutliche Begriffe zu verwandeln. — Wir haben heute einen heitern Frühlingsmorgen. Die Zeitbeſtimmung heute umfaſſet abermals alle Individualumſtände, die vorherge angen ſind, und dazu beygetragen haben, daß dieſer Frühlingsmorgen würklich heiter geworden iſt. Wenn aber die Erkenntnißquelle der Seele eine und eben dieſelbe ſeyn ſoll; ſo muß die Vernunft, objective betrachtet, auseinanderſetzen und deutlich angeben können, welche nähere Beſtimmungen vorangegangen, und in wie weit ſie zur Heiterkeit dieſes Morgens beygetragen haben. Mit einem Worte, jeder ſinnlich erkannte Satz muß

an und für ſich in eine Vernunftwahrheit aufgelöſt werden können, deſſen Subject alle die Individualbeſtimmungen enthält, unter welchen das Prädicat der Würklichkeit ihm zugeſchrieben wird; iſt dieſes nicht deutlich? Vollkommen!

Wenn alſo auch der Satz: A iſt würklich vorhanden, eine ſinnlich erkannte Wahrheit iſt, ſo muß es der Vernunft möglich ſeyn, zu dem Subjecte A ſolche Bedingungen hinzuzudenken, unter welchen ihm das Prädicat der Würklichkeit zukömmt, unter welchen die Verbindung des Subjects mit dem Prädicat begreiflich wird. Nun kann dieſes auf zweyerley Art geſchehen. Entweder die Bedingungen, unter welchen der Satz zur Vernunftwahrheit wird, enthalten ſelbſt die Würklichkeit eines von A verſchiedenen Dinges, und ſetzen das Daſeyn deſſelben voraus, wie hier der Fall war, bey der Würklichkeit des Baums, oder dieſes ſchönen Tages. Ohne Vorausſetzung aller Würkurſachen, die den Baum oder den heitern Morgen hervorgebracht haben, läßt ſich die Würklichkeit derſelben an und für ſich nicht begreifen. Dinge dieſer Art werden ab-

hängig genennt; in ſo weit die Würklichkeit derſelben nicht ohne Vorausſetzung anderer würklichen und von ihnen verſchiedenen Dinge vernünftig zu begreifen iſt. Ihr Daſeyn fließet alſo nicht aus ihrer Denkbarkeit; ſondern aus der damit verbundenen Würklichkeit eines andern Dinges. In ſo weit ihr würkliches Vorhandenſeyn, keine Folge von ihrer Denkbarkeit iſt, werden ſie zufällig genennet; in ſo weit aber das Daſeyn eines andern Dinges ihre Würklichkeit begründet, ſagt man, ſie ſind abhängig; ihr Daſeyn hängt vom Daſeyn eines von ihnen verſchiedenen Dinges ab, ohne welches es nicht vernünftig zu begreifen iſt.

Nun haben wir ferner zugeben müſſen, daß der Inbegriff aller zufälligen Weſen, ſelbſt in einer Unendlichkeit zuſammengenommen, kein würkliches Daſeyn auf eine der Vernunft genugthuende Weiſe begreiflich machen könne. Die Frage wird verſchoben, aber nicht aufgelöſt. Wir müſſen am Ende, ſo wie im Anfange, noch immer unter den Bedingungen des Subjects die Würklichkeit anderer Dinge vorausſetzen, die,

wenn sie eben so abhängig, eben so zufällig seyn sollen, die Vernunft nicht einen Schritt weiter bringen, und die Begreiflichkeit des Satzes mehr verwickeln, als auflösen. Wir sind also genöthiget gewesen, zum Daseyn eines unabhängigen und nothwendigen Wesens unsere Zuflucht zu nehmen. Eines unabhängigen, dessen Würklichkeit ohne Voraussetzung eines von ihm verschiedenen Dinges denkbar ist; eines nothwendigen, dessen Denkbarkeit allein hinreichend ist, sein würkliches Vorhandenseyn zu begründen; ein Wesen, das würklich ist, weil es gedacht werden kann; weil es möglich ist: und dieses war der zweyte Fall, in welchem der Satz: A ist würklich vorhanden, Wahrheit seyn kann, wenn zu den Bedingungen des Subjects keine Würklichkeit eines von ihm verschiedenen Wesens gehöret, wenn die bloße Denkbarkeit hinreichet, sein Daseyn zu begründen.

Die Kennzeichen des Zufälligen, Abhängigen, Nothwendigen und Unabhängigen sind auf diese Weise, wie mich dünkt, deutlich genug auseinander gesetzt. In so weit zur Würklichkeit eines

Weſens die Würklichkeit eines andern von ihm verſchiedenen Dinges nicht vorausgeſetzt werden darf, wird es unabhängig genennt: in ſo weit aber die Würklichkeit deſſelben aus ſeiner Denkbarkeit flieſſet; in ſo weit das Gegentheil, ein ſolches Weſen ſey nicht würklich vorhanden, an und für ſich nicht gedacht werden kann, wird demſelben Nothwendigkeit zugeſchrieben, und wir ſagen: Gott ſey ein nothwendiges Weſen, d. h. das Daſeyn Gottes flieſſet aus ſeiner Denkbarkeit, und das Gegentheil oder das Nichtvorhandenſeyn deſſelben iſt an und für ſich nicht denkbar. Iſt ein ſolches Weſen möglich? Hiervon kann weiter die Frage nicht ſeyn, nachdem wir durch die augenſcheinliche Ueberzeugung von unſerm eigenen Daſeyn durch eine richtige Schlußkette auf das Daſeyn eines ſolchen Weſens geführt worden ſind. Der Begriff muß Wahrheit enthalten, auf welchen wir durch die poſitive Kraft unſres Denkungsvermögens gebracht werden. Wenn Zufälliges vorhanden iſt; ſo muß auch Nothwendiges vorhanden, und um ſo vielmehr denkbar ſeyn.

Ich werde es verſuchen, dieſen Beweis auch auf eine andre Art zu führen; auf eine Art, die ſo viel ich weiß, noch von keinem Weltweiſen berührt worden iſt. Merket alſo auf meine Söhne! und erinnert mich, ſo oft ich etwa aus Vorliebe für meinen Gedanken, mir einen Fehltritt erlauben möchte.

Außer der unmittelbaren Empfindung meines eigenen Daſeyns, das, wie wir geſehen, über alle Zweifel hinweg iſt, ſetze ich noch folgende Wahrnehmung, als ungezweifelt, voraus: Ich bin nicht blos das, was ich von mir deutlich erkenne, oder, welches eben ſo viel iſt: Zu meinem Daſeyn gehört mehr, als ich mit Bewußtſeyn von mir einſehe, und auch das, was ich von mir erkenne, iſt an und für ſich einer größern Entwickelung, größern Deutlichkeit und größern Vollſtändigkeit fähig, als ich ihm zu geben vermag. Dieſe Beobachtung iſt, wie mich dünkt, nicht weniger von der unleugbarſten Evidenz. Als Wahrnehmung des innren Sinnes, hat ſie ihre ſubjective Gewißheit; und da in Abſicht auf mich ſelbſt, mein eigenes ich auch das Subject

der Gedanken iſt; ſo kann mir auch das unmittelbar erkannte, als Prädicat, zugeſchrieben werden. Daß ich nicht alles weiß, was zu meinem Daſeyn gehöret, kann kein Betrug der Sinne, keine Täuſchung ſeyn; denn wir tragen erſtlich, nichts innerlich Erkanntes in ein äußerliches Object; wir wollen keine Beſchaffenheiten verſchiedener Sinne in Verbindung bringen, nicht von oft auf immer ſchlieſſen; welches alles Quellen der Sinnentäuſchung waren, wie wir in der Vorerkenntniß geſehen: und ſodann würde dieſe Täuſchung ja ſelbſt beweiſen, daß wir uns nicht recht kennen, und alſo manches in uns würklich ſey, deſſen wir uns nicht bewußt ſind. In der That würde weder unſer Leib, noch unſre Seele vorhanden ſeyn können, wenn ſie blos das wären, was wir von ihnen mit Deutlichkeit einſehen.

Nun behaupte ich, nicht nur alles mögliche müße als möglich, ſondern auch alles Würkliche müße als würklich, von irgend einem denkenden Weſen gedacht werden. Was ſich kein denkendes Weſen als möglich vorſtellet, iſt auch in der

That nicht möglich, und eben alſo kann dasjenige, was von keinem denkenden Weſen als wirklich gedacht wird, auch in der That nicht würklich vorhanden ſeyn.

Dem geſunden Menſchenverſtande ſcheinen dieſe Satze ſchon einzuleuchten. Jeder mögliche Begriff wird, als die Abänderung eines Subjects gedacht, als Gedanke in einem denkenden Weſen. Er muß alſo wenigſtens idealiſches Daſeyn haben, d. h. irgend eines denkenden Weſens wahrer Begriff ſeyn, und dieſes war die erſte Hälfte unſers Satzes: jede Möglichkeit muß als Möglichkeit gedacht werden.

Aber auch jede Würklichkeit, wenn ſie wahr ſeyn ſoll, muß von irgend einem Weſen als Wahrheit erkannt und begriffen werden. Der Sache muß ein Begriff entſprechen; jedes Object muß in irgend einem Subjecte dargeſtellt; jedes Vorbild in irgend einem Spiegel nachgebildet werden. Sache ohne Begriff hat keine Wahrheit, Wahrheit, ohne daß irgend ein Weſen von ihr verſichert ſey, führt nicht den mindeſten Grad von Evidenz mit ſich, iſt alſo keine Wahrheit.

Werden dieſe Sätze eingeräumt, ſo folget auf eine handgreifliche Weiſe, daß ein Weſen vorhanden ſeyn müſſe, welches alles, was zu meinem Daſeyn gehöret, auf das allerdeutlichſte, reinſte und ausführlichſte ſich vorſtellet. Jede eingeſchränkte Erkenntniß würde nicht alles enthalten, was zu meinem würklichen Daſeyn gehört. Das Bewußtſeyn und die deutliche Einſicht eines zufälligen Weſens, ja aller zufälligen Weſen zuſammen genommen, reichet nicht ſo weit, als das Daſeyn eines einzigen Sonnenſtäubleins. In ſeiner Würklichkeit liegen unendlich viele Merkmahle, die von allen zufälligen Weſen zuſammen genommen, weder der Ausbreitung noch der Stärke nach, auf das allerdeutlichſte begriffen werden. Mit einem Worte, keine Wahrheit kann von zufälligen Weſen mit dem höchſten Grade der Erkenntniß, als möglich, keine Würklichkeit auf das allervollkommenſte, als würklich, gedacht werden. Es muß alſo ein denkendes Weſen, einen Verſtand geben, der den Inbegriff aller Möglichkeiten, als möglich, den Inbegriff aller Würklichkeiten, als würklich, auf

das vollkommeste denket, d. h. in ihrer möglichsten Entwickelung, der Coordination sowohl, als der Subordination nach, auf das deutlichste, vollständigste und ausführlichste sich vorstellt. Es giebt einen unendlichen Verstand u. s. w.

Was in dieser Schlußkette noch undeutlich seyn könnte, ist etwa der Satz, daß alles wirkliche von einem denkenden Wesen gedacht werden müße. Ich sehe wohl ein, dürfte mancher sagen, daß alles Wirkliche nicht anders, als denkbar seyn könne. Wie folgt aber hieraus, daß es irgend von einem Wesen in der That müsse gedacht werden? Heißt dieses nicht von Möglichkeit auf Wirklichkeit, von Können auf Geschehen schliessen? Man scheint also das zu erbetteln oder zu erschleichen, was erst erwiesen werden soll. Ist es nicht etwa dieses, das euch noch einiges Bedenken macht?

Eben dieses, war die Antwort einstimmig.

Mich dünkt, das Wort können bringe uns hier abermals, durch seine Vieldeutigkeit, die Begriffe in Verwirrung. Wir müßen dem Worte ausweichen, wenn wir seine Schlingen vermeiden

den wollen. — — Wenn von einem Dinge gesagt wird, daß es etwas könne; etwas thun oder etwas leiden könne, daß es Vermögen, Fähigkeit, Anlage wozu habe, bedeutet dieses nicht eine gewisse Mögligkeit, die wir ihm zuschreiben?

Nichts anders! aber man unterscheidet entfernte, nahe und nächste Möglichkeit —

Ganz recht! aber so nahe und nächst sie auch immer sey; so bleibt sie doch immer noch eine bloße Möglichkeit, wie die Logiker sie nennen; eine Möglichkeit, davon noch nichts würklich geworden ist. Der Luft, die uns umgiebt, z. B. wird die Elasticität, oder die Fähigkeit ausgedehnt zu werden, da sie es noch nicht ist, beygelegt. Mir, der ich hier sitze, wird das Vermögen aufzustehen, bevor ich es würklich ausübe, zugeschrieben. In allen diesen Fällen also werden von den Subjecten bloße Möglichkeiten als Prädicate ausgesagt. Wie können aber bloße Möglichkeiten als würkliche Prädicate vorhanden seyn?

Dieses scheint allerdings unbegreiflich.

Widersprechen wir uns nicht selbst, wenn wir einem würklich vorhandenen Dinge etwas, das nicht würklich vorhanden, als Beschaffenheit beylegen; wenn wir eine bloße Möglichkeit für ein Prädicat des Würklichen halten?

Dem Anscheine nach allerdings.

Und gleichwohl ist der Inbegriff aller menschlichen Kenntnisse voll von diesen anscheinenden Widersprüchen, von Möglichkeiten, Anlagen, entfernten oder nahen Vermögen, größern oder kleinern Fähigkeiten, Talenten u. s. w. wodurch würklich vorhandene Dinge bezeichnet und von einander unterschieden werden. Wie gehet dieses zu? Sollen wir dieserhalb die ganze Masse menschlicher Erkenntniß, als ungereimt, verwerfen?

Dieses freylich nicht; es scheint bloß eine Wortschwierigkeit sich im Hinterhalte verborgen zu haben, die wir aufzusuchen vor jetzt, (um mich eines ähnlichen verdächtigen Ausdrucks zu bedienen) vielleicht die Fähigkeit nicht haben.

Getroffen mein Sohn! Eine bloße Wortschwierigkeit ist es, die wir aus dem Wege zu räumen haben, um allen Anschein des Wider-

spruchs verschwinden zu lassen. Im Grunde ist alles Mögliche, in so weit es blos möglich ist, kein objectives Prädikat der Dinge. Wenn wir irgend einem Gegenstande eine Möglichkeit zur Beschaffenheit geben; so sagen wir blos, daß aus der gegenwärtigen Beschaffenheit desselben, sich auch begreifen laße, wie es unter andern Umständen, jene ihm, als möglich, zuzuschriebene Eigenschaft annehmen würde. Dem Golde Dehnbarkeit, der Luft Elasticität, und einem sitzenden Menschen die Fähigkeit zu gehen zuschreiben heißt blos von dem Golde desselben erklären, daß aus der gegenwärtigen würklichen Beschaffenheit sich begreifen laße, wie es unter andern Umständen würklich gedehnt seyn würde; oder von der Luft aussagen, daß ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit das Ausgedehntwerden nicht widerspreche; so wie von dem sitzenden Menschen behaupten, daß seine jetzt zum Sitzen angewandte Bewegungs-Werkzeuge, von andern Bewegursachen gelenkt, ihn aufstehen oder gehen machen würden. Immer noch liege bey dergleichen Behauptung das würklich Vorhandne zum Grunde,

und die ihm zugeschriebene Möglichkeit ist der Gedanke, daß unter andern Umständen die gegenwärtige Beschaffenheit desselben anders modificirt seyn würde. Ist dieses nunmehr deutlich?

Ohne Widerrede, wie mich dünkt.

Bloße Möglichkeiten also können den Dingen nicht, als objective Beschaffenheiten oder Prädikate zugeschrieben werden; wenn bloße Möglichkeiten nicht zugleich würklich vorhanden seyn sollen, welches doch offenbar ungereimt ist. Aber aus dem gegenwärtigen Zustande, aus der würklichen Beschaffenheit eines Dinges kann bey einem denkenden Subject der Gedanke entstehen, daß unter andern Umständen ihm eine andre Beschaffenheit zukommen würde, und daß also diese andre Beschaffenheit von ihm denkbar sey. Alle Möglichkeiten also haben ihr idealisches Daseyn in dem denkenden Subject und von diesem werden sie als denkbar dem Gegenstande zugeschrieben. Eine nicht gedachte Möglichkeit ist ein wahres Unding. Wenn in einem würklichen Dinge etwas Denkbares von keinem denkenden Wesen würklich gedacht, etwas zu Unterscheidendes von

Niemanden würklich unterſchieden, etwas Angebliches von keinem denkenden Subject würklich angegeben ſeyn ſoll; ſo wird entweder das blos Mögliche zugleich als würklich vorhanden angenommen, oder man verbindet Worte, deren Begriffe einander widerſprechen.

Wohl! nun ſcheinet ſie glücklich gehoben, die Bedenklichkeit, die uns ihren Satz noch zweifelhaft machte.

Alſo muß alles Würkliche nicht nur denkbar ſeyn; ſondern auch von irgend einem Weſen gedacht werden. Jeder Realexiſtenz entſpricht in irgend einem Subjecte eine Idealexiſtenz; jeder Sache eine Vorſtellung. Ohne erkannt zu werden, iſt nichts Erkennbares; ohne bemerkt zu werden, kein Merkmal; ohne Begriff kein Gegenſtand würklich vorhanden. Wird dieſes zugegeben?

Wie können wir anders?

Dieſe Uebereinſtimmung zwiſchen Sache und Begriff kennet keine Ausnahme. Jedes Merkmal, jedes Unterſcheidungszeichen der Sache muß ſo, wie es in derſelben anzutreffen iſt, von

irgend einem denkenden Wesen, in aller seiner Wahrheit, mit der höchstmöglichen Deutlichkeit, Vollständigkeit und Ausführlichkeit gedacht werden. So lange noch ein Merkmal zurück bleibt, das nirgend bemerkt wird, ein Grad der Entwickelung unentwickelt bleibt, etwas zu unterscheidendes nicht unterschieden wird: mit einem Worte, bey dem geringsten Mangel der Uebereinstimmung zwischen Sache und Begriff, gerathen wir abermals auf die Ungereimheit, etwas blos Mögliches für ein objectives Prädicat des Würklichen anzunehmen.

Alles dieses ward eingeräumt.

Und nunmehr ist nichts leichter, als die Anwendung hievon auf die vorhin bezweifelten Schlußfolgen. Meine eigene Existenz ist mir unleugbar. Eben so unleugbar ist mir, daß zu meinem würklichen Daseyn Merkmale und Beschaffenheiten gehören, die ich nicht mit Bewußtseyn erkenne, und daß selbst diejenigen, deren ich mir bewußt bin, in meinem Begriffe bey weitem die Vollkommenheit nicht haben, die ihnen in der Sache zukommt. Sie sind weder so wahr, noch so rein,

noch

noch ſo vollſtändig, ausführlich, adäquat; mit einem Worte, zwiſchen Begriff und Sache iſt, wenn ich blos auf meine Erkenntniß von mir ſelbſt ſehe, die vollkommenſte Harmonie nicht anzutreffen, deren Nothwendigkeit wir ſo eben erwieſen. Ich kann ferner nicht in Abrede ſeyn, daß ein eingeſchränktes Weſen, ja, daß der Inbegriff aller eingeſchränkten Weſen, ſie mögen endlich oder der Zahl nach unendlich ſeyn, meine Beſchaffenheiten auf eine mit der Sache harmoniſche Weiſe zu erkennen, nicht hinreichen.

Wer den Zuſammenhang der Wahrheiten, wer die unergründliche Tiefe aller Erkenntniß nur einiger Maaßen kennet, wird eingeſtehen, daß keine derſelben in ihrer größten Vollkommenheit, mit dem deutlichſten Bewußtſeyn erkannt werden kann, ohne daß der ganze Inbegriff derſelben in eben dem Maaße, mit eben der Wahrheit, Gewißheit, Deutlichkeit und Vollſtändigkeit eingeſehen werde.

Es muß alſo nothwendig ein denkendes Weſen, einen Verſtand geben, der nicht nur mich, ſammt allen meinen Beſchaffenheiten, Merkma-

len und Unterscheidungszeichen, sondern den Inbegriff aller Möglichkeiten, als möglich, den Inbegriff aller Würklichkeiten, als würklich, mit einem Worte, den Inbegriff und den Zusammenhang aller Wahrheiten, in ihrer möglichsten Entwickelung, auf das deutlichste, vollständigste und ausführlichste sich vorstellet. Es giebt einen unendlichen Verstand.

Daß aber Einsicht nicht ohne Thätigkeit, Erkenntniß nicht ohne Billigung oder Mißbilligung, unendlicher Verstand nicht ohne den vollkommensten Willen seyn könne, ist bereits im Vorhergehenden zur Gnüge ausgeführet worden.

Wir hätten also auf diese Weise einen neuen wissenschaftlichen Beweis für das Daseyn Gottes aus der Unvollkommenheit unserer Selbsterkenntniß. Prüfet ihn wohl, diesen Gedanken, meine Trauten! Er scheinet mir so fruchtbar, als gründlich. Die Schlußkette, deren wir uns bedient haben, bestehet etwa aus folgenden Gliedern. —

Alles Würkliche ist in seiner ganzen Vollständigkeit würklich. —

Der Vollſtändigkeit der Sache entſpricht in irgend einem denkenden Weſen, Ausführlichkeit des Begriffs. —

Vollſtändige und ausführliche Begriffe können nur in einem vollkommenen Verſtande anzutreffen ſeyn, und vollkommener Verſtand iſt nicht ohne vollkommenen Willen; die höchſte Einſicht nicht ohne die freyeſte Wahl und wirkſamſte Kraftäußerung.

XVII.

Beweisgründe a priori vom Daseyn eines allervollkommensten, nothwendigen, unabhängigen Wesens.

Der Begriff des Nothwendigen, wie er in der letzten Vorlesung entwickelt worden ist, konnte einen kühnen Denker, wie Cartes, leicht auf die Spur bringen, einen Beweis a priori für das Daseyn eines solchen Wesens zu entdecken. Hängt die Würklichkeit desselben blos von seiner Möglichkeit ab; giebt es einen festgegründeten Uebergang von der Denkbarkeit des Nothwendigen auf das würkliche Daseyn desselben; vielleicht ist es der menschlichen Vernunft vergönnet, diesen Uebergang zu entdecken und sich also zu der ihr so theuern Wahrheit eine neue Bahn zu brechen. Ohne irgend ein würkliches Daseyn vorauszusetzen, auch sein eigenes Daseyn nicht, so wenig es dem Zweifel unterworfen ist; ohne alle Erfahrungssätze des äußern oder innern Sinnes, würde der Mensch von der Erklärung ausgehen, und sichern Schrittes zu der Wahrheit gelangen: **daß ein Gott sey!**

Kühn und ohne Vorgang wäre er, dieser große Schritt. In dem ganzen Bezirk menschlicher Erkenntnisse giebt es kein Beyspiel von dieser Art zu schliessen. Allenthalben wird von Möglichkeit auf Möglichkeit, oder von Würklichkeit auf Würklichkeit geschlossen. Die Realexistenz ausserhalb der Seele stehet unter sich in Verbindung, wie die Idealexistenz innerhalb derselben; die Dinge entsprechen einander; so wie die Begriffe. Macht ein Begriff den andern nothwendig, so wird auch ein Ding das andre zur Folge haben; daher die nothwendige Verbindung zwischen idealischen Wesen, die wir durch die Vernunft entdecken, auch auf reale Wesen außer uns angewendet werden kann. Aber nirgends findet sich ein Beyspiel, daß von Begriff gerade zu auf Sache, von idealischem Daseyn unmittelbar auf reales, objectives Vorhandenseyn geschlossen worden sey, wie hier in Absicht auf das nothwendige Wesen geschehen soll.

Allein diese Seltenheit, diese Einzigkeit vielmehr, kann in unserm Falle kein Bedenken verursachen; denn sie ist gerade hier Charakter der

Wahrheit. Da nicht mehr, als eine einzige Subſtanz dieſes Weſens vorhanden ſeyn kann; da außer dieſer einzigen Subſtanz keines Dinges Würklichkeit mit der Denkbarkeit deſſelben in ſchlußrichtiger Verbindung ſtehet; ſo kann es auch nur den einzigen Fall geben, wo dieſe Beweiſeart anzubringen ſey. In dem ganzen Bezirk aller menſchlichen Erkenntniſſe, muß dieſer Fall der einzige, ohne Vorgang und Beyſpiel ſeyn, wenn der Weg zur Wahrheit führen ſoll.

Um ihn zu finden, verſuchte Cartes eine Verſetzung gleichgeltender Begriffe. An ſtatt des Nothwendigen, ſetzte er das Unendliche, das vollkommenſte Weſen. Es iſt offenbar, daß das nothwendige Weſen keine veränderliche Schranken haben, und alſo alle Vollkommenheiten in dem höchſten Grade beſitzen müſſe. In der Idee eines nothwendigen Weſens liegt alſo der Inbegriff aller vollkommenen Eigenſchaften, die einem Weſen zukommen können. Nun, ſchloß Cartes weiter, nun iſt die Exiſtenz offenbar eine vollkommene Eigenſchaft der Dinge; alſo ſchließt der Begriff des Nothwen-

digen, auch die Vollkommenheit der Existenz mit in sich; also muß das Nothwendige auch würklich vorhanden seyn. — Auf diese Weise hätten wir durch eine feine Wendung des Begriffes, den einzigen Uebergang entdeckt, der das Reich der Würklichkeit mit dem Reiche der Möglichkeit verbindet und von Begriff auf Sache führt. —

Zu rasch, rief Leibnitz seinem kühnen Vorgänger nach; der Sprung, den ihr bei diesem Uebergange gethan, hat zwar keine Gefahr; allein die Vernunft soll gehen, und nicht springen lernen. Wenn wir von dem Daseyn des Nothwendigen aus andern Gründen überführt sind, so ergiebt sich dessen Möglichkeit von selbst. Soll aber das Daseyn desselben aus seiner Möglichkeit geschlossen werden; so haben wir diese vorher zu beweisen Aus andern Gründen muß vorher dargethan werden, daß der Begriff des nothwendigen, unendlichen oder vollkommensten Wesens Wahrheit enthalte, und nicht Merkmale verbinde, die sich einander aufheben.

Glücklicher Weise läßt der Mangel hier sich leicht ersetzen und die Lücke sich ausfüllen. Wenn Merkmale sich widersprechen sollen; so muß das Eine aufheben, was das Andre setzet, das Eine verneinen, was das Andre von eben demselben Subjecte bejahet. Nun werden von dem nothwendigen Wesen alle Realitäten im höchsten Grade bejahet, und alle Mängel und Einschränkungen verneinet. Alle positive Prädicate werden ihm zugeschrieben und alle negative von ihm entfernet. Hier kann also nichts widersprechendes, nichts sich einander aufhebendes zu besorgen seyn. Alle Vollkommenheiten im höchsten Grade sind auch im höchsten Grade verträglam, stimmen in dem vollkommensten Wohlklang zusammen, können also auch durch ihre Vereinigung nicht Widerspruch, Undenkbarkeit, und also den höchsten Mißlaut, Unwahrheit hervorbringen. Dieses gründet sich auf eine andre Lehre des Leibnitz, daß alle Vollkommenheiten bejahende Merkmale, so wie umgekehrt auch alle bejahende Prädicate der Dinge Vollkommen

heiten ſind. Wenn nun die Vereinigung aller bejahenden Prädicate oder Vollkommenheiten nichts undenkbares iſt, und zum Inbegriff aller Vollkommenheiten offenbar die Exiſtenz mitgehört; ſo hat die Folge ihre Richtigkeit, daß von dem Begriffe des Unendlichen oder Allervollkommenſten die Exiſtenz unzertrennlich ſey. Alles Endliche kann, als Begriff, wahr ſeyn, ohne daß ihm würkliches Daſeyn zugeſchrieben werde. Das Unendliche hingegen, das Schrankenloſe, das Vollkommenſte, würde auch als Begriff unwahr ſeyn müſſen, wenn es nicht exiſtiren ſollte. — Und nunmehr ſtünde es da, das reine wiſſenſchaftliche Argument für das Daſeyn Gottes, unerſchüttert ſtände es da, gegründet auf ſeine eigene Evidenz.

Keinesweges, ſprechen einige Gegner dieſer Beweiſesart; ihr bauet noch immer auf einem Grunde, deſſen Feſtigkeit ihr nicht gehörig' unterſucht habt. Willkürlich bildet ihr euch einen abgezogenen Begriff, und leget demſelben alle Eigenſchaften bey, die ſich nur erdenken

laßen. Wir können euch die Freyheit hierzu nicht verweigern und laßen den Begriff gelten. Kaum habt ihr aber dieses erschlichen; so greift ihr schon nach der Existenz und sprecht: Um das Bündel vollständig zu machen, müssen wir auch diese Eigenschaft mitnehmen und dem Begriffe würkliches Daseyn ertheilen. Ist dieses Verfahren nicht sycophantisch?

Nichts weniger, wie mich dünkt. Ich glaube, das Verfahren wider alle Beschuldigungen dieser Art rechtfertigen zu können.

Zuvörderst sind die abstracten Begriffe nicht blos willkührlich. Sie müssen wenigstens Wahrheit enthalten, und diese Wahrheit hängt nicht von unserer Willkühr ab. Sie müßen, als Modificationen unsers denkenden Wesens, ein idealisches Daseyn haben, müßen denkbar seyn, um gedacht zu werden. Nun sprechen wir weiter: Ein eingeschränktes Wesen kann, als Modification von mir selbst, gedacht werden, ohne daß ich ihm würkliches Daseyn zuschreibe. Es kann idealische Existenz haben, und die reale Existenz ihm abgesprochen werden.

Es kann bloßer Begriff ohne Sache seyn. Das nothwendige Wesen hingegen kann entweder nicht gedacht werden, entweder auch als Modification von mir selbst keine Wahrheit haben, oder ich muß es wenigstens als würklich vorhanden denken. Es ist entweder Begriff und Sache zugleich; oder es ist weder dieses noch jenes. Bloßer Begriff ohne Sache kann dieses Wesen schlechterdings nicht seyn; als bloße Modification von unserer Denkungskraft kann dieses Wesen nicht gedacht werden. Wir haben also immer nur die Denkbarkeit dieses Begriffs zu beweisen und sind alsdenn gezwungen, uns solches, als würklich existirend zu denken. Außer der idealischen Existenz, die auch einem endlichen Wesen als Wahrheit zukommt, muß dem Unendlichen auch reale Existenz zugeschrieben werden. Ich finde in diesem Verfahren nichts unredliches, nichts erschlichenes, wie die Gegner vorgeben.

Daß der Begriff des Unendlichen denkbar sey, ist bereits im vorigen mit Leibnitz ausgeführet worden. Ich glaube noch auf eine

andere faßlichere Weise die Denkbarkeit deſſelben darthun zu können.

Alle Wahrheit muß erkennbar seyn, und zwar je reiner die Wahrheit iſt, deſto größer der Verſtand, der ſie faſſet und begreift; je vollkommner die Erkenntniß, deſto vollkommener das erkennende Weſen.

Die reinſte Wahrheit kann nur von dem vollkommenſten Verſtande gefaßt und begriffen werden. Zur höchſten Erkenntniß gehöret die allerhöchſte Erkenntnißkraft. Nur eine unendliche Kraft umfaſſet die Wahrheit in ihrer ganzen Lauterkeit.

Nun iſt die reinſte Wahrheit unſtreitig ein denkbarer Begriff, alſo muß es auch ein Verſtand ſeyn, der allein ſie faſſen kann, alſo iſt auch der allerhöchſte Verſtand, eine unendliche Denkungskraft, kein undenkbarer Begriff. Sollten die Merkmale dieſes Begriffs ſich einander aufheben; ſo müßte die reinſte Wahrheit etwas ſich ſelbſt widerſprechendes ſeyn, und dieſes iſt ungereimt.

Aber wie? Bleibt dieſer Begriff des Allervollkommenſten auch ohne die Vollkommenheit der Exiſtenz noch denkbar? Kann der Inbegriff aller Realitäten ohne die Realität des würklichen Daſeyns gedacht werden? Wenn dieſes nicht iſt; ſo ſtehet unſer Schluß feſte; ſo muß das Allervollkommenſte auch würklich vorhanden ſeyn.

Eben hier liegt das Erſchlichene, rufen die Gegner. Ihr nehmet die Exiſtenz als eine Eigenſchaft des Dinges an, die zu allen ſeinen möglichen Eigenſchaften hinzukommt, um ſie ins Daſeyn zu rufen. Ihr betrachtet das Daſeyn, vermöge eurer Schuldefinition, als eine Ergänzung der Weſenheit, (complementum eſſentiae) gleichſam als einen Zuſatz zur Möglichkeit eines Dinges. Weil wir die Exiſtenz in der Sprache eben ſo ausſagen, als die Eigenſchaften der Dinge; weil wir ſprechen: ein Ding iſt würklich; ſo wie wir ſagen: eine Zahl iſt gerade; eine Figur iſt rund; darum nehmet ihr an: die Exiſtenz ſey mit den übrigen Eigenſchaften und Merkmalen der Dinge von gleicher Beſchaffenheit, und bauet auf

dieſe Vorausſetzung euer Schlußgebäude. Allein dieſe Vorausſetzung ſelbſt kann euch nicht eingeräumet werden. Die Exiſtenz iſt keine bloße Eigenſchaft, kein Zuſatz, keine Ergänzung, ſie iſt vielmehr die Poſition aller Eigenſchaften und Merkmale des Dinges, ohne welche jene bloße abgeſonderte Begriffe bleiben.

Die Exiſtenz muß vielmehr erkläret werden, ſprechen ſie ferner — — Jedoch die Exiſtenz mag lieber unerklärt bleiben. Ihr wiſſet, wie abgeneigt ich bin, dergleichen Wahrnehmung des innern Sinnes in Worte einzuhüllen. Genug, wir alle haben bey dieſem Worte beynahe dieſelbe Vorſtellung. Der Begriff iſt bey uns allen auf eine ähnliche Weiſe entſtanden, indem wir ein Merkmal aufſuchten, das allen unſern eignen Handlungen und Leidenſchaften gemeinſchaftlich iſt: und da dieſes Merkmal eine ſolche Allgemeinheit hat; ſo kann es ſchwerlich, oder vielleicht gar nicht weiter zergliedert, oder in Beſtandtheile aufgelöſet werden. Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle; ſo haben unſere Gegner doch immer nicht Unrecht, zu behaup-

pten, daß die Existenz ihre eigenen Kennzeichen habe, wodurch sie sich von allen Merkmalen und Beschaffenheiten der Dinge unterscheidet, und daß wir nicht so schlechterdings darauf zugreifen dürfen, um den Inbegriff aller Eigenschaften des vollkommensten Wesens gleichsam vollzählig zu machen.

Ich kann dieses zugeben. Sey immer das würkliche Daseyn nicht eine Eigenschaft, sondern die Position aller Eigenschaften eines Dinges, oder sey sie sonst etwas unerklärbares, das uns allen bekannt ist; genug, ich kann das Zufällige ohne diese Position denken. Ich kann von der Idee des Zufälligen das Daseyn weglassen, ohne die Idee selbst aufzuheben. Sie bleibt Begriff ohne Sache. So aber nicht in Absicht auf das nothwendige Wesen. Ich kann von der Idee desselben das Daseyn nicht trennen, ohne die Idee selbst zu zernichten. Ich muß Begriff und Sache denken, oder den Begriff selbst fahren laßen. Auf diesem wichtigen Unterschiede beruhet alles, und dieser Unterschied beruhet keinesweges auf einer will-

kührlichen Definition; er ergiebt sich aus dem Begriffe selbst, und kann von dem hartnäckigsten Gegner nicht in Zweifel gezogen werden.

Wem das unerklärbare Daseyn noch immer Bedenken verursachet, dem habe ich in einer frühern Schrift (*) gerathen, dem Worte auszuweichen, und vom Nichtseyn anzufangen, welches weniger Schwierigkeit zu haben scheinet. „Was nicht ist, heißt es daselbst, „muß entweder unmöglich, oder blos möglich seyn. Im erstern Falle müssen sich seine innern Bestimmungen widersprechen, d. „h. dasselbe Prädicat von demselben Vorwurfe zugleich bejahen und verneinen. Im letztern aber werden sie zwar keinen Widerspruch enthalten; es wird sich aber aus „denselben nicht begreifen laßen, warum „dasselbe vielmehr seyn, als nicht seyn soll. „Eins wird mit dem wesentlichen Theil desselben so wohl bestehen können, als das andre,

(*) Von der Evidenz.

„ dre, aus welchem Grunde das Ding mög-
„ lich genannt wird. Das Daſeyn eines ſol-
„ chen Dinges gehöret nicht zu ſeiner innren
„ Möglichkeit; nicht zu ſeinem Weſen, auch
„ nicht zu ſeinen Eigenſchaften, und iſt daher
„ eine bloße Zufälligkeit (modus), deren Würk-
„ lichkeit nicht anders, als aus einer andern
„ Würklichkeit begriffen werden kann. Denn
„ eine Zufälligkeit iſt eine Beſtimmung, die
„ aus der bloßen Möglichkeit weder folget,
„ noch begriffen werden kann, deren Würk-
„ lichkeit ſich nicht anders, als aus einer an-
„ dern Würklichkeit erklären läßt. — Ein ſol-
„ ches Daſeyn iſt alſo abhängig, nicht ſelbſt-
„ ſtändig. Dieſes bedarf keines weitern Be-
„ weiſes. — Nun kann dem vollkommenſten
„ Weſen ein ſolches Daſeyn nicht zukommen;
„ denn es würde ſeinem Weſen widerſprechen;
„ indem ein jeder einſiehet, daß ein unabhän-
„ giges Daſeyn eine größre Vollkommenheit
„ ſey, als ein abhängiges; daher der Satz:
„ das allervollkommenſte Weſen hat ein zu-
„ fälliges Daſeyn, einen offenbahren Wider-

„ ſpruch enthält. Das allervollkommenſte Wes„ ſen iſt alſo entweder würklich, oder es ent„ hält einen Widerſpruch. Denn blos möglich „ kann es nicht ſeyn, wie vorher erwieſen wor„ den; daher bleibt für daſſelbe nichts weiter „ übrig, als die Würklichkeit oder die Unmög„ lichkeit. “

Mit einem Worte, zufällige Weſen können, als bloße Gedanken, ohne würkliche Exiſtenz, noch gedacht werden, enthalten mit dem Prädicat des Nichtſeyns keinen Widerſpruch. Die Idee derſelben kann ein bloßer Gedanke ſeyn, Begriff ohne Sache, Abänderung eines denkenden Weſens, ohne gegenſtändliches Daſeyn. Ihr Weſen verbindet nicht alle bejahende Merkmale und keines derſelben im höchſten Grade. Ihr könnet dieſen Gedanken haben, und das bejahende Merkmal der Exiſtenz davon weglaſſen. Das nothwendige Weſen hingegen verbindet alle bejahende Merkmahle und Beſchaffenheiten im höchſten Grade. Eines derſelben iſt ohne alle übrige nicht denkbar. Daher iſt das unendliche Weſen, ohne das bejahende

Prädicat des Daſeyns, etwas Widerſprechendes. Es kann entweder gar nicht, oder nicht anders, als mit dem Prädicate des würklichen Daſeyns gedacht werden. Die Vorſtellung ſelbſt, die Idee des nothwendigen Weſens, iſt ein ungereimter Gedanke, ſo lange wir das Daſeyn davon abſondern. Wir denken entweder Begriff und Sache zugleich; oder der Begriff ſelbſt verſchwindet. Wir können das nothwendige Weſen, entweder ſchlechterdings nicht denken, oder wir müſſen ihm würkliches Daſeyn zuſchreiben.

Schließet ihr aber nicht am Ende, fahren die Gegner fort, von eurm Gedanken auf die Würklichkeit, von eurem Vermögen oder Unvermögen zu begriffen auf die Natur der Dinge? Das nothwendige Weſen ſoll würklich vorhanden ſeyn müſſen, weil der Menſch es ſich nicht anders denken kann. Geziemt dieſes auch unſrer Kurzſichtigkeit? Wer leiſtet uns die Gewähr, daß dasjenige auch würklich vorhanden ſey, was wir uns als würklich denken müſſen?

Ich antworte: Wohl uns, wenn wir vor der Hand schon so viel erhalten; wenn unsre Gegner einräumen, daß der Mensch sich eine Gottheit, als würklich vorhanden, denken müsse. Der Schritt wäre von großer Wichtigkeit. Für das ganze System menschlicher Einsichten, Gesinnungen und Handlungen wäre nunmehr alles gewonnen; denn was kann der Mensch mehr, als durch menschliche Kräfte Ueberzeugung suchen, und nach seiner Ueberzeugung handeln? Aber nunmehr würde ich, der speculativen Wißbegierde zu gefallen, einen Schritt weiter gehen, und zu dem Eingestandenen hinzuthun: nicht nur der kurzsichtige Mensch allein; sondern jedes denkende Wesen, von welchem Umfange und Gesichtskreis auch seine Verstandeskräfte seyn mögen, muß sich das nothwendige Wesen, als würklich vorhanden denken. Das Gegentheil ist nicht nur uns, sondern an und für sich undenkbar. Etwas Widersprechendes, das sich selbst aufhebt und zernichtet, kann von keinem denkenden Wesen gedacht werden. Wenn der Satz: A ist nicht

würklich, undenkbar und alſo nicht wahr iſt; ſo iſt entweder das Subject A nicht denkbar, oder der Gegenſatz: A iſt würklich vorhanden, muß zugegeben werden, muß alſo Wahrheit ſeyn. Nun iſt erwieſen, daß der verneinende Satz, das nothwendige Weſen iſt nicht würklich, undenkbar ſey, indem das verneinende Prädicat dem Subjecte ſchnurſtracks widerſpricht. Dieſer Satz kann alſo weder von uns, noch von irgend einem denkenden Weſen, als wahr gedacht werden. Das Gegentheil davon, oder der bejahende Satz: Das nothwendige Weſen iſt würklich vorhanden, muß von jedem denkenden Weſen angenommen werden, iſt eine Folge der poſitiven Denkkraft, und alſo Wahrheit. Und nunmehr wäre der Sieg auf unſerer Seite vollkommen. Denn was wünſchten wir mehr, als zu beweiſen, daß der Satz: das allervollkommenſte Weſen iſt würklich vorhanden, eine Folge unſerer poſitiven Denkungskraft, und alſo nicht blos ſubjective, ſondern auch objective unumſtößliche Wahrheit ſey? die Verſicherung, daß alle den-

kende Weſen, vermöge ihrer Denkungskraft, in einem Vernunftſatz übereinſtimmen, giebt die höchſte Ueberzeugung von ſeiner Wahrheit. Was alle vernünftige Weſen ſo, und nicht anders denken müſſen, iſt ſo und nicht anders wahr. Wer mehr verlangt, als dieſe Ueberzeugung, der ſucht etwas, davon er keinen Begriff hat, davon er nie einen Begriff erlangen kann, und hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn er am Ende findet, daß ſein Bemühen vergeblich geweſen.

Laſſet uns das Reſultat unſerer Schlußreden in wenig Worte zuſammenfaſſen. Um die Würklichkeit eines Dinges durch die Vernunft zu behaupten, muß die Wahrheit und höchſte Güte deſſelben gegeben ſeyn. Jene, als Erforderniß des Erkenntnißvermögens; dieſe als Erforderniß des Billigungsvermögens. Wahrheit macht es zum denkbaren Begriff, zur Modification des denkenden Weſens, giebt ihm idealiſche Anweſenheit. Höchſte Güte macht es zur Sache, ertheilt ihm würkliches Daſeyn. Alles, was iſt, hat Wahrheit und höchſte

ſte Güte; ſo wie im Gegentheil, alles, was Wahrheit und höchſte Güte hat, auch würklich ſeyn muß.

Zufällige Weſen haben die Erforderniſſe des Denkungsvermögens, haben Wahrheit, aber nicht unter allen Umſtänden auch höchſte Güte. Sie können als bloße Gedanken, als Begriffe und Modificationen des denkenden Weſens, ohne würkliches Daſeyn als Sache, gedacht werden. Da ſie nur unter Bedingungen (ſecundum quid) das Beſte ſind; ſo hängt ihr Daſeyn als Sache, von dieſer Bedingung ab. So bald die Umſtände, oder die Bedingung der Zeit und des Raums, es mit ſich bringen, daß ein zufälliges Ding die höchſte Güte erreicht; ſobald es irgendwo und irgendwann das Beſte wird; ſo entſtehet es würklich, und dem Begriff entſpricht auch die Sache, dem idealiſchen Daſeyn entſpricht Würklichkeit.

Das nothwendige Weſen aber iſt an und für ſich das allervollkommenſte, hängt nicht von Umſtänden und Bedingungen ab, hat nicht

nur alle Erforderniſſe der Denkbarkeit; ſondern muß von jedem denkenden Weſen auch als würklich gedacht werden, iſt als Begriff ohne Sache, als Modification ohne eigene Exiſtenz, als möglich ohne Würklichkeit, ſchlechterdings nicht denkbar; denn es iſt unter allen Umſtänden und Bedingungen eben ſo vollkommen, als wahr; eben ſo nothwendig würklich, als nothwendig möglich; Sache nicht minder nothwendig, als Gedanke.

Und in dem Verſtande dieſes allerhöchſten Weſens iſt das Zufällige nothwendig, als Begriff, aber nicht als Sache; unabhängig, als Wahrheit; aber abhängig von Zeit und Raum, in Abſicht ſeiner Güte und Vollkommenheit. Sobald die Umſtände der Zeit und des Raums eintreffen und die Bedingungen, von welchen das Zufällige abhängt, würklich werden; ſo wird das Daſeyn des Zufälligen zur Wahrheit; und es entſtehet. Zu dieſen Bedingungen gehöret, daß das Zufällige Alsdann und Alsdo auch das Beſte ſey, und alſo nicht nur ein Gegenſtand der göttlichen Erkenntniß, ſondern

auch der göttlichen Billigung werde. Die Erkenntniß des Unendlichen ist im höchsten Grade lebendig, und seine Billigung im höchsten Grade würksam. Sobald das Zufällige ein Gegenstand seiner Billigung wird; so wird es würklich. Was Gott sich als das Beste denkt, das stehet da! Er spricht, und es wird, befiehlt und es stehet da.

Es ist also keine unbescheidne Anmaßung von dem Erdensohne, wenn er von seiner Endlichkeit auf das Daseyn des Unendlichen, von seiner Eingeschränktheit auf die Würklichkeit des Allervollkommensten zu schließen wagt. Es gezieret dem unsterblichen Geiste des Menschen gar wohl, sich der Gottheit so verwandt zu glauben, daß von jedem seiner Gedanken ein Weg zu derselben zu finden sey. Seiner Kurzsichtigkeit ungeachtet, ist ihm doch vergönnt, die große Wahrheit einzusehen, daß er selbst im doppelten Verhältnisse, als Begriff, und als Sache, von der Gottheit abhänge, daß er, als Begriff, von Ewigkeit her ein Gegen-

stand der göttlichen Erkenntniß gewesen; und als Sache, dazumal auch Würklichkeit erhielt, als die Bedingungen der Zeit und des Raumes ihn auch zum würdigen Gegenstand der göttlichen Billigung machten; als er irgendwo und irgendwann, zum Besten gehörig, selbst das Beste ward.

Anmer-

Anmerkungen und Zusätze.

Anmerkungen und Zusätze.

Einer der gründlichsten Weltweisen dieser Zeit, der die Freundschaft für mich gehabt, diese Aufsätze durchzulesen, hat mir einige Anmerkungen darüber mitgetheilt, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten will.

Seite 56.

mißbilligen kann) Diese Bemerkung ist sehr richtig und fruchtbar! Könte man sie nicht noch mit folgendem erläutern? — So bald wir durch Vergleichung des Gefühls u. s. w gelernt haben, von den Entfernungen zu urtheilen, ist die Vorstellung des Gesichts und Gehörs nicht einmal *in*, sondern ausser unserm Körper — dort an der Wand — dort auf der Gasse. Wenn die Rührung nur nicht so stark ist, daß sie an Schmerzen grenzet, und also zum Gefühl gehört, (dahin auch die Empfindung der Blindgebornen, zum erstenmal Sehenden gerechnet werden muß) so wissen wir von dem eigent-

lichen Sinnenwerkzeuge nichts. Wenn wir nicht die Grenzen bemerkten, oder durch Vorhaltung der Hände es erforschten, so wüßten wir nicht, wo eigentlich Gesicht und Gehör läge. Die umgekehrten Bildchen in zweien Augen empfinden wir nicht, und noch weniger die Rührung des Nerven, der weiter zum Gehirne gehet: alles scheinet eine Erleuchtung zu seyn, die sich nicht blos in uns, sondern auch weit um uns erstrecket. So erforschen wir auch, nur durch Bedeckung des Ohrs, ob wir mit diesem, oder mit jenem, oder mit beiden hören. — Hier ist also doch die Täuschung des Räumlichen offenbar, und folglich zeigt die Vorstellung des Ortes nicht an, daß daselbst in den aus einander gelegenen Theilen die Empfindung stecke.

Seite 69.

nicht — bündig ist) Sehr wohl erklärt! und eigentlich war das Bild im Wasser oder im Spiegel eben so mystisch und täuschend, als das vom Regenbogen, indem es sich auch nur auf den Stand des Sehenden beziehet. Also: allgemein zu sagen — wir sind gewohnt, einen

Gegenſtand da zu vermuthen, wo die gerade Linie des Strahls, der unſer Auge berührt, hinführt: daher irren wir uns in dem Orte eines gebrochenen Strahls. Wir ſind gewohnt, eine gewiſſe Beſchaffenheit der Oberfläche, oder der durchſcheinenden Materie eines Körpers zu vermuthen, wenn uns ein ſolcher geſpaltener Strahl rührt, den wir farbicht nennen: daher ſchreiben wir dem Orte, von welchem er in gerader Linie zu uns komt, die Farbe zu. — Die Berichtigung iſt allemal, wie im Texte vorgeſchrieben.

Seite 78.

Wenn die daurenden ſinnlichen Eindrücke im Gehirne, und was von ihrer Anwendung vorgegeben wird, ſonſt erwieſen werden könten; ſo mögte Helvetius, den ich nicht geleſen habe, zu ſeiner Vertheidigung noch ſagen, daß wir jedem Worte, welches einen allgemeinen Begrif andeuten ſoll, vielleicht heimlich ein beſtimmtes Bild unterſchieben, und das thun wir freilich, wenn wir es uns anſchaulich vorſtellen; denn z. E. einen Baum oder Menſchen in genere können wir uns nicht vorſtellen. Was

nun die Wörter betrift, die keine Bilder zulaſſen — ey nun: das ſind Zeichen von Verbindung, Trennung, Verhältniß, u. ſ. f. wie =, +, ÷, ∧, ∨, : u. d. gl., die der Abt l'Epée bey den Taubſtummen auch mit ſeiner Zeichenſprache ausdruckt. — Es iſt aber unleugbar, daß in jeder Erinnerung, auch ohne Worte, ſchon ein abgeſonderter Begrif liegt. Voltairens Geſicht kennet der Taubſtumme ſo gut, wie derjenige, welcher den Nahmen gehört, links oder rechts, oder von vorne dargeſtellt, als von der nämlichen Perſon wieder, da doch die Sinnenbilder nur im Allgemeinen übereinkommen. Dieſelbe Melodie, die doch nicht durch Worte bezeichnet wird, erkennet auch derjenige, der das gemeinſchaftliche Zeichen der Noten nicht verſteht, ſie mag in höherm oder tiefern Tone, langſamer oder geſchwinder, geſungen, auf der Violine, dem Klavier, der Flöte, oder den Glocken geſpielt werden, welches doch ſehr verſchiedene ſinnliche Eindrücke ſind. — Was leiſten alſo die Worte zur Abſtraction oder zum deutlichen Denken, dazu ſie doch ſo nöthig ſchei-

nen? Mich dünkt dieſes, daß ſie jeden abgeſonderten Begrif, der ſonſt unbeſtimmt, ſchwebend ſeyn würde, in gewiſſe Grenzen einſchlieſſen, dadurch Art, Gattung, Klaſſe, Grad, Beſchaffenheit, Verhältniß u. ſ. w. unterſchieden und beſtimmt werden. Z. B. Menſch, Thier, Körper, Ding: Hütte, Haus, Wohnung: heiß, brennend, u. ſ. f. Daher iſt allerdings die Sprache eine vortrefliche Gabe, ohne welche wir nicht allein die Mittheilung, ſondern auch die Faſſung beſtimmter Begriffe, und alſo deutliches Denken, nicht genöſſen. Die ſichtbaren Zeichen des l'Epée, oder ſeines Wiener Lehrlings, den Nicolai beſchreibt, ſind viel unvollkommener, da ſie nicht ſo beſtimmt unterſcheiden können. Z. B. Zuſammen oder bey einander, verbunden, geknüpft, geleimt, gefleiſtert, genagelt, gefügt, u. ſ. w. Wenn der Taubſtumme, nachdem ihm die Sprache beygebracht worden, uns etwas von ſeiner vormaligen Denkungsart erzählen könte — man ſagt aber, daß ſie ſelbſt nicht einmal deutliche Erinnerung ihrer vorigen Handlungen übrig behal-

ten — so glaube ich, sie würde sich der thierischen ziemlich nähern — meist individuelle Vorstellungen — wiewohl das Vergleichungsvermögen, als das Eigene der Vernunftkraft, schon beinlich strebet — und unmittelbare Verbindung von Folgen, Beziehungen u. dgl.

Seite 89.

ohne etwas Fortdaurendes — nicht denkbar) Ich habe einmal flüchtig etwas im Muser über das Ich angesehen, welches ich zu weiterm Nachdenken verspart und nachher versäumt habe. So viel ich davon faßte und mich erinnere, wolte der Verfasser Zweifel gegen die Versicherung unserer Fortdauer auf folgende Weise erregen. — Unser Bewußtseyn der Personalität, oder der Fortdauer, beruhet nur auf die Erinnerung, oder vermeinte Erinnerung des vorher empfundenen. Wenn dies Gedächtniß ausgelöscht ist, so überzeugen wir uns nicht, dasselbe Wesen zu seyn, welches in jenem Zustande existirt, jene Abänderung erfahren hat: wenn eine andere Ideenreihe durch Verrückung in uns entstehet, so glaubt der Mensch ein andres Wesen,

ein König oder ein Thier, ja wohl gar ein lebloſes Ding, ein Gerſtenkorn u. ſ. w. zu ſeyn. Nun ſetze man umgekehrt ein anderes denkendes Weſen in den Ideenkaſten des vorigen, der ihm ſeine Bilder vorſtellt; ſo wird er glauben, jener zu ſeyn, der jenes erfahren hat und ſich deſſen nun erinnert. Alle Theile des Ideenkaſtens können auch mittlerweile anders untergeſchoben, und folglich alles verändert ſeyn; wenn es nur allmählig ſo geſchehen iſt, daß ohngefähr dieſelbe Ordnung bleibt, oder daſſelbe Bild, wie im flieſſenden Waſſer, zurückgeworfen wird, ſo wird die Würkung einerley bleiben. Demnach könte auch das eingebildete Bewuſtſeyn eines in uns fortdaurenden Weſens, welches das bleibende Subject der Abänderungen wäre, Täuſchung ſeyn! — Ich wüſte hierauf nicht zu antworten, wenn ich nicht glaubte, die Unmöglichkeit gezeigt zu haben, daß fortdaurende Eindrücke, oder dgl. Veränderungen in zuſammengeſetzten auseinander gelegenen Theilen die Erſcheinungen des Gedächtniſſes darſtellen könten, da jene nothwendig individuel, örtlich und

unzählig gehäuft seyn müssen, dieses aber offenbar uns ein abstractum des Gesehenen oder Gehörten zurückruft, u. s. w.

Man erlaube mir, zu dieser Anmerkung meines Freundes einige Worte hinzuzufügen, um sie mir selbst besser ins Licht zu setzen. Ich verspreche mir überhaupt nicht viel Aufschluß von Hypothesen, die so sehr ins Abentheuerliche gehen; da man offenbar unmögliche Dinge, als möglich voraussetzet, um zu untersuchen, was der Erfolg seyn würde. Sie dienen meines Erachtens mehr zur Belustigung, allenfalls zur Uebung des Scharfsinns oder der Erfindungskraft, als zur Entdeckung der Wahrheit. Was würde der Erfolg seyn, wenn wir den Kopf eines Löwen auf den Rumpf eines Hasen setzen könten; wenn die Erde plötzlich leichter, als die Luft werden sollte; wenn wir einer Bildsäule nach Belieben Leben und Empfindung mittheilen, wenn wir das ganze Nervengebäude aus einem Körper herausziehen, und in einen andern gleichfalls entnervten Körper einpflanzen könn-

ten? — So etwas aus einer Feenwelt ſcheint mir die Hypotheſe des Muſeums zu verlangen.

Freylich wohl! wenn die Seele, wie einige Weltweiſe wollen, vor ihrem Kaſten daſtehet, und weiter nichts zu thun, als blos die Zeichen und Eindrücke abzuleſen hat, die ſie allda findet; ſo kan es ihr gleichviel ſeyn, vor welchen Schrift- oder Zeichenkaſten ſie geſtellt werde. Sie kan alſo gar füglich von einem an den andern verſetzt werden, und ihr Geſchäft ohne Schwierigkeit weiter treiben; ſo wie etwa ein Schriftſetzer mit gleicher Fertigkeit hier die Schriften eines Reimarus, dort eines Schwedenborgs abſetzet, wenn nur die Handſchrift gleich leſerlich iſt. Aber ſo iſt es, wie mich dünkt, nicht mit der Seele der Lebendigen beſchaffen. Sie hat nicht blos abzuſetzen; ſondern muß auch, ſo zu ſagen, überſetzen; aus dem Idiom des Körpers in ihre geiſtige Sprache übertragen, erklären und auslegen. Sie muß alſo mit allen Redensarten und Wendungen ihrer Urſchrift ſehr bekannt ſeyn, muß mit dem Urheber derſelben, den ſie ihren Körper nennet,

gleichsam zugleich erzeugt, ernähret, erzogen und unterrichtet seyn, wenn sie ihn recht verstehen und treulich übersetzen will. In einem neuen Seelenkasten ist sie, wie nicht zu Hause; wie unter einem fremden Volke: sie verstehet nicht, und wird nicht verstanden.

Wenn die Allmacht mit diesem Körper, den ich itzt den meinigen nenne, eine andere Seele verbände, fragt man, wie würden sich die Neuverlobten verhalten?

Ich antworte zuförderst auf den ersten Antrag, wie jener geitzige Vormund des komischen Dichters auf den Antrag seines verliebten Mündels: was bringt sie mit? — So ganz blos kan sie ja nicht seyn, die neue Seele, die meinem Körper werden soll; sie muß irgendwo schon etwas erworben haben, oder sonst etwas zur Mitgabe bekommen. Leer von allen Begriffen würde sie sich nicht zu diesem neuen Körper schicken; würde sie seine Sprache nicht verstehen, und auch nicht das mindeste auf ihn vermögen; und eben so wenig würde zwischen ihnen Verbindung Statt haben, wenn sie nicht

vollkommen der Seele gliche, die itzt in meinem Körper wohnet. Nur diese stimmet in allen ihren Merkmalen mit meinem Körper auf das genaueste überein, und ohne die genaueste Harmonie läßt sich zwischen Leib und Seele keine Verbindung denken. — Wenn der Naturforscher irgend eine unnatürliche Verbindung veranstaltet: so kan er zuweilen doch wenigstens die Natur zwingen, eine Mißgestalt, eine Zwittergattung, an die Stelle eines ihrer vollkommenen Werke hervorzubringen. Mit Seele und Körper aber, die nicht für einander geschaffen sind, ist schlechterdings nichts anzufangen. Sie werden sich niemals paaren oder begatten, und die Verbindung, die von der Allmacht zwischen ihnen gestiftet werden soll, ist ein leeres Wort.

So lange also dieser mein Körper derselbe bleibt, kan ihm kein Geist eingehaucht werden, der anders beschaffen seyn soll, als der meinige itzt wirklich ist. Die Allmacht müßte, um diese Verbindung wirklich zu machen, der neuen Seele zu gefallen, auch meinen Körper nach ihrem Erforderniße umbilden und ihr gleichsam anpas-

ſen. Geſchiehet aber dieſes, ſo entſtehet ein andrer Menſch, ein anderer Körper und eine andere Seele; nicht mehr das vorige Ich, auch nicht mehr das vorige Mein, und dieſer neue Menſch wird auch nicht in dieſelbe Verbindung des Raumes und der Zeit paſſen, in welcher ich mich befinde; denn in dieſer Verbindung habe nur ich, als zum Beſten gehörig, mein wo und wenn gefunden.

Setzen wir aber, daß die neue Seele derjenigen vollkommen gleich komme, die itzt in mir wohnet, und alſo eben ſo gut, als dieſe mit meinem Körper übereinſtimme; ſo gehet die Verbindung zwar gut von Statten; dahingegen iſt es auch keine andere Seele, die mir zugetheilt wird; ſie iſt von meiner jetzigen Seele nicht zu unterſcheiden; was nicht zu unterſcheiden iſt, kan auch wirklich und in der That nicht unterſchieden ſeyn. Es iſt und bleibt alſo immer noch dieſelbe Seele, die wir blos mit Worten eine andere genennet haben. Denn daß die Allmacht ſie neuer Dinges erſchaffen und hervorbringen ſoll, dieſes würde die Iden-

tität nicht aufheben. Muß die Allmacht doch ohnehin die zufälligen Wesen unaufhörlich hervorbringen, wenn sie fortdauren sollen, ohne daß ihre Identität darunter leide, oder durch die fortgesetzte Schöpfung (wie die Scholastiker die Erhaltung der Dinge nennen) aufgehoben werde.

Seite 90.

Verrückung — Grunde) Unsere neuen Mystiker nennen es — sich der Sinnlichkeit entziehen: in der Volkssprache sagte man sonst sehr gut — von Sinnen kommen — Dies ist übrigens eine arge Instanz gegen die Versicherung der Wahrheit des Empfundenen, wenn uns nämlich die innern Sinne trügen. Noch neulich starb hier ein Mann, der durch viel verkehrtes Studiren dahin gekommen war, daß er oft Stimmen aus der Wand zu hören glaubte, die ihm z. E. vorsagten, was er eben gelesen hatte, oder sich sonst mit ihm unterhielten — Was ist nun hierbey für Rath, oder welche Probe wäre dagegen anzustellen? Die Seelenkräfte setzen die innern Werkzeuge der Vorstellungen in

eben die Bewegung, wie es ſonſt von auſſen geſchieht, und nun, da ſie doch nur ihr eigen Werk wahrnimmt, ſchreibt ſie es dem gewohnten äuſſern Eindrucke zu. Es bleibt nichts als die Unterſuchung der Uebereinſtimmung aller äuſſern Umſtände übrig. Dadurch fände ein ſolcher Menſch zwar, daß er nicht im Traume ſey, da alles auſſer ihm ſonſt ſich in gehöriger Ordnung darſtellet: daß aber doch dieſe beſondere Würkung ſeiner Vorſtellung nicht mit den übrigen Naturwürkungen übereinſtimme, und alſo der Unrichtigkeit verdächtig ſey. — Das Schlimmſte iſt, daß der Kranke nicht geneigt, oder nicht fähig iſt, ſich auf dieſe Probe einzulaſſen.

Ich muß hier noch erinnern, daß auch beym Traume die innern oder ſich auf uns beziehenden Merkmale der Uebereinſtimmung, die Vergleichung mehrerer Sinne, das Zeugniß anderer, u. ſ. f. nicht zureichend ſind, die Täuſchung zu heben: denn, wir meinen auch zu fühlen, was wir ſehen und von andern daſſelbe zu hören. — Iſt denn mein Freund würklich noch am Le-

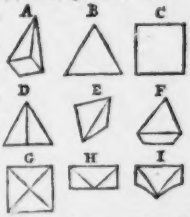
ben?

den? — Allerdings! ſagen alle, die im Traume gegenwärtig ſind — da komt er her — ich laufe auf ihn zu — ich umarme ihn u ſ. w. — Wenn wir aber die äuſſern Umſtände unter ſich vergleichen, ſo finden wir Verſchiedenheit genug mit den Vorſtellungen, die wir im Wachen haben. Dort ſtimmt alles, was wir uns auſſer uns zu ſeyn vorſtellen, wenig zuſammen, Zeit, Ort, Maſſe der Kraft zur eingebildeten Würkung u. ſ. w. Hier bleibt alles übereinſtimmend: wir finden heute wie geſtern Haus, Gegend, Menſchen, wieder; nichts blos nach unſerer Gedankenreihe; nichts erſcheint ohne äuſſere Urſache: nichts überſteigt die Kraft der Urſache u. ſ. f. Da nun verſchiedene Erſcheinungen auch verſchiedenen Grund haben müſſen, ſo können wir dieſe Erfahrung von dem offenbaren Unterſchiede der Vorſtellungen im Traume und im Wachen auch gar wohl zum Beweiſe anführen, daß letztere nicht, wie jene, blos ſubjective Veränderungen unſers Denkens ſind, ſondern einen Grund auſſer uns haben müſſen. — Sollte aber dieſe Verſchiedenheit

nicht auch gegen die Lehrmeinung zeugen, daß ein jeder seine Vorstellungen eigentlich nur aus sich selbst entwickele, ohne daß in der That eins auf das andere würke, da doch die, welche wir also aus uns selbst entspinnen, so ganz anders zusammenhängen und beschaffen sind?

Seite 104.

Darstellung der Gegend annehmen wollen) Die Vorstellung der Perspective erläutert den Grund des Wahren bey der verschiedenen Einbildung sehr wohl. Es sey mir erlaubt, ein Beispiel dazu zu geben, mit welchem ich mir die Sache anschaulich gemacht habe — Die vierseitige Pyramide A schwebe in der Luft, so, daß sie von allen Seiten gleich erleuchtet ist, und also dem Auge nicht die Vermuthung eines körperlichen Umfanges darbeut, und nun werde sie aus verschiedenen Standpunkten betrachtet.



Der eine ſieht ſie gerade von unten in C und ſagt: es iſt ein bloßes Viereck; der andere, der ſie grade von einer Seite in B ſieht, ſagt: es iſt ja ein Dreieck; (gleichſeitig oder verkürzt, nachdem es mehr ſenkrecht oder von der Spitze zu betrachtet wird) ein Dritter ſieht zwo Seiten D, es ſind zwey rechtwinklich zuſammengefügte Dreyecke — Nein: nach E vielmehr zwey ungleiche Dreiecke — nach F ein Dreieck mit angehängtem Trapezio — nach G ein durchkreuztes Viereck — nach H ein längliches Viereck, in drei Dreiecke abgetheilt — nach I drey ungleiche Dreiecke. Alle dieſe und noch mehr Abänderungen laſſen ſich perſpectiviſch vorſtellen und haben alſo ihre eigene Wahrheit: nur der aber, welcher dieſes alles vergleicht und in der erſten Figur die Uebereinſtimmung findet, kann den würklichen Grund der Erſcheinungen errathen. Es beweiſen alſo die verſchiedenen Vorſtellungen keinesweges, daß nicht ein gemeinſchaftlicher objectiver wahrer Grund zu allen vorhanden ſey. — So weit, mein Freund. —

Seite 118.

Die Fragen verdienen in der Logik eine besondere Erwegung; so wird sie in der Sprache auf eine besondere Weise ausgedrückt zu werden pflegen. Harris hat in seinem Hermes, oder philosophischer Betrachtung über die allgemeine Sprachlehre, ihrer erwehnt, und folgendes davon bemerkt:

„So oft eine Frage einfach und bestimmt „ist, spricht er, kan die Antwort meistens in „denselben Worten geschehen, indem sie in ei„nen bejahenden oder verneinenden Satz ver„wandelt werden, je nachdem die Wahrheit auf „der einen, oder auf der andern Seite anzu„treffen ist. Zum Beyspiel — Sind diese „Verse Homers? — Antw. Diese Verse „sind Homers. Sind diese Verse Vir„gils? — Antw. Diese Verse sind nicht „Virgils. Und hier haben die Spracherfin„der, um der Kürze willen, zwey Partikeln „angegeben, wodurch alle dergleichen Antwor„ten ausgedrückt werden können; Ja, für alle

„bejahende; Nein, für alle verneinende Ant-
„worten.

„Iſt aber die Frage vielfach, als z. B. —
„Sind dieſe Verſe Homers, oder Vir-
„gils? — oder iſt ſie gar unbeſtimmt, wenn
„nehmlich überhaupt gefragt wird — Weſſen
„ſind dieſe Verſe? — ſo kan die Antwort auf
„die vorhin angeführte Weiſe nicht erfolgen.
„Die Urſache hiervon iſt, weil keine andere
„Frage durch ein bloßes Ja oder ein bloßes
„Nein beantwortet werden kan, als eine ſolche,
„die ſelbſt ſo einfach iſt, daß ſie von zween
„möglichen Antworten nur eine zuläßt. Nun
„kan jede vielfache Frage, wo nicht auf meh-
„rere, doch wenigſtens auf viererley Art beant-
„wortet werden, davon zwey bejahend und
„zwey verneinend ſind. Die Urſache iſt, weil
„eine vielfache Frage wenigſtens aus zween
„einfachen beſtehen muß, deren jede beſonders
„bejahet oder verneinet werden kan. Zum
„Beyſpiel — Sind dieſe Verſe Homers,
„oder Virgils? (1) Sie ſind Homers. —
„(2) Sie ſind nicht Homers. (3) Sie

„ſind Virgile. — (4) Sie ſind nicht Vir-
„gils. — Man kan noch hinzuthun, (5) Sie
„ſind von keinem von beiden. Die unbe-
„ſtimmte Frage geht noch weiter; dieſe kan auf
„unendlich viel bejahende und unendlich viel
„verneinende Weiſe beantwortet werden. Wenn
„z. B. gefragt wird — Weſſen ſind dieſe
„Verſe? ſo kan bejahend geantwortet werden
„— Sie ſind Virgils. Sie ſind Horazens.
„Sie ſind Ovids, u. ſ. w. — Oder vernei-
„nend — Sie ſind nicht Virgils. Sie ſind
„nicht Horazens. Sie ſind nicht Ovids,
„und ſo fort ins Unendliche. Wie können wir
„hier durch ein bloßes Ja oder ein bloßes Nein
„das Beſondere zu erkennen geben, welches un-
„ter ſo vielen Möglichen gemeint ſey? Hier
„müßte alſo die Antwort durchaus in einem
„ganzen Satze beſtehen. Allein die Gewohnheit
„hat auch hier die Antwort, um der Kürze wil-
„len, in ein einziges, weſentliches, charak-
„teriſtiſches Wort zuſammen gezogen, und
„den Ueberreſt von ſich ſelbſt verſtehen laſſen.
„So wenn wir gefragt werden — Wie viel

„rechte Winkel enthalten alle Winkel eines „Dreyecks? — antworten wir mit der einzi„gen Sylbe, zwey; ohne Abkürzung würde die „Antwort seyn müssen — Alle Winkel eines „Dreyecks enthalten zwey rechte Winkel. „Die Alten haben diesen verschiedenen Arten „von Fragen auch zwey verschiedene Namen „gegeben. Die Einfache nennten sie ἐρώτημα, „Interrogatio; die vielfache πύσις, Perconta„tio.„ So weit Harris.

Unrichtig sind diese Unterscheidungen zwar nicht; allein sie scheinen nicht auf den Grund zu gehen, und der Sache nicht Licht genug zu geben. Eine deutliche Worterklärung wird uns helfen, die Begriffe besser aus einander setzen und von diesen Bemerkungen des englischen Schriftstellers logischen Grund angeben zu können. Also: was ist eine Frage?

Es ist offenbar, daß jeder Fragende etwas zu erfahren verlanget, wodurch ein mangelhafter Satz ergänzt und vollständig gemacht wird. Die Antwort ersetzt diesen Mangel und verwan-

delt also einen gegebenen unvollständigen, in einen vollständigen Satz.

Zum Beyspiel — Wer ist der Verfasser der Iliade? — Das Fragewörtchen Wer stehet hier an der Stelle des unbekannten Subjekts. Die Antwort nennet das Subjekt, Homer; und nun ist der Satz vollständig: Homer ist der Verf. der Iliade. — Was ist die Iliade? — Das Wörtchen Was stehet an der Stelle des unbekanten Prädikats. Die Antwort nennet das Prädikat — Ein Heldengedicht Homers, und ergänzt dadurch den Satz — Die Iliade ist ein Heldengedicht Homers. Es ist also nicht nöthig, mit dem Harris eine Verkürzung anzunehmen. Der Antwortende braucht bloß denjenigen Theil des Satzes anzugeben, der dem Fragenden mangelt. Diesen unbekannten Theil drückt der Fragende durch das Fragewort aus, wie etwa in der Algebra eine unbekannte Größe durch X, Y oder Z angedeutet wird. Der Antwortende zeigt den Werth, der an die Stelle des Zeichens ge-

ſetzt werden muß, um den Satz vollſtändig und beſtimmt zu machen.

Der Caſus des fragenden Fürworts giebt den Theil des Satzes an, der zur Vollſtändigkeit fehlt. Der Nominat. Wer? was? bedeutet einen Hauptheil des Satzes, Subjekt oder Prädikat, wie wir in den angeführten Beyſpielen geſehen. Der Akkuſ. Wen? was? zeiget an, daß zur Vollſtändigkeit des Satzes das Objekt fehlet. Wen hat Homer zum Helden der Ilias genommen? — Antw. den Achill. Der Ablat. bedeutet den Beſtimmungspunkt woher? ſo wie der Dativ den Beſtimmungspunkt, wohin? und der Genitiv das Verhältniß, in welchem Subjekt oder Prädikat mit einem andern Subſtantiv ſtehet. — Z. B. Weſſen Heldengedicht iſt die Ilias? Antw. Homers. Der Satz, der die Frage angab, war — — Die Ilias iſt ein Heldengedicht des X. Subjekt und Prädikat war nehmlich beſtimmt und gegeben. Es fehlte aber das Subſtant., mit welchem das Prädikat in dem beſtimmten Verhältniſſe ſtehet. Die Frage drücket

dieſes durch ein bloßes Zeichen, oder durch das Pronomen interr. im Genitiv aus; Weſſen? — Die Antwort erfolgt in demſelben Caſu: des Homers, und nunmehr iſt der Satz vollſtändig — Die Ilias iſt ein Heldengedicht Homers.

In allen dieſen Fällen blieb in der Frage ein Haupttheil des Satzes, Subjekt oder Prädikat, entweder völlig unbekannt, oder in irgend einer Betrachtung unbeſtimmt, wodurch der Satz noch unvollſtändig ausgedrückt werden mußte. Die Antwort, welche dieſen Mangel erſetzen ſollte, konnte alſo ſo vielfach ausfallen, als mancherley die Gegenſtände waren, zwiſchen welchen der Fragende den Zweifel ſchweben ließ. Gab er den fehlenden Theil, oder die ausgelaſſene Beſtimmung als völlig unbekannt an; ſo waren der möglichen Antworten unendlich viele. Z. B. — Wer hat dieſe Verſe gemacht? — So viel Namen möglich ſind: ſo viel Antworten können hier gegeben werden. Hat aber der Fragende den Zweifel auf eine beſtimmte Anzahl von Gegenſtänden eingeſchränkt;

ſo giebt es auch keine gröſsere Anzahl von Antworten; ſondern eben ſo viel bejahende und eben ſo viel verneinende Antworten, als Gegenſtände, auf welche die Frage den Zweifel eingeſchränkt hat. — Sind die Verſe vom Horaz, Virgil oder Ovid? — Die Frage läſst hier eine Beſtimmung des Prädikats nicht völlig unbekant; ſondern ſchränkt den Zweifel auf drey Perſonen ein, und die Antwort kan auf ſechserley Art ausfallen, davon drey bejahend und drey verneinend ſind. Harris thut noch die Antwort hinzu: — Sie ſind von keinem von dieſen. Allein mich dünkt, dieſes iſt nicht ſo wohl eine Antwort, als eine Erklärung, daſs die Frage ſelbſt ungereimt oder unſchicklich ſey; indem ſie den Zweifel näher einſchränkte, als der Wahrheit nach geſchehen konnte. Sie hat einen von dreyen zum Urheber der Verſe angegeben, und im Grunde iſt es keiner derſelben.

Dieſes iſt alſo diejenige Gattung von Fragen, welche die Alten πύσημα (interrogatio) nennten. Sie iſt nicht, wie Harris meint, zuſammengeſetzt, oder vielfach; ſondern an und

für ſich ſehr einfach, und die Vielheit der Antworten liegt in der Natur der Begriffe. Sie beſtehet in dem Ausdrucke eines Satzes, dem zur Vollſtändigkeit ein Haupttheil, Subjekt oder Prädikat, entweder ganz, oder in einer von ſeinen Beſtimmungen fehlet; nebſt dem Verlangen, dieſen Abgang durch die Antwort zu ergänzen.

Wenn aber die Haupttheile des Satzes gegeben und beſtimmt ſind, und blos der Zweifel in der Qualität des Satzes liegt; der Fragende nehmlich will wiſſen, ob der Satz zu bejahen, oder zu verneinen ſey; ſo ſind allerdings nur zwo Antworten möglich, eine bejahende und eine verneinende. Die Antwort kan alſo, ohne Kunſtgriff der Spracherfinder, wie Harris meinet, ohne alle Verkürzung, in dem Redetheilchen beſtehen, das in der Frage zweifelhaft blieb, in der bloßen Bejahung oder bloßen Verneinung. — Z. B. — Sind dieſe Verſe Homers? — Haſt du den weißen Bären geſehen? Subjekt und Prädikat ſind hier angegeben und beſtimt; blos die Beſchaffenheit des Bindeworts

blieb zweifelhaft, und daher kan die Antwort auch nicht anders, als diese Beschaffenheit angeben; bejahen oder verneinen.

Diese Gattung von Fragen nennten die Alten περιρα, Percontatio, oder wie man im Deutschen etwa sagen könnte, Forschen. Sokrates bediente sich derselben, wenn er seine Schüler aushohlen und auf die Wahrheit führen wollte. Er bestimmte allezeit Subjekt und Prädikat seines Wahrheitsatzes so genau, als möglich, und brachte die Frage dahin zurück, daß der Schüler nur Ja oder Nein zu antworten hatte. Auch vor Gericht, beym Zeugenverhör, sehr oft auch bey Inquisition der Verbrecher, pflegt man sich dieser Methode zu bedienen; die Fragen in ihre einfachsten Theile aufzulösen, und alle Stücke des Satzes, bis auf die Beschaffenheit desselben, deutlich anzugeben; so daß der Antwortende blos zu bejahen oder zu verneinen hat.

Diese Subtilitäten, welche Laurenz Sterne durch ein Beyspiel vom weißen Bären so lächerlich gemacht hat, führen gleichwohl zu nützlichen

Folgen. Alle Fragen müssen beantwortlich seyn; müssen unvollständige Sätze enthalten, die durch eine mögliche Antwort in vollständige, verständliche und denkbare Sätze verwandelt werden können. Sobald erweislich ist, daß der Satz, welchen die Frage ergänzt haben will, auf keine Weise zu ergänzen sey, daß er in der verlangten Vollständigkeit an und für sich nicht gedacht werden könne; so muß die Frage selbst als unstatthaft verworfen werden. Mich dünkt, daß eine Menge von Fragen, welche von den Weltweisen sehr mühsam untersucht zu werden pflegen, zu dieser Klasse gehören. Sie fordern Vollständigkeit eines Satzes, die an und für sich nicht gegeben werden kann. Sie suchen so etwas, das nicht nur ausser dem Erkenntnißkreise des Menschen, sondern außerhalb aller Erkenntniß überhaupt fallen muß. In dem Texte, auf welchen diese Note anweiset, befinden sich einige Beyspiele von Fragen dieser Art, die mir unstatthaft scheinen. Man erlaube mir, hier noch einige Instanzen anzuführen.

Erste Instanz.

Was sind die Dinge an und für sich, auser allen Empfindungen, Vorstellungen und Begriffen? Diese Frage gehört, wie ich glaube, zu der Klasse der unbeantwortlichen Fragen. Der unvollständige Satz, den sie enthält, ist: — Die Dinge ausserhalb aller Empfindungen, Vorstellungen und Begriffe sind an und für sich = X. Dieser Satz muß, wenn die Frage gelten soll, sich vollständiger machen, das Unbekannte in demselben muß sich in etwas Bekanntes, das X in A verwandeln lassen, und der Satz dadurch in seiner Vollständigkeit denkbar werden. Setzet also: Die Dinge ausserhalb aller Empfindungen, Vorstellungen und Begriffe sind = A. Nun giebt A in diesem Falle offenbar nicht mehr zu denken, als X; denn in so weit das A etwa gedacht, empfunden, oder vorgestellt werden kan, thut es der Frage kein Genüge. Der für unvollständig ausgegebene Satz kan also durch keine mögliche Antwort vollständig gemacht werden. Die Frage ist an und für sich selbst unbeantwortlich.

Zweite Instanz.

Was ist das Substratum aller Accidenzen, die von einer Substanz zu erkennen sind? Auch diese Frage, über welche sich Locke so weitläufig herausgelassen, ist, wie mich dünkt, aus dem nehmlichen Grunde unbeantwortlich. Denn setzet, dieses gesuchte Substratum sey A. In so weit A etwas Denkbares, Begreifliches oder Vorzustellendes bedeutet; gehöret es zu den Accidenzen und thut der Frage kein Genüge. Es ist also keine Antwort möglich, in welcher dieses Substratum angegeben werden soll.

Dritte Instanz.

Hat dieses gesammte Weltall eine örtliche Bewegung? Eine Frage, die Newton aufgeworfen. Kann dieses Weltall von seiner Stelle fortrücken und im leeren Raume seinen Ort verändern? — Wenn diese Frage beantwortlich seyn soll, so muß der Satz: dieses Weltall hat seine Stelle verändert, von dem Satze: dieses Weltall hat ihn nicht verändert, verschieden seyn und von irgend einem denkenden Wesen unterschieden werden können. Nun ist

dieses

dieſes nach der Vorausſetzung unmöglich; denn im unendlichen Leeren giebt es ſchlechterdings keine Merkmale, wodurch die Theile, oder die Verſchiedenheit der Orte von irgend einem denkenden Weſen unterſchieden werden könnten. Die Frage iſt alſo von Leibnitzen mit Recht als unbeantwortlich verworfen worden. Eine ähnliche Beſchaffenheit hat es mit der Frage in Abſicht auf die leere Zeit. Konnte dieſe Reihe der Dinge, ſo wie ſie ietzt würklich geworden, nicht früher entſtehen? — Die Antwort fällt aus eben dem Grunde ins Unmögliche.

Vierte Inſtanz.

Ich halte dafür, die bekannte Unterſuchung der Phyſiologen über das Vehikulum unſerer ſinnlichen Empfindungen ſey derſelben Bedenklichkeit unterworfen, führe zuletzt auf eine Frage, die an und für ſich ſelbſt unbeantwortlich iſt. Was iſt das Vehikulum, fragt man, wodurch die ſinnlichen Beſchaffenheiten der Gegenſtände ausgeführet werden? Es iſt eine flüßige Materie, ſagen einige; es ſind elaſtiſche Fibren, antworten andre: bald ſoll es

eine feine Materie, wie Aether seyn; bald der elektrischen Materie gleichen: alle kommen darin überein, daß dieses Vehikulum Materie sey. Nun ist die Materie nicht anders, als durch sinnliche Beschaffenheiten (qualitates sensibiles) zu erkennen. Was wir von derselben wissen und erfahren können, bestehet in den sinnlichen Empfindungen, die sie uns gewähret, und in den Merkmalen, die wir davon abgesondert haben. Wir wollen also das Vehikulum aller sinnlichen Beschaffenheiten durch sinnliche Beschaffenheiten selbst erkennen. Wir wollen das Wesen erkennen, welches uns diese sinnliche Beschaffenheiten zuführet, und gestehen gleichwohl; daß dieses Wesen nicht anders, als durch dergleichen sinnliche Beschaffenheiten von uns zu erkennen sey. — Ich traue mir selber nicht, wenn ich in dieser Untersuchung einen so fehlerhaften Zirkel zu finden glaube. Es haben sich so viele scharfsinnige Köpfe mit derselben abgegeben, daß ich immer noch befürchte, die Frage selbst nicht gehörig eingesehen zu haben. Ich werde es einem jeden Dank wissen, der sich die Mühe giebt, mich eines bessern zu belehren, und diese berühmte Streitfrage ins gehörige Licht zu setzen.

Fünfte Instanz

Ein bemerkenswerthes Beyspiel dieser Art ist, wie es mir scheint, der von einigen Weltweisen erregte Zweifel über die Fortdauer einer Substanz. Welches Merkzeichen, fragen sie, kann davon gegeben werden, daß eine Substanz in aufeinander folgenden Augenblicken noch dieselbe geblieben sey? Selbst bey einem geistigen Wesen, sprechen sie, kan hiervon keine Sicherheit erhalten werden; denn das Bewußtseyn und die Erinnerung des vorigen Zustandes giebt hiervon keine Gewißheit. Immer noch bleibt dieses Bewußtseyn, diese Erinnerung etwas Gegenwärtiges, das dem Geiste itzt beywohnet, und würde z. B. in einer untergeschobenen Substanz eben so wohl statt haben, als in einer fortdauernden. Sie kan also kein Kriterium seyn, jene von dieser zu unterscheiden.

Ich antworte hierauf: eben deswegen, weil ein solches Kriterium nicht gefunden werden kan; so kann es auch nicht gesucht werden. Es ist widersinnig, Dinge unterscheiden zu wollen, davon man überzeugt ist, daß sie an und für sich nicht unterschieden werden können. Wenn alle Merkmale und Kennzeichen der untergeschobenen Substanz vollkommen so beschaffen sind,

als wenn die Subſtanz fortgedauert hätte; ſo iſt ſie von einer fortdauernden nicht unterſchieden; ſo würde das vollkommenſte Weſen ſelbſt ſie für einerley halten müſſen; das heißt, ſie würden einerley ſeyn. Die Subſtanz würde dieſelbe geblieben, und nicht verwechſelt worden ſeyn. Was nicht zu unterſcheiden iſt, muß auch in der That nicht unterſchieden ſeyn. Was nicht erkannt werden kann, das iſt auch nicht. Das Geſuchte liegt hier auſſerhalb des Erkentnißkreiſes nicht nur des eingeſchränkten Menſchen, ſondern des Erkenntnißkreiſes überhaupt, und fällt ins Ungereimte.

Seite 273.

Noch dringen mir die Worte durch die Seele, deren ſich mein unvergeßlicher Freund in dem letzten Handſchreiben bediente, das mir ein Reiſender von ihm überbrachte. Seit einigen Jahren hatte weder ich noch unſer beiderſeitiger Freund Nicolai Schreiben von ihm erhalten, und er war uns einige Antworten ſchuldig. Dieſes befremdete mich nun zwar nicht; denn er war, wie ſeinen Freunden bekannt iſt, nie der rüſtigſte Briefſchreiber, auch eben im Beantworten nicht pünktlich, wenn es bloß um Freundſchaftsverſicherung, ohne weitern Inhalt, zu

thun war. Indeſſen öfnete ich doch deſto begieriger das Briefchen, das mir ein Unbekanter überreichte. Nun hatte ſich L., ſo lange ich ihn kannte, in ſo verſchiedenen äuſſern Umſtänden und Lagen ich ihn kannte, nie über Undank ſeiner Zeitgenoſſen beſchwehrt; nie beklagt, daß ihm nicht Gerechtigkeit widerführe, daß ſeine Verdienſte nicht belohnt würden, und dergleichen Beſchwerden, die ſo mancher mit weit geringerm Rechte von ſich hören läßt. Die Worte Ich und Mein war ich gewohnt, aus ſeinem Munde ſo ſelten, als möglich zu vernehmen. Auch waren ſeine Briefe allzeit lebhaft, gedankenreich und von gediegenem Inhalte. — Alle Arten von Laune war ich an ihm gewohnt; nur niemals Niedergeſchlagenheit oder Misмuth. Er war allezeit der tröſtende, nie der troſtſuchende Freund. Und nun — ich kann die widrige Empfindung nicht beſchreiben, die ich hatte, als mir folgende Zeilen einen ganz andern Mann zu erkennen gaben, einen gebeugten, abgehärmten, endlich unterliegenden Kämpfer; einen gleichſam müdegejagten, verſchmachtenden Hirſch, der endlich hinſinkt, und ſein edles Geweih muthlos in den Staub legt:

„Liebſter Freund,

„Der Reiſende, den Sie mir vor einiger Zeit „zuſchickten, war ein neugieriger Reiſender. „Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, iſt ein „emigrirender. Dieſe Klaſſe von Reiſenden fin„det ſich unter Yoriks Klaſſen nun zwar nicht; „und unter dieſen wäre nur der anglückliche „and unſchuldige Reiſende, der hier allen„falls paßte. Doch warum nicht lieber eine „neue Klaſſe gemacht, als ſich mit einer behol„fen, die eine ſo unſchickliche Benennung hat? „Denn es iſt nicht wahr, daß der Unglückliche „ganz unſchuldig iſt. An Klugheit hat er es „wohl immer fehlen laſſen.

„Eigentlich heißt er ****, dieſer Emi„grant; und daß ihm unſere Leute, auf Ver„hetzung der Ihrigen, ſehr häßlich mitgeſpielt „haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will „von Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie „ihm den kürzeſten und ſicherſten Weg nach „dem europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es „weder Chriſten noch Juden giebt. Ich ver„liere ihn ungern; aber ſobald er glücklich da „angelangt iſt, bin ich der erſte, der ihm folgt.

„An dem Briefchen, das mir D Flies da„mals von Ihnen mitbrachte, kaue und natsche „ich noch. Das saftigste Wort ist hier das edel„ste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche „so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, „wenn ich nicht ganz mißmüthig werden soll. „Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen „Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig „ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiß„sen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch „gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht „alles gefallen, was ich seit einiger Zeit ge„schrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen „hätte gar nichts gefallen müssen; denn für „Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat „Sie die Zurückerinnerung an unsre beßern „Tage noch etwa bey der und jener Stelle täu„schen können. Auch ich war damals ein ge„sundes schlankes Bäumchen; und bin itzt ein „so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber „Freund! diese Scene ist aus! Gern möchte „ich Sie freylich noch einmal sprechen!„

Wolfenbüttel, den 19. Decbr. 1780.

Gern hätte ich dir diesen Trost gegönnt, liebe Seele! Gern wollte ich mich von meinen Geschäften und von meiner Familie losreißen, zu dir hineilen, und dich noch einmal sprechen. Aber leider! machte ich es, wie wir es bey so manchem guten Beginnen zu machen pflegen. Ich verschob und verweilte — bis es zu spät war. Ach! es waren die letzten Worte, die ich von ihm vernam!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Moſes Mendelsſohn

an

die Freunde Leſſings.

Ein Anhang

zu

Herrn Jacobi Briefwechſel

über

die Lehre des Spinoza.

Berlin, 1786.

Bey Chriſtian Friedrich Voß und Sohn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dieſe Schrift, die mein nun verewigter Freund mir eben ſo, wie ſeine Morgenſtunden, zur Herausgabe anvertraute; — kann ich ſie der Welt übergeben, ohne ihr wenigſtens ein Wort von der Größe meines Verluſtes und der Kränkung meines Herzens zu ſagen?

Wie viel die Gelehrſamkeit, die Weltweisheit, die deutſche Litteratur an einem Mendelsſohn verloren haben, das wiſſen alle, denen dieſe Gegenſtände wichtig ſind; aber wie wenig reicht das hin, den unerſetzlichen Verluſt zu ermeſſen, den ſeine Freunde erlitten! Was von dem Manne öffentlich vor der Welt geglänzt hat, war der kleinſte Theil ſeines Werthes: nicht

einmal seinen Geist kann man aus seinen Werken, so voll mannichfaltiger Kenntnisse, so geschmackvoll und so scharfsinnig sie sind, nach Würden schätzen; und wie viel minder noch seine sittliche Güte, seinen Diensteifer, seine Bescheidenheit, alle die großen und liebenswürdigen Tugenden seines Charakters! — Ich gestehe frey, daß an dem Orte, wo ich lebe, mich kein Schlag empfindlicher hätte treffen, kein Unfall mich tiefer hätte verwunden können, als der Tod dieses Edlen. —

Den nächsten Anlaß zu diesem hier so gerecht und so allgemein bedauerten Tode gab eben das, was den Anlaß zu dieser Schrift gab. — Wenn Denken überhaupt der Ma-

ſchine nicht zuträglich iſt, ſo mußte das tiefe angeſtrengte Denken eines Mendelsſohn ſeiner ſo ſchwachen, ſo unglücklich gebauten Maſchine nothwendig verderblich werden. Dennoch hatte der vortrefliche Mann, ohne merkliche Schwächung ſeiner Geſundheit, fortgearbeitet, ſo lange ſeine Arbeit nur noch Spekulation war: erſt, da die Lavateriſche Aufforderung auch ſein Herz in Bewegung ſetzte, empfand er plötzlich die fürchterlichſten Folgen von ſeiner Lebensart; und ohne die Stärke der Seele, womit dieſer wahre praktiſche Weiſe allem ſinnlichen und allem geiſtigen Genuß auf ganze Jahre entſagte, würde er ſchon damals der Welt und ſeinen Freunden ſeyn entriſſen worden. Den ſinnlichen Genuß entzog er ſich

ſtandhaft bis an ſein Ende; es war unbegreiflich, wie die Nahrung, auf die er ſich einſchränkte, einen menſchlichen Körper erhalten konnte, und es war rührend, ihn ſeine Freunde mit der heiterſten Miene zu Speiſen und Getränken einladen zu ſehn, wovon er ſelbſt, bey aller Lüſternheit, nicht zu koſten wagte. Nur den geiſtigen Genuß der Lektüre und den noch reizendern der eigenen Arbeit konnte der Mann, der ſo ganz Geiſt war, in die Länge nicht mehr entbehren. Kleinere Aufſätze, die er in ſeinen beſten Stunden ohne Schaden gewagt hatte, lockten ihn nach und nach weiter; er fing an, ſeine ehemaligen Lieblingsideen wieder hervorzuſuchen: und hätte man ihn ſeinen Gang gehen laſſen,

hätte man ihn nicht abermals aus der Sphäre der ruhigen Spekulation herausgerissen; so würde er wahrscheinlich, trotz diesen Beschäftigungen, sein Leben noch auf Jahre erhalten haben. —

Die Ausarbeitung des ersten Theils seiner Morgenstunden hatte ihn angegriffen; er dankte mir so innig, da ich mich zur Besorgung des Drucks gegen ihn erbot, und er war entschlossen, sich ganze Monate lang bloß seinen gewöhnlichen Geschäften zu widmen, bis er erst wieder volle Kräfte zur Ausarbeitung des zweiten Theiles fühlte. Auf einmal erschien die bekannte Schrift des Herrn Jacobi, die ihn ein wenig zu nahe anging, um sie ungelesen zu lassen. Anfänglich wollte er

die Existenz dieser Schrift, und als diese bald außer Zweifel gesetzt war, wenigstens einen solchen Inhalt derselben durchaus nicht glauben. Daß Herr Jacobi gegen ihn selbst, gegen seine unbescholtene Ehre das Mißtrauen hegte, als ob er, seinem ausdrücklichen Versprechen zuwider *), des zwischen ihnen vorgefallenen Briefwechsels erwähnen und ihn hämischer Weise in den so gehässigen Verdacht des Atheismus bringen würde; das kränkte ihn zwar allerdings, doch verzieh ers: und da sein Buch den Ungrund dieses Mißtrauens durch das überall darinn beobachtete tiefe Stillschweigen von jenem Briefwechsel so unläugbar bewies; so würde dieß allein seinen

*) Siehe S. 79. dieser Schrift.

Entſchluß, ſich auszuruhen, nicht geändert haben. Aber daß Leſſing, dieſer ihm ſo theure, ſo unvergeßliche Mann, dieſer Freund ſeiner Jugend, dem er einen großen Theil ſeiner Bildung, dem er urſprünglich alle ſeine Kenntniß der alten und neuen Litteratur zu verdanken hatte, und durch den er zuerſt, gleichſam wider ſeinen Willen, zum Schriftſteller geworden; daß dieſer nicht bloß als Atheiſt, ſondern als Spötter, als Heuchler vor der Welt erſcheinen und Er, Mendelsſohn, leben und es zugeben ſollte; das war ihm durchaus unerträglich. Sein Entſchluß, ſich zu erholen, war in dem Augenblicke dahin; er überwand ſeinen Abſcheu gegen Streitigkeiten; er wollte ſogleich den erſten

Eindruck vertilgen, den die Jacobiſche Schrift gemacht haben konnte, und ſo opferte er, in der Ausarbeitung der nachfolgenden Bogen, den letzten Reſt ſeiner Kräfte Gott und der Freundſchaft. Die ungewöhnliche Lebhaftigkeit, womit er zu mir und mehrern andern von dieſer Sache ſprach, und ſo ausführlich, ſelbſt in den ſpätern Abendſtunden ſprach, in denen er ſonſt bloß zuzuhören, oder von den gleichgültigſten Dingen zu reden pflegte; dieſe Lebhaftigkeit zeigte nur allzudeutlich, wie ſehr ſein Kopf und ſein Herz in Bewegung waren. Zugleich war ihm nun der Plan zu dem zweiten Theile ſeiner Morgenſtunden, dem er den oberwehnten Briefwechſel einflechten wollte, zerriſſen; er konnte die Ausarbeitung

nicht mehr ſo ruhig, wie bisher, verſchieben, und ſtrengte ſich an, einen ganz neuen Entwurf, in Anſehung der Folge der Materien und der Art ihrer Entwickelung, zu machen. Bey der Wallung, die dieſe zu anhaltende und zu intereſſante Beſchäftigung in ſeinem Blute hervorgebracht hatte, und bey der ohnehin ſchon ſo großen Schwäche ſeines Nervenſyſtems, bedurfte es nur des mindeſten äuſſern Zufalls; und der vortrefliche Mann war verloren.

Die Geſchichte ſeiner letzten Krankheit und ſeines Todes werden meine Leſer lieber aus dem Munde des Arztes hören, der ihm in ſeinen letzten Augenblicken beyſtand. Herr Hofrath Herz, der nicht blos, wie wir übri-

gen, einen Mitforſcher der Wahrheit und einen höchſtliebenswürdigen Freund, der auch eine Zierde und Stütze ſeiner Nation an ihm einbüßte, konnte vor inniger Wehmuth die Erzählung, die er mir mündlich machen wollte, nicht vollenden, und verließ mich, um ſie mir aufzuſchreiben. Es geſchieht mit ſeinem Verwiſſen, daß ich dieſen Aufſatz öffentlich mittheile, der nicht bloß unſerm verewigten Mendelsſohn, der auch ihm, dem Verfaſſer, durch die darinn herrſchende Wärme der Empfindung zu ſo viel Ehre gereicht.

„Wie geſagt, mein lieber Engel, unſer Moſes ſtarb, wie er gelebt hatte, ſanft und weiſe. Er ging hinüber, wie zu

einem lange vorbereiteten Geſchäfte, ganz nach ſeiner Art, wie er zu guten Handlungen in ſeinem Leben zu ſchreiten pflegte, ohne Geräuſch oder Aufhebens zu machen; mit einer Leichtigkeit, mit der er von ſeinem Tiſche, wo er uns ſo oft vergnügt eſſen ſah, und ſich uns dafür hören ließ, nach ſeinem Sopha unter die Büſte ſeines Leſſings hinſchlich. — Ich werde ihn nie vergeſſen, dieſen beneidenswerthen Tod in meinen Armen: und o daß Sie, daß ihr ſeine Freunde nicht alle bey dieſem Tode des Gerechten zugegen waret! —

„Ich hatte es erſt am Montage zufälligerweiſe gehört, daß der fromme Mann nicht wohl wäre und das Zimmer hütete. Ich eilte zu ihm und fand ihn ſtehend an der Comm-

de, mit seinen Handlungsbüchern beschäftigt. Wie geht es, mein lieber Moses? Sie sind krank? — Ich habe mich Sonnabends erkältet, war seine Antwort, als ich meine Schrift im Betref der Jacobischen Sache zu Vossen brachte; es ist mir lieb, daß ich diese verdrießliche Sache vom Halse habe.„ — Er sagte dieß Letzte mit einem ihm ungewöhnlichen Widerwillen und Mißmuth, der mir durch die Seele ging. In der That schien ihm noch nichts in seinem Leben so viel oder vielmehr überhaupt eigentliche Gemüthskränkung verursacht zu haben, als diese Sache seines Lessings. Sie glauben nicht, fuhr er fort, wie schwach seit einiger Zeit mein Gedächtniß ist; mein Cassenbuch ist vol-

ler Unordnung; bald fehlt es hier, bald da, und da muß ich nun ſtehen und mich anſtrengen, um es wieder in die Richtg zu bringen. Er klagte ferner über Schwäche, machte aber nicht viel aus ſeiner Unpäßlichkeit; ſein Puls war natürlich, der Athem frey; nur der Huſten etwas feſte, wider welchen er ſich eines nichts bedeutenden Hausmittels bediente, und öfters Zucker nahm. Dieſer war überhaupt ſeine Lieblingsnäſcherey, ſo oft man ihm denſelben auch widerrieth. Der Zucker, pflegte er zu ſagen, hat nur den einzigen Fehler, daß man keinen Zucker dazu eſſen kann. Wir ſprachen hierauf von dem Zuſtande der Medicin, von dem er eine ſehr große Idee hatte, und von den Geiſtesfähigkeiten und

Nebenwiſſenſchaften, die zum großen praktiſchen Arzte erfordert werden; und ſo verließ ich ihn, ohne ihm etwas zu verordnen, weil ſein Körper ſchlechterdings keine Arzeneyen vertragen konnte. —

Dienſtags Vormittags fand ich ihn, in Pelz gehüllt, auf dem Sopha unter ſeines Leſſings Büſte ſitzen, gleich dem erſten Blicke nach, kränker und ſchwächer. „Ich bin heute recht herzlich krank, lieber Doktor, ſagte er. Mein Huſten will nicht los; ich kann nicht eſſen, habe nicht geſchlafen und bin ſehr entkräftet. Dennoch unterhielt er mich von den Geiſtesfähigkeiten ſeines kleinſten Sohnes, der gerade im Zimmer war, mit völliger Klarheit des Geiſtes. Sein Puls war etwas

ſchwach und in einiger Bewegung. Ich beredete ihn, von einem ſehr gelinden auflöſenden kühlenden Tränkchen dann und wann einen Löffel voll zu nehmen. —

„Des Abends um fünf Uhr, lag er auf dem Sopha in einem etwas ſtarken Fieber, wobey ſein Athem aber freyer und ſein Geiſt heiterer als des Vormittags war. Um 9 Uhr war das Fieber faſt gänzlich weg, auch ſein Athem freyer; nur zeigte er eine kleine Stelle in der Bruſt, in welcher er Stiche fühlte, ſetzte aber ſogleich hinzu: er empfände, daß es Blähungen wären. Ich verabredete mit Herrn D. Bloch, daß ihm ein Klyſtier gegeben werden und auf den leidenden Ort warme Umſchläge gelegt werden ſollten. Auf den Fall,

daß die Stiche ſich nicht verlören, wurden wir einig, ihm eine Ader zu öfnen. Er war bey ziemlicher Heiterkeit, als wir ſagten, es wären zu viele Leute in ſeinem Zimmer, antwortete er mit einiger Laune: nach Achards Verſuchen iſt ja dieſe Luft die geſündeſte; und ſo wünſchten wir ihm eine gute Nacht. —

„Mittewochs des Morgens um 7 Uhr kam ſein Sohn beſtürzt zu mir, und bat mich, ſogleich zu ſeinem Vater zu kommen, der ſehr unruhig wäre. Ich eilte hin und fand ihn auf ſeinem Sopha; nicht mehr unter Leſſings Büſte; denn dieſe ſtand gegen ihm über auf der Commode. Ich erſchrack beym erſten Anblick; ſeine Augen hatten nicht mehr jenes durchdringende Feuer, ſein Ge-

ſicht war eingefallen und blaß. Er empfing mich, nach ſeiner freundlichen Weiſe, mit einem Händedruck: Nehmen Sie nicht übel, lieber H. Doktor, daß ich Sie ſo früh beunruhige; ich habe eine elende Nacht gehabt. Die Stiche haben ſich gleich nach den Umſchlägen verloren, aber ich habe einige Ausleerungen gehabt, die haben mich ganz mitgenommen, ich habe Beängſtigung und Unruhe, ich fühle es, daß es mir vom Unterleibe heraufſteigt, und meine Bruſt iſt ſehr voll. Sein Puls war faſt natürlich, nur etwas ſchwach, ohne die mindeſte Unregelmäßigkeit. Ich erklärte ihm, nachdem ich einige Minuten nachgedacht hatte, geradezu meine Verlegenheit. Ich weiß wahrlich nicht, lieber H. Moſes, was man

mit Ihnen anfängt, da Sie ſchlechterdings keine Arzeneyen vertragen können. Alles macht Ihnen Blähungen, alles Beängſtigungen; das mindeſte wirft Sie über den Haufen. Ich will mich einmal aufſetzen, vielleicht geht es beſſer, ſagte er. Er richtete ſich mit ziemlicher Kraft auf, ſetzte ſich auf den benachbarten Stuhl, ſtand nach einer halben Minute wieder auf, ſetzte ſich auf den Sopha, und ſagte: es iſt nun etwas vorüber. Aber ſein Anſehen ward immer mißlicher, und während, daß ich in das benachbarte offene Zimmer zu ſeiner Gattinn und ſeinem Schwiegerſohne ging, ihnen ſeinen Zuſtand zu verkündigen und zu bitten, daß man mir einen Gehülfen riefe, hörte ich ein Geräuſch

auf dem Sopha; ich ſprang hinzu, und da lag er, ein wenig von dem Sitze herabgeſunken, mit dem Kopfe rücklings, etwas Schaum vor dem Munde; und weg war Athem, Pulsſchlag und Leben. Wir verſuchten verſchiedenes, ihn zu ermuntern, aber vergebens. Da lag er ohne vorhergegangenes Röcheln, ohne Zuckung, ohne Verzerrung, mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf den Lippen, als wenn ein Engel ihn von der Erde hinweggeküßt hätte. Sein Tod war der ſo ſeltne natürliche, ein Schlagfluß aus Schwäche. Die Lampe verloſch, weil es ihr an Oel gebrach, und nur ein Mann, wie er, von ſeiner Weisheit, Selbſtbeherrſchung, Mäßigkeit und Seelenruhe, konnte bey ſeiner Conſtitu-

tion die Flamme 57 Jahr brennend erhalten. — Ich umfaßte gleich im ersten Augenblicke des Schreckens seinen Kopf und blieb so — Gott weiß wie lange? versteinert stehen. Da neben ihm hinzusinken und mit ihm zu entschlafen, das war der heißeste Wunsch den ich je gehabt und je haben werde.

„Leben Sie wohl! Der Himmel erhalte uns unsere Freunde!„ — —

Engel.

If a native of Ethiopia were on a Sudden transported into Europe, and plac'd either at Paris or Venice at a time of Carnival, when the general face of mankind was disguis'd and almoft every Creature wore a Mask; t'is probable he would for ſome time be at a ſtand, before he discover'd the Cheat: not imagining that a whole People cou'd be ſo fantaſtical, as upon agreement, at an appointed time, to transform themſelves by a Variety of Habits, and make it a Solemn Practice to impoſe on one another, by this univerſal Confuſion of Characters and Persons. Tho' he might at firſt perhaps have look'd on this with a serious eye, it wou'd be hardly poſſible for him to hold his Countenance, when he had perceiv'd what was carrying on. The Europeans, on their Side, might laugh perhaps at this Simplicity. But our Ethiopian would certainly laugh with better reaſon

T'is easy to see which of the two wou'd be ridiculous, bear a double share of Ridicule. However, shou'd it so happen, that in the Transport of ridicule, our Ethiopian, having his Head still running upon Masks, and knowing nothing of the fair Complexion and Common Dress of the Europeans, should upon the Sight of a natural face and Habit, laugh just as heartily as before: won'd not he in his turn become ridiculous, by carrying the jest too fast; when by a silly presumption he took Nature for mere Art, and mistook perhaps a Man of Sobriety and Sense for one of those ridiculous Mummers.

Essay on the freedom of Wit and Humour
Part. II. Sect. I.

Die Anhänglichkeit unſers Freundes an den Spinozismus ſoll nicht bloß Hypotheſe ſeyn, wie der Patriarch im Nathan ſich ausdrückt, die man ſich etwa ſo erdenkt, um pro & contra zu diſputiren. Ein Mann von bewährtem Anſehen in der Republik der Gelehrten, Herr Jacobi, tritt öffentlich auf, behauptet, daß es ein wahres Faktum ſey: Leſſing ſey wirklich und in der That ein Spinoziſt geweſen. Die Beweiſe hiervon ſollen in einem Briefwechſel zwiſchen ihm, einer dritten Perſon, und mir enthalten ſeyn, den er dem Ketzergericht im Publiko vorlegt, und der das Faktum auſſer allen Zweifel ſetzen ſoll.

Dieſer Briefwechſel iſt eigentlich die nähere Veranlaſſung, die ich gehabt, meine Morgenſtunden oder Vorleſungen über das Daſeyn Gottes, die ich vor einigen Jahren entworfen hatte, ſchleuniger, als ich Willens war, heraus-

zugeben. Ich erwähnte dieſer Veranlaſſung in der Vorrede zum erſten Theil der Morgenſtunden; den Briefwechſel ſelbſt wollte ich erſt in dem zweyten Theile nachfolgen laſſen. Anfangs war ich zwar Willens, mit dem philoſophiſchen Diſpute ſogleich herauszurücken, und erhielt auch des Herrn Jacobi Erlaubniß, von ſeinem Briefe den beliebigen Gebrauch zu machen. Allein es entſtanden ſo manche Bedenklichkeiten. Die Materie ſchien mir zu delikat, und die Leſer zu unvorbereitet, als daß ich es wagen dürfte, eine ſo mißliche Unterſuchung geradezu zu veranlaſſen. Ich wollte vorher die Sache ſelbſt ins Reine bringen, und hernach das berühren, was die Perſonen angehet; zuförderſt meine Begriffe vom Spinoziſmus, vom Schädlichen und Unſchädlichen dieſes Syſtems, an den Tag legen, und hernach unterſuchen, ob dieſe oder jene Perſon dem Syſtem anhänge, und in welchem Verſtande ſie das Syſtem genommen habe.

Iſt Leſſing Spinoziſt geweſen? Hat Jacobi dieſes von ihm ſelbſt gehört? Wie und in welcher Laune waren ſie beide, als dieſe Vertraulichkeit zwiſchen ihnen vorging? Dieſe Fragen konnten dahin geſtellt bleiben, bis wir mit unſerm Leſer uns über die Sache ſelbſt, über das, was Spinozismus eigentlich ſey, oder nicht ſey, verſtanden hatten. Ich änderte daher meinen erſten Entſchluß, und wollte mir die gütige Erlaubniß meines Korrespondenten bis auf den folgenden Theil vorbehalten. Allein er hat, wie ich ſehe, für gut befunden, mir zuvor zu eilen. Ueber alle Bedenklichkeiten hinweg, wirft er den Zankapfel in das Publikum, und klagt unſern Freund, Gotthold Ephraim Leſſing, den Herausgeber der Fragmente, den Verfaſſer des Nathan, den großen bewunderten Vertheidiger des Theismus und der Vernunftreligion, bey der Nachwelt, als Spinoziſten, Atheiſten und Gotteslästerer an. Was iſt nun zu thun? Wollen wir

die Vertheidigung unſers Freundes übernehmen? Das ſtrengſte Glaubensgericht pflegt dieſen Beyſtand dem angeklagten Ketzer nicht zu mißgönnen. Allein, ich dächte, wir könnten getroſt den Verfaſſer des Nathan ſeiner eigenen Vertheidigung überlaſſen: und wenn ich Plato oder Xenophon wäre; ſo würde ich mich wohl hüten, dieſem Sokrates eine Schutzrede zu halten. Leſſing und Heuchler, der Urheber Nathans und Gotteslästerer — Wer dieſes zuſammen denken kann, der allein vermag das Unmögliche, der kann eben ſo leicht Leſſing und Dummkopf zuſammen denken! Indeſſen, da ich doch einmal in die Sache mit verwickelt worden, und Herr Jacobi mich zuerſt in Privatbriefen, und nunmehro öffentlich auffordert, die Sache unſers Freundes zu übernehmen; ſo laſſen Sie uns gemeinſchaftlich den Grund der Beſchuldigung unterſuchen! Ich werde die Klaganmeldung vor Ihren Augen durchgehen, werde in der Ge-

ſchichtserzählung ergänzen, was von meiner Seite zu ergänzen iſt, und Anmerkungen hinzufügen, wo ich ſolche für nöthig halten werde.

Herr Jacobi hatte, wie er erzählt, von einer Freundinn vernommen: Mendelsſohn ſey im Begriff, über Leſſings Charakter zu ſchreiben, und erkundigte ſich bey ihr, wie viel oder wenig Mendelsſohn von Leſſings religiöſen Geſinnungen bekannt geworden wäre. — Er ſchrieb: Leſſing ſey ein Spinoziſt geweſen.

„Meine Freundinn, ſagt er, faßte meine „Idee vollkommen; die Sache ſchien ihr äuſſerſt „wichtig, und ſie ſchrieb den Augenblick an „Mendelsſohn, um demſelben, was ich ihr entdeckt hatte, zu offenbaren.

Er fährt fort: „Mendelsſohn erſtaunte, und „ſeine erſte Bewegung war, an der Richtigkeit „meiner Ausſage zu zweifeln.„

Daß ich erſtaunte, iſt wohl nicht mehr Geſchichts-Erzählung, ſondern Vermuthung des

Erzählers. Was Herr Jakobi der gemeinſchaftlichen Freundinn entdeckt, und dieſe mir offenbart hatte, konnte bey mir in Wahrheit keine Bewegungen von dieſer Art verurſachen. In meiner Ueberzeugung von der Unwahrheit des Spinoziſmus kann mich weder Leſſings noch irgend eines Sterblichen Anſehen im mindeſten irre machen; auf meine Freundſchaft für Leſſing konnte dieſe Nachricht auch keinen Einfluß haben; ſo wie meine Begriffe von Leſſings Genie und Charakter durch dieſelbe gleichfalls nicht leiden konnten. Leſſing iſt ein Anhänger des Spinoza? Je nun! Was haben die ſpekulativen Lehrſätze mit dem Menſchen gemein? Wer würde ſich nicht freuen, Spinozen ſelbſt zum Freunde gehabt zu haben, ſo ſehr er auch Spinoziſt geweſen? Wer ſich weigern, Spinozens Genie und vortreflichen Charakter Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen? — So lange man meinen Freund noch nicht als heimlichen Gotteslästerer, mithin

auch als Heuchler, anklagte, war mir die Nachricht: Leſſing ſey ein Spinoziſt geweſen, ſo ziemlich gleichgültig. Ich wußte, daß es auch einen geläuterten Spinozismus giebt, der ſich mit allem, was Religion und Sittenlehre praktiſches haben, gar wohl verträgt, wie ich ſelbſt in den Morgenſtunden weitläuftig gezeigt; wußte, daß ſich dieſer geläuterte Spinozismus hauptſächlich mit dem Judenthume ſehr gut vereinigen läßt, und daß Spinoza, ſeiner ſpekulativen Lehre ungeachtet, ein orthodoxer Jude hätte bleiben können, wenn er nicht in andern Schriften das ächte Judenthum beſtritten, und ſich dadurch dem Geſetze entzogen hätte. Die Lehre des Spinoza kömmt dem Judenthume offenbar weit näher, als die orthodoxe Lehre der Chriſten. Konnte ich alſo Leſſingen lieben, und von ihm geliebt werden, als er noch ſtrenger Anhänger des Athanaſius war, oder ich ihn wenigſtens dafür hielt; warum nicht vielmehr, wenn er ſich dem Juden-

thum näherte, und ich ihn als Anhänger des Juden Baruch Spinoza erkannte? Der Name Jude und Spinozist konnte mir bey weitem weder so auffallend, noch so ärgerlich seyn, als er etwa dem Herrn Jacobi seyn mag.

Endlich wußte ich auch sogar schon, daß unser Freund in seiner frühesten Jugend dem Pantheismus geneigt gewesen, und solchen mit seinem Religionssyſtem nicht nur zu verbinden gewußt, sondern auch die Lehre des Athanasius aus demselben zu demonstriren gesucht hatte. Die Stelle aus einem jugendlichen Aufsatze dieses frühzeitigen Schriftstellers, die ich in den Morgenstunden S. 277 fgg. anführe, zeiget dieses gar deutlich, und ich hatte diesen Aufsatz von ihm gleich zu Anfange unserer Bekanntschaft zum Durchlesen bekommen.

Die Nachricht also, daß Lessing ein Spinozist sey, konnte für mich weder erstaunlich, noch befremdend seyn. Aber höchst unangenehm war

mir der Antrag von Seiten des Herrn Jacobi; dieſes geſtehe ich. Im Grunde hatte ich Herrn Jacobi nie gekannt. Ich wußte von ſeinen Verdienſten, als Schriftſteller; aber im metaphyſiſchen Fache hatte ich nie etwas von ihm geſehen. Auch wußte ich nicht, daß er Leſſings Freundſchaft und perſönlichen Umgang genoſſen habe. Ich hielt alſo dieſe Nachricht für eine bloße Anekdote, die ihm etwa ein Reiſender möchte zugeführt haben. Man kennt dieſe Klaſſe der Reiſenden in Teutſchland, die ihre Stammbücher von Ort zu Ort herumtragen, und was ſie bey einem Manne von Verdienſt ſehen oder erfragen, in gröſter Eil und Geſchwindigkeit hier und da wieder anbringen, oder gar zum öffentlichen Drucke befördern. Ein ſolcher, dachte ich, hat vielleicht ein halbverſtandnes Wort von Leſſing vernommen, oder Leſſing hat ihm etwa das griechiſche Motto in ſein Stammbuch geſchrieben:

Eins und Alles,

und der Anekdotenkrämer macht alsofort Leſſing zum Spinoziſten. Indeſſen ſahe ich wohl, daß man geneigt ſey, Leſſingen auf dieſe Weiſe den Prozeß zu machen. Die Teutſchen haben ſich durch die Naturgeſchichte gewöhnt, alles zu klaſſifiziren. Wenn ſie mit den Geſinnungen und Schriften eines Mannes nicht recht fertig werden können; ſo ergreifen ſie den erſten den beſten Umſtand, bringen den Mann in eine Klaſſe, und machen ihn zum —iſten, als wenn damit alles übrige ſchon gethan wäre. Da ich alſo würklich im Begriffe war, über Leſſings Charakter zu ſchreiben; ſo ſahe ich gar wohl, daß mich dieſe Anekdote weit von meinem Ziele abführen würde, daß ſie Erörterungen und Unterſuchungen erforderte, zu welchen ich nicht geſtimmet war, und daß ſie mich in dornigte Subtilitäten verleiten und einen Streit zu erneuern zwingen würde, der ſchon lange abgethan ſeyn ſollte. Sie war mir alſo höchſt unwillkommen, die Aeuſ-

ſerung des Herrn Jacobi, und ich drang auf nähere Erklärung, wie? bey welcher Gelegenheit? und mit welchen Ausdrücken Leſſing ſeinen Spinozismus zu erkennen gegeben? Die Fragen, die ich Herrn Jacobi vorlegte, ſind vielleicht etwas zu lebhaft ausgedrückt, aber doch der Sache angemeſſen und ohne Empfindlichkeit.

Ich erhielt ſie in vollem Maaße, die nähere Erläuterung, die ich verlangt hatte. Ein an mich gerichtetes Sendſchreiben des Herrn Jacobi gab mir genugſam zu erkennen, daß ich meinen Mann nicht gekannt hätte; daß Jacobi in die Subtilitäten der Spinoziſtiſchen Lehre tiefer eingedrungen, als ich vermuthete, daß er mit Leſſingen würklich perſönlichen Umgang gehabt, öfters mit ihm vertrauliche Unterredungen gepflogen, und daß alſo die Nachricht von Leſſings Anhänglichkeit an Spinoza keine bloße Anekdotenkrämerey, ſondern das Reſultat dieſer vertraulichen Unterredungen ſeyn ſolle.

Wer sie kennet, diese vertrauliche Unterredungen, wer je das Glück gehabt, sie zu genieſſen, der wird in die Aufrichtigkeit und Treue der Resultate keinen Zweifel setzen. In diesem Heiligthum der Freundschaft eröffnet sich alsdenn nicht nur Kopf gegen Kopf, sondern auch Herz gegen Herz, und läßt alle seine geheimen Winkel und Falten durchschauen. Der Freund deckt dem Freunde alle seine geheimsten Zweifel, Schwachheiten, Mängel und Gebrechen auf, um sie von freundschaftlicher Hand berühren und vielleicht auch heilen zu lassen. Wer die Wohllust einer solchen Stunde der Herzensergieſſung nie gekostet, der ist seines Lebens nie froh geworden. Aber weh auch dem armen Rousseau, wenn er in der Fülle seines Herzens nach einer solchen Seelenlabung schmachtet, und auf einen felsenharten Sinn trift, der ihn mit gedoppelter Kraft zurück stößt!

Wäre sie also von dieser Art gewesen, die Unterredung, welche Jacobi mit Lessing gerflogen;

so hätten wir freilich zur Entschuldigung unsers Freundes nichts vorzubringen, und müßten uns gefallen lassen, Lessingen für den räthselhaftesten Charakter gelten zu lassen, der je gelebt; für eine sonderbare Vermischung von Heucheley und starkem Geiste; von der einen Seite verschlossen, bis zum Eigensinne, und von der andern offen, bis zur kindischen Leichtsinnigkeit. Aber herzlich leid würde es mir seyn; um mich, um meinen Freund Lessing, und um Herrn Jacobi selbst, wenn dem also wäre.

Um mich; denn ich gestehe es, es würde mich sehr demüthigen, wenn unser Freund Lessing mich, der ich dreißig und mehrere Jahre mit ihm in vertraulicher Freundschaft gelebt, mit ihm unaufhörlich nach Wahrheit geforscht, und von diesen wichtigen Dingen mich beständig mündlich und schriftlich mit ihm unterhalten; mich, der ihn so liebte, so von ihm geliebt wurde, dieses Zutrauens nicht gewürdiget haben sollte, das ein

andrer Sterblicher in wenig Tagen des freundschaftlichen Umganges zu erhalten gewußt hätte. Ich gestehe meine Schwachheit. Ich kenne kein irdisches Geschöpf, dem ich diesen Vorzug nicht mißgönnen würde.

Um unsern Freund Lessing. Denn wie sehr müßte der in den letzten Tagen seines Lebens gesunken seyn, wenn er alles das in vollem herzlichen Vertrauen gesagt hätte, was er in dieser Unterredung gesagt haben soll. So, wie er in dieser Unterredung erscheinet, ist er nicht der kühne, entschlossene Denker, der seiner Vernunft folgt, und von ihr auf Irrwege geführt wird; er ist ein schaler Atheist, nicht aus der Schule eines Hobbes oder Spinoza; sondern irgend eines kindischen Witzlings, der sich eine Freude macht, das mit Füßen von sich zu stoßen, was seinem Nebenmenschen so wichtig und so theuer ist.

Herr Jacobi geſtehet zwar, die Unterredungen abgekürzt und zuſammengezogen zu haben. Allein, ſeiner bekannten Rechtſchaffenheit nach, kann man ſicher vorausſetzen, daß die Hauptſache, worauf es ankömmt, dadurch nicht gelitten, und jeder Perſon das zugeſchrieben worden, was ſie würklich geſagt hat. Nun findet man, in allem, was Leſſing vorbringt, nicht Einen gefunden Gedanken. Alle Vernunftgründe fallen auf das Antheil des Herrn Jacobi. Dieſer vertheidiget den Spinozismus mit allem Scharfſinne, deſſen dieſes Syſtem fähig ſeyn mag. Leſſing machte nicht die mindeſte Gegenerinnerung von Belange; läßt auch ſolche Gründe als richtig und überführend gelten, die wir in frühern Unterredungen ſo oft in Ueberlegung genommen und nach ihrem wahren Werthe gewürdiget hatten, und unterbricht ſeinen Freund bloß hier und da durch einen gezwungenen Einfall, der mehrentheils auf eine Gotteslästerung hinausläuft. Konnte ſich Leſ-

ſing in einer aufrichtigen freundſchaftlichen Herzensergieſſung ſo ſehr vergeſſen? — Und nun vollends ſein Urtheil über das Gedicht Prometheus, das ihm Jacobi in die Hände gab; das er ihm ſicherlich nicht ſeiner Güte, ſondern ſeines abentheuerlichen Inhalts wegen, in die Hände gegeben haben kann, und das Leſſing ſo gut fand. Armer Kunſtrichter! wie tief mußteſt du geſunken ſeyn, dieſe Armſeeligkeit im Ernſte gut zu finden! — In beſſern Tagen ſah ich ihn öfters weit leidlichere Verſe dem Dichter wieder in die Hände ſtecken, mit den Worten: Recht gut, Freund, recht gut! aber wozu Verſe? Sehen Sie doch erſt zu, ob Ihnen die Gedanken in Proſa gefallen würden! Herr Jacobi hat Bedenken getragen, dieſe Verſe, ohne Verwahrungsmittel mit abdrucken zu laſſen, und daher ein ſchuldloſes Blättchen mit eingelegt, das Leſer von zärtlichem Gewiſſen, an die Stelle der verführeriſchen Verſe, können einheften laſſen. Meinem Geſchmacke nach, hätte Leſſing die War-

Warnung ſchädlicher finden müſſen, als das Gift. Wer durch ſchlechte Verſe um ſeine Religion kommen kann, muß ſicherlich wenig zu verlieren haben. Mit einem Worte: in allem, was Leſſing in dieſem Geſpräche vorbringet, verkenne ich ſeinen Charakter völlig, wenn es ernſthafte, freundſchaftliche Vertraulichkeit ſeyn ſollte; verkenne ſeinen Scharfſinn und ſeine Laune, ſeine Philoſophie und ſeine Kritik.

Aber auch um Herrn Jacobi würde mirs herzlich leid ſeyn, wenn er ſelbſt die Unterredung Leſſings für eine Vertraulichkeit genommen hätte, die ihm unſer Freund machte. Alle Freunde und Bekannte des Herrn Jacobi loben ſeine Rechtſchaffenheit; erheben ſein Herz noch über ſeine Geiſtesgaben. Wie würde ſich aber ſein Betragen gegen Leſſing mit dieſer Rechtſchaffenheit vereinigen laſſen? Sein Freund legt ein Bekenntniß in ſeinen Schoß nieder, und er verräth es dem Publikum; ſein Freund macht ihn in

den letzten Tagen ſeines Lebens zum Vertrauten ſeiner Schwachheit, und er ſucht damit deſſen Andenken bey der Nachwelt zu brandmarken. Er klagt endlich dieſen ſeinen Freund an, ohne von dem Vergehen deſſelben einen andern Zeugen anführen zu können, als ſeine eigene Perſon. Seine eigene Perſon; indem er geſtehet, Mitſchuldiger geweſen zu ſeyn, ja ſogar den wichtigſten Antheil an der Sache gehabt, und ſeinen Freund mehr verleitet, als auf unrechtem Wege gefunden zu haben. Er iſt endlich vorſichtig genug, ſich ſelbſt eine Hinterthüre zum Rückzuge offen zu halten, durch welche er dem Atheismus entläuft, und zur ſichern Fahne des Glaubens zurückkehrt. Warum ſchlägt er ſie aber hinter ſich zu, und läßt nicht auch den armen Mitſchuldigen entſchlüpfen? Warum muß dieſer ſo wehr- und waffenlos da ſtehen, und Preis gegeben werden? Ich wiederhole es nochmals: wenn Jacobi ſelbſt geglaubt hätte, Leſſing habe ihm ein Geheimniß anver-

traut, das er verſchwiegen wiſſen wollte; ſo wäre ſein Betragen unverantwortlich.

Aber noch weit unerklärbarer wäre mir ſein Betragen in Abſicht auf mich. Im Eingange zu ſeiner Schrift (S. 3.) erzählet er, Leſſing habe ihm zu erkennen gegeben, daß er mich unter ſeinen Freunden am höchſten ſchätze; nun habe er, Jacobi, in einer mit Leſſing gehabten philoſophiſchen Unterredung, ſeine Verwunderung darüber geäußert, daß ein Mann, wie ich, mich des Beweiſes von dem Daſeyn Gottes aus der Idee ſo eifrig, wie in der Abhandlung von der Evidenz geſchehen, hätte annehmen können; und Leſſings Entſchuldigungen, fährt Jacobi fort, führten mich geradezu auf die Frage: „ob er ſein eigenes „Lehrgebäude nie gegen Mendelsſohn behauptet „hätte? — Nie, antwortete Leſſing..... Ein„mal ſagte ich ihm ungefähr das, was Ihnen „in der Erziehung des Menſchengeſchlechts

„(§. 73.) aufgefallen iſt. Wir wurden nicht „mit einander fertig, und ich ließ es dabey.„

Leſſing alſo hat Nachſicht für meine Schwachheit; entſchuldiget meinen Eifer für die metaphyſiſche Argumentation a priori, und verheimlichet mir, ſeinem ſo hochgeſchätzten Freunde, ſein wahres Syſtem; wahrſcheinlicher Weiſe, um mir nicht eine Ueberzeugung zu rauben, mit der er mich ſo ruhig, ſo glücklich leben ſahe. Dieſes hört Herr Jacobi aus ſeinem eigenen Munde, zu eben der Zeit, da er ihn zum Vertrauten ſeines großen Geheimniſſes macht; und gleichwohl bin ich der erſte, den Herr Jacobi aufſucht, um mir dieß gefährliche Geheimniß aufzudringen, mit welchem mich mein Freund ſo viele Jahre hindurch hat verſchont wiſſen wollen. Wenn die Sachen ſich völlig ſo verhalten, wie ſie den Schein haben; ſo frage ich: Wer hat hier mehr thätige Religion, mehr wahre Frömmigkeit zu erkennen gegeben: der Atheiſt, der ſeinem geliebten Freunde

die Ueberzeugung von der natürlichen Religion nicht entziehen will, mit welcher er ihn glücklich ſiehet; oder der rechtgläubige Chriſt, der gleichſam ohne Erbarmen dem Lahmen die Krücke aus den Händen ſchlägt, an welcher er ſich noch ſo ziemlich fortſchleppet?

Um alle dieſe Schwierigkeiten und anſcheinende Widerſprüche zu heben, weiß ich nur einen einzigen Weg, mir den Verlauf der Sache vorzuſtellen; und ſo ſehr dieſer Weg von meiner Seite bloß Hypotheſe ſeyn kann; ſo ſcheinet er mir doch, wenn ich die Abſicht ſehe, die Herr Jacobi zu erkennen giebt, ſehr natürlich und dem Charakter der intereſſirten Perſonen angemeſſen zu ſeyn.

„Die Abſicht des Werks, ſagt Herr Jacobi „in dem Vorberichte, habe ich hinter dem letzten „Briefe kurz geſagt, und hernach bis ans Ende „deutlich genug, wie ich glaube, zu erkennen „gegeben.„ Nichts kann in Wahrheit deutlicher ſeyn, und ſie iſt ehrlich und gut gemeint, dieſe

Abſicht. Herr Jacobi geht offenbar darauf aus, ſeine Nebenmenſchen, die ſich in der Einöde der Spekulation verirret haben, auf den ebenen und ſichern Pfad des Glaubens zurück zu führen. Dahin zielen alle ſeine Unterhaltungen mit Leſſing; dahin auch ſein Briefwechſel mit Hemſterhuis, und der mit unſrer Freundinn und mir.

Was zuförderſt Leſſing betrift: ſo glaubte er vielleicht ſelber nicht, daß ihm dieſer ein ſonderliches Geheimniß anvertrauet hätte; ſondern hielt ihn vielmehr für einen Mann von unſtäten Grundſätzen, der bald dieſes, bald jenes, heute den Theismus, morgen Atheiſterey, und vielleicht Tages darauf Aberglauben mit gleichem Scharfſinne zu behaupten das Talent hat; der auch ſeine Behauptung niemals zu verheimlichen ſucht: ſondern ſo, wie ſie ihm die Laune, oder der Geiſt des Widerſpruchs eingiebt, auch öffentlich zu erkennen zu geben, kein Bedenken trägt. Er hielt ihn für einen irrigen und in ſeinen Sub-

bilitären verlehrnen Sophiſten, der Wahrheit und Irrthum in gleichem Lichte oder in gleicher Dunkelheit erblickt, dem am Ende Witz ſo viel als Philoſophie gilt, und dem, wenn er in der Stimmung iſt, Gotteslästerung Stärke des Geiſtes zu ſeyn ſcheint.

In dieſer traurigen Verwirrung des Geiſtes, glaubte Jacobi, unſern Freund gefunden zu haben, und er faßte den edelmüthigen Entſchluß, ihn von ſeiner Krankheit zu heilen. Als geſchickter Arzt wagte er es, das Uebel anfangs in etwas zu verſchlimmern, um es hernach deſto ſichrer kuriren zu können. Er führte Leſſingen tiefer in die Irrgänge des Spinozismus hinein, verleitete ihn in die dornigten Hecken des Pantheismus, um ihm den einigen Ausgang, den er ihm alsdann zeigen würde, deſto angenehmer zu machen. Dieſer iſt, wie wir nun deutlich genug erkennen, ein Rückzug unter die Fahne des Glaubens. Er wollte ihn überzeugen, daß ſich

gewiſſe Dinge, wie er ſich (S. 29.) ausdrückt, nicht entwickeln laſſen, vor denen man darum die Augen nicht zudrücken, ſondern ſie ſo, wie man ſie findet, nehmen, und ſich aus ſeiner Philoſophie, die den vollkommnen Skepticismus nothwendig mache, zurückziehen müſſe. Auf Leſſings neugierige Frage: und ziehen dann — wohin? wird geantwortet: dem Lichte nach, wovon Spinoza ſagt, daß es ſich ſelbſt und auch die Finſterniß erleuchtet: — und alſo ſollte Spinoza ſelbſt Leſſingen wieder auf den Weg zur Wahrheit bringen, von dem er ihn ſo weit abgeführet hatte.

Unſer Freund, der die ehrliche Abſicht des Herrn Jacobi gar bald mochte gewittert haben, war ſchalkhaft genug, ihn in der Meinung, die er von ihm gefaßt hatte, zu beſtärken. Theils auch kann er an dem Scharfſinne Vergnügen gefunden haben, mit welchem Jacobi die Lehre des Spinoza vorzutragen und zu vertheidigen wußte.

Sie wiſſen, daß unſer Freund mehr Vergnügen fand, einen ungereimten Satz mit Scharfſinn behaupten, als die Wahrheit ſchlecht vertheidigen zu hören. Er ſpielte daher vollkommen den aufmerkſamen Schüler, widerſprach nie, ſtimmte in alles mit ein, und ſuchte ..ur den Diskurs, wenn er ausgehen wollte, durch Witzeley wieder in den Gang zu bringen. Daher mußte auch ich, ob ich gleich ſein vertrauteſter Freund war, von dieſem groſſen Geheimniſſe nichts wiſſen; darum konnte auch Gleimen kein Antheil an dieſer metaphyſiſchen Komödie gegeben werden. Der offene jovialiſche Gaſtfreund, dem die Philoſophie und die Laune ſeines Gaſtes nicht unbekannt war, würde der Schäkerey bald ein Ende gemacht haben. Daher auch endlich die gezwungenen Einfälle und Plattheiten, das Wohlgefallen an ſchlechten Verſen, das einem Leſſing ſo unnatürlich iſt.

Dem ſey, wie ihm wolle! — ich fahre in meiner Hypotheſe fort: denn ſie ſcheint mir im

ener natürlicher — ſo merkte Herr Jacobi nun zwar, daß ihm ſein Verſuch an Leſſing mißlinge, glaubte aber, immer noch in derſelben frommen Abſicht, das Exempel Leſſings allen andern Klüglingen zur erbaulichen Warnung aufſtellen zu müſſen, damit ſie frühzeitig das Hülfsmittel ergriffen, das ſie am Ende, ohne alle Rettung aufzugeben, doch nicht entbehren könnten. Wollen ſie, mit Leſſingen und Leibnitzen und Wolfen und allen übrigen metaphyſiſchen Demonſtranten, nicht auch Determiniſten, und folglich nach Jacobis Begriffen (S. 172.) Fataliſten und Spinoziſten, und alſo Atheiſten werden, oder ſich dem äuſſerſten Skepticismus überlaſſen; ſo lernen ſie frühzeitig dem Lichte nachgehen, das auch die Finſterniß erleuchtet! Jeder Erweis, wie es ferner daſelbſt heißet, ſezet etwas ſchon erwieſenes zum Voraus, wovon das Principium Offenbarung iſt; und ferner: Das Element aller

menſchlichen Erkenntniß und Wärkſamkeit iſt Glaube*).

Da Herr Jacobi mich nicht kennet: ſo mag auch ich ihm als ein ſolcher Vernünftiger beſchrieben werden ſeyn, der der Vernunft zu viel und dem Glauben gar nichts einräumet; der in dem Wahne ſteht, daß er durch Hülfe metaphyſiſcher Demonſtrationen alles ausrichten, durch ſeine Quidditäten etwa Geiſter bannen, oder der geheimen Geſellſchaft entgegen arbeiten könne. Daher die ernſtliche Bemühung, auch mich, wo möglich, von dieſer Krankheit zu heilen. Daher

*) Dieſer Satz wird in der Note mit einer Stelle aus Lavater belegt, in welcher erwieſen ſeyn ſoll, daß Wahrheitsſinn (anſchauende Erkenntniß) Element und Principium des Glaubens ſey. Wenn dieſes der Glaube und die Offenbarung iſt, die man uns anbietet; ſo hat freylich aller weitere Streit ein Ende; ſo hatte auch Ariſtoteles Offenbarungen und Spinoza war ein Glaubensheld.

die Erlaubniß, mir das Geheimniß zu entdecken, das unſer Freund mir ſo gefliſſentlich ſoll haben verbergen wollen. Die gute ehrliche Abſicht, mich in den Schooß des Glaubens zu führen, wenn ſie nicht alles rechtfertigt, ſo kann ſie wenigſtens vieles entſchuldigen.

Ich hatte gleich Anfangs ſo etwas vermuthet, wie ich denn ſchon ſehr oft dergleichen gutgemeinte Verſuche von meinen Zeitgenoſſen erfahren habe. Ich gab daher dem Herrn Jacobi in meiner Antwort zu verſtehen, daß die Kur an mir vergeblich angebracht ſey, und daß ich in Abſicht auf Lehren und ewige Wahrheiten keine andre Ueberzeugung kenne, als die Ueberzeugung durch Vernunftgründe. Das Judenthum befiehlt Glauben an hiſtoriſche Wahrheiten, an Thatſachen, auf welche ſich die Autorität unſers poſitiven Ritualgeſetzes gründet. Das Daſeyn und die Autorität des höchſtens Geſetzgebers aber muß durch die Vernunft erkannt werden, und hier findet nach

den Grundſätzen des Judenthums und den meinigen, keine Offenbarung und kein Glaube ſtatt. Auch iſt das Judenthum keine geoffenbarte Religion, ſondern geoffenbartes Geſetz. Ich hätte alſo, ſagte ich, als Jude, einen Grund mehr, Ueberzeugung durch Vernunftgründe zu ſuchen.

Es ſey mir erlaubt, hier über dieſe Aeuſſerung, die gar leicht gemißdeutet werden könnte, mich etwas näher zu erklären. Was ich vom Judenthume behaupte, daß es ſchlechterdings keinen Glauben an ewige Wahrheiten, ſondern bloß hiſtoriſchen Glauben vorausſetze, habe ich an einem ſchicklichern Orte *) deutlich gezeiget, worauf ich den Leſer verweiſen muß. Die hebräiſche Sprache hat ſogar kein eigentliches Wort für das, was wir Religion nennen. Auch iſt das Judenthum keine Offenbarung von Lehrſätzen

*) Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum.

und ewigen Wahrheiten, die zu glauben befohlen werden. Es beſtehet einzig und allein in geoffenbarten Geſetzen des Gottesdienſtes, und ſetzet natürliche und vernunftmäßige Ueberzeugung von Religionswahrheiten voraus, ohne welche keine göttliche Geſetzgebung ſtatt haben kann. Wenn ich aber von vernunftmäßiger Ueberzeugung rede, und ſolche im Judenthum als unbezweifelt voraus ſetzen will; ſo iſt die Rede nicht von metaphyſiſcher Argumentation, wie wir ſie in Büchern zu führen gewohnt ſind; nicht von ſchulgerechten Demonſtrationen, die alle Proben des ſubtilſten Zweifelmuths beſtanden ſind; ſondern von den Ausſprüchen und Urtheilen eines ſchlichten geſunden Menſchenverſtandes, der die Dinge gerade ins Auge faßt und ruhig überlegt. Zwar bin ich ein großer Verehrer der Demonſtrationen in der Metaphyſik, und feſt überzeugt, daß die Hauptwahrheiten der natürlichen Religion ſo apodiktiſch erweislich ſind, als

liegend als Satz in der Größenlehre. Gleichwohl aber hängt selbst meine Ueberzeugung von Religionswahrheiten nicht so schlechterdings von metaphysischen Argumentationen ab, daß sie mit denselben stehen und fallen müßte. Man kann mir wider meine Argumente Zweifel erregen, mir in denselben Schlußfehler zeigen, und meine Ueberzeugung bleibt dennoch unerschütterlich. Petrus Ramus, der wider die ersten Grund- und Heischesätze des Euklides eine Menge von Zweifeln zu erregen wußte, blieb dennoch von der Wahrheit der euklidischen Elemente völlig überzeugt. Mancher Mathematiker kann die Evidenz des euklidischen Grundsatzes von den Parallelen in Zweifel ziehen, und dennoch auf die Wahrheit und Unumstößlichkeit der darauf gebauten Grundsätze sein Glück und sein Leben hingeben. Nun dünkt mich, die Evidenz der natürlichen Religion sey dem unverdorbenen, nicht gemißleiteten Menschenverstande eben so hell einleuchtend, eben so

unumſtößlich gewiß, als irgend ein Satz in der Geometrie. In jeder Lage des Lebens, in welcher der Menſch ſich befindet; auf jeder Stufe der Aufklärung, auf welcher er ſtehet, hat er Data und Vermögen, Gelegenheit und Kräfte genug, ſich von den Wahrheiten der Vernunftreligion zu überführen. Das Argument jenes Grönländers, der mit dem Miſſionar an einem ſchönen Morgen auf dem Eisſpiegel herumging, die Morgenröthe zwiſchen den Eisgebirgen hervorblühen ſah, und zum Herrenhuter ſprach: Siehe, Bruder, den jungen Tag! wie ſchön muß der ſeyn, der dieſes gemacht hat! dieſes Argument, welches für den Grönländer, bevor der Herrenhuter ſeinen Verſtand gemißleitet hatte, ſo überzeugend war, iſt es auch noch für mich; hat für mich noch dieſelbige Kraft: ſo wie das ſchlichte, kunſtloſe Argument des Pſalmiſten:

Der das Ohr gepflanzt hat,
muß doch wohl hören;

der das Auge gebildet hat,
muß doch wohl ſehen?
Der den Menſchenſohn Erkenntniß lehrt,
der Ewige, erkennet auch des Menſchen Gedanken.

Dieſer natürliche, kinderleichte Schluß hat noch für mich alle Evidenz eines geometriſchen Grund- und Heiſchesatzes, und die ſiegreiche Gewalt einer unumſtößlichen Demonſtration. Meiner Spekulation weiſe ich bloß das Geſchäfte an, die Ausſprüche des geſunden Menſchenverſtandes zu berichtigen, und ſo viel, als möglich, in Vernunfterkenntniß zu verwandeln. So lange ſie beide, geſunde Vernunft und Spekulation, noch in gutem Vernehmen ſind, ſo folge ich ihnen, wohin ſie mich leiten. So bald ſie ſich entzweyen: ſo ſuche ich mich zu orientiren, und ſie beide, wo möglich, auf den Punkt zurückzuführen, von welchem wir ausgegangen ſind. Da Aberglaube, Pfaffenliſt, Geiſt des Widerſpruchs und Sophiſ

ſterey uns durch ſo vielerley Spitzfindigkeiten und Zauberkünſte den Geſichtskreis verdrehet, und den geſunden Menſchenverſtand in Verwirrung gebracht haben; ſo müſſen wir freilich wieder Kunſtmittel anwenden, ihm zu Hülfe zu kommen. Wir müſſen die metaphyſiſchen Subtilitäten, deren man ſich bedienet um uns zu mißleiten, gegen die Wahrheit halten, vergleichen, unterſuchen und prüfen, und, wenn ſie die Probe nicht beſtehen, durch noch feinere Begriffe zu verdrängen ſuchen. Zur wahren ächten Ueberzeugung von der natürlichen Religion, zur Ueberzeugung, wie ſie auf die Glückſeeligkeit des Menſchen nur irgend Einfluß haben kann, ſind dieſe gekünſtelten Methoden von keiner Nothwendigkeit. Der Menſch, deſſen Vernunft durch Sophiſterey noch nicht verdorben iſt, darf nur ſeinem geraden Sinn folgen, und ſeine Glückſeeligkeit ſtehet feſte. Ich werde hiervon weitläuftiger in der Fortſetzung meiner Morgenſtunden handlen,

und begnüge mich hier bloß die Worte eines Weltweisen anzuführen, der in zwey kleinen sehr lesenswerthen Schriftchen *) viel gesunde Philosophie hat, und doch mit der Philosophie so unzufrieden ist:

„Natürliche Religion ist zugleich die einfachste und faßlichste Religion; sie ist so leicht, so „Jedermanns Fähigkeiten angemessen, daß man „erstaunen muß, wenn man Philosophen ernsthaft behaupten hört: sie sey nicht für den gemeinen Mann. —— Vielfältig habe ich beym „Landmann versucht, ihm die natürlichen Ideen „vom obersten Wesen vorzulegen; jedesmal begriff er schnell, behielt fest, urtheilte richtig; er „fühlte ihre Kraft, sie erheiterten, sie beruhigten, „sie stärkten seine Seele. Diese Ideen sind mit „allem, was schön, gut und vollkommen unter „den Menschen ist, verwandt; sie geben diesem

*) Der Dorfprediger und die Dorfschule.

„Licht, und erhalten von ihm; eins macht das „andre anſchaulich, eins verſtärkt das andre.„

„Halte ich die Leichtigkeit natürlicher, und „die Schwierigkeit geoffenbarter Begriffe gegen „die Behauptung: der gemeine Mann könne die „letzten nicht, aber die erſten verſtehen; ſo ſteht „mein Verſtand ſtille u. ſ. w.„

Ich kehre von meiner Abſchweifung auf die Erklärung gegen Herrn Jacobi zurück, und hier ſind die Erinnerungen über ſeine Unterredungen mit Leſſing, die ich ihm bey dieſer Gelegenheit zuſchickte, und auf welche ſich ſeine folgende Schreiben beziehen.

Erinnerungen

an Herrn Jacobi.

Sie ſagen: „Ein jedes Unterſtehen im „Unendlichen, unter was für Bilder man „es auch verkleide, durch einen jeden Wech-

„ſel in demſelben, werde ein Etwas aus „dem Nichts geſetzt, und glauben, Spinoza „habe daher jeden Uebergang des Unendlichen „zum Endlichen, überhaupt alle cauſas tranſito„rias, ſecundarias oder remotas, verwieſen, und „an die Stelle des emanirenden, ein nur immas „nentes Enſoph, eine inwohnende ewig in ſich „unveränderliche Urſache der Welt geſetzt, welche „mit allen ihren Folgen zuſammen genommen, „eins und daſſelbe wäre.„ Hier ſtoße ich auf Schwierigkeiten, die ich mir zu heben nicht im Stande bin. 1. Wenn eine Reihe ohne Anfang dem Spinoza nichts unmögliches ſchien, ſo führte ja das emanirte Entſtehen der Dinge nicht nothwendig auf ein Werden aus Nichts. 2. Sind dieſe ſichtbaren Dinge dem Spinoza etwas Endliches: ſo kann ihr Inwohnen in dem Unendlichen eben ſo wenig, ja wie mich dünkt, noch weniger begriffen werden, als ihr Ausfluß aus demſelben. Kann das Unendliche nichts Endi

liches würken, ſo kann es auch nichts Endli-
ches denken.

Ueberhaupt ſcheint das Syſtem des Spinoza nicht geſchickt zu ſeyn, Schwierigkeiten dieſer Art zu heben. Sie müſſen in Abſicht auf die Gedanken eben ſo wohl ſtatt finden, als in Abſicht auf ihre würklichen Gegenſtände. Was objektive nicht würklich werden kann, das kann ſubjektive nicht gedacht werden. Dieſelbe Schwierigkeit, die Spinoza findet, das Endliche auſſer Gott würklich ſeyn zu laſſen, dieſelbe Schwierigkeit, ſage ich, muß er wieder finden, wenn er es in das göttliche Weſen hineinverlegt, und als Gedanke der Gottheit betrachtet.

In der Folge erklären Sie eine Stelle im Spinoza, deren Leſſing als des Dunkelſten in demſelben erwähnte, die auch Leibnitz *) ſo gefunden und nicht ganz verſtanden hat, nehmlich: daß die unendliche Urſache, wie Sie

*) Theod. §. 173.

ſich ausdrücken, explicite weder Verſtand noch Willen habe, weil ſie ihrer tranſcendentalen Einheit und durchgängigen abſoluten Unendlichkeit zu Folge, keinen Gegenſtand des Denkens und des Wollens haben könne. Sie erklären ſich ferner, daß Ihre Meinung nur dahin ginge, der erſten Urſache, die unendlicher Natur iſt, bloß einzelne Gedanken, einzelne Beſtimmungen des Willens abzuſprechen, und ſetzen den Grund hinzu, weil ein jeder einzelne Begriff aus einem andern einzelnen Begriffe entſpringen, und ſich auf einen würklich vorhandenen Gegenſtand unmittelbar beziehen muß. Daher Sie in der erſten Urſache bloß den innern erſten allgemeinen Urſtoff des Verſtandes und des Willens zugeben wollen. Ich muß bekennen, daß ich dieſe Erklärung eben ſo wenig verſtehe, als die Worte des Spinoza ſelbſt. Die erſte Urſache hat Gedanken, aber keinen Verſtand. Sie hat Gedanken; denn die Gedan-

ken ſind, nach dem Spinoza, ein Haupteigenſchaft der einzigen wahren Subſtanz. Gleichwohl hat ſie keine einzelne Gedanken, ſondern nur den allgemeinen Urſtoff derſelben. Welches Allgemeine läßt ſich ohne das Einzelne begreifen? Iſt nicht dieſes noch unverſtändlicher, als eine formloſe Materie, ein Urſtoff ohne Bildung, ein Weſen, das nur allgemeine, und keine beſondern Merkmahle hat? Sie ſagen: die abſolute Unendlichkeit hat keinen Gegenſtand des Denkens. Iſt ſie aber nicht ſelbſt, ſind ihre Eigenſchaften und Modifikationen ihr nicht Gegenſtand des Denkens? Und wenn ſie keinen Gegenſtand des Denkens, keinen Verſtand hat, wie iſt das Denken gleichwohl ihr Attributum; wie iſt ſie gleichwohl die einzig denkende Subſtanz? Ferner, ihre Modifikationen, oder die zufälligen Dinge, haben würklich einzelne Beſtimmungen des Willens; und ſie ſelbſt hätte bloß den allgemeinen Urſtoff deſſelben? Beym Spinoza verſtehe ich dieſes wenig-

ſtens doch halb. Er ſetzt den freyen Willen bloß in eine unbeſtimmte abſichtloſe Wahl des vollkommen Gleichgültigen. Dieſe ſchien ihm der Modifikation der Gottheit, in ſo weit ſie ein endliches Weſen vorſtellt, zukommen zu können; der Gottheit ſelbſt aber, in ſo weit ſie ein unendliches Weſen iſt, ſprach er eine ſolche abſichtloſe Willkühr mit Recht ab. Die Erkenntniß des Guten, durch welche eine freye Wahl bewürkt wird, gehörte nach ſeiner Meinung mit zu den Eigenſchaften des Verſtandes, und iſt in ſo weit von der ausgemachteſten Nothwendigkeit; daher alle Folgen, ſie mögen aus der Erkenntniß des Wahren und Falſchen, oder aus der Erkenntniß des Guten und Böſen herkommen, nach ſeiner Theorie von gleicher Nothwendigkeit ſeyn müßten. Da Sie aber, mein Herr! das Syſtem der Determiniſten annehmen, und auch beym Menſchen ſelbſt keine andere Wahl, als die aus der letzten praktiſchen Erwägung aller Bewe-

gungsgründe und Triebfedern entſpringt, zulaſſen; ſo ſehe ich keinen Grund, warum Sie eine ſolche ewig vorher determinirte Wahl der unendlichen Urſache abſprechen? In ſo weit freilich wohl, da Sie der Unendlichkeit die wahre Individualität abſprechen, kann ihr auch kein Wille, keine Freyheit zukommen; denn dieſe ſetzen würkliche einzelne Subſtantialität voraus. Allein, dieſes iſt einmal der Grund nicht, den Sie anführen, und ſodann ſcheint es mir auch dem Syſtem des Spinoza gerade entgegen geſetzt zu ſeyn, wie ich weiter unten auszuführen Gelegenheit haben werde.

Nach Spinoza's Begriffe iſt alles, was in der ſichtbaren Welt erfolgt, von der ſtrengſten Nothwendigkeit; weil es ſo und nicht anders in dem göttlichen Weſen und in den möglichen Modifikationen ſeiner Eigenſchaften gegründet iſt. Was nicht würklich erfolgt, iſt ihm auch nicht möglich, nicht denkbar. Hätte alſo Spinoza zu

gegeben, daß nur der Satz des Widerſpruches, wie Bayle, Leibnitz und andere dafür halten, der innern Möglichkeit Ziel ſetze; ſo hätte er allerdings, wie Leibnitz von der angeführten Stelle richtig erinnert, alle Romane der Sendery und alle Erdichtungen des Arioſt, für würkliche Begebenheiten halten müſſen. Allein Spinoza hielt auch das für unmöglich, was zwar keinen Widerſpruch enthält, aber doch in den göttlichen Modifikationen, als der nothwendigen Urſache aller Dinge, nicht begründet iſt. Sie ſehen hier den Weg, auf welchem auch Spinoza zum perfectiſſimo gelangt ſeyn würde, wenn er ſich mit den Determiniſten über den Begriff von Freyheit hätte vertragen können. Nur nach dem Syſtem des perfectiſſimi läßt ſich begreifen, warum dieſe, und keine andere Reihe von Beſtimmungen innerhalb des göttlichen Weſens würklich geworden, oder nach Spinoza's Art ſich auszudrücken, keine andere möglich geweſen.

Was Sie hierauf von Folge und Dauer ſagen, hat völlig meinen Beyfall, nur daß ich nicht ſagen würde, ſie ſeyn bloßer Wahn. Sie ſind nothwendige Beſtimmungen des eingeſchränkten Denkens; alſo Erſcheinungen, die man doch von bloßem Wahn unterſcheiden muß.

Ihr Salto mortale iſt ein heilſamer Weg der Natur. Wenn ich der Spekulation eine Zeitlang durch Dornen und Hecken nachgeklettert bin; ſo ſuche ich mich mit dem bon ſens zu orientiren und ſehe mich wenigſtens nach dem Wege um, wo ich wieder mit ihm zuſammen kommen kann. Da ich nicht in Abrede ſeyn kann, daß es Abſichten giebt, ſo iſt Abſicht haben, eine mögliche Eigenſchaft des Geiſtes; und in ſo weit es kein bloßes Unvermögen iſt, ſo muß es auch irgend einem Geiſte in dem allerhöchſten Grade zukommen; mithin giebt es auſſer dem Denken auch noch ein Wollen und Thun, die Eigenſchaften des Unendlichen ſeyn können, und alſo ſeyn müſſen.

Der Einfall, den Leſſing hierauf vorgebracht, iſt ganz in ſeiner Laune; einer von ſeinen Luſtſprüngen, mit welchen er Miene machte, gleichſam über ſich ſelbſt hinauszuſpringen, und eben deswegen nicht von der Stelle kam. Zweifeln, ob es nicht etwas giebt, das nicht nur alle Begriffe überſteigt, ſondern völlig auſſer dem Begriffe liegt; dieſes nenne ich einen Sprung über ſich ſelbſt hinaus. Mein Credo iſt: was ich als wahr nicht denken kann, macht mich, als Zweifel, nicht unruhig. Eine Frage, die ich nicht begreife, kann ich auch nicht beantworten, iſt für mich ſo gut, als keine Frage. Es iſt mir niemals eingefallen, auf meine eigne Schultern ſteigen zu wollen, um freyere Ausſichten zu haben.

Leſſing läßt, in einem ſeiner Luſtſpiele, jemanden, der Zauberey zu ſehen glaubt, von einem brennenden Lichte ſagen: Dieſes Licht brennet nicht würklich, es ſcheint nur zu brennen; es ſcheint nicht würklich, es

ſcheint nur zu ſcheinen. Der erſte Satz hat einigen Grund; der zweite aber widerlegt ſich ſelber. Was ſcheint, muß würklich ſcheinen. Ein jedes Phänomen, iſt als Phänomen von der höchſten Evidenz. Alle Gedanken ſind, ſubjektive betrachtet, von der ausgemachteſten Wahrheit. Alſo iſt auch die Kraft zu denken, eine würklich primitive Kraft, die nicht in einer höhern urſprünglichen Kraft gegründet ſeyn kann. Auch ſcheinen Sie ſelbſt auf dieſen wunderlichen Einfall unſers L. kein ſonderliches Gewicht zu legen.

Wenn Sie aber S. 13. ſagen: die unendliche einzige Subſtanz des Spinoza habe für ſich allein und auſſer den einzelnen Dingen kein beſtimmtes vollſtändiges Daſeyn; ſo werfen Sie mich auf einmal aus dem ganzen Concepte heraus, das ich mir vom Spinozismus gemacht habe. Alſo haben die einzelnen Dinge nach dieſem Syſtem ihr würkliches beſtimmtes Daſeyn, und ihr Zuſammen iſt auch nur Eins, hat aber kein

bestimmtes vollständiges Daseyn? Wie soll ich dieses verstehen? oder mit Ihren übrigen Aeusserungen zusammen bringen?

Wenn Sp., wie Sie in der Folge anmerken, über die Freyheit so gedacht hat, wie Leibnitz; so hat er auch zugeben müssen, daß die Erkenntniß des Guten und Bösen eben so wenig, als die Erkenntniß des Wahren und Falschen, in Ansehung der vollkommensten Ursache ohne alle Folgen seyn könne, daß also die vollkommenste Ursache am Guten Wohlgefallen, am Bösen Mißfallen, das heißt, Absichten haben, und wenn sie würkt, nach Absichten würken müsse.

Hier ist abermals der Ort, wo der Philosoph nach der Schule dem Spinozisten begegnet, und wo sie sich brüderlich umarmen.

S. 26. stoße ich auf eine Stelle, die mir schlechterdings unverständlich ist. Das Denken, sagen Sie, ist nicht die Quelle der Substanz, sondern die Substanz ist die Quelle des

Denkens. Alſo muß vor dem Denken etwas nicht Denkendes, als das erſte angenommen werden; etwas, das, wenn ſchon nicht durchaus in der Möglichkeit, doch in der Vorſtellung, dem Weſen, der inneren Natur nach, als das Vorderſte gedacht werden muß. Sie ſcheinen mir hier mit unſerm Freund etwas denken zu wollen, das kein Gedanke iſt; einen Sprung ins Leere zu thun, dahin uns die Vernunft nicht folgen kann. Sie wollen ſich etwas denken, das vor allem Denken vorhergehet, und alſo dem allervollkommenſten Weſtande ſelbſt nicht denkbar ſeyn kann.

Mich dünkt, die Quelle aller dieſer Scheingriffe liegt darinn, daß Sie Ausdehnung und Bewegung für die einzige Materie und Objekte der Gedanken halten, und auch dieſe nur, in ſo weit ſie würklich exiſtiren. Ich weiß nicht, mit welchem Grunde Sie dieſes, als ausgemacht, vorausſetzen. Kann das denkende Weſen ſich

nicht

nicht selbst Stoff und Gegenstand seyn? Wir wissen, wie uns zumuthe ist, wenn wir Schmerz, Hunger, Durst, Frost oder Hitze leiden; wenn wir fürchten, hoffen, lieben, verabscheuen u. s. w. Nennen Sie dieses Gedanken, Begriffe oder Empfindungen und Affektionen der Seele; genug, daß sie bey allen diesen Affektionen weder Ausdehnung, noch Bewegung zum Gegenstande hat. Ja, bey den sinnlichen Empfindungen selbst; was hat der Schall, der Geruch, die Farbe, oder was hat der körperliche Geschmack mit Ausdehnung und Bewegung gemein? Ich weiß wohl, daß Locke die Weltweisen gewöhnt hat, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit und Bewegung für Qualitates primitivas zu halten, und die Erscheinungen der übrigen Sinne, als Qualitates secundarias, auf diese zu reduziren. Allein was hat der Spinezist für Grund, dieses gelten zu lassen? Endlich, kann es denn nicht auch einen Geist geben, der sich Ausdehnung und Bewegung

als bloß möglich denkt, wenn sie auch würklich nicht vorhanden sind? Nach dem Spinoza, der die Ausdehnung für eine Eigenschaft der einzigen unendlichen Substanz hält, muß dieses um so viel eher angehen.

Ich übergehe eine Menge von witzigen Einfällen, mit welchen unser L*** Sie in der Folge unterhalten, und von denen es schwer ist zu sagen: ob sie Schäkerey oder Philosophie seyn sollen. Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammen zu paaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte. Die mehresten aber waren denn freylich bloß sonderbare Grillen, die bey einer Tasse Kaffee noch immer unterhaltend genug waren. Von der Art ist alles, was Sie ihn S. 33. sagen lassen. Seine

Begriffe von der Oekonomie der Weltſeele, von den Entelechien des Leibnitz, die bloß Effekt des Körpers ſeyn ſollen, ſeine Wettermacherey, ſeine unendliche Langeweile, und dergleichen Gedankenſchwärmer, die einen Augenblick leuchten, praſſeln und dann verſchwinden. So laſſe ich auch den ehrlichen Rückzug unter die Fahne des Glaubens, den Sie auf Ihrer Seite in Vorſchlag bringen, an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. Er iſt völlig in dem Geiſte Ihrer Religion, die Ihnen die Pflicht auferlegt, die Zweifel durch den Glauben niederzuſchlagen. Der chriſtliche Philoſoph darf ſich den Zeitvertreib machen, den Naturaliſten zu necken; ihm Zweifelsknoten vorzuſchlagen, die ihn, wie die Irrlichter, aus einem Winkel in den andern locken, und ſeinen ſicherſten Griffen immer entſchlüpfen. Meine Religion kennet keine Pflicht, dergleichen Zweifel anders als durch Vernunftgründe zu heben, befiehlt keinen Glauben an ewige Wahrheiten. Ich habe alſo

einen Grund mehr, Ueberzeugung zu ſuchen.

— — —

Ich komme auf die Stelle, S. 41, wo Sie abermal das Prinzipium der Würklichkeit nach Spinoza deutlich zu machen ſuchen. „Der Gott „des Sp., ſagen Sie, iſt das lautere Prinzi„pium der Würklichkeit in allem Würklichen, „des Seyns in allem Daſeyn, durchaus ohne „Individualität und ſchlechterdings unendlich. „Die Einheit dieſes Gottes beruhet auf der Iden„tität des Nichtzuunterſcheidenden, und ſchließt „folglich eine Art der Mehrheit nicht aus. „Bloß in dieſer tranſcendentalen Einheit ange„ſehen, muß die Gottheit aber ſchlechterdings „der Würklichkeit entbehren, die nur im beſtimm„ten Einzelnen ſich ausgedrückt befinden kann.„ Wenn ich dieſes recht verſtehe, ſo ſind bloß die beſtimmten einzelnen Weſen würklich exiſtirende Dinge; das Unendliche aber, oder das Prinzipium der Würklichkeit, beruhet nur in dem Zu-

ſammen, in dem Inbegriffe aller dieſer Einzelnheiten. Es iſt alſo ein bloßes collectivum quid, das keine andre Subſtantialität hat, als die Subſtantialität der Glieder, aus welchen es beſtehet. Nun beruhet jedes Kollektivum auf dem Gedanken, der das Mannichfaltige zuſammen faßt; denn auſſerhalb der Gedanken, oder objektive betrachtet, iſt jedes Einzelne iſoliret, Ein Ding für ſich; nur die Beziehung macht es zum Theil des Ganzen, zum Gliede des Zuſammen. Beziehung aber iſt Operation des Denkens. Nun helfen Sie mir aus der Verwirrung, in welcher ich mich in Anſehung des Spinozismus befinde. Ich frage erſtlich: Wo ſubſiſtirt dieſer Gedanke, dieſes Kollektivum, die Beziehung des Einzelnen zum Ganzen? Nicht im Einzelnen; denn dieſes ſubſiſtirt jedes nur für ſeinen Theil. Wollten wir dieſes nicht zugeben, ſo hätten wir nicht nur eine Art von Mehrheit in der Gottheit, ſondern eine wahre zahlloſe Vielheit,

Auch nicht wieder in einem Kollektiven; denn dieſes führt auf offenbare Ungereimtheiten. Wenn alſo dieſes Pan, dieſes Zuſammen, Wahrheit haben ſoll, ſo muß es in einer würklichen tranſcendentalen Einheit ſubſiſtiren, die alle Mehrheit ausſchließt, und hiermit wären wir ja ganz unvermuthet in dem gewöhnlichen Gleiſe der Schulphiloſophie.

Ferner: bisher glaubte ich immer, nach dem Spinoza habe bloß das einzige Unendliche eine wahre Subſtantialität; das mannichfaltige Endliche aber ſey bloß Modification oder Gedanke des Unendlichen. Sie ſcheinen dieſes umzukehren, Sie geben dem Einzelnen wahre Subſtantialität, und ſonach müßte das Ganze bloß ein Gedanke des Einzelnen ſeyn. Sie treiben mich alſo in einem Zirkel herum, aus welchem ich mich nicht finden kann. Denn bey andern Gelegenheiten ſcheinen Sie mir auch einzuſtimmen, daß nach dem Spinoza nur Eine tranſcendentale unend-

liche Substanz möglich sey, deren Eigenschaften unendliche Ausdehnung und unendliche Gedanken sind.

Die größte Schwierigkeit aber, die ich in dem System des Spinoza finde, liegt mir darinn, daß er aus dem Zusammennehmen des Eingeschränkten das Uneingeschränkte will entstehen lassen.

Wie kann durch das Hinzukommen der Grad verstärkt werden? Wie kann durch Vermehrung des Extensiven das Intensive verstärkt werden? Wenn in allen übrigen Systemen der Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen schwer zu begreifen ist; so scheint mir nach diesem System der Rückweg vom Endlichen in das intensive Unendliche schlechterdings unmöglich zu seyn. Durch bloße Vermehrung erhalten wir niemals Verstärkung, wenn wir sie auch ins Unendliche fortsetzen. Wenn wir dem Grade eine Quantität zuschreiben; so ist dieses eine intensive Quantität, die durch Hinzuthun gleichartiger Dinge nicht

vermehrt werden kann. Muß nicht hier der Spinozist offenbar die Begriffe verwechseln, und Wielheit statt einer Stärke gelten lassen?

Diesen Einwurf hat bereits Wolf (im 2ten Theil seiner natürlichen Theologie) in etwas berührt; aber meines Wissens hat noch kein Vertheidiger Spinozens darauf geantwortet.

* * *

Hierauf erhielt ich die Antwort des Herrn Jacobi vom 5ten Sept. 1784. (S. 53.) die Copie d'une Lettre à Monsieur Hemsterhuis, (S. 56.) und endlich das teutsche an mich gerichtete Schreiben, vom 21sten April 1785. (S. 117.), über die ihm zugeschickten Erinnerungen. In diesen Briefen ist nun von Lessingen weiter die Rede nicht mehr. Herr Jacobi in seinem eigenen Nahmen sucht den Herrn Hemsterhuis und mich zu überführen, daß die spekulative Vernunft, wenn sie consequent ist, unvermeidlich zum Spi-

noziémus leite, und daß von den steilen Höhen der Metaphysik keine andere Rettung sey, als aller Philosophie den Rücken zu kehren, und Kopf unten sich in die Tiefen des Glaubens zu werfen.

Ueber den Spinoziémus selbst und was dazu leiten kann, habe ich mich bereits in meinen Morgenstunden erklärt, und was ich etwa insbesondere über Herrn Jacobi Vertheidigungsart dieser Lehre anzumerken habe, verspare ich mir auf eine andere Gelegenheit. Hier hat das Publikum bloß zwischen Jacobi und Lessing, zum Theil auch zwischen Jacobi und mir zu entscheiden; und weil der Richter doch alles in Händen haben muß, was zur Streitsache gehört; so mag auch der Eingang zum Schreiben vom April 1785. hier stehen, den Herr Jacobi, wie er (S. 117.) sagt, deßwegen weggelassen, weil er nur die Gründe enthält, „warum ich für gut „fand, Mendelssohns Erinnerungen bloß eine „neue Darstellung des Spinoza entgegen zu

„setzen, und die Rechtfertigung meines Begriffes von diesem Lehrgebäude dabey zum Hauptaugenmerk zu nehmen.„

An

Herrn Moses Mendelssohn,

über desselben mir zugeschickte Erinnerungen.

„Ehe man noch Blößen suchen darf, muß des Gegners Klinge erst gefunden und gehalten „seyn; Sie suchten die meinige, und schwangen „Ihr Gewehr im Kreise, ohne Widerstand zu „finden, denn da gegenüber war ich nicht. Ich „will in der geraden stillen Wehre, worin ich „stand, vor Sie hinrücken, und mit einem nur „graden Stoße in Ihren Kreis den Ausfall „wagen. Fängt Ihr Kreis meinen Stoß auf, „dann erst sind wir im Gefecht.„

„Ohne Allegorie. Ihren Erinnerungen liegt „von Anfang bis zu Ende eine Irrung zum „Grunde, die Sie unerörtert lassen. Da Ihr

„Begriff von der Lehre des Spinoza mit dem
„meinigen nicht übereinkam; so mußte wenig-
„stens einer von uns diese Lehre unrecht fassen.
„Wenn es nun auch nicht an sich der Mühe
„werth war, zu untersuchen, oder vielmehr,
„wenn es ja nicht die Frage seyn konnte, wer
„von uns beiden der Irrende sey; so mußte die
„Frage doch geliehen werden, sobald mir die Ehre
„widerfahren sollte, daß Sie über diese Materie
„sich mit mir einließen. Diese Frage zu leihen,
„wäre um so billiger und unverfänglicher gewesen,
„da Sie über dem Lesen des gegenwärtigen Auf-
„satzes sich gewiß erinnern werden, wie sehr Ih-
„nen die Schriften des Spinoza aus dem Ge-
„dächtnisse gekommen sind, wovon einiges Be-
„wußtseyn Ihnen doch auch damals schon bey-
„wohnen mußte. Genug, indem Sie unter-
„ließen, durch eine Vergleichung mit der Urkunde
„Ihren Begriff von dem Spinozismus gegen den
„meinigen zu wägen, umgingen Sie die Sache

„selbst. Alles mußte nun im Unbestimmten „schwanken; an keiner Seite konnten Sie recht „angreifen, vielweniger durchsetzen. Der Nach„druck fehlte, weil der rechte Widerstand gebrach. „Und mit wie vielerley auf einmal kommen Sie „nicht ins Gemenge? Mit der innerlichen Un„wahrheit Ihres eigenen Begriffes oder mit dem „Falschen in der Sache selbst, nach Ihrer Vor„stellung davon; mit der innerlichen und mit der „angenommenen äußerlichen Unwahrheit des „meinigen; hernach mit dem, was Lessing und „mir besonders zugehörte, oder so genommen „werden mogte. So vielerley und so verschiede„nes, und da es unaufhörlich in einander sich „verlieren mußte, konnte Ihre Streitschrift „nicht anders, als sehr verwickelt werden lassen. „Darum je länger u. s. w.„ wie die Folge der Länge nach von Seite 117. bis S. 166. mitgetheilet worden.

Abraham von Moivre ſoll einſt Newton um den Beweis eines mathematiſchen Lehrſatzes erſucht haben, den er ſelbſt nicht finden konnte. Newton war willig ihn zu geben; allein die Prämiſſen des Beweiſes waren dem von Moivre noch ſchwerer zu begreifen, als der Lehrſatz ſelbſt, und je mehr Erläuterung jener zu geben bemüht war, deſto weniger konnte ihn dieſer erreichen. Faſt auf eine ähnliche Weiſe erging es mir mit Herrn Jacobi. Je mehr er ſich angelegen ſeyn ließ, mir über den wahren ächten Spinozismus Aufſchluß zu geben, deſto weniger verſtand ich, was der ihn, noch ſeinen Spinoza. Ich verſtand ſie nicht, im genaueſten Sinn der Worte. Man mag mich Halbkopf oder ſeichten Denker ſchelten; ich verſtehe dieſe Sprache nicht, die bald zu transcendental, bald zu figürlich wird. Ich vermiſſe allenthalben deutliche Worterklärungen, Beſtimmtheit der Begriffe; mir ſchwebt alles wie in der Dämmerung mit ſchwankenden Um-

rissen vor den Augen. Von manchen Sätzen, die ich den Worten nach zu verstehen glaubte, schien mir weder das Dafür noch das Dawider ausgemacht zu seyn, und vielmehr beides noch mit gleichen Gründen behauptet werden zu können, und von so mancher andern Behauptung schien mir die Unzulässigkeit in die Augen zu fallen; so daß ich unmöglich glauben konnte, den rechten Sinn derselben gehörig gefaßt zu haben. Ich mußte also noch völlig in Zweifel seyn, ob ich, wie Hr. J. sich ausdrückt, die Waffen meines Gegners gefunden habe und festzuhalten im Stande sey. Um nur einige Beyspiele anzuführen. In dem Schreiben an Hemsterhuis läßt Hr. J. seinen Spinoza beweisen, daß der Wille keine Veränderung in der Natur hervorbringen könne, und legt ihm folgende Worte in den Mund:

„La pensée considérée dans son essence n'est que „le sentiment de l'Etre. L'idée & le senti„ment de l'Etre, en tant qu'il est déterminé,

„individuel & en relation avec d'autres indivi-„dus. La volonté n'eſt que le ſentiment de l'Etre „déterminé agiſſant comme individu.„ (S. 72.) Oder weil das Wort être im Franzöſiſchen vieldeutig iſt, laſſet uns bey der Ueberſetzung bleiben, die Herr Jacobi ſelbſt hinzugefüget hat: „Das „Denken, in ſeinem Weſen betrachtet, iſt nichts „anders, als das Seyn, das ſich fühlet.„ Ich muß geſtehen, daß ich dieſe Worte ſchlechterdings nicht verſtehe. Weit deutlicher iſt mir das Wort Denken, als die Worte: das Seyn, das ſich fühlet. Soll es heißen: Denken, in ſeinem Weſen betrachtet, iſt nichts anders, als Selbſtbewußtſeyn, daß man da ſey? So ſcheinet es, wenn ich S. 140. damit vergleiche, allwo Herr Jacobi in dem teutſchen Schreiben an mich denſelben Gedanken vorträgt: „Das abſolute Denken, heißt es daſelbſt, iſt das „reine unmittelbare abſolute Bewußtſeyn in dem „allgemeinen Seyn, dem Seyn κατ' εξοχην, oder

„der Substanz;„ wiewohl ich auch hier den Gedanken nur halb verstehe, denn, was allgemeines Seyn, Seyn *per excellentiam*, oder Substanz bedeute, begreife ich dennoch nicht. In der Note sagt Herr Jacobi: „der Ausdruck, le sentiment de l'Etre, den mir in dem „Briefe an Hemsterhuis die französische Sprache an die Hand gab, war reiner und besser; „denn das Wort Bewußtseyn, scheint etwas von „Vorstellung und Reflexion zu involviren, welches hier gar nicht statt findet,„ und führt zur Erläuterung seines Gedankens eine Stelle aus der Krit. der reinen Vernunft an. Allein nach Kant liegt ein Bewußtseyn bloß allen Begriffen zum Grunde; und nach Jacobi, soll das Denken nichts anders seyn; welches zwey ganz verschiedene Behauptungen sind. Zudem muß Spinoza, wie mich dünkt, Vorstellungen ohne Bewußtseyn zugeben, wenn er consequent seyn will. Denn da nach seiner Lehre alles, was

in

in dem Körper durch Bewegung geſchichet, in der Seele harmoniſch durch Vorſtellung ausgedrücket wird, und da ferner nicht geleugnet werden kann, daß in dem Körper Bewegungen vorgehen, deren wir uns nicht bewußt ſind, ſo muß es nothwendig dunkle, ſchlafende Vorſtellungen, ohne alles Bewußtſeyn geben, und müſſen alſo, nach Spinoza, Begriffe ohne Bewußtſeyn, oder ein Denken, ohne das Seyn, das ſich fühlt, gar wohl möglich ſeyn. Was vom Willen geſagt wird, iſt mir vollends unbegreiflich. „Der Wille „iſt nichts, als das Seyn, das ſich fühlt, in ſo „fern es beſtimmt iſt, und als ein einzelnes Weſen handelt.„ Ich verſtehe hier ſchlechterdings den buchſtäblichen Sinn der Worte eben ſo wenig, als S. 98, wo die Erklärung des Denkens abermals vorkömmt. „Das Denken, heißt es „daſelbſt, iſt das Seyn, das ſich fühlt; folglich „muß alles das, was in der Ausdehnung vorgehet, gleichfalls in dem Denken vorgehen; und

„jedes eigentliche Individuum ist nach Maaß„gabe seiner Mannichfaltigkeit und Einheit,„oder nach dem Grade derjenigen Kraft der„seelt, womit es das ist, was es ist.„ Was ist das Wesen des Menschen selbst, oder der Grund seines würklichen Vermögens, oder der Kraft, mit welcher er das ist, was er ist? Nimmermehr hätte ich hinter diesen transcendentalen Worten die Freyheit des Willens gesucht, die Spinoza (S. 96.) dadurch erklären will, um sie nach seiner Art zu bestreiten. Ich konnte mich schlechterdings auf diese Gründe nicht einlassen; denn ich verstand den Sinn der Worte nicht.

Von dem System der Endursachen sagt Herr Jacobi (S. 60.): Spinoza habe dasselbe, als die gröste Verrückung des menschlichen Verstandes angesehen, und S. 90. legt er ihm selbst die Worte in den Mund: die Lehre von den Endursachen sey wahrer Unsinn. Wenn dieses alles

Ernſtes geſagt ſeyn ſoll, ſo ſcheint es mir die vermeſſenſte Behauptung, die je aus eines Sterblichen Munde gekommen. So etwas ſollte ſich kein Erdenſohn erlauben, der ſo wenig, als wir andern, von Ambroſia lebt, der ſo, wie andre Menſchenkinder, hat Brod eſſen, ſchlafen, und ſterben müſſen. Wenn der Weltweiſe in ſeiner Spekulation auf eine ſo ungeheure Behauptung ſtößt; ſo iſt es, wie mich dünkt, hohe Zeit, daß er ſich orientire, und nach dem ſchlichten Menſchenverſtande umſehe, von dem er zu weit abgekommen iſt.

Zwar will Spinoza, nach Herrn Jacobi, durch keine Erfahrung widerlegt ſeyn. „Wir „ſehen auch, ſpricht er (S. 79.), daß ſich die „Sonne um die Erde drehet. Laſſen wir die „Erſcheinungen, und beſtreben uns die Dinge zu „erkennen, wie ſie ſind.„ Allein die Erſcheinungen ſind in dergleichen Fällen nicht ſo ſchlechterdings abzuweiſen. Ihr Zeugniß iſt vielmehr von

der höchsten Gültigkeit: denn als Erscheinungen betrachtet reden sie lautere Wahrheit. Auch, daß die Sonne sich um die Erde bewegt, ist wahr, wenn wir bloß auf die Erdbewohner sehen, und nicht daraus die Folge ziehen, daß es auch den Einwohnern anderer Weltkörper so vorkommen müsse. Giebt es Absichten und Endursachen in der Natur? Wenn es im Menschen welche giebt, wenn der Mensch welche hat und ausführt, und wenn durch seine Kräfte, Bestandtheile und Gliedmaßen welche ausgeführt worden sind; so können auch die Endursachen in der Natur nicht geleugnet werden. Herr Jacobi will (S. 104.) die Endursachen in dem Weltall durch folgendes Räsonnement verdrängen. „Man überdenke, „spricht er, die so verwickelte Einrichtung der „Staatskörper und finde aus, was sie zu einem „Ganzen machte; je mehr man darüber tief und „immer tiefer nachdenkt, desto mehr wird man „nur blinde Triebfedern und die ganze Hand-

„lungsweise einer Maschine wahrnehmen; aber „freilich einer Maschine, ähnlich denen von der „ersten Hand, wo die Kräfte sich selbst nach ei„genen Bedürfnissen und dem Grade ihrer Ener„gie zusammen setzen; wo alle Springfedern das „Gefühl ihrer Würkung haben, welches sie „durch gegenseitiges Bestreben einander mittheil„len, in einer nothwendig unendlichen Stufen„folge. Dasselbige gilt von den Sprachen, des„ren vollständiger Bau ein Wunder scheint, und „deren keine doch mit Hülfe der Grammatik „wurde.„ — Dieses also ist die hohe Weisheit, welche Spineza dem gemeinen schlichten System der Endursachen entgegen setzt; dieses sind die überzeugenden Gründe, mit welchen er uns alle des Wahnsinnes und der Verrückung zu zeihen sich herausnimmt. — Menschen, die ein gemeinschaftliches Bedürfniß haben, können ohne Verabredung einen vernünftigen Staatskörper ausmachen; Menschen, die sich einander zu verste-

hen geben wollen, können ohne Grammatik eine verſtändliche und noch ſo ziemlich ordentliche Sprache zu Stande bringen; alſo können auch Dinge ohne Kenntniß und Abſicht zuſammenſtoßen und die Wunder des großen Weltalls ſo ſpielend hervorbringen, wie der Mahler des La Mettrie den Schaum am Munde ſeines Streitroſſes hervorgebracht hat. Wer dieſes nicht einſiehet, der iſt nicht bey Sinnen, und das ganze menſchliche Geſchlecht iſt nicht bey Sinnen, wenn es dieſes ſchlichte Räſonnement nicht begreifen will. Kann ein Menſch dieſes im Ernſte je behauptet haben?

Nichts, dünkt mich, kann unleugbarer ſeyn, als daß in der ſichtbaren Welt, die uns umgiebt, ſo wie in uns ſelbſt, Endurſachen erzielt und Abſichten ausgeführet werden. Ich kann unmöglich glauben, daß je ein Philoſoph im Ernſte hieran gezweifelt habe. Man darf nur die Augen öffnen, nur irgend ein Werk der Natur mit dem

geringſten Grade von Aufmerkſamkeit betrachten, um hiervon völlig überführt zu ſeyn. Die Frage, die in der Metaphyſik vorkömmt und der Unterſuchung werth iſt, beſtehet eigentlich darinn:

Ob das Syſtem der Endurſachen apodiktiſch zu erweiſen ſey, oder nicht? d. i. ob ein einziges Faktum hinreichend ſey, uns auf einem wiſſenſchaftlichen Wege zum Reſultate zu führen, daß eine Endurſache zum Grunde liege, oder ob vielmehr eine Menge von einzelnen Fällen bis zur augenſcheinlichen Induktion angehäuft werden müſſe, um uns hiervon zu verſichern?

Weder in die Religion, noch in die Sittenlehre hat die Entſcheidung dieſer Frage ſonderlichen Einfluß. In Abſicht auf die Folgen kömmt darauf wenig an: ob wir von einer Wahrheit apodiktiſch, oder durch eine augenſcheinliche Induktion überführet ſind. Aber für den ſpekulativen Kopf hat die Unterſuchung ihr Nützliches

und ihr Angenehmes, und sie verdient mit aller Schärfe und Genauigkeit angestellt zu werden. Daß aber ein Mann, wie Spinoza, das System der Endursachen schlechterdings für Verrückung und Wahnwitz erkläret, und folglich uns übrigen, die wir so fest an dieses System uns anschließen, alle zu den Unklugen verweiset; das ist eine ziemlich beleidigende Herausforderung, die der Defensor mit dem ritterlichen Brauch und Herkommen des philosophischen Zweykampfes entschuldigen mag.

Das Schreiben an Herrn Hemsterhuis, das mir Herr Jacobi mittheilte, blieb eine Zeitlang von meiner Seite ohne Antwort. Im Grunde hatte ich noch nichts zu beantworten. Der Brief war eigentlich nicht an mich gerichtet; ich verstand ihn nicht, schob die Schuld zum Theil auf meine geringe Kenntniß der französischen Sprache und wollte die teutsche Antwort auf meine Erinnerungen abwarten, die mir Herr Jacobi

verſprach. Als dieſe mir zu lange verweilte, beſchloß ich meine unterdeſſen völlig ausgearbeiteten Morgenſtunden herauszugeben, und ließ Hrn. Jacobi erſuchen, mit ſeinen Gegenerinnerungen zu warten, bis er den erſten Theil derſelben in Händen haben würde. Ich meldete dabey ausdrücklich, daß in dieſem erſten Theile meiner Schrift unſers Briefwechſels noch keine Erwähnung geſchähe. Meine Abſicht war, in dieſem Theile bloß meine Gedanken über die erſten Gründe der Erkenntniß, über Wahrheit, Schein, und Irrthum an den Tag zu legen, und die Anwendung davon auf den Pantheismus zu verſuchen. Hier findet Herr Jacobi, dachte ich, vielleicht den Punkt, wo wir zuſammen kommen, und von welchem wir ausgehen können, unſern Wettlauf zu vollenden. Dieſes ſollte alsdenn von meiner Seite in dem zweyten Theile geſchehen.

Als ich aber unmittelbar darauf Herrn Jacobi Schreiben und ſeine teutſche Darſtellung des

Spinozismus erhielt, mußte ich alle Hofnung aufgeben, mit diesem Weltweisen je in einem Punkte zusammen zu kommen. War mir der französische Spinoza unerreichbar; so war mir der teutsche vollends wie in Nebel und Wolken verhüllt. Ich konnte keinen Gedanken festhalten: kaum wagte ich es, einen zu erhaschen, so mußte ich ihn in der folgenden Periode schon wieder fahren lassen. Bald schien es mir, als wären, nach dem Spinoza des Herrn Jacobi, alle veränderliche Dinge bloße Gedanken und Vorstellungen des Unveränderlichen; bald schien er doch auch dem Veränderlichen objektives Daseyn zuzuschreiben: gleichwohl ward protestiret, daß das Unendliche kein Aggregat des Endlichen sey, daß überhaupt durch Zusammensetzung kleinerer Grade kein höherer Grad erhalten werde, und also unendlich Vieles nicht ein Unendliches ausmachen könne. Diesem allen unbeschadet, sollte doch alles Veränderliche mit dem Unveränd

derlichen Eins und dieselbe Substanz seyn. Sodann verstand ich wieder an einem andern Orte aus seinen Worten, daß sein Unendliches ein bloßes Abstractum quid, ein allgemeiner Begriff sey, der nur deswegen ewig, unendlich und unveränderlich sey, weil er in allem Endlichen und Veränderlichen anzutreffen seyn und ihm zum Grunde liegen muß. Auf solche Weise hätte bloß das Endliche ein konkretes Daseyn: das Unendliche aber wäre ein Begriff, der von dem Endlichen abgesondert werden kann. Die absolute Einheit selbst, die er seiner einzigen möglichen Substanz zuschreibt, schien an manchen Stellen eine bloße Einheit der Abstraktion zu seyn; wie etwa die Thierheit in allen Thieren, die Menschheit in allen Menschen Eins ist, dem Begriffe nach; der Sache nach aber jedem Einzelnen besonders zukömmt. Dieselbe Kraft der Schwere ist es, die dort die Himmelskörper und hier das Pendul an der Uhr bewegt. Dem

Begriffe nach, iſt es alſo ein und eben dieſelbe Kraft; allein der Sache nach, muß dieſe Kraft in jedem konkreten Einzelnen wiederholt und vervielfältiget werden, wenn ſie ſo mancherley Veränderungen hervorbringen ſoll. So ſchien mir auch die Einheit des Spinoza bloß dem Begriffe nach genommen werden zu müſſen; weil dasjenige, worinn alles Veränderliche übereinkömmt, dem Begriffe nach Eins und immer daſſelbe iſt; ob es gleich der Sache nach in jedem Einzelnen wiederholt wird. Mit dieſem Begriffe konnte ich gleichwohl wiederum andere Stellen nicht in Uebereinſtimmung bringen. Mit einem Worte, ich war wie im Cirkel herumgetrieben und konnte nirgends feſten Fuß faſſen. Ich ſahe alſo die Nothwendigkeit ein, mehrere Streiter und Schiedsrichter an unſerer Kampfübung Theil nehmen zu laſſen, und ſchrieb den 24ten May 1785 an unſere gemeinſchaftliche Freundinn folgenden Brief.

* * *

„Sie erhalten hierbey...! einen Theil meis„ner Handschrift, die ich drucken zu lassen ents„schlossen bin. Haben Sie die Freundschaft für „mich, ihn dem ** zur Censur zu überreichen. „Ich habe keinen philosophischen Freund, dem „ich mehr Freymüthigkeit, Wahrheitsliebe und „Beurtheilungskraft, also bessern Willen und „bessere Kräfte zutraute, mir hierüber die Wahr„heit zu sagen. Bitten Sie ihn, theureste „Freundinn! mir einige seiner Nebenstunden „zu schenken, und senden Sie mir das Manuskript „mit Spuren seiner verbessernden Hand bezeich„net, so bald es angehet, zurück. Die Fortsetzung „soll nächstens folgen. Herrn Jacobi kann ich „die Handschrift nicht sehen lassen; er muß die „Schrift ganz und zwar gedruckt vor Augen ha„ben; Sie sollen gleich hören, aus welcher Ursache.

„Es gehet mir mit Hrn. Jacobi gar sonderbar. „Je mehr Erläuterung er mir geben will, desto

„weniger verſtehe ich ihn. Seinen Brief an H.
„habe ich ſchlechterdings in dem buchſtäblichen
„Sinne nicht verſtanden, und vor einigen Tagen
„habe ich einen ausführlichen Aufſatz von ihm
„erhalten, der zur Erläuterung jenes Briefes
„und zugleich zur Beantwortung meiner Erinne-
„rungen gegen ſein Syſtem dienen ſoll, und — ich
„ſchäme mich nicht es zu geſtehen — ich verſtehe
„dieſen Aufſatz noch weit weniger. Was iſt nun
„anzufangen? Wenn wir in verſchiednen Idio-
„men ſprechen, und uns einander nicht verſtänd-
„lich ſind; ſo kommen wir in Ewigkeit nicht aus-
„einander. Dabey ſcheint H. J. zuweilen heftig
„zu werden, und in eine Art von Hitze zu ge-
„rathen; wiewohl dieſe auch nur angenommen
„ſeyn kann, um den Streit lebhafter zu machen.
„Im Grunde kann das Herz immer noch von
„Eigendünkel und Rechthaberey frey ſeyn.

„Dem ſey wie ihm wolle, ſo muß ich, um
„Verwirrung zu vermeiden, zuerſt meine Grund-

„ſätze darlegen, bevor ich mich mit H. J. ein„laſſe. Ich gebe alſo den erſten Theil meiner „Morgenſtunden heraus, ſage in demſelben „noch nichts von unſerm ganzen Briefwech„ſel, berühre aber gleichwohl den Spinozis„mus, und ſuche ihn zu widerlegen. Unſern „Briefwechſel verſpare ich mir bis auf den „zweyten Theil, der ein Jahr ſpäter er„ſcheinen mag. Unterdeſſen lerne ich viel„leicht Herrn J. beſſer verſtehen, oder bin ſo „glücklich, mich mit ihm über einige Punkte zu „vereinigen. Bevor wir wettlaufen, müſſen wir „an einem beſtimmten Orte zuſammenkommen.„

* * *

Unpartheyiſche Leſer mögen urtheilen, ob H. J. nach allem dieſen, was zwiſchen uns vorgegangen, zu der Beſorgniß berechtigt geweſen, die er S. 176. zu erkennen giebt, und was für Recht er gehabt, mit einer Privat-Correſpondenz her-

vorzuellen, ohne diejenigen darum zu befragen, die Antheil daran hatten. „Ich konnte, spricht „er, es ihm doch allein und ganz einseitig nicht „überlassen, den Streit gehörig einzuleiten und „öffentlich zu zeigen, woran es liege, daß ihm „manches (in meinen Aufsätzen) schlechterdings „unverständlich sey, und sich seinen Blicken immer „mehr und mehr entziehe, je mehr Erläuterung „ich ihm zu geben bemühet sey. Noch weniger, „fährt er fort, konnte ich zugeben, daß ein „status controversiæ festgesetzt würde, wo es mir „anheimt fällt, den Advocatum diaboli gewisser „Maßen vorzustellen, wenn man nicht zugleich „die ganze Veranlassung des Streits, welcher „eingeleitet werden soll, bekannt machte. Es „war höchst wichtig für mich, daß man genau „erführe, in welchem Verstande ich die Parthey „des Spinoza genommen hatte, und daß einzig „und allein von spekulativer Philosophie gegen „spekulative Philosophie, oder richtiger, von

„reiner

„reiner Metaphysik gegen reine Metaphysik die „Rede war.„ Daß in dem ersten Theile meiner Schrift unsers Briefwechsels noch gar nicht erwähnt werden, und also von H. J. Aufsätzen und ihrer Verständlichkeit oder Unverständlichkeit noch gar die Rede nicht seyn würde; davon hatte H. J., wie er S. 167. selbst anführet, schon den 26sten May meine Versicherung in Händen: und wenn ihm unsre Freundinn, wie zu vermuthen, auch mein Schreiben vom 24sten May abschriftlich mitgetheilt; so hatte er mein wiederholtes Versprechen, daß unser Streit erst in dem zweyten Theile vorkommen sollte, und ich konnte diesem Versprechen ohne offenbare Falschheit nicht zuwider handeln. Meine Morgenstunden sind nunmehr heraus, und man siehet, daß nichts von dem geschehen, was H. J. befürchtet hat. Wo habe ich gesagt, daß ich öffentlich zeigen wolle, woran es liege, daß mir manches in seinen Schriften schlechterdings unverständlich sey u. s. w?

Wie H. J. S. 175. selbst meine Worte anführet, habe ich bloß geschrieben: wenigstens würde es sich zeigen, woran es liege u. s. w.: nehmlich, wenn ich den statum controversiæ mit dem Pantheismus überhaupt, in dem ersten Theile meiner Schrift, nach meiner Art festgesetzt haben würde; so würde es sich zwischen uns gar bald zeigen, woran es liege. Wie richtig, oder wie unrichtig ich aber diesen statum controversiæ angeben würde, dieses konnte von H. J. Seite ganz ohne Gefahr abgewartet werden. Noch gieng es bloß den Pantheismus überhaupt, nicht H. J. insbesondere an, der noch immer Zeit gehabt, mich und das Publikum eines Bessern zu belehren, wenn er mich auf unrechten Wegen erwischt hätte, ohne mit Bekanntmachung eines Privatbriefwechsels so vorschnell zu seyn. Noch weniger konnte H. J. besorgen, ich würde ihn als Anhänger des Atheismus aufstellen. Wenn ich auch nicht versprochen hätte, unsers Streites noch

gar nicht zu erwähnen; so hatte ich doch zu dies sem schmählichen Verdacht noch keinen Anlaß gegeben. Was konnte mich bewegen, einen Mann, der mich nie beleidigt hatte, bey der Welt oder Nachwelt um seinen guten Leumund zu bringen? Auf der Bahn, auf welcher ich durch die Welt zu kommen suche, und deren Ende ich nun beynahe erreicht habe, wird mir H. J. sicherlich nie im Wege stehen; und wenn er mir die Schadenfreude zutraute, daß ich einem Unschuldigen ein Bein unterschlagen könnte, um mich an seinem Falle zu belustigen, so mußte er meinen Umgang und meinen Briefwechsel nicht suchen.

Von einer andern Seite, wenn es denn, wie H. J. meint, so wichtig ist, ob und unter welcher Gestalt man die Parthey des Spinoza übernehme, und seine Lehren zu vertheidigen suche; warum erlaubt er sich denn, unsern Freund Lessing so geradezu als Advocatum diaboli, wie er es nennt, aufzustellen, einen Verstorbenen zu

verunglimpfen, der sich nicht mehr vertheidigen kann, und wider welchen er keine andre Beweise, als mündliches Gespräch, und keine andere Zeugen, als seine eigene Person, aufzubringen im Stande ist?

Mit einem Worte, ich kann mich in die praktischen Grundsätze des Herrn J. eben so wenig, als in seine theoretischen finden. Ich glaube, es sey bey so bewandten Umständen durch Disput wenig auszurichten, und also wohl gethan, daß wir auseinander scheiden. Er kehre zum Glauben seiner Väter zurück, bringe durch die siegende Macht des Glaubens die schwermäulige Vernunft unter Gehorsam, schlage die aufsteigenden Zweifel, wie in dem Nachsatze seiner Schrift geschieht, durch Autoritäten und Machtsprüche nieder; segne und versiegele seine kindliche Wiederkehr (S. 213.) mit Worten aus dem frommen, engelreinen Munde Laraters.

Ich von meiner Seite bleibe bey meinem jüdiſchen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte ſelbſt von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede iſt, auf welche ſich des Menſchen Glückſeeligkeit gründet, und muß alſo ſchon hierin auf eigenen Füßen ſtehen oder fallen. — Oder vielmehr: da wir alle, wie H. J. ſagt, im Glauben gebohren ſind; ſo kehre auch ich zum Glauben meiner Väter zurück, welcher nach der erſten urſprünglichen Bedeutung des Worts, nicht in Glauben an Lehre und Meinung, ſondern in Vertrauen und Zuverſicht auf die Eigenſchaften Gottes beſtehet. Ich ſetze das volle uneingeſchränkte Vertrauen in die Allmacht Gottes, daß ſie dem Menſchen die Kräfte habe verleihen können, die Wahrheiten, auf welche ſich ſeine Glückſeeligkeit gründet, zu erkennen, und hege die kindliche Zuverſicht zu ſeiner Allbarmherzigkeit, daß ſie mir dieſe Kräfte

habe verleihen wollen. Von diesem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Ueberzeugung, wo ich sie finde. Und Preis sey der seeligmachenden Allgütigkeit meines Schöpfers! Ich glaube sie gefunden zu haben, und glaube, daß jeder sie finden könne, der mit offnen Augen suchet, und sich nicht selbst das Licht verstellen will. — So viel, was mich angeht. —

Was unsern Freund Lessing betrifft; so fällt sein Schicksal am Ende auch nicht so hart aus, als man es Anfangs hätte vermuthen sollen. H. J. weiset ihm eine Gesellschaft an, in welcher er sich nicht übel befinden mag. Nach einem Papiere, welches er S. 170. mittheilet, erkläret er zwar, Spinozismus sey Atheismus; allein die Philosophie eines Leibnitz und Wolf ist ihm nicht minder fatalistisch, als die Spinozistische, und führt, wie er sagt, den unablässigen Forscher zu den Grundsätzen der letztern zurück. Endlich soll, wie er hinzu thut, jeder Weg der

Demonstration in dem Fatalismo ausgehen. Schwerlich wird der Geist Lessings, der sonst sich in dem Umgange mit jenen Verworfnen so sehr gefiel, noch itzt in ihrer Gesellschaft Langeweile befürchten. Er kehre also besänftiget in die stillen Wohnungen des Friedens zurück, in die Arme der Männer, die so, wie er, den Weg der Demonstration gegangen sind, und so, wie er, ihrer Vernunft auch etwas zugetraut haben.

Moſes Mendelsſohns

kleine

philoſophiſche

Schriften.

Mit einer Skizze

ſeines

Lebens und Charakters

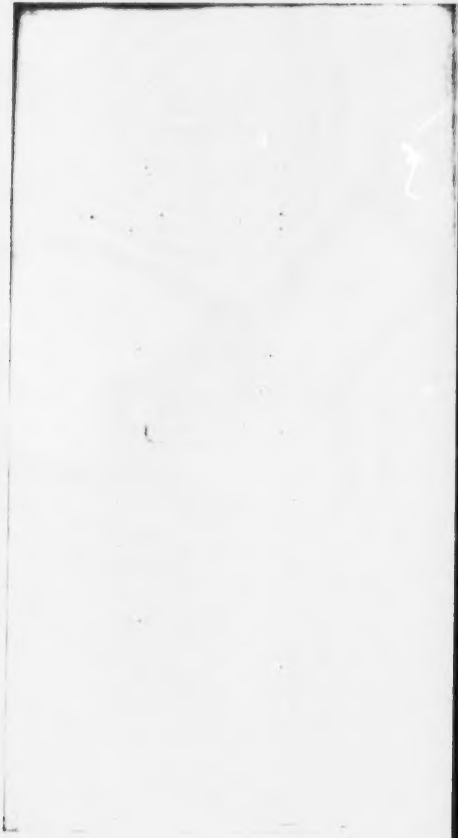
von

D. Jeniſch,

Prediger an der Marienkirche.

Berlin, 1789.

bei Friedrich Vieweg, dem älteren.



Vorbericht.

Vor dreißig und mehrern Jahren, erhielt ich von meinem verewigten Freunde Moses Mendelsohn nachstehende kleine größtentheils satyrische und launigte Aufsätze, als Beiträge zu einigen periodischen Blättern, an deren Herausgabe ich damals Theil nahm.

Itzt sind diese Zeitschriften, wie so viele Ephemeen des Tages, schon längst in

Vergessenheit begraben worden, und ich darf also mehr auf den Dank des Publikums und der Freunde Mendelsohns rechnen, daß Ich ihnen hier diese kleinen unterhaltenden Aufsätze, die Früchte einiger heitern Stunden seiner besten Lebensjahre, übergeben, da sie sonst wahrscheinlicher Weise gänzlich wären vergessen worden.

Berlin,
den 23ten Sept. 1789.

Joh. Georg Müchler.

Inhalt.

Seite

Skizze von dem Leben und Charakter Moses Mendelsohns 1

Anweisung wie junge Leute die alten und neuen Dichter lesen müssen 65

Vermischte Gedanken 87

Betrachtung über die Ungleichheit und Geselligkeit der Menschen 99

Brief der Cenie, über die Furcht vor dem Mai 127

Seite

Schreiben eines eiferſüchtigen Ehemanns, nebſt der Antwort / / 137

Sokrates Geſpräch mit dem Euthydemus über Gottesfurcht und Gerechtigkeit / 149

Elegie an die Burg Zion gerichtet 155

Rabbi Judaja Hapnini Badraſchi Prüfung der Welt. / / 163

Abhandlung von der Unkörperlichkeit der menſchlichen Seele / / 171

Gedichte / / / 231

Skizze

Skizze

von

dem Leben und Charakter

Mendelsohns.

Ein schönes Menschenleben beschreiben, heißt eine Lobschrift auf die Menschheit schreiben: und eine solche Lobschrift wird der Menschheit fehlen, so lange Herr Engel ihr nicht die seinen Versprechen gemäs Lebensbeschreibung eines Mendelsohn *) liefert.

So oft eine groſse und edle Seele unter den Menschen erscheint, so verdient es wohl, daſs

*) Alles, was Thatsache in dieser Skizze ist, und so manchen andern charakteristischen Zug verdankt der Verfasser der gütigen Mittheilung des Herrn Euchel, Mitverfassers der bekannten und sehr geschätzten jüdischen Monatschrift, der Sammler, der zum Behuf seiner Nation in Ebräischer Sprache das Leben Mendelsohns beschrieben: ein Werk, welches seinem Zweck, gewisse Gefühle in einer so erstorbenen, oder vielmehr niedergedrückten Nation, als die jüdische ist, zu erwecken, durchaus entspricht, und, bei einiger Umarbeitung, auch dem teutschen Publikum vorgelegt zu werden verdiente.

Anm. d. Verf.

man das Auge der Menschen auf dieselbe zu heften suche: und selbst eine kleine und geringfügige Hand, die es wagt, von einer solchen Seele gleichsam einen Abguß zu machen, kann dadurch ein verdienstliches Werk thun.

Bis also jene große Meisterhand den Mann in Lebensgröße mahlen wird, begnüge man sich mit dieser Skizze.

Das Leben eines Menschen beschreiben, sollte man glauben, heiße, erklären, wie sein Geist ward, wie dieser in den Körper, der Körper in diesen wirkte, wie der eine und der andere durch äußere Umstände bestimmt ward, warum er die Dinge so und nicht anders ansahe, warum diese Leidenschaften in ihm herrschten, jene beherrscht wurden, und andere schwiegen.

Allein das Innere des Menschen ist für uns, wie das Innere der Natur: wir sind von beiden gleich oberflächliche Zuschauer, wir sehen aber nur daseyn, nichts werden. Alles, was wir Ursache oder Wirkung nennen, hat immer einen noch tiefern Grund, auf den wir wohl hinra-

chen, hindeuten, können, den wir aber zu erreichen verzweifeln müssen. Bei der Materie können wir, um diesem letzten Grunde wenigstens nachzuspähen, zu der Zusammenstellung des Gleichartigen, der Gegeneinanderstellung des Verschiedenen, dem anatomischen Messer, und andern Versuchen Zuflucht nehmen: aber bei dem Geist, diesem sichtbaren in dem unsichtbaren, diesem unsichtbaren in dem sichtbaren, was bleibt uns da übrig? Hier wurzelt gleichsam alles von innen, geht von da hervor, und endet da wieder hinein: er bestimmt sich eben so sehr selbst, als er bestimmt wird, und selbst, wo er bestimmt wird, ertheilt er diesen äußern Bestimmungen, eine ihm eigene Modification, und unterwirft die Wirkung gleichsam seinem Willen. Die wichtigste Begebenheit geht ihn oft wie ein kalter Donnerschlag ohne Wirkung vorüber: wenn eine dunkle Idee, ein Wort, ein Tonlaut, ihm den Stoff zu den wichtigsten Entwicklungen darreichen.

Ich weiß, es giebt Biographien, wo man versucht, den Menschen, wenn ich mich so aus-

drücken soll, aus den Thatsachen seines Lebens zu erklären: allein ein solcher Biograph wird selbst, wenn es ihm am besten gelänge, sich wenigstens gefallen lassen müssen, daß der, dessen Leben er so beschreibt, mit eben den Empfindungen seine Biographie lese, mit welchen der Kaiser Karl der fünfte die Geschichte seiner Regierung von dem berühmten Sleidan gelesen zu haben scheint, die er sich von seinem Bibliothekar immer mit den Worten reichen lies: „Gebt mir meinen Lügner her."

Der Verfasser dieser Skizze hat es sich daher vorgesetzt, mehr erzählender Geschichtschreiber, als raisonnirender Philosoph, zu seyn: selbst in dem thatenvollen Leben eines Friedrichs würde er das lezte nur sehr furchtsam seyn: aber in dem Leben eines Weltweisen, dessen Bildungsgeschichte gewöhnlich die Geschichte seiner Lectüre, dem seine Stube mit dem Bücherschrank die Welt und einige auserlesene Freunde, die Menschen in dieser Welt sind, glaubt er das erste mit so viel mehr Recht seyn zu müssen.

Mendelsohn war im September 1729 zu Dessau gebohren, wo sein Vater, Mendel Sopher, ein Schulmeister war: — ein armseliges Aemtchen, welches aber den Vater nicht verhinderte, seinem Sohn nach seiner Art eine gute Erziehung zu geben, das heißt ihn im Thalmud unterrichten zu lassen. Mendelsohn pflegte zu erzählen, sein Vater hätte ihn als einen kleinen Knaben, im strengsten Winter in einen Pelz eingehüllt, nach der Schule getragen. Auch Luther rühmte von seinem Vater, daß er ihn auf seinen eigenen Armen in die Schule getragen: man möchte sagen, der Luther der Juden (denn was war Mendelsohn für diese Nation anders als der Fakkelträger der Aufklärung?) und der Luther der Protestanten, sind zu dem großen Geschäfte, wozu sie beide von der Vorsehung bestimmt waren, von ihren Vätern eingeweiht worden.

Dem Geist des Mendelsohn wird sein erster Unterricht eben so wenig Bildung gewesen seyn, als er uns gewöhnlich ist, die wir nach der alten Erziehungsform gemodelt worden: statt

der jungen Seele Gängelband zu seyn, wird der Unterricht ihr Fessel: statt den Ideengang der Denkerin fortzuleiten, dringt er ihr neue, halbverstandene, halb mißverstandene, jenseits ihres gegenwärtigen und vielleicht ihres jedesmaligen Gesichtskreises liegende Begriffe der Theologie auf (denn davon fingen ja unsere Schulen bisher nur an) statt sie selbst ihre eigene Ideen entwickeln zu lassen, pfropft man ihr gleichsam mit gewaltsamer Hand fremde ein, und erstickt den Keim in seiner ersten Aeußerung. Unsere Erzieher sehen die Seele gewöhnlich als ein Gefäß an, welches desto besser ist, je voller es ist: und sie ist doch ein Keim, der in seiner Natur um so viel vortrefflicher ist, je mehr er sich selbst entwickelt. Daher denn den Händen des Erziehers übergeben werden, gewöhnlich so viel heißt, als den Händen der Natur entrissen werden. Gleich der

rudis indigestaque moles

des alten Chaos, liegen die Eindrücke des ersten Unterrichts in dem Hintergrunde unserer Seele,

und wenn hier oder dort ein Lichtfunke daraus in sie fiel, so ists in dem Verhältniß gegen die ganze Masse, wie ein Goldstäubchen gegen einen Sandberg.

Nächst dem Talmud waren für Mendelsohn, wie für jeden Juden, die sogenannten Schriften des alten Testaments, die erste Quelle des Unterrichts. Man muß es gestehen: diese ehrwürdige Sammlung von antiken Nationalstücken, deren sich doch keine der jetztlebenden Nazionen außer den Juden rühmen kann, könnte, da sie eben so wichtig für die Geschichte als für den Geschmack dieses Urvolks ist, demselben eben das seyn, was die Iliade den Griechen war; wofern das Studium derselben bei ihnen gehörig betrieben würde, oder wofern der darin herrschende Geist mit ihrer gegenwärtigen Lage oder der Stimmung des Jahrhunderts nicht so unerträglich wäre: aber man denke sich einen jüdischen Jüngling mit den Hochgefühlen der Gesänge eines Moses, einer Debora, eines Davids in der Brust, und — einen Korb mit Bändern am Arm,

durch deren Verkauf er sich vor dem Hungertod schützen muß.

Jene große Manier des Orientalers, alle Dinge unmittelbar auf Gott zu beziehen, die in den historischen sowohl als in den poetischen Stücken jenes jüdischen Nationalbuchs herrscht, wekte ohne Zweifel sehr früh, in der Seele des jungen Mendelsohn das lebendige Gefühl der großen Wahrheiten der natürlichen Religion, welches sich, durch einen sehr erklärlichen Gang seiner Bildung, nach und nach zum Platonismus verfeinerte: vielleicht hatten jene so früh empfangene lebendige Eindrücke nicht geringen Antheil an dem Dogmatismus, dem er, troz aller Umwandlungen der Philosophie treu blieb: einiges davon kommt gewis auf ihre Rechnung, denn lebhaftes Gefühl und Ueberzeugung aus Gründen, würken gewöhnlich mit gleicher Stärke auf die Seele.

Die poetischen Schriften der Bibel verfehlen durch ihre starken und treffenden Gemählde ihres Eindrucks auf junge Gemüther fast nie: man weiß es, wie viel Spuren die Miltone, die Klop-

ſtecke davon tragen, und wie ihr Genie an demſelben gewiſſermaßen angeglüht zu ſeyn ſcheint: beſonders aber haben die Pſalmen durch die großen und lebendigen Naturgemählde, durch die hirtlichen Scenen, durch den jetzt ſanften elegiſchen, jetzt feierlichen und ſchwungvollen Ton, ſelbſt für weniger empfängliche Gemüther einen unwiderſtehlichen Reiz.

Konnte eine Seele, in welcher die Briefe über die Empfindungen lagen, ſo zart, ſo weich, ſo geſchaffen für jede Empfindung der Schönheit, von allem dieſem ungerührt bleiben? Sie konnte es nicht. Wir wiſſen es, daß Mendelſohn in ſeinem zehnten Jahre einige feine hebräiſche Gedichte ſchrieb.

Man ſage, was man will, Einbildungskraft die Mutter alles Genies, ſo wie lebhaftes Schnellgefühl jeder Gattung ſeine erſten Kraftäußerungen. Man unterſcheidet mit Recht den Dichter von dem Kritiker, aber der Kritiker iſt gewißermaßen nur ſo viel Kritiker, als er Dichter iſt, und der Philoſoph kann mit ſeinem Scharf-

sinn die Ideen nicht eher trennen, als bis sie ihm die Einbildungskraft in einem lebendigen Contraste gepaart hat. Noch war fast kein Philosoph, der nicht wenigstens die Dichter liebte*).

Allein so wie Plato seine Gedichte verbrannte, nachdem er den Sokrates gehört, so auch Mendelsohn. Minerva entriß den einen und den andern dem Schoos einer weicheren Göttin. Die Vorliebe zu der Untersuchung muß sich bei dem ächten philosophischen Genie nur zu bald einstellen, und sein feinerer Geschmack es lehren, daß hohe Dichtung und tiefe Empfindung mit dem Geist der Untersuchung, wenn nicht durch ihre Natur, so wenigstens in ihren Aeußerungen, unverträglich sind.

Um die Zeit, als Mendelsohns Seele mit diesen Gefühlen sich nährte, fiel ihm das so bekannte und berühmte Ebräische Werk More Nebuchim (Führer der Irrenden) des erstenScholastikers, oder um ihn mit einem würdigern Namen zu nennen, Philosophen der Juden, Maimonides, in die Hände.

*) P. Mallebranche verachtete die Dichter: und erhebt sich in seinem Stil nicht selten bis zum poetischen.
Anm. d. Verf.

Ich darf dem Leser nur sagen, daß dies Hauptwerk der neuern Ebräischen Litteratur die Begriffe von Gott, von Geist, von Unsterblichkeit der Seelen und fast alle übrigen Gegenstände der natürlichen Religion und der Moral behandelt, und als Commentar der Bibel betrachtet, die Metaphysik der Bibel ist, — und er wird von selbst urtheilen, daß Gegenstände dieser Art jetzt mit dem Scharfsinn eines Aristoteles, jetzt mit dem Schwunge eines Plato behandelt, (denn so philosophirt Maimonides, wenn er gleich mehr von dem erstern hat) auf den keimenden Geist unsers Weltweisen einfließen musten. Was ihn die Bibel fühlen gelehrt, lernte er hier in Begriffe auflösen: was dort seiner Einbildungskraft überliefert war, hier mit dem Verstande bearbeiten und prüfen. Werke, die mit der eigenthümlichen Geistesstimmung eines Menschen einklingend sind, und die ihm früh in die Hände fallen, sind gleichsam die Erde, die sich um die keimende Pflanze anschließt — von ihr entlehnt diese Saft, Farbe,

Geruch und Geschmack. Mendelsohn pflegte selbst das Werk des Maimonides die Quelle seiner Philosophie zu nennen, und von dem übertriebenen Fleiß und der heißhungrigen Wißgier, womit er dasselbe noch in so frühem Alter studierte, einen großen Theil der Kränklichkeit abzuleiten, die die unzertrennliche Gefährtin seines Körpers war.

[1743.] Unter solchen Beschäftigungen hatte Mendelsohn sein vierzehntes Jahr zurückgelegt, als Rabbi Fränkel, sein Lehrer im Talmud, ihn mit sich nach Berlin nahm, wohin derselbe, nachdem er sich durch einen Commentar über den hierosolymitanischen Talmud in seiner Nation bekannt gemacht hatte, als Oberlandrabinergerufen ward.

So ging denn also unser junge Weltweise, dem Schooß der Eltern entrissen, in die weite Welt hinein. — Wüste vor ihm, Wüste hinter ihm — ein Schicksal so manches edlen Jünglings: Jude, und arm — was blieb ihm übrig, als die Wahl zwischen niedrigen Kleinhandel oder Verhungern? Denn so wollten es bis dahin die weisen Gesezze der erleuchteten Europäer.

Er kam also nach Berlin, ohne zu wissen, wo er die erste Mahlzeit hernehmen würde. R. Chaim Bamberger, ein jüdischer Gelehrter und wohlthätiger Mann gab ihm auf Empfehlung des Rabbi Fränkel einige Mal in der Woche Freitisch, und zugleich freie Wohnung in seinem Hause. Nun hatte unser philosophische Pilger wenigstens einen Winkel, um seinen Wanderstab hinzustellen — unterdes fuhr er fort, die Philosophie nach Maimon, Abbe, Candia zu studiren. Aber wie kümmerlich muste er hier leben; er pflegte selbst zu erzählen, daß er sich viele Tage hindurch vom trockenen Brod ernährt, wozu er sich einige Groschen mit Abschreiben verdiente: das Brod, was er sich kaufte, bezeichnete er mit Einschnitten, um nach dem Verhältniß seiner Casse damit auszukommen.

So wie nach der schönen Dichtung des Plato die Liebe aus der Begattung der Armuth und des Ueberflusses erzeugt ward: so, möchte man sagen, bilden sich auch gewöhnlich große und feine Seelen aus der Armseligkeit der äußerlichen Glücksum-

stände und aus dem Reichthume des Genies. Der Gelehrte, das heißt, der Mensch, der bloß für die Wissenschaften lebt, ist in dem Garten der Natur eine unnatürliche Pflanze, die, wie sie es in so vieler Rücksicht unverkennbar deutlich erklärt hat, den Menschen zum praktischen Leben bestimmte: und es scheint daher auch, daß diese unnatürliche Pflanze nur durch Zwang gezogen werden könne. Die Reize des gesellschaftlichen Lebens, zu denen, Reichthum und Wohlstand uns einladen, sind für jeden feurigen Jüngling beinahe zu unwiderstehlich, als daß er, wenn er sie früher kennen gelernet, sie für den traurigen Zwang und die verlassene Einsamkeit des Denkens aufopfern sollte. Allein dieser so natürlichen Neigung des Menschen zu den Vergnügungen der Gesellschaft und zu jeder Art des Lebensgenusses, die der Ausbildung des Genies, und den Aeußerungen seiner Selbstthätigkeit geradezu entgegen ist, entzieht die Armuth alle Nahrung: sie führt den Menschen in sich selbst zurück, — drängt alle seine Empfindungen

gen, alle seine Gedanken in ihn zusammen, giebt jenen mehr Energie, diesen mehr Tiefe, belebt und spannt die Einbildungskraft, giebt dem Bemerkungsgeist eine gewisse Feinheit und Schärfe, — und bildet durch dies alles jenen Charakter des Genies, Originalität. Vorzüglich aber gewöhnt sie durch die Einförmigkeit, zu welcher sie den Menschen zwingt, den Geist zu einer gewissen Standhaftigkeit, die sich bei dem Gelehrten durch eine gewisse Stättigkeit und Beharrung auf Einem Punkt, Einem Gegenstand, äußert, und die allein den Werken des Scharfsinns Tiefe, und den Werken des Genies, Correktheit und Clasfifizite geben kann: aber selten pflegt diese Charakter der Spätlinge unter den Gelehrten zu seyn, sondern sie muß wie eine frühe Falte dem Geist eingedrückt werden, ehe derselbe noch die der Lebhaftigkeit unserer Natur mehr angemessene Vergnügungen der Zerstreuung empfunden.

Wir zählen unter den großen Geistern der Jahrhunderte gewis auch die Baco's und die Montesquieur, die freilich ihr Brod nie mit Ein-

schnitten bezeichnen dürften: aber um zu werden, was sie wurden, mußten sie sich, wenigstens auf ganze Abschnitte ihres Lebens, in jene Einsamkeit zurückziehen, wozu die Armuth die andern zwang.

Sprachen sind bis dahin noch immer die Hülle der Weisheit; durch sie muß man sich zu dieser, hinarbeiten, und gesetzt, das Sprachstudium wäre zu unsern Zeiten nicht mehr in dem Grade nöthig, wie vor etwa 50 Jahren, so würden die Meisterstücke des Geschmacks der Griechen und der Römer es immer verdienen, daß die Sprachen, in denen sie geschrieben sind, studirt würden: da alle neuere Sprachen mit diesen alten so ungleichartig sind, und eine Uebersetzung aus einer alten Sprache in eine neuere, weit mehr, als aus einer neuern in eine neuere, nur das in Noten gesetzte Conzert ist, dessen lebendige Harmonie das Original selbst nur, in Ohr und Seele tönen läßt.

Mendelsohn mußte das Studium der lateinischen Sprache vorzüglich, zu seinen Zwecken so viel unentbehrlicher finden, da zu der Zeit sei-

ner Bildung die Philosophie nur selten anders, als in diesem fremden Gewande auftrat. Ein gewisser Dr. Kisch aus Prag, der in Berlin Medizin studirte, gab ihm einigen Unterricht in den Anfangsgründen dieser Sprache. Kaum hatte er diese gefaßt, als er sich an den Locke de intellectu humano wagte, den er, wie er selbst zu erzählen pflegte, auf die mühsamste Art las, indem er erst in dem Wörterbuch jedes einzelne Wort aufsuchte, dann sie nach der wahrscheinlichen Construktion zusammensetzte; und endlich den ganzen Zusammenhang einer Periode herausbrachte.

Τῶν ἀρετὴν ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν.
Vor die Thüre der Weisheit stellten die Götter den Schweis hin.

möchte man hier mit dem alten Hesiod ausrufen. Allmählig arbeitete er sich dann bis zu der Lektüre der Classiker hinauf, von denen er wenigstens die vornehmsten mit allem ihm eigenthümlichen philosophischen Scharfsinn und ästhetisch-kritischen Geschmack studirt zu haben scheint, wie

das die häufigen und oft sehr feinen Citationen derselben in seinen critischen Abhandlungen beweisen.

Unter den neuern Sprachen, die zu unserer Zeit einem Gelehrten beinahe eben so unentbehrlich geworden, als die griechische und die römische, verstand er die französische, englische und italienische und hatte die classischen Meisterstücke der schönen und der philosophischen Litteratur dieser berühmtesten Nationen Europens gelesen.

Unter allen philosophischen Schriftstellern der neuern Zeit scheint Schaftesbury auf unsern Weltweisen am meisten gewirkt zu haben, von dem er auch die Einkleidung seiner Briefe über die Empfindung entlehnte. Und was konnte die Seele eines Mendelsohns tiefer rühren, als die erhabene Sittenlehre, und der beredte Eifer des großen Engländers für die reine Religion der Vernunft. Ueberdem sollte es mir nicht schwer fallen, zu beweisen, daß Schaftesbury die Quelle aller Philosophie, Moral und vielleicht auch Aesthetik der neuern Zeiten ist.

Einen neuen Schwung erhielt ſein philoſo, phiſches Genie durch das Studium der Mathematik; da er durch R. Iſrael Moſes die erſten 6 Bücher des Euklides, welche dieſer ins Ebraiſche überſetzt hatte, kennen lernte. Der Geiſt der Gründlichkeit und der Tiefe, der allen Schriften Mendelſohns durchgängig eigen iſt, war gewis mit eine Folge ſeines Studiums der Mathematik, welche er nach ſo vielen Beiſpielen, die wir davon in ſeinen philoſophiſchen Abhandlungen finden, bis zu einer Tiefe bearbeitet zu haben ſcheint, auf welche unſere neuern hiſtoriſchen Philoſophen, von denen einer der berühmteſten uns eine Logik mit Exklamazionen, und eine Methaphyſik mit Fragen geliefert hat, nicht einmal Anſpruch machen wollen. Allein, wenn das Zurückführen der Begriffe auf den gröſtmöglichſten Grad der Deutlichkeit weſentlicher Charakter eines ſpekulativen Philoſophen iſt, ſo kann über eine Schule der ſpekulativen Philoſophie wohl mit dem gröſten Recht geſetzt werden: ουδεις αγεωμετρητος εισιτω. Scharfſinn in einzel-

nen Fällen, ist Gabe der Natur: aber den Geist der Methode, der Ordnung und der Deutlichkeit entwickelt und fördert nichts so sehr, als Studium der Lichtschöpferin, Mathematik.

So lebte Mendelsohn der Weisheit und der Wissenschaft, ohne andere Aufmunterung, als die er aus sich selbst schöpfte, selbst ohne gewissen Unterhalt: bis ein reicher Seidenfabrikant seiner Nation, Bernard, ihn als Erzieher seiner Kinder in sein Haus aufnahm, und da er auch die bei Gelehrten seltnen Talente des Schönschreibens, Rechnens, und Buchhaltens bei ihm fand, ihn nach und nach zum Inspektor, dann zum Direktor, und endlich zum Mitgliede seiner Fabrike machte.

Ich möchte das eben angeführte wohl so manchen unserer heutigen Genies ins Ohr sagen, welche die eigensinnigste unbiegsamste Laune zu dem Charakter des Genies machen, und nach denen alles, was nicht unmittelbarer Gegenstand der genialischen Kraftäußerung ist, das Genie tödtet. Mich dünkt durch die Worte, „Men-

„dessohn war Schönschreiber und Buchhalter“ sind sie gnug widerlegt. Der groſse Theil an dem Menschen (man verstatte mir den Ausdruck) ist immer nur klein; die Natur, war selbst da, wo sie mit reichlicher Hand Gaben des Geistes ausspendete, immer noch sparsam: und in dem gröſsten, umfassendsten Geiste lieſs sie noch Raum genug zur Ausbildung für die Alltäglichkeiten des Lebens, wodurch derselbe sich so oft erst Boden und Wirkungskreis in der Welt verschaffen kann.

[1743.] So wie ein Mensch, der von Natur eine laute Stimme hat, auch stark sprechen wird, eben so wird auch das Gefühl der Ueberlegenheit der Geisteskräfte nie ermangeln, sich zu äuſsern. Die Wissenschaften, sagt Cicero, haben etwas gebieterisches, (habent litterae aliquid imperiosius) der Mann von Genie und Kraft wird immer streben, sich als einen solchen zu zeigen. Ein solcher Ehrgeiz ist Ehrgeiz der Natur, ist gerechtes Selbstgefühl: es ist der Stoſs, den die

Natur uns mit eigner Hand zur Bewegung unſrer Kräfte mitgetheilt.

Waren es dieſe Gründe allein, oder waren es noch andere, oder war es beides zuſammen, immer war es ſehr natürlich, daß Mendelſohn bei einem Blick auf die niedrige Stufe der Aufklärung, auf welcher er ſeine Nazion ſahe, für dieſſelbige etwas zu thun ſtrebte. Er hatte einen Freund, Tobias Bock; mit dieſem entſchloß er ſich gemeinſchaftlich eine hebräiſche periodiſche Schrift herauszugeben. Denn es iſt gewis, daß wenn Aufklärung unter einzelnen Menſchen, oder in einem kleinern Zirkel von Menſchen, zu aller Zeit und an allen Orten ſtatt fand, der Geiſt der Aufklärung, der als Geiſt unſeres Jahrhunderts gerühmt werden kann, erſt mit den Wochenblättern und den andern periodiſchen Zeitſchriften begann, in denen das tiefe allgemein faßlich, das ernſthafte angenehm, und das nüzliche als zugleich vergnügend dargeſtellt und ſo in viele Geiſter über ſehr wichtige Gegenſtände ein Lichtfunke hinein geſpielt ward;

denen die Wahrheit in der ernstere Gestalt auf immer würde fremde geblieben seyn. Diese hebräische Wochenschrift führte den Titel Koheleth Mußar (der moralische Prediger) allein kaum waren drei Blätter davon heraus, als die Rabbiner — diese Orthodoxen der jüdischen Kirche in dem ganzen Sinne des Worts, darüber zu toben anfingen. Das Geschrei ward so laut, daß der bescheidene Weise sich zurückzog — und die Schrift hörte auf.

[1744.] Nunmehr kommen wir an eine Epoche des Lebens unseres Weisen, die gewis eine Epoche des Genies, des Geschmacks und des Herzens für ihn gewesen ist, — und das ist seine Freundschaft mit Lessing, Abbt und Nikolai, vorzüglich mit den beiden erstern. Freundschaft zwischen Gelehrten ist wohl selten etwas anders, als Freundschaft des Kopfs. Aber, wenn, wie hier, Idee an Idee anglüht, Herz an Herz sich erwärmt, Zweifel über Wahrheit erörtert, eigene Gedanken geprüft, eigene Werke critisirt werden, und so Wahrheit

Schönheit und Herzensgüte die Freundinnen dieser Freunde sind: dann nenne man es nicht Freundschaft der Gelehrten, sondern Freundschaft der Weisen. Der Geist der Correktheit und der Vollendung, den Lessing und Mendelsohn allen ihren Werken eingedrückt haben, und den Abbt, welchen sein aufkochendes Jugendfeuer bisweilen von dem Wege der Wahrheit und des Geschmacks seitab riß, den seinigen zu geben gewiß nicht unterlassen haben würde: dieser Geist war gewis eine Folge jenes gegenseitigen Befragens und Berathens, — die meisterhaftesten Werke der alten und neuern Schriftsteller, entstanden bloß auf diese Art. Denn bei aller Stärke und Umfassung, die ein menschlicher Geist haben kann, scheint doch die Kunst, allen zu gefallen, das schwerste zu seyn: und das Urtheil der mehreren darin allemal richtiger zu seyn, als das Urtheil des Einzelnen.

Die Abbtische Correspondenz, welche das Denkmal einer ächtphilosophischen Freundschaft der Nachwelt geheiligt, verdient in der That den

trefflichſten Briefen der Philoſophen des Alterthums an die Seite geſetzt zu werden: die tiefſten Unterſuchungen wechſeln darin mit den traulichſten Herzensergießungen: häusliche Angelegenheiten mit den erhabenſten Speculationen: aber den Charakter der Herzlichkeit und des innigen Intereſſe hat keiner ſeinen Briefen ſo einzudrücken gewußt, als Mendelſohn, dem er auch unter allen am meiſten eigenthümlich war.

Ueberhaupt unterſcheidet unſern Weltweiſen nichts ſo ſehr, als einige gewiſſe Herzlichkeit und innige Traulichkeit des Charakters: es ſind nur wenige unter ſeinen Schriften, in denen er nicht irgend einen ſeiner Freunde namentlich nennt, oder auf irgend eine Weiſe das Lob der Freundſchaft macht. In der Vorrede zu dem Phaedon, und zu der Pſalmenüberſetzung, in dem Schluß der Morgenſtunden, in ſeiner letzten Schrift an die Freunde Leſſings — findet man wahre Seufzer für und um Freundſchaft: und eben dieſe Zärtlichkeit, dieſe ſüße

Weiblichkeit der Empfindung, (man verzeihe mir den Ausdruck) wuste er bis in die feinsten Untersuchungen der spekulativen Philosophie hinüber zu tragen, und dadurch allen seinen Schriften einen gewissen unnachahmlichen Schmelz zu geben, wodurch er die Seele für alles, womit er sie beschäftigt, auf die leiseste, aber immer unfehlbarste Art, von der Seite des Herzens faßt. Alles scheint bei ihm aus überzeugter Seele, und aus vollem Herzen herzufließen: allenthalben sieht man seinen Geist durch sein Herz, sein Herz durch seinen Geist hindurch schimmern, und das eine durch das andere sich nur desto mehr verklären. Dieser Zug seiner Seele muste ihm nothwendig von der Natur eingedrückt seyn: aber wenn man bei einem Rückblick in seine Lebensgeschichte sich erinnert, wie er freund- und freudenlos in die weite Welt hineingeworfen, unter Juden und Christen Freunde fand, denen er sich, die sich ihm anschloßen, und so innig anschlossen wie die Abbte, Lessinge u. s. f. so muste jener

natürliche Zug seines Charakters ihm immer eigenthümlicher werden.

Nikolai gab damals die Bibliothek der freien Künste heraus, wozu Mendelsohn ihm Beiträge gegeben. Als Lessing und Nikolai seine Aufsätze sahen, baten sie ihn, etwas wissenschaftliches zu schreiben; aber dieß erlaubte ihm seine natürliche Schüchternheit nicht. Lessing giebt ihm einst einen Aufsatz von einem auswärtigen Gelehrten zu lesen, welchen er ihm aber bald zurückstellt, mit der Aeußerung: ich getraue mir allenfalls etwas darüber aufzusetzen. Das möchte ich wohl sehen, erwiedert Lessing. Mendelsohn schweigt stille, und bringt ihm einige Zeit nachher das erste seiner bekannten philosophischen Gespräche. Lessing nimmt es zu sich, mit der Entschuldigung, er habe jetzt keine Zeit zu lesen, — und so verstrichen einige Wochen, ohne daß Mendelsohn das Manuscript wieder bekam. Indem er einst auf Lessings Stube ist, und ihn frägt, ob er bereits seinen Aufsatz gelesen? sagt Lessing ihm statt der Antwort: Nehmen sie dort

das kleine Büchelchen — und Mendelsohn steht erstaunet da, sein Manuscript gedruckt zu sehen.

bald hernach kamen die Briefe über die Empfindungen heraus: Bis dahin hatte die Philosophie unter den Deutschen immer nur kalte Raisonnements der Vernunft zu ihrem Gegenstande gehabt, bei deren Erörterung durch Demonstrationen in Reih und Glied, man die Frage Cui bono? so oft umsonst that, indem dadurch keine Thatsachen weder der physischen noch der moralischen Natur aufgeklärt wurden. Baumgarten hatte allein durch seine Aesthetik der Philosophie einen neuen Weg angewinkt, und sie, wie ehemals Sokrates, von den leeren Spekulationen auf die Thatsachen der Natur zurückzuführen versucht: zugleich hatte er durch seine präcise Vortragsart, den Teutschen gezeigt, daß auch ohne Q. E. D. ein Weg zur Wahrheit führte. In den Briefen über die Empfindungen machte nun unser Mendelsohn jene Thatsachen der Natur zu seinem Gegenstande: erforschte die Entstehung, und allmählige Entwikke-

lung unserer Begriffe vom Schönen, löste sie in ihre ersten Bestandtheile auf; und brachte in diesen so dunkeln Theil der menschlichen Seele alle die Deutlichkeit, an die er in der Schule der Demonstration, in welcher er sich gebildet hatte, nur immer gewöhnt war. Aber wenn vielleicht die von ihm aufgestellte Theorie des Schönen nicht ganz dem scharfen Prüfer stand halten sollte: so war seine Manier, die Ideen zu entwikkeln und den Faden bis an seinen Endpunkt aufzuspinnen, das feine und zierliche, halb-verhüllende und halb-zeigende Graziengewand, welches er den tiefsten und scharfsinnigsten Begriffen zu geben, und gleichsam das Sokratische Lächeln, welches er über seinen ganzen Gegenstand zu verbreiten wuste — immer ein

novum, recens, inauditum,

in der Litteratur der teutschen Philosophie, die nun an seiner Hand die Grazien zum erstenmal in ihr Gefilde hineingeführt sahe. Wenn auf irgend einen der deutschen prosaischen

Schriftsteller angewandt werden soll, was Homer von seinem Nestor sagte:

Honig entrieselte den Lippen des Redenden.

so ists gewiß unser Weltweise; nie ist Verstand und Herz so gemeinschaftlich ins Spiel gezogen und interessirt worden, nie Wahrheit und Schönheit so schwesterlich bei einander gegangen. Wir sind überzeugt, indem wir zugleich gerührt sind, und fühlen uns gerührt, indem wir überzeugt sind: und was in dem ersten oder dem andern Falle fehlt, ersetzt der milde, sanfte Mund des Redenden, dem man blos deswegen zu glauben versucht wird, weil er überzeugt oder oder gerührt scheint. Es giebt nämlich eine gewisse Herzlichkeit, selbst in der Sprache der Ueberzeugung, wenn sie von großen und wichtigen, selbst noch demonstrirten Wahrheiten zu reden hat, — eine Herzlichkeit, die gleichsam an sich selbst das lebende Beispiel einer überzeugten Seele darbietet: — und dies ists, worin Mendelsohn von Keinem unserer Philosophen bis dahin erreicht worden,

und

Von Gott, von der Schönheit der Tugend und von der Unsterblichkeit der Seele ist von keinem Philosophen bei so viel Tiefe mit so viel Interesse, noch bei so viel Interesse mit so viel Tiefe geschrieben worden *).

Es war nicht Wunder, daß der Deutsche, zu dessen Kopf unter allen Völkern Europa's vielleicht am leichtesten ein Weg durch das Herz geht, den Mendelsohnschen Schriften so viel Beifall bewilligte, und sie in seine Lieblingsbibliothek aufstellte:

Allein wenn nächst der Tiefe der abgehandelten Materie, Sprache und Einkleidung dasjenige Verdienst ist, welches unserm Weltweisen

*) Es wird dem Forscher des menschlichen Geistes nicht überflüßig seyn, wenn ich ihm hier die Anekdote mittheile, welche ich aus dem Munde des Herrn David Friedländer habe, daß Mendelsohn, einen der Briefe über die Empfindungen mit einem Bündel Seidenwaaren unter dem Arm, vor der Thür eines Hauses unter den so genannten Linden hier in Berlin, concipirt, wie der Weltweise selbst dies seinem eben genannten Freunde anvertrauet hat.

einen ansehnlichen Rang unter den classischen Schriftstellern der Nation erworben: mit welchem eisernen Fleiß muß Mendelsohn die teutsche Sprache studiert haben, um ihr jenen unnachahmlichen Schmelz zu geben, und sie mit jener gefälligen Geschmeidigkeit seinen äußerst feinen Anschauungen anzubiegen? da er von einer Nation war, welcher die doppelte Sprache, wozu sie von Kindheit auf gewöhnt, (die Ebräische und die deutsche) und unter deren verstümmelten Gemische sie erzogen wird, das stärkste Hinderniß seyn muß, und es auch gewöhnlich zu seyn pflegt, die eine oder die andere Sprache bis zu einer gewissen Stufe der Correktheit zu bearbeiten. Viele der nachherigen Philosophen wollten ihn nachahmen; aber es gieng ihnen, wie es den Nachahmern gewöhnlich zu gehen pflegt, seine Schönheiten wurden unter ihrer Hand bald Fehler, sein gefälliger Schmuck wurde Prachtaufwand und Coquetterie, und was bei ihm (man erlaube uns das Gleichniß) feine, durch Enthusiasmus und Seelenwärme emporgetriebe-

ne, natürliche Wangenröthe war, das ward ihnen überladene Schminke, mit kalter Hand und mit noch kältern Herzen aufgeklebt.

Nicht lange hernach erschien die kleine Schrift: Pope, ein Metaphysiker, die allgemein Lessingen und Mendelsohn gemeinschaftlich zugeschrieben zu werden pflegt. Allein wenn gleich Mendelsohn in einem oder dem andern freundschaftlichen Gespräche, oder philosophischen Debatten, deren sie so viele mit einander hatten, Lessingen manche Idee dazu mit getheilt haben mag: so ist mir doch, die in dieser Schrift durchgängig herrschende Laune von der muntern Art, der critische und nur zu oft an Scepticismus gränzende Ton, und die triumphirende Mine, mit welcher der Gegner durch und durch behandelt wird, Bürge dafür, das Lessing der eigenhändige Verfasser dieser kleinen Streitschrift ist, dem sie auch in der neuesten Ausgabe zugeschrieben wird.

Aber nunmehr ward das Grazienband unserer philosophischen Freunde zerrissen:

Lessing ging von Berlin weg, und Abbt wurde Professor in Rinteln. Mendelsohn und Nikolai blieben in Berlin, und gaben gemeinschaftlich mit jenen die Litteraturbriefe heraus, unter denen die von der Hand des Mendelsohn den Verfasser der Briefe über die Empfindungen so unverkennbar an der Stirne tragen.

Den Preis über die akademische Preisfrage, von der Evidenz der metaphysischen Wissenschaften trug unser Weltweise durch seine Popularität, seinen schönen und glänzenden Vortrag, sein praktisches Anschließen auf nützliche Wahrheiten des gemeinen Lebens, selbst über Kant, mit Recht davon, der mit ihm zu gleicher Zeit in die Schranken getreten war, der aber nichts als einen Scharfsinn vorzuzeigen hatte, welchen die Welt damals noch nicht in allen seinen Tiefen kannte.

[1762.] Aber wenn werden wir in unserm Weltweisen denn wieder den Menschen erblikken? Mendelsohn heirathete. Wir können wohl sagen, daß uns die Natur zu jenem ihrem großen physischen Entzweck, den sie sich selbst und ihrer

Schöpfung schuldig ist, mit allen ihren Sel-
len hingezogen: Triebe des Körpers, Verhält-
nisse des menschlichen Lebens, Empfindungen
des Geistes, leitete sie auf diesen Punkt, wie
auf ihr Centrum, hin. Mögen den Mann, der
sein Leben dem Denken geweiht hat, die bei-
den erstern Gründe noch so wenig versuchen, (wie
wohl es eben so schwer ist, sich über diese Ver-
suchungen der Natur (laßt uns sie so nennen)
wegzusetzen, als über die Versuchungen zur
Sünde:) alle unsere moralische Empfindungen
des schönen und edlen in den Künsten und
Wissenschaften sowohl als in den menschlichen
Handlungen gehen aus dem Geschlechtertrieb,
wie aus ihrem ursprünglichen Keime hervor:
und enden da wieder hinein. Der große und
letzte Wunsch unserer menschenfreundlichen Na-
tur, zu genieſſen und genossen zu werden, scheint
in der Liebe des Weibes allein Befriedigung
zu finden. Berechnet die Summe der Zufrie-
denheit in der Welt; und ihr werdet gewiß

zwey Drittheile davon auf ächter Weiberliebe gegründet finden.

Mendelsohn hat mit seiner Gattin, einer Tochter des Abraham Gugenheims aus Hamburg, die er in einem kurzen Aufenthalt daselbst kennen lernte, 8 Kinder erzeugt, wovon die erstgebohrne Tochter ihm im 11 Monat ihres Lebens starb: ihr Tod veranlaßte den schönen Brief in Abbts Correspondenz: denn er fiel gerade in diese Zeit, als unser Weltweise mit der Vertheidigung von Spaldings Bestimmung des Menschen beschäftigt war, welche unter dem Titel, Orakel, in dem Briefwechsel gedrukt ist: und von welcher ich nicht wüßte, ob die Ausländer etwas ähnliches aufzuweisen hätten.

[1767.] Der gelehrte Streit mit Abbt veranlaßte den Phaedon. Der Gedanke, im Gewande eines der größten Schriftsteller der Alten, die neuern Wahrheiten der Philosophie der Welt vorzutragen, und so die Energie und Grazie der Alten, mit der Feinheit und Bestimmtheit der neuern zu verbreiten, war sehr

glücklich: und eben so glücklich die Ausführung desselben. Der Phädon ist überdem das gefeilteste, und zugleich das rührendste aller Gespräche des Plato's: denn der größte Mann des Alterthums erörtert darin, in dem entscheidendsten Augenblicke des Lebens, eine der wichtigsten Fragen der Menschheit. Und wer konnte dem Plato tiefer und zärtlicher nachempfinden, oder den Sokrates sokratischer sprechen lassen, als der eben so sanfte als scharfsinnige Verfasser der Briefe über die Empfindungen. Horaz fand an Ramlern keine gleichtönendere Seele zu der Uebersetzung seiner Oden, als Plato für seinen Phädon an Mendelsohn fand. Die Seele eines Uebersetzers von einem Werke des Genies und die seines Verfassers müssen immer gleichsam zwei Liebende seyn, die sich einander verstehen und ihre Gedanken mittheilen. Aber wo einmal Ueberzeugung nicht möglich ist, können wir sie da auch von der Hand eines Mendelsohns erwarten? Es ergeht uns mit dem Mendelsohnschen Phädon, wie Cicero klagte, daß

es ihm mit dem Phaedon des Plato ergienge: So lange wir das Buch lesen, glauben wir uns überzeugt: wenn wir es aus der Hand legen: kehren die alten Zweifel wieder zurück.

In der dem Phädon vorangeschickten Lebensbeschreibung des Sokrates scheint Mendelsohn die Einfalt des griechischen Weltweisen nachgeahmt zu haben: und doch sieht man es ihm in jeder Zeile an, daß er mit Interesse und Innigkeit spricht.

Und wenn wir einen unserer Weltweisen den Sokrates der neuern Zeit nennen wollten, wer würde uns eher beifallen, als der weiche, sanfte, süßschwärmerische Mendelsohn?

[1768.] Durch alles, was Mendelsohn bis dahin geschrieben, hatte er sich einen so allgemeinen Ruhm erworben, einen Ruhm, der sich bis nach Frankreich, nach Holland und nach England verbreitete, daß Lavater (der nach seiner sehr menschenfreundlichen, aber enthusiastischen Denkungsart jede schöne und edle Seele dem Christenthum anzuschließen wünscht; (so wie er nach

seiner eigenen Versicherung in dem bekannten Werk: Pontius Pilatus, alles, was gut nützlich, gros und edel ist, in die Bibel hineinträgt, keinen größern Gewinnst für die christliche Religion zu machen können glaubte, als wenn er den Vorführer einer ganzen Nation und anerkannten seinen Denker zu derselbigen hinüberzuziehen suchte. Seine Anfragen oder vielmehr Anfoderungen an den jüdischen Weltweisen über diesen zarten Punkt hatten zwar alles gutmeinende, aber auch zugleich alles übereilte und unvorsichtige des Enthusiasmus. Mendelsohn, der sich von zween Seiten zugleich eingeengt sahe, nahm sich hiebei eben so sehr als seiner Welt- und Menschenkenner, als Philosoph, und fertigte Lavatern mehr durch Stillschweigen als durch Widerlegen ab. Seine Correspondenz mit Lavatern ist, so unbeträchtlich sie uns nunmehr auch vorkommen mag, eine herrliche Beilage von Feinheit und Delikatesse in gelehrten oder Religionsstreitigkeiten, welche von der neuern Streit-Art unserer Gelehrten gerade so

unterschieden ist, als ein Corte d'amore von dem Faust- und Kolbenrecht.

Unterdes hatte das Unerwartete, sich grade von der Seite Streiche versetzt zu sehen, woher er es am wenigsten vermuthet hatte, der Aerger, zween verschiedenen Glaubensgenossen zu gleicher Zeit Preis gegeben zu seyn, der Verdruß, der ihn bei jeder Zeile, die er in dieser Sache schreiben muste, mit erneuerter Bitterkeit angriff — eine gefährliche Wirkung auf die so feingewebte Geisteshülle unsers Weltweisen, daß er eine Zeitlang gar kein Geschäfte verrichten konnte.

[1771.] Kurz darauf verschenkte Mendelsohn sein Manuskript, Commentar über den Prediger Salamonis an seinen Bruder, der es in rabbinischer Sprache drucken ließ. Als einige Zeit nachher die Judengemeine von dem Könige Friedrich II den Befehl erhielt, einen Auszug aus dem Buche Choschem Hamischpath in deutscher Sprache zu machen, um nach diesem Norm in Gerechtssachen zwi-

schen Jude und Jude zu entscheiden, so übernahm Mendelsohn diese Arbeit: und sein Auszug aus dem genannten Ebräischen Werke kam unter dem Titel, Ritual-Gesezze der Juden 1778 heraus.

Im Jahr 1779 verfertigte Mendelsohn seine deutsche Uebersetzung des Pentateuch. Diese Uebersetzung zog ihn von den Orthodoxen seiner Nation gerade so viel Vorwürfe zu, als dem Luther seine deutsche Bibelübersezzung von den Katholiken seiner Zeit

Im Jahr 1783 gab er seine metrische Uebersetzung der Psalmen heraus, an welcher er, wie er selbst in der Vorrede sagt, 10 Jahre gearbeitet hatte. Man sieht es dieser Uebersetzung durchgängig an, daß jeder rührendste Laut der Harfe des Hebräischen Sängers in dem Herzen Mendelsohns eine gleichgestimmte Saite fand. Die gewöhnlichen Uebersetzungen, die wir von den Psalmen haben, mögen vielleicht mehr den Arabischen Wurzelwörtern entsprechen: aber Geist und Kraft des Originals bis in seine feinsten

Schattirungen, strahlt die Mendelsohnische allenthalben zurück: und bei manchem schweren Seufzer des Hebräischen Dichters sieht man gleichsam die Brust seines Uebersetzers von seinem Geschlechte sich zum zweitenmale heben. So wie bei mancher schwungvollen Hymne auf den Gott Israels und seine Wunderthaten, die er an seinem Volke verübt, demselben das Herz hoch aufzuklopfen scheint. Ein gelehrter Commentar zu der Uebersetzung würde vielleicht das Auge unsrer Exegeten mehr auf dieselben geheftet haben.

Das sogenannte Hohelied ist im Manuscript von ihm geblieben, und kürzlich durch die Gesellschaft zur Beförderung des guten und edlen unter der jüdischen Nation, für deren Aufklärung sie schon rühmlich gewirkt, im Druck erschienen.

Man sieht, Mendelsohn suchte vorzüglich durch Uebersetzungen der Bibel, auf die Cultur seiner Nation zu wirken, ein Weg, den noch neulichst Herr David Friedländer in seinem über-

setzten Prediger, andringlich empfohlen, und selbst sehr glüklich eingeschlagen. Die Bibel ist dem Juden Religions- und Gesetzbuch, mithin die Quelle seiner wichtigsten Erkenntnisse: jede nüzliche Wahrheit, die ihm durch das Organ derselben zugeführt wird, dringt ihm tiefer ein, und ist ihm gleichsam geheiliget.

[1781.] Durch die berühmte Dohmsche Schrift über die bürgerliche Verfassung der Juden ward Mendelsohn zu der Uebersetzung des Manasse Ben Israels Rettung der Juden veranlaßt, wovon die Vorrede ein allgemein bewundertes Meisterstück ist, und mancher Rede des Cicero sicher an die Seite gestellt werden kann.

Am Ende des Jahres kam das Forschen nach Licht und Recht heraus, worin Mendelsohn sehr angegriffen ward. Der Verfasser glaubte ihn einige Schritte dem Christenthum näher zu finden, und wünschte, auf die Vermuthung, daß er nach reiferer Ueberlegung die Lavaterischen

Gründe beherzigt, der christlichen Kirche Glück zu der Bekehrung des jüdischen Philosophen.

[1783.] Dieß veranlaßte denn Mendelsohn, noch einmal seine völlige Meinung über Religion und Toleranz zu schreiben: und so erhielten wir von ihm das Werk: Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum.

Wenn gleich dieses Werk unter allen seinen Schriften den meisten Widerspruch fand, indem er in demselben über Natur und Kirchenrecht, vorzüglich aber über das letztere, einige Sätze vortrug, welche dem, was gewöhnlich darüber festgesetzt wird, schnur straks entgegen sind, und vorzüglich durch das, durch was er zu Bestätigung des Judenthums darinn behauptet, eben so sehr Christen, als viele unter seiner Nation gegen sich reitzte: so trägt doch dieses Produkt durchgängig Spuren jener Meisterhand des Philosophen und des eleganten Schriftstellers; der den tiefsten Gedanken in das Gewand der Grazien zu kleiden weis: und wenn grade in unserm letzten Quinquennium das Capitel von

der Toleranz am meisten verhandelt worden, so entsinnen wir uns doch keine so rührende Stelle über diesen Gegenstand irgend gelesen zu haben, als im Jerusalem. Was aber dieses Werk vor allen wichtig macht, ist der durchaus analytische Stufengang der Ideen, durch welchen der scharfsinnige Verfasser seinen Gegenstand aus dem Auge des Volks in den Kopf des Philosophen hinüberzutragen, aus dem praktischen Leben zur Spekulation zu erheben weis. Philosophische Werke in dieser Methode geschrieben, sollten immer die classischen Handbücher aller jungen Denker seyn: denn sie nützen ihnen, selbst die darin abgehandelten Materien abgerechnet, durch die bloße Einkleidung und Ideengang mehr, als ganze Bände voll ausgemachte Wahrheiten, rhapsodistisch zusammengetragen.

Man erlaube mir noch eine Anmerkung über dieses Werk. Man hat den jüdischen Weltweisen über das, was er zur Bestätigung des Judenthums gesagt, gewissermaßen einer Treulosigkeit gegen die Aufklärung zu beschuldigen ge-

wagt. Aber wenn er durch seine Erklärung für die Fortdauer der jüdischen Religionsgebräuche und die versuchte philosophische Rechtfertigung derselben, sich das Zutrauen seiner Nation sicherte, deren großer Vorführer er war, und welche er als die älteste, und in vielen Rücksichten äußerst merkwürdige Nation der Erde, durch die Fortdauer des alten Nazionalgottesdienstes, vielleicht auf immer von allen andern Völkern abgesondert erhalten zu können glaubte: so hat er von der andern Seite durch den durchaus neuen, aber sehr wahren Lehrsatz, daß das Judenthum zu keinem Glauben an eine Offenbarung, oder irgend einen Saz derselben verpflichtet, das Thor der Wahrheit für seine Nation weit offen gelassen, durch welches die Aufklärung mit allen ihren Fakeln eingehen kann *). Schon

*) Eigentlich hatte Mendelsohn, wie ich es durch die Mittheilung eines seiner vertrautesten Freunde weiß, bei dieser, seinen Grundsäzzen so paradoxen Behauptung, eine weit tiefer liegende Absicht, indem er dadurch die christlichen Theologen zu gewissen Erklärungen bringen wollte. . . . . Die sie sie aber glücklich oder klug genug waren, zu übersehen. Anm. d. H.

[1785.] Schon seit einiger Zeit hatte Mendelssohn als ein wahrer praktischer Weltweiser die Wahrheiten der natürlichen Religion einigen seiner Angehörigen vorgetragen: die Summe dieses seines Vortrags, gab er uns in seinen Morgenstunden, einem Werk, welches seiner Absicht gemäß in mehrern Theilen erscheinen sollte. Es ist die scharfsinnigste Erläuterung und eleganteste Darstellung der dogmatischen Philosophie; und wenn irgend eine Hand das sinkende Gebäude derselben hätte stützen können, so war es gewis die Hand Mendelssohns.

Pergama defendi si potuissent
hac dextra defensa fuissent!

Virgil.

War gleich der Pallast, an dem er bauete, durch andere gegründet und fast ausgebaut: so wuste er doch auf jeden Stein, den er in die Lücken schob, auf jede kleinste Lichtöffnung, die er daran anbrachte, mit der geschicktesten Künstlerhand sein: Ipse fecit, zu sehen; und mit der angenehmsten Ueberraschung findet man in seinem aufgestellten

System die scharfsinnigsten Beobachtungen über die menschliche Seele dem feinsten Gewebe der Spekulation, als Einschlag eingesponnen. Man hat Mendelsohn seine Anhänglichkeit an den strengen Dogmatismus der Philosophie vorgeworfen. Allein wenn ein Mann ein System mit allen Kräften seiner Seele aufgefaßt, seinem ganzen Ideengange unzertrennlich eingewebt, es ein ganzes Leben hindurch nach allen Seiten gedreht und gewendet, und es jedesmal seinem Wahrheitssinn (und dieser war in ihm für die Wahrheiten der Religion schon sehr frühe durch das lebhafteste Gefühl bestimmt, und durch das Lesen der heiligen Schriften seiner Nazion bestätigt worden) gemäß befunden: ist es zu verwundern, wenn er diesem System treu bleibt, und daß der Szeptizismus, der, ehe Kanthin seinem System der critischen Philosophie einwebte, so einseitig, und mit dem gemeinen Menschensinn gewissermaßen in Widerspruch war, nicht bis in die Seele Mendelsohns vordringen konnte, wo er, wäre es ihm auch gelungen, die Gründe des Verstan-

des zu besiegen, in dem Herzen desselben einen unüberwindlichen Gegner fand.

Er hat sich in der Vorrede dieses Werks mit aller ihm eigenthümlichen Bescheidenheit darüber erklärt. Ich wollte, sagte er, meinen Freunden ein Denkmal hinterlassen, wie ich mir die Auflösung der wichtigsten Fragen der Menschheit gedacht. Den großen Zertrümmerer des babylonischen Thurmbaus aller philosophischen Dogmatik, der wenigstens unter die Bauleute Sprachverwirrung, Schweigen und gänzliche Muthlosigkeit gebracht, den Verfasser der Critik der reinen Vernunft, bezeichnet er eben so wahr, als fein mit dem Namen des alles Zermalmenden: und in einer andern Stelle eben dieser Vorrede ahndet er sehr lebhaft die neuen Gefilde der Philosophie, welche Kant jenseits der liegenden Trümmer aller gewöhnlichen Systeme eröffnet hat.

Der erste Theil der Morgenstunden war fast bis auf die letzten Bogen abgedruckt, als die

Schrift des Herrn Jacobi über den Spinoza erschien, in welcher Lessing als ein offenbarer Anhänger des berüchtigten Systems dieses Philosophen erklärt ward. Den eifrigen Vertheidiger der reinen Vernunft-Religion, den Verfasser des Nathan, den gelesensten Schriftsteller der Deutschen, des Spinozismus beschuldigen, und zwar in der Art, wie es Herr Jakobi gethan, hieß denselben nicht blos als Atheist und Gotteslästerer, sondern auch als Spötter, als Heuchler vor den Augen der Welt darstellen: hieß der deutschen Nation ein gefährliches Mistrauen in in die Grund- und Lehrsatze eines ihrer größten Schriftsteller einflößen. Konnte Mendelsohn mit einem für Freund und Freundschaft so warmen Herzen, den theuresten, den unvergeßlichsten seiner Freunde, dem er einen großen Theil seiner Bildung verdankte, durch den er zuerst gleichsam wider seinen Willen zum Schriftsteller geworden, — konnte Mendelsohn die Asche dieses Freundes, oder was noch mehr war, den Ruhm, die Wahrheitsliebe, die Redlichkeit dieses Freundes, so muth-

willig preisgegeben sehen? Wäre er die eine Rechtfertigung desselben nicht dem Todten schuldig gewesen, so war er sie dem deutschen Publikum, der Welt schuldig. Jene Jakobische Anschuldigung Lessings, schien auf unsern Weltweisen mit eben dem Eindruck zu wirken, als das

κατ' ἐξοχὴν Παράδοξον

auf den Achill bei dem Homer. Er achtete nicht der matten Kräfte, welche er durch die Ausarbeitung des ersten Theils seiner Morgenstunden erschöpft hatte: er überwand seinen so oft erklärten Abscheu gegen Streitigkeiten jeder Art, und Religionsstreitigkeiten insbesondere: er wollte sogleich den ersten Eindruck vertilgen, den die Jakobische Schrift gemacht haben konnte, und so opferte er, in der Ausarbeitung der Schrift, Moses Mendelsohn an die Freunde Lessings, den letzten Rest seiner Kräfte der Freundschaft.

Die außer dem vorliegenden Streitpunkt über Lessings Spinozismus wichtigste Erörterung in

dieser kleinen Schrift ist die S. 30 : 36 über Spekulation und gesunden Menschenverstand, und die Berichtigung und Leitung der erstern durch diesen: wobei aber die große Streitfrage über das Wesen und die Grenzen beider noch immer unbestimmt blieb, bis in dem großen Commentar des gesunden Menschenverstandes, ich meine in der Critik der reinen Vernunft, beide in ihre natürlichen Rechte eingesetzt wurden.

In dem Theil dieser Schrift, der Lessingen angeht, zeigen sich Kopf und Herz des Weltweisen in der lebhaftesten Bewegung: es herrscht darin alle Bitterkeit und aller Unwillen der gekränkten Freundschaft: tiefgreifender Scharfsinn wechselt mit den Zügen der feinsten Ironie, die gleichsam mit gekniffener Oberlippe den Gegner anlächelt; und die sehr wahrscheinliche Wendung, die er dem Lessingschen Gespräch mit Herrn Jacobi zu geben weiß, ist ein Coup de Maitre in dieser Art.

Es ist zu spät, Parthei zu nehmen, das Publikum hat in der Sache längst entschieden. Vielleicht behandelte Mendelsohn die Lessingsche Sache mit zuviel Wichtigkeit: aber diese Seite war doch immer diejenige, welche sein Herz ihn am ersten fassen lassen muste: — ob aber der größte Philosoph der Deutschen mit eben so viel Wahrheit, als Wiz, von dieser Streitigkeit gesagt hat: „Mendelsohn ist schuld daran, daß J..... „sich einen Philosophen geglaubt," darüber must du, deutsches Publikum, entscheiden.

Unterdes hatte dieser Streit sehr nachtheilig auf das Nervensystem unsers Weltweisen gewirkt. Zugleich war ihm nun der Plan zu dem zweiten Theil seiner Morgenstunden, den er dem Briefwechsel zwischen ihm und Jacobi, über welchem eigentlich der Zwist entstanden war, einverleiben wollte, zerrissen: er konnte die Ausarbeitung nicht mehr so ruhig, wie bisher, verschieben, und strengte sich an, einen ganz neuen Entwurf, in Ansehung der Folge der Materie,

und der Art ihrer Entwickelung zu machen. Bei der Wallung, die diese zu anhaltende Beschäftigung in seinem Blute hervorgebracht hatte, und und bei der ohnehin schon so großen Schwäche seines Nervensystems, bedurfte es nur des mindesten äußern Zufalls; — und der vortreffliche Mann war verloren.

Der edle starb den 4ten Januar 1786.

Wenn an einem großen Mann, wie an jedem Werk der Natur, alles bis auf das kleinste bedeutend ist, so wird das deutsche Publikum vielleicht nicht ungern in folgendem Mendelsohn den Menschen, den Freund, den Gesellschafter erblicken; ich schreibe fast wörtlich ab, was ein Mann, der Mendelsohn persönlich gekannt, mit dem Beifall aller Freunde des Weltweisen vor mir gesagt:

„Mendelsohn war von kleiner Statur, sehr „hager, verwachsen: seine Gesichtsfarbe war „äußerst braun und kränklich: sein Haar schwarz

„und kraus: seine Nase römisch gros. Den „Mund hatte er immer sanftlächelnd, etwas offen: „sein Auge war feurig, sein Blick durchdringend. „In seiner Miene lag so viel Güte, Bescheiden„heit und Wohlwollen, daß man ihn beim er„sten Anblick lieb gewinnen muste. Seine ge„wölbte Stirn und alle Züge seines Gesichts ver„kündigten den Mann von hellem Kopf und edlen „Herzen."

„Das tiefe angestrengte Denken, dem Men„delsohn fast sein ganzes Leben gewidmet hatte, „muste seiner so schwachen, so unglücklich gebau„ten Maschine nothwendig verderblich werden. „Dennoch hatte der vortreffliche Mann, ohne „merkliche Schwächung seiner Gesundheit fort„gearbeitet, so lange seine Arbeit nur noch Spe„kulation war: erst, da die Lavaterische Auffode„rung auch sein Herz in Bewegung setzte, empfand „er plözlich die fürchterlichsten Folgen von seiner „Lebensart; und ohne die Stärke der Seele, „womit dieser wahre praktische Weise allen sinn-

„lichen und allen geistigen Genusse auf ganze
„Jahre entsagte, würde er schon damals der
„Welt und seinen Freunden entrissen worden
„seyn. Den sinnlichen Genuß entzog er sich
„standhaft bis an sein Ende; es war unbegreif-
„lich, wie die Nahrung, auf die er sich einschrank-
„te, einen menschlichen Körper erhalten konnte,
„und es war rührend, ihn seine Freunde mit der
„heitersten Miene zu Speisen und Getränken ein-
„laden zu sehen, wovon er selbst bei aller Lüstern-
„heit nicht zu kosten wagte. Nur den geisti-
„gen Genuß der Lektüre, und den noch reizen-
„dern der eignen Arbeit, konnte der Mann, der
„so ganz Geist war, in die Länge nicht mehr
„entbehren. Kleinere Aufsätze, die er in seinen
„besten Stunden ohne Schaden gewagt hatte,
„lockten ihn nach und nach weiter; er fing an,
„seine ehemaligen Lieblingsideen wieder hervor-
„zusuchen: und hätte man ihn seinen Gang ge-
„hen lassen, hätte man ihn nicht abermals aus
„der Sphäre der ruhigen Spekulation her-
„ausgerissen, so würde er wahrscheinlich, trotz

„diesen Beschäftigungen, sein Leben noch auf „Jahre erhalten haben *).“

„Er war ein großer Freund von Gesell„schaft. Er überließ sich nie der Einsamkeit, „als des Morgens von 4 bis 5 Uhr, bis um „8 oder 9, dann gieng er in sein Comtoir, „und blieb da bis zu Mittage. Nachmittags „bis um 4 Uhr war er noch gewöhnlich mit „mit der Handlung beschäftiget. Zu dieser „Zeit fanden sich schon seine Freunde und „Schüler bei ihm ein, und er fand gewöhn„lich, wenn er nach Hause kam, schon eine „große Versammlung in seiner Stube, die ihn „erwartete. In dieser befanden sich Theologen, „Litteratoren, Philosophen, Staatsdiener, Kauf„leute, Alte, Junge, Einheimische und Fremde, „durcheinander. Er unterhielt sich dann bis „um 8 Uhr über verschiedene Materien.

*) Man sehe die Vorede zu der Schrift: Mendelssohn an die Freunde Lessings.

„Es war ein besonderes Talent bei ihm,
„daß er sich mit jedem in seinem Fache ein-
„ließ, und jedem in allen Sachen Bescheid
„gab, als wäre es sein eigenes und einziges
„Fach. Nie behauptete er etwas, als gewiß:
„alles, was er äußerte, war problematisch;
„ich glaube," „man könnte sagen," „was hal-
„ten sie davon?" „wenn wir so sagen möchten."
„Man vermißte nie in seinen Reden, sein gro-
„ßes Vorbild, Sokrates.

„Er hatte von Natur eine starke Anlage zur
„Satyre, welche der Ironie des griechischen Wei-
„sen sehr nahe kam; und welche dem, bei welchem
„er sie bei nöthiger Gelegenheit empfinden ließ,
„wie ein scharfer Bienenstachel, tief in die Haut
„fuhr: aber er war immer auf seiner Hut, so
„daß er manchen witzigen Einfall unterdrückte,
„um niemanden anstößig zu werden *).

*) Der große Friedrich ließ einst unsern Weltweisen nach Potsdam zu sich kommen. Da es eben Sabbath war, wo, wie bekannt, kein Jude reiten oder fahren darf: so mußte Mendelsohn zu Fuß durch das Thor in Potsdam hineingehen: Ein Junker, der, wie natürlich, auf seiner

„Er ließ sich mit keinem über eine bestimmte „Materie ein, bis sie erst in den Grundbegriffen „einig waren. Er behauptete, (und leider! „mit wie viel Recht!) daß der größte Theil „der gelehrten Streitigkeiten, aus Mißver„stand der Definizionen entstehe.

„Bei den Rabbinen ist's Gebrauch, ihre „gelehrten Unterhaltungen eine Disputation zu „nennen, weil sie immer in den Prinzipien „uneinig sind: das konnte er gar nicht leiden. „Einst kam ein Rabbi zu ihm, da er eben el-

Wachstube niemals den Phädon oder die Briefe über Empfindungen gelesen haben mochte, fragte ihn auf die Anzeige, daß er ein Jude, mit Namen Mendelsohn wäre, unter einigen soldatischen Flüchen, wie er in aller Welt zu der Ehre käme, zum Könige gerufen zu werden? Worauf ihm der Weltweise in der Angst die Diogenische Antwort gab: ich spiele aus der Tasche: Das ist was anderes, sagte der Junker, und ließ den Taschenspieler Mendelsohn passiren, da er Mendelsohn den Weltweisen, wer weis wie lange noch inquirirt oder vielleicht auch auf die Wachstube gesetzt hätte, da bekanntermaßen mehr Taschenspieler als Weltweise durch die Thore hineingehen. Auch diese Anekdote verdanke ich einigen Freunden des Weltweisen, denen er sie selbst erzählt hat. Anm. d. Verf.

„ne große Gesellschaft bei sich hatte, und sag„te: ich bin gekommen, mit Ihnen zu disputiren. „Freund, kam ihm Mendelsohn entgegen, ich er„kläre hier öffentlich, daß wir mit einander Friede „haben, und dieser soll nicht verletzt werden.

(Wie viel tausend Bände polemischer Schriften würden weniger in der Welt seyn, wenn der andere Theil, der von dem ersten aus keinen andern, als aus Beweggründen dieses Rabbi angegriffen ward, statt aller Antwort die Mendelsohnsche Friedenserklärung von sich gegeben hätte.!)

„Er hielt sehr viel auf den Ausspruch des „gesunden Menschenverstandes, der ihm das „große Prinzip seiner Philosophie zu seyn schien. „Wir haben verschiedene Handschreiben von ihm „über kaufmännische Angelegenheiten, wo er „immer an diesen, als an der letzten Instanz ap„pellirte, und seine Freunde, die ihn um Rath „fragten, immer darauf hinwies.

„Gott hatte ihn gesegnet, er hatte Vermö„gen genug, um eine feine bürgerliche Wirthschaft

„führen zu können. Er unterstützte seine und „seiner Frauen arme Verwandten auf die lieb„reichste Weise, hatte beständig seine Tischgenossen, „mit denen er sich unterhalten konnte: und wenn „er sich für jemand zu verwenden Gelegenheit „hatte, und sein Geschäfte glücklich von statten „gehen sahe: dann glänzte alle Freude des Men„schenfreundes in seinem Gesichte".

Viele Züge seiner Rechtschaffenheit, Edelmuth und Menschenliebe, und jeder gefälligen Tugend sind noch jetzt die Lieblingsmaterie in den Gesprächen seiner Freunde: aber sie hier namentlich aufführen, hieße nicht das Leben des stillesten und bescheidensten Weisen beschreiben.

Wie sehr der Edle von den hiesigen Gelehrten geschätzt worden, zeigt der Aufsatz über ihn in der Berliner-Monathschrift, wie nicht weniger der von Herrn Nikolai in seiner deutschen Bibliothek und vorzüglich die Vorrede zu seiner letzten Schrift an die Freunde Lessings von der Hand des Herrn Engel und Herrn Professor Herz. Diese Vorrede ist die unabsichtlichste

aber desto rührendere, und wahrere Lobreden auf den verstorbenen Weisen: sie ist wie eine Thräne der Edlen, über dem Grabe des Edlen geweint.

Die Büste, welche der Herr Professor Herz von Mendelsohn in seinem Studierzimmer aufgestellt hat, hat folgende Inschrift:

Moses Mendelsohn
Nächst Sokrates der Weiseste
Seines Volkes Krone
Jedes Volkes Zierde
Lessings und der Wahrheit
Vertrauter,
Starb wie er lebte
Sanft und weise.

Herr Rammler hat unserm Weisen folgendes Denkmal errichtet:

Moses Mendelsohn, gebohren
zu Dessau von jüdischen Eltern,
ein Weiser wie Sokrates,
den Gesetzen der Väter getreu
Unsterblichkeit lehrend
unsterblich wie er.

Anweiſung

wie

junge Leute die alten und neuen Dichter

leſen müſſen.

In einem Briefe

des

Ariſtes an Hylas.

Plutarch, dieser große Kenner des menschlichen Herzens, hat eine ganze Abhandlung geschrieben, wie junge Leute die Poeten lesen sollen. Die Dichtkunst, sagt er, ist sehr geschickt, den Verstand eines muntern Jünglings zu ernähren, aber sie kann ihn auch gewißermaßen irrend und wankend machen, wenn er nicht durch gute Regeln angeführt wird, den Mißbrauch zu vermeiden. Er vergleichet die Dichtkunst mit der Erde von Egypten, davon Homer sagt, sie bringe eine große Menge von heilsamen und vergifteten Kräutern hervor. Indessen, fährt er fort, haben nur die guten Köpfe von ihr einigen Nachtheil zu befürchten. Träge und schläfrige Gemüther können hingegen

niemals von ihr betrogen werden, wie Simonides einst antwortete, als er gefragt wurde, warum er die Thessalonier nicht eben so gut betröge, als die übrigen Griechen? Sie sind so unwissend, daß ich sie nicht betriegen kann. Georgias von Leontin pflegte zu sagen: das Trauerspiel ist eine Art von Betrug, davon man behaupten kann, wer betriegt, sei besser, als wer nicht betriegt; und wer betrogen wird, sei klüger als wer nicht betrogen wird. Was soll man also anfangen? frägt Plutarch; soll man die Jugend nöthigen, die Dichtkunst zu fliehen, und sich, wie die Reisegefährten des Ulysses, die Ohren mit Wachs zukleben? oder soll man ihre Urtheilskraft vielmehr durch wahre Vernunftgründe unterstützen, damit sie nicht wanken und auf Irrthümer verleitet werden können? Denn Lykurg handelte ganz gewiß unvernünftig, daß er alle Weinstöcke in seinem Reiche ausrotten ließ, weil er sahe, daß man vom Weine betrunken werden könnte. Er hätte vielmehr die Nymphen, das heißt, das Wasser aus den Quellen damit ver-

einigen sollen, um, wie Plato sagt, diese rasende und ausgelassene Gottheit, durch eine andere, die mäßig und weise ist, in der Zucht zu halten.

Indessen scheint Plutarch die Absicht gehabt zu haben, die griechische Jugend vor dem Mißbrauch der Fabel zu warnen, und dieses mag zu seiner Zeit von großem Nutzen gewesen seyn, weil damals die Jugend ihre Götterlehre eigentlich von den Poeten erlernen mußte. Von dieser Seite aber haben wir in unsern Zeiten wenig von den Poeten zu befürchten, denn unsere Jugend wird durch ganz andere Wege, als durch fabelhafte Gedichte, zu der wahren Erkenntniß von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes angeführt. Allein, es giebt noch andere Irrthümer genug, die ein unerfahrner Jüngling, zum Nachtheil der guten Sitten, in den Werken des Witzes schöpfen kann, und in dieser Absicht mag es dem Publiko nicht unangenehm seyn, in folgendem Sendschreiben einige

Anmerkungen zu lesen, wie ein jugendlicher Verstand angeführt werden könnte, die Poeten mit Nutzen zu lesen. Man hat nicht alles auf einmal erschöpfen können, und begnügt sich, einige wichtige Punkte berührt zu haben, die der Jugend nicht genug eingeschärft werden können.

Aristes an Hylas.

Es sind nunmehr 3 Jahre verstrichen, liebster Hyas! seitdem wir angefangen, Dich Jüngling zu nennen, und der Gehorsam, den Du gegen uns und gegen Deinen Lehrer Theophanes bezeugest, läßt uns hoffen, der Welt in Dir einen glücklichen Mann und einen seeligen Greis zu schenken. Es ist Dir eine Lebhaftigkeit angebohren, die Dich zu vielen Dingen geschickt machet. Allein wisse, liebster Jüngling! feurige Gemüther bleiben selten bei dem Mittelmäßigen stehen. Sie werden entweder im Guten oder im Bösen groß; so wie das

irdiſche Feuer entweder erwärmet, oder verzehret. Noch iſt Deine Vernunft unſtät, und Dein Sinn wanket, und die jungen Aeſte Deines kleinen Nußbaums, die jedem leiſen Winde nachgeben. Wir hatten ihn eben denſelben Tag gepflanzt, an welchem Du das Flügelkleid ablegteſt. Bisher haben wir keinem Sprößlinge verwehrt, aus ſeinem Auge hervorzubrechen, aber bald wird es Zeit ſeyn, die unnützen Reiſer zu verſchneiden, damit der nährende Saft gewohnt werde, in die fruchttragende Zweige hinüber zu treten. Dieſer Baum, Hylas! iſt ein lebhaftes Sinnbild von Dir. Bald iſt es Zeit, Deine Fähigkeiten auf einen ſichern Endzweck zu lenken. Deine kritiſchen Tage nahen heran; ſie ſind noch wichtiger, als die kritiſchen Tage eines Kranken, die höchſtens nur Tod und Leben anzeigen. Jene entſcheiden mehr; denn nachdem Du Dich jetzt in dem Guten oder im Böſen befeſtigeſt, nachdem wirſt Du Zeit Deines Lebens glückſeelig oder elend, unſre Freude oder unſre Schande werden.

Es gefällt mir ungemein, Hylas! daß Du Dich an den Schriften der alten und neuen Dichter so sehr vergnügest, und ich segnete Dich neulich, als mir Theophanes sagte, daß Du bei rührenden Stellen in Thränen zerfließest. Die Dichtkunst ist nach ihrem göttlichen Ursprunge die erste Schule der Tugend und Weisheit. Zwar gefällt die Tugend ohne allen Putz, und die Weisheit aus dem Munde eines trocknen Lehrers ist immer noch reizend; aber sie sind dennoch unkräftig, in das Gemüth eines Jünglings einen anhaltenden Eindruck zu machen. Das jugendliche Herz muß erst durch die Schönheit gereizt, und durch das Mitleiden empfindlicher gemacht werden, wenn die eingeprägten Lehren der Tugend und Weisheit nicht bald wieder verlöschen sollen. Hierzu sind die Dichter eigentlich berufen; sie sollen uns wahre Schönheiten empfinden und mit Nothleidenden fühlen lassen; sie sollen uns zur höhern Weisheit vorbereiten. Allein, wie kränkt es mich, unschuldiger Hylas! daß ich diese bittere Wahrheit leh'

ren muß! Die Dichter haben ſelbſt ihren Beruf entehrt, und ſind ein Werkzeug der Laſter und des Verderbens geworden. Nicht ſelten haben ſie ſich mehr beſtrebt, geſchickte Künſtler, als weiſe Lehrer zu werden; und die Schadenfrohen hielten ſich für Meiſter, wenn ſie die Weisheit verachten, und den Saamen des Guten in der Bruſt eines Jünglings erſticken konnten. Ein Menſchenfreund verwandelte Mitleiden in Abſcheu und Verzweifelung; ein Wollüſtling das Gefühl der Schönheit in Weichlichkeit; ein Laſterhafter glaubte:

Verachtung allzuſtrenger Pflichten
Diene für Verrichten.

Ich bin für Deine Glückſeligkeit beſorgt, liebſter Hylas! Ich gehe jetzt auf dem Rande meines Grabes, und die ganze Erde außer Dir fängt mir an gleichgültig zu werden. Alsdann will ich mein graues Haupt freudig in die Gruft neigen, wenn ich erſt die Tugend in Deiner Seele befeſtigt ſehe. Aber ich will Dir eine beſtändige Freude zubereiten. Du ſollſt Dich als Jün-

ling so freuen, daß Du als Greis noch mit Vergnügen auf Deine Jugend zurück sehen mögest, und keine Nachreue soll Dir den Geschmack Deines Lebens vergällen. Vernimm also, liebster Hylas! heute die Lehren, die ich Dir mittheile, wie Du die Dichter mit Nutzen lesen sollst.

Lies niemals bloß, um Dir die Zeit zu vertreiben. Diese Lehre ist allgemein, und soll Dir stets in den Gedanken schweben. Wie uneinig ist derjenige mit sich selber, der jetzt Gott um ein langes Leben bittet, und jetzt tausenderlei vornimmt, bloß um einige Stunden unvermerkt hingebracht zu haben. Diese Stunden, Hylas! die wir vorbei wünschen, sind uns umsonst gegeben worden; wir genießen sie nicht, und dem Erhalter unsers Lebens wird dafür nicht gedankt.

Der dankt ihm wohl, der, was er schenket, wohl empfängt.

Lerne, Hylas! von dem Harpagon, der keinen Augenblick ohne Wucher vorbei gehen läßt. Oft haben Lasterhafte die besten Mittel den schlechtesten Endzweck zu erreichen. Verabscheue ihren Endzweck, aber lerne von ihnen die besten Mittel gebrauchen. Wuchere mit der Zeit. Laß Dich von einer jeden Stunde Deinem Endzweck näher bringen, und selbst wenn Du spielest, habe die Absicht dabei, Deinen Leib oder Dein Gemüth zu bessern.

Der Endzweck der Gedichte ist Dir bekannt. Sie sollen Dich menschlicher machen, und das seelige Gefühl der Tugend und Menschenliebe in Deine Seele pflanzen. Ich weiß, du liebest Deine Gespielen heftiger, wenn Du die Geschichte des Daphnis und Phyllis gelesen, oder über das harte Schicksal einer Clarisse geweinet hast. Halte Dich an dieser Absicht fest, und hüte Dich, Hylas! aus Lüsternheit bei schlüpfrigen und vergifteten Beschreibungen still zu stehn. Denke immer, was würde ich sagen,

wenn mich Theophanes fragte, warum mir diese Beschreibung gefallen? und erröthete für Dich selbst.

Wisse, daß ich nicht umsonst gesagt habe, die Dichter bestrebeten sich nicht selten, mehr geschickte Künstler als weise Lehrer zu seyn. Siehe! wenn der Mahler Zeuxis eine Person schildern soll, die ihm gleichgültig ist, so kann er auf Verlangen seine Kunst anwenden, ihre Schönheiten oder ihre kleinen Fehler mehr in das Licht zu setzen, weil ihm sein Herz nicht widerspricht. Gleichergestalt wird es manchen Dichtern eben so leicht, die Tugend zu verspotten, als sie bis in die Sterne zu erheben, wenn sie weiter keine Absicht haben, als ihre Kunst zu zeigen. Wären sie wahre Freunde der Tugend; so würden sie ihre Kunst niemals ihr zum Nachtheile anwenden, und wenn sie auch ein Königreich zum Preise davon tragen könnten.

Verwundre Dich also nicht, mein lieber Hylas! wenn Du die Dichter sich selbst so oft widersprechen siehst. Bald preisen sie die Thaten der Men-

schen; bald ist keine Tugend, keine Rechtschaffenheit mehr auf Erden; bald ist ihnen die Welt ein Paradies, bald eine Hölle; bald beschuldigen sie Gott und die Natur; und bald bestrafen sie die murrenden Sterblichen, die mit ihrem Schicksale unzufrieden sind. Ihre Kunst erfordert Abwechselungen, und sie können ihre Einbildungskraft so wohl zum Besten als zum Nachtheile einer jeden Sache erhitzen. Lies ihre verkehrtesten Einfälle, aber mit der Absicht, Dich an dem kühnen Schwunge und an den feinen Ausdrückungen zu ergötzen. Vergaffe Dich aber nicht in ihr betrügliches Bild; sondern betrachte das Urbild mit deinen eigenen Augen, und prüfe, ob sie ihm treu geblieben sind.

Manche haben in kleinen jugendlichen Liedern über die Weisheit und die strenge Jugend geschergt. Diese sind unschädlich, weil ihre angenehmen Spöttereien gewiß keine üblen Folgen nach sich ziehen können. Wir hören mit einem unschuldigen Vergnügen die Dichter singen:

Wolf zählte die Kräfte seiner Seele,
O welch ein Thor ist das!
Ich klügerer, ich zähle
Die Tropfen Wein im Deckelglas.

Lies hingegen die schlüpfrigen Dichter nur sparsam, die sich befleißigen nichts als schändliche Wollust zu athmen. Je mehr Du Dich ihrer enthalten wirst, je weniger werden sie Dir gefallen, und Du kannst Deiner Sittsamkeit sicher seyn, wenn Dir ihre unzüchtigen Ausdrücke völlig unschmackhaft vorkommen. Diese Verführer sind es, o mein Hylas! Ewig wolle uns der Himmel mit Pyrons und Rochesters verschonen, und der Deutsche Rousseau müsse Davids göttliche Harfe nie durch schändliche Sinngedichte verunehren.

Es giebt eine unschuldige Art von Gedichten, die dennoch schädlich seyn können, wenn sie nicht mit der gehörigen Vorsichtigkeit gelesen werden. Man hat die Kunst erfunden, das einfältige Schäferleben mit den angenehmsten Farben zu

schildern. Was ist lieblicher als die Natur, und was ist einnehmender als ihre Schönheit? Man läßt den Schäfer in einem immerwährenden Frühlinge zwischen Rosen und wohlriechenden Gesträuchen hinter seiner Heerde hergehen. Bald setzt er sich in den Schatten einer Eiche, und stimmt ein unschuldiges Lied an, indem seine Schaafe um ihn her weiden; bald legt er sich an einem Wasserfalle, und wird von seinem leisen Murmeln zum Schlafe eingeladen. Man läßt sein Gemüth von allen unruhigen Leidenschaften frei seyn und dichtet ihm erhabene Gesinnungen an, die sich ohne Kunst und Erziehung bei ihm hervorgethan haben sollen. Wie leicht kann diese edle Einfalt, die doch nichts, als eine Erdichtung ist, die Tugend zur Eifersucht reizen! Wir können glücklich seyn, können sie sich denken, wenn wir uns dem Lerm der Menschen entziehen und unser Leben unthätig dahin fließen lassen. Laßt andere große Thaten beginnen, und mit Arbeit nach tiefer Weisheit ringen. Wir wollen ruhig und bequem leben, und der Natur unsre tugend-

haften Gesinnungen zu verdanken haben. Wenn wir zufrieden sind; so sind wir glückseelig.

Wisse also, mein Hylas! die Tugend besteht weder in einer bäurischen Einfalt, noch in einer höflichen Artigkeit, sondern in Handlungen, die der erhöhten Natur des Menschen, die der Vernunft gemäß sind. Ein faules und unthätiges Leben ist zwar andern Menschen nicht schädlich, aber wir haben umsonst gelebt, wenn wir uns die Mühe haben verdrießen lassen, uns zu bessern. Die Poeten bedienen sich ihrer Freiheit zu lügen, und lassen die Schäfer die tugendhaften Gesinnungen unter Rosen und Lilien gleichsam mit dem Duft einsaugen. Uns gefällt ein Weiser in dem einfältigen Schäferkleide. Aber, Hylas! man muß wirksam seyn, wenn man weisen seyn will; man muß mehr als Bequemlichkeit und thierische Ruhe suchen, wenn unsre Gesinnungen edel, unsere Handlungen vernünftig, und unser Leben mit Nutzen angewendet seyn soll. Sei einfältig und unschuldig in dem äußerlichen

lichen, aber laß Deinen innern Werth edel und erhaben seyn. Nimm jenes von dem Schäfer und dieses von dem Weisen. Entlehne von dem Hofmanne eine artige Sittsamkeit, die Dich bei andern beliebt macht. Wenn Du weise, einfältig und sittsam bist; so bist du vollkommen.

Betrachte die Lustspiele, Hylas! als Gedichte, die Dein Gemüth aufheitern, und Deinen Geschmack läutern können, aber Deine Sitten haben sich keinen sonderlichen Nutzen von ihnen zu versprechen. Der Zweck der Lustspiele ist, die Fehler der Menschen lächerlich abzubilden, und wenn man alles Lächerliche vermeidet, so weiß man zu leben, aber man ist deßwegen noch nicht tugendhaft. Hierin haben die bürgerlichen Trauerspiele einen nicht geringen Vorzug. Sie sind eine wirkliche Schule der Tugend, denn ihr eigentlicher Endzweck ist, die Fehler der Menschen als verabscheuenswürdig zu schildern. Wir lachen über den Spieler des Regnards, und vermeiden ein Spieler zu heißen; wir

vergießen Thränen über den Englischen Spieler, und schämen uns einer zu seyn.

Das Trauerspiel ist eine Schule der erhabenen Gesinnungen, und die vollkommenste Art von Gedichten. Ihr Endzweck ist, die Fehler der Menschen schrecklich abzubilden, oder wenn vollkommen Tugendhafte leiden, so ist ihr Zweck, in uns ein wehmüthiges Mitleiden zu erregen. Die Alten sind in dieser Art unsre Meister, und wir haben ihre erhabne Einfalt noch nicht erreichen können. Auch hier, Hylas! sind Klippen zu vermeiden, daran die unvorsichtige Jugend leichtlich scheitern kann. Wenn der Dichter die Fehler seines Helden zu beschönen sucht; wenn er ihn vollkommen vor unsern Augen darstellen will, und daher alles an ihm, seine Untugenden nicht ausgenommen, bis an die Sterne erhebt; so kann die Jugend leicht verführet werden, sich nach einem falschen Muster zu bilden, und

die Fehler dieser eingebildeten Helden nachzuahmen. Die Sittenlehre des Theaters ist nicht durchgehends zur Ausübung eingerichtet. Lerne, Hylas, den Dichter unterscheiden, wo er als Weltweiser, und wo er als Dichter spricht. Es ist ein Laster, wenn man um eines Schimpfes halber Menschenblut vergießt. Corneille macht es zur Tugend, und seine Scheingründe können die Jugend leichtlich auf seine Seite bringen, wenn sie nicht bedenkt, daß eine solche Handlung auf der Schaubühne gefallen, aber im gemeinen Leben abscheulich seyn kann.

Oft betrachten die Dichter den ganzen Weltbau aus ihrem engen Gesichtskreise. Sie wissen über alles ihren spielenden Witz auszubreiten, und die Jugend, die nicht gewohnt ist, lange ernsthaft zu bleiben, freuet sich, wenn sie über die wichtigsten Dinge lachen kann. Es ist der leichteste Weg in der großen Welt

fortzukommen, wenn man beständig einen spizigen Einfall in Bereitschaft hat, und wem die Lacher in einer Gesellschaft zugethan sind, der kann die gründlichsten Weltweisen zum Schweigen bringen. Allein, Hylas! ich traue Dir nicht Eigendünkel genug zu, mit einer solchen Aufführung zufrieden zu seyn. Der Witz ist die äußere Verzierung des Verstandes, und gleichet einem Gepräge, das eigentlich bestimmt ist, den innern Werth einer Münze anzuzeigen. Wer sich aber bei dem Gepräge aufhält, und den innern Werth aus den Augen setzet, der gleichet einem Kinde, das öfters Goldstücke für falsche Schaupfennige dahin giebt.

Ich würde zu weitläuftig seyn, Hylas! wenn ich Dich für alle Fehltritte warnen wollte, darauf Dich die Liebhaber des Witzes verleiten können; allein ich begnüge mich mit der allgemeinen Warnung, daß Du ihnen

nicht zu viel trauen, und beſtändig auf Deiner Huth ſeyn ſollſt. Der glücklichſte Einfall kann keine Unwahrheit wahr machen, und die ſchönſte Beſchreibung dem Laſter nichts als die Schminke der Tugend anſtreichen. Im übrigen verlaß ich mich auf die treue Anführung Deines Theophanes, der mehr als väterlich für Dich ſorgt. Liebe ihn, Hylas! wie Du mich liebſt, und laß ſeine Sorgfalt nicht umſonſt angewandt ſeyn. Bilde Dich nach dieſem vortrefflichen Muſter, und fliehe einen jeden Gedanken, der mit ſeiner Aufführung ſtreitet. Wenn ich bedenke, daß Du mitten unter tauſend Verführern einen getreuen Wegweiſer gefunden haſt, in deſſen Fußtapfen Du getroſt wandeln kannſt, und wenn Dir Theophanes das Zeugniß giebt, daß Du auf jeden Wink bereit biſt, ihm zu folgen; ſo vergeſſe ich, an die Schwachheiten meines hohen Alters und an das nahe Grab zu denken, und fange wieder zu leben an. Laß, Hylas!

diese Gedanken in den letzten Stunden mein Trost seyn, so wie er mich in meinem hohen Alter aufrichtet! Ich will Dich alsdann segnen, und sterben.

Dein

Großvater
Aristes.

Vermiſchte Gedanken.

I.

Madame Rowe sagt: Eine einzige gute That ist besser, als tausend gelehrte Abhandlungen. Allein, was für ein Recht hat man, den Denker von dem Wohlthäter zu unterscheiden? Was thut der Wohlthäter? Er befriedigt die Bedürfnisse seines Nebenmenschen durch seine Glücksgüter; allein was er durch diese thut, verrichtet der Denker durch seine Seelenkräfte.

II.

Es gibt Wahrheiten, die unsere Glükseligkeit befördern. Die sie abhandeln, können ihre Lehren 1) gründlich und trocken, oder 2) leicht und reitzend abfassen. Die sie bestreiten, können ihre Gegengründe ebenfalls 3) trocken oder 4)

verführerisch vorbringen. Die erste Art schreibet für gründliche Köpfe; die zwote für die Welt; die dritte giebt zum fernern Nachdenken Anlaß; die lezte sind schadenfrohe Irrlichter, die, wie der Pöbel glaubt, den Reisenden auf gefährliche Abwege verleiten, und mit einem wilden Gelächter seiner spotten.

III.

Ein Weltweiser, der um eine hohe Ehrenstelle buhlet, gleichet einem Goldmacher, der auf seine Erfindung des Steines der Weisen Almosen bettelt.

IV.

Wollt ihr Comödien schreiben, sagt ein Franzose zu dem Deutschen, so studiert die Natur und Moliere. Ich möchte allezeit, wenn ich einen Französischen Weltweisen sehe, ihm zurufen: Studiere die Natur und Wolf!

V.

Wolfens lateinische Schriften machen zusammen eine kleine philosophische Encyklopädie aus. Nur Schade! daß die Sachen nicht in eine al-

phabetische Ordnung gestellt sind. Ein Dictionnaire soll unser Jahrhundert verewigen, aber kein philosophisches System.

VI.

Der Lauf der Welt.

Haben die Menschen Friede; so theilen sie sich in Gelehrsamkeit und Ueppigkeit Die Ueppigkeit verzehrt alles, und endlich verzehrt sie sich selbst, weil sie die Menschen zum Geize geneigt macht. Der Geiz erzeuget die Handelschaft; die Handelschaft Eifersucht; die Eifersucht Krieg; der Krieg verheeret alles wieder, so lange, bis die Völker nach Friede seufzen.

VII.

Der Geschichtschreiber.

„Er ward ein Held, sobald er nur aufhörte, „ein Kind zu seyn.

Der Weltweise.

„So war er nicht länger ein Mensch, als er „ein Kind war.

VIII.

Er weiß zu leben. Diese Redensart bedeutet jetzo nichts mehr, als er weiß im vierzigsten Jahre den Mann auf der Stube zu lassen, und in Gesellschaften wie ein Kind zu tändeln.

IX.

Die Europäer würgen sich einander um den Ohiofluß, und kein Amerikaner hat sich je gelüsten lassen, die Spree zu bekriegen. Und dennoch nennen wir die Amerikaner die Wilden. Nun möchte ich einen Amerikanischen Sittenlehrer vom Hochmuthe reden hören.

X.

Die Fürsten sind Schauspieler, und die sich Weisen nennen, gedungene Händeklatscher.

XI.

Wünschet einem Großen ein kurzes Leben, er wird Feuer speyen; wünschet ihm einen Zeitvertreib, er wird es euch danken. Und dennoch ist es einerlei, ob man weniger lebet oder die Zeit vertreibet.

XII.

Sind die Fürsten der Erde der Wahrheit so gram, daß es ein Ruhm für einen Weltweisen ist, wenn sie ihn für kein unnützes Geschöpf halten?

XIII.

Die Natur hat die Mienen und Gesichtsfarbe zu treuen Dolmetschern unsers Herzens gemacht, und die Politik befiehlet uns, diese natürliche Sprache zu unterdrücken. Dennoch wollen uns feile Weltweisen einbilden, die Politik stimme mit unsrer Natur zusammen.

XIV.

Ein Großer, der durch das Brausen seiner Leidenschaften verhindert wird, die Stimme der Menschlichkeit zu vernehmen, verdienet Mitleiden. Ein Großer, der mit kaltem Blute die Vernunft höret und sie zum Schweigen bringet, verdienet Abscheu.

XV.

O Zeit! O Sitten! Menschen erwürgen ist der Weg zur Ehre, und Kinderzeugen eine Schande.

XVI.

Lysander verehret nichts als Mädchen; wenn er denkt, so denkt er an Mädchen; und was er weiß, das weiß er von Mädchen. Wäre er ein Gott; so schüf er nichts als Mädchen; und könnte er sich den Himmel wünschen: so müßte es ein mahometanischer Himmel seyn. Was ist aber Lysander? Eine Puppe für die Mädchen.

XVII.

Leute von großen Verdiensten, die sich Ruhm und Ehre erworben haben, werden gemeiniglich nicht eher beneidet, als wenn sie ihr Glück etwas lange genießen. Ein Beweis, daß die Verdienste weniger in die Augen leuchten, wenn sie belohnt sind.

XVIII.

Das undankbare Deutschland! Der große Wolf stirbt, und die Ehre, sein Lobredner zu

ſeyn, wird einem froſtigen Gottſched überlaſſen. O! nun wird Herrmann aufhören, ſich zu beklagen, daß Schönaich es wagt ein Heldengedicht von ihm zu ſingen.

XIX.

Was that Wolf großes? fragt Bav. Iſt dieſes das Kennzeichen eines Genies, daß es in ganzen Quartbänden Wahrheiten demonſtriret, daran kein Vernünftiger zweifelt? Schweig Bav! Geſtern ſagteſt Du, es gäbe gar keine erweisliche Wahrheit, und heute giebt es ihrer ganze Quartbände voll, die der Beweiſe völlig überhoben ſeyn können.

XX.

Der Politiſche Lehrſatz: kein Krieg ſoll geführt werden, außer wenn uns Unrecht geſchiehet, iſt ein Troſt des Weltweiſen, der ſich die Bewohner der Erde gern menſchlicher einbilden will, als ſie ſind. Man laſſe ihn wenigſtens in Schulen und Lehrbüchern noch gelten. In der Welt hat man ſeit undenklichen Zeiten jenen ſataniſchen Grundſatz dafür eingeführt:

Indeſſen ließ ich, nicht müßig
zu ſeyn, durch meine Erwählten
. . . Säuglinge erwürgen.

Klopſtock.

Man kann dieſe verhaßte Maxime mit mehr Gelaſſenheit von einem Helden ausüben, als von einem Kanzler Baco verfertigen ſehen.

XXI.

Der Glaube, und die ſpeculative Weisheit werden von der großen Welt verſpottet; und die Vorurtheile, dazu ſie Anlaß gegeben, werden ſorgfältig beibehalten. Bei allem Kaltſinn, den man insgemein in Anſehung dieſer Spekulationen heget, verſagt man noch immer einem beträchtlichen Theile des menſchlichen Geſchlechts alle Bequemlichkeiten dieſes Lebens, bloß weil ſie in dem Glauben und in einigen metaphyſiſchen Sätzen mit uns nicht einerlei Meinung ſeyn wollen.

XXII.

Alle Menſchen ſuchen die Glückſeeligkeit. Alle Menſchen wollen wenigſtens ihr Wohl befördern.

Wie kömmt es aber, daß uns der Uebergang zur Glückſeeligkeit mehr behagt, als der wirkliche Beſitz? Warum ſind wir fröhlicher, wenn wir in kleinen Dingen fortkommen, als wenn wir in großen ſtehen bleiben.?

XXIII.

Die Wißbegierde der Kinder muß entweder durch Ruhm, oder durch Neubegierde angefeuert werden; denn die Liebe zur Wahrheit würket ſehr ſchwach in jugendlichen Gemüthern und die Erkenntniß derſelben macht ihnen noch allzu wenig Vergnügen, als daß ſie ſich um ihrentwillen einer beſchwerlichen Arbeit unterziehen ſollten. Man ſiehet daher, wie wenig man bei Kindern gewinnet, wenn man ihnen dasjenige ſpielend beibringt, was andre durch mühſame Nachforſchungen herausgebracht haben. Man erſtickt ihre Neubegierde, indem man ſie zu frühzeitig ſtillet. Sie wiſſen, daß dieſes und jenes ſo beſchaffen iſt, und bekümmern ſich wenig um das Wie? und Warum?

XXIV.

Warum kommen die Kinder der Großen, die sorgfältig genug erzogen werden, selten sehr weit? Warum thun sich in einer Wissenschaft weniger Geister von der ersten Größe hervor, je allgemeiner sie getrieben wird? Wer das vorige begriffen hat, wird auch auf diese beiden Fragen zu antworten wissen.

XXV.

Es giebt miltzsüchtige Leute, die der löblichsten That gern nichtswürdige Absichten zuschreiben. So giebt es auch Schriftsteller, die da wünschen, es möchte in keines andern Verstand heller aussehen, als in dem ihrigen. Lieber soll alles blind seyn, ehe sie blöde Augen haben wollen. Jene sind Pyrrhonier in der Geschichte, diese in den Wissenschaften.

Betrachtung

über die

Ungleichheit und Geselligkeit der Menschen;

nebst

einem neuen Plan,

die Menschengesichter vernünftig und sittlich

zu machen.

Die keinen aufrichtigen Vorsatz haben, oder die der Nutzen ihrer eigenen Vernunft und einer allgemeinen Gerechtigkeit nicht richtet, haben unsrer Gesellschaft nichts zu danken. Coran C. 47.

Wir haben mit der vorigen Post ein ganzes Paket voll Anecdoten erhalten, und wir glauben dem Publiko keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir ihm die wichtigsten davon mittheilen. Sie betreffen eine sehr heilsame Stiftung, die zum Besten des ganzen menschlichen Geschlechts ist in Vorschlag gebracht worden, und die, wenn sie zu Stande käme, in der galanten und politischen Welt sowohl, als in dem Reiche der Gelehrsamkeit große Revolutionen zuwege bringen würde. Um aber unsre Leser in

den Stand zu setzen, von dieser herrlichen Unternehmung richtig urtheilen zu können, müssen wir sie vorläufig mit gewissen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit bekannt machen, die sich vielleicht noch nicht in die große Welt ausgebreitet haben.

Wenn man betrachtet, welch eine Menge von gelehrten Gesellschaften zu unsern Zeiten in Europa blühen, und wie sehr sie alle an der Erweiterung und Ausbreitung der Künste und Wissenschaften mit vereinigten Kräften arbeiten; so kann man fast nicht zweifeln, daß nicht dieses Jahrhundert von Anbeginn der Welt das erleuchtetste seyn sollte. Fast alle Winkel in Deutschland und Frankreich werden durch kleine gelehrte Innungen der Vergessenheit entrissen, indem sie jährlich unsere Büchersäle mit einem ziemlich ansehnlichen Bande bereichern, und auf gewisse Wahrheiten beträchtliche Geldgewinste setzen, darum die Gelehrten losen müssen. Man sage, was man will, die alte Liebe zur Wahrheit war gar zu brodlos. Was konnte ein so dürftiges Frauen-

zimmer, wie die Wahrheit damals war, in der geizigen Welt für Glück machen? In unsern Zeiten hängt man ihr doch wenigstens einige Goldstücke um, dadurch die Liebhaber von allen Seiten herbei gelockt werden, sich um ihre Gunst und um ihre schönen Schaumünzen zu bewerben.

In Frankreich, haben wir gesagt giebt es eine ziemliche Anzahl von solchen kleinen Zünften, und seit einigen Jahren hat die zu Dijon die Aufmersamkeit aller Gelehrten auf sich gezogen. Im Jahr 1750 sezte sie ihren gewöhnlichen Preis auf die Frage: Les arts et les sciences ont elles contribué à epurer les moeurs? Wir lassen diese Worte französisch, weil wir aus dem Erfolge schließen, daß sie nicht nach dem Sinne der dasigen Akademie in eine andre Sprache übersetzt werden können. Im Deutschen würden sie ohngefähr heißen: Ob die Künste und Wissenschaften unsre Sitten gebessert haben: Gesetzt nun, man hätte ausgemacht, daß sie unsre Sitten nicht gebessert, oder wohl gar verschlimmert haben: so würden wir glauben,

man müßte auf Mittel bedacht seyn, unsre Wahrheiten praktischer zu machen, und Wissen und Thun genauer mit einander zu verbinden. Um wie viel besser aber hat ein Genfer Bürger die Sprache dieser gelehrten Gesellschaft verstanden! Rousseau (so hieß dieser gelehrte Genfer) hat es errathen, daß die Akademie eigentlich zu wissen verlange, ob es besser sey, ein vernünftiger Mensch oder ein Thor zu seyn? das heißt: ob die Menschen auch vernünftig handeln, daß sie nach Weisheit streben? Er richtet seine Abhandlung hiernach ein, und siehe! er trägt den gesetzten Preis auch sicher davon.

In der Beantwortung dieser possierlichen Frage hat unser Genfer Wunder gethan. Er hat in einer sehr hitzigen Rede allen Narren zum Troste bewiesen, daß die Menschen nichts schändlicheres thun könnten, als wenn sie sich bestreben weise zu seyn, und daß ein jeder, der einen Hang bei sich verspührt, vernünftig zu werden, sich so lange müsse vor den Kopf schlagen lassen, bis ihm dieser schädliche Schwindel verginge. Gewiß der

eigensinnige Kalif Omar, der mit dem berühmten Büchersaale zu Alexandria, mit diesem allgemeinen Schatze von Künsten und Wissenschaften, die Bäder zu heizen befahl, war in Vergleichung gegen unsern noch eigensinnigern Schriftsteller ein Beförderer der Wissenschaften. Omar verachtete nur die Weisheit aller andern Völker, und hielt den Koran und seine Ausleger für die einzigen Bücher der Weisheit, Tugend, und Gottesfurcht, welche fähig sind, die Menschen glückseelig und vernünftig zu machen. Aber im Ernste zu behaupten, die Menschen wären glückseeliger, wenn sie niemals nachgedacht hätten, oder wenn sie sich jetzt überwinden könnten, die Früchte ihrer Untersuchung und ihres Nachdenkens, ohne Verschonen, einzuäschern, das klingt mehr als arabisch!

Demohngeachtet wurde dieses Cartel wider alle Wissenschaften und Künste von der Akademie gekrönt. Jetzt war ganz Frankreich rege. Die Gelehrten rührten die Trommel, und bothen alle ihre Professionsgenossen wider diesen gemein-

schaftlichen Feind auf. Rousseau konnte sich von seiner Parthei keine Hülfe versprechen. Er mußte alles über sich nehmen, weil er sich eigentlich zum Anführer der Unwissenden aufgeworfen hatte. Gewiß, hätte unter seinen Anhängern jemand zu seiner Vertheidigung etwas vernünftiges geschrieben: so würde er ihm als einem treulosen Ueberläufer, allen andern zum Schrecken, ein S in die Haut gebrannt haben.

Indessen schien dieser Held mit noch größern Abentheuern schwanger zu gehn. Die Wissenschaften und die Begierde sie zu erweitern, sind so genau mit der Geselligkeit verbunden, daß man sich, beide abzuschaffen oder beide in Aufnahme zu bringen, entschließen muß. Will man die Menschen nicht gänzlich auseinander jagen und in die Wälder herumtreiben: so kann man ihr Verlangen zum Wissen auf keinerlei Weise ersticken. Rousseau mag immer die alten heroischen Tugenden so sehr preisen, und seinen Brüdern einen trotzigen Heldenmuth und eine abenteuerliche Unerschrockenheit, statt ihrer Wissenschaf-

ten, zum Gegenstande ihrer Bemühungen, aufzubringen suchen: man merkt es schon, daß dieses sein Ernst nicht sei. Weibezwinger, Menschenwürger und Eisenfresser können ihm unmöglich das Heil der Menschen mehr zu befördern scheinen, als Newtons, Leibnitze, Corneilles, Lullys und Poussins. Es müssen ihm wichtigere Dinge auf dem Herzen gelegen haben, mit welchen er nicht sogleich herausgewollt. Eine andere Frage die von eben derselben Akademie ist aufgeworfen worden, hat ihm völlig die Zunge gelöst.

Man fragte: Woher ist die Ungleichheit unter den Menschen erstanden? Und ist sie in dem natürlichen Gesetze gegründet?

Wir Deutschen hätten diese Aufgabe abermals für das nicht angesehen, was sie hat seyn sollen. Wenigstens würden wir die Worte: ist die Ungleichheit unter den Menschen im natürlichen Gesetze gegründet? ohngefähr folgender Gestalt ausgelegt haben: „Ist es der Ver„nunft gemäß, daß Johann, der stärker, weis„ser oder geschickter ist, als Peter, auch auf die

„Güter der Erde mehr Anspruch machen kön„ne, als dieser? oder hat die Willkühr der „Menschen dieses Vorzugsrecht eingeführt, und „hat der Weise von Natur kein Recht, sich von „dem dummsten und niedrigsten Menschen von „der Welt ernähren zu lassen?“ Die Entscheidung dieser Frage könnte freilich großen Nutzen haben. Denn man kann beweisen, daß ein Leibnitz kein Recht hat, sich von dem Schweisse des Ackermanns zu ernähren, ausser wenn er seine Gemüthskräfte anwendet, jenes Zustand gewissermaßen glückseliger zu machen, und wer weiß, was für Dinge wir hieraus gefolgert, und in unsrer Abhandlung festgesetzt hätten. Rousseau hingegen schlug einen ganz andern Weg ein. Diese Aufgabe war Wasser auf seiner Mühle. Er glaubte, man verlange zu wissen, ob die Menschen nicht weit mehr ihrer Natur gemäß gehandelt hätten, wenn sie beständig in den Wäldern herumgekrochen, und sich einander so gleich gewesen wären, als eine Meerkatze der andern?

Unsere Leser werden leichtlich errathen, wie ein Rousseau, der die Künste und Wissenschaften als die nächsten Mittel zum Verderben betrachtet, auf eine solche Frage geantwortet haben wird. Er hat sich auch wirklich nicht geschcuet, dem ganzen menschlichen Geschlechte die unerhörtesten Vorwürfe zu machen. Er behauptet, alle gesittete Völker wären durch ihre Liebe zur Geselligkeit aus der Art geschlagen; die Ourang Outangs und die Pongos, zwo affenartige Geschlechter von Thieren, wären würdigere Geschöpfe, als alle ihre Mitglieder: und die eingerissene Begierde, sich vollkommener zu machen, würde sie aus einem Unglück in das andere jagen, ohne daß ihrem Elende jemals abzuhelfen wäre.

Das Manifest, das unser Bürger zu Genf sogleich in dem Eingange seiner Abhandlung an das ganze menschliche Geschlecht ergehen läßt, ist überaus schrecklich. Noch hat kein Weltbezwinger, der ein rebellisches Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten drohet, ihm den Krieg in so fürchterlichen Ausdrückungen angekündiget.

„Ich weiß, sagt er, es giebt ein Alter, bei wel„chem ein jeder einzelner Mensch gern stehen blei„ben möchte. Suche das Alter auf, (den Men„schen redet er an) bei welchem du wünschest, „daß dein ganzes Geschlecht stehen geblieben wä„re. Ueber deinen gegenwärtigen Zustand un„zufrieden, die deiner unglücklichen Nachkom„menschaft eine weit größere Unzufriedenheit „prophezeyhen, wirst Du vielleicht zurückkehren „wollen; und diese Gesinnung ist eine Lobrede „auf deine Vorfahren, eine Kritik über deine „Zeitgenossen, und ein Schrecken für diejenigen, „die das Unglück haben werden, nach dir zu le„ben.“ Ist dieses Maulgesperre nicht größer, als jenes, Blitz, Donner und Hagel, die rächenden Werkzeuge u. s. w.?

Quid dignum tanto feret hic
promissor hiatu?

Wir wollen uns bei der Art, mit welcher er seine seltsame Meinung zu behaupten suchet, nicht aufhalten. Neugierige Leser können dieses in der Uebersetzung nachlesen; die letzthin von die-

ser Abhandlung im Drucke erschienen ist*). Hingegen wird es Zeit seyn, unsern Lesern folgendes Sendschreiben mitzutheilen, das uns von unserm Correspondenten in der Schweitz ist zugeschickt worden. Man wird sich verwundern, zu was für einem wichtigen Entwurf diese Abhandlung Gelegenheit gegeben hat.

Meine Herren!

Sie verlangen zu wissen, wie man die Abhandlung des Herrn Rousseau, von der Ungleichheit unter den Menschen, in unserer Republik aufgenommen hat, und ich werde Ihnen diese Nachricht um soviel lieber mittheilen, weil ich glaube, daß sie an dem Entwurfe nicht wenig Theil nehmen werden, zu welchem diese Schrift Anlaß gegeben hat, und der auf das Wohl des menschlichen Geschlechts abzielet.

*) Unter dem Titel: Abhandlung von der Ungleichheit unter den Menschen, und worauf sie sich gründe.

Kaum ist diese Schrift öffentlich erschienen: so hörte man auf allen Caffeehäusern, in allen Versammlungen, und sogar nicht selten auf der Rathsstube, für und wider das gesellschaftliche Leben mit vieler Hitze streiten.

So seltsam und so unerhört die Meinung des Weltweisen auch immer ist; so war es gewiß noch seltsamer, daß solche bittere und unangenehme Wahrheiten (wenn es anders Wahrheiten sind) in die Gemüther der Menschen sollen Eingang finden können. Ich glaube, es giebt eine Art, die Menschen wider sich selbst einzunehmen. Man muß ihnen nur dasjenige, was man vorzubringen hat, mit einer gewissen Zuversicht auf den Kopf zusagen: den Augenblik werden sie uns betreten angaffen, und die ungerechtesten Beschuldigungen nicht von sich abzulehnen wissen.

Es sind einige sogar weiter gegangen, als Rousseau selbst. Von einem zärtlichen Mitleiden mit unserm Elende durchdrungen, glaubten sie nicht, daß uns gar nicht mehr zu helfen stünde.

Sie

hielten vielmehr dafür, es wäre noch Zeit, den erwünschten ursprünglichen Zustand wieder herzustellen, und dieses Jammerthal in ein glückseeliges Paradies zu verwandeln, wenn man nur das verdammte Mein und Dein wieder aufheben, die Gesellschaften trennen, und die Menschen in die Wälder zurükjagen wollte, die sie zu ihrem Unglücke verlassen haben. „Sehet um euch, hörte man sie öf„ters sagen, sehet um euch, geliebte Mitbürger! „was für Jammer und Elend die verwünschten „Namen Gesellschaft, Eigenthum und Ungleich„heit der Stände, unter den Bewohnern der „Erde angerichtet haben! Straßenräuber, „Schmarotzer, Schmeichler, Diebe, Geizhälse, „und unersättliche Wucherer sind die Wirkungen „des Eigenthums. Blutschande, Ehebruch, Ei„ferſucht und verliebte Verzweiflung haben wir „den eingeführten Ehen und den in den Gesell„schaften entstandenen Begriffen von Schönheit „zu verdanken; und Herrschsucht, Krieg, Ver„läumdung, Sklaverei und Verachtung würden

„aufhören, wenn wir die Gesellschaften auseinander jagen, und die Menschen einander gleich „machen könnten. Wir wollen diesen unnützen „Kram abschaffen, ich beschwöre euch darum, „um der Menschlichkeit willen, um eurer eigenen Glückseeligkeit willen, gehet in euch! Lasset „euer Haar und eure Nägel wieder wachsen, es „sind naive Zierrathen eines natürlichen Menschen. Verlasset diese stolzen Gebäude, dieses fast unvergänglichen Denkmäler von der „Thorheit Eurer Voreltern, und von euren bisher gehegten Vorurtheilen. Traget aus dem „nächsten Gebüsche Holz und Reiser zusammen, „zündet ein Feuer an, und leget euren kindischen „Hausrath und eure unnatürliche und der Gesundheit schädliche Kleidung darauf. Lasset „die Flammen davon bis an die Wolken steigen, „und alle elenden Bürger der Erde zur Nachahmung aufmuntern. Wir wollen uns alsdenn „bei diesem herrlichen Lustfeuer, wie die Wilden „in den mayombaischen Wäldern, eine kleine „Freude machen, und wenn es ausgebrannt ha-

„ben wird, zärtlich von einander Abſchied neh„men, und uns niemals wiederſehen. Ein jeder „ſoll nacket, einſam und unſklaviſch, das weite „Feld der Natur durchſtreifen, und, wenn er „müde iſt, ſich an einen Bach hinlegen und un„geſtöhrt ſchlafen. Wie glücklich, wie zufrieden „und wie ruhig leben nicht die Affen, die Ourang„Outangs und die Pongos! Sollte ihre benei„denswerthe Zufriedenheit euch nicht zur Eifer„ſucht reizen können? Auch wir, geliebte Brü„der, auch wir können mit Eicheln unſern Hun„ger ſtillen, und mit Waſſer unſern Durſt lö„ſchen, und unter einer bejahrten Eiche der ſüßen „Ruhe pflegen: und was wünſchen wir Thoren „mehr, als Eſſen, Trinken, Herumlaufen und „Schlafen?“

Sie können leicht denken, meine Herrn, wie dieſe thieriſchgeſinnten Rathgeber mit ihren poſſierlichen Vorſchlägen ſind aufgenommen worden. Man gab ihnen zu verſtehen, daß nur ein verwöhnter und menſchenfeindlicher Sinn in der ganzen Geſellſchaft nichts

als Straßenräuber, Ehebrecher und Tyrannen zu finden glaubet. Man müßte sehr unbillig seyn, sagte man, wenn man leugnen wollte, daß es auch tugendhafte Gemüther giebt, die sich in der Gesellschaft wirklich vollkommen gemacht haben. Aus bloß empfindenden Thieren sind sie denkende Geschöpfe, Nachahmer der Gottheit, und Bewunderer seiner herrlichen Werke geworden. Durch die Gesellschaft haben sie ihren Verstand gebessert, und sie wenden ihn zu nichts anders an, als göttliche Wahrheiten zu erkennen, und die Macht, die ihnen durch das eingeführte Eigenthum zu Theile worden ist, dient ihnen nur, andern wohlzuthun. Das erhabne Gefühl von ihrer eignen Würde; die innerliche Ueberzeugung von ihrer Rechtschaffenheit; die Liebe zu ihrem Nächsten; und das Vertrauen auf ihren allgütigen Schöpfer, füllen ihre Seele mit einer göttlichen Beruhigung, die von der dummen Zufriedenheit eines wilden Menschen eben so weit, als die Glückseeligkeit eines Engels von der eingeschränkten Glückseeligkeit eines Men-

schen entfernt ist. Alle ihre Bedürfnisse sind Triebe zur Glückseeligkeit; und wenn sie diesen Gnüge leisten wollen: so müssen sie sich die Unbequemlichkeiten gefallen lassen, die von dem gesellschaftlichen Leben, als dem einzigen Mittel zu ihrer Glückseeligkeit unzertrennlich sind. Man sei also vielmehr auf Mittel bedacht, dem Unfug und dem Mißbrauch der Geselligkeit am besten vorzubeugen, aber nicht um einiger Nichtswürdigen willen das herrliche Werk unsers erhabenen Werkmeisters zu entehren, und uns zu einem zukünftigen Leben mit nichts als thierischen Fähigkeiten auszurüsten.

Indessen mußte man den Widersachern der Geselligkeit eingestehen, daß es elende Geschöpfe unter den gesitteten Menschen giebt, die nur an dem Unfuge Theil nehmen, der zu der menschlichen Gesellschaft Gelegenheit giebt, und von ihren wahren Vortheilen nicht den geringsten Nutzen haben.

Man siehet täglich Leute, die nur deßwegen in der Gesellschaft der Menschen auferzogen zu

seyn scheinen, um die ganze Natur zu der Stillung ihrer unnatürlichen Begierden zu bequemen. Die Bemühung sich vollkommener zu machen, hat ihnen mehr gedient, ihre Einbildungskraft zu verderben, als ihre Einsichten zu erweitern. Sie eilen das Leben in einer beständigen Sehnsucht nach läppischen Vergnügungen hindurch, und die Liebe zu ihrem Nächsten ist bei ihnen nichts, als die Hoffnung, von ihnen mit gewissen Bequemlichkeiten besorgt zu werden, die in der That zu nichts anders dienen, als ihrem Körper die angebohrne Härte und Dauerhaftigkeit zu entziehen. Solchergestalt erwerben sie Unruh, quälende Bedürfnisse und einen hinfälligen Körper, statt jener Zufriedenheit, Selbstgenüglichkeit, und dauerhaften Gesundheit, die ihnen von der wohlthätigen Natur beschieden worden sind. Wie glücklich wären diese unmenschlichen Geschöpfe, wenn sie ihr Leben wie die Affen, ohne Verstand und ohne Unruhe dahinbringen könnten!

Ein Nachfolger des berühmten Abts von St. Pierre iſt hiedurch auf den Einfall gerathen, folgenden Entwurf ſchriftlich bekannt zu machen, dadurch er dem Mißbrauche der Geſelligkeit am beſten Einhalt zu thun, und die Vorzüge des geſellſchaftlichen Lebens zu vermehren gedenkt:

Patriotiſcher Entwurf,

den

Zuſtand der Menſchen überhaupt glückſeliger zu machen.

Man findet in allen Verſammlungen von Menſchen gewiſſe Bewohner der Erde, die durch die Geſelligkeit keine vernünftige Menſchen, ſondern aus der Art geſchlagene Thiere geworden ſind. Ein wenig Einſicht, die ſie in dem geſellſchaftlichen Umgange erworben haben, hat ſich bei ihnen mit einer verkehrten Einbildungskraft verbunden, dadurch erlangen ſie unnatürliche Begierden, und lüſten täglich nach neuen Thorheiten. Die Bedürfniſſe ſelbſt, die bei einem Vieh unſchädlich und ſogar erſprießlich ſind, verwan-

deln sich bei ihnen in rasende Begierden, die ihr eigen Mark verzehren, und ihr Leben mit Nachreu und Unzufriedenheit anfüllen. Je emsiger sie sich ihren Zustand zu verbessern bestreben, desto mehr nähern sie sich ihrem Untergange, und endlich werden sie es so weit bringen, daß ihnen nicht mehr zu helfen seyn wird.

Diese entarteten Geschöpfe arbeiten nicht nur an ihrem eigenen Verderben; sondern sie untergraben vielleicht die Ruhe, und die Glückseligkeit aller wahren Menschen, weil sie dem äußerlichen Ansehn nach mit ihnen leicht verwechselt werden können, und daher zu tausend Unfug Anlaß geben. Es wäre sowohl aus Mitleiden mit diesen elenden Geschöpfen, als aus Menschenliebe zu wünschen, daß man solche Ungeheuer von den wahren Menschen trennen, und in die Wälder zu den natürlichen und noch nicht verderbenen Thieren zurückschicken möchte. Man müßte aber auf ein Mittel bedacht seyn, ihnen die schädliche Einsicht, sammt den unnatürlichen Begierden, die aus dieser Einsicht entspringen,

vorher zu benehmen. Sonſt könnten ſie in kurzer Zeit die ganze Natur verwüſten, wenn ſie aus der ſtrengen Zucht der Menſchen auf einmal frei gelaſſen werden ſollten.

Allein dieſer Schwierigkeit wäre ſehr leicht abzuhelfen, wenn die Obrigkeit eines Staats das Elend dieſer Creaturen zu Herzen nehmen, und daß Liebe zu ihren Bürgern folgende Anſtalten verfügen wollten:

1) Müßten treue, redliche Vögte beſtellt werden, die in allen Städten, Dörfern und Marktflecken, bei Hofe, auf den Coffeehäuſern, in Rathsverſammlungen und in öffentlichen Schauſpielen, auf die Handlungen der Menſchengeſichter ein wachſames Auge haben ſollten.

2) Sobald ſie einen dergleichen Centauren bemerken, der ſich unter die Menſchen gemiſcht hat: müßten ſie es unverzüglich einer dazu beſtellten Commiſſion ankündigen, die alsdenn das verdächtige Geſchöpf bei nächtlicher Weile, um alles Aufſehen zu vermeiden, zur fernern Unterſuchung würde einziehen laſſen.

3) Weder Stand, Beruf, noch Geschlecht müßte für diese Prüfung schützen können, weil man überzeugt ist, daß solche Halbmenschen auf dem Throne nicht glücklich, und in Weibskleidern weniger menschliches besitzen, als ein gestriegelter Affe.

4) Findet man nun die Natur dieser Geschöpfe wirklich so verdorben, als die Vögte gemuthmaßet haben: so sollen sie allenfalls mit Gewalt (denn sie verdienen desto eher Mitleiden, je weniger sie ihr Elend kennen), in eine finstre Höhle gesperrt werden, in welcher einige wenige Strahlen, die durch ein enges Loch hinunter gelassen würden, von allen Gegenständen, die ihre Einbildungskraft verwirrt haben, nur sehr schwache Bilder auf eine gegenüberstehende Wand abmahlen. Man schraube ihnen die Köpfe zwischen zween Brettern dicht zusammen, und gebe ihnen täglich eine Portion von einem dummachenden Getränke ein, damit sie den schwindlichen Verstand nach und nach wieder verliehren, der ihr Unglück befördert hat.

5) Wenn man mit dieser Cur eine Zeitlang fortgefahren haben wird: so werden sich alle verkehrte Bilder in ihrer Seele auslöschen; das Gehirn wird wieder so glatt werden als eine wächserne Tafel, die erst frisch überstrichen worden, und Nägel und Haare werden wieder so schön gewachsen seyn, als wenn sie niemals von der Scheere verstümmelt worden wären.

6) Nachdem sie nun solchergestalt ihren erwünschten natürlichen Zustand wieder erlangt haben: so schicke man sie zu denjenigen Arten von Thieren hin, mit welchen sie die meiste Aehnlichkeit haben. Erfahrne Naturforscher werden dieses sogleich aus dem Berichte der Wegte von ihrer Aufführung abnehmen können; denn so entstellt auch ihre Neigungen und Triebe in der Gesellschaft waren, so behalten sie doch immer noch gewisse Spuhren an sich, die auf ihren Ursprung zeigen, und dem Auge eines scharfsichtigen Naturforschers nicht entwischen können.

7) Da nun diese menschlichen Thiere vermuthlich ihr Geschlecht fortpflanzen würden: so

kann man sich Hoffnung machen, unsere Wälder in kurzer Zeit eben so wohl von Pongos wimmeln zu sehn, als die Wälder in dem Königreiche Loango. Unsere Weltweisen werden alsdenn nicht nöthig haben, die beschwerlichen Reisen zu Wasser vorzunehmen, um die natürlichen Menschen in den entlegensten Küsten aufzusuchen; denn sie würden Gelegenheit bekommen, in dem Schooße ihres Vaterlandes allerhand Versuche mit diesen einländischen Pongos anzustellen. Der Herr von V** selbst könnte alsdenn den Trost haben, bei den geschicktesten Arzneigelehrten von Europa zu bleiben, und dennoch die Natur dieser wilden Menschen eben so wohl zu untersuchen, als wenn er sich entschlossen hätte, die vorgeschlagene gelehrte Reise zu unternehmen. Man setzt aber zum voraus, daß ihn die Vögte nicht selbst verdammen werden, den letzten Rest seiner Tage unter diesen europäischen Pongos zuzubringen.

Dieser vortreffliche Plan hat allhier durchgehends Beifall gefunden. Man hat ihn dem

hiesigen Rathe vorgelegt, und die Versicherung erhalten, daß man in kurzem alle möglichen Maaßregeln ergreifen wird, ihn mit der öffentlichen Autorität zu unterstützen. Wenn dieses geschiehet: so verspreche ich Ihnen monatlich eine genaue Liste von allen Personen mitzutheilen, die bei dieser Generalvisitation werden eingezogen werden. Ich bin

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unser Freund G., der Oeconomus ist gar nicht damit zufrieden, daß man diese Halbmenschen in die Wälder zurückjagen will. Er glaubet, sie könnten in ihrem thierischen Stande der Gesellschaft große Dienste leisten, wenn man sie Lasten ziehen, Maschienen treiben, oder vor dem Pflugschar spannen ließe. Allein wir sind nicht völlig dieser Meinung, und wären vielmehr geneigt, mit dem Herren H. einzustimmen, der die Schaubühne mit ihnen zu zieren vorgeschlagen hat. Wir glauben fast,

daß sie zur Besserung der Sitten, weit mehr beitragen werden, als die lebendigen Pferde, Trampelthiere, Elephanten, und Schafe, die man auf einem bekannten deutschen Theater mit Vergnügen gesehen hat.

Brief der Cenie

über die

Furcht vor dem Mai.

Meine Herren!

Ich bin ein Mädchen von neunzehn Jahren, das, wie es sein Spiegel lehrt, nicht unrecht aussiehet; und wenn ich meiner alten Französinn glauben will, so bin ich für eine Deutsche ziemlich artig. Sie können sich leicht einbilden, daß es mir nicht an Anbetern fehlen wird. Ein Schwarm von jungen Herrchen flattert beständig um mich herum, und bittet fußfällig um die Herrschaft über mein Herz. Ich zweifle, ob eine Fürstin ein zahlreicheres Gefolge haben kann, als ich habe, wenn ich mich öffentlich sehen lasse; und wenn ich aus dem Comödiensaal komme: so sind zwanzig Hände bereit, mir in den Wagen zu helfen. Die Wahrheit zu gestehen,

so spiele ich diese wichtige Person nicht ungern; und so, wie mein Herz bisher beschaffen gewesen, hoffe ich keinen von diesen unterthänigen Dienern, je als meinen Herrn zu erblicken. Sie sind auch meistens in ihrem Betragen so albern, daß ich die größte Thörin seyn müßte, wenn ich mich von ihren Läppereien einnehmen ließe. Den einzigen Leander nehme ich aus, der, wenn er auch sonst nichts Liebenswürdiges an sich hätte, doch wenigstens das Verdienst hat, daß er kein unvernünftiger Schmeichler ist. Allein ich finde an seiner ganzen Aufführung weiter nichts als Kleinigkeiten zu tadeln; und wenn ich mich entschließen könnte, meine Freiheit aufzugeben: so würde Leander die wenigsten Schwierigkeiten finden, mein Herz davon zu tragen. Er weiß es, daß ich ihn allen andern vorziehe, daß ich meinem Herzen nicht widerstehen werde, sobald ich bei mir selbst eine völlige Zuneigung zu ihm verspühren werde.

Seit einiger Zeit droht er mir mit dem Mai. Dieser Monat, glaubt er, würde mein Herz

sanfter machen und die Härte mildern, die mich gegen alle zärtliche Empfindungen fühllos macht. Er scheint sich zum voraus auf einen gewissen Sieg zu freuen, und hat mir schon so manche Stelle aus dem Zuschauer und aus dem Jüngling vorgelesen, darin das schöne Geschlecht vor diesem gefährlichen Monathe nachdrücklich gewarnet wird.

Es wird mir ziemlich bange, da ich den Mai heranrücken sehe; und ich glaube, daß mir die Furcht vor meiner Niederlage selbst schon einen nicht geringen Theil von meinem Muthwillen benommen hat. Gestern war ein angenehmer Tag, ich gieng unter den Castanienbäumen spazieren, und ich weiß selbst nicht, was da mein Herz beben machte. Ich konnte es merken, daß ich nicht so frei aus den Augen sah, wie gewöhnlich. Ich fing an wider meine Gewohnheit öfters tiefsinnig still zu stehen, sah mich schüchtern um, und ward unwillig, als mir der junge M. eben mit einer ungezogenen Schmeicheley in die

Quere kam. Wenn ich meiner Empfindung trauen darf, so fürchtete ich mich damals wirklich, dem Leander in das Gesicht zu kommen. Ich eilte nach Hause, verschloß mich in mein Zimmer, und war gewissermaßen mit mir selbst unzufrieden. Ich weiß nicht, ob ich diese Wirkung eben dem Mai zuschreiben sollte. Es kann ein bloßer Zufall gewesen seyn, der mir vielleicht öfters begegnet ist, auf welchen ich aber niemals so aufmerksam gewesen bin, als jetzt, weil mir Leander gewissermaßen eine Furcht eingejagt hat. Wenn ich aber bedenke, daß der Mai in allen Liedern besungen wird; daß im Mai alle Schönen für ihre Liebhaber Kränze winden; wenn ich mich erinnere, wie ernsthaft ein Dichter seiner Doris verweiset, daß sie ihn an einem gewissen Tage im Mai nicht immer küssen wollte; wenn ich alle Bäume, Gesträuche, oder nur meine Blumentöpfe betrachte, wie feierlich sie sich bei Herannahung des Maies zu großen Veränderungen anschicken: so dürfte ich fast dasjenige, was mir gestern begegnet ist, für Vorbo-

ten einer Veränderung in meinem Herzen ansehen. Ich fürchte, Leander wird siegen!

Ich möchte Ihre Meinung von der Würksamkeit des Monaths Mai wissen. Seyn Sie aufrichtig! Wenn es nur ein Vorurtheil ist, daß die jungen Herren und die Dichter zu ihrem Besten haben in den Schwung gebracht: so traue ich Ihnen Unpartheilichkeit genug zu, mir dieses Geheimniß zu offenbaren. Denn in Wahrheit, ich möchte nicht gern, daß mich die Jahrszeit in Leanders Hände liefern sollte, und daß das Wetter, auf mich eben die Wirkung thun sollte, als auf meine Blumenköcke.

Cenie.

Antwort.

Wir rathen unſerer liebenswürdigen Correſpondentin, nur gutes Muths zu ſeyn. Es ſind lauter Einbildungen mit den Frühlingstrieben, davon man ſo viel Weſens macht. Daß man doch nicht gar das Frauenzimmer mit den Thieren und lebloſen Pflanzen vergleicht. Nein, liebes Kind! Ihr Geſchlecht ſind die edelſten Geſchöpfe. Sie beſitzen Freiheit. Verſtehen Sie uns wohl: Sie ſind beſtändig Meiſter von ihrem eigenen Herzen. Wir begreifen in der That nicht, warum die Weſtwinde, die im Frühling um Ihr Geſicht ſpielen, mächtiger auf Ihr Herz würken

ſollten, als das Wehen ihres Fächers, das Ihnen doch niemals gefährlich geweſen iſt? Die holden Gerüche von Blumen und Blüthen, davon im Mai die Lüfte erfüllet ſind, können Sie eben ſo wenig zärtlich machen, als die duftenden Eſſenzen, die einen jungen Herrn auf zwanzig Schritt weit riechen laſſen. Was haben Sie alſo zu fürchten? Irgend die angenehme Miſchung von Farben, damit die Fluren prangen? O dieſe ſind allzu altfränkiſch, als daß ſie einem artigen Frauenzimmer ſollten gefallen können. Sie werden wenig von den Farben finden, die jetzt bei Hofe getragen werden; und was Ihnen an einem Stoffe nicht gefällt, das kann auf der Erde unmöglich Ihr Herz ſo außerordentlich rühren. Erwarten Sie alſo den Mai mit Standhaftigkeit! Dieſes iſt unſer unmaßgeblicher Rath. — Wenn Sie aber die wirkliche Gegenwart des Mai's eines beſſern belehren, und wider Vermuthen alle

Ihre muthige Entschlossenheit zernichten sollte: so haben Sie die Gütigkeit uns öffentlich zu beschämen, und der ganzen Welt unsre Unerfahrenheit zu erkennen zu geben.

Schreiben
eines
eiferſüchtigen Ehemanns
nebſt
der Antwort.

Meine Herren!

Ich bin froh, daß ich vor Ihnen unerkannt mein Herz ausschütten kann. Ich werde seit einigen Jahren von einem geheimen Kummer gequält, über welchen mein gleichmüthiger Sinn, der schon bei großen Unglücksfällen unbewegt geblieben ist, noch nicht hat siegen können. Mein philosophischer Stolz ist endlich gebeugt. Alle moralische Lehrbücher, die ich mit der größten Anstrengung durchgedacht, haben mich mein eignes Herz nicht kennen gelehrt. Ein einziger quälender Gedanke, dessen Nichtigkeit ich deutlich genug einsehe, hat mich von Tag zu Tag unfreundlicher gemacht, und ich besorge endlich recht mürrisch zu werden, wenn ich ihn länger für

mich behalten sollte. Ich hatte mich gegen alle widrige Fälle, die mir hätten zustoßen können, gefaßt gemacht. Ich hätte die größte Dürftigkeit gleichgültig ertragen, und die feindseeligsten Verfolgungen mit Sanftmuth erwiedern können. Selbst treulose Freunde hätten mich nicht zu beunruhigen vermocht; und wenn mich der Himmel auch mit einer Xantippe heimgesucht hätte: so würde ich mich mit einer sokratischen Geduld in ihre Verkehrtheit geschickt haben. Allein die Vorsehung ist gütiger gegen mich gewesen, als ich es vielleicht verdient habe. Meine Feinde sind entweder so boshaft oder so mächtig nicht, mir zu schaden. Meine äußern Umstände lassen mir fast nichts mehr zu wünschen übrig. Ich lebe in einem Cirkel von auserlesenen Freunden, die ich stets über alles geliebt habe; und Isabella (so will ich sie nennen) die zärtliche Isabella, die seit einigen Jahren meine aufrichtige Liebe zu ihr gekrönt hat, besitzt das edelste Herz von der Welt. Ich könnte der glückseeligste Mensch seyn, wenn ich nicht selbst der Schöpfer meiner Unzufriedenheit wäre.

Ich muß Ihnen alle Veränderungen, die Urſache meines Kummers ohne Umſchweife erzählen. Iſabella hat die edle Gabe, daß ſie eine ganze Geſellſchaft mit ihren Geſprächen aufmuntern kann. So oft mich meine Freunde beſuchen, (und dieſes geſchieht faſt täglich) ſo oft iſt ſie die aufgeräumteſte in der ganzen Geſellſchaft. Ihr Witz iſt edel und ihr Scherz lieblich, und auch von ernſthaften Dingen weiß ſie mehr als weibiſch zu urtheilen. Allein, warum verläßt ſie ihre Lebhaftigkeit, ſobald ſie allein iſt? Warum klagt ſie oft über Unpäßlichkeit, über üble Laune, oder über ein niedergeſchlagenes Gemüth, davon ihr ſelbſt die Urſache unbekannt iſt, da ſie doch meinen Freunden nie etwas dergleichen blicken läßt? Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich Iſabellens Tugend in Verdacht hätte; und ich würde ihre Liebe nicht verdienen, wenn ich noch daran zweifeln könnte. Und dennoch iſt mein Herz nicht ruhig. O wie ungerecht bin ich gegen dich! liebenswürdige Iſabella! und wie niederträchtig gegen euch! edle Freunde! Ich entſetze mich vor

dem Gedanken; ich bin auf euch eiferſüchtig! und dennoch weiß ich dieſe innere Bewegung, dieſe wechſelſeitige Röthe und Bläſſe in meinem Geſicht, dieſes verdrüßliche und niedergeſchlagene Weſen, das ich wider meinen Willen verſpüre, ſo oft ihre Einfälle von euch bewundert werden, nicht anders zu nennen. Ich kann alsdenn meine Unruhe ohnmöglich verbergen, und alle meine Mühe, mir einen freundlichen Blick anzuzwingen, iſt vergebens. Meine Freunde, die es nicht anders als merken können, ſchreiben mein kaltes Betragen, meine einſylbigen Antworten einer ſtoiſchen Unempfindlichkeit zu. Wie muß es mich aber kränken, wenn ich erwäge, daß ſie edler von meiner Unart denken, als ich von ihrer Unſchuld zu denken vermögend bin. Ich habe mich öfters bemühet, in Abweſenheit meiner Freunde, meine liebenswürdige Iſabella durch freundliches Zureden vergnügt zu machen; allein mein Herz war zu voll, als daß ich ſelbſt hätte aufgeräumt ſeyn können. Ich ſeufzte, ward verdrüßlich, und war glücklich,

wenn ich ſie verlaſſen konnte, ohne ſie zu beleidigen.

Wie kömmt es aber, daß meine Vernunft nicht mächtig genug iſt, einen ſo kleinen Verdruß zu überwältigen, da es mir noch an Standhaftigkeit nicht gefehlt, manchen wichtigen Unglücksfall muthig zu ertragen? Ich glaube, daß ich mehr ſtolz als tugendhaft bin. Ich muß mir auf meinen Heldenmuth etwas zu gute thun können, wenn meine Vernunft über einen Verdruß ſiegen ſoll. Ich muß mir ſchmeicheln können, ein anderer würde den Zufall nicht ſo leicht ertragen haben. Kurz: meine Eigenliebe iſt der Götze, den ich mit dem Nahmen der Vernunft beehre. Hier, wo ich mich ſchäme, meine Unruhe zu geſtehen, hier, wo man noch lange nicht tugendhaft zu ſeyn bedarf, wenn man gleichmüthig ſeyn will, hier verläßt mich die Eigenliebe, und ich bin ein Spiel meiner verkehrten Einbildungen.

Machen Sie, wenn es Ihnen gefällt, dieſes Schreiben öffentlich bekannt. Ich will mich öffentlich erniedrigt ſehen, und in vielen Händen meine Beſchimpfung finden. Dieſe Demüthigung wird meinen Stolz rege machen; ich werde über meinen Wahn ſiegen, und troz allen eitlen Einbildungen zu meiner Pflicht zurückkehren. Ich werde meine Iſabella ohne Argwohn lieben, und meiner Freunde Freund ſeyn.

Nennen ſie mich, wenn Sie mir antworten wollen

Ihren
ergebenen
Clytander.

Antwort.

Wir würden gegen den bedrängten Eilander ungerecht seyn, wenn wir ihn noch durch bittere Vorwürfe quälen wollten. Er ist selbst in seinem Argwohn noch ein zärtlicher Gemahl und ein aufrichtiger Freund, und sein Stolz ist ein edler Stolz, den er mit weniger Mühe in eine wahre Liebe zur Rechtschaffenheit verwandeln kann. Er vermeidet nicht nur den Tadel anderer, sondern er fürchtet seine eigene Verurtheilung; und wenn sein Herz in Kleinigkeiten noch widerspenstig ist: so hofft er es besiegen zu können, so bald er selbst nur die Häßlichkeit seiner kleinen Ausschweifungen nachdrücklich genug fühlen wird. Indessen scheint uns die liebenswürdige Isa-

bella noch mehr zu bedauern zu seyn. Ihr kleiner Fehler, von welchen wir sie dennoch nicht völlig losſprechen, scheint einem gewiſſen Temperamente und vielleicht der menſchlichen Natur überhaupt angemeſſen zu seyn. Man iſt natürlicher Weiſe in der Geſellſchaft derjenigen, mit welchem man beſtändig lebet, nicht ſo ſehr zur Munterkeit aufgelegt, als wenn Freunde von außen hinzukommen, denen man einige Stunden widmet. Der erſte Verdruß, den ſich Clytander über ihre anſcheinende Gleichgültigkeit gemacht hat, mag Urſache geweſen ſeyn, daß ſie nachher beide allezeit betreten geweſen ſind, ſobald ſie die Geſellſchaft verlaſſen hat, und nicht gewußt haben, was ſie ſich einander ſagen ſollen. Ja, ihre Klagen über Unpäßlichkeit und üble Laune ſcheinen keinen andern Grund zu haben, als ihren geheimen Kummer vor dem Clytander zu verbergen. Wenn ſie beide zum Geſtändniſſe kommen werden: ſo werden ſie ſich vielleicht verwundern, was für eine Kleinigkeit die Urſache eines ſo anhaltenden Verdruſſes ge-

wesen ist. Dieser fröhliche Zeitpunkt kann um desto weniger weit entfernt seyn, je sehnlicher sie ihn beide zu wünschen scheinen. Und da es vermuthlich nur an einem Mittler mangelt, der ihnen gleichsam den Mund öfnet: so wünschen wir, daß dieses Blatt Ihnen Gelegenheit zur Aussöhnung geben möchte; und wollen Isabellen, wenn sie unsre Blätter liest, unmaßgeblich rathen, wenn sie von Clytandern einen Besuch vermuthet. Clytander wird so gütig seyn, uns zu melden, was unsere Vermittelung bei ihnen gewürkt hat.

Wir müssen indessen noch eine kleine Erinnerung an Clytandern ergehen lassen. Wir finden in seinem Schreiben, daß Isabella in der Gesellschaft seiner Freunde gesprächig, scherzhaft, und nicht selten ernsthaft ist. Daß sie aber auch in ihrer Gesellschaft zärtlich sey, davon meldet Clytander nichts; und wir vermuthen sehr, daß sie sich von ihren zärtlichen Empfindungen mit niemanden so gern unterhält als mit ihrem ge-

liebten Clytander. Hierauf bitten wir ihn, aufmerksam zu seyn. Wenn unsre Vermuthung gegründet ist, wünschen wir ihm Glück zu seiner Beruhigung. Er wird die glückliche Entdeckung machen, daß seine unvergleichliche Isabella die beste Eintheilung gemacht hat. Sie ist gegen ihren Liebhaber zärtlich, gegen seine Freunde liebreich, und vielleicht gegen alle Welt holdselig und freundlich.

Sokrates

Gespräche

mit

dem Euthydemus

über

die Gottesfurcht und Gerechtigkeit.

Sokrates.

Sage mir, Euthydemus: was ist die Gottesfurcht?

Euthydemus. Es ist eine sehr vortreffliche Sache.

S. Was ist denn ein gottesfürchtiger Mensch?

E. Es ist ein Mensch, der die Götter verehrt.

S. Darf man die Götter nach seiner eignen Willkühr verehren?

E. Keinesweges, man muß die Gesetze in acht nehmen, die uns vorschreiben, wie man den Gottesdienst verrichten soll.

S. Wer nun die Gesetze beobachtet, weiß denn derselbige, wie man die Götter verehren soll?

E. Ich glaube ja.

S. Und wenn er nun weiß, wie man sie verehren soll: so wird er ihnen doch nicht anders dienen sollen, als er es weiß.

E. Dieses ist ausgemacht.

S. Und wer die Gesetze weiß, die von dem Gottesdienst handeln, der wird auch den Göttern nach diesen Gesetzen dienen?

E. Ohne Zweifel.

S. Wer aber den Göttern nach den Gesetzen dienet, dessen Gottesdienst wird vermuthlich recht seyn?

E. Ja, gewiß.

S. Und wer die Götter rechtmäßig ehrt, ist derselbe nicht gottesfürchtig?

E. Allerdings.

S. So haben wir denn nun die Beschreibung eines gottesfürchtigen Menschen gefunden, daß es derjenige sei, der lebendig weiß, wie man die Götter verehren soll.

E. Ich habe nichts dagegen zu sagen.

S. Dürfen aber die Menschen unter einander nach ihrem eigenen Gefallen umgehen?

E. Keineswegs; denn sie müssen gewisse Gesetze gegen einander in acht nehmen.

S. Die nun nach diesen Gesetzen leben, leben die recht oder unrecht?

E. Sie leben recht.

S. Und wer mit andern Menschen recht lebt, versteht der auch wohl, wie er mit den Leuten umgehen soll?

E. Wie mich dünkt.

S. Kann man aber wohl nach den Gesetzen leben, wenn man nicht versteht, was die Gesetze haben wollen?

E. Es ist unmöglich.

S. Und wenn ein Mensch weiß, wie er leben soll, meint ihr wohl, daß er nicht auch glauben werde, daß er solches thun müsse?

E. Er wird es freilich auch glauben.

S. Wißt Ihr wohl jemand, der anders thut, als er glaubt, daß er thun soll?

E. Ich kenne keinen.

S. So werden demnach diejenigen, die die Gesetze verstehen, welche die Menschen untereinander beobachten sollen, auch thun, was dieselben befehlen?

E. Das wäre zu wünschen!

Elegie

an

die Burg Zion

gerichtet.

Aus dem Hebräiſchen.

Vergißt du, Zion! der Deinen, die sclavisch in Fesseln jetzt schmachten? des Ueberrests jener unschuldigen Heerde, die vormals in deinen ruhigen Thälern geweidet? Nimmst du den Frieden nicht an, mit welchem sie Dich von allen Seiten begrüßen, dahin sie ihr Treiber zerstreuet? Den Gruß eines in Fesseln noch hoffenden Sclaven, dem wimmernd die Zähren, wie Tropfen des nächtlichen Thaues auf Hermon herabrollen. Zufrieden. Könnte sein Thränenbad nur Deine verlaßene Hügel befeuchten. O! Seine Hoffnung sinket noch nicht; jetzt da ich dein Elend beweine, gleiche ich der nächtlichen Eule, und wenn mir von deiner Erlösung

geträume, wird mein frohes Gemüth, die Harfe deiner freudigen Danklieder Bethel, o diese Erinnerung bricht mir das Herz! dein Heiligthum deine unentweiheten Hallen! wo die Majestät Gottes sich sichtbarlich zeigte, wo des Himmels azurne Thoren sich niemals verschlossen, wo der Glanz der verherrlichten Gottheit leuchtete, und Sonne, Mond und Gestirne verlosch. O könnte ich mein banges Herz da ausgießen, wo Gottesgeist sich einst auf Israels Jünglinge ergoß. O seeliger Ort! der irdischen Thronen zu heilig, dem Throne der Herrlichkeit Gottes nur eingeweihet war. — Ach! jetzt haben verwegene Knechte dein Heiligthum entweihet. — O könnte meine Seele in trauriger Stille da einsam herumschwärmen, wo Gott sich deinen Sehern offenbaret! Wäre ich mit schnellen Fittigen versehen, wie weit wollte ich in die Irre herumschweifen, und mein von Jammer zerknirschtes Herz, dort zwischen den Trümmern deiner Paläste herumtragen. Dort würde ich mit mei-

nem Angesichte auf deine Erde dahin sinken, mich fest an deinen Steinen anschließen, und deinen Staub noch brünstig segnen. Könnte ich mich denn auf den Gräbern meiner verwesten Aeltern aufrichten, hier Hebron, das herrlichste der Gräber, verzweiflungsvoll anstaunen, dort jene Gebirge erblicken, die die grösten Lichter der Erde, deine Lehrer bedecken, o so zög ich die Luft deines Landes dem Aether vor, den die Geister athmen, dein Staub wäre mir herrlicher, als alle Gewürze, und deine Flüsse süsser als Ströme von Honig. Mit welcher Wollust würde ich nackend und entstellt, jenen öden Grund besuchen, wo deine Palläste geprangt, wo die Erde sich aufthat, die Lade des Bundes, und dein Allerheiligstes im dunkeln Schooße aufzunehmen, daß sie kein ruchloser entheilige. Dort wollt' ich den Schmuck meines Hauptes auf deinen Gräbern hinstreuen, und jede Verwünschung, dqmit ich den Tag deiner Entwei-

hung beläde, wäre mir Verzweifelten ein wildes Vergnügen — ; — ; Nur ein wildes Vergnügen kann ich Verzweifelter noch fühlen; sonst jede Luft ist mir schnöde; so lange ich Löwen von Hunden, deine Fürsten von Sclaven zerfleischen sehe. Ich scheue das Tageslicht, das mir scheußliche Bilder zeigt, das mich Raben erblicken läßt, die deiner Heiligen Leichnahme in die Lüfte herumzerren. — Der du den Kelch der Leiden mischest.

Halt ein! Schon ist alles voll von deinem bittern Tranke. Nur eine kleine Erhohlung. Ich will alle meine Jammer erst noch einmal fühlen; ich will an Ohla, ich will an Ohliba gedenken, denn gieße den Rest noch über mich aus!

Ermuntere dich, Krone der Schönheit! Erwache Zion! Gedenke der Liebe, gedenke der Huld, die die Herzen deiner Gespielinnen mit

mit mächtigem Reize gelockt. Sie sind es, die deine Verwüstung betrübt, die über dein Elend in Thränen zerfließen. Noch aus Gefangenschaft finsterer Kluft, sehnt sich ihr Herz nach dir hin, und wenn sie vor Gott die Knie andächtig beugen; so neigt sich ihr Haupt nach deinen Thoren zu. O dreimal seelige Burg! Kann Schinkor *) und Patrus **) mit ihrer stolzen Größe dir beikommen? Soll ich jenes entweihete Orakel mit deinem Urim und Thumim vergleichen? Können sie gesalbte Häupter, können sie Propheten, können sie Leviten und heilige Sänger aufweisen? — — O die Reiche der Abgötterei sind wandelbar, und werden im Rauche vergehen, nur deine Herrlichkeit währet für und für; denn der Herr hat dich zu seinem Aufenthalt erkohren. Heil dem Manne, der jetzt harret, und dann dein Licht

*) Babel.

**) Egypten.

im Aufgange jauchzend erblickt. Denn bricht dein Morgen auch über ihn aus, denn ſieht er das Wohl, die Freuden der muntern Jünglinge, und die deine zugleich, daß du dich wieder verjüngſt.

Des

Rabbi Jedaja Hapnini Badraſchi

Prüfung der Welt.

Aus dem Hebräiſchen.

Quelle der Verwesung! Mutter des Verderbens! Betrügliche Welt! Kann mir dein Deckenwerk ein Erbgut, dein Tand einen würdigen Genuß, ein dauerndes Heil gewähren? Kann in dem Stammgrunde aller Unwesen ein wesentlich Gut liegen? Lange dachte ich deinem Herkommen, der Wurzel deiner Entstehung nach, vielleicht kannst du beglücken, vielleicht gebührt dir die Krone. Jedoch ich fand deinen Bau hinfällig, und deine Entstehung, Zerrüttung, in deinem Zusammenhange, dein trauriges Ende, und in deinen Bestandtheilen, deinen Untergang. Du entstehst durch die Fäulniß, und deine Mutter ist die Verwesung. Jetzt habe ich deine

Mängel erkannt, jetzt habe ich deine Schande aller Welt entdeckt, und ich soll dir noch feiern? Noch soll mich deine Schönheit bezaubern? Noch soll ich um deine Liebe buhlen? Kannst Du meinen Augen gefallen, wenn mein Herz dich verachtet? Wer vermag aus Wermuth einen schmackhaften Saft zu erpressen? Wer wird den Honig in dem Balge eines Löwen suchen?

Siehe! Du liebkoset den Ruchlosen, und hasset Leute von würdigen Verdiensten; du verwirfst den Kern, und wählst die Schale, versammlest ein niedriges Gesindel, den Pöbel um dich, winkst dem Nichtswürdigen, der in der Ferne steht, und stößest den Rechtschaffenen zurück, der sich dir nahet. O hierdurch zeigst du deinen Stand, die du Käufer herbei lockest, und Mängel und Gefahr feil bietest! Hierdurch rufest du mit der Fackel in der Hand selbst deinen Meineid aus, wenn du aus überschwänglicher Bosheit Könige von Throne stürzest, und den ver-

worfensten Schalk darauf erhebst. In die Thüren der Redlichen gräbst du Unsinnige das Zeichen der Verwüstung und des Umsturzes ein, deine wüthende Flamme verzehrt die Wipfel der erhabensten Bäume auf Libanon, und die Dornsträuche stehen sicher und unverletzt. Du übertünchest die abscheulichsten Todessünden, verfälschest das sichtbare, und versenkest die Schandflecken tief hinein.

Wem nützest du, erfahrne Betrügerin! deinen Lieblingen? Diese Weichlinge lockest du mit schlüpfrigen Worten, wie eine Mehe, um ihren Mark zu saugen, und ihr Gebein zu zerschlagen. Geschmückt, wie der Morgenstern in seinem lichten Glanze geschmückt, scheinest du dort an jenem Fenster, und verschwindest wenn ein Liebhaber die Augen nach dir lenkt. Dein Glanz schwärmt einen Augenblick um ihre Wohnung und in einem Nu ist er dahin; bald läßt du das Glück den Zipfel ihres königlichen Pompes nachschleppen, bald ist ihre Würde dahin,

der Fürst tritt in Lumpen daher, die ein Ruderknecht abgelegt. Jetzt strahlet Heiterkeit und Lächeln um ihre Stirne, und im kurzem sendest du deinen Zorn über sie daher, er kömmt, und Jammer, Tod und Verwüstung folgen ihm nach. Ich erzeige dir Ehre, wenn ich dich einem schnöden eigensinnigen Weibe vergleiche. Jetzt reicht sie uns Unterhalt, jetzt überhäuft sie uns mit Wohlthaten, wir ruhen in ihrem Schooße, wir sind ihre Lieblinge, jedoch jetzt ändert sich die Laune, die Feindseelige bricht, und kennt weder Bruder noch Liebling. — — — Die Stützen der Zeit sind wankend, ihre Riesengebirge sind an einem Haar befestigt, daß sich mit jedem Winde drehet. Jeder Augenblick wird von tausend Verwandlungen begleitet. Ich übersehe ihr stattliches Gefolge, und am Ende erkenne ich Eitelkeit und Schande; ich beschaue sie selbst, und siehe! eine Schlange hat sich um ihre Ferse gewunden. Je mehr sie mich anlächelt, je mehr versammle ich alle meine Gedanken, und rufe ihnen zu: Wisset, sie sinnt auf Bosheit! Ich aber stehe

da, wie ein verſtummtes Lamm, bewundre und ſchweige; ich bedaure das Vergangne, erſchrecke über das Gegenwärtige, und zittre für das Künftige, ſchleppe mich langſam, wohin ſie mich leitet, und trage mit Widerwillen das Joch, das ſie mir aufbürdet, bis meine Kräfte dahin ſind, bis ſich mein Mark verzehrt. Welch eine Menge Veränderungen, in welcher kurzen Dauer? Ein Heer von Schmach, das ſich unter tauſend wandelbaren Geſtalten gezeigt! Der Weiſe hat Recht, den ich ſonſt einen Thoren geſcholten, wenn er ſagt, die Zeit iſt ein göttliches Weſen, kein Sterblicher kann ſie begreifen.

Noch ſehe ich einen ſchwärmeriſchen Haufen ihre Gräuel bewundern, und ſich im Staube bis zu ihr hinwälzen? Noch arbeitet der blinde Trieb, ſo oft er ſie betrogen? Die Zeit tritt des Menſchen Würde in Staub, erhebet ſeine Gräuel bis an die Wolken, und man freuet ſich? Sie wirft mit Jammer und Qualen in allen Straßen um ſich her, man ſieht es und iſt

so ruhig, als wäre es ein Scherz. Man lauret auf Tänze, man kränzt sich mit Reben, man küßt die Dienen, versenkt sich in Lüste, handelt um Liebe, man höret den Unglücksbothen nicht, und glaubet, er spotte?

Abhandlung

von der

Unkörperlichkeit

der

menſchlichen Seele.

Erste Frage.

Kann die Materie in sich selbst die Kraft zu denken haben?

Ich glaube, die Unmöglichkeit sei erwiesen, und die Einwürfe wider die davon geführten Beweise betreffen meistens nur Ausdrücke, die man nicht vorsichtig genug wählen kann, weil die Sprache selbst für die Subtilität dieser Untersuchung zu ungelenkig ist. — Unter andern hat mir folgende Beweisesart sehr überzeugend geschienen. Man setzet als zugestanden voraus, daß die Vorwürfe in der Natur, das heißt, ausserhalb den denkenden Wesen jeder für sich sein

eigenes Daseyn hat. Ihre Verbindung gründet sich auf wechselsweise Verhältnisse und Beziehungen, die nicht in den Objekten allein anzutreffen sind, sondern um zu seyn erst gedacht werden müssen. Ein Haus z. B. ist, als Vorwurf genommen, von einem Steinhaufen nicht unterschieden. Wenn aber das denkende Wesen hinzu kömmt, die Theile vergleichet, und ihre Verhältnisse zum Ganzen wahrnimmt, so nimmt es in einem Steinhaufen Unordnung, in einem Gebäude aber Symmetrie und Regelmäßigkeit gewahr. Ein wohlgeordneter Staat, und ein Haufe zusammengelaufenen Volks, worinn unterscheiden die sich? Blos durch die Verhältnisse und regelmäßige Beziehungen auf das Ganze, die aber nicht in jedem Bürger, wie er objektive existiret, sondern in der Vergleichung eines jeden mit allen übrigen anzutreffen sind. — Vater und Sohn, Stamm und Frucht sind an und für sich isolirte Geschöpfe, aber in ihrem Verhältnisse als Ursache und Wirkung betrachtet, stehen sie in Verbindung.

Gesetzt, jedes Objekt werde auch in einem besondern Theile der denkenden Materie eingedrückt, so hat jeder Eindruck, so wie jeder Vorwurf sein isolirtes Daseyn. Wenn nun z. B. A. B. C. D. Objekte, und a. b. c. d. Theilchen der denkenden Materie sind, so wird jedes denkende Atom a. sich den ihm zusagenden Vorwurf A. vorstellen, u. s. w. Wo werden aber die Verhältnisse und Beziehungen dieser Objekte wahrgenommen werden? Nicht in einem von diesen Atomen; denn jedes kennet nur seinen Gegenstand, und zu den Verhältnissen muß jedes mit allen verglichen werden. Auch nicht in allen zusammengenommen; denn das Zusammennehmen selbst setzet ein Wahrnehmen der Beziehungen und Verhältnisse voraus, ohne welches jedes ewig für sich bleibet, und mit andern kein Ganzes ausmacht. Wir müssen also zum Wahrnehmen der Verhältnisse und der Beziehungen die eine Vergleichung erfodern, außer den Theilchen a. b. c. d. noch ein besonderes Theilchen der denkenden Materie e. z. B.

annehmen, dem wir dieses Geschäfte auftragen. Dieses Theilchen würde die Eindrücke an den Vorwürfen A. B. C. D. alle haben müssen, um sie mit einander vergleichen zu können. Wenn dieses kleine Theilchen e. wiederum aus kleinen Theilchen bestünde, so würden sich die Eindrücke abermals entweder zerstreuen, oder jedes kleinere Theilchen sie alle besitzen müssen. In dem ersten Falle verschwindet die Möglichkeit der Gegeneinanderhaltung; in dem letzteren aber müssen wir doch am Ende auf ein untheilbares kommen, das die Eindrücke aller Vorwürfe A. B. C. D. vereiniget, und zugleich die Fähigkeit hat, sie miteinander zu vergleichen, und ihre Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen wahrzunehmen.

Dieses untheilbare, einfache Wesen, das alle Eindrücke aufnimmt, das sie gegeneinander halten, auf einander beziehen, und mit einander vergleichen kann, ist von der theilbaren, zusammengesetzten Materie wesentlich unterschieden.

ſchieden. Wir nennen es zum Unterſchiede Seele.

Ich kann dem Gegner die Wahl laſſen, ob er die Materie aus lauter ſolchen untheilbaren denkenden Atomen beſtehen, oder nur eine einzige untheilbare, denkende Subſtanz in die organiſirte Materie ſetzen will, welche von allen Objekten Eindrücke annimmt und vergleichet. In beiden Fällen iſt es nicht die Materie, oder das zuſammengeſetzte Weſen, welches denkt, ſondern das einfache, das untheilbare, nur daß wir in dem erſten Falle, anſtatt die Seele mit den Materialiſten zu einem körperlichen Weſen zu machen, vielmehr den Körper ſelbſt in eine Sammlung von Seelen verwandeln. Mit einem Worte: zum Denken muß vieles in einem verſammlet werden; die Materie aber iſt niemals eine Subſtanz, denn ſie beſteht aus trennbaren Theilen, deren jeder für ſich beſtehen kann.

Zwrite Frage.

Wenn die Materie auch ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist, kann ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen?

Dieser Einwurf pflegt durch das Ansehen eines großen Mannes unterstützet zu werden. Locke hat ihn irgendwo in seinen Schriften vorgebracht, und seit der Zeit ist er von manchem Schriftsteller wiederholet worden, mit einem Triumphe wiederholet worden, als wenn sich gar nichts darauf antworten ließe. Allein ich glaube, der Engländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die Cartesianer lehrten: wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte, so müßte sich durch Ausdehnung und durch Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber Gedanken und Ausdehnung, Bewegung und das Wahrnehmen, oder inneres Bewußtseyn der Bewegung von ungleicher Natur, von disparaten Eigenschaften; denn man

mag die Theilchen versetzen und verbinden, wie man will, so entstehet daraus noch kein Begriff, keine Vorstellung von der Versetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Daraus schlossen sie also, daß das Ausgedehnte blos beweglich sey, das Denken aber einer nicht ausgedehnten Substanz, die der Bewegung unfähig ist, zukommen müsse.

Da man durch diese Gründe nur zu beweisen schien, daß die Gedanken der Materie nicht natürlich sind, so fragte Locke mit Recht, ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleihen könnte, die sie von selbsten nicht haben würde?

Wenn aber das wahr ist, was im Vorhergehendem ist bezeugt worden, wenn zum Denken viele Substanzen in einer einzigen durch die Vorstellung zusammen kommen müssen, und die Materie niemals aufhört aus vielen zu bestehen; so ist das Denken der Materie so schlechterdings unmöglich, so unmöglich es ist, daß ein Viereck zugleich ein Zirkel seyn sollte.

Sich in einem solchen Fall auf die Allmacht berufen, hieße mit jener guten Frau, ohne in eine Lotterie gesetzt zu haben, sich den höchsten Gewinnst wünschen; denn bei Gott ist alles möglich.

Ich läugne es indessen nicht, daß selbst nach der angeführten Cartesianischen Methode der Zweifel des Englischen Weltweisen auf eine sehr einleuchtende Weise gehoben werden könne. Man kann beweisen, daß die Eigenschaften sich nicht mittheilen lassen, und daß die Allmacht selbst keinem Wesen eine Eigenschaft zulegen kann, die ihm seiner Natur nach nicht zukömmt. Ich werde hier ein Gespräch hersetzen, das über diesen Punkt zwischen Hylas und Philonous vorgefallen, in welchem der letztere diesen Gedanken durch ein in die Augen leuchtendes Gleichniß ausführt.

Hylas.

Und wenn auch die Materie an und für sich nicht denken kann, wird ihr die Allmacht Got-

tes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous.

Wir wollen sehen. Die Allmacht läßt am Dorne Rosen wachsen; wie fängt sie dieses an? Erschafft sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestigt sie an den Strauch?

Hylas.

Das thut sie nicht; sie hat vielmehr in den Dorn den Saamen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit Rosen hervorsprossen.

Philonous.

Wer den Rosensaamen zergliedern, und seinen innern Bau mit mikroskopischen Augen betrachten kann, wird er nicht deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Saamen durch die Entwicklung Rosen aufblühen können?

Hylas.

Wenn seine Sinne zart, oder die Instrumente vergrößernd genug sind.

Philonous.

Wenn aber die Allmacht am Rosenstocke, der nur Rosensaamen führet, Zitronen wollte wachsen lassen, würde sie nicht diese dem Strauche unnatürliche Früchte besonders erschaffen, und an den Stängeln befestigen müssen?

Hylas.

Nicht anders; aber alsdenn würden die Früchte nur am Rosenstocke zu wachsen scheinen; nicht wirklich wachsen.

Philonous.

Mehr als einen bloßen Schein, dünkt mich, kann die Allmacht selbst in diesem Fall nicht erhalten, sie müßte denn den Rosendorn in einen Zitronenbaum verwandeln, das heißt nach der Sprache einer gesunden Philosophie, den Rosendorn vernichten, und einen Zitronenbaum an die Stelle setzen.

Hylas.

Es verstehet sich, das in diesem Fall die Allmacht noch weit weniger ihren Entzweck erreichen würde.

Philonous.

Sie wird also die Zitronen erschaffen, und mit dem Rosenstrauche verbinden. Wie aber? der Stamm führet ja keine Zitronensäfte, woher werden die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas.

Die Allmacht würde sie aus der Luft, oder sonst woher versorgen müssen.

Philonous.

Gut! wenn also der Stock vergehet, haben die Zitronen mehr als ihre Stütze verloren?

Hylas.

Sicherlich nicht, da sie der Stamm weder hervorgebracht, noch genährt hat: aber was thut dieses zu meiner vorgelegten Frage?

Philonous.

Ich glaube von ihrer Auflösung nicht weit entfernt zu seyn. Man hat mir eingeräumt, daß die Materie an und für sich nicht denken könne, das heißt, daß sie vermöge ihrer inneren Struktur unendlicher Gestalten, Farben,

und Bewegungen, aber keines Gedankens fähig sey.

Hylas.

Richtig! ich gebe es zu, daß Descartes dieses so gut als erwiesen hat.

Philonous.

Der Grund zu den Gedanken liegt also nicht in der Materie, so wenig als Zitronensaamen im Rosendorne. Aber Gott soll der Materie die Kraft zu denken mittheilen, muß er nicht diese Kraft besonders erschaffen, und mit der Materie verbinden?

Hylas.

Nicht anders; so wie wir an unserm Beyspiel gesehen.

Philonous.

Dadurch aber erlanget die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken, und sie kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Zitronen wachsen können.

Hylas.

Ich muß auch dieſes zugeben.

Philoneus.

Die Frage war alſo nicht, ob die Allmacht der Materie die Eigenſchaft zu denken mittheilen könne; denn dieſes iſt unmöglich: ſondern ob ſie nicht eine Kraft zu denken erſchaffen, und mit der Materie verbinden könne; und ſiehe, mein Freund! dieſes hat ſie wirklich gethan. Sie hat mit gewiſſen Portionen von organiſirter Materie eine beſonders erſchaffene Kraft zu denken verbunden, und beide zuſammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zu einem fremden Stamme, ſo verhält ſich die Kraft zu denken zur organiſirten Materie. Am Ende kann dieſe vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlieret.

Dritte Frage.

Sollte die Seele nicht mit dem Körper vergehen? Sie wächset mit demselben, leidet mit demselben, richtet sich in allen ihren Veränderungen nach demselben, und im Alter wird sie schwächer, so wie der Körper nach und nach abnimmt. Ein derber Schlag auf die Hirnschale verwandelt das größte Genie in einen Dummkopf. Sollte nicht die Kraft zu denken ganz aufhören, wenn der Körper nicht mehr ist?

Ich habe Spiegel in meinem Zimmer, in welchen sich alles abbildet, was in dem Zimmer vorgehet. Die Bilder in denselben richten sich nach den Gegenständen in Absicht auf ihre Lage, Farbe, Größe, Figur, und Bewegung. Aber die Spiegel haben ihr besonderes Daseyn, und hangen in Absicht auf dieselben nicht von den Gegenständen ab.

Sollte es mit der Seele des Menschen eine andere Beschaffenheit haben?

Es scheinet nicht. Sie stellet sich alles treulich vor, was irgendwo im Gehirne, da wo der Sammelplatz der Empfindung seyn mag, vorgehet; dieses deutlich, jenes dunkel; dieses mit lebhaften, jenes mit schwächern Farben; manches mit Lust, manches mit Unlust, nachdem das materielle Bild, oder der Eindruck im Gehirne diese oder jene Beschaffenheit hat. So lange diese materielle Bilder jedes seinen angemessenen Grad von Licht und Stärke hat, siehet auch die Seele das Hervorstehende und Lebhafte in dem Bilderreiche mit Bewußtseyn, oder in einer Erhellung, in welcher sich auch die Theile unterscheiden lassen; das übrige aber zeigt sich ihr in einer allmähligen Abnahme von Licht und Schatten, die ihrer Fähigkeit sehr angemessen ist. In diesem Zustande hat sie auch das Vermögen zu denken, das ist, ihre Aufmerksamkeit, auf welchen Theil des Vorwurfs ihr gutdünkt, mit Freiheit zu richten, die Be-

griffe abzusondern, mit willkührlichen Zeichen zu verbinden, und sie nach Belieben zu zergliedern, zusammenzusetzen, mit dem Vergangenen zu vergleichen, und das Zukünftige zu vermuthen. Sind die materiellen Bilder im Gehirne zerrüttet, und ihr Helldunkel mit der Wahrheit nicht übereinstimmend; so wird die Seele nach sehr richtigen Regeln und falschen Berichten nicht anders als auf falsche Folgen kommen können. So scheinet es dem Wahnsinnigen und Fieberkranken zu gehen. Räumet dem Wahnwitzigen das ein, was er durch die Evidenz der Sinnen nicht in Zweifel ziehen zu können glaubet; so werdet ihr auch den größten Theil seiner Folgen zugeben müssen, die euch nur unsinnig schienen, so lange ihr die Voraussetzung nicht wisset, zu welcher die Seele durch die falschen Berichte der materiellen Begriffe verleitet worden.

Sind aber die Farben gleichsam verloschen, dergestalt, daß alle Bilder ohngefähr gleiches Licht haben, und keines merklich hervorsticht,

ſo höret das Bewußtſeyn der Seele auf, und zugleich ihre Herrſchaft über die Aufmerkſamkeit. Dieſes geſchiehet, wie es ſcheinet, im Schwindel, im Schlafe, und in der Ohnmacht; daß ſich alle Vorſtellungen der Seele in dieſem Zuſtande völlig verlieren ſollten, iſt nicht möglich. Wenn ein ſtarker Eindruck in die Sinne den Schlafenden aufweckt; ſo muß der ſchwächſte nicht unterlaſſen, wenigſtens eine ſehr ſchwache Empfindung zu erregen. So auch mit dem Ohnmächtigen, wenn der flüchtigſte Geiſt, oder ein Stich in die Haut ihn wieder zu ſich bringen können, ſo muß der unmerklichſte Geruch, die leiſeſte Berührung der Haut eine ihr angemeſſene Wirkung im Gehirne, und folglich auch in der Seele hervorbringen. Das Starke und Schwache hat ſich, der Natur ſo wie der Wirkung nach, gleich, und nur dem Grade nach unterſchieden. Wenn die ſtarke Urſache eine Wirkung zeuget, ſo kann auch die ſchwächſte Urſache nicht ganz ohne Wirkung ſeyn. Da nun die Gliedmaſſen der Sinne eines Betäub-

ten, eines Ohnmächtigen, eines Schlafenden nicht ganz ohne Eindrücke sind, so müssen diese, so schwach sie auch immer seyn mögen, im Gehirne einige Veränderung hervorbringen, und diese Vorstellungen erzeugen, aber schwache, der Ursache gemäße, unter welchen sich keine auszeichnet, und die Aufmersamkeit auf sich lenkt. Daher die Betäubung, der Mangel des Bewußtseyns und der Besinnung in diesem Zustande; der auch aufhören muß, sobald ein Gegenstand mit Heftigkeit in die äussern Sinne wirkt, und einen Eindruck von ausnehmender Stärke hervorbringt. Daher das größte Genie in einen Dummkopf verwandelt werden kann, wenn durch eine gewaltsame Erschütterung des Gehirns die Bilder verrücket, in Unordnung gebracht, in ein schwaches oder gar falsches Licht gesetzet worden sind. Der große Geist wird im Wachen nicht viel anders seyn, als er sonst im Schlafen gewesen ist.

Alle Veränderungen im lebendigen Körper beweisen also nur, daß die Gedanken mit den

ſinnlichen Eindrücken im Gehirn in Verbindung ſtehen. Aber wo im Gehirne?

Die Erfahrung lehret, daß man anſehnliche Stücke vom Gehirne ohne Verletzung der Seelenkräfte verlieren kann, zur Verwunderung für diejenigen Weltweiſen, die ſchon jeder Portion des Gehirns ihre Seelenkraft, und beinahe jeder Fiber ihren Begriff angewieſen haben. Man ſahe nunmehr wenigſtens, daß das Gehirn nicht allenthalben eine Werkſtatt der Seele ſeyn kann. Andere, die einen beſtimmten Theil des Gehirns zum Sammelplatz der Empfindung angegeben haben, ſind nicht weniger durch die Erfahrung widerleget worden. Man kennet faſt keine Stelle im Gehirne, die nicht hätte weggenommen, verhärtet, aufgelöſet, oder verweſet ſeyn können, ohne daß der ganze Tod unmittelbar darauf gefolget wäre. Eine harte Erſchütterung des Gehirns ſcheinet die Werkzeuge des Lebens und der Empfindung mehr zu verletzen, als die Beſchädigung oder Hinwegnehmung irgend eines Theils des Ge-

hirns selbst. Gleichwohl können wir aus allem, was wir von der menschlichen Natur wissen, nicht anders schließen, als daß die Empfindungen aller Sinne vermittelst der Nerven irgendwo im Gehirne zusammenlaufen und sich vereinigen müssen.

Die Zergliederung von der einen Seite giebt den größten Anlaß dieses zu vermuthen, und die Natur der sittlichen Erkenntniß setzet es außer allen Zweifel. Ja nach der Voraussetzung der Materialisten ist dieses noch nothwendiger: denn wenn die Eindrücke des Gesichts und des Gefühls z. B. nicht irgendwo in der Materie zusammenkämen, wie könnte die denkende Materie sich miteinander vergleichen, wie doch augenblicklich geschehen muß, wenn wir die Urtheile des einen Sinns durch den andern Sinn verbessern und berichtigen.

Ich halte es nicht für unmöglich, daß irgend ein unsichtbarer Theil im Gehirne, den die Zergliederer vielleicht vergebens suchen, der Vereinigungspunkt aller Eindrücke seyn könne.

Der

Der kleinſte Theil der Materie kann noch zuſammengeſetzet, und mannigfaltig genug gebildet ſeyn, um alle dieſe Eindrücke anzunehmen; ja nach den Begriffen, die ich mir von der Materie mache, getraue ich mir nicht mit Gewißheit zu behaupten, daß nicht die kleine wundervolle Maſchine im Nervenſaft anzutreffen, und das Gehirn ſelbſt bloß die Werkſtatt ſei, in welcher dieſer empfindende und bewegende Lebensſaft abgeſondert und zubereitet werde. Von dieſer Werkſtatt des Nervenſafts — — jedoch es iſt hier der Ort nicht, dieſe Hypotheſe auseinander zu ſetzen. Wenn ich ſie noch ſo wahrſcheinlich machen könnte, ſo würde ich mich dennoch nicht getrauen, auf derſelben weiter fortzubauen, oder ſie für mehr als bloße Hypotheſe zu halten. Man nehme an, welche Vermuthung man will, oder welches noch rathſamer iſt, man laſſe die Frage, den Vergnügungsort der Empfindungen betreffend, noch dahin geſtellet ſeyn; ſo ſcheinet doch dieſes wenigſtens ausgemacht, daß von dem Untergange des Körpers, von dem

Verweſen des ſichtbaren Gehirns nicht auf den Untergang, oder die Verweſung der Seele zu ſchlieſſen ſei. Ein beſchädigtes Glied, ein gereizter Nerv kann die Seele durch die Schmerzen, die er verurſacht, verwirren, oder durch angenehme Empfindungen vergnügt machen; aber ein abgeſondertes Glied, ein zertrümmerter Nerv ſteht mit der Seele in keiner Verbindung mehr, und läßt ſie gleichgültig. Das Gefühl verbreitet ſich auf alle Nerven, die mit dem eigenthümlichen Werkzeuge der Seele ein Ganzes ausmachen, und ziehet ſich gleichſam aus allen Theilen zurück, die vom Ganzen abgeſondert werden. Nicht anders iſt es mit dem Gehirne. So lange es das Werkzeug der Seele iſt, muß dieſe alle Unordnungen fühlen, die in jenem vorgehen. Durch die Verweſung höret es auf, mit der Seele in Gemeinſchaft zu ſtehen, und verlieret die Eigenſchaft eines Werkzeuges der Empfindungen. Die Seele kann nicht wie das Gehirne aufgelöſet werden; denn ſie beſtehet nicht, wie das Gehirne, aus kleineren Theilen,

die nach den Geſetzen der körperlichen Natur zuſammenhangen. Sie iſt eine unzertrennliche Einheit, die den Geſetzen der Mechanik nicht unterworfen ſeyn kann. Entweder ſie muß völlig in Nichts verwandelt werden, oder ſie ſchränkt ſich auf ein feines Werkzeug ein, das mit dem Gehirne nicht zugleich aufgelöſet werden kann, und vielleicht, wie überhaupt in der Natur zu geſchehen pflegt, mit der Verweſung des Gehirns, eine neue Organiſation annimmt. In der geſammten Schöpfung geſchiehet keine Trennung ohne eine neue Zuſammenſetzung, keine Zerſtörung einer Form, ohne daß in den unſichtbaren Theilen derſelben ſich eine neue Form zu bilden anfange, die mit der Zeit ſich dem Sinne offenbaret. Jeder Untergang zielet auf eine Entſtehung, jeder Tod bahnet den Weg zu einem neuen Leben.

Wem dieſe Vermuthung zu kühn ſcheinet, dem bleibet kein anderer Weg, als die Seele ſchlechterdings vernichtet werden zu laſſen, denn auf keine andere Weiſe kann ein einfaches We-

sen aufhören zu seyn: und eine Kraft zu denken muß entweder wirklich denken, oder aufhören zu seyn. Allein wo finden wir Vernichtung in der ganzen Natur? — Welches Stäubchen gehet in dem gesammten Weltall verloren? — Welches Wesen höret auf zu seyn? — Welche ursprüngliche Kraft verlieret ihre Thätigkeit? — Das Zusammengesetzte wird aufgelöset, ein Theil wird von dem andern in Bewegung gesetzt, eine Kraft von der andern in ihrer Richtung verändert. Bald kommen Grundkräfte zusammen, innere Thätigkeit des Ganzen zu bilden; bald wird die Thätigkeit des Ganzen wieder in ihre Grundkräfte aufgelöset; aber Zernichtung übersteigt die Kräfte der gesammten Natur. Alle Weltkörper zusammen genommen können kein Sonnenstäubchen in Nichts verwandeln, können die Bewegungskräfte eines Atoms nicht unterdrücken. Sie werden auf dasselbe wirken, aber nicht ohne von demselben durch eine verhältnißmäßige Gegenwirkung in etwas verändert zu werden. So gering

diese Veränderung auch seyn möchte, so beweiset sie doch das Daseyn des Gegenwirkenden, und die Aeußerung seiner Kraft, die der ganzen Natur unüberwindlich ist. Zwischen Seyn und Nichtseyn ist eine Kluft, die die Natur nicht übersteigen kann; sie kann so wenig Etwas in Nichts verwandeln, als sie aus Nichts Etwas hervorbringen kann.

Ich fodere nicht mehr für die Seele, als man mir für jedes Dunsttheilchen einräumt; nicht mehr für die Kraft zu denken, als man jeder einfachen Bewegungskraft zugestehet. Wäre sie die Kraft eines zusammengesetzten Wesens; so würde sie, wie die zusammengesetzten Bewegungskräfte, in ihre Elemente aufgelöset werden; da sie aber nicht aus Elementen bestehet, so findet diese Art des Unterganges nicht Statt, und eine völlige Zernichtung ist allen Naturkräften unmöglich.

Vierte Betrachtung.

Ueber die Gedanken des Herrn d'Alembert die Spiritualität der Seele betreffend.

Herr d'Alembert (ſiehe deſſelben Melanges de Litterature d' Hiſtoire & Philoſophie Tom. II. pag. 105.) führet einige Schwierigkeiten an, die dem Weltweiſen im Wege ſtehen ſollen, ohne Hülfe der Religion, und wenn man ſeinen Worten trauen darf, ſogar ohne Hülfe einer entſcheidendenden Kirche ſich von der Immaterialität der Seele zu verſichern. Er giebt zwar das Uebergewicht der Gründe für die Geiſtigkeit der Seele zu; allein die Dunkelheiten, die man gleichwohl nach dieſer Vorausſetzung allenthalben wahrnimmt, ſollen ſich nicht anders, als durch den Glauben zerſtreuen laſſen. Man erlaube mir, die Gedanken dieſes Weltweiſen zu prüfen. Wir wollen ſehen, ob wir das Anſehen eines Papſtes, oder einer Kirche brauchen, um dieſen Knoten zu zerhauen.

Zuförderst muß ich erinnern, daß Herr d'Alembert die Beweise für die Spiritualität eben nicht in ihrer größten Stärke vorträgt. Er schränkt sich blos auf die schwache Bemerkung ein, daß zwischen Ausdehnung und Gedanken nicht das geringste Verhältniß zu bemerken sei; qu'il n'y a en effet aucun rapport apparent &c. und dieses sind die Gründe, die er davon anführt:

Ein Marmorblock scheint weder Empfindung, Begriffe, Willen zu haben, noch derselben fähig zu seyn; zwischen der Materie, aus welcher der Marmorblock, und derjenigen, aus welcher der menschliche Körper bestehet, sind oder scheinen keine andere als materielle Unterscheidungen zu seyn, in Figur, Farbe, Weichheit und Härte der Theile, und in der Flüssigkeit einiger derselben; zwischen dem menschlichen Körper und einem Uhrwerke, das einige Verrichtungen desselben nachahmet, wie die Mechanik zuweilen hervorbringet, ist der Unterschied noch geringer. Warum sollte jener Em-

pfindung und Gedanken haben, dieſes aber nicht? Was ſcheinet zwiſchen der Hand eines Leichnams, die man am Feuer hält, und der Hand eines Lebendigen, die demſelben ausgeſetzt iſt, für ein anderer Unterſchied zu ſeyn, als die Bewegung des Bluts, die in jener gehemmt iſt? Und was für Verhältniß ſcheinet zwiſchen der Bewegung des Bluts und der Empfindung Statt zu finden, die der Lebendige hat, der Leichnam aber nicht hat? Dieſe einfältige Betrachtungen, ſetzt Herr d'Alembert hinzu, beweiſen ſie nicht hinreichend, das Empfinden und Denken einer andern Quelle zuzuſchreiben ſei, als der Materie? Ich glaube den Leſer in den Stand geſetzt zu haben, dieſen in der That etwas zu leicht ſcheinenden Gründen einiges Gewicht beizulegen. Alles, was der menſchliche Körper vom Marmorblock verſchiedenes hat, läßt ſich auf Bewegung zurückführen; denn die Organiſation ſelbſt iſt nichts anderes, als die Zuſammenſetzung gewiſſer materieller Theile, wodurch das Ganze zu dieſen oder jenen Be-

wegungen aufgelegt wird. Nun ist die Bewegung nichts anders, als die Veränderung des Orts oder der Lage; diese Verändrung selbst aber ist noch von der Vorstellung dieser Veränderung sehr weit unterschieden, und es leuchtet in die Augen, das durch alle mögliche Veränderungen in der Welt, sie mögen noch so zusammen gesetzt seyn, kein Wahrnehmen dieser Veränderungen zu erhalten sei, und daß also durch die künstliche Organisation der Materie keine Vorstellung hervorgebracht werden könne. So weit reichen die Gedanken des Carteſius; die zwar überführend sind, aber noch einige Dunkelheit zurücklassen. Hingegen setzet die Betrachtung die oben hinzugefügte Streitfrage in das helleste Licht, und entscheidet völlig für die Spiritualität. Alle Materie bestehet aus Theilen; das Ganze kann keine Kraft haben, davon die Elemente nicht auch den Theilen zukommen. Wenn die einzelnen Vorstellungen so in den Theilen der Seele isolirt wären, wie die Gegenstände in der Natur, so wäre das Gan-

ze nirgends anzutreffen. Wir würden kein Haus, sondern isolirte Steine, keine Harmonie, sondern isolirte Töne, kein Ganzes, sondern einzelne Theile denken; wir würden die Eindrücke verschiedener Sinne nicht vergleichen, die Vorstellungen nicht gegen einander halten, keine Verhältnisse wahrnehmen, keine Beziehungen erkennen, das ist, weder denken noch empfinden können. Denn in den einfachsten sinnlichen Empfindungen liegen Verhältnisse und Beziehungen verborgen, die wir wahrnehmen müssen, wenn die Masse unsrer Erkenntniß nicht ein Chaos ausmachen soll, darin sich nicht das geringste unterscheidet. Hieraus ist klar, daß nicht nur zum Denken, sondern auch zum Empfinden vieles in Einem zusammen muß. Da aber die Materie niemals ein einziges Subjekt wird, sondern allezeit aus vielen Theilen bestehet, so muß das Denken und Empfinden ein einfaches unmaterielles Wesen zur Quelle haben.

Wir wollen uns nunmehr gefaßt machen, die Menge von Fragen anzuhören, die Herr

d'Alembert dem Weltweisen vorlegt, der sich von der Unkörperlichkeit seiner Seele überzeugt zu seyn glaubet. Wir müssen aber folgende Maximen nicht aus den Augen lassen. 1) Ein jeder Liebhaber der Wahrheit sei stolz genug, sich durch kein Ansehen der Person blenden, durch keine Schwierigkeit abschrecken zu lassen, mit eigenen Augen zu sehen. Grosse Männer haben diese Schwierigkeit unauflöslich gefunden? — Vielleicht gelingt es unserer Kleinigkeit sie aufzulösen! — Jahrhunderte hat man hierüber vergeblich philosophiert? — Wer weiß, was morgen geschieht; ein jeder prüfe seine Kräfte, und versuche, wie weit er kommen kann. 2) Der Weltweise sei nie zu eitel, zu rechter Zeit mit der Antwort einzutreten, die unserer Schwachheit so angemessen anständig ist: Dies weis ich nicht. Aus dem Wahne, auf alle Fragen eine Antwort in Bereitschaft zu haben, sind die ungereimtesten Meinungen entsprungen, die der Philosophie zur Unehre gereichen. 3) Weil wir dieses und jenes nicht wissen, folget daraus

noch nicht, daß wir gar nichts wissen. Wenn wir gleich vom Zirkel das Verhältniß des Durchmessers zum Umkreise nicht ganz genau wissen, so sind die Wahrheiten, die in der Geometrie von dem Zirkel gelehrt werden, nichts desto weniger unumstößlich. So wenig wir die Völker kennen, die in den innersten Theilen von Afrika sich aufhalten, so sind uns doch die Völker nicht unbekannt, die hier und da an der Küste wohnen. Und nun mehr zu den Fragen selbst:

„Wenn die Materie, und die denkende Sub„stanz gar nichts gemein haben, woher kömmt „es dann, daß das Zunehmen und Abnehmen „die Veränderung, und überhaupt die Vollkom„menheit, oder die größere und geringere Ge„walt unserer Organen auf unsere Empfindun„gen, Neigung und Begriffe einen so merklichen „Einfluß haben?“

Ich glaube den Leser in den Stand gesetzt zu haben, auf diese Fragen mit einiger Befriedigung zu antworten. Zwischen der Materie, und der denkenden Substanz findet doch wenigstens

folgendes Verhältniß Statt. Jene ist das Objekt, das vorgestellet wird, diese das Subjekt, dem diese Vorstellungen zukommen. Das nämliche Verhältniß ungefähr, wie zwischen Spiegel und Objekt, wenn der Spiegel die Bilder wahrnehmen könnte, die sich hinter ihm abmalen. Die Bilder verhalten sich zu den Objekten, wie die sinnlichen Begriffe in der Seele zu der Materie, die sie veranlasset. Mit diesen sinnlichen Begriffen stehen unsere Kräfte des Verstandes und des Willens in der genauesten Verbindung. Daraus siehet man schon etwas deutlicher, wie die Materie einen sehr starken Einfluß haben könne auf die Kräfte des Geistes, ob sie gleich von disparater Natur sind. Was haben einige Züge und Karaktere auf einem weißen Blatte, oder einige Worte, die mir jemand leise ins Ohr sagt, mit den Leidenschaften meiner Seele gemein? wie können sie meinen Zorn, meine Betrübniß, Schrecken, Wuth, Freude, und welche Leidenschaft man will, erregen? Geschieht dieses nach mechanischen Gesetzen, nach

den Regeln der stoßenden und anziehenden Kräfte, oder muß hier der Materialist selbst höhere philosophische Gesetze zugeben, nach welchen dieser Uebergang geschieht?

„Wie kann man begreifen, daß zwei Sub„stanzen, die schlechterdings verschieden sind, „nicht das geringste gemein haben sollen, und „gleichwohl auf einander einen so starken und „wirklichen Einfluß haben?“

Aufrichtig! das weiß ich nicht. Aber kann der Materialist besser begreifen, wie Materie auf Materie wirken kann? Der Uebergang der Handlung aus dem Wirkenden in das Leidende ist sowohl im Materiellen, als Unmateriellen etwas sehr unbegreifliches. Durch die Aehnlichkeit des Wirkenden mit dem Leidenden wird die Sache nicht deutlicher. Man sieht keinen Grund, warum ähnliche Dinge sich einander leichter etwas mittheilen können, als unähnliche. Wer hat noch zu erklären gewußt, wie eine Kugel die andere in Bewegung setzen kann? Mich dünkt, die Schwierigkeiten, die der Materialist nicht he-

den kann, darf der Dualist getrost unerörtert lassen.

„Was können wir uns wenigstens nach den „Begriffen, die wir durch die Gewohnheit erlan„get haben, für einen Unterschied vorstellen, „zwischen dem absoluten Nichts und einem Wesen, „das keine Materie ist? Diesem Einwurf zu „begegnen, sagt man zwar, daß die Gedanken, „der Wille weder lang noch breit, noch gefärbt, „und dennoch etwas wären. Dieses ist wahr, „allein die Bewegung, die Schwere, u. s. w. „sind weder breit, noch lang, noch gefärbt, und „sind auch etwas, und gehören sogar der Mate„rie zu. Die Schwierigkeit ist nicht, Abände„rungen zu begreifen, die nicht ausgedehnt sind, „sondern sich das Subjekt dieser Abänderung „ohne Ausdehnung zu denken.“

Gut, daß Herr d'Alembert selbst diese Schwierigkeit nur nach den Begriffen, die uns die Gewohnheit beibringt, für erheblich hält. In der That sind wir der sinnlichen Eindrücke so sehr gewohnt, und sie überführen uns auch mit einer

ſolchen Evidenz von dem Daſeyn ihrer Gegenſtände, daß wir geneigt ſind, uns alles unter einem ſinnlichen Bilde vorzuſtellen; und was ein ſolches Bild nicht annehmen will, für nichts zu achten. Allein die Wahrheit redet nicht immer die Sprache der Gewohnheit. Herr d'Alembert hat im Vorhergehenden die Materie erklärt durch etwas ausgedehntes, das undurchdringlich iſt. Beide, ſowohl die Ausdehnung als Undurchdringlichkeit, ſind Begriffe, die eigentlich in der Seele ihren Sitz haben. Wir ſchreiben aber die Urſachen dieſer Begriffe einem äußern Objekte zu, und dieſes Objekt nennen wir Materie. Das Subjekt hingegen, in welchem dieſe Begriffe entſtehen, nennet man Seele. Mit welchem Rechte können wir verlangen, daß das Subjekt nothwendig die Eigenſchaft des Objekts haben müſſe? Die Materie iſt am Ende (mehr wiſſen wir in der That nicht davon) ein Weſen, das in der Seele Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit u. ſ. w. hervorbringen kann, die Seele, ſagen wir, iſt ein

Weſen

Wesen, daß diese Begriffe mit allen ihren Abänderungen haben kann. Die Gewohnheit, spricht diese Seele, ist nichts, wenn sie nicht Materie ist; das heißt, antwortet die Vernunft, ein Wesen, das Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit hat, ist nichts, wenn es auch nicht Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit erregen kann. Mit welchem Grunde können wir dieses behaupten? Müssen wir nicht erst Begriffe von Ausdehnung und Undurchdringlichkeit haben, bevor wir von diesen Modifikazionen, die in uns vorgehen, auf ein Objekt schießen, das ausser uns anzutreffen ist, und das wir Materie nennen? Wie kommen wir also dazu, uns selbst zu einem solchen Objekte zu machen? Herr d'Alembert kann sich wohl Modifikazionen denken, die nicht ausgedehnt sind, und damit ist keine Schwierigkeit; allein wir sollen uns kein Subjekt dieser Modifikazionen denken können, das nicht ausgedehnt sei. Ich wünschte, daß es diesem Weltweisen gefallen hätte, sich zu erklären, was er unter We-

difikazion im Gegensatz mit Subjekt eigentlich verstehe. Nach meinen Begriffen sehe ich gar nicht ein, warum er Denken und Wollen für Modifikazionen hält, Ausdehnung und Undurchdringlichkeit aber lieber zu Subjekten machen möchte.

„Warum kann ein Wesen, das denkt, nicht „eben sowohl ein Subjekt seyn, als ein Wesen, „das die Nerve drückt, und widerstehet?

Wir hören sehr oft Klagen, daß wir nicht wissen, was die Seele sei? Ich wünschte, daß man mir zuförderst antwortete, was die Materie sei? Wir sehen und fühlen sie, nicht was sie ist, sondern was sie wirken kann; denn wir sehen und fühlen nicht die Objekte, sondern ihre Eindrücke. Ich frage aber, was die Materie sei, nicht was sie wirke. Am Ende finden wir die Frage ungereimt; denn man begreifet sehr wohl, daß es unmöglich sei, die Dinge anders als durch ihre Wirkungen zu erkennen. Nun auf die Seele! Wir wissen, daß sie wirken kann; denn sie ist ein Wesen, daß empfindet,

denkt, begehret, verabſcheuet, u. ſ. w. Wir haben ſogar ein inneres Selbſtgefühl, eine anſchauende Erkenntniß von derſelben; denn wir ſind es ſelbſt, die wir empfinden, denken, begehren, und verabſcheuen.

Wir dürfen nicht erſt, wie bei der Materie, von den Wirkungen auf die Urſachen ſchließen, um zu erkennen, daß ein ausgedachtes Objekt vorhanden ſei, ſondern wir fühlen unmittelbar uns ſelbſt, und unſere Wirkungen, und gleichwohl wollen wir noch wiſſen, was die Seele ſei?

„Wenn die Materie von dem Weſen, das „denkt, empfindet, und will, unterſchieden iſt, „wenn überdem dieſes Weſen, das denken, empfinden und wollen kann, untheilbar iſt, wie kömmt „es, daß wir von der einen Seite gleichſam „durch einen unüberwindlichen Naturtrieb unſere Empfindungen in die verſchiedenen Theile des Leibes ſetzen, die ihre Organen ſind; und „warum beziehen wir auf der anderen Seite niemals unſern Willen auf einen Theil unſers Leibes, auch auf den nicht, der wohl der Gegen-

„ſtand derſelben ſeyn könnte; als z. B. auf die „Füſſe den Willen zu gehen, ſo wie wir die „Wärme und Kälte, die wir in dieſen Gliedern „empfinden, in dieſelbe ſetzen.“

Was Herr d'Alembert einen unwiderſtehlichen Naturtrieb nennet, ſcheint ſich durch Gewohnheit, Erfahrung und Vergleichung verſchiedener Sinne begreiflich machen zu laſſen. Warum ſetzen wir das Geſicht in die Augen? aus keiner Urſache dünkt mich, als weil nur wir die Augen verſchließen oder wegwenden dürfen, um nicht zu ſehen. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Geruche, Geſchmack, und Gehöre. Sobald dieſe Organen in den Umſtänden ſind, daß die empfindbaren Dinge nicht in ſie wirken können, ſo höret auch die Empfindung auf. Daher die Empfindung auf die Gliedmaſſen. Warum ſetzen wir, fragt Herr d'Alembert, Wärme und Kälte, die wir in den Füßen empfinden, wirklich in dieſe Glieder; und den Willen zu gehen, den wir mit den Füßen ausüben, nicht? Ich frage warum können wir ſogar in einem Gliede zu em-

pfinden glauben, das wir nicht mehr haben? Die Aerzte bezeugen, daß jemand, dem der Fuß abgenommen worden, noch eine Zeitlang bei jeder Veränderung des Wetters in einem Zehen dieses Fußes hat Schmerzen zu empfinden geglaubt. Gesetzt also, wir machten den ganzen Körper zum Sitz der Empfindung: wie können wir in einem Gliede empfinden, das von unserm Körper abgesondert ist, das nicht mehr zu uns gehört? — Die Wahrheit scheint zu seyn, daß Sitz der Empfindung und Ursach der Empfindung nicht einerlei ist. Wir empfinden nicht da, wo wir die Ursach dieser Empfindung hinzusetzen gewohnt sind. Wir sehen die sichtbaren Dinge außer uns, ohne sie daselbst zu empfinden. Auf eine ähnliche Weise sehen wir die Ursache des Schmerzes in die Füße, obgleich der Sitz der Empfindung daselbst nicht ist. Der Nerv, der dahin gehet, oder vielmehr der Ursprung dieses Nervs im Gehirne muß wohl der eigentliche Sitz der Empfindung seyn. Erfahrungsschlüsse und Gewohnheit, die bei dem Menschen zum Naturtriebe werden kön-

nen, veranlaſſen uns die Urſache der Empfindung auf verſchiedene Theile unſers Leibes zu beziehen, und zuweilen in die Extremitäten derſelben zu ſetzen; und die Täuſchung der Sinne macht es möglich, daß wir ſie in eine Extremität ſetzen können, die von uns getrennet worden iſt, ſo lange bis der Erfahrungsſatz, daß wir dieſe Extremität nicht mehr beſitzen, ſich dem Gemüthe genug eingeprägt, und die Täuſchung zernichtet hat.

Es iſt eine ausgemachte Sache, eine unläugbare Wahrheit, daß wir ohne lange Erfahrung, und wiederholtes Vergleichen des Geſichts mit dem Gefühl, die Gegenſtände des Geſichts weder außer uns, noch in gehörigen Abſtand von einander ſetzen würden. Alle Gegenſtände würden aus gefärbten Flächen, und die ganze ſichtbare Natur, wie jenem Blinden, der ſein Geſicht plötzlich wieder erhielt, unmittelbar auf dem Auge zu liegen ſcheinen; oder vielmehr ſie werden einen verwirrten Eindruck machen, in wel-

chem die Gegenſtände wie in einem Chaos zwar liegen, aber nicht unterſchieden werden können. Durch Hülfe und Verbindung des Gefühls mit dem Geſichte, und durch Vergleichung der verſchiedenen Geſichtspunkte lernen wir Körper und Flächen unterſcheiden, die Entfernung wahrnehmen, den Abſtand ſichtbarer Dinge ſowohl von einander als von unſerm Körper erkennen; und dadurch erlangen wir den deutlichen Anblick der Natur, in welchem wir alles durch einen Blick zu unterſcheiden glauben. Die verwickeltſten Erfahrungsurtheile können uns durch öftere Wiederholung ſo zur Gewohnheit werden, daß wir ſie zuletzt für unmittelbare Empfindungen, oder Aeußerungen eines eingepflanzten Naturtriebs halten. Durch eben ſo verwickelte Erfahrungsurtheile lernen wir den übrigen Empfindungen ihre Stelle im Körper anzuweiſen, und wo nicht den Sitz, wenigſtens die Urſache der Empfindungen in dieſe Stelle zu ſetzen. Wir ſetzen Wärme und Kälte in den Fuß, z. B. wenn durch Annäherung oder Berührung eines war-

men oder kalten Körpers ähnliche Empfindungen entstanden. Wir sehen den Schmerz in den Finger, wenn wir etwa eine Veränderung an demselben sehen oder fühlen können: wenn durch äussere Wirkung in demselben sehr oft ähnliche Schmerzen erzeugt worden sind: wenn der Schmerz durch die Berührung des Fingers vermehrt oder vermindert wird: wenn die willkührliche Bewegung des Fingers schmerzhaft ist: oder vielmehr wir sehen den Schmerz in den Finger durch ein Erfahrungsurtheil, das aus allen diesen besondern Wahrnehmungen zusammengesetzt ist, und eine Art von Naturtrieb ausmacht. An und für sich ist die Empfindung des Schmerzens mit keinem Bewußtseyn einer bestimmten Stelle verbunden, und ohne Hülfe und Verbindungen mit andern Sinnen würden wir dem Schmerz eben so wenig als dem Willen einen gewissen Ort im Körper anweisen. Daher es schwer ist anzuzeigen, wo wir Schmerzen fühlen, wenn der Ort weder gesehen noch betastet werden kann. In diesem Falle begnügen

wir uns, dem Schmerzen eine beſtimmte Stelle anzuweiſen, im Kopfe, in der Bruſt, im Unterleibe, weil hier die Erfahrung nicht weiter reichet.

Am Ende wirft Herr d' Alembert noch dieſe Frage auf, die uns zwar weniger angehet, aber doch allhier mitgenommen werden kann.

„Wenn die Seele verſchieden iſt von dem „Körper, ſpricht er, wenn ſie ein einfaches Weſen iſt, wie ſollen wir die Ungleichheit der Geiſter „begreifen? Eben ſo, als wenn man ſagen wollte: Zwei mathematiſche Punkte wären ſich ungleich. Die natürliche Gleichheit ſcheinet daher „eine unläugbare Folge von der Verſchiedenheit „der beiden Subſtanzen zu ſeyn."

Dieſe Frage, ſage ich, gehet uns hier ſo nahe nicht an; denn da die Meinungen der Weltweiſen über die Gleichheit der Geiſter ohnedem getheilet ſind, ſo könnten wir am Ende denen beipflichten, die für die Gleichheit ſind, wenn

wir nur erſt überzeugt wären, daß dieſe Folge mit der Lehre von der Immaterialität nothwendig verbunden ſei. Herr d'Alembert nimmt ohne Beweis an, daß es keine andre Ungleichheit gäbe, als die Ungleichheit in der nemlichen Ausdehnung, allein mit welchem Rechte?

In der Geometrie ſetzen wir alle übrige Eigenſchaften der Körper bei Seite, und betrachten dieſe nur in Abſicht auf ihre Ausdehnung im Raume; daher ſiehet man wohl, wie in der Geometrie ſich alle Ungleichheit auf Ausdehnung beziehen muß. Der mathematiſche Punkt ſoll endlich die Gränze der Ausdehnung, aber ſelbſt nicht ausgedehnt ſeyn. Man betrachtet ihn blos als den Ort, wo die Linie ſich endet, oder wo ſich zwo Linien durchſchneiden; daher können wir uns zwiſchen mathematiſchen Punkten gar keine Ungleichheit denken. Iſt aber die ganze Natur bloß Geometrie? Giebt es nicht außer der Ausdehnung noch einige andre Eigenſchaften, worin die Dinge unterſchieden ſeyn können, und

selbst Eigenschaften von einerlei Art können sie nicht von ungleichen Graden seyn?

In der Lehre von der Bewegung werden dem mathematischen Punkte verschiedene Sollicitationen zur Bewegung zugeschrieben, und dieser ist schon eine Eigenschaft, darinnen sie sich ohne Ausdehnung ungleich seyn können! denn jeder Ansatz zur Bewegung hat seinen bestimmten Grad der Geschwindigkeit, und dieser kann es in dem einem Punkte größer, in dem andern kleiner seyn.

Je mehr Eigenschaften der Dinge wir zulassen, desto mehr Ungleichheit finden bei demselben Statt. Herr d'Alembert hat im Vorhergehenden selbst bemerkt, daß es keine Schwierigkeiten habe, sich Modifikazionen zu denken, die nicht ausgedehnt sind, als z. B. Schwere, Bewegung, Denken, Wollen u. dgl. Wenn nun diese Modifikazionen verschiedene Grade zulassen, wie z. B. die Schwere ungleiche Geschwindigkeiten, die Ge-

danken ungleiche Klarheit, der Willen ungleiche Heftigkeit, oder überhaupt wie die Kräfte der Dinge von ungleicher Stärke seyn können, so ist ja nicht zu läugnen, daß es, außer der räumlichen Ausdehnung, so viel Ungleichheiten als Eigenschaften der Dinge gebe. Wenn er also dem einfachen Wesen eine Kraft zu empfinden und zu denken zuschreibet, was hindert ihn, dieser Kraft in jedem Individuo einen bestimmten Grad der Lebhaftigkeit, Einheit Stärke, u. s. w. zuzuschreiben, und hieraus die unendliche Verschiedenheit und Ungleichheit der Geister entstehen zu lassen.

In der That, da die Erkenntniß und Begehrungskräfte der Menschen so viele besondere Fähigkeiten und Neigungen erhalten, so hat Herr d'Alembert zweierlei zu beweisen, wenn wir die Nothwendigkeit seiner Folgen einräumen sollen. Er muß beweisen

1) Daß alle einfache Substanzen dieselben Fähigkeiten und Neigungen besitzen, und

2) Daß ihnen dieſe auch in gleichem Grade zukommen müſſen.

Das erſte bin ich geneigt zuzugeben, denn es ſcheinet mir wirklich keine Fähigkeit, keine Neigung irgend einem vernünftigen Weſen ganz verſagt zu ſeyn. Allein alle dieſe Kräfte und Neigungen können von verſchiedener Stärke und Wirkſamkeit ſeyn, und daraus in der Miſchung die unendliche Ungleichheit entſtehen, die wir unter den Menſchen wahrnehmen.

Dieſemnach können wir die Seele für eine einfache Subſtanz halten, und die Frage noch immer unerörtert laſſen, ob die Seele der Menſchen nicht ſich von Natur gleich und blos der Organiſazion und der Erziehung ihre Ungleichheit zu verdanken habe? Dieſe Frage iſt im übrigen, wie Herr d'Alembert wohl bemerkt, blos ſpekulativ; denn einmal iſt es ausgemacht, daß unſre Seele von der Beſchaffenheit der Organen abhänge, daß die Erziehung, worunter ich das

Klima, die Nahrungsmittel, die Regierungsform, den Umgang, u. s. w. mit begreife, zum Theil vermittelst der sinnlichen Werkzeuge, zum Theil auch unmittelbar einen großen Einfluß auf die Seele haben, und endlich daß es niemals zween Menschen gegeben, die vollkommen gleiche Werkzeuge gehabt, und eine vollkommen gleiche Erziehung genossen hätten. Mithin kann die Entscheidung der Frage von der natürlichen Gleichheit oder Ungleichheit der Geister keinen praktischen Nutzen haben. Beide Fälle gelten uns gleich, wenn wir die Geister nehmen, wie sie die Natur giebt, mit ungleichen Organen verbunden, und jeden in seiner besondern Sphäre von äußerlichen Umständen, die ihn verschiedentlich bestimmen; die Geister mögen sich gleich oder ungleich gesetzt werden, die Menschen können nicht anders als verschieden seyn.

Verlanget man indessen einige Gründe, um diese Frage ohne Rücksicht auf einen praktischen Nutzen zu entscheiden, so scheinet es mir der Har-

monie und der vollkommensten Ordnung gemäß, daß die Geister und Körperwelt sich beständig parallel bleiben, und daher mit ungleichen Werkzeugen auch ungleiche Geister gegen einander vollkommen so verhalten, wie die Organen, die sie beseelen. Die Regeln der Weisheit scheinen diese vollkommene Uebereinstimmung zu fordern, und so lange man die Unmöglichkeit derselben nicht bewiesen hat, kann man sie in den Werken der Natur keck voraussetzen. Man muß, wie ich glaube, die Ungleichheit der Geister entweder für schlechterdings unmöglich halten, oder zugeben, daß der allerweiseste Werkmeister der Natur nicht Gleiches mit Ungleichem verbunden haben wird. Man fragt: „wenn die Seele eines Menschen plötzlich in den Körper eines anderen Menschen versetzet werden sollte, wie „würden sie sich verhalten? Nach meinen Grundsätzen würde ich antworten: so wie diese Versetzung nicht ohne Wunderwerk geschehen kann, eben so muß ein zweites Wunderwerk geschehen, die Seele mit ihrem neuen Werkzeuge gleichsam

bekannt zu machen, wenn sie in ihrem neuen Zustande empfinden und denken soll. Ich glaube, daß ohne ein Wunderwerk die Seele weder von aller organisirten Materie abgesondert, noch mit andern Organen verbunden seyn könne, als mit welchen ihre Kräfte übereinstimmen, und daß sie mit keinen andern Organen übereinstimmen, als mit denen, die von ihnen wirklich beseelt werden.

Ich sage, die Seele kann weder empfinden, noch denken, wenn sie nicht eine Porzion organisirter Materie zum Werkzeuge der Empfindungen hat; und hierin werden die mehrsten Weltweisen wohl mit mir übereinstimmen. Der Grund davon? — Der eingeschränkte Geist des Menschen kann nicht alle Gegenstände unmittelbar empfinden: wenn er die nächsten Gegenstände unmittelbar wahrnimmt, so wird er die entferntern nur vermittelst der Veränderungen erkennnen, die sie in den nächsten hervorbringen: dieses sind die Eigenschaften, die allen

Glied-

Gliedmaßen der Sinne, oder vielmehr dem gemeinschaftlichen Werkzeuge derselben zukommen. Es sind Porzionen organisirter Materie, deren Veränderungen die Seele unmittelbar empfindet, und dadurch sie auch andere sinnliche Dinge, aber nur mittelbar wahrnimmt. So empfindet die Seele bei dem schon zunächst nur die Eindrücke auf dem netzförmigen Häutchen, oder gar im Gehirne; aber vermittelst derselben auch andere sichtbare Dinge und andere Eigenschaften. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit den übrigen Sinnen; und wie ist es auch anders möglich, wenn die Seele nicht alles Sinnliche unmittelbar empfinden soll? Diejenige Porzion Materie also, deren Modifikazionen die Seele unmittelbar empfindet, wird ihr Werkzeug genannt; weil sie vermittelst derselben auch von andern Gegenständen unterrichtet wird, die nicht unmittelbar auf sie wirken können. Nur derjenige Geist bedarf keines Werkzeuges, der allenthalben gegenwärtig ist,

das heißt, der alle Theile dieses unermeßlichen Weltalls unmittelbar durchschauet.

Daß aber die Seele nur mit ihren eigenen Organen umzugehen wisse, und in jedem andern Gehirne nicht zu Hause seyn würde, werden einige Weltweisen nicht zugeben, diejenigen nemlich, welche der Seele selbst keine bleibende Eigenschaft zukommen laßen. Nach ihrer Meinung erwirbt die Seele in der Verbindung mit dem Körper nichts, das in ihr fortdauere. Sie behält weder Begriffe, noch Fertigkeit, noch Neigungen: denn alles dieses sind Modifikazionen der Organen, nicht der Seele. Dieser schreiben sie blos das Vermögen zu, in dem gemeinschaftlichen Werkzeuge gleichsam zu lesen. In einem andern Werkzeuge würde sie die Züge, die demselben eingedrückt sind, eben so gut lesen können. Sie würde vollkommen so empfinden und denken, als wenn sie niemals ein anderes Gehirn gekannt hätte, sondern von jeher mit diesem in

Verbindung gewesen wäre. Allein ich denke mir in den Werken des Schöpfers eine weit grössere Harmonie. Ich glaube, was in den Organen der Seele nach den Gesetzen der körperlichen Natur geschieht, gienge zu gleicher Zeit und mit gleichen Schritten auch in der Seele nach ihren eigenen Gesetzen vor; so wie in den Organen Eindrücke des Vergangenen zurückbleiben, so müssen auch in der Seele Begriffe des Vergangenen zurückbleiben. Sind im Gehirne materielle Spuren der erworbenen Fähigkeiten und Neigungen anzutreffen, so muß das Geistige auch in der Seele fortdauern. Da wir nun gesehen, daß in unsern sinnlichen Empfindungen selbst das Vergangene sich einmische, indem viele durch Gewohnheit und Uebung erlangte Erfahrungsurtheile unvermerkt mit einfliessen, und die sinnliche Empfindung modificiren; so ist offenbar, daß auch die Begriffe des Vergangenen in dem Gehirne harmoniren müssen, wenn die Seele das Gegen-

wärtige wahrnehmen soll. Mit einem andern Werkzeuge, als das sich gleichsam mit ihr zugleich gebildet hat, kann sie ohne Wunderwerke niemals in Harmonie kommen; und ohne diese Harmonie können die Verrichtungen der Seele niemals von statten gehen, als wenn man das Haupt eines Thieres auf den Rumpf eines andern Thieres setzen wollte. Ohne Wunderwerk würde weder Nerv auf Nerv, noch Muskel auf Muskel, noch Ader auf Ader passen, und die sich fremden Theile niemals zusammen ein ganzes Thier ausmachen.

Gedichte.

Monologe
aus dem Hamlet.

Seyn, oder Nichtseyn! dieses ist die Frage!
Ists edler, im Gemüth des Schicksals Wut
Und giftige Geschoß zu dulden; oder
Sein ganzes Heer von Qualen zu bekämpfen,
Und kämpfend zu vergehn? — Vergehen? —
Schlafen! —
Mehr heißt es nicht! Ein süsser Schlummer ists,
Der uns von tausend Herzensangst befreit,
Die dieses Fleisches Erbtheil sind! wie würdig
Des frommen Wunsches ist vergehen, schlafen!
Doch schlafen? Nicht auch träumen? — Ach!
hier liegt
Der Knoten! Träume, die im Todesschlaf
Uns schrecken, wenn einst dieses Fleisch verwest,

Sind fruchtbar! Dieſe lehren uns geduldig
Des langen Lebens ſchweres Joch ertragen.
Wer litte ſonſt des Glückes Schmach und Geißel,
Der Stolzen Uebermuth, die Tyranney
Der Mächtigen, die Quaal verſchmähter Liebe,
Den Mißbrauch der Geſetze, jedes Schalks
Verſpottung der Verdienſte, mit Geduld?
Könnt uns ein bloßer Dolch die Ruhe ſchenken,
Wo iſt der Thor der unter dieſer Bürde
Des Lebens länger ſeufzete? — Allein
Die Furcht vor dem, was nach dem Tode folgt,
Das Land, von da kein Reiſender zurück
Auf Erden kam, entwaffnen unſern Muth.
Wir leiden lieber hier bewuſte Quaal,
Eh wir zu jener Ungewisheit fliehn. —
So macht uns alle das Gewiſſen feige!
Die Ueberlegung kränkt mit bleicher Farbe
Das Angeſicht des feurigſten Entſchluſſes.
Dies unterbricht die größte Unternehmung
In ihrem Lauf, und jede wichtge That
Erſtirbt. — — —

Pope's Gedicht:

Der ſterbende Chriſt an ſeine Seele.

Hauch Gottes, der du in mir lebeſt,
Verlaß, verlaß das ſterbliche Gebein!
Du fliegeſt, ſäumeſt, hoffeſt, bebeſt,
Und fühlſt des Todes Seeligkeit und Pein.
Hör' auf, Natur, zu widerſtehen,
Laß mich ins Leben übergehen!

Horch, Engel liſpeln, komm von hinnen,
Wohlan, o Schweſter, zögre nicht!
Was raubt mir plötzlich meine Sinnen?
In welche Nacht ſinkt mein Geſicht?
Der Puls hört auf, ich athme tief mit Noth;
O, meine Seele, ſprich, heiſt das der Tod?

Die Welt verſchwindet tief ins Leere!
Der Himmel öfnet ſich, ich höre
Das göttliche Gebot:
Empfangt ihn an der ew'gen Schwelle!
Wo iſt nunmehr dein Sieg, o Hölle?
Wo iſt dein Stachel, Tod!

Brautlied
auf die Vermählung
der
Prinzeſſinn von Oranien.

Chor.

Dein iſt, Gott der Ehre,
Ruhm, Gewalt und Herrlichkeit!
Dir rauſcht der Palmen Pracht
Von des Baches ſtillen Weiden,
Und von Myrtenreiſern,
Wie Majeſtät von Lieb' umkränzt!

Dir hallt des Tempels Zinne
Von Hoſianna wieder!
Und aus feſtlichen Lauben
Wirbelt Lobgeſang
In die Wolken empor! —
Statt Opferrauchs von flammenden Altären.

Eine Stimme.

Unſre Trübſal kehrt der Herr in Reigen,
Unſer Trauerkleid in feſtlich Gewand!
Er wiſcht von unſerm Angeſicht die Thränen,
Und Brautgeſänge ſchallen umher!
Die Blum — ihn hat die Weisheit
Geſäuget und der Freiheit
In den Schooß gelegt,
Ihrer Rechte Schild zu ſeyn —
Jetzt führt die Keuſchheit ihn
In der Liebe Blumenfeſſeln.

Chor.

Singet, ihr Völker, in wechſelnden Chören!
Der Du kommſt, ſei uns geſegnet
Im Namen des Herrn!

Eine Stimme.

Wie Eden da lag,
Den betrachtenden Menschen erwartend,
Wie die Tugend, ihrer Unsterblichkeit sicher,
So sitzt im innren Frauenzimmer
Wilhelminens siegende Schönheit.
Aloe und Myrrhen duftet
Ihr hochzeitliches Gewand:
Gold und köstlich Geschmeide
Strahlet um und um:
In ihrem Herzen Unschuld,
Im Gemüthe Furcht des Herrn,
Und im sanften Auge Liebe.

Chor.

Einzig ist sie ihrer Mutter fromme Taube,
Schön wie der Mond, wie die Sonne auserwählt.

Eine Stimme

Vernimms, o Fürstentochter, merke drauf!
Dir huldigen weit entlegne Zonen:
Der Aufgang zollt Dir seinen Segen,

Der Niedergang flieht Dich an,
Und die Schweſtern Belgiens bringen Dir Ge-
ſchenke!
Dort, wo die Freiheit thronet
Auf der Völker Handelsſchätzen,
Sei fernerhin Dein Vaterland!
Laß die Geſpielinnen im Pallaſt zurück.
Vergiß Dein Volk und Deines Vaters Haus!
Doch wir vergeſſen Deiner nicht.

Chor.

Unſre Rechte müſſe ihren Harfengriff vergeſſen,
Wenn wir Deiner je vergeſſen!

Eine Stimme.

Töne freudig, Saitenſpiel!
Daß unſer Feſt kein Unmuth ſtöre!
Strahle heitrer, Licht der Welt!
Daß kein Gewölk den Tag verdunkle,
Da Friedrich fühlt, wie Väter fühlen.
Groß iſt der Held am Tage der Feldſchlacht,
Größer der König im häuslichen Frieden!
Herr, laß Fried' in ſeinen Mauren

Glück in seinen Pallästen blühn!
Heldenarbeit war des Weisen Jugend,
Heldenlohn erwartet sein Alter dereinst!

Chor.

Dein ist, Gott, die Ehre,
Ruhm, Gewalt, und Herrlichkeit!
Laß der Staaten Wohlstand blühn,
Die dein duldend Lamm mit Liebe weiden!
Laß in ihrem Schatten Deine Kinder
Den Völkern deine Thaten preisen:
Bis einst auf ewig ihr Heil,
Wie lichter Glanz in Wolken, flammet.

Ode

zum Lobe Gottes.

Nach einem Donnerwetter 1777.

Der Donner, der mit Raſen brüllte,
Und Wald und Flur mit Schrecken füllte,
Rollt nicht mehr durch den Dunſtkreis her;
Und auf dem ſchwermuthsvollen Anger,
Erſchreckt die Luft, von Schwefel ſchwanger,
Mit Blitzen keine Pilger mehr. —

Der Sturmwind ſchweigt, und rege Weſte
Durchſäuſeln nun die ſchwanken Aeſte,
Und wandern ſanft durch Klee und Rohr;
Der Vögel Chor ſtimmt neue Lieder,
Entfaltet haucht die Roſe wieder,
Und hebt ihr hangend Haupt empor.

Wer war's der ſo im Sturmwind ſtürmte?
Und Wolken, gleich Gebürgen, thürmte?
Der ihre Laſt mit ſtarker Hand
Ums ganze Firmament gezogen?
Wer hat den bunten Regenbogen
Von Pol zu Pole ausgeſpannt?

Du biſt es Gott, mein Fels, mein Retter!
Dein Hauch entzündet Donnerwetter,
Stillt und entkerkert Sturm und Meer!
Du ſchwingſt geflügeltes Verderben,
Machſt Welten, ſo wie Gras erſterben,
Und die Natur ganz freudenleer.

Dein Lächeln schmückt mit Schmelz die Hügel,
Berhaut des Zephyrs Rosenflügel,
Und hüllt in Samt den Schooß des Thals.
Du winkst nur, und die Welt verschwindet
Wie Dunst, in schwüler Luft entzündet,
Wie Funken des geschlagnen Stahls. —

Der Sterne Chor und die Planeten
Sind Spuren, die dein Fuß getreten,
Und Ewigkeit ist dein Gewand. —
Du goßest Welten ohne Gränzen,
Die in azurner Luft kaum glänzen,
Atomen gleich, aus deiner Hand.

Als öde Nacht die Leere füllte,
Und die Natur in Graus verhüllte,
Warst du es, der ihr Zepter brach;
Da ließest du das Jetzt gebähren,
Als ungeheurer Welten Sphären
Dein schaffend Wort ins Daseyn sprach. —

Du blickteſt nur, und es geronnen
Die Blicke ſchnell zu großen Sonnen,
Zu Funken Deines heil'gen Lichts;
Und was des Aethers Gleiſe tragen,
Den Thierkreis, Angelſtern und Wagen,
Hing Deine große Hand an Nichts.

Wie groß, o Gott! ſind Deine Werke!
Doch nicht nur groß an Macht und Stärke,
Strahlſt Du in jeder Creatur:
Auch Deine Huld und Vatergüte,
Zeigt ſich (wie wallt nicht mein Geblüte!)
Im kleinſten Werke der Natur. —

So wie am uferloſen Raume,
Der Glanz von deines Kleides Saume,
Titan, das rege Licht der Welt,
Mit Huld und ſegenſchwangerm Strahle,
So wohl den niedern Klee im Thale,
Als ſtolzer Zedern Spitz' erhellt —

So ſpeiſeſt Du mit mildem Blicke
Den Bürger eines Blatts, die Mücke,
Den Sänger, der auf Zweigen hüpft,
Und alles in der Dinge Sphäre,
So wie den Menſch, der Schöpfung Ehre,
Das Glied das Welt verknüpft —

O ſchwinge dich aus deiner Hülle,
Mein Geiſt, und ſteig in heil'ger Stille,
Frei von des Körpers trägem Thon,
Voll Ehrfurcht auf der Dinge Leiter
Von Stuf zu Stufe zitternd weiter
Zu Gott, und knie' vor ſeinem Thron. —

Lob Ihn, melodiſches Gefieder!
Geſchöpfe! fall't aufs Antlitz nieder,
Und lallt im Staub' des Schöpfers Lob!
Ihr Wälder! beugt die ſtolzen Wipfel!
Neigt Berge tief vor dem die Gipfel,
Der euch ſo majeſtätiſch hob.

Lob ihn, endloser Wesen Kette!
Auf, Wolken! eifert um die Wette,
Und stimmt ihm heil'ge Hymnen an!
Doch schweigt — Eu'r Daseyn zeigt Ihn grösser,
Und preißt als Herold ihn weit besser,
Als ihn eu'r Stammeln preisen kann. —

Danklied
der Judenschaft
bei
Entbindung
der
Prinzessinn von Preussen.

Die Gemeine.

Danket dem Herrn mit Freuden! Kommet vor ihn mit Frolocken!
Erkennet, daß Jehovah Gott ist! danket ihm! lobt seinen Nahmen!

Denn Jehovah ist freundlich! Seine Gnade
währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Der Vorsänger.

Wie die Sonn' am Firmament,
Wie im andachtvollen Aug' die Thräne,
Wie Salböl auf dem Haupte Aarons,
Das die goldgedeckte Stirn herab,
Wie Thau vom Hermon, träufelt:
So glänzet eine Königskrone
Auf dem Haupte des Gerechten.
Jehova hat von Ewigkeit her
Seine Tage gezählet,
Und jedem eine Perle angehängt:
Gerechtigkeit thront neben ihm,
Und Wahrheit suchet seinen Schatten.

Die Gemeine.

Danket dem Herrn, ihr Völker,
Denn der Herr ist freundlich. Seine Gnade
währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Vorsänger.

Auch den Königserben
Hat er eingeweihet,
Des Vaterlandes Vater zu seyn.
„Mein Sohn, den ich mir erwähle,
„Sprach Jehova, als die schöngebild'te Seele
„Seine Schöpferhand verließ:
„Siehst Du jenen Pfad,
„Den zur Unsterblichkeit
„Friedrich, mein ältrer Sohn,
„Zeichnet, und winket?
„Tritt in seine Spuren!
„Sei weise, so wie er!
„Liebe so dein Volk!
„Beschütze so die Unschuld,
„Und weide mein verlornes Schaf,
„Mein Israel, mit dem Stab gelinde!

Gemeine.

Danke dem Herrn, gesegnetes Volk,
Denn der Herr ist freundlich, seine Gnade
währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Vorsänger.

Wie unter duftenden Rosen
Eine Knospe Wohlgerüche
In ihrem jungen Busen verschließt;
Wie die Unschuld auf dem Schooß der Jugend,
So lächelt die holde Neugebohrne
Auf dem Schooße der betenden Mutter!
„Der du vom Schmerze mich befreitest,
„Mein Gott, laß mich auch Könige gebähren,
„Würdig auf Friedrichs Thron zu sitzen!
Und dankende Zähren fließen,
Wie Morgenthau auf Veilchen,
Auf die Wangen des lächelnden Kinds.

Gemeinde.

Danket dem Herrn mit Freuden, ihr vom Hause Jakob,
Denn der Herr ist freundlich, seine Gnade währet ewig,
Und seine Treue für und für!

Vorsänger.

Eilet auf der Winde Flügeln,
Sagts dem Heldenstamm der Guelphen,

Verkündiget es an dem Ufer der Ocker:
„Sie iſt entbunden! ſie iſt entbunden!
„Ulrike, die Vielgeliebte!
„Sie hat die Liebe der Könige gezeugt,
„Wie ſie!
„Und zeuget, wenn der Lenz
„Die Erde wieder grüßt,
„Der Könige Bewunderung
„Wie Er!

Gemeine.

Danket dem Herrn mit Freuden, kommt vor ihn mit Frolocken!
Denn Jehovah iſt freundlich! Lobet ſeinen Nahmen!
Erkennet, daß Jehovah Gott iſt! Seine Gnade währet ewig,
Und ſeine Treue für und für.